HEBEL.

J. P. Hebels

sämmtliche Werke.

Erster Band.

Allemannische Gedichte.

Mit dem Bildnisse Hebels.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1834.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München

Leben des allemanniſchen Dichters Johann Peter Hebel.

1.

Johann Peter Hebel wurde den 10ten Mai 1760 zu Baſel geboren, und den 13ten deſſelben Jahrs in der Kirche zu St. Peter daſelbſt getauft.

Sein Vater war Johann Jakob Hebel, Schutzbürger und Webermeiſter zu Hauſen, einem Badiſchen Dorfe, welches im Wieſenthale eine Stunde hinter Schopfheim liegt, und von Baſel ſechs Stunden entfernt iſt. Seine Mutter war Urſula, eine geborne Oertlin. Das Vermögen dieſer beiden Leute beſtand in einem kleinem Hauſe nebſt einigen Grundſtücken und Kapitalien. Solches Vermögen hatten ſie zum Theil von ihren Eltern geerbt, zum Theil in ihrer Dienſtzeit, als ſie noch unverheirathet

waren, durch redlichen Fleiß und weise Sparsamkeit erworben.

Johann Jakob Hebel war aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig. Schon als Jüngling verließ er seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Zu Basel wurde er Bedienter bei einem Major, Namens Iselin, welcher zuletzt als Brigadier starb, und begleitete ihn und sein Regiment nach Flandern und an den Niederrhein, so wie später nach Korsika, wo er sich in den Jahren 1756 und 1757 befand. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich mit der genannten Ursula Oertlin, welche er zu Basel, wo sie in dem nämlichen Hause diente, kennen gelernt hatte. Da sie die Tochter eines Bürgers von Hausen war, und hier ihr Vermögen hatte, so nahm er mit ihr in diesem Dorfe seinen Wohnsitz. Weil sie aber beide sich durch ihre Rechtschaffenheit und Treue bei der Familie zu Basel, bei welcher sie in Diensten gestanden waren, eine fortdauernde Achtung und Liebe erworben hatten, und sich ihnen zur Zeit des Frühlings und Sommers in dieser Stadt eine günstigere Gelegenheit zum Erwerbe als in ihrem Heimathsorte darbot, so begaben sie sich jedesmal im Frühling zu ihrer vorigen Herrschaft nach Basel zurück, und blieben einige Monate hindurch daselbst, indem sie theils im Hause, theils im Garten um den Taglohn arbeiteten. Während eines solchen Aufenthalts im Jahr 1760 geschah es, daß ihr

Sohn, Johann Peter, zu Baſel geboren wurde.

Johann Jakob Hebel lebte mit ſeiner Ehefrau zufrieden und glücklich, aber frühe ſchon entriß ihn der Tod den Seinigen. Schon am 25ten Juli 1761 ſtarb er zu Hauſen in einem Alter von 41 Jahren, nachdem er kurz vorher krank von Baſel zurückgekommen war. Seine Familie verlor an ihm einen rechtſchaffenen und treuen Hausvater, der ſowohl wegen ſeines Verſtandes, als auch wegen ſeines gefühlvollen und frommen Gemüthes bei Allen, die ihn kannten, geachtet war. Als er ſtarb, hatte Johann Peter noch nicht völlig ein Alter von einem Jahre und drei Monaten erreicht. Ein jüngeres Kind, mit Namen Suſanna, war beim Tode des Vaters erſt fünf Wochen alt, aber es folgte ihm noch im nämlichen Jahre in die Ewigkeit.

Dieſes Verhängniß, welches die hinterlaſſene Wittwe getroffen hatte, war ſchwer; aber auch hier beſtätigte ſich der alte Spruch, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen. Sie war eine Frau von vorzüglichem Verſtande und edlem Gemüthe, und ihre bedrängte Lage diente nur dazu, daß ſie bei der Erfahrung der Eitelkeit des irdiſchen Glückes den hohen Werth ihrer Tugend und Frömmigkeit um ſo inniger fühlen lernte. Ihr theuerſtes Gut auf Erden, an welchem ihr mütterliches Herz hieng, war ihr kleiner Knabe, — das einzige Kind,

welches ſie noch hatte; und dieſer Knabe wurde ihr um ſo theurer, als ſich ſchon frühe vor ihren Augen die herrlichen Anlagen ſeines Geiſtes entwickelten. Aber je mehr ſie ihn liebte, um ſo mehr glaubte ſie ihm ihre Liebe nicht beſſer erweiſen zu können, als durch eine gewiſſenhafte und chriſtliche Erziehung. Frühe ſchon erkannte ſie, daß ſein jugendlicher Geiſt einer wachſamen und ſtrengen Aufſicht bedürfe. Er war ein Knabe von gutmüthigem Herzen, aber bei ſeinem ſehr muntern und regſamen Geiſte blieb er nicht von jugendlichem Muthwillen frei, wovon noch jetzt manche Beiſpiele eigener Art erzählt werden. Deswegen verwendete ſie die genaueſte Sorgfalt auf ſeine Erziehung. Mit ſanfter Liebe, aber auch, wo es nöthig war, mit ernſter Strenge leitete ſie ihn auf der richtigen Bahn. Ihr Herz ermüdete nicht in dieſem ſchönen Berufe, und ihre mütterliche Sorgfalt blieb nicht ohne reichen Segen. Beſonders machte ihr frommer Geiſt einen tiefen Eindruck auf ihn, und frühe ſchon erwachte ein gleicher Geiſt auch in ſeinem Gemüthe, und that ſich auf eine ſehr erfreuliche Weiſe kund. So zum Beiſpiel verfertigte er ſich als Knabe ein Käſtchen, um die Puppen von Raupen darein zu legen, die er geſammelt hatte. Er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab, legte ſie hinein, und ſetzte, nachdem er ſie mit Erde leicht zugedeckt hatte, ein kleines Kreuz darüber. Mit Sehnſucht ſah er dann ihrer Auferſtehung entgegen, und freute ſich, wenn dieſe erfolgte, um ſo inniger, da ſein frommes Herz eine tröſtliche Andeutung unſers zukünftigen Lebens darin fand.

Mit der Mutter vereint wirkten andere gut geſinnte Menſchen für das Wohl des heranwachſenden Knaben. Beſonders nahm ſich desſelben auch der Schullehrer des Dorfes, Andreas Grether, gewiſſenhaft und liebreich an. Bei dieſem gieng Hebel von ſeinem ſechsten Jahre an bis in ſein zwölftes in die Schule. Grether liebte den Knaben wegen ſeiner ausgezeichneten Anlagen ſehr, beſtrebte ſich mit aller Treue, ſein Wohl zu befördern, und behandelte ihn eben ſo mit freundlicher Milde als mit gehörigem Ernſte. Das Andenken dieſes Mannes trug Hebel ſtets in dankbarem Herzen, und äuſſerte ſich oft mit Rührung und Achtung über ihn. Als vor mehreren Jahren an Hebel von einem ſeiner Freunde und Schüler, der damals in Schopfheim wohnte, die bekannte Zeichnung des Hauſes, in welchem er und ſeine Mutter einſt wohnten, geſendet wurde, wobei ſich zugleich noch ein Theil des in der Nähe ſtehenden Schulhauſes darſtellt, ſo ſchrieb er dem Ueberſender zurück: „Beide Stätten ſind mir hei„lig, wo zwei Menſchen wohnten, meine Mutter „und mein Schulmeiſter, Andreas Grether, „die ſo Vieles an mir thaten, denen ich ſo Vie„les verdanke.“

Neben der teutſchen Schule zu Hauſen beſuchte Hebel, nachdem er die nöthigen Vorkenntniſſe im Leſen und Schreiben erlangt hatte, auch die lateiniſche Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte. Wahrſcheinlich erhielt er noch bei Auguſt

Gottlieb Preuſchen, welcher bis zum Jahre 1769 Diakonus zu Schopfheim und Lehrer der lateiniſchen Schule war, den erſten Unterricht in den Anfangsgründen der lateiniſchen Sprache. Auf Preuſchen folgte aber Karl Friedrich Obermüller, welcher im Jahre 1810 als Pfarrer zu Weitnau ſtarb. Von dieſem wurde er mehrere Jahre unterrichtet.

Außerdem aber empfieng Hebel auch zu Baſel Unterricht im Lateiniſchen, ſo wie im Zeichnen und in andern Lehrgegenſtänden. Auch jetzt noch beſuchte ſeine Mutter oft die Familie zu Baſel, bei der ſie im Dienſt geſtanden war, und hielt ſich gewöhnlich im Sommer längere Zeit daſelbſt auf, um durch Arbeit ſich Lohn und Unterhalt zu erwerben. Während dieſer Zeit genoß er daher in dieſer Stadt den nöthigen Schulunterricht.

So brachte er einen großen Theil ſeines Knabenalters abwechſelnd bald in einem armen Dorfe, bald in einer reichen Stadt zu, und lernte das menſchliche Leben von verſchiedenen Seiten kennen. So lange er ſich in Hauſen befand, lebte er in Dürftigkeit. Er mußte ſich mit geringer Koſt begnügen, und, gleich andern Knaben wenig bemittelter Eltern, manche beſchwerliche Arbeiten verrichten. Mühſam mußte er im Winter ſeiner Mutter das nöthige Holz zuſammenleſen und nach Hauſe tragen. Zuweilen arbeitete er auch für das Eiſenwerk zu Hauſen,

indem er Steine für den Schmelzofen zerſchagen half. In den Tagen aber, in welchen er ſich zu Baſel aufhielt, lebte er im Hauſe einer vornehmen und reichen Familie, ohne die Beſchwerden der Armuth zu fühlen. Stets erfreute er ſich hier einer freundlichen und liebreichen Behandlung. Unvergeßlich blieb ihm daher das Gute, welches ihm auf dieſe Weiſe zu Theil ward. So oft er in ſpäteren Jahren in die Nähe von Baſel kam, beſuchte er die edle Familie, von welcher er als Knabe ſo manche Wohlthat empfangen hatte; und als er ſpäter ſeine Wohlthäterin, die Gemahlin Iſelins, nicht mehr unter den Lebenden fand, ſo verließ er doch Baſel nie, ohne die Stätte ihres Grabes beſucht zu haben.

Als aber Hebel das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, traf ihn ein ſchweres, und ohne Zweifel das ſchwerſte Verhängniß ſeines Lebens. Seine Mutter wurde, als ſie nicht völlig das ſiebenundvierzigſte Jahr vollendet hatte, im October 1773 während ihres Aufenthalts zu Baſel von einer Krankheit überfallen. Ungeachtet der menſchenfreundlichen Pflege, die ihr im Hauſe ihrer Herrſchaft zu Theil wurde, wünſchte ſie doch in ihre Heimath zurückgebracht zu werden, in der Hoffnung, daß ſie bei ihren Verwandten daſelbſt leichter geneſen werde. Ihrem dringenden Wunſche wurde nachgegeben, und ein Einwohner von Hauſen holte ſie am 16ten October deſſelben Jahres mit einem Fuhrwerke von Baſel ab. Bei der kranken Mutter befand ſich zugleich der

Sohn als Begleiter. Noch ahndete man, als sie Basel verließen, die Nähe des Todes nicht. Auf der Straße aber zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, ungefähr in der Mitte des Wegs von Basel nach Hausen, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken so sehr, daß alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Ehe nur ein Arzt herbeigeholt werden konnte, lag sie in den letzten Zügen, und verschied unter dem lauten Schluchzen und Weinen ihres bei diesem herzzerreissenden Anblicke trostlosen Sohnes. Ihr Leichnam wurde hierauf nach Hausen gebracht, und auf dem Kirchhofe daselbst beerdigt.

Auf's innigste liebte Hebel seine Mutter, und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm ihr Andenken heilig. Nur mit der tiefsten Rührung vermochte er an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Auch in einer an eine Landesgemeinde gerichteten Antrittspredigt, die er im 60sten Jahre seines Lebens schrieb, aber nicht vollendete, erwähnt er derselben. Er habe, sagt er, im dreizehnten Jahre seine Mutter verloren. „Aber" — fährt er fort — „der „Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie ver„lassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat „mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott ver„trauen, an seine Allgegenwart denken. Die „Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe „weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein „bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl „dabei gefahren."

2.

Als Hebels Mutter geſtorben war, wurden ihr Haus und ihre Grundſtücke verkauft, und das ganze Vermögen, welches dem Sohne zufiel, betrug zweitauſend fünfhundert Reichsgulden. Schon mehr als ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte ſie ihn ſeinem Lehrer Obermüller in die Koſt und in die Wohnung gegeben, damit er deſto ungeſtörter ſeine Zeit dem Unterrichte, den er bei demſelben empfangen ſollte, widmen könnte; und in dieſem Verhältniſſe blieb Hebel bis zur Confirmation. Außer dem Unterrichte, welchen er bei Obermüller im Lateiniſchen, im Griechiſchen und in andern Lehrgegenſtänden empfieng, wurde er auch von Johann Chriſtian Zilly, welcher damals Präceptor zu Schopfheim war, in der Geometrie, im Rechnen und im Schreiben unterrichtet.

Die vorzüglichen Fähigkeiten, die er immer mehr an den Tag legte, und die immer größeren Fortſchritte, die er in ſeinen Kenntniſſen machte, beſtärkten ſeine Freunde immer feſter in der Hoffnung, daß etwas Ausgezeichnetes aus ihm hervorgehen werde. Er hatte frühe ſchon Neigung zum Studiren gefaßt, und ſeine Freunde ermunterten ihn zur Ausführung dieſes Entſchluſſes. Beſonders war es die Theologie, die ſein Gemüth anſprach. Er wünſchte ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen; denn von früher Jugend an ſchien ihm der Beruf eines Predigers der

ſchönſte zu ſeyn. Schon als kleiner Knabe hatte er manchmal auf einem Tiſche oder Stuhle gepredigt, und dadurch ſeine Neigung zu erkennen gegeben.

Im Mai 1774, bald nach ſeiner Confirmation, begab er ſich in Begleitung ſeines Vormunders, Sebaſtian Wehrer, eines Bürgers von Hauſen, nach Karlsruhe, um in der gelehrten Anſtalt, die damals unter dem Namen „Gymnasium illustre“ daſelbſt blühte, ſich weiter auszubilden, und für die Univerſität vorzubereiten. Um dieſe Zeit war Joh. Chriſtian Sachs, der bekannte Verfaſſer einer Geſchichte Badens, Rector des Gymnaſiums. Neben ihm lehrten Johann Leonhard Walz der Aeltere, welcher zugleich Oberhofprediger war, Chriſtoph Mauritii, Gottlob Auguſt Tittel, Johann Lorenz Böckmann, Karl Joſeph Bougine, und Wilhelm Friedrich Wucherer, von welchen Männern die meiſten durch ihre Schriften bekannt ſind.

Da Hebels Vermögen nicht bedeutend war, wurde er von einigen edlen Männern auf menſchenfreundliche Weiſe unterſtützt. Georg Friedrich Hummel, Geheimer Hofrath und Ephorus des Gymnaſiums, machte ihm von Zeit zu Zeit Geſchenke mit Geld. Chriſtoph Mauritii, Kirchenrath und Profeſſor, welcher bereits erwähnt wurde, gab ihm in jeder Woche an einem Tage unentgeldlich

die Koſt. Beſonders aber nahm ſich deſſelben Auguſt Gottlieb Preuſchen liebreich an, der ihn ſchon früher in Schopfheim kennen gelernt hatte, und ſeit dem Jahr 1769 als Hofdiakonus zu Karlsruhe angeſtellt war. Preuſchen gab ihm nicht nur zwei Tage in jeder Woche freie Koſt, ſondern auch unentgeldlich ein Wohnzimmer in ſeinem Hauſe, und übernahm die Aufſicht über ihn, ſo lange ſich Hebel als Schüler in Karlsruhe befand.

Vier Jahre brachte Hebel in dieſer Stadt zu, und zeigte ſich im erfreulichſten Lichte. Er war einer der ausgezeichnetſten Schüler des Gymnaſiums, und machte vorzügliche Fortſchritte. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugniſſe zur Univerſität entlaſſen.

Unter den Univerſitäten wählte er Erlangen, wo damals beſonders zwei berühmte Theologen lehrten. Der eine war Georg Friderich Seiler, unter deſſen zahlreichen Schriften beſonders ſein bibliſches Erbauungsbuch bekannt iſt; der andere Johann Georg Roſenmüller, deſſen Scholien zum neuen Teſtament noch immer als ein gutes Handbuch gebraucht werden. Letzterer war zugleich in dem Jahr, als Hebel nach Erlangen kam, Prorector der Univerſität, und unterzeichnete am 8ten Mai 1778 den Aufnahmsſchein, vermöge deſſen Hebel in die Reihe der akademiſchen Bürger eintrat.

Auf der Univerſität zeichnete ſich Hebel nicht

durch angeſtrengten Fleiß aus. Ein anhaltendes Beſuchen der Collegien und vieles Studiren ſprach ſeinen freien und ſelbſtthätigen Geiſt nicht ſehr an. Aber auch mit geringerem Fleiße brachte er es durch ſeine ausgezeichneten Fähigkeiten dahin, daß er nach ſeiner Zurückkunft die ihm auferlegte Prüfung zu Karlsruhe im September 1780 wohl beſtand, und unter die Candidaten der Theologie aufgenommen wurde.

3.

Nachdem Hebel ſeine Prüfung zu Karlsruhe beſtanden hatte, ſo begab er ſich in die geliebte Gegend zurück, in welcher er einſt als Knabe gelebt hatte. In Hertingen, einem Dorfe, welches in einer ſchönen Gegend vier Stunden unterhalb Baſel liegt, und ungefähr fünf von Schopfheim entfernt iſt, wurde er von dem Pfarrer Philipp Jakob Schlotterbeck als Hauslehrer für ſeine Kinder angeſtellt. Zugleich unterrichtete er die Kinder eines andern Einwohners daſelbſt. Später unterſtützte er den Pfarrer auch in kirchlichen Geſchäften, nachdem er im Auguſt 1782 ordinirt worden war.

Der Aufenthalt in Hertingen war für Hebel ſehr angenehm, und mit Vergnügen ſprach er auch in ſpäteren Jahren oft noch davon. Schon im März 1783 aber wurde er von da abberufen, und zum Hülfslehrer an dem Pädagogium zu Lörrach mit dem Titel: Präceptorats-Vicarius, ernannt.

Nicht leicht konnte ihm ein angenehmerer Aufenthaltsort zu Theil werden, als es durch diese Anstellung geschah. Lörrach, eine kleine aber freundliche Stadt, liegt am Ausgange des lieblichen Wiesenthals, ungefähr vierthalb Stunden von dem ebenfalls freundlichen Schopfheim entfernt, und anderthalb Stunden von Basel, welches sich südlich von Lörrach in einer prächtigen Lage dem Auge darstellt. Die nahen Anhöhen gewähren die herrlichste Aussicht, und auf einigen derselben, wie auf dem mit Reben besetzten Tüllinger Berge, an dessen Ecke sich das Wiesenthal mit dem großen Rheinthale vereinigt, sieht man drei Länder vor sich: Teutschland, Frankreich und die Schweiz In dieser Stadt, in deren Umgebung die Natur so viel Großes und Herrliches darbietet, und die ihm wegen der Nähe seiner Heimath um so angenehmer war, brachte er nun acht und ein halbes Jahr zu, und die Tage, die er hier verlebte, waren die schönsten und heitersten seines Lebens.

Mit reichem Segen wirkte er in seinem Berufe, und fand bei den Eltern, deren Kinder er unterrichtete, dankbare Anerkennung. Bei den gründlichen Kenntnissen, die er in manchen Lehrfächern besaß, bei dem trefflichen Verstande, mit dem er sich schnell in jedes Fach, wenn es ihm unbekannt war, einarbeitete, welches namentlich bei der Naturgeschichte geschah, die er, um sie lehren zu können, selbst erst lernen mußte, und bei der sanften Gemüthsart und der heiteren Freundlichkeit, womit er die

Herzen der Schüler zu gewinnen wußte, eignete er ſich ganz vorzüglich zum Lehrer. Bei allen ſeinen Schülern erwarb er ſich Achtung, Liebe und Dank.

Außer dem Unterrichte, den er an dem Pädagogium ertheilte, beſorgte er zuweilen auch kirchliche Geſchäfte. Er predigte manchmal theils in der Stadt, theils in der umliegenden Gegend. Auch in dieſer Hinſicht fand er vielen Beifall.

Beſonders aber gewann er durch das Angenehme ſeines geſellſchaftlichen Umgangs die Herzen derer, die ihm nahe waren. Er lebte unter einem, durch geſunden Verſtand, gefühlvolles Gemüth, einfache Sitten und redliche, fromme Denkungsart ſich auszeichnenden Volke, das den Umgang mit einem Manne, wie er war, nicht anders als ſehr hoch ſchätzen konnte. Mit ſeinem geiſtreichen Weſen, ſeinem eigenthümlichen Scharfſinn und ſeinem unerſchöpflichem Witz, ſo wie mit ſeiner freundlichen ungeheuchelten Gemüthlichkeit und Einfachheit der Sitten, und dabei mit ſeinem heiteren und frohen Sinne zog er die Menſchen aus allen Ständen und vom verſchiedenſten Alter an ſich. Bei ihm fand der Landmann wie der höhere Gewerbsmann, und der wiſſenſchaftlich gebildete Staatsdiener angenehme Unterhaltung. Wie der Knabe und der Jüngling, ſo ſchloßen ſich der Mann und der Greis im Umgange gern an ihn an. Wer in jener Gegend wohnte, und ihn kennen lernte, liebte und achtete ihn.

Besonders aber waren es drei Männer, die sich damals des Umgangs mit ihm vorzüglich zu erfreuen hatten, und stets mit ihm in der vertrautesten Freundschaft standen. Der eine war Wilhelm Engelhart Sonntag, damals Lehrer der lateinischen Schule in der drei Stunden von Lörrach entfernten Stadt Kandern, und später Pfarrer zu Bötzingen, wo er im Jahr 1799 im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens starb. Schon auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo sie miteinander studirten, schloßen sie ihren innigen Freundschaftsbund, dem sie bis in den Tod getreu blieben. Der andere war Tobias Güntert, damals Prorector des Pädagogiums zu Lörrach, und später Pfarrer zu Weil, wo er im Jahr 1821 starb. In Günterts Hause gieng Hebel zu Lörrach in die Kost, und genoß viele frohe Stunden, und viele ihm unvergeßliche Beweise der Freundschaft. Der dritte ist Wilhelm Friedrich Hitzig, der im Jahr 1787 als Pfarrvicarius nach Lörrach kam, später Prorector des Pädagogiums daselbst wurde, hierauf in Rötteln, in Schopfheim und in Auggen nacheinander angestellt war, und gegenwärtig wieder zu Lörrach als Pfarrer dieser Stadt und als Decan der Diözese mit dem Titel „Kirchenrath" sich befindet, in welchem zweifachen Berufe er mit reichem Segen und im Besitze allgemeiner hoher Achtung stets fortwirkt. Hebel liebte und schätzte ihn sehr, und stand bis an seinen Tod mit ihm in vertrautester Freundschaft.

4.

Lange war Hebel von der Oberkirchenbehörde nicht ſo erkannt und geachtet, wie er es verdiente. Daß er ein geiſtreicher junger Mann und ſehr brauchbarer Lehrer war, entgieng ihr nicht, aber ſie erkannte ihn lange Zeit nicht nach dem vorzüglichen Grade ſeiner Würdigkeit. Acht und ein halbes Jahr mußte er ſich zu Lörrach als Präceptoratsvicarius mit einer jährlichen Beſoldung von ungefähr 350 Gulden begnügen, wobei er von ſeinem eigenen Vermögen zuſetzte; und eilf Jahre, vom Jahr ſeiner Aufnahme unter die Candidaten an gerechnet, wartete er auf Anſtellung an einer Pfarrei oder an einem Diakonat. So lange er als Präceptoratsvicarius in Lörrach ſich befand, gehörte er in die Reihe der Candidaten. „Eilf „Jahre", ſagte er daher in ſeiner oben erwähnten Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, „bis in das „einunddreißigſte meines Lebens wartete ich ver„geblich auf Amt und Verſorgung. Alle meine „Jugendgenoſſen waren verſorgt, nur ich nicht. „Ich ſtand noch da, wie der Prophet Jeſaias „ſagt, gleich einem Baume oben auf einem „Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel."

Die Neigung ſeines Gemüths war hauptſächlich auf eine Anſtellung an einer Landpfarrei gerichtet; aber die Vorſehung lenkte es anders. Es war nicht das ſtille, beſcheidene Loos des Dorfpredigers, das ihn erwartete, ſondern es war eine glänzendere Höhe, wohin er geführt werden ſollte.

Allmählig immer mehr von der ausgezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, beſchloß die oberſte Kirchen- und Schulbehörde ihn nach Karlsruhe an das Gymnaſium zu berufen. Dieſe Anſtalt enthielt damals zwei Abtheilungen. Die eine umfaßte die untern Schüler, welche ſechs verſchiedene Klaſſen nach dem Verhältniß ihrer Kenntniſſe ausmachten; die andere die obern, welche den Namen „Exemten" führten, und in drei Ordnungen eingetheilt waren. Hebel wurde im Spätjahr 1791 als Lehrer bei der Abtheilung der untern Schüler, und zwar an der oberſten und zweitoberſten Klaſſe derſelben mit dem Titel „Subdiakonus" angeſtellt. Er hatte in dieſem Berufe theils im Lateiniſchen und Griechiſchen und in den Anfangsgründen des Hebräiſchen, theils in Realien, wie zum Beiſpiel in der Naturgeſchichte, Unterricht zu ertheilen. Dabei war ihm auch zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürſtlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geſchäfte blieben ihm auch, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt wurde.

Wenig bekannt war er noch, als er in der Reſidenzſtadt Karlsruhe ankam; aber bald leuchtete ſein Name wie ein freundlicher Stern, der in der Nacht aus einer Wolke hervorbricht. Bald erlangte man allgemein die Ueberzeugung, daß ein vortrefflicher Lehrer für die Anſtalt an ihm gewonnen ſey. Nicht nur in denjenigen Lehrgegenſtänden, in welchen er

bereits gründliche Kenntniſſe beſaß, wie in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, ſondern auch in ſolchen, in die er ſich ſelbſt erſt einarbeiten mußte, welches jetzt namentlich bei der hebräiſchen Sprache geſchah, lehrte er mit dem beſten Erfolge; denn bei ſeinem ausgezeichneten Verſtande und bei ſeiner trefflichen Lehrgabe, wie ſie nur ſelten gefunden wird, war er jedem Unterrichte, den er zu geben hatte, gewachſen. Man bewunderte an ihm die Kunſt, auf eine eben ſo leichte und angenehme Weiſe als mit reichem Segen zu unterrichten. Sein Blick war auch hier beim Unterrichte ſtets freundlich, ſeine Rede ſanft und lieblich, ſein Ernſt, wenn er ihn zeigen mußte, würdig, ſein Vortrag lichtvoll und deutlich. Wie ein Vater ſtand er unter ſeinen Schülern; alle Herzen, von Liebe und Achtung ergriffen, waren ihm zugethan.

Wie im Lehrzimmer, ſo gewann er auch auf der Kanzel großen Beifall. Wenn er vor Landgemeinden predigte, war ſeine Rede ſehr einfach, und leicht zu verſtehen. In der Hofkirche zu Karlsruhe aber waren ſeine Predigten hauptſächlich an Zuhörer aus höheren Ständen gerichtet. Daher wendete er bei dieſen Predigten nicht immer die gleiche Sorgfalt auf die Einfachheit und Klarheit der Darſtellung, wie ſonſt bei andern Arbeiten. Was aber ſeinen Predigten bei ſeinen Zuhörern einen hohen Werth verlieh, war der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, und der ächt chriſtliche Geiſt,

der darin athmet, so weht die Wärme des Herzens, die sich in ihnen kund thut. Auch die Art seines Vortrags war angenehm. Er sprach mit Ruhe und mit tiefem Gefühle. Er verschmähte alle künstliche Declamation, aber der Ton war der treue Ausdruck seines fühlenden Herzens. Er bewegte nur selten seine Hände, aber um so bedeutungsvoller war der Ausdruck seiner Augen und seiner Gesichtszüge. Unter die große Zahl derjenigen, bei welchen Hebel als Prediger ausgezeichneten Beifall erlangte, gehörte auch Badens großer Regent, Karl Friederich, der gewöhnlich sein Zuhörer war. Von diesen Predigten wurden während der Lebenszeit Hebels nur zwei dem Drucke übergeben, und beide auf besonderes Verlangen seiner Freunde. Die eine, welche am vierten Sonntag nach Trinitatis 1794 über Apostelgeschichte Kap. 5. Vers 30 und 31 gehalten wurde, und vom glücklichen Loose des christlichen Menschenfreundes handelt, kam im Jahr 1795 heraus mit dem Titel: „Etwas zur Befestigung „des Glaubens an die göttliche Weisheit und „Güte bei den Schicksalen unglücklicher Gottes„verehrer und Menschenfreunde.“ Die andere, die er am zweiten Christtage 1796 über den Text Luk. 2. Vers 15 bis 20 vortrug, und in welcher er darüber sprach, wie Jesus mehr als einmal unerwartet unter den Menschen erschien, wurde im Anfang des Jahres 1797 herausgegeben. Vielleicht würde er selbst noch mehrere öffentlich mitgetheilt haben, wenn er länger gelebt hätte.

Auch der gesellschaftliche Umgang trug, wie einst in Lörrach, so auch in Karlsruhe viel zu der hohen Achtung und Liebe bei, die er sich erwarb. Alle die herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes, die er dort gezeigt hatte, erkannte und bewunderte man auch hier. Junge und Alte, Vornehme und Geringe fühlten sich auch hier in seiner Gesellschaft, durch seine ausgezeichnete Gabe zu unterhalten und zu erheitern, auf's innigste ergriffen, und an ihn gezogen; und wohl kann man sagen, daß er der unterhaltendste und beliebteste Gesellschafter in der ganzen Residenzstadt war.

Unter die Freunde und Verehrer Hebels gehörte besonders auch der damalige Geheimerath Friederich Brauer, der seit 1793 als Präsident an der Spitze des Consistoriums stand, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter, so wie auch als Mensch und als Christ groß war, und sich durch seine Verdienste um Staat und Kirche ein Andenken erwarb, das noch lange im Segen bleiben wird. Brauer liebte und schätzte seinen Freund Hebel sehr, und ergriff, so wie auch das Collegium, dem er vorstand, gern die Gelegenheit, die sich im Jahr 1798 darbot, denselben zu befördern. Am 21ten März dieses Jahres wurde Hebel zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache für die Abtheilung der Exemten des Gymnasiums mit bedeutender Erhöhung seiner Besoldung ernannt. In diesen Lehrfächern sollte er diejenigen Exemten,

welche Theologie ſtudiren wollten, fortan unterrichten. Dabei hatte er aber auch jetzt noch mehrere Lehrſtunden in alten Sprachen und in der Naturgeſchichte den Klaſſenſchülern, die er bisher unterrichtet hatte, zu ertheilen. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Selten nur trat er noch in dieſem und einigen folgenden Jahren als Prediger auf. Die wenigen Feſtpredigten aber, die er ſeitdem hielt, wurden wegen ihrer Vortrefflichkeit mit vorzüglichem Beifall aufgenommen, und ſind, wie die Ausgabe ſeiner Werke beweiſt, noch vorhanden.

Der hebräiſche Unterricht [illegible] den Exemten kam dadurch, daß er ihm übertragen wurde, in ſehr gute Hände. Zwar hatte er nur geringe Kenntniſſe der hebräiſchen Sprache nach Karlsruhe mitgebracht, aber bald, nachdem er an das Gymnaſium berufen worden war, ſich eine vorzügliche Tüchtigkeit zu dieſem Lehrfache erworben. Auch mit der chaldäiſchen Sprache, ſo wie mit den Anfangsgründen der ſyriſchen und arabiſchen hatte er ſich bekannt gemacht. Sein Unterricht im Hebräiſchen war, wiewohl er hinſichtlich der Grammatik Manches, das ihm kleinlich ſchien, nicht ſo genau nahm, als es Andere genommen haben würden, dennoch gründlich, und, beſonders wenn er die herrlichen Geſänge von David, Aſſaph, Jeſaias, Joel und Nahum, vor ſich hatte, ſehr anziehend und geiſtreich. In vorzüglichem Grade beſaß er die Fähigkeit, in den

Herzen seiner Zuhörer ein lebendiges Gefühl des schönen und erhabenen Geistes der hebräischen Dichtkunst zu erwecken. Noch erinnern sich seine Schüler mit dem innigsten Vergnügen an die lehrreichen Stunden, die sie in diesem Unterrichte zubrachten.

Auch sein Unterricht in der Dogmatik, den er der obersten Ordnung der Exemten ertheilte, verdient mit Lob erwähnt zu werden. Mit Recht betrachtete er diesen nur als eine Vorbereitung für das dogmatische Studium auf der Universität, und beschränkte sich darauf, seinen Zuhörern einen kurzen Abriß der christlichen Glaubenslehre zu geben, und das Wichtigste aus der Dogmengeschichte beizufügen. Der Geist, in welchem er lehrte, war der rein biblische, ausgehend von dem Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, und von der Anerkennung der göttlichen Würde des Stifters der christlichen Religion. Mit weiser Besonnenheit und zarter Gewissenhaftigkeit hütete er sich, in die Gemüther der Jünglinge den Keim der Zweifelsucht oder des Unglaubens zu pflanzen. Auf diese Weise wußte er den Unterricht einer Wissenschaft, die sonst ganz der Universität überlassen wird, auf dem Gymnasium für die angehenden Theologen nützlich zu machen.

Brauer, von Hebels guten theologischen Kenntnissen und seiner trefflichen Lehrart immer mehr überzeugt, ermunterte ihn, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Hebel

hielt damals für das Beste, Luthers Katechismus neu zu bearbeiten, und dabei die Arbeit von Herder zu Grunde zu legen. Ums Jahr 1801 unterzog er sich wirklich diesem Geschäfte, und legte sodann den neu bearbeiteten Katechismus der Oberkirchen-Behörde vor, die diesen mit Beifall aufnahm, und in Abschriften zur Beurtheilung an die Diözesen sandte. Da aber das neue Lehrbuch den Wünschen eines großen Theils der Geistlichen nicht entsprach, so konnte es nicht eingeführt werden, und es wurde weder zu Hebels Lebzeiten, noch nach seinem Tode dem Druck übergeben.

Neben diesen Geschäften befaßte sich Hebel seit seiner Anstellung zu Karlsruhe besonders mit dem Studium der Naturgeschichte, und brachte es in diesem Fache bis zu einem vorzüglichen Grade der Gelehrsamkeit. Der Ruf von seinen trefflichen Kenntnissen in der Naturgeschichte verbreite sich durch seine Freunde und Verehrer selbst im Auslande. Den 1ten März 1799 wurde er daher von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede, und den 9ten Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum correspondirenden Mitgliede ernannt.

5.

Höher aber fieng um diese Zeit sein Ruhm an, von einer andern Seite zu leuchten, gleich einer lieb-

lichen Morgensonne, die in stiller Herrlichkeit aufgeht, und mit ihrem freundlichen Glanze alle Herzen entzückt.

Obgleich nämlich Hebel zu Karlsruhe in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, so vermißte er doch die Heimath, in der er als Knabe und Jüngling gelebt hatte, jene herrliche Gegend, die oben von den freundlichen und fruchtbaren Fluren bei Basel zwischen dem Rheine und Schwarzwalde hinab bis zu den lieblichen und segensreichen Gefilden bei Müllheim und Badenweiler sich erstreckt. Er vermißte zugleich das daselbst zurückgelassene Völklein, unter dem er geboren war. Die Menschen dieser Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geist, durch ein tief fühlendes und frommes Gemüth, durch Fleiß in ihrem Berufe, durch Einfachheit in ihren Sitten, und durch einen freundlich heiteren Sinn, waren und blieben seinem Herzen sehr werth. Ein heimwehähnliches Sehnen erwachte bei der Rückerinnerung in seiner Brust, und niemals vermochte er es ganz zu unterdrücken. Zwar machte er fast jedes Jahr in der Ferienzeit zu Ostern oder im Herbste eine Reise in die geliebte obere Gegend, um seine Freunde zu besuchen; aber dieses diente nur dazu, die alten Gefühle in ihm neu zu beleben. In den Stunden der Einsamkeit kehrten stets wieder die Bilder der vergangenen Zeit vor seine Seele zurück. Mit stiller Wehmuth erinnerte er sich der freundlichen Städte und Dörfer, in denen er einst

lebte, und der lieblichen Fluren, wo er einſt ſo oft weilte, beſonders der Gefilde, durch welche die Wieſe ſtrömt, und der blumenreichen Hügel, auf deren einem das Bergſchloß Rötteln mit ſeinen ehrwürdigen Trümmern als mächtiger Zeuge der Vergänglichkeit ſteht; und mit tiefer Sehnſucht dachte er an die lieben Seelen, denen ſein Herz auch in der Ferne nahe war. Alle dieſe Rückerinnerungen erweckten in ſeinem Gemüthe den mächtigen Drang, die Gemüthsart und Lebensweiſe jenes Volkes, unter welchem er einſt lebte, in der eigenen Mundart des Volkes dichteriſch darzuſtellen, und deſſen Bild, hervorgerufen aus der Tiefe des innigſt bewegten liebevollen Gemüthes, und verklärt im Spiegel der dichteriſchen Phantaſie, idealiſch der Welt zu geben. So entſtanden die allemanniſchen Gedichte, die er meiſt in den Jahren 1801 und 1802 verfaßte. Hebel ſelbſt äußerte daher, daß das Heimweh ſie erzeugt habe.

Schüchtern von Natur konnte er nicht ohne fremden Zuſpruch ſich entſchließen, ſie öffentlich im Drucke herauszugeben; aber aufgemuntert durch das Urtheil ſachkundiger Freunde, und durch den großen Beifall, welchen einige in Abſchriften verbreitete Gedichte allenthalben gefunden hatten, faßte er den Entſchluß. Noch hatte er keinen ſchriftſtelleriſchen Ruhm, und ſah ſich daher genöthigt, den Weg der Subſcription einzuſchlagen.

Im Anfang des Jahrs 1803 erſchien die erſte

Ausgabe der allemannischen Gedichte zu Karlsruhe in der Macklottischen Hofbuchhandlung. Es waren zweiunddreißig Gedichte, die an das öffentliche Licht traten. Dabei befanden sich zugleich vier treffliche Melodieen. Drei davon zu den Liedern: Freude in Ehren, Hans und Verene, und: Wächterruf, hatte Karl Ludwig Müller, Pfarrer in Friesenheim, verfaßt. Die vierte zum Morgenstern hatte Hebel von einem unbekannten Verfasser aus Colmar im Elsaß erhalten.

Der Eindruck, den die allemannischen Gedichte bei ihrem Erscheinen überall machten, war außerordentlich. Wer sie las, fühlte sich hoch erfreut. Gebildete und ungebildete Leser, Leute von den niedrigsten Volksklassen und von den vornehmsten Ständen betrachteten sie mit dem innigsten Vergnügen. Der Greis las sie mit der tiefsten Rührung; das Kind hörte sie mit Entzücken an. Und was der wahre Beweis des natürlich und ewig Schönen ist: wer sie las oder anhörte, konnte sie immer wieder von neuem lesen oder anhören; ihr Reiz veralterte nicht, und verlor sich nicht. Mit der höchsten Bewunderung erkannte und fühlte man die herrlichen Eigenschaften, die sich in diesen Gedichten zeigen, die natürliche Einfachheit und Schönheit, die Eigenthümlichkeit sowohl des Stoffes, als auch der Art, wie dieser Stoff bearbeitet worden war, den kindlichen Sinn, mit dem der Dichter Alles in der Natur zu beleben und zu beseelen wußte, die lieb-

liche Naivität, mit der er die Herzen so wohlthätig anspricht, den trefflichen Witz, den heiteren Frohsinn, und den unschuldigen Scherz, und besonders auch das tiefe Gefühl der Sittlichkeit und der Religion, so wie die ausgezeichnete Kraft und die aufs tiefste ergreifende Erhabenheit der Gedanken und Schilderungen, ohne irgend einen künstlich gesuchten Schmuck des Ausdrucks. Kein Gedicht erschien in der ganzen Sammlung, dem nicht der Ruhm eines vorzüglichen Werthes zu Theil wurde. Welches aber unter diesen schönen Gedichten das schönste sey, ob die Wiese, oder der Morgenstern, oder der Karfunkel, oder der Sommerabend, oder die Mutter am Christabend, oder das Gespenst an der Kanderer Straße, oder das Habermuß, oder Sonntagsfrühe, oder der Wächter in der Mitternacht, oder die Vergänglichkeit, oder die Spinne, oder irgend ein anderes, darüber konnten die Leser kaum mit sich selbst, geschweige denn mit anderen einig werden. Bei dem Gedichte übrigens, worin er die Vergänglichkeit so rührend besang, folgte er besonders der kindlichen Stimme seines Gemüths, indem er das Gespräch auf die Straße zwischen Brembach und Steinen versetzte. Hier war einst seine Mutter gestorben, und von hier aus mußten die Trümmer des Röttler Schlosses, die dem Auge des Wanderers im Wiesenthale sich darstellen, als mächtige Zeugen der Vergänglichkeit einen besonderen Eindruck auf sein Herz machen.

Bald erschienen auch in öffentlichen Blättern die Urtheile ausgezeichneter Männer und Kunstrichter über Hebels Gedichte. Die Stimme des Volkes wurde dadurch bestätigt.

Zuerst als öffentlicher Beurtheiler trat Johann Georg Jacobi auf, der liebliche Dichter, der im ganzen teutschen Vaterlande mit Achtung genannt wird. Im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt vom 23ten Februar 1803 sprach er das freudige Gefühl aus, das ihn beim Lesen dieser Gedichte ergriffen hatte. Jedes dieser Gedichte, sagte er, habe etwas Eigenthümliches, in jedem wehe der wohlthätige Geist seines Verfassers. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiederzugeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme. Auch machte er darauf aufmerksam, wie Hebel mit eigenen Augen sah, mit eigenem Herzen empfand, und das Gesehene und Empfundene treu darstellte, und wie er sich in den gemeinen Bürger und Landmann ganz hineindachte, in den ländlichen Bildern seine süßesten Erinnerungen aus den Jugendjahren aussprach, keine geschaffenen, sondern ungerufen gekommene Bilder gab, und glücklich mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebte, den Zeiten, Gestalt und Rede verlieh, und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen fand. Nicht genug, setzte er hinzu, könne er

die Kunst bewundern, mit welcher Hebel die wichtigsten Wahrheiten, die so weit über dem Gesichtskreise des Feldbewohners liegen, versinnlicht zu diesem herabbringe, und nicht genug dem Dichter danken für die Liebe zum Guten und Schönen, die jeden Scherz heilige, und jeder Volkssage eine bedeutende Warnung oder einen Trost unterlege. Hebels Gedichte seyen von solcher Art, daß sie in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken müßten, dessen Geschmack unverdorben und dessen Herz der Stimme der Natur noch offen sey. Auf ähnliche Weise sprach auch später noch Jacobi in der Iris sein Lob über Hebels Gedichte aus.

Im nämlichen Jahre aber, in welchem die allemannischen Gedichte erschienen, erhob sich auch noch eine andere, und noch mächtigere Stimme für dieselben. Jean Paul, einer der größten Geister, die je unter dem teutschen Volke lebten, sprach im November 1803 in der Zeitung für die elegante Welt, in einem Schreiben an den Herausgebor dieser Zeitschrift, seinen Beifall und seine Freude aus. „Unser allemannischer Dichter, sagt er, „hat für alles Leben und alles Seyn das „offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und „jeder Stern und jede Blume wird ihm ein „Mensch. Durch alle seine Gedichte greift die„ses schöne Zueignen der Natur, deren allego„risirende Personification er oft bis zur Kühn„heit der Laune steigert, z. B. im ganzen ersten

„Gedicht: die Wiese.“ — „Er ist“, fährt er fort, „naiv, er ist von alter Kunst und neuer „Zeit gebildet, er ist meistens christlich-elegisch, „zuweilen romantisch-schauerlich, z. B. in der „hohen Erzählung: der Karfunkel; er ist ohne „Phrasen-Triller, er ist zu lesen, wenn nicht „einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. „Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer „schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, „die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt „er durch die Blumengöttin selber, durch die „Poesie. Das Schweizer Alphorn der jugendlichen „Sehnsucht und Freude hat er am Munde, in„deß er mit der andern Hand auf das Abend„blühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten „anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken „schön herabrufen.“

Eine geraume Zeit nachher machte ein anderer der berühmtesten Männer Teutschlands seine Ansicht über die allemannischen Gedichte bekannt. Göthe nämlich beurtheilte sie im Februar 1805 in der Jenaischen Literaturzeitung, nachdem im Jahr 1804 die zweite unveränderte Ausgabe erschienen war. Er lobte Hebels dichterisches Talent sehr, besonders seinen frischen frohen Blick, mit dem er die Gegenstände der Natur beobachte, seine Fähigkeit, durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben, und auf die naivste und anmuthigste Weise die Natur-

gegenſtände zu Landleuten zu verwandeln, ſeine vorzügliche Anlage, die Eigenthümlichkeiten der Zuſtände zu faſſen und zu ſchildern, ſeine heitere Laune und ſeine Geſchicklichkeit, die Hauptmotive der Volksgeſinnung und Volksſagen wohl aufzufaſſen. Er ſpricht mit großem Lob von der Wieſe; das Detail dieſer Wanderung ſey außerordentlich artig, geiſtreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, ſich ſelbſt immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Er deutet ſodann auf die Schönheiten hin, die uns im Morgenſtern und im Sommerabend anſprechen. Er erwähnt hierauf mit Beifall das Heylein, den Bettler, Hans und Verene, den zufriedenen Landmann, den Schmelzofen und den Schreinergeſell. Er bemerkt, wie dem allemannischen Dichter beſonders die Schilderungen der Jahres- und Tagszeiten gelungen ſeyen, und führt als Beiſpiel, außer dem Winter, dem Jenner und dem Sommerabend, vorzüglich das Gedicht: Sonntagsfrühe, an, welches zu den beſten gehöre, die jemals in dieſer Art verfaßt worden ſeyen. Beſonders rühmt er auch das Habermuß, welches Gedicht vortrefflich idylliſch ausgeführt ſey, und die Spinne und den Käfer, bei welchen man die ſchöne Anlage und Ausführung bewundern müſſe. Außerdem lobt er die große Anmuth der Erfindung und Ausführung des Wegweiſers, des Mannes im Mond, der Irrlichter, und des Geſpenſtes an der Kanderer Straße, von welchem Gedichte man eben-

falls ſagen könne, daß in ſeiner Art nichts Beſſeres gedacht, noch gemacht werden ſey. Sodann erwähnt er auch die Geſchicklichkeit, mit der das Verhältniß von Eltern zu Kindern benutzt werde, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten, wie es in den Gedichten: die Mutter am Chriſtabend, Eine Frage, und: Noch eine Frage, geſchehe. Endlich redet er von der glücklichen Darſtellung des dämmernden dunkeln Zuſtandes, der in dem Gedichte: Auf einem Grabe, ſo wie im Wächterruf, im Wächter um Mitternacht, und in der Vergänglichkeit dargeſtellt ſey, und bemerkt die vortreffliche Auffaſſung und idyllenartige Behandlung der Volksſagen, die im Karfunkel und im Statthalter von Schopfheim mitgetheilt werden. Nur mit zwei Gedichten war Göthe nicht zufrieden, nämlich mit dem Storch und den Marktweibern in der Stadt. Bei dem erſten meinte er, daß nur die friedlichen Motive hätten darin aufgenommen werden ſollen; bei dem andern, daß die Weiber beim Ausgebote ihrer ländlichen Waare den Städtern zu ernſtlich den Text leſen. Auch gab er den Wunſch zu erkennen, daß Hebel bei ſeinen Gedichten, wenn ſie in einer neuen Ausgabe wieder erſcheinen würden, hie und da noch dem Metriſchen einige Aufmerkſamkeit ſchenken möchte.

Mit großem Beifall wurden Hebels Gedichte noch außerdem in anderen Zeitſchriften geprieſen,

und namentlich verdient unter diesen die Hallische Literaturzeitung erwähnt zu werden, in welcher im nämlichen Jahre, als Göthe in der Jenaischen sein Urtheil aussprach, ein Unbekannter die allemannischen Meisterwerke auf eine für Hebel eben so ehrenvolle als an sich treffliche Weise beurtheilte. Bald verbreitete sich Hebels Ruhm nicht nur in ganz Teutschland, sondern auch außerhalb des teutschen Vaterlandes, so weit die teutsche Sprache gesprochen wird.

Im Jahr 1806 erschien bereits die dritte Ausgabe der allemannischen Gedichte, bei welcher sich einige unbedeutende Kupferstiche befanden, und im Jahr 1808 mußte schon die vierte gedruckt werden. In keiner dieser beiden Ausgaben vermehrte Hebel die Zahl der Gedichte, aber in der dritten änderte er mehrere Ausdrücke und Stellen, und behielt diese Aenderungen auch in der vierten bei. Er vertauschte einige Worte und Redensarten, die ihm zu gemein schienen, mit anderen, milderte manche metrische Härten, ließ verschiedene Stellen, die allzu örtliche Beziehungen hatten, aus Rücksicht gegen die entfernteren Leser weg, und arbeitete andere um, in welchen einige Leute, und selbst solche, die er nicht persönlich kannte, Anspielungen auf sie, ihre Schicksale oder persönlichen Eigenheiten finden wollten. Nicht Jedermann war mit allen diesen Aenderungen zufrieden. Mehrere seiner Freunde äußerten ihm den Wunsch, daß er wieder zu dem alten Texte

zurückkehren möchte; aber er ließ ſich nicht bewegen, dieſem Wunſche zu entſprechen.

Bei dieſer Hochſchätzung der allemanniſchen Gedichte wurden bald auch Verſuche gemacht, ſie in das Hochteutſche zu überſetzen. Zwar bemerkte Jean Paul in der oben erwähnten Zeitſchrift, daß, wenn man dieſem zarten ſpielenden Muſenkinde ſeine Mundart entzöge, ihm ſeine halbe Kindlichkeit und Anmuth genommen würde. Auch glaubte Hebel ſelbſt, daß die allemanniſchen Gedichte nur allemanniſch geleſen werden ſollten. Sie in das Hochdeutſche übertragen zu wollen, äußerte er einem Freunde, komme ihm vor, wie wenn man ein hübſches naives Bauernmädchen in ländlicher Tracht in ſtädtiſchen Putz kleiden, und ſo in höhere Geſellſchaften einführen wollte. Dagegen meinte Jacobi, wie er ſchon im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte ſich ausdrückte, daß dieſe Gedichte, wenn auch gleich manche Schönheit in jeder Ueberſetzung, ſelbſt in der beſten verloren gienge, doch immer den Stempel des Dichtergenius an ſich tragen, und in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken würden, deſſen Geſchmack unverdorben, und deſſen Herz der Stimme der Natur offen geblieben ſey. Dieſe Anſicht ſprach er auch in der Iris aus, und fügte den Wunſch bei, daß ein Mann, mit dem ſeltenen Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel ſproſſende Blume zu verpflanzen wiſſe, die allemanniſchen Gedichte mit eini-

gen unumgänglich nöthigen Auslassungen und Veränderungen übersehen möchte. Jacobi selbst gab einige Proben, indem er zuerst im genannten Intelligenz- und Wochenblatte das Gedicht: Freude in Ehren, und sodann in der Iris noch Einiges von Hebel in die hochteutsche Sprache übertrug. Im Jahr 1808 aber wurde zu Bremen und Zurich in der Müllerischen Buchhandlung von einem Ungenannten eine hochteutsche Uebersetzung sämmtlicher allemannischer Gedichte nach der dritten Auflage herausgegeben. Zwar gestand der Uebersetzer selbst in der Vorrede, daß die herrlichen Dichtungen wohl Vieles von ihrer bezaubernden Anmuth verloren hätten, aber er glaubte, daß seine Uebersetzung im nördlichen Teutschland willkommen seyn werde, um Lesern das Original verständlicher zu machen.

Wie Jacobi den Wunsch äußerte, daß die allemannischen Gedichte in die hochteutsche Sprache übersetzt würden, so wünschte Göthe umgekehrt, daß man auch hochteutsche Gedichte in die allemannische Mundart übertragen möchte. Wie es für ein ganzes Volk ein Hauptschritt zur Kultur sey, fremde Werke in seine Sprache zu übersetzen, so sey es ebenso ein Schritt zur Cultur einzelner Provinzen, wenn man ihnen die Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gebe. Dabei berief er sich auf das Beispiel der Italiener, die ihren Tasso in mehrere Mundarten übersetzt hätten, und forderte den Verfasser der allemannischen

Gedichte selbst auf, solche Versuche zu machen. Uebrigens bedachte Göthe nicht, daß in jener ganzen Gegend, wo die allemannische Mundart herrscht, solche nur im gemeinen Leben gebraucht wird, und die hochteutsche Sprache durch den Gebrauch in den Schulen, Kirchen und Amtsstuben dem Volke so bekannt ist, daß es keiner Uebersetzung hochteutscher Gedichte bedarf.

Auch mit Göthe's Ansicht war Hebel so wenig, als mit Jacobi's Meinung einverstanden. Er glaubte, daß die allemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sey, weil es sonst aussehe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter Mann von seinem Geschmacke und seinen Sitten auf einmal im Zwilchrocke erscheinen würde. Höchstens könne das Hochteutsche in die allemannische Mundart hinübergedichtet, aber nicht bloß hinübergesetzt werden.

Solche Anerkennung in der Nähe und Ferne fanden die allemannischen Gedichte. Von allen Seiten strebte man, dem großen Sänger hohe Achtung zu erkennen zu geben. Besonders aber stiftete ihm sein Freund, der noch lebende Geheimerath Karl Christian Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, im Jahre 1806 ein ehrenvolles Denkmal, welches er ebenso Hebels naturgeschichtlicher Gelehrsamkeit als seiner Dichtergröße setzen

wollte. Als Gmelin die beiden Pflanzenarten, welche bei Linné unter dem Namen: Anthericum calyculatum vorkommen, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Befruchtungstheile, in ein beſonderes Geſchlecht abſonderte, und dieſes Geſchlecht in zwei Arten theilte, ſo gab er dem neuen Geſchlechte den Namen Hebelia, und der einen der beiden Arten den Beinamen: Allemannica. Wenn einſt den lieblichen Sänger das Grab deckte, dann ſollte die Natur, deren Freund und Dichter er war, noch von ihm zeugen, und mit der Wiederkehr jedes Frühlings ſeines Namens Denkmal wieder hervorbringen.

6.

Während auf ſolche Weiſe Hebels Dichterruhm ſich weit verbreitete, wirkte er ſelbſt als Lehrer mit ſeiner bisherigen Berufstreue und mit ſegensreichem Erfolge fort. Um ihm einen öffentlichen Beweis der Anerkennung ſeiner Verdienſte zu geben, ertheilte ihm Karl Friederich durch einen Beſchluß vom 12ten December 1805 den Titel: Kirchenrath, ohne daß übrigens dadurch etwas in ſeinen bisherigen Berufsgeſchäften geändert wurde.

Gegen Ende des Jahres 1806 aber war er nahe daran, daß er ſeinem bisherigen Beruf entſagte, und Karlsruhe verließ. Da die Stadt Freiburg nach dem Preßburger Frieden an Baden gefallen war, ſo beſchloß die Regierung, daſelbſt eine evangeliſche Pfarrei zu errichten. Hebel war gezeigt, dieſe Stelle

anzunehmen, die wegen der Freundlichkeit der Stadt und Gegend, und wegen vieler Freunde und Verehrer, die ihn dort erwarteten, besonders aber wegen der Nähe seiner alten Heimath, viel Anziehendes für ihn hatte. Im December 1806 machte er daher eine Reise dahin, um die Verhältnisse der Pfarrei noch genauer zu betrachten. Der freudige Empfang, der ihm in Freiburg zu Theil wurde, der allgemeine Wetteifer der Einwohner, ihm ihre Liebe und Achtung zu beweisen, und die herzlichen Zusprüche seiner Freunde, die Stelle anzunehmen, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Anfangs den Vorsatz faßte, Pfarrer zu Freiburg zu werden. Aber als er kaum die Rückreise angetreten hatte, wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend; denn er hatte auch in Karlsruhe viel Angenehmes, das er nun verlassen sollte, und ohnedies war es mehr das Bild des Landgeistlichen, als des Stadtpfarrers, was ihm von Jugend auf in reizender Gestalt vorschwebte. Schon in Emmendingen, der ersten Positation unterhalb Freiburg, war sein Gemüth, als er daselbst übernachtete, von der Ungewißheit hinsichtlich dessen, wozu er sich entschließen sollte, so ergriffen, daß er mehrere Stunden nicht ruhig schlafen konnte. Da geschah es Morgens um zwei Uhr, daß er bei seinem unruhigen Schlafe plötzlich die Stimme des Nachtwächters hörte. Die Worte, die der Nachtwächter sang, waren Hebels eigene Worte aus dem Wächterruf: „Und wem scho wieder, ebs no „tägt, die schweri Sorg am Herze nagt, du

„arme Tropf, di Schlof iſch ht! Gott ſorgt, es „wär nit nöthig gſi.“ Durch dieſe Worte kehrte die verlorne Ruhe wieder in ſeine Seele, denn er betrachtete dieſelben als eine höhere Mahnung, die ihn in dieſem Augenblicke auffordere, den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Als er nach Karlsruhe zurückgekommen war, ſo eröffnete ihm Karl Friederich, daß er ihn in ſeiner Reſidenz zu behalten wünſche, und ihm eine Beſoldungszulage verwilligen werde. So wurde Hebels Gedanke, Pfarrer zu werden, bald wieder vereitelt. Doch ſagte er ſpäter ſcherzweiſe, daß er drei Tage Pfarrer zu Freiburg geweſen ſey.

Mit gewiſſenhafter Treue fuhr er nun wieder wie bisher in ſeinem Berufe als Lehrer fort. Durch einen Beſchluß aber, den die Regierung am 1ten Februar 1808 faßte, wurde er zum Director des Lyceums ernannt. Dieſen Namen hatte die Anſtalt einige Zeit vorher wegen ihrer veränderten Einrichtung erhalten. Das Fach, in welchem er als Director lehrte, war, wie früher, hauptſächlich das der alten Sprachen, nur mit dem Unterſchiede, daß er faſt alle ſeine Unterrichtsſtunden jetzt der oberſten Abtheilung der Lyceiſten ertheilte, und ſie in höheren Autoren unterrichtete. Außerdem beſorgte er noch den Unterricht der Rhetorik, verbunden mit Aufſätzen, zu deren Verfertigung er ſeine Schüler anleitete. Auch behielt er den Unterricht der Naturgeſchichte in der zweitoberſten Abtheilung der Schüler

wie bisher bei Die Dogmatik wurde seit Ostern 1806 nicht mehr von ihm vorgetragen, und überhaupt seitdem an dieser Anstalt nicht mehr gelehrt. Im Jahr 1809 aber wurden seine Geschäfte dadurch vermehrt, daß er zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommission ernannt, und hiermit derjenigen Behörde beigegeben wurde, welche unter der Oberaufsicht der Ministerial-Kirchensection die Beschlüsse über die Kirchen- und Schulvisitationen erläßt, und die Prüfung der Candidaten der Theologie und Philologie besorgt.

Bei allen diesen Berufsgeschäften aber verließ ihn sein Dichtergeist nicht. Zwar erweckte in ihm der außerordentliche Beifall, den seine allemannischen Gedichte gefunden hatten, keine große Lust, noch mehrere zu dichten, sondern der eingeerntete hohe Ruhm machte ihn vielmehr vorsichtig und ängstlich. Eingeschüchtert durch das Beispiel anderer Dichter, welche ihre dichterische Laufbahn nicht zur rechten Zeit zu beschließen wußten, besorgte er, daß er den erworbenen Beifall durch neue Gesänge wieder wegsingen möchte. Jedoch erschienen noch seit 1803 einzelne allemannische Gedichte von ihm in verschiedenen Jahren, theils in der Iris, theils in andern Zeitschriften. Er nannte diese späteren Erzeugnisse den Nachtrieb; aber auch in ihnen zeigte sich der hohe Dichtergeist, der ihn früher beseelte. Mit allgemeinem Beifall wurden solche Gedichte, wie: die Ueberraschung im Garten, das Gewitter, des

neuen Jahrs Morgengruß, Agatha an der Bahre des Pathen, der Schwarzwälder im Breisgau, die Feldhüter, und andere, aufgenommen. Noch Einiges, was er ſeit der erſten Ausgabe verfaßte, aber bloß ſeinen Freunden handſchriftlich mittheilte, würde vielleicht von ihm auch noch öffentlich herausgegeben worden ſeyn, wenn ſein Freund Jacobi, der Herausgeber der Iris, länger gelebt hätte.

Auch in hochteutſcher Sprache verfaßte Hebel um dieſe Zeit verſchiedene Gedichte. Den Abendſtern, eine freie Ueberſetzung des allemanniſchen Gedichtes gleichen Namens, verfaßte er 1804, im nämlichen Jahre, als das allemanniſche Gedicht erſchien. Das Sommerlied, und das Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht, dichtete er im Jahr 1806, und ließ beide im Badiſchen Kalender 1807 erſcheinen. Die beiden Soldatenlieder: Das Grenadierlied, und das Musquetierlied, entſtanden in dem Kriegsjahre 1809, und waren für die in das Feld ziehenden Badiſchen Soldaten beſtimmt. Einige andere, meiſtentheils Gelegenheitsgedichte und poetiſche Briefe, deren Urſprung in die Jahre 1803 bis 1811 gehört, wurden von ihm ſeinen Freunden mitgetheilt, aber während ſeiner Lebenszeit nicht gedruckt. Uebrigens erkannte man auch bei den hochteutſchen Gedichten, die er verfaßte, die trefflichen Anlagen ſeines Geiſtes und Gemüths.

Eine besondere Geschicklichkeit aber zeigte er um die'e Zeit auch in der Kunst, Räthsel, Charaden und Logogriphe zu verfassen. Vornehmlich in dem Drechsleriſchen Kaffeehause, welches Hebel besuchte, und unter der Gesellschaft, die sich daselbst an ihn anschloß, und die er scherzweise die große Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler nannte, übte er solche Kunst. In der ganzen Gesellschaft glänzte er auch in dieser Hinsicht durch seine Geschicklichkeit am meisten hervor. Solche Räthsel, wie er sie verfaßte, zum Beispiel, als er das Spinngewebe, den Steckbrief, die Zeitung, das Brettspiel, den Trauermantel, den Rittersporn, die Finger, den Schreibsand, das Bleistift, den Rausch, die Nacht, das Haar, oder sonst noch Anderes zum Gegenstand des Errathens machte, und solche Charaden, dergleichen er zu den Worten: Nordlicht, Grundbirne, Roßmarkt, Schafgarbe, Thierkreis, Ballhorn, Liebhaber, Steinbruch, und zu noch anderen verfertigte, wurden von jeher unter das Beste gerechnet, was in diesem Fache der Dichtkunst erschien. Besonders zeigte sich aber sein eigenthümlicher Witz in einer von ihm erfundenen neuen Art von Charaden, die er Trugcharaden nannte, weil er darin den Lesern gleichsam eine Falle legte, ihre Gedanken gefliſſentlich durch Angabe gewiſſer auffallender Merkmale auf einen unrechten Gegenstand hinleitete, und ihnen am Ende, wenn sie schon glaubten, die Auf-

löſung gefunden zu haben, plötzlich ihre Täuſchung zu erkennen gab. Von dieſer Art ſind die vortrefflichen Charaden, die er zu den Worten: Zopfband, Hofrath, Diſtelfink, Tagloch, Rheinfall, Winterſchuhe, und anderen, verfaßte, und die allgemein als Meiſterſtücke bewundert wurden. Er ſelbſt ließ viele ſeiner Räthſel und Charaden, bald nachdem er ſie verfaßt hatte, in Zeitſchriften öffentlich erſcheinen, worunter beſonders das Badiſche Provincialblatt, das Freiburger Wochenblatt und das Morgenblatt zu erwähnen ſind. Manche theilte er ſeinen Freunden bloß handſchriftlich mit. Uebrigens änderte er ſowohl an den gedruckten, als auch an den handſchriftlich mitgetheilten manchmal wieder einzelne Ausdrücke, ſo daß dieſelben mit verſchiedenen Lesarten ſich unter dem Volk verbreiteten.

Unterdeſſen aber wurde ihm von der oberſten Kirchen- und Schulbehörde ein neues Geſchäft übertragen, welches ihm Anlaß gab, ſeine Geſchicklichkeit von einer anderen Seite in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Schon ſeit dem Jahr 1803 hatte er mit einigen andern Staatsdienern an dem Badiſchen Landkalender gearbeitet, der im Verlage des Karlsruher Gymnaſiums erſchien. Jedes Jahr hatte er einige Beiträge dazu geliefert. Im Ganzen aber war er mit der Beſchaffenheit des Kalenders nicht zufrieden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kalender als ein vorzügliches Mittel zur Bildung

des Volkes, zur Erleuchtung seines Verstandes, und zur Veredlung seines Herzens, so wie überhaupt zur Beförderung seines zeitlichen und ewigen Wohls benutzt werden müsse, und daß bisher nicht genug Rücksicht darauf genommen worden sey, wünschte er, daß derselbe zweckmäßiger verfaßt, und um einige Bogen vermehrt werden möchte. Ein genauer Kenner der Denkungsweise und Gemüthsart des Volkes hielt er eine Abwechslung von Scherz und Ernst für nothwendig, weil er glaubte, daß der Kalender nur, wenn er neben der ernsten Belehrung zugleich heitere Unterhaltung gewähre, dem Volke willkommen sey. Dabei erkannte er zugleich, daß der Kalender überhaupt in einer einfachen und herzlichen Sprache verfaßt, nicht aus Zeitungen oder Anekdotensammlungen bloß herausgeschrieben, sondern mit allem Fleiß und in den Stunden der besten Laune bearbeitet werden müsse. Von dieser Ansicht geleitet machte er im Jahr 1806 den Vorschlag, daß die Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen übertragen werden möchte, der das erforderliche Talent nebst gutem Willen dazu besäße, und hinlängliche Muße hätte. Mit Recht aber hielt die oberste Kirchen- und Schul-Behörde ihn selbst für den geeignetsten Mann zur Besorgung dieses Geschäfts, und forderte ihm mit Anbietung einer bestimmten Belohnung dazu auf. So übernahm Hebel die Bearbeitung des ganzen Kalenders. Schon im Jahr 1807 wurde dieser ganz von ihm bearbeitet, aber noch blieb der bisherige Titel und die bisherige äußere Gestalt. Mit dem

Jahr 1808 aber erschien er bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten versehen unter dem Titel: Rheinländischer Hausfreund, und eben so wurde er im folgenden Jahre herausgegeben. Wie vortrefflich dieser so manche Jahre hindurch von ihm bearbeitet wurde, ist bekannt. Seine Darstellungen, wie sie schon in den ersten Jahrgängen vorkommen, zum Beispiel die lehrreiche Geschichte von Jakob Humbel, die rührende Erzählung vom Kannitverstan, die tief ins Herz dringende Anekdote: Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund an's Tageslicht gebracht wird, der treffliche Aufsatz über die Baumzucht, und die herrlichen Betrachtungen über das Weltgebäude, wurden für unübertrefflich erkannt. Als eben so große Meisterstücke erkannte man auch seine scherzhaften Erzählungen, unter welchen die Geschichten vom Zundelfrieder und Zirkelschmidt, und die Anekdoten von verschmitzten Juden, zum Beispiel: der schlechte Gewinn, der einträgliche Räthselhandel, der falsche Edelstein, die zwei Postillione, und die drei Worte sich besonders auszeichnen. Abgesehen von einigen politischen Erzählungen, auf welche die damalige Zeit einen unverkennbaren Einfluß hatte, wurde der rheinländische Hausfreund von Hebel so meisterhaft bearbeitet, daß man ihn für den besten Kalender halten darf, der jemals geschrieben wurde. Manche giengen sogar in ihrer Meinung so weit,

daß sie die eigenthümliche Erzählungsart Hebels als die einzig zweckmäßige für das Volk ansahen, und dadurch zu unglücklichen Nachahmungen verleitet wurden. Auch im Auslande verbreitete sich dieser Kalender, und selbst Göthe setzte hohen Werth darauf, und bestellte ihn Es wurden jährlich 30 bis 40,000 Exemplare abgesetzt, und einige davon kamen selbst nach Amerika. Wegen dieser anerkannten Vortrefflichkeit des rheinländischen Hausfreundes veranstaltete Cotta im Jahr 1811 eine Sammlung aller Erzählungen und Aufsätze von Hebel, die in den Jahrgängen 1808 bis 1811, so wie in den vorhergegangenen Badischen Kalendern enthalten sind, und gab sie unter dem Titel Schatzkästlein heraus. Uebrigens ist bekannt, daß in dem Jahrgange 1811, so wie später, zuweilen ein Adjunct des rheinländischen Hausfreundes und eine Schwiegermutter des Adjuncts erwähnt werden. Unter dem Adjunct meinte er seinen Freund, den damaligen königlich Wirtembergischen Gesandtschaftssecretär Kölle, der ihm verschiedene Anekdoten zur Bearbeitung für den Kalender mittheilte. Schwiegermutter des Adjuncts aber wurde von ihm scherzweise die berühmte Hendel-Schütz genannt, für welche Hebel wegen ihrer bewunderungswürdigen mimischen Kunst und ihrer geistreichen Unterhaltung sehr eingenommen war.

Was Hebel außerdem in den Jahren 1803 bis 1811 ausarbeitete, bestand theils in einigen theologischen Abhandlungen, theils in einigen humoristischen

Aufsätzen. Schon zur Zeit, als seine allemannischen Gedichte erschienen, bestand in Lörrach ein theologischer Verein, welchen sein Freund Hitzig, damals Pfarrer zu Rötteln, mit mehreren anderen Geistlichen jener Gegend gebildet hatte. Zu diesem Vereine gehörte auch Hebel als correspondirendes Mitglied. Daher verfaßte er zuweilen eine theologische Abhandlung, und sandte sie an die Gesellschaft. Auf solche Weise entstanden seine Aufsätze über des Menschen Sohn, über den Dieb in der Nacht, und über Jephtha's Tochter. Auch die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, an welchen er um diese Zeit Theil nahm, gaben ihm Anlaß, Einiges im Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie zu bearbeiten. So wurden für diese Synoden zwei Abhandlungen, die eine über das richtige Verhalten des Geistlichen in Ansehung der gesellschaftlichen Spiele, die andere über die Geister und Gespenster von ihm verfaßt. In allen diesen Abhandlungen erkannte man einen wiederholten Beweis von Hebels Reichthum an guten Gedanken und von seinem ausgezeichneten Scharfsinne. Auch die beiden humoristischen Aufsätze, die noch in diesen Zeitraum gehören, von denen der eine: Oesterlins Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders, im Jahr 1811 in den süddeutschen Blättern bekannt gemacht wurde, der andere aber: über die Juden, erst, nachdem er schon lange vorher verfaßt war, im Jahr 1812 in der Zeit-

schrift Jason öffentlich erschien, wurden mit vielem Beifall aufgenommen.

Bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm noch Zeit genug zum gesellschaftlichen Vergnügen übrig. Froh und heiter verlebte er auch jetzt noch seine Tage, und stets innigst geliebt und hoch geachtet von den zahlreichen Freunden, in deren Gesellschaft er die Zeit der Ruhe nach der Arbeit zubrachte. Mehrmals besuchte er auch das geliebte Oberland, seine Heimath, wieder, und erfreute sich dort des Wiedersehens der alten Freunde und Bekannten, die er daselbst noch antraf. Namentlich im Jahr 1804 machte er eine Reise in diese Gegend. Sodann kam er im Sommer 1805 wieder dahin, indem er bei seiner Rückkehr von einer Reise in die Schweiz, die er mit zwei jungen Baronen gemacht hatte, seinen Weg über Basel und Lörrach nahm. Auch in den Jahren 1807, 1809 und 1811 ward den Bewohnern des Oberlandes das Vergnügen, ihn in ihrer Mitte zu sehen, wieder zu Theil. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er gewöhnlich auch Straßburg. Hier lebte damals der Bijoutier Haufe, der ihm ein sehr werther Freund war. Im Kreise der Familie dieses Freundes, welcher aus dem Badischen nach Straßburg gezogen war, brachte Hebel viele frohe und glückliche Stunden zu, deren er sich stets mit liebreichem und dankbarem Herzen erinnerte.

7.

Karl Friederich, der unvergeßliche Regent Badens, beſchloß ſeine ſegensreiche Laufbahn im Jahr 1811, und es folgte ihm Karl, ſein Enkel. Auch bei dieſem Fürſten ſtand Hebel, ſo lange derſelbe regierte, in hoher Achtung.

Bereits im Jahr 1808 war Hebel zum Director des Lyceums und im folgenden Jahre zum Mitgliede der evangeliſchen Kirchen- und Prüfungs-Commiſſion ernannt worden. Sein bisheriger dreifacher Beruf aber, den er als Lehrer am Lyceum, als Director desſelben und als Mitglied der erwähnten Kirchen- und Prüfungs-Commiſſion zu beſehen hatte, wurde ihm nun allmählig läſtig. Beſonders waren die trockenen Schreibereigeſchäfte, die er wegen der Direction des Lyceums zu beſorgen hatte, und das mühevolle Actenleſen, dem er ſich als Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commiſſion unterziehen mußte, ſeinem freien Dichtergeiſte zuwider. Oft drückte er hierüber ſein Mißvergnügen aus. Den ganzen Tag auf dem Katheder ſitzen, ſchrieb er einmal an ſeinen Freund Hitzig, ſey jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Oſtermontagsſpäßlein; aber auf der Kanzleiſtube ſitzen, Berichte ſchreiben, Buch und Rechnungen führen, Acten durchgehen, examiniren, caſtigiren, Zeugniſſe fertigen, wegen der Lyceiſten correſpondiren, das heiße ſo viel als: Ich ſterbe täglich. Es ſeyen ihm, ſetzte er

hinzu, fast alle Freuden aus dem Geschäfte entstehen, und viele sogar aus dem Leben.

Im Jahr 1814 wurde ihm zwar ein Theil seiner bisherigen Geschäfte abgenommen. Im Monat August dieses Jahrs legte er nämlich die Direction des Lyceums nieder. Bald darauf gab er auch noch seine bisherigen Unterrichtsstunden bis auf wöchentlich neun an andere Lehrer ab. Die Lehrstunden, die er jetzt noch behielt, waren vier für das Hebräische, zwei für die Erklärung des Theokrits und Plutarchs, welche beiden Autoren abwechselnd übersetzt wurden, zwei für die Rhetorik, und eine für den Unterricht im lateinischen Stil. Diese letzte behielt er jedoch nur noch zwei Jahre, so daß die Zahl seiner Unterrichtsstunden am Lyceum alsdann nur noch auf acht sich belief. Dagegen trat er im Jahr 1814 in die evangelische Ministerial-Kirchensection ein, und wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wobei er zugleich auch ferner Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission blieb. Außerdem ward ihm im Jahr 1816 auch noch die Direction des Schulwittwenfiscus übertragen. Auf diese Weise wurden seine Geschäfte in anderer Hinsicht vermehrt, und besonders fiel ihm jetzt das Actenlesen, das ihm so sehr zuwider war, noch häufiger als sonst zur Last.

Unter solchen Verhältnissen fühlte sich sein Dichtergeist selten mehr erweckt. Zuweilen kam jedoch

noch ein Gelegenheitsgedicht, wie die Hauensteiner Hochzeit, das Lied für die Gesellschaft des Museums, und die Neujahrswünsche des Wochenblattträgers, oder eine Charade zum Vorschein.

Noch schrieb er aber mehrere Jahre lang den rheinländischen Hausfreund, und zwar, wie die Jahrgänge 1812, 1813, 1814 und 1815 beweisen, mit gleicher Vortrefflichkeit, wie in früherer Zeit. Nicht leicht wird, was die ernsten Darstellungen betrifft, etwas so Schönes gefunden werden, als solche Erzählungen oder Aufsätze, wie: Andreas Hertzog, Christian Kuhmann, lange Kriegsfuhr, die gute Mutter, die Treue und ihr Dank, der Comet von 1811, Betrachtung über ein Vogelnest, Franziska, und der Schneider von Pensa. Auch hinsichtlich der scherzhaften Erzählungen bewies Hebel noch immer seine unübertreffliche Kunst, und schwerlich ist in dieser Hinsicht etwas Besseres in einem Volkskalender geschrieben worden, als solche Anekdoten, wie: die gute Geduld, die Schmachschrift, der Prozeß ohne Gesetz, der Herr Wunderlich, der Thalhauser Galgen, und dergleichen, und besonders auch wieder die in diesen Jahrgängen vorkommenden weiteren Schilderungen des Zundelfrieders und Zirkelschmidts, so wie auch abermals mehrere Geschichten von Juden, wohin namentlich die trefflichen Erzählungen:

Glimpf geht über Schimpf, wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist, der gläserne Jude, und Gleiches mit Gleichem, gehören.

Unerwartet aber wurde Hebel in diesem seinem schönen Wirken durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen. Als im Herbst 1814 der Kalender für das Jahr 1815 gedruckt, und schon eine kleine Anzahl der Exemplare herausgegeben war, so fand man unter den Erzählungen eine mit der Ueberschrift: Der fromme Rath. In dieser Erzählung wird ein katholischer Handwerksbursche dargestellt, wie er auf der Brücke einer Stadt in grose Verlegenheit geräth, und nicht weiß, ob er links oder rechts sein Angesicht wenden soll, weil sich ihm von jeder Seite der Brücke ein Priester mit einer Monstranz nähert, und wie er hierauf dadurch aus der Verlegenheit gerissen wird, daß der eine Priester lächelnd seinen Zeigefinger gegen den Himmel hebt, um ihm anzudeuten, vor wem er niederknieen und wohin er blicken solle. Diese Erzählung, wiewohl sie in einem anständigen und würdigen Ton verfaßt war, und Hebel bei seiner gewissenhaften und edlen Gesinnung gewiß Niemand damit beleidigen wollte, mißfiel manchen Katholiken, zumal da der Verleger einen Holzschnitt dazu gegeben hatte, was allerdings nicht hätte geschehen sollen. Von katholischer Seite wurde es nun dahin gebracht, daß der Verkauf des rheinländischen Hausfreunds mit dieser

Erzählung verboten, das Blatt, worauf sie stand, herausgenommen, und daher einige andere Blätter umgedruckt wurden. Hebel aber fühlte sich durch die Art, wie die Sache gegen ihn behandelt wurde, sehr gekränkt, und faßte daher den Vorsatz, den Kalender hinfort nicht mehr zu schreiben; und wirklich wurde dieser auch für die drei folgenden Jahre nicht mehr von ihm bearbeitet. Im Jahrgang 1816 rühren bloß zwei kleine Beiträge, wovon der eine mit den Worten: Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will, der andere mit den Worten: Zwei Spracherinnerungen, überschrieben ist, von ihm her. Am Jahrgange 1817 hatte er gar keinen Antheil. Auch in dem Jahrgang 1818 hat nur ein einziger Aufsatz mit der Ueberschrift: Eine Gerechtigkeit, ihn zum Verfasser. In diesem Aufsatze vertheidigte er seinen Schulmeister Andreas Grether, von dem er einst zu Hausen als Knabe unterrichtet worden war, gegen die Beschuldigungen, die gegen diesen Lehrer im vorhergehenden Jahrgang des rheinländischen Hausfreundes vorgebracht worden waren. Mit herzlichen Worten schilderte Hebel seinen Lehrer als einen vernünftigen, treuen, freundlichen und liebreichen Mann, und setzte ihm, nachdem er schon lange zu den Todten Gottes hinübergegangen war, auf diese Weise ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit auf sein Grab. Erst im Jahre 1818 ließ sich Hebel durch die Bitten und Zureden seiner Freunde bewe-

gen, den Kalender für das Jahr 1819 wieder zu schreiben.

Der große Ruhm aber, welchen er sich durch seine einfache und herzliche Erzählungsart erworben hatte, wurde die Veranlassung zu einer neuen Arbeit, die er ebenfalls um diese Zeit übernahm. Da man längst für die evangelischen Schulen des Großherzogthums Baden eine neue Bearbeitung der biblischen Geschichten wünschte, so forderten ihn manche seiner Freunde auf, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Dadurch bewogen machte sich Hebel im Jahr 1818 an solche Arbeit, und vollendete in diesem Jahre bereits den größten Theil der Geschichten des alten Testaments.

So floß Hebels Lebenszeit bis zum Ende des Jahrs 1818 dahin. Manches Lästige und Unangenehme in seinem Berufe hatte er während dieser Zeit zu tragen. Doch fehlte es auch nicht an Freude und Trost für ihn. Stets blieb ihm die innige Liebe und hohe Achtung, die er unter seinen so zahlreichen Freunden und Verehrern in Karlsruhe genoß. Nicht minder erhielt er fortwährend viele Beweise hoher Verehrung aus allen Theilen des Großherzogthums und selbst aus dem Auslande. Er sah, wie der Ruhm der allemannischen Gedichte selbst in den fernsten Gegenden immer fortblühte. Viele ausgezeichnetere Gelehrte des Auslandes, wenn sie nach Karlsruhe kamen, besuchten ihn, um ihm dadurch einen

Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Selbst in Königsberg wurde eine Uebersetzung seiner Gedichte in hochteutscher Sprache im Jahre 1811 und 1817 in zwei Bändchen herausgegeben, worin sämmtliche in den vier ersten Ausgaben stehenden Gedichte, mit Ausnahme des Schmelzofens, des Karfunkels, der Marktweiber in der Stadt, des Gespenstes an der Kanderer Straße, des Statthalters von Schopfheim, und des Schreinergesellen, enthalten sind. Scheffner, im Jahr 1811 schon ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, war durch das Lesen der allemannischen Gedichte, die er nach der dritten Ausgabe kennen lernte, so von Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen worden, daß er in seinem hohen Alter noch diese Uebersetzung zu Königsberg unternahm, um die Gedichte den Lesern jener Gegend verständlicher zu machen. Ohne Zweifel wußte er nicht, daß schon früher im Jahr 1808 zu Bremen und Aurich eine solche Uebersetzung herausgekommen war. Auch die Berliner Gesellschaft für teutsche Sprache achtete den allemannischen Dichter hoch, und ernannte ihn durch einen Beschluß vom 3ten Februar 1818 zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Besonders aber mußte Hebel eine ausgezeichnete Anerkennung des Werthes seiner Gedichte darin finden, daß einige derselben sogar in die Russische Sprache übersetzt wurden.

Seine geliebte Heimath, das Oberland, besuchte er im Jahre 1812 zum letztenmal. So oft er auch

mit dem Gedanken umgieng, wieder hinaufzureisen, so führte er doch seinen Vorsatz nie wieder aus, und begnügte sich mit den Lustreisen, die er in verschiedener Zeit mehrmals nach Straßburg, nach Baden, und in andere Städte und Gegenden machte. Seitdem er im Jahr 1791 die obere Gegend verlassen hatte, war so Vieles dort anders geworden. Manches hatte sich hinsichtlich der Sitten des Volks geändert. Einen großen Theil seiner Bekannten und Freunde deckte das Grab, und eine neue Welt war größtentheils an die Stelle der alten getreten. Diese Erwägung und das damit verbundene Gefühl der Wehmuth war es wahrscheinlich, was ihn unentschlossen machte, und den fortwährenden Aufschub seiner Reise bewirkte. Mit tiefer Rührung aber und Sehnsucht dachte er immer noch an die alte Heimath und die daselbst einst in früheren Jahren genossenen Freuden zurück. Mündlich und schriftlich drückte er oft diese Empfindung aus, die ihn so tief durchdrang, wenn das Bild der Gegend vor ihm schwebte, in welcher er einst als Knabe und Jüngling so glückliche Tage verlebt hatte.

8.

Im letzten Monat des Jahrs 1818 starb Großherzog Karl, und Ludwig, sein Oheim, bestieg den Thron. Eines der ersten Regierungsgeschäfte des neuen Regenten war die Einführung der landständischen Verfassung, deren Urkunde sein Vorgänger

kurz vor seinem Tode unterzeichnet hatte. Nach dieser Urkunde sollte ein Geistlicher als Prälat der evangelischen Kirche erwählt werden, um Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände zu haben.

Ludwig, längst von hoher Achtung gegen Hebel erfüllt, wünschte diesen mit der Würde des Prälaten auszuzeichnen. Mit Rührung und Dankgefühl erkannte Hebel die Huld des Regenten; aber aus Rücksicht gegen seinen Collegen, Kirchenrath Sander, einen sehr gebildeten, kenntnißreichen und in seinem Berufe sehr thätigen Mann, trug er anfänglich Bedenken, die ihm angebotene Würde anzunehmen, weil Sander ihm im Dienstalter vorgieng. Erst als Hebel aus sicherer Quelle vernahm, daß Sander in keinem Falle zum Prälaten würde ernannt werden, entschloß er sich, dem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen. So wurde Hebel im Jahr 1819 als Prälat an die Spitze der Geistlichkeit gestellt. Ludwig ehrte dadurch ihn und sich selbst; denn Jedermann erkannte, daß dem Würdigsten diese Auszeichnung verliehen worden sey. Bald darauf, nämlich am Neujahrstage 1820, wurde Hebel mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen, und später, nämlich am 5ten September dieses Jahrs, mit dem Commandeurkreuz des eben genannten Ordens beehrt.

Vermöge der erhaltenen Würde erschien Hebel

auf dem Landtage, der in den Jahren 1819 und 1820 gehalten wurde, als Mitglied der ersten Kammer, und eben so auch auf den Landtagen von 1822 und 1825. Zwar zeichnete er sich bei diesen Gelegenheiten nicht besonders als Redner aus. Die Ursache hievon lag theils in einer gewissen Schüchternheit, die ihn, so geschickt er sonst auch war, vor Hohen wie vor Niedern zu sprechen, in der öffentlichen Versammlung der Landstände zurückhielt, theils in seiner eigenen Gemüthsstimmung, vermöge welcher er wenig Sinn für politische Verhandlungen hatte. Aber doch nahm er auch an manchen wichtigen Gegenständen Antheil, besonders wenn von Angelegenheiten des Kirchen- und Schulwesens die Rede war. Wenn er sprach, sprach er mit Einsicht, Würde und Kraft.

Mit dichterischen Arbeiten beschäftigte er sich seitdem er Prälat geworden war, einige Räthsel oder Charaden abgerechnet, nicht mehr. Doch veranstaltete er im Jahr 1820 die fünfte Ausgabe seiner allemannischen Gedichte, die zu Aarau bei Sauerländer gedruckt wurde. In dieser erschienen, außer den Gedichten, die in den vier bei Macklot gedruckten Ausgaben enthalten sind, noch zwölf andere, welche übrigens meistens schon theils aus der Iris, theils aus dem Freiburger Wochenblatt und dem alsatischen Taschenbuche bekannt waren. Im nämlichen Jahre wurden von Sophie Reinhard zehn wohlgelungene Zeichnungen zu den alle-

mannischen Gedichten bei Mohr und Winter in Heidelberg herausgegeben. Auch erschienen noch zwei neue hochteutsche Uebersetzungen, die eine von Friedrich Girardet zu Leipzig 1821, die andere von Adrian zu Stuttgart und Tübingen 1824. Beide enthalten sämmtliche in der fünften Ausgabe mitgetheilten Gedichte.

Auch mit der Bearbeitung des rheinländischen Hausfreundes hatte Hebel als Prälat nichts mehr zu thun. Zwar hatte er sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen lassen, ihn für das Jahr 1819 wieder zu schreiben. Dieses aber war der letzte Jahrgang, welcher von ihm bearbeitet wurde.

Um so mehr aber war er in seinen letzten Jahren mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Im Sommer 1821 wurde die erste Generalsynode berufen, um die längst gewünschte Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen zu Stande zu bringen. Hebel und Sander erschienen dabei als evangelisch-lutherische Abgeordnete der Ministerial-Kirchensection. Als Anerkennung seines rühmlichen Wirkens wurde ihm, so wie seinem Collegen, im August 1821 von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie zuerkannt.

Schon während der Generalsynode verfaßte er einige treffliche liturgische Formulare für die h. Taufe, die Beichte und das h. Abendmahl, als Beiträge zu

einer kleinen liturgischen Sammlung für die neu vereinigte evangelische Landeskirche. Früher schon hatte er für die Wochengottesdienste einige Gebete verfaßt, die sich durch Einfachheit, Würde und frommes Gefühl auszeichnen.

Bald nach der Generalsynode vollendete er seine biblischen Geschichten. Die des alten Testaments waren schon seit zwei Jahren bearbeitet, und nun verfaßte er die des neuen. Beide Theile erschienen zuerst im Anfang des Jahres 1824 bei Cotta. Bald darauf wurde bei Katz zu Pforzheim eine zweite Ausgabe gedruckt, und diese in allen evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt. Bekanntlich erlangte dieses Buch geringeren Beifall, als man erwartete. Verschiedene Behauptungen darin sind unrichtig; manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet, oder auf bloße Vermuthungen gestützt; einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt; einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegeben; manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des rheinländischen Hausfreundes verfaßt. Auch wurde beim neuen Testament die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Auf der anderen Seite aber hat das Buch auch entschiedene Vorzüge. Es ist im Ganzen sehr geistreich und mit frommem Sinne geschrieben. Die Erzählungsart ist im Ganzen einfach, gemüthlich und für kindliche Herzen sehr anziehend. Manche Erzählungen, besonders im alten Testamente, sind

wahre Meisterstücke. Hebel hatte, als er das Buch schrieb, hauptsächlich Kinder von acht bis zwölf Jahren im Auge, und gewiß wird es solchen als ein sehr nützliches Schulbuch dienen können, wenn manche unrichtige oder im Ausdrucke verfehlte Stellen vorerst verbessert sind. Auch von katholischer Seite wurde dem Buche Werth beigelegt. Ein Pfarrer dieser Confession bearbeitete es für die katholische Jugend, und gab es im Jahre 1825 zu Rothweil in der Herderischen Buchhandlung heraus.

Bald, nachdem die biblischen Geschichten erschienen waren, übernahm Hebel noch ein anderes wichtiges Geschäft, nämlich die Bearbeitung eines neuen Katechismus. Da seine frühere Bearbeitung des Herderischen Katechismus bei den Geistlichen des Landes nicht den gewünschten Beifall gefunden hatte, so entschloß er sich jetzt, ganz nach eigenem Plane, und unabhängig von irgend einem anderen Vorgänger, ein christliches Lehrbuch für die Schulen zu verfertigen, das er der zweiten Generalsynode vorzulegen gedachte. Dieser Katechismus wurde erst nach seinem Tode von der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe herausgegeben, und später auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Mag auch dieses Lehrbuch, so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk vollkommen seyn, und mag es auch nicht Allen in Allem genügen, so darf es wohl als entschieden angenommen werden,

daß es unter die vorzüglichsten Katechismen gehört, die je geschrieben wurden. Besonders fand es wegen der Einfachheit seiner Sprache, wegen der zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten aus der christlichen Religionslehre, wegen der bündigen Kürze, wegen des unparteiischen, rein biblischen Geistes, der daraus klar hervorleuchtet, wegen der genauen Verbindung, in welcher darin die Glaubenslehre mit der Sittenlehre steht, und wegen des frommen Sinnes, womit es geschrieben ist, vorzüglichen Beifall.

Um diese Zeit, als Hebel mit solchen Arbeiten für die Kirche beschäftigt war, gab er den Beruf, den er bisher noch als Lehrer des Lyceums versah, gänzlich auf. Ermüdet von Geschäften bat er im Jahre 1824, daß man ihm die acht Unterrichtsstunden, die er noch am Lyceum ertheilte, abnehmen möchte. Durch einen Beschluß des Großherzogs vom 18ten October desselben Jahrs wurde seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramtes, das er, wie der höchste Erlaß sich ausdrückte, mehr als vierzig Jahre mit großer Auszeichnung, mit Treue, Eifer und besonderer Zufriedenheit bekleidete, nunmehr gänzlich enthoben. Mit ruhigem Gewissen und hoher Freude konnte Hebel auf die segensreiche Laufbahn zurückschauen, die er als Lehrer gegangen war. Er war sich des innigsten Dankes der zahlreichen Schüler bewußt, die er unterrichtet hatte. „Ich habe" — sagt er schon im Jahr 1820 in der damals ent-

worfenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde — „Vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen „und Wissenschaften unterrichtet. Viele von „ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun „als fromme, als glückliche, als geachtete Män„ner und Freunde wieder sehe. Manche von „ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, „und manches fromme Wort, das ich hie und „da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es „trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne „daß ich's weiß."

Merkwürdig ist es, daß Hebels Neigung für eine Landpfarrei nie in seiner Brust erstarb. Als er schon auf der höchsten Stufe des geistlichen Ansehens stand, und von dem Regenten mit glänzenden Ehrenauszeichnungen belohnt war, schwebte ihm doch das Loos eines braven Landpfarrers immer noch als das schönste vor Augen. Dessen zum Beweise dient auch, außer seinen mündlichen Aeußerungen, die schon mehrmals erwähnte Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, die er im Jahr 1820 schrieb. Ernstlich konnte es damals wohl nicht mehr gemeint seyn. Er selbst mußte gewiß einsehen, daß er sich von seinen Verhältnissen, an die er sich in der Stadt so viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, nicht mehr losreißen, und sich nach so langer Unschlüssigkeit nicht mehr zur Uebernahme einer Pfarrstelle auf dem Lande entschließen werde. Aber es that seinem Herzen noch am Abend seines Lebens wohl, sich auf einer

Kanzel vor einer Landgemeinde zu denken, gleich einem geliebten Pfarrer, der als Vater unter seinen Kindern steht, ihnen das Köstlichste und Heiligste, was Menschen besitzen können, mittheilt, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt, und ihnen Trost im Leben, und Frieden, wenn sie sterben, bringt. „An einem friedlichen Landorte," sagt er in seiner Predigt, „unter redlichen Menschen als Pfarrer „zu leben und zu sterben, war Alles, was ich „wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den „heitersten und in den trübsten Augenblicken „meines Lebens gewünscht habe."

9.

In solcher Gemüthsstimmung trat Hebel in das Jahr 1826. — Das Jahr, in welchem zwei andere der berühmtesten Dichter: Voß und Baggesen, hinüberschieden, sollte auch das Todesjahr des allemannischen Sängers seyn.

Schon seit mehreren Jahren war Hebels Gesundheit erschüttert. Die Spuren körperlicher Schwäche zeigten sich immer mehr. Sein Gesicht alterte. Seine Nerven waren längst so angegriffen, daß seine Hand sehr zitterte, und seine Schrift kaum mehr leserlich war. Besonders litt er an Unterleibsbeschwerden. Auch seine Gemüthsstimmung war stiller und ernster, als vordem, obgleich in Gesellschaft seine Freundlichkeit und sanfte Heiterkeit sich nie ganz

verlor. Seltener als sonst besuchte er seit einigen Jahren das Museum. Seitdem er Prälat geworden war, blieb er überhaupt mehr als früher zu Hause. Auch führte er nun seinen eigenen Tisch, nachdem er früher in fremde Kost gegangen war.

Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde oblagen, gehörte auch seit mehreren Jahren die Aufsicht und Berichterstattung über die protestantischen Lyceen, Gymnasien, Pädagogien und lateinischen Schulen; ein Geschäft, das er immer mit großer Umsicht, Sorgfalt und Treue verwaltete. An diesen Anstalten mußte er oft den öffentlichen Prüfungen beiwohnen, welches auch im September 1826 am Lyceum zu Mannheim der Fall war.

Ungern übernahm er diesmal die Reise nach Mannheim; aber der Gedanke, daß man ihn dort erwarte, und sich auf seine Ankunft freue, und die Hoffnung, daß die Reise vielleicht auf sein Befinden einen günstigen Einfluß haben werde, bewog ihn, ungeachtet es ihm schon unwohl war, sich dahin zu begeben. Hofrath Friedrich August Nüßlin, Professor und alternirender Director des Lyceums, ein durch seine gelehrten Kenntnisse und durch sein treues und segensreiches Wirken ausgezeichneter Mann, welchen Hebel sehr schätzte, lud ihn zu sich ein. Hebel, der im Kreise dieser ihm sehr werthen Familie gern verweilte, und manche angenehme Stunde

schon früher in ihrer Mitte zugebracht hatte, nahm die freundschaftliche Einladung an. „Ich komme,“ — schrieb er am 6ten September seinem Freunde Rüßlin, — „diesmal — erschrecken Sie nicht! — „in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; „doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne „Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein „ꝛc. ꝛc.“ nur mit dem Bedürfniß des Stillelebens „unter einem freundlichen Dach.“

Es war der 10te September, als Hebel zu Mannheim ankam. Noch brachte er seine Freundlichkeit und Artigkeit mit, aber seine heitere Laune schien entflohen zu seyn; ein stiller Ernst war an die Stelle getreten. Sogleich bei seiner Ankunft wiederholte er seinem Freunde den Wunsch, bloß im stillen Familienkreise zu weilen. An den folgenden vier Tagen wohnte er sowohl Vormittags als Nachmittags der Prüfung bei, hörte mit Aufmerksamkeit zu, redete freundlich mit den Schülern, und legte ihnen zuweilen Fragen vor. Abends begab er sich aber frühzeitig zu Bette.

Am 14ten September wurde die Prüfung zu Mannheim beendigt. An diesem Tage gaben ihm die Schüler der obersten Klasse den Wunsch zu erkennen, ihm zu Ehren einen Fackelzug in der kommenden Nacht zu veranstalten. Diese Ehrenbezeugung lehnte er ab, weil ihm ein solcher Aufzug zu geräuschvoll gewesen wäre, und ohnedies mehr für eine

Univerſität, als für ein Lyceum geeignet ſchien. Aber die Einladung zu einer Fahrt auf dem Rheine nach dem Punkte hin, wo der Rhein und der Neckar zuſammenſtrömen, nahm er an. Mit einer Geſellſchaft von Freunden und Freundinnen entſchloß er ſich, an den Rhein zu gehen, und einen Kahn zu beſteigen. Unter dieſen befand ſich auch die Gattin eines Freundes, der ſeit Hebels letztem Beſuche geſtorben war. Hebel bezeugte ihr ſeine Theilnahme. „Wenn „wir alt werden,“ ſetzte er hinzu, „wandeln „wir auf einem großen Kirchhofe. Glauben Sie „mir, ich fühle das.“

Schon ſtand die Sonne ziemlich tief, als er mit ſeinen Begleitern den Kahn beſtieg; aber heiter und ungetrübt leuchtete ſie mit ihren ſanften Strahlen, die ſich über die ſtille Waſſerfläche des prächtigen Rheinſtroms verbreiteten. Es war, als ob die Sonne die Gegenwart des großen Sängers der Natur verherrlichen, und ihm an ſeinem letzten fröhlichen Abend noch einmal ein feierliches Lebewohl ſagen wollte.

Unter heitern Geſprächen fuhren ſie den Strom abwärts. Als ſie ſich aber der Landſpitze näherten, bei welcher der Rhein und der Neckar ſich vereinigen, bewegten ſich vom Ausfluſſe des Neckars her zwei Kähne ihnen entgegen. Der eine, mit feſtlichem Laub geſchmückt, trug die Schüler der oberſten Klaſſe, die ihn hier empfangen wollten; auf dem andern befanden

sich Musicanten, um durch Blasinstrumente den festlichen Abend zu verherrlichen. Die Musik ertönte, und unter der Melodie: God save the king! fuhren die beiden Kähne heran. Zwei Jünglinge stiegen in das Schiff, auf welchem Hebel sich befand, begrüßten ihn mit einer kurzen Anrede, und brachten ihm ein lautes Lebehoch. Alle Anwesenden stimmten jubelnd ein unter dem Klange der Musik. Sämmtliche Schiffe fuhren hierauf langsam nebeneinander auf dem Neckar nach Mannheim zurück. Unter muntern Gesprächen und fröhlichen Gesängen und unter dem Anstoßen der gefüllten Gläser von einem Schiff in das andere hinüber wurde die Fahrt fortgesetzt und vollendet. Schon waren die letzten Strahler der Sonne verschwunden, ehe sie am Ziele ihrer Fahrt ankamen, und der stille Mond mit seinem Glanze war aufgestiegen. Alles trug dazu bei, die Feier des Abends zu erhöhen. Auch Hebels frohe Gemüthsstimmung war wieder erwacht. Aus seinem verklärten Blicke strahlte Freude, und er versicherte, er habe schon lange keinen so frohen Abend mehr gehabt. Als er jetzt im Dunkel der anbrechenden Nacht die Leute bemerkte, die aus ihren Gärten zurückkehrten, und an dem Ufer hin der Stadt eueilten, so fiel ihm das mythologische Reich der Todten ein. „Es kommt mir vor," sprach er, „als ob wir auf dem Styx führen, und jene „Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns „einsteigen möchten, aber vom Charon nicht zu„gelassen würden."

Nach seiner Zurückkunft blieb er noch den ganzen Abend hindurch heiter, und unterhielt die Gesellschaft mit geistreichen Reden. Am folgenden Tage machte er einige Besuche. Aber bald bemerkte man keine Munterkeit mehr an ihm. Am 16ten klagte er, daß sein Uebelsinden zugenommen hätte. Einen Arzt jedoch wollte er noch nicht gebrauchen. Auch entschloß er sich, Mannheim an diesem Tage zu verlassen, um sich über Schwetzingen nach Heidelberg zu begeben, wo er nach zwei Tagen die Prüfung des Gymnasiums vornehmen wollte. Mit Rührung nahm er von Nüßlin und seiner Familie Abschied, und sprach sein Bedauern aus, daß er diesmal nicht genug zur Heiterkeit gestimmt gewesen sey.

Als er in Schwetzingen angekommen war, kehrte er im Hause seines Freundes, des Gartendirectors Zeyher ein. Zeyher war nicht anwesend, sondern befand sich zu Karlsruhe. Hebel, der sich sehr leidend befand, machte einen Spaziergang im Schloßgarten, aber ohne sich dadurch Linderung zu verschaffen. Bald verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er den Gedanken aufgeben mußte, die Prüfung in Heidelberg vorzunehmen. Auch die ärztlichen Mittel, die jetzt angewandt wurden, blieben ohne Erfolg. Zuweilen stellten sich heftige Schmerzen im Unterleibe ein, aber stets suchte er die Klagen zu unterdrücken. Seine Freundlichkeit verließ ihn nie, und zuweilen war er sogar wieder einige

Augenblicke heiter. Auch brachte er noch bis zum 21ten September die meiste Zeit des Tages außerhalb des Bettes und völlig angekleidet zu.

An diesem Tage stellten sich Fieberbewegungen ein, und die Krankheit erreichte bald einen Grad, bei dem alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Der Kranke vermochte jetzt nicht mehr aus seinem Bette aufzustehen. Sein Hausarzt, der geheime Hofrath Seubert von Karlsruhe, der an diesem Tage nach Schwetzingen berufen worden war, erkannte sogleich, daß alle menschliche Kunst zur Hülfe zu schwach sey. Die nämliche Ansicht hatten noch zwei andere anwesende Aerzte.

Hebel behielt bis zur letzten Stunde seines Lebens seine Gemüthsruhe; auch hegte er immer noch Hoffnung auf Genesung. Als Zeyher am 21ten September von Karlsruhe zurückgekommen war, so gab ihm Hebel seine Freude über seine Ankunft zu erkennen, bemerkte ihm, daß er sich besser befinde, und bat ihn, dem Großherzog, der sich nach Hebels Befinden erkundigen ließ, für seine Theilnahme zu danken. Aber schon den 22ten September Morgens um 4 Uhr war er entschlummert. Sein Alter betrug sechsundsechzig Jahre und einige Monate.

Bei der Section des Leichnams zeigte sich eine unheilbare Mißbildung der Eingeweide als Grund

seines Todes. Am 23ten September Nachmittags geschah die Beerdigung. Noch waren im Sarge seine Gesichtszüge kenntlich, und seine gewohnte Freundlichkeit schien noch um sein Antlitz zu schweben. Uneingeladen waren viele seiner Freunde und Verehrer, und unter ihnen mehrere Professoren von Heidelberg, und die Geistlichen aus der Gegend zu seinem Leichenbegängnisse gekommen. Unter dem Geläute der Glocken setzte sich der zahlreiche feierliche Zug in Bewegung, und begleitete den Sarg, der mit einem Lorbeerkranze und mit dem Commandeurkreuze des Zähringer Löwen geschmückt war, und von den Kirchengemeinderäthen von Schwetzingen getragen wurde, zu der Stätte der Todten. Der Himmel war heiter, die Luft mild, und die Sonne leuchtete in sanftem Glanze. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg noch einmal geöffnet. Einige Verse wurden von Schulknaben gesungen, worauf Bähr, Hebels College seit 1823, und sein Nachfolger als Prälat, eine kurze Rede hielt. Bährs Worte waren einfach, herzlich und rührend; die Augen aller Anwesenden schwammen in Thränen. Nach Vollendung der Rede wurde der Lorbeerkranz dem Hingeschiedenen um's Haupt gelegt, und der Sarg eingesenkt. Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe, und der andere hielt eine Rede in der Kirche, womit die Leichenfeier beschlossen wurde.

Wenn der Wanderer auf den Kirchhof zu

Schwetzingen kommt, so erblickt er einige Schritte von der östlichen Mauer gegen Heidelberg das Grab des allemannischen Dichters. Ein einfacher Stein deckt den Hügel, und nennt ihm den Namen des Hingegangenen, und das Jahr und den Tag seines Todes.

10.

Die Nachricht von Hebels Tod war eine allgemeine Trauerkunde im Badischen Lande. Jederman nahm mit Rührung Antheil, und wer ihn näher kannte, fühlte mit tiefem Schmerz, daß ein großer Geist geschieden, und ein edles Herz im Tode gebrochen sey.

Hebel war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben; er hatte einen großen Verstand, einen ausgezeichneten Witz und Scharfsinn, eine herrliche Phantasie, und ein treffliches Gedächtniß.

Er besaß viele gründliche und gelehrte Kenntnisse. Das viele Lesen liebte er zwar nicht. Bei seiner freien Geistesrichtung und dichterischen Gemüthsstimmung hatte er an weitschweifigen gelehrten Werken keine Freude. Auch glaubte er, daß durchs viele Lesen die eigenen Ideen zu sehr unterdrückt würden. Hinsichtlich der Schröckhischen Kirchengeschichte zum Beispiel gestand er, daß er nur ein einziges Mal einen Versuch mit einem Bande

gemacht, aber darin nicht mehr als einige Blätter zu lesen vermocht habe. Besonders waren ihm große Werke, wenn sie bloß auf das Gedächtniß berechnet waren, zuwider. So äußerte er zum Beispiel, daß es ihm fast unbegreiflich sey, wie Meusel sein bekanntes Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten. Dagegen liebte Hebel kurz gefaßte, bündige und geistreiche Werke. In diesen las er gern; und mit Hülfe seines eigenen selbstthätigen Geistes wußte er mit leichter Mühe sich überall einzuarbeiten, auf dem gelegten Grunde trefflich selbst fortzubauen, und sich zu einem gründlichen Gelehrten zu bilden.

In allen Theilen der Theologie war er wohl bewandert. Besonders aber besaß er in der Exegese und in der Dogmatik gute Kenntnisse.

Als Philolog verdient er ebenfalls mit Ruhm erwähnt zu werden. Zwar in neueren ausländischen Sprachen waren seine Kenntnisse nicht von Bedeutung; aber im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen war er sehr gut bewandert.

In der Philosophie und in der Geschichte war er wohl unterrichtet. Auch in der Physik und Astronomie besaß er gründliche Kenntnisse. Besonders aber in der Naturgeschichte stand er auf einer hohen Stufe.

Als Dichter steht er auf der glänzendsten Höhe. Sein Name leuchtet gleich einem nie erlöschenden Sterne erster Größe, der die Bewunderung aller Herzen verdient. In seiner Art ist er unübertrefflich, und hat bis jetzt seines Gleichen nicht. Besonders als Idyllendichter vereinigt er alles Liebliche und Schöne in sich, und ragt über alle andere Dichter dieser Gattung empor.

Als Redner verdient er gerechtes Lob, und die Vorzüge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden.

Besonders auch in seinen Erzählungen für das Volk ist er vortrefflich zu nennen, und sein rheinländischer Hausfreund wird bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben.

Was er als Lehrer war, fühlen die dankbaren Herzen seiner zahlreichen Schüler. Sein Unterricht war gründlich, und durch seine seltene Lehrgabe in hohem Grade anziehend, und darum segensreich.

Auch bloß als Mensch betrachtet verdient er die hohe Achtung der Mitwelt und Nachwelt. Schon beim Lesen seiner Gedichte, Erzählungen, Reden und Aufsätze muß man inne werden, daß ein Mann, der so innig von dem Gefühle des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen war, ein edler Mensch gewesen seyn muß. Sein Herz war fromm und voll

Geiste des christlichen Glaubens durchdrungen. Es gab Augenblicke, wo er sich skeptischen Betrachtungen hingab, oder unter Freunden in Aufstellung und Vertheidigung paradoxer Sätze sich gefiel, aber solche Augenblicke giengen bald vorüber. Sein Gemüth band ihn fest an das Christenthum, in welchem er einen göttlichen Ursprung und die reinste und tiefste Quelle des Trostes und Friedens erkannte. Der Glaube, den er in seinem Gemüthe trug, war der, den er in seinem kurz vor seinem Tode geschriebenen Katechismus aussprach. Dabei hatte er stets ein warmes Gefühl für Menschenwohl. Er war liebreich gegen seinen Nächsten, billig im Urtheil gegen Andere, bescheiden im Bewußtseyn seiner Verdienste, dankbar gegen Menschen, die ihm Gutes gethan hatten, und durchaus ein Freund der Wahrheit und des Rechts. Auch ein tiefes Gefühl für Freundschaft trug er in seinem Herzen. Am theuersten aber waren und blieben ihm seine Jugendfreunde. Wenn er Verstorbener gedachte, die ihm in jugendlichen Jahren theure Freunde waren, so verkündigte sein Blick und seine Stimme tiefe Rührung; und seine wohlwollende Gesinnung ward auch noch den Kindern derselben zu Theil.

Seine Weltansicht war eine heitere. Sein Grundsatz war: froh zu leben und ruhig zu sterben, die Freuden der Gegenwart zu genießen, und sorglos im Vertrauen auf Gott der Zukunft entgegenzugehen. Aber seine Freude war, wie er sie in einem seiner

Lieder nennt, eine Freude in Ehren. Keine unedle Leidenschaft befleckte seinen Wandel. Begegnete ihm etwas Unangenehmes, so erhob sich sein Gemüth über das Schicksal, und der Geist der Zufriedenheit verließ ihn nie. Als er einmal einen bedeutenden Theil seines, erst in späteren Jahren erworbenen Vermögens, nämlich gegen 5000 Gulden, durch den Bankerott eines Mannes, auf den er ein zu großes Vertrauen gesetzt hatte, unerwartet verlor, so vernahm er die Nachricht mit bewunderungswürdiger Ruhe, und sprach davon mit einer Heiterkeit, wie sie nur das Gemüth besitzt, das die Fesseln der Erde nicht binden.

Unter seine Vergnügungen gehörten früher das Theater und gesellschaftliche Spiele. Später aber hatte er sowohl am Theater, als auch an gesellschaftlichen Spielen wenig Freude mehr. Nur in die Lotterie setzte er noch von Zeit zu Zeit, um, wie er sich ausdrückte, dem Glück, wenn es ihn je besuchen wollte, die Thüre nicht zu verschließen. An Concerten fand er wenig Vergnügen; und überhaupt liebte er bloß einfache und gemüthliche Musik. — Tafelmusik war ihm ganz zuwider.

Ein Hauptzug seines Charakters war Einfachheit und Liebe zur Unabhängigkeit. Alles Gezwungene und Erkünstelte war ihm fremd und zuwider. Frei von allem Pedantischen war sein Reden und Thun. Selbst im Wissenschaftlichen bekümmerte er

sich wenig um das, was er für Nebensache hielt. So zum Beispiel gewöhnte er sich nie an die strengen Regeln der Metrik der Alten; sein freier Geist band sich nicht an solche ihn beengende Formen. Namentlich sind seine Hexameter sehr oft nicht ganz kunstgerecht abgefaßt, worauf ihn schon Göthe aufmerksam machte.

Die Gabe eines angenehmen gesellschaftlichen Umgangs hatte wohl selten ein Mensch, wie Hebel sie besaß. Seine freundliche Heiterkeit, seine ruhige Sanftmuth, seine edle Bescheidenheit, seine eigenthümliche Laune, seine kindliche Naivetät, sein unerschöpflicher Witz, und sein tief eindringendes geistreiches Wesen machte ihn zum liebenswürdigsten Gesellschafter. In allen Orten und Gegenden, wo er sich aufhielt, weilte Jedermann mit Vergnügen in seiner Nähe; so wie es ihm selbst sehr angenehm war, in der Gesellschaft freundlicher und heiterer Menschen zu seyn, und zu ihrem Frohsinn beizutragen. Nur in großen glänzenden Versammlungen zeichnete er sich nicht aus; seine Bescheidenheit und Abneigung gegen alles Prunkende hielt ihn zurück.

In den ehelichen Stand trat er nie. Zwar hatte er vielen Sinn für das Glück eines stillen und vertrauten Familienlebens, und nach Allem zu urtheilen, würde er ein guter Gatte und Vater geworden seyn. Aber in seinen jüngeren Jahren mochten ihn seine geringen Besoldungsverhältnisse vom Hei-

räthen abgehalten haben; und später war er in dieser Hinsicht zu bedenklich und zu unentschlossen geworden.

Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich; seine Augen braun und freundlich; seine Stirne hoch; seine Nase etwas gebogen; sein Haar kraus, — früher dunkelbraun, und später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohl gebaut; nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig; seine Haltung aufrecht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt, und gleichgültig hinschlendernd. Unter den Bildnissen, die man von ihm hat, zeichnet sich zwar ein von Müller gezeichnetes und von Lips in Kupfer gestochenes durch Feinheit des Stiches aus, und dieses wurde auch bei der zu Leipzig und Zwickau erschienenen Sammlung der Bildnisse berühmter Leute zum Muster genommen; aber es fehlt dabei an der gehörigen Aehnlichkeit. Dagegen ist Hebels Bild, welches von Agricola gezeichnet wurde, und das schon vor ungefähr zwanzig Jahren in der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe im Steindruck erschien, und zuletzt noch von Nehrlich für die Ausgabe seiner Werke in Stein gezeichnet

wurde, völlig getroffen, und Jedem, der ihn im Leben ſah, auf den erſten Anblick kenntlich. Eine andere Zeichnung von Agricola, auf welcher Hebel dargeſtellt iſt, wie er einem ihm zur Aufſicht empfohlenen Mädchen eine väterliche Zurechtweiſung ertheilt, erſchien vor einigen Jahren bei Mansfeld in Wien, und nachher bei Velten in Karlsruhe im Steindrucke, aber hier mit einem aus den allemanniſchen Gedichten entlehnten unpaſſenden Verſe verſehen. Auch dieſe Zeichnung hat Aehnlichkeit, aber ſie ſtellt ihn in höherem Alter, und darum mit etwas verſchiedenen Geſichtszügen dar.

Sein Vermögen, das er, nach Abzug der oben erwähnten bei einem Bankerott verlorenen Summe, noch behielt, beſtand in ungefähr 7000 Gulden. Dieſe Summe wurde unter ſeine Verwandten zu Hauſen und in der jenſeitigen Pfalz geſetzmäßig vertheilt. Ein Teſtament hinterließ er nicht. Früher war es ſonſt immer ein Lieblingsgedanke von ihm, zwei Stiftungen für die Gemeinde zu Hauſen zu machen, die eine für arme Schulkinder zur Anſchaffung der ihnen nöthigen Bücher, die andere zur Erquickung alter Männer, denen an jedem Sonntag ein Schoppen Wein im Wirthshauſe zu Hauſen

unentgeldlich verabreicht werden sollte. Ehe er aber diese Plane ausführte, trat unerwartet der Tod ein.

Nach seinem Tode kaufte die Müllerische Hofbuchhandlung zu Karlsruhe von seinen Verwandten seine hinterlassenen Papiere sammt dem Verlagsrechte für dessen sämmtliche Werke. Diese Papiere, die zum Theil mühsam eingetrieben werden mußten, weil Hebel Manches seinen Freunden mittheilte, ohne eine Abschrift zu behalten, ließ die Buchhandlung durch einen Verein mehrerer sachverständiger Männer durchgehen; und so wurde das, was für würdig zur Aufnahme in die Sammlung seiner Werke erachtet ward, zum Drucke ausgesondert.

Im freundlichen Thale, wo die Wiese strömt, in der Nähe von Schopfheim steht ein Berg, mit alten Eichen bewachsen, welcher eine prächtige Aussicht gewährt, und die Hebelshöhe heißt. Schöne Terrassen wurden von den Bergleuten von Hausen, welche den Sänger, als die Botschaft seines Todes gekommen war, ehren wollten, an diesem Berge erbaut. Hebels Freunde in jener Gegend weihten den Berg sodann feierlich ein, und gaben ihm seinen Namen. Auch in Karlsruhe wurde ein Plan zu einem Denkmal entworfen.

Durch reichliche Beiträge von Freunden Hebels aus verſchiedenen Gegenden, und beſonders durch die huldvolle Unterſtützung des Großherzogs Leopold, des hohen Beförderers alles Guten und Edeln, wird der zu dieſem Endzwecke zuſammengetretene Verein in den Stand geſetzt werden, dem allemanniſchen Dichter auch in der Stadt ein Denkmal zu ſetzen, in welcher er am längſten gelebt, gelehrt und im Segen gewirkt hat.

Inhalt des erſten Bandes.

	Seite
Vorrede zur erſten Auflage	5
Vorrede zur dritten Auflage	9
Vorrede zur vierten Auflage	10
Vorrede zur fünften Auflage	13
Die Wieſe	17
Freude in Ehren	37
Die Irrlichter	39
Der Schmelzofen	43
Der Morgenſtern	50
Der Karfunkel	54
Das Herlein	73
Der Mann im Mond	76
Die Marktweiber in der Stadt	80
Der Sommerabend	86
Die Mutter am Chriſtabend	90
Eine Frage	95
Noch eine Frage	99
Geſpenſt an der Kanderer Straße	102
Der Käfer	105
Der Statthalter von Schopfheim	108
Der Schreinergeſell	132
Hans und Verene	133
Der Winter	137

	Seite
Das Habermus	140
Wächterruf	148
Der Bettler	150
Der Storch	153
Sonntagsfrühe	159
Auf einem Grabe	163
Der Wächter in der Mitternacht	167
Der zufriedene Landmann	173
Die Vergänglichkeit	177
Der Jänner	185
Der Knabe im Erdbeerschlag	190
Das Spinnlein	193
Der Wegweiser	197

Allemannische Gedichte.

Für Freunde
ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leſer, die mit der Sprachweiſe nicht ganz bekannt ſind, werden folgende wenige grammatikaliſche Bemerkungen nicht überflüſſig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen ſollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und dieſe Form iſt alſo im Metrum immer einſylbig. Z. B. früeih, frühe — Beide Artikel werden meiſt abgekürzt, tonlos, und in der Ausſprache wahre Präfixa des Subſtantivs oder Suffixa der Präpoſition. Hie und da ſchien es unvermeidlich, ſie als ſolche auch in dem Texte auszudrücken. Z. B. Uffeme, auf einem; Anere, an einer. — Der Accuſativ des Singulars iſt auch bei den Maſculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Maſculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präpoſition in bezeichnet. Z. B. im Liecht, imme Liecht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das abſolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars, Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Perſonalpronomina und das unbeſtimmte man, wenn ſie keinen Nachdruck oder Gegenſatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächſten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zuſammenkämen mit einem

eingeſchobenen n. Sagi, ſage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man, Sagmer, ſage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, ſagen wir; Sägetder, ſaget ihs; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeigen euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, ſage ihnen; Sägider, ſage ich dir; Sägl'm, ſage ich ihm ꝛc. Indeſſen ſind dieſe Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Anſehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürzt Form faſt überall getrennt geſchrieben, wenn Ausſprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern ſchien.

Das Gloſſarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch) Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi. (Id.) Verſuch eines ſchwäbiſchen Idiotikon von Sch[illing]er. (Ad.) Adelungs Wörterbuch der hochdeutſchen Mundart und andern. Hie und da ſind paſſende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürch (ohne Jahrzahl) ꝛc. unterlegt worden. Die Abſicht des Verfaſſer war, theils ſolchen Leſern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimiſche, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entſtellung und Miß-

handlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodieen Nro. 1. 3. 4. verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2. aber der Güte eines Unbekannten.

Vorrede zur dritten Auflage.

Das Publikum hat die allemannischen Gedichte so gütig aufgenommen, daß der Verlagshandlung eine neue Auflage derselben nothwendig zu werden schien. Um diese anspruchlosen Spiele meiner Muse der Liebe und Theilnehmung, die sie bisher so glücklich gefunden haben, immer würdiger zu machen, habe ich für diese Ausgabe die öffentlichen und stillen Belehrungen und Winke mehrerer eben so einsichtsvollen als nachsichtigen Richter und Freunde zu mannigfaltigen Verbesserungen derselben dankbar zu benutzen gesucht, und das beigehende Idiotikon, wo es nöthig schien, da und dort vermehrt.

Möge das Publikum für diese Bemühung seinen Beifall zu gewinnen, wozu auch die Verlagshandlung durch einige Kupferstiche das Ihrige beitragen wollte, dem Büchlein ferner ein freundliches Gesicht gönnen, und sie statt des Compliments annehmen, womit sich ihm der Verfasser empfiehlt.

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der allemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen worden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18. Vers 1. oder ebendaselbst Vers 8—11. der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. — Eine andere Bewandtniß dürfte es mit Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkührlich und zwecklos zu seyn, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchen er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und

fanden ſich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze dieſe Gelegenheit zur öffentlichen Verſicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Leſern hoffen, daß ſie die Umarbeitung ſolcher Stellen, wenn auch die Gedichte ſelbſt dadurch verloren hätten, moraliſch billigen werden.

Zu dem Allem berechnet der Verleger, der auch ſeine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der erſten Auflage in das größere Publikum gekommen ſeyen, und es ſcheint etwas an der Beſorgniß deſſelben zu ſeyn, daß den Leſern, die dieſe Gedichte erſt aus beſagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgehende Aenderung auffallender und wieder eben ſo unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derſelben die erſte war.

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jacobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

Allemannische Gedichte.

Erste Abtheilung.

Die Wieſe*).

Wo der Dengle-Geiſt **) in mitternächtige Stunde
Uffeme ſilberne Gſchirr ſi goldeni Sägeſe denglet,
(Todtnau's Chnabe wüſſe's wohl) am waldige Feldberg,
Wo mit liebligem Gſicht us tief verborgene Chlüfte
d'Wieſe luegt, und check go Todtnau aben ins Thal
springt,
ſchwebt mi muntere Blick, und ſchwebe mini Gidanke.

*) Ein Waldſtrom dieſes Namens, der an dem Feldberg im Breisgau entſpringt, bei Gündenhauſen einen andern Strom gleiches Namens aufnimmt, und bei Kleinhüningen im Kanton Baſel in den Rhein ausſtrömt.

**) Geſpenſt auf dem Feldberg.

Feldbergs liebligi Tochter, o Wiese, bis mer Gottwilche!
Los, i will di iez mit mine Liederen ehre,
und mit Gsang bigleiten uf dine freudige Wege!

Im verschwiegene Schoos der Felse heimli gibohre,
an de Wulke gsäugt, mit Duft und himmlischem Rege,
schloffsch e Bütscheli-Chind in di'm verborgene Stübli heimli, wohlverwahrt. No nie hen menschligi Auge güggele dörfen und seh, wie schön mi Meiddeli do lit im christalene G'halt und in der silberne Wagle, und 's het no kei menschlich Ohr si Othmen erlustert, oder si Stimmli ghört, si heimli Lächlen und Briegge. Numme stilli Geister, si göhn uf verborgene Pfade us und i, si ziehn di uf, und lehre di laufe, gen der e freudige Sinn, und zeige der nützligi Sache, und 's isch au kei Wort verlohre, was sie der sage. Denn so bald de chaschst uf eigene Füeßlene furtche, Schliefsch mit stillem Tritt us di'm christalene Stübli barfis usen, und lugsch mit stillem Lächlen an Himmel.
O, wie bisch so nett, wie hesch so heiteri Aeugli!
Gell, do ussen ischs hübsch, und gell, so hesch ders nit vorgstellt?

Hörſch, wie's Läubli ruuſcht, und hörſch, wie d'Vögeli pfife?
Jo, de ſeiſch: „I hörs, doch gangi witers und blib nit.
„Freudig iſch mi Weg, und alliwil ſchöner, wie witer!"

Nei ſo lueg me doch, wie cha mi Meidbeli ſpringe!
„Chunnſch mi über," ſeits und lacht, „und witt mi, fe hol mi!"
All'wil en andere Weg, und alliwil anderi Sprüngli!
Fall mer nit fel Reinli ab! — Do hemmers, i ſags io, —
hani's denn nit gſeit? Doch gauckelet's witers und witers,
groblet uf alle Vieren, und ſtellt ſi wieder uf d'Beinli,
ſchlieft in d'Hürſt, — iez ſuch mers eis! — dört güggelets uſe. *)
Wart, i chumm! Druf rüefts mer wieder hinter de Bäume:

Ausgabe I.

*) Kri mer nit fel Reinli ab! — Do hemmers, i ſags io, hanis denn nit gſeit? Doch pürzlich witers und witers, groblich uf alle Vierr, und ſtellt di wieder uf d'Beinli, ſchlieft in d'Hürſt, — jetzt ſuch mers eis! Dört güggelets uſe;

„Roth, wo bin i iez!" — und het sie urige Phatest.*)
Aber wie de gosch, wirsch sichtli größer und schöner.
Wo di liebligen Othem weiht, se färbt si der Rase
grüner rechts und links, es stöhn in saftige Triebe
Gras und Chrüter uf, es stöhn in frischere Gstalte
farbigi Blüemli do, und d'Immli chömmen und suge.
's Wasserseili chunnt, und lueg doch, 's Wuli vo Todtnau!**)
Alles will di bschauen, und Alles will di bigrüße,
und di fründlig Herz git alle fründligi Rede:
„Chömmet ihr ordlige Thierli, do hender, esset und trinket!
„Witers goht mi Weg, Gsegott, ihr ordlige Thierli!"

Rothet iez, ihr Lüt, wo üser Töchterli hi goht!
Hender gmeint an Tanz, und zue de luftige Buebe?
z'Ufefeld verbei gohts mit biwegliche Schritte
zue de schöne Buechen [1]), und hört e heiligi Meß a.
Guet erzogen ischs, und anderst cha me nit sage.
No der heilige Meß se seits: „Iez will mi schicke,

Ausgabe I.

*) Guggus, daß die Potz! und het sie uri'ge Phatest!

**) 's Wasserseili chunnt, es chömme Todtnauer Wuli,

[1]) Eine Kapelle dieses Namens an der Wiese.

„aß i witers chumm." — Jez ſimmer ſcho vornen an Schönau, —
iez am Chaſtel verbei, und alliwil witers und witers zwiſche Berge und Berge im chüele duftige Schatte, und an mengem Chrütz verbei, an menger Kapelle.

Aber wie de gohſch, würſch alliwil größer und ſchöner.
Wo di liebligen Othem weht, wie färbt ſi der Raſe grüener rechts und links, wie ſtöhn in chräftige Triebe neui Chrüter do, wie ſchießen in prächtige G'ſtalte Bluemen an Bluemen uf, und geli ſaftigi Wide!
Wo di'm Othem gwürzt, ſtöhn rothi Erdbeeri-Chöpfli Millione do, und warten am ſchattige Thalweg.
Wo di'm Othem g'nährt, ſtigt rechts an ſunnige Halde goldene Lewat uf in Feldere Riemen an Rieme.
Wo di'm Othem g'chüelt, ſingt hinter de Hürſte verborge
freudig der Hirte-Bueb, und d' Holz-Ax tönet im Buechwald. *)
's Mambecher Hütteli chunnt, und wulligi Hüli vo Zell her.
Alles lebt und webt, und tönt in freudige Wiiſe;

Ausgabe I.

*) freudig der Hirte-Bueb, und witer ehne tönt d'Holz-Ax.

Alles grüent und blüeiht in tuſigfältige Farbe;
Alles iſch im Staat, und will mi Meiddeli grüße.
Doch de biſch ke Meiddeli meh, iez ſag i der Meidli.*)

Aber an der Bruckwoog, nit wit vom ſteinene Chrützli,
chreſme d'Büebli vo Zell hoch an de felſige Halde,
ſuechen Engelſüeß, und luegen aben und ſtune.
„Toneli, ſeit der Sepli, was het echt d' Wieſen im Chöpfli?
„Lueg doch, wie ſie ſtoht, und wie ſie nieder an d' Stroß ſitzt
„mit vertieftem Blick, und wie ſie wieder in d'Höchi
„ſchießt, und in d' Matte lauft, und mittere ſelber im Champf iſch!"**)

Feldbergs Tochter, los, de g'ſalſch mer numme no halber!
's geht mer, wie dem Sepli. Was heſch für Jeſten im Chöpfli?***)

Ausgabe 1.

*) Doch de biſch ke Meiddeli me, de biſch iez e Meidli!

**) mit vertieftem Blick, und wie ſie wieder niſtoht, gege de Matte lauft, und mittere ſelber im Champf iſch.

***) Feldbergs Tochter, was haſch im Chopf? I frog wie der Sepli. Und de g'ſalſch mer numme halber, chani der ſage!

Fehlt der nâumis, ſe ſchweẓ, und hättſch gern nâu-
mis, ſe ſag mer's!
Aber wer nût ſeit, biſch du! Mit ſchwankige Schritte
Lauſſch mer d'Matten ab in dine tiefe Gidanke
furt ins Wieſethal, furt gegenem Huſemer Bergwerch*),
und ſchangſchierſch der Glauben und wirſch e luthri-
ſche Ehetzer!
Hani's denn nit gſeit, und hani mers echter nit
vorgſtellt?
Aber jeẓ iſch ſo, was hilft jeẓ balgen und ſchmâhle!
Aendere chani's nit, ſe willi der lieber gar helfe;
ôbbe bringſch mer doch no Freud und heiteri Stunde!
Halt mer e wenig ſtill, i will di jeẓ lutheriſch
kleide;
ſ' ſchickt ſi nûmme barfis g'laufe, wemme ſo groß
iſch. **)
Do ſin wißi Bauwele-Strümpf mit chünſtlige Zwickle,
(leg ſie a, wenn d' chaſch!) und Schueh und ſilberni
Rinkli ***);
do ne grüene Rock! vom breit verbendlete Litzli

Ausgabe I.

*) uſem Zellerthal ins Wieſethal gegenem Bergwerch.

**) Dieſe Zeile fehlt in der Aarauer Ausgabe.

***) (leg di ſelber a) und Schueh und ſilberni Rinkli.

fallt bis zu de Chnöblonen abe Fältli an Fältli.
Sitzt er recht? Thue d'Häftli i! und nimm do das Brusttuech,
sammet und roseroth. Jez flichtider chünstlige Zupfe
us de schöne, fufer g'strehlte, flächsene Hoore.
Obe vom wiißen Aecken und biegsem in d' Zupfe verschlunge,
fallt mit beiden Ende ne schwarze sidene Bendel
bis zum tiefe Rock-Saum abe. — G'fallt der die Chappe,
wasserblaue Damast und gstickt mit goldene Blume?
Zieh der Bendel a, wo in de Ricklene durgoht,
unter de Zupfe dure, du Dotsch, und über den Ohre
fürsi mittem Letsch, und abe gegenem Gsicht zue!
Jez e side Fürtuech her, und endli der Hauptstaat,
zwenzig Ehle lang und breit e Mailändir Halstuech!
Wie ne luftig Gwülch am Morgehimmel im Früehlig
'schwebts der uf der Brust, stigt mittem Othem, und senkt si*),
wahlet der über d'Achsle, und fallt in prächtige Zipfle
übere Rucken abe, sie ruusche, wenn de'n im Wind gohsch!

Ausgabe I.

*) Schwebts der uf der Brust, un stigt un fallt mittem Othem

Het me's lang, ſe loßt me's henke, hör i mi Lebtig.
D'Ermel, denk wol, henkſch an Arm, wils' Wetter ſo ſchön iſch,
aß me's Hemd au ſieht, und dini gattigen Aermli,
und der Schie-Huet nimmſch in d' Hand am ſidene Bendel;
d'Sunne git eim wärmer, und ſchint eim beſſer in d'Auge,
wer en in de Hände trait, und's ſtoht der au hübſcher!
Jez wärſch usſtaffiert, as wenn de hofertig ſtoh wottſch,
und de g'falſch mer ſelber wieder, chani der ſage.

Wienes ſi iez freut, und wie's in zimpfere Schritte
tänzelet, und meint, es ſeig d'Frau Vögtene ſelber,
wie 's ſi Chöpfli hebt, und jeden Augeblick z'ruck ſchielt,
öb me's echt au bſchaut, und öb men em ordeli noluegt!
Jo, de biſch io hübſch, und io du Märeli, mer luege,
Du Marggröver-Meidli, mit diner goldige Chappe *),
mit de lange Zupfen und mit der längere Hoorſchnuer,
mittem vierfach z'ſemmegeſetzte flattrige Halstuch!

Ausgabe I.

*) io, du Zeller Meidli, mit diner marggröfer Chappe,

Aber rothet iez, wo 's hofertig Jümpferli hi goht!*)
Denk wol uffe Platz, denk wol zuer ſchattige Linde,
oder in d'Weſerei, und zue de Huſemer Chnabe?
Hender gmeint? io wol! Am Bergwerch viſperlets abe,
lengt e wenig duren, und trüllt e wengeli d'Räder,
was der Blos-Balg ſchnuſe mag, aß d' Füürer nit usgöhn.
Aber 's iſch ſi Blibes nit. In d' Huſemer Matte
ſchießt's, und über d'Legi ab mit große Schritte go Farnau,
lauffſch mer nit, ſe gilts mer nit, dur 's Schopfemer Chilſpel.

Aber z'Gündehuſe, wer ſtoht echt an der Straße,
wartet, bis de chunnſch, und goht mit freudige Schritte
uf di dar, und git der d' Hand, und fallt der an Buſe?
Chennſch di Schweſterli nit? 's chunnt hinte füre vo Wisleth.

Ausgabe I.

*) mittem vierfach z'ſemmegſetzte Mailänder Halstuech!
Aber rothet zu, wo d'Marggröfer Jumpfere hi goht!

Uf und nieder hets di Gang und dini Gebehrde.
Jo de chennſchs, worum denn nit? Mit freudigem Brusche
Nimmſchs in d'Arm, und loſch's nit goh, gib achtig, verdrucks nit!
Jez gohts wieder witers, und alliwil aben und abe*)!
Siehſch dört vorne 's Röttler Schloß — verfalleni Mure?
In vertäfelte Stube, mit goldene Liiſte verbendlet,
hen ſuſt Fürſte gwohnt, und ſchöni fürſtligi Fraue,
Heren und Here-Gſind, und d' Freud iſch z' Röttle deheim gſi.
Aber iez iſch Alles ſtill. Undenklichi Zite
brenne keini Liechter in ſine verrißene Stube,
flackeret kei Füür uf ſiner verſunkene Füürſtet;
goht kei Chrueg in Cheller, kei Züber aben an Brunne.
Wildi Tube niſte dört uf moſige Bäume.
Lueg, dört ehnen iſch Mulberg, und do im Schatte verborgs
's Föhris Hüsli, und am Berg dört d' Hölſtemer Chilche.
Steine lömmer liegen, und fahre duren in d'Matte,
guete Weg iſch au nit um, und weidli chaſch laufe.

Ausgabe I.

*) Jez marſchierenmer witers und alliweil abe und abe!

Wenn 's nit nidſi gieng, i weiß nit, öbbi der nochäm*).
Unter Steine chunnſch mit dine biwegliche Schritte
wieder über d'Stroß. Jez wandle mer füren ins Rebland
Neben Hauigen aben und neben an Hagen und Röttle.
Lueg mer e wenig uſe, wer ſtoht dört oben am Fenſter
in ſi'm neue Chäppli, mit ſine fründligen Auge?
Neig di fin, zeig wie, und ſag: „Gott grüßich, Her Pfarer!"
Jez gehts Thuemrige zu, iez witer in d'Lörecher Matte.
Siehſch das ordelig Städtli mit ſine Fenſtern und Gieble,
und die Basler Here dört uf der ſtaubige Streße,
wie ſie riten und fahren? Und ſiehſch dört 's Stettener Wirths-Hus!
Worum wirſch ſo ſtill und magſch nit dure go luege?
Gell, de ſiehſch ſel heilig Chrüz vo witem und trauſch nit,
möchtiſch lieber z'ruck, as fürſi! Loß der nit gruſe!

Statt dieſer und der vorhergehenden Zeile ſteht in der erſten Ausgabe:

*) Will der Schanzli näumis, ſe mag er uſe zu dir cho

's währt nit lang, ſe ſtöhn mehr frei uf ſchwitziſchem Bode*).

Aber wie de gohſch vom Bergwerch abe go Schopfe,
bis an Stetten aben uf diner ſteinige Landſtroß,
bald am linke Bord, bald wieder ehnen am rechte
zwiſchenem Faſchinat, wiesch allwil gröſer und ſchöner,
freudiger allwil, und ſchaffig, was me cha ſage.
Wo di lieblichen Othem weiht, wie färbt ſi der Raſe
grüener rechts und links, wie ſtöhn mit ſchräftige Triebe
neui Chräuter uf, wie prangen in höhere Farbe
Blaemen ohni Zahl. De Summer-Vögle thuet d'Wahl weh.
Wechs'et nit der Chlee mit goldene Ehettene-Blueme,
Frauemänteli, Haſebrödli, würzige Chümmi,
Sunneblueme, Habermark und Dolden und Ruchgras?
Glitzeret nit der Thau uf alle Spitzen und Halme?

Ausgabe I.

Jez gohts Thuemrige zue, — ſie hen der welle ne Tuck thue, aber 's macht der g'ringe Chummer, — ob der's der Reinert zuet beißt, oder nit, ſe gumpiſch ebe, wie 's dir gfallt, übers Stellaſchi ab, und furt in d'Törrecher Matte. Nimm di e wenig in Acht, ſiehſch dort im Grüene ſel Chrüz nit? Wart, was werde d'Stettemer ſage, wenn ſie erfahre, Was de z'Huſe bolget heſch? Doch gheit es die wenig.

Wattet nit der Storch uf hohe Stelze derzwiſche?
Ziehn ſie nit vo Berg zue Berg in lange Reviere *)
feiſti Matte Stunde wiit und Tauen an Taue?
Und derzwiſche ſtöhn ſchaarmanti Dörfer und Chilchthürn.
'ſ Brombecher Mummeli chunnt, es chömme Löreche Röſſli,
freße der us der Hand, und ſpringen und tanze vor Freude,
und vo Baum zue Baum, vo Zell bis füre go Rieche
halte d'Vögeli Jude-Schuel, und orgle und pfife.
(D'Brombecher Linde lit, der Sturmwind het ſi ins Grab gleit.)
Aber rechts und links, wie ſchwanken an flachere Reine
Rocken und Weizehalm! Wie ſtöhn an funnige Halde
Reben an Reben uf! Wie woget uf höchere Berge
rechts und links der Buechwald und dunkleri Eiche!
O 's iſch Alles ſo ſchön, und überal anderſt und ſchöner!
Feldbergs Tochter, wo de biſch, iſch Nahrig und Lebe!

Ausgabe I.

*) Ziehn ſie nit von Dorf zue Dorf in lange Reviere

**) Freße der us der Hand, und ſin faß närriſch vor Freude.

Neben an der ufen und neben an der ade
gigſ't der Wage, d'Geiſſle chlöpft, und d'Sägeſe ruſchet,
Und de grüeßiſch alli Lüt, und ſchweziſch mit alle.
Stoht e Mühli näumen, en Oehli oder e Ridi,
Drothzug oder Gerſte-Stampfi, Sägen und Schmidte,
lengſch mit biegſemen Arme, mit glenkſeme Fingere dure,
hilffch de Müllere mahlen und hilffch de Meidlene ride,
ſpinnſch mer's Huſemer Iſe, wie Hanf in gſchmeidigi Fäde.
(Gell, jez ſchlacht di's Gwiſſe wieder wegenem Woge!) *)
Eicheni Plütſchi verſägſch, und wandlet's Iſe vom Füürherd
uffen Ambos, lüpfſch de Schmiede freudig der Hammer,
ſingſch derzue, und gerſch kei Dank, „Gott Grüeßich, Gott bhüetich!“
Und iſch näume ne Bleichi, ſe loſch di das au nit verdrieße,
chuuchiſch e bizzele duren, und hilffch der Sunne no bleiche,
aß ſie ferig wird, ſie iſch gar grüſelig langſem!

*) Dieſe Zeile fehlt in der Arauer Ausgabe.

Aber ſolli eis, o Wieſe, ſage, wie 's ander,
nu ſe ſey's bikennt! De beſch au bſunderi Jeſte,
's chlage's alli Lüt, und ſage, es ſey der nit g'traue,
und wie ſchön de ſeigſch, wie liebli dini Gidehrde,
ſtand der d'Bosget in den Auge, ſage ſie alli.
Eb men umluegt, chreſmiſch näumen über d'Faſchine,
oder rupfſch ſie us, und bahnſch der bſunderi Fueßweg,
bohlſch de Lüte Stei uf d'Matte, Jaſpis und Feldſpat.
Hen ſie näume gmeiht, und hen ſie gwarbet und g'ſchöchlet,
holſch's und treiſchs de Nochbere duren Ärſel um Ärſel.
's ſagen au e Theil, de ſeigiſch glückli im Finde
uf de Bänke, wo nit g'wüſcht ſin, aber i glaubs nit*).
Mengmol haſeliersch, und 's muß der Alles us Weg goh;
öbbe rennſch e Hüsli nieder, wenns der im Weg ſtoht.
Wo de gohſch, und wo de ſtohſch, iſch Balgen und Balge.

Feldbergs Tochter, los, de biſch an Tuged und Fehler
zitig, chunnts mer halber vor, zum Manne, wie wär's echt?

Ausgabe I.

*) uf de Bänke, wo nit g'wüſcht ſin, fei hani nie gſeh.

Zeig, was machſch für Aeugli? Was zupfſch am ſidene Wendel?
Stell di nit ſo närriſch, du Dingli! 's meint no, me wüß nit,
aß es verſprochen iſch, und aß ſie enander ſchonſtkalt hen?*)
Meinſch, i chenn di Holderſtock, di chräftige Burſt nit?

Ueber hochi Felſen, und über Stauden und Hecki eis Gangs uf de Schwitzerberge gumpet er z'Rhinek aben in Bodeſee, und ſchwimmt dis füre go Choſtanz, ſeit: „I muß mi Meidli ha, do hilft nüt, und batt nüt!"

Aber oben an Stei, ſe ſtigt er in langſeme Scheitte wieder uſem See mit ſufer gwäſchene Füeße,
Tiefehofe gfallt em nit und 's Chloſter dernebe,
furt Schafhuſe zu, furt an die zackige Felſe.**)
An de Felſe ſeit er: „Und 's Meidli muß mer werde!
„Lib und Lebe wogi dra, und Chrenze und Bruſttuch,"

Ausgabe. I.

*) Stell di nit ſo närriſch, du Dingli, meinſt denn, me wüſt nit, aß de verſprochi biſch, und aß der enander ſcho küßt hen?

**) nei, er rennt Schafhuſen ab, und ſtoßt an de Felſe.

Seits, und nimt e Sprung. Jez bruttlet er abe go Rhinau;
trümmlig iſchs em worde, doch chunnt er witers und witers.
Eglisau und Chayſerſtuhl und Zurzi und Waldshut
het er ſcho im Aecke, vo Waldſtadt lauft er zu Waldſtadt,
iez an Chrenzech aben in ſchöne breite Reviere*),
Baſel zu. Dört wird der Hochzit-Zedel geſchriebe.
Gell, i weiß es! Biſch im Stand und läugniſch, was wohr iſch?

Hätti z'rothe gha, 's wär z'Wil e ſchickliche Platz gſi;
's het ſcho menge Briggem ſi gattig Brüttli go Wil gführt,
uſem Züri-Biet, vo Lieſtel aben und Baſel,
und iſch iez ſi Ma, und 's chocht em d'Suppen und pflegt em
ohni Widerred vo mine gnädige Here.**)

Ausgabe. I.

*) jez am Hornli aben in ſchone breite Reviere

**) 's ſin doch au ſcho Gutſche vo Baſel uſe gfahre,
ohni Widerred vo mine gnadige Here,
uſe zu Her Briggem, und ine zu Her Ehma.

Aber dk Vertraue stoht zum Chlei-Hüniger Pfarrer.
Wi de meinsch, se göhn mer denn dur d'Riechemer Matte!
Lueg, isch sel nit d'Chlädi, und chunnt er nit ebe dört abe?
Jo er ischs, er ischs, i hörs am freudige Bruschel!
Jo er ischs, er ischs mit sine blauen Auge,
mit de Schwitzer-Hosen und mit der sammete Chretze,
mit de christalene Chnöpfen am perlefarbige Brust-tuch,
mit der breite Brust, und mit de chräftige Stoze,
's Gotthards große Bueb, doch wie ne Roths-Her vo Basel,
stolz in sine Schritten und schön in sine Gibehrde.

O wie chlopft der di Herz, wie lüpft si di flat-terig Halstuch,
und wie stigt der d'Röthi iez in die liedlige Backe*),
wie am Himmel 's Morgeroth am duftige Maitag!
Gell, de bischem hold, und gell, de hesch ders nit vorgstellt,

---

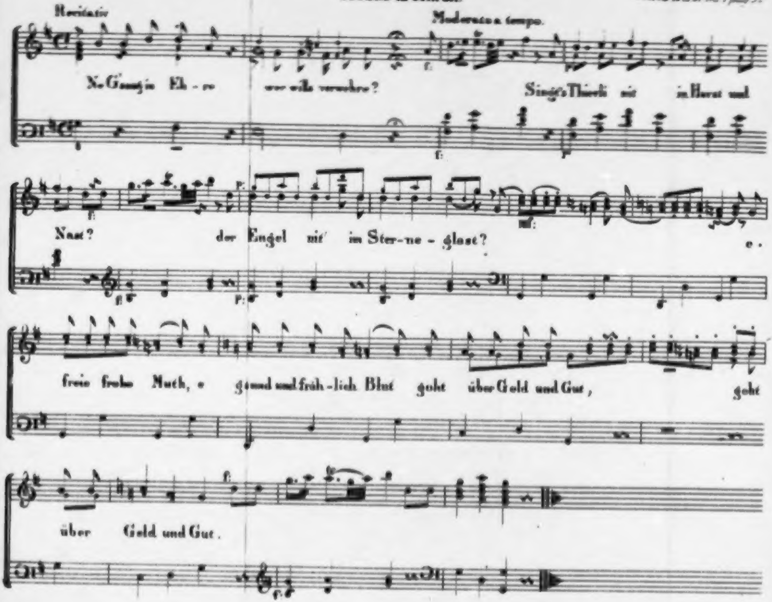
Ausgabe I.

*) O wie chlopft der's Herz, wie lüpft si Mailänder Halstuch,
Und wie stigt d'Röthi in dini liedlige Backe.

und 's wird der wohr, was im verborgene Stübli
d'Geiſter gſunge hen, und an der ſilberne Wagle!
Halt di numme wohl! — I möcht der no allerlei ſage,
aber 's wird der windeweh! Di Kerli, di Kerli!
Förchſch, er lauf der furt, ſe gang! Mit Thränen im Aeugli
rüefts mer: „Bhüetdi Gott!" und fallt em freudig an Bueſe.
Bhüetdi Gott der Her, und folgmer, was i der gſeit ha!

Univ. Bibl.

Freude in Ehren.



Freude in Ehren.

(Mit einer Melodie.)

Ne G'ſang in Ehre,
wer wills verwehre?
Singt 's Thierli nit in Hurſt und Naſt,
der Engel nit im Sterne-Glaſt?
e freie frohe Mueth,
e gſund und frölich Bluet
goht über Geld und Guet.

Ne Trunk in Ehre,
wer will's verwehre?
Trinkt 's Blüemli nit ſi Morgenthau?
Trinkt nit der Vogt ſi Schöppli au?
Und wer am Werchtig ſchafft *),
dem bringt der Rebeſaft
am Suntig neui Chraft.

Ausgabe I.

*) Am Werchtig hemmer gſchafft,
Drum bringt der Rebeſaft
am Sunntig neui Chraft.

Ne Chuß in Ehre,
wer will's verwehre?
Chüßt 's Blüemli nit ſi Schweſterli,
und 's Sternli chüßt ſi Nöchberli?
In Ehre, dani gheit,
und in der Unſchuld G'leit,
mit Zucht und Sittſemkeit.

Ne freudig Stündli,
iſchs nit e Fündli?
Jez hemmers und iez ſimmer do;
es chunnt e Zit, würds anderſt goh.
's währt alles churzi Zit,
der Chilchhof iſch nit wit.
Wer weiß, wer bal dört lit?

Wenn d'Glocke ſchalle,
wer hilftis alle?
O gebis Gott e ſanfte Tod!
e rüehig Gwiſſe gebis Gott,
wenn d'Sunn am Himmel lacht,
wenn alles blizt und chracht,
und in der lezte Nacht!

Die Irrlichter.

Es wandeln in der ſtille dunkle Nacht
wohl Engel um, mit Sterneblume g'chrönt,
uf grüne Matte, bis der Tag verwacht,
und do und dört e Betzit-Glocke tönt.

Sie ſpröche mitenander deis und das,
ſie machen öbbis mitenander us;
's ſin gheimi Sache; niemes rothet, was?
Druf göhn ſie wieder furt, und richte's us.

Und ſtoht ke Stern am Himmel und ke Mon,
und wemme nümme ſieht, wo d'Nußbäum ſtöhn,
mü'en ſelli Marcher uſem Hüür an d'Frohn,
ſie müen den Engle zünde, wo ſie göhn.*)

Ausgabe I.

*) Und wenns ſo finſter wird, wie in're Chue,
und wemme nümme ſieht, wo d'Nußbäum ſtohn,
was ſchichet? ſe mu'en die fuurige Manne zu
und nu'en den Engle zünde, wo ſie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
und wenn's em öd wird, lengt er abe dri,
und biißt e Stückli Schwefelſchnitten a,
und trinkt e Schlückli Treber-Brentewi.

Druf putzt er d'Schnören amme Tſchäubli ab,
Hui, flackerets in liechte Flammen uf,
und, hui, gohts wieder d'Matten uf und ab,
mit neue Chräfte, d'Matte ab und uf.

's iſch chummliger ſo, wenn eim vorem Fueß
und vor den Auge d'Aogge ſelber rennt,
aß wemme ſie mit Hände trage mueß,
und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Und ſchritet ſpat e Menſch dur d'Nacht derher,
und ſieht vo witem ſcho die Kerli goh,
und betet liſli: „Das walt Gott der Her" —
‚Ach bleib bei uns" — im Wetter ſin ſie do.

Worum? Sobald der Engel bete hört,
e heimelets en a, er möcht derzue.
Der füürig Marcher blieb io lieber dört,
und wenn er chunnt, ſo hebt er d'Ohre zue.

Und ſchritet öbſch e trunkne Ma dur d'Nacht,
er flucht und ſappermentet: „Chrütz und Stern",

und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
ſell hörti wohl der fürig Marcher gern.

Doch wirds em nit ſo guet; der Engel ſeit:
„Furt, weidli furt! Do magi nüt dervo!"
Im Wetterleich, ſen iſch der witt und breit
kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me ſtill ſi Gang in Gottis G'leit,
und denkt: „Der chönnet bliben oder cho,
„ne jede weiß ſi Weg, und 's Thal iſch breit,"
ſel iſch's vernünftigſt, und ſie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
me lauft im Uhverſtand den Engle no,
ſel iſch ene wie Gift und Poperment;
im Augeblick ſe lön ſie Alles ſtoh.

Z'erſt ſage ſie: „Denkwol es iſch ſi Weg,
„er goht verbei, mer wen e wenig z'ruck!"
So ſage ſie, und wandle ſtill us Weg,
und ſieder nimmt der fürig Ma ne Schluck.

Doch folgt me witers über Steg und Bort,
wo nummen au der Engel goht und ſtoht,
ſe ſeit er z'letzt: „Was gilts, i find en Ort,
„du Lappi, wo di Weg nit dure goht!"

Der Marcher muß vora, mit ſtillem Tritt
der Engel hinterher, und lauft me no,
ſe ſinkt men in e Gülle, 's fehlt ſi nit.
Jez weiſch di B'richt, und jez chaſch wieder geh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mers nit, ſchribs lieber in e Buch!
Zum Erſte ſagi: Das walt Gott der Her,
iſch alliwil no beſſer, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
ne chriſtli Gmüeth und 's Bette zieht ſie a;
und wemme meint, me ſeh ne Marcher cho,
's iſch numme ſo d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, und wenn en Ehre-Ma
ne Gſchäft für ihn ellei z'verrichte het,
ſe loß en mache! was gohts di denn a?
Und laß nit, wemme mittem Nochber redt!

Und goht me der us Weg, ſo lauf nit no!
Gang diner Wege furt in Gottis G'leit!
's iſch Uhverſtand, me merkts enanderno,
und 's git en Unehr. Sag, i heig ders gſeit.

Der Schmelz-Ofen.

Jez brennt er in der ſchönſten Art,
und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt,
und biß aß d'Nacht vom Himmel fallt,
ſe würd die erſti Maßle chalt.

Und 's Waſſer ruuſcht, der Blosbalg gahrt;
i ha druf hi ne Gulde g'ſpart.
Gang Chüngi, lengis alte Wi,
mer wen e wengli luſtig ſy!

Ne Freudeſtund iſch nit verwehrt;
me g'nieſt mit Dank, was Gott biſchert,
me trinkt e friſche frohe Mueth,
und druf ſchmeckt wieder 's Schaffe gut.

E Freudeſtund, e guti Stund!
's erhaltet Lib und Chräfte gſund;
doch muß es in der Ordning goh,
ſuſt het me Schand und Leid dervo.

E frohe Ma, ne brave Ma!
Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
„Es leb der Marggrov und ſi Huus!“
Zieht d'Chappen ab, und trinket us!

Ne beſſre Her trait d'Erde nit,
's iſch Sege, was er thuet und git,
i cha's nit ſage, wieni ſott:
Vergelts em Gott! Vergelts em Gott!

Und 's Bergwerch ſoll im Sege ſtoh!
's het menge Burger 's Brod dervo.
Der Her Inſpekter lengt in Trog,
und zahlt mit Freud, es iſch kei Frog.

Drum ſchenket i, und ſtoßet a!
Der Her Inſpekter iſch e Ma,
mit üſers Gattigs Lüte g'mei,
und fründli gege groß und chlei.

Er ſchafft e guete Wi ufs Werk,
er holt en über Thal und Berg,
er ſtellt en luter uffe Tiſch,
und mißt, wie's recht und billig iſch.

Sell iſch verbei, der Ma am Füür:
muß z'trinke ha, wärs no ſo thür.

Es rieſelet menge Tropfe Schweiß,
und wills nit go, men ächzet eis.

Me ſtreift der Schweiß am Ermel ab,
me ſchnufet, d'Bälg verſtuune drab,
und mengi liebi Mitternacht
wird ſo am heiße Herd verwacht.

Der Schmeljer iſch e plogte Ma,
drum bringem's ein, und ſtoßet a:
Gſegott! Vergiß di Schweiß und Ach,
's het jeden Andren au ſi Sach!

Am Zahltag theiltiſch doch mit kel'm,
und bringſch der Lohn im Nastuech heim,
ſe luegt di d'Marei fründli a,
und ſeit: „I ha ne brave Ma!"

Druf ſchlacht ſie Eiern-Anken i,
und ſtraut e wenig Imber dri;
ſie bringt Salat und Grüebe dra,
und ſeit: „Jez iß, du liebe Ma!"

Und wenn e Ma ſi Arbet thuet,
ſe ſchmeckt em au ſi Eſſe guet.
Er tauſchti nit in Leid und Lieb
mit mengem riche Gälge-Dieb.

Mer ſitze do, und d' ſchmeklis wohl.
Gang, Chüngeli, lengis no nemol,
wil doch der Ofe wieder geht,
und 's Erz im volle Chübel ſteht!

Se brenn er denn zu guter Stund,
und Gott erhaltich alli gſund,
und Gott biwahrich uf der Schicht,
aß niemes Leid und Unglück gſchicht!

Und chunnt in ſtrenger Winters-Zit,
wenn Schnee uf Berg und Firſte lit,
en arme Bueb, en arme Ma,
und ſtoht ans Füür, und wärmt ſi dra,

und bringt e paar Grumbireli,
und leits ans Füür, und brotet ſie,
und ſchleft by'm Setzer uffem Erz —
ſchlof wohl, und tröſt der Gott di Herz!

Dört ſtoht ſo ein. Chumm, arme Ma,
und thunis Bſcheid, mer ſloßen a!
Gſegott, und tröſtder Gott di Herz!
me ſchloft nit liedlig uffem Erz.

Und chunnt zur Zit e Biderma
ans Füür, und zündet 's Pfifli a,

und ſetzt ſi näumen ane mit,
ſe ſchmecks em wohl, und — brenn di nit!

Doch fangt e Büebli z'rauchen a,
und meint, es chönns, as wie ne Ma,
ſe macht der Schmelzer churze Bricht,
und zieht em's Pfiffi uſem Gſicht.

Er keits ins Füür, und balgt derzu:
„Heſchs au ſcho gliehrt, du Lappi du!
„Sug amme Störzli Habermark,
„Weiſch? Habermark macht d'Bube ſtark!" *)

's iſch wohr, 's git mengi Churzwill mehr
am Suntig no der Chinderlehr,
und ſtrömt der füürig Iſe-Bach
im Sand, es iſch e ſchöni Sach.

Frog menge Ma: „Sag, Nochber, he!
„heſch au ſcho Iſe werde ſeh
„im füür'ge Strom dę Forme no?
Was gilts, er cha nit ſage: Jo!

Ausgabe I.

*) Er keits ins Fuir, und balgt derzu:
„Du hunderſchißige Lappi du,
„ſug amme Zipfeli Leberwurſt,
„'s iſch beſſer für ſo chleini Burſt!"

Mir wüſſe, wie me 's Iſe macht,
und wie's im Sand zu Maſſle bacht,
und wiemes druf in d'Schmidte bringt,
und d'Luppen unterm Hammer zwingt.

Jez ſchenket i, und ſtoßet a:
Der Hammermeiſter iſch e Ma!
Wär Hammer-Schmid und Zeiner nit,
do läg e Sach, was thät me mit?

Wie giengs im brave Hamberchs-Ma?
's muß jede Stahl und Iſe ha;
und muß der Schnider d'Nodle ge*),
ſen iſchs au um ſi Nahrig gſcheh.

Und wenn im früehe Morgeroth
der Buur in Feld und Fuhre ſtoht,
ſe muß er Charſt und Haue ha,
ſuſt iſch er e verlohrne Ma.

Zum Broche brucht er d'Wägeſe,
zum Meihe brucht er d'Sägeſe,
und d'Sichle, wenn der Weize bleicht,
und 's Meſſer, wenn der Trübel weicht.

Ausgabe I.

*) und het der Schnider kei Nodle meh.

So ſchmelzet denn, und ſchmiedet ihr,
und dankich Gott der Her derfür!
Und mach en andre Sichle drus,
und was me bruucht in Feld und Hus!

Und numme keini Sebel meh!
's het Wunde gnueg und Schmerze ge; *)
's hinkt Mengen ohni Fueß und Hand,
und Menge ſchloft im tiefe Sand.

Kei Hurlibaus, ke Füſi meh!
Mer hen 's Lamento öbbe gſeh,
und ghört, wie's in de Berge chracht,
und Aengſte gha die ganzi Nacht.

Und glitte hemmer, was me cha; **)
drum ſchenket i, und ſtoßet a:
Uf Völker-Fried' und Einigkeit
von nün a bis in Ewigkeit!

Jez zahlemer! Jez göhmer hei,
Und ſchaffe hüt no allerlei,
und dengle no bis tief in d'Nacht,
und meihe, wenn der Tag verwacht.

Ausgabe I.

*) 's het gnueg miſtakli Chrüppel ge;

**) und glitte, was me tide cha;

Der Morgen-Stern.

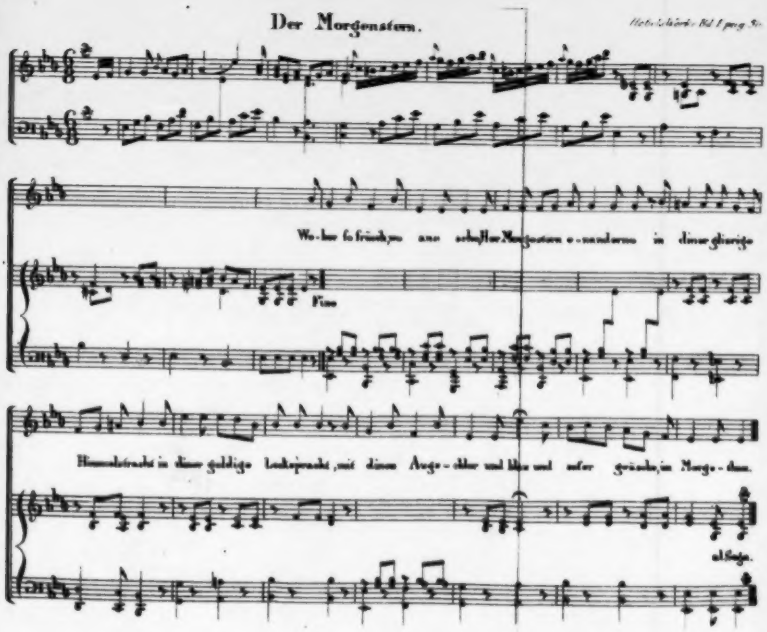
(Mit einer Melodie.)

Woher ſo früeih, wo ane ſcho,
Her Morge-Stern enanderno,
in diner glitzrige Himmels-Tracht,
in diner guldige Locke Pracht,
mit dinen Auge chlor und blau
und ſufer g'wäſchen im Morge-Thau?

Heſch gmeint, de feiſch elleinig de?
Nei weger nei, mer meihe ſcho!
Mer meihe ſcho ne halbi Stund;
früeih ufſto iſch de Gliedere gſund,
es macht e friſche frohe Mueth,
und d'Suppe ſchmeckt eim no ſo guet.

's git Lüt, ſie doſe früli no,
ſie chönne ſchier nit uſe cho.

Der Morgenstern.



Univ. Bibl.
München

Der Mähder und der Morge-Stern
ſtöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Rüni guet.

Und d'Vögeli ſin au ſcho do,
ſie ſtimmen ihri Pfifli ſcho,
und uffem Baum und hinterm Hag
ſeit eis im andre guete Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli iſch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e guete Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e chriſtlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer chriſtli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott ſteht für alles guet."

Weiſch, Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel ſuecht? Me ſeits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha ſchier gar nit vernem lo;
Doch meint ſi Muetter, 's müeß nit ſy,
und thut en wie ne Hüenli i.

Drum ſteht er uf vor Tag, und geht
ſi'm Sternli no dur's Morgeroth;*)
Er ſuecht, und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em ſagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er ſchier gar binem wär,
verwacht ſi Muetter handumcher,
und wenn ſie rüeft enanderno,
ſen iſch mi Bürſtli nieme do.
Druf flicht ſie ihre Chranz ins Hoor,
und lueget hinter de Berge vor.

Und wenn der Stern ſi Muetter ſieht,
ſe wird er todesbleich und flieht,
er rüeft ſi'm Sternli: Bhüetdi Gott!
es iſch, as wenn er ſterbe wott.
Jez, Morge-Stern, beſch hohi Zit,
di Müetterli iſch nümme wit.

Dört chunnt ſie ſcho, was hani gſeit,**)
in ihrer ſtille Herlichkeit!

Ausgabe I.

*) ſi'm Sternli no im Morgeroth;

**) Dört chunnt ſie ſcho, i hais io gſeit,

Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch-Thurm wärmt ſi au ſcho dra,
und wo ſie fallen in Berg und Thal,
ſe rüehrt ſi 's Leben überal.

Der Storch probiert ſi Schnabel ſcho,
„de chaſchs perfekt, wie geſter no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörſch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Bueche-Wald
mit ſchwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandlet dört im Morge-Strahl
mit Tuech und Chorb dur's Matte-Thal?
's ſind d'Meidli jung, und ſlink und froh,
ſie bringe weger d'Suppe ſcho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi ſcho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Der Karfunkel.

Wo der Aetti ſi Tuback ſchnäzlet, ſe lueget en d'Marei
fründlig und bittwis a: „Verzelis näumis, o Aetti,
„weiſch ſo wieder, wie necht, wo's Chüngi het welle verſchlefe!"
Drüber rucke 's Chüngi, und's Anne Bäbi und d'Marei
mit de Chunklen ans Liecht, und ſpanne d'Saiten, und ſtriche
mittem Schwärtli 's Rad, und zupfen enander am Ermel.
Und der Joppi nimmt e Hampfle Liechtſpöhn, und ſetzt ſi
nebene Liechtſtock hi, und ſeit: „Das willi verrichte."*)

Ausgabe I.

*) nebene Liechtſtock hi, und ſeit: „Zur das will i ſorge."

Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe hört's am beſte,
„und bi Niemes im Weg.“ Druf, wo der Aetti ſi Tuback
gſchnitte het, und 's Pfifli gfüllt, ſe chunt er an Liechtſpohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle,“
ſeit er, und ſitzt nieder, „doch müender ordeli ſtill ſy,
aß i nit verſtuun, ebs us iſch, und du dört obe
pack di vom Ofen abe! Heſch wieder niene ke Platz g'wüßt?
Iſchs der z'wohl, und g'luſt's di wieder no nem Charfunkel?
Numme ken, wie fell ein gſi iſch, weni im Sinn ha. —
's iſch e Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurſt an Hurſt ſcho hundert Johr und giftige Chrüter,
's ſingt kei Troſtle drinn, kei Summervögeli bſuecht ſie,
breiti Doſche hüete dört e zeichnete Chörper.

's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch seig er
zitlich ins Wirthshus g'wandlet *), und über Bibel und Gsangbuch
sin em d'Charte gsi am Samstig z'oben und Sunntig. Flueche het er chönne, ne Her im rueßige Chemmi hätt sie bsegnet und bettet, und d'Steenen am Himmel hen zittert.

's het e mel im grüene Reck e borstige Jäger zug'luegt, wie sie spiele. Mit unerhörte Flüeche het der Michel Stich um Stich und Büßli verlohre. „Du vertlauffsch mer nit!" seit für si selber der Grüenrock.

d'Wirthene hets no ghört, und denkt: „Isch's ebbe ne Werber!" **)

's isch ke Werber gsi, der werdets besser erfahre, wenn der Michel g'wibet het, und 's Gütli verlumpet.

Was het 's Stroßwirths Tochter denkt? Sie het em vs Liebi Hand und Jowort ge, doch nit us Liebi zuem Michel, nei, zue Vater und Muetter, es isch ihr Willen und Wunsch gsi.

Ausgabe I.

*) 's wär ke ungschickt Bürschli gsi, sel seit me, doch het er zitli 's Wirthshus glicet,

**) d'Wirthene het's ghört, und denkt: „Was gilt, 's isch e Werber!"

Sellen Oben iſchs in ſchwere Gidanke vertſchloſe,
ſelli Mittnacht hets e ſchwere bidütſeme Traum gha.
's iſch em gſi, es chömm vo Stauſe füren an d'Landſtroß;
an der Landſtroß goht e Chapeziner und bettet.
„Schenket mer au ne Helgli, Her Pater, went der ſo gut ſy!
„Bini nit e Bruut? 's cha ſy, 's het gueti Bidütig."
Landſem ſchüttlet ſi Chopf der Pater, und unter der Chutte
lengt er e Hampfle voll Helge. „Do zieh der ſelber eis uſe!"
Seits, und wo nes zieht, ſo lengt's in ſchmutzigi Charte.
„Heſch echt 's Eckſtei-Aß? 's bidütet e rothe Charfunkel;
„'s iſch ke guete Schick." — „Jo weger," ſeit es, „das hani."
Wieder ſeit der Pater: „Se zieh denn anderſt, o Brütli!*)
„Heſch echt ſiebe Ehrütz?" — „Jo weger," ſeit es und ſüfzget. —

Ausgabe I.

*) Wieder ſeit der Pater: „Weiſch was, o Brütli, zieh' anderſt!

„Tröſt di Gott, zieh anderſt! Es chönne no beſſeri drinn ſy.

„Heſch e bluetig Herz? „Jo weger!" ſeits und erſchrickt drob. *)—

„Jez zieh no ne mol, 's cha ſy, di Heilige chunnt no!"

„Iſchs der Schuſtebueb?" — „Es wird wol', bſchauet en ſelber!" **) —

„Jo de heſch en! Tröſt di Gott! Er ſchuflet di abe."

So hets im Kätterli traumt, und ſo hets ſel e mol gſchlofe.

Stroßwirths Tochter, was heſch denkt, und heſch mer en doch g'no?

Jo, es het io müeßen und gſeit: „Ins Here Gotts Name!

„No de ſiebe Ehrützen und hinterem bluetige Herze „chunt mi Heilige, wills der Her, und ſchuflet mi abe."

Z'erſt hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel

Ausgabe I.

*) „Tröſt di Gott, zieh anderſt, 's cha ſy di dritte iſch beſſer?"

„Heſch e bluetig Herz?" — „Jo weger," ſeit's, und ioſer's falle. —

**) „Iſch's der Schuſtebueb?" — „I weiß nit, bſchauet en ſelber!"

gſpielt und trunke, bis gnueg, und gflucht, und 's Kätterli ploget,
Mengmol iſch er in ſi gange, wenn 's en mit Thräne bittet het, und bette. Ne mol ſe ſeit er: Jez willi „Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der Teufel hole, ſo bald i eini me arühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, ſel willi, ſel chani nit mide.*)
„Grums und hül, ſo lang 's der g'fallt, ich cha der nit helfe!" **)
Het er 's Erſt nit ghalte, ſen iſch er im Andere treu gſi.
Woner ins Wirthshus chunnt, ſe ſitzt mi borſtige Grüenrock
hinterem Tiſch, ſelb dritt, und müſchlet d'Charten, und rüeft em:
„Biſch mer e Cammerad, ſe chumm, ſe wemmer eis mache!"
„Ich nitt," ſeit der Michel, „Bas Margreth, leng mer e Schöppli!"
„Du nit?" ſeit der Grüen. Chumm numme, bis de di Schoppe

Ausgabe I.

*) Aber ins Wirthshaus gangi, und 's Wirthshus chani nit mide.

**) „Grums und hül, ſo lang de witt, ich cha der nit helfe!"

„trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für Churzwil!" *)

„He," denkt dinem selber der Michel, „wenn es um nüt goht,

„sel isch io nit g'spielt," und setzt si nebene Grünrock. **)

's chunt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen, und rüeft em:

„Meister Michel, uf e Wort! Der Straße-Wirth schickt mi."

„Schik en wieder," seit er, „ich weiß scho, was er im Chopf het! ***)

„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und gstoche das Eckstei!"

Druf und druf! Z'lezt seit der Grüen: „Was bisch du ne Glückschind!

„Möchtsch nit umme Chrüzer mache?" ****) Sell isch iez eithue,

---

Ausgabe I.

*) „Trunke hesch, und 's goht um nüt, 's isch ebe für Churzwil!"

**) „sell isch io nit g'spielt", und setzt si richtig zum Grüenrock.

***) „Schick en wieder", seit er, „i weiß scho, was er wird welle.

****) Druf und druf! Z'lezt seit der Grüenrock: „Kol, de spielsch gluckis!

Wemmer umme Chrutzer mache?" —

denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eithue!*)

„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,

„Nummen üf en einzig Wörtli!" -- „Los mi ung'heit lez!

„Chrüz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"

Und so gehts vom Chrützer bis endli zue der Dublone.**)

Wo sie aufstöhn, seit der Grüenrock: „Michel, i cha di

„lez nit zahle. Magsch derfür mi Fingering bhalte,

„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte

„in dem rothe Carfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blizt!" ***)

's dritmol chlepfts am Fenster: „O Michel, chömmet, wil's Zit isch!"

„Loß en schwetze, seit der Grüenrock, wenn er nit geh will!

Ausgabe I.

*) Denkt der Michel, „Gspielt isch gspielt, und Wintwege!" seit er.

**) Und so gohts vom Chrützer bis endli use Dublone.

***) „lez nit zahle! Nimm mi Ring, 's cha so er isch mehr werth!"

„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrüzer
„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger steckt und wenn de in Sack lengsch
„alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.
„Nummen an kem Firtig, i wett der das selber nit rothe.
„ Chasch mi witers bruche, so rüef mer nummen! I hör di.
„Hüßi nit Vizli Buzli, und hani d'Ohre nit bimer?"

Sieder briegget d'Frau deheim im einseme Stübli.
und list in der Bibel und im verrissene Betbuech,
und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
„an dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verschrickt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
„'s isch ke gute Schick"! — und sinkt dernieder in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chälbene bsuecht er *), und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel dört, und müschlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Geht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht sie Frau. Jez muß er zuem Pfarrer,

---

Ausgabe 1.
*) geht uf iedi Chilbi.

iez vor Oberamt, und mittem Haſchierer im Thurn zue.
Geht er ſchlimm, ſe chunnt er ärger, wennem der Bizli
Buzli wieder d'Ohre ſtriicht, und Gallen ins Bluet miſcht.

So währts ſiebe Johr. Emol ſe bringt en der Buzli
wieder uſem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„eb de heim chunnſch mit de Streiche, wo ſie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.*)
„Los, de duurſch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi verſprenge **)
„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittret.
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags ſie Thaler verthue cha.

Ausgabe I.

*) „Was der d'Frau zum Willkumm prägiet, wird di nit brenne.

**) „Los, de duurſch mi, wenn i dra denk, 's möcht ein verſprenge,

„Glückli biſch im Spiele, doch no nem leidige Sprüch-
wort,
„mittem Wibe heſch's nit troffe, chani der ſage.
„Wärſch ellei, wie hättſch's ſo guet, und ledtiſch ſo
rüehig!
„'s pin'get di, me ſieht ders an *), und d'Odere
ſchwelle.
„Trink e Schlückli Brenz**), er chüelt der öbbe di
Jaſt ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'ſemmegſchlagene
Hände
ſizt ſie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Him-
mel,
„Siebe Johr und ſiebe Chrütz!" ſo ſchluchz-
get ſie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel
wells ende!"
Seits und nimmt e Buech und betet in Todesgi-
danke.

Ausgabe I.

*) 'S pin'get di, i ſieh ders a, und d'Odere ſchwelle.

**) Trink e Schlückli Brentewi, er kühlt der di Jaſt ab!"

Drüber ſchnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli ſchnauzt er:

„Hülſch au wieder? Du heſchs nöthig, falſchi Canali!

„Sur-Chrut choch mer!" 's Kätterli ſeit: „'s iſch niene ke Für meh."

„Sur-Chrut willi! Lueg, i dreih der 's Meſſer im Lib um." —

„Lieber hüt, as morn. De bringſch mi untere Bode

„ei Weg wie der ander, und 's Büebli heſch mer ſcho g'mordet." —

„Di ſoll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verſchlage!"

Seit's und zuckt, und ſinnlos ſchwanket 's Kätterli nieder. *)

„O mi bluetig Herz!" ſo ſtöhnts no liſli, wo's umfallt.**)

Chumm, o Schuflebueb, do heſchmi, ſchufle mi abe!"

Jez der Michel furt, vom ſchnelle Schrecken ergriffe,

Ausgabe I.

*) Seits und zuckt, und ſinnlos trümmler 's Kätterli nieder.

**) „O mi bluetig Herz", ſo ſtöhnts no liſli im Falle.

lauft ins Feld, der Bode ſchwankt, und 's raſſlet im Nußbaum.

„Bizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli,

hinterm Nußbaum ſtoht er, und chnnnt, und frogt en: „Was fehlt der?"

„D'Kätheri hani verſtoche, iez roth mer, was i ſoll mache!" —

„Iſch das Alles?" ſeit der Buzli. „Weger de chaſch ein

„doch verſchrecken, aß me meint, was Wunder paſſiert ſeig!

„Märſch, jez chaſch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.

„Iſch nit dört der Rhi? Und chumm, ich will di bigleite,

„'s ſtoht e Schiff am Gſtad!" — Jez ſtige ſie ehnen im Sunggäu

friſch ans Land, und quer dur's Feld. Im einſeme Wirthhus

brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do in iſch,"

ſeit der Grüen, „wer weiß, du chaſch der d'Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus ſitze noch ſpoti nächtligi Gſelle,
und 's geht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Ehrütz iſch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet der die do?
„Gſtoche die; und no ne Trumpf! Und — gſtoche das Herzli!" —
's iſch ſcho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne *)
iez ke Chnab erſchine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie ſpielſch ſo fölich ungſchickt? G'ſtoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholts der Grüen **), und wirft im Michel e Blick zue.
Drüber warnts uf Zwölfi***). Mit alliwil ſchlechtere Charte
ſpielt er allwill ſchlechter, und zahlt afange mit Chride.

Ausgabe I.

*) 's warnet ſcho uf Zwölfi. O will mit lockiger Stirne.
**) Buzli.
***) 's ſchlacht ſcho Zwölfi us.

Druf hets Zwölfi gſchlage. *) Jez lengt er mit g'ringletem Finger
friſch in Sack: „Wer wechslet no ne bairiſche Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glaſigi Scherbe,
thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Brüen a.
Aber der Buzli leert ſi Brenntewi-Gläſli und ſchmazget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'s chömme hüt viel Gäſt, ſie hen e luſtige Firtig.
„Iſch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigſt Auguſti?
„Dreih am Ring, ſo lang de witt, de bringſch en nit abe!"
O, wie het der Michel g'lost — e luſtige Firtig!
O wie het er d'Füeß am Tiſchbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängſtlichem Bebe

Ausgabe I.

*) 's ſchlacht e Viertel uf Eis.

ſtoht er uf, und ſeit ke Wort, und göhn mit enander, *)

vornen a der Grüen, und an de Ferſe der Michel,

wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.

Oebbe ne Büchſeſchuß vom Wirthshus ſtellt en der Buzli.

„Michel, ſeit er, lueg, es ſtoht kei Sternli am Himmel!

„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!

„'s goht kei Luft, es ſchwankt kei Naſt, es rüehrt ſi ke Läubli,

„Und du biſch mer au ſo ſtill. I glaub, de witt bette, **)

„oder machſt der d' Uerthen und iſch der's Lebe verleidet? ***)

„Wie de meinſch! Di Wahl iſch ſchlecht, i muß ders bikenne.

Ausgabe. I.

*) und goht mittem Buzli,

**) De wirſch doch nit bette?

***) Machiſch der ebbe d'Uerthe? Eben 's Lebe nem der verleider?

„Se, do heſch e Meſſer! I ha's am Blotzemer Mert g'kauft!
„Hau der d'Gurgele ſelber ab, ſe choſt's di ke Trinkgeld!"

* * *

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüſtigem Othem
ſeit druf d'Muetter:*) „Biſch bal ferig? Mach mer die Meidli
„nit ſo z'förche, 's ſin doch nummen erdichtete Mäheli!" —
„Jo, i bi jo ferig!" erwiedert der Aetti, „dört lit er
„Mit ſim Ring im Dorne-Ghürſt, wo d'Troſtle nit ſinge."
Aber d'Marei ſeit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denkſch, i merk nit, was er meint, und was er will ſage?

Ausgabe I.

*) So verzehlt der Aetti, und mit engbrunſtigem Othem ſeit ier d'Muetter:

„Jo, der Vizli Buzli, das isch die böst Versuechig.
„Lockt sie nit, und füehrt sie nit in Sünden und Elend,
„wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und schafft nüt!
„Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Gewisse.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!"

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuehl ſitz
für Baſſeltang, und Liechtſpöhn ſchnitz,
ſe chunt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Haut's Meſſer guet?“

Und ſeit mer frei no Guete Tag!
und woni lueg, und woni ſag:
„'s chönnt beſſer go, und Große Dank!“
ſe wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, iſchs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!“
ſo gits mer ſcho kei Antwort meh.

Und ſieder ſchmeckt mer's Eſſe nit;
ſtell umme, was de heſch und witt,
und wenn en Anders ſchlofe cha,
ſe hört alli Stunde ſchla.

und was i ſchaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
ſe chunnt mim Sinn das Herli für, *)
und was i ſchweh, iſch hinterfür.

's iſch wohr, es het e Gſichtli gha,
's verluegti ſi en Engel dra,
und 's ſeit mit ſo 'me freie Mueth,
ſo lieb und ſüeß: „Haut's Meſſer guet?"

Und leider hani's ghört und gſeh,
und ſellemols und nümme meh.
Dört iſchs an Hag und Hurſt verbei,
und witers über Stock und Stei.

Ausgabe I.

*) ſe chunnt mer ebbe das Herli für.

Wer ſpöchtet mer mi Herli us,
wer zeigt mer ſiner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, ſe triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i ſuech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herli chund,
ſe würdi ebe nümme g'ſund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was iſch im Mo'?"
He, ſiehſchs denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i ſieh ne ſcho.
„Er het e Tſchöpli a."

„Was tribt er denn die ganzi Nacht,
„er rührt io kei Glied?"
He, ſiehſch nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d'Wied."

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
„und machti d'Welle do."

He, iſch er denn us üſer Gmei'?
Mer hen ſcho ſelber ſo. *)

Und meinſch, er chönn ſo, wiener will?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern — der ſuſer Gſell
muß ſchelleweꝛche dört.

„Was het er bosget, Müetterli?
„Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gſeit der Dieterli,
e Nütnutz iſch er gſi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
ſuſt het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gſpert,
ſen iſch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli g'lert.

Ausgabe I.

*) Mer hen ſcho gnueg e ſi.

„Je, Müetterli, wer het em's Geld
„zu ſo me Lebe ge?
Du Närſch, er het in Hus und Feld
ſcho ſelber wüſſe z'neh.

Ne mol, es iſch e Sunntig gſi,
ſo ſtoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet ſie,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die ſchönſte Büechli um,
macht Bohne-Stecke drus,
und treit ſie furt, und luegt nit um,
und iſch ſcho faſt am Hus.

Und ebe goht er uffem Steg, *)
ſe ruuſcht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
„Jez, Dieter, chumm mit mir!"

Ausgabe I.

*) Und ebe goht er übern Steg,

Und uf und furt, und ſider iſch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe ſtoht er im Gibüſch
und in der Einſemkeit.

Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d'Händ;
iez dreiht er d'Wieder und leit ſie drum,
und 's Suſe het en End.

So gohts dem arme Dieterli; *)
er iſch e gſtrofte Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
„i möchts nit mittem ha!"

Se hüt di vorem böſe Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig iſch, ſe bet und ſing; **)
am Werchtig ſchaff di Sach.

Ausgabe I.

*) So gohts im arme Dieterli.

**) Am Sunntig rueih, und bet und ſing.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schwori Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!"
wies eben überal goht.

Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!"
mengmol im pröperste Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie duſſe, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Aehri ſchwanke,
„Chromet ſüeßen Anke!"
und d'Sterne flimmere z'Nacht. *)

Und, wenn der Tag verwacht, **)
was iſch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well ſelber cho,
er ſeig ſcho an der Chriſchone [1]),
„Chromet grüeni Bohne!"
und chömm iez enanderno.

Und d'Vögeli meine's o,
ſie werde ſo buſper und froh,
und ſinge: „Her Gott dich loben wir!"

Ausgabe I.

*) Do innen iſchs zum Bitrüche;
„Chromet geli Rüebe!"
Sie ben ſchier allzwil Nacht.

**) Frueih, wenn der Tag verwacht,

[1]) Alte Kirche auf einem Bergrücken.

und 's glitzeret ebe z'ſend ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's iſch wohr, me verlueget ſie ſchier.

Und faßt e friſche Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,*)
ſuſt hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe.
„Chromet geli Rüebe!"
Mer drucht ke Zuckerbrod.

Und innewendig am Thor
het Menge d'Umhäng no ver, **)
er ſchloft no tief, und 's traumt em no. ***)
Und ziehn ſie der Umhang fürſi,
„Chromet ſchwarzi Chirſi!"
ſe ſimmer ſcho alli do. †)

Ausgabe I.

*) Und denkt: Gott meints ſo guet,

**) ſe hen ſie d'Umhäng no vor,

***) 's iſch ebe no Alles ſtill und todt.

†) ſe ſtön ſie bei Morgenroth.

Drum merke ſies ſelber ſchier,
und chömme zuem Pläſier
ufs Land, und hole ne friſche Mueth
im Adler und bim Schwane,
„Chromet iungi Hahne!“
und 's ſchmecktene zimli guet.*)

Und doch meint ſo ne Her,
er ſeiq weiß Wunder mehr,
und lueget ein numme halber a. **)
Es dunkt mi aber, er irr ſie;
„Chromet ſüeßi Chirſi!“
Mi Hans iſch au no e Ma. ***)

Rich ſin ſie, 's iſch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
Mir thuet bym Blueſt e Büeßli weh,
bi ihne heißt es: Dublone, †)
„Chromet grüeni Bohne!“
und hen no allewil meh.

Ausgabe I.

*) ös ſünd io d'Stadt wol guet!

**) ab öiers gattigs und beſchaut ein nit.

***) mer tunſchte wegerli nit.

†) thuet mir eim e Büeßli weh,
verdanie ihe Dublone.

Was choſt en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Paſtetli, Strübli, Fleiſch und Fiſch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
Der Platz fehlt uffem Tiſch.

Und erſt der Staat am Lib!
me cha's nit ſeh vor Chib.
Lueg numme die choſpere Junten a!
I wett, ſie ſchenkte mir ſie.
„Chromet ſchwarze Chirſi!"
Sie chönnte mini drum ha. *)

Doch iſch eim 's Herz bitrübt,
ſe gib em, was em b'liebt,
es ſchmeckt em nit, und freut en nit;
es goht eim wie de Chranke.
„Chromet ſüeßen Anke!"
Was thuet me denn dermit?

Ausgabe I.

*) Jo wehrlet numme, d'Stroß iſch breit,
mit eure Junten! I thätich —
„Chromet zarti Aetich!"
i hätt ſchier gar nümmis gſeit.

Und het me Chrütz und Harm,
ſen iſch me ringer arm;
me het nit viel, und bruucht nit viel,
und iſch doch ſicher vor Diebe,
„Chromet geli Rüebe!“
Z'letzt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenn 's Stündli ſchlacht?
He, io, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut ſi druf.
Gott het im Himmel Chrone,
„Chromet grüeni Bohne!“
Mer wendo das Güßli uf.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne müscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überall, *)
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will Alles Liecht und Wärmi ha,
und spricht sie um e Segen a.

Ausgabe I.

*) und z'schaffe findt sie überall

Meng Blüemli het ſie uſſtaffiert,
und mit ſcharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gſeit: Heſch gnueg und witt no meh? *)
und 's Chäferli het hinteno
doch au ſi Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het ſie gſprengt,
und 's zitig Sömli uſe g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und kein goh hungerig ins Bett,
wo nit ſi Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
ſe het ſie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri ſchwankt,
und wo am Pfehl e Rebe rankt,
ſe het ſie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Blueſt umhengt.

Ausgabe I.

*) und gſeit: Heſch gnueg und witt no meh:

Und uf der Bleichi het ſie gſchafft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het ſi ſelber g'freut,
doch hätt' er nit: Vergelts Gott! gſeit.
Und het e Frau ne Wöſchli gha,
ſe het ſie trochnet druf und dra.

's iſch weger wohr, und überal,
wo d'Sägeſen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen iſch,
ſe het ſie gheuet froh und friſch.
Es iſch e Sach by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum iſch ſie iez ſo fölli müed,
und bruucht zuem Schlof kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn ſie ſchnuuft und ſchwitzt.
Lueg wie ſie dört uf's Bergli ſitzt!
Jez lächlet ſie zum lezte mol,
jez ſeit ſie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten iſch ſie! Bhüet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn ſtoht,
het no nit gnueg, er bſchaut ſie no.

Du Wundervitz, was gaſſch denn ſo?
Was gilts, ſie thuet der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gueti Frau,
ſie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt ſie heim, nimmt er ſi Huet.
und was i ſag, jez chunnt er bald,
dört ſitzt er ſcho im Fohre-Wald.

Er macht ſo lang, was tribt er echt?
Me meint ſchier gar, er trau nit recht.
Chum numme, ſie iſch nümme do,
's wird Alles ſy, ſe ſchloft ſie ſcho.
Jez ſtoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wiſſe het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe ſelber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Chriſt-Abend.

Er ſchlooft, er ſchlooft! Do lit er, wie ne Groſ!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof! *)

Verwach mer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit ſtillem Tritt,
ſie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Ausgabe I.

*) Gott gits de Sinnen im Schlof.

Was henki der denn dra?
Ne ſchöne Lebkueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinſte Zucker-Mehl. *)

's iſch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht numme Schmerz,
Gieb's ſparſem, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helfet er Zuckerr-Brod.**)

Jez Rümmechrüſtiger her,
die allerſchönſte, woni ha,
's iſch nummen au kei Möſeli dra.
Wer het ſie ſchöner, wer?

's iſch wohr, es iſch e Pracht,
was ſo en Oepfel lacht;

Ausgabe I.

*) Alles vo ineſtem Zucker-Mehl.

**) er beliet nit alli Tag Zucker-Brod

und iſch der Zucker-Beck e Ma,
ſe mach er ſo ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiß und roth,
und das eis vo de ſchöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was iſch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's iſch au no di.
I leg der ſchöni Helgli dri?
und ſchöni Gibetli ſin ſelber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tauſig, no ne Ruethe!
Do iſch ſie ſcho, do iſch ſie ſcho!

's cha ſy, ſie freut di nit,
's cha ſy, ſie haut der 's Büdeli wund;

doch witt nit anderſt, ſen iſchs der gſund;
's mueß nit ſy, wenn d' nit witt.

Und willſchs nit anderſt ha,
in Gottis Name ſeig es drum!
Doch Muetter-Lieb iſch zart und frumm,
ſie windet rothi Bendeli drei,
und macht e Letſchli dra.

Jez wär er uſſtaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmſchs und dankſch mer's nit;
Drum weiſch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth.
und ſchmeckts der numme, ſen iſchs ſcho guet.

Ausgabe I.

*) de mueſch nit, wenn d'nit witt.

Bim Blueſt, der Wächter rüeft
ſcho Oeiſi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me ſi vertieft,
wenn 's Herz an näumis Nahrig findt!

Jez bhüedi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Chriſt iſch hinecht cho,
het Chindes Fleiſch und Bluet ag'no;
Wärſch au ſo brav, wie er!

Eine Frage.

Sag, weiſch denn ſelber au, du liebe Seel,
was 's Wienechtchindli iſch, und heſche bidenkt?
Denk wol i ſag der's, und i freu mi druf.

O, 's iſch en Engel uſem Paradies,
mit ſanften Augen und mit zartem Herz.
Vom reine Himmel abe het en Gott
de Chindlene zum Troſt und Sege gſchickt.
Er hüetet ſie am Bettli Tag und Nacht.
Er deckt ſie mittem weiche Fegge zue,
und weiht er ſie mit reinem Othem a,
wird's Aeugli hell und 's Bäckli rund und roth.
Er treit ſie uf de Hände in der G'fohr,
günnt Blüemli für ſie uf der grüene Flur,

und ſtoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
ſe henkt er ſtill im Wienechtchindli-Baum
e ſchöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet ſtill, und het ſi ſüeßi Freud,
und Muetterliebi heißt ſi ſchöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
ſag Guete Tag, und B'hüetich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter ſin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näſte nüt als Zuckerbred.
's iſch nit viel nutz. Die het e närſchi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles ſüeß
und liebli mache, thuet em, was es will.
Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
ſe ſchlacht ſie d'Händ no z'ſemmen überm Chopf,
und ſeit: „Du gottlos Chind, iſch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das iſch di Dank!

Jez do ſiehts anderſt dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welſchi Nuß

und menge rothen Oepfel ab der Hurt, *)
e Gufebüchſli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drin. Vom zarte Beſe-Ris
e goldig Rüethli, ſchlank und nagelneu!
Lueg, ſo ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, ſo ne Muetter ziehts verſtändig uf,
und wird mi Bürſtli meiſterlos, und meint,
es ſeig der Her im Hus, ſe hebt ſie d'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und ſeit: „Weiſch nit, was hinterm Spiegel ſteckt?“
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
ſchwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz ſo g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel;
wie dini Chindli, wie di Fleiſch und Bluet
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde ſtöhn

Ausgabe. I.

*) Scharmanti rothi Oepfel ab der Hurt!

mit ihre breite Rufe, ſchüch und fremd?
Und Wi und Caffi ſchmeckt de doch ſo guet!

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel ſtachlig Laub, und näume zwiſche drinn
ne ſchrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Bueſe, luegets a und briegt;
der Engel ſtüürt im Chindli Thränen i.
Sel iſch nit g'fehlt, 's iſch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel ſiehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und uſem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Noch eine Frage.

Und weiſch denn ſelber au, du liebi Seel,
worum de dine zarte Chinde d'Freud
in ſo ne ſtachlig Bäumli [1]) ine henkſch,
Wil's grüeni Blättli het im Winter, meinſch,
und ſpitzi Dörn, aß 's Büebli nit, wie's will, *)
die ſchöne Sachen uſe höckle cha.
's wär nit gar übel gfehlt, doch weiſchs nit recht.
Denk wol, i ſag ders, und i freu mi druf.

Lueg, liebi Seel, vom Menſchelebe ſoll
der dornig Freudebaum en Abbild ſy.

Ausgabe I.

[1]) Stechpalme.

*) und Dörnli dra, aß 's Büebli nit, wie's will,

Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe ſüeß und liebli macht,
und was no ſchöner in der Ferni ſchwebt, *)
de freuſch di druf, doch in de Dörne hanats.

Was denkſch derzue? Zuem Erſte ſagi ſe:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e ſcharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verſchrick nit drab, und ſtell die nit ſo fremd!
Di eigni Muetter ſelig, tröſt ſie Gott!
ſie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es iſch e Wienechtchindli-Baum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid.“

Zuem Zweite ſagi das: Es wär nit guet,
wenns anderſt wär. Was us de Dorne luegt,
ſieht gar viel gattiger und ſchöner us,
und 's fürnehmſt iſch, me het au länger dra.
's wär iuſt, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli ſchön und glitzrig hangt,

Ausgabe I.

*) und was no ſchöner in der Zuekunft ſchwebt,

uf eimel in e Suppeſchüßli thät,
und ſtellti's umme: „Iß, ſo lang de magſch,
„und näumis do iſch!" Wärs nit Uhverſtand?

Zum Dritte ſagi: Wemmen in der Welt
will Freude haſche, Vorſicht ghört derzue;
ſuſt lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. *)
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's heſch,
ſe loß ders ſchmecke! Gunn ders Gott der Her!

Ausgabe I.

*) und zieht e leeri Hand voll Schrunde z'ruck.

Geſpenſt an der Kanderer Straße.

's git Gſpenſter, ſell iſch us und iſch verbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
und bring e Ruuſch! De triſch e Plätzli a,
und dört verirrſch. I ſetz e Büeßli dra.

Vor Ziten iſch nit wit vo ſellem Platz
e Hüsli gſi; e Frau, e Chind, e Chatz
den g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
ſie Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo ſie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
ſe het me gmeint, ſie ſtoß der Chopf an d'Wand.
Doch holt ſie d'Pappe no vom Füür und blost,
und gits im Chind, und ſeit: „Du biſch mi Troſt!"

Und 's wärs au gfi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gfi,

Jez rüstet sie no Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verweht der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und fürhet en abwärts, ſeig er, wer er ſey,
er loßt en um kei Preis am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüſt und hett,
er beſinnt ſi: „Bini echterſt, woni ſott?“ *)
Und luegt und loßt, und mauet öbbe d'Chatz,
ſe meint er, 's chreih e Guhl an ſellem Platz.

Er geht druf dar, und über Steg und Bruck
ſe maut ſie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er ſeig iez bald dehei,
ſe ſteht er wieder vor der Weſerei.

Doch, wandle ſelli Steeß her nüchteri Lüt,
ſe ſeit der Geiſt: „Ihr thüent mi'm Bürbli nüt!“
Er rührt ſi nit, er loßt ſie ordeli
paſſieren ihres Wegs. Verſtöhnt der mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt ſeit er: „Bini echterſt, woni ſott?“

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es ſitzt e ſchönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemeſaft,
und 's choſtet nit viel, hani g'hört.

Der Engel ſeit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel ſeit: „Sell cha nit ſy,
ſie hen en alle trunke fern."

„So ſchenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do beſch eis!" het der Engel gſeit.
Der Chäfer trinkt, und 's ſchmeckt em wohl,
er frogt: „Was iſch mi Schuldigkeit?"

Der Engel ſeit: „He 's choſtet nüt:
„Doch richtſch mer gern e Gfallen us,
„weiſch was, ſe nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!“ *)

„Er het zwor ſelber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er ſchickt mer au
„wengmol e Hämpfeli Bluememehl
„wengmol e Tröpfli Morgethau.“

Der Ebäfer ſeit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede biſch.“
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder ſo en Engel iſch.

Er ſeit. „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er ſchick der do
„au Bluememehl!“ Der Engel ſeit:
„De hättſch nit chönne iuſter cho.“

Ausgabe I.

*) „und tragmers gſchwind ins Nochbers Hus!“

Er ladet ab; der Engel ſchenkt
e Schöpli guete Neuen i.
Er ſeit: „De trink eis, wenn de magſch!“ *)
Der Chäfer ſeit: „Sell cha ſcho ſy!“

Druf fliegt er zue ſi'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchſte Haſelhurſt.
Es balgt und ſeit: „Wo blibſch ſo lang?“
Er ſeit: „Was chani für mi Durſt?“

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm, **)
er chüßts, und iſch dim Schätzli froh.
Druf leit er ſi ins Todtebett,
Und ſeit zuem Schätzli: „Chumm bal no!“

Gell Sepli, 's dunkt di ordeli?
De heſch au ſo ne luſtig Bluet.
Je, ſo ne Lebe, liebe Fründ,
es iſch wohl für e Thierli guet.

*) Er ſeit: „Chumm, trink eis, wenn de magſch!“
**) Jez hoht er uf, er nimmts in Arm,

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si verüber.*)
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und loset, wie's windet,
wie's im Chemi teat, und der Guhl uffem Chilche-Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt allwiil nöcher und alliwiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glaſt möcht' d'Auge verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir iſch, wenns numme vorber war.

**) ziehnt doch d'Laden a, aß der Glaß den Auge nit wethuet.

und iez holet 's Chrüsli und ſiget do ummen, i
willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gſeit, und het's e ſeltſeme
Bued gſ,
iſch's der Friederli gſi in ſiner Juged, das weißi!
Aber ſchöner as er iſch ken dur's Wieſethal
g'wandlet, *)
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gſi
iſch:
Chruſi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Blnet und rundi chräftige
Glieder.
's Meiſters Vreneli het an ihm ſi eigeni Freud
gha,
er am Vreneli au, doch iſch er numme der Chnecht gſi.
Nei, wie macht's, und nei, wie ſchüttets! Bringetder
's Chrüsli
und e Räuftli Brod derzue? Jez zet und loſet!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
iſch e ſchwere Chrieg und ſin Panduren im Land gſi,
Drunter iſchs und drüber gange, was me cha ſage,

Ausgabe I.

*) Aber ſchöner as er, iſch ken uf der Vor-Chilche gſtande.

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmuth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no. *)
Menge brave Ma hets nümme chönne presstiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si gstemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, lissig und unheim;
's sin bitrübti Zite gsi, Gott well is bewahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's märich le Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht, und 's Heu uf d'Egerte heimg'führt,

Ausgabe I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets nümme wisse z'presstiere,

aber e wüſte Ma zue dem, wie's ken meh in ſiebe
Hexe-Ländere git; im Welſchland iſch er ſo worde.
Hätt em der Statthalter ſ'Schepfe nit's Vreneli
endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verſtand, und wie der Morge ſo
lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen
erlide, *)
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt
eim e Bettler,
und me git em ke Brod, ſe ſeit me doch öbben im
Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle
verleide,"
het er gſeit, „und gang, wils Zit iſch! Flieh mi
der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und brieg-
get, **)
Jedem chunnt ſi Zit! So öbbe ne Wuche vor
Wienecht.

Ausgabe I.

*) 's Vreneli gſcheidt wiene Pfarrer, ſchön wie der Morge,
ke Magd wär
binem bliebe vo Steffis-Tag bis numme drei Chönig,

**) und die arme Lüt ſin gangen, und hen ebbe briegget.

het der Uehli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe,
het er z'Nacht si Chrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli. *)
„Vreni gang in Chäller, und Vreni leng mer z'trinke!"
het er mehr as zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gestanet hen sie n emol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Oebben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse? **)
Hender gmeint, io wohl! Scho z' Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter ghäblet.
Het er näumis bosget, se will 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet

Ausgabe I.

*) het der Uehli gmetzget, und het er der Tag dure gwurstet,
her er z'obe 's Chrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli.

**) Oebben im Fuetergang, und obe bi's Statthalters Stiere?

het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs Aprille
ſteht er bi den arme Manne zwiſche de Berge.
Schön a Wuchs und Gſicht, und fründli gege de Lüte,
muethig wie ne Leu, doch voll verborgener Bſinnig
hen ſie 'n alli gern, und ſage: „Seig du der Hauptma!
„Was de feiſch, das thüemer, und ſchickis numme, ſe göhmer,
„hundert fünfzig Ma und ſiebeneſiebezig Buebe!“
Und der Friedli ſeit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme ploget und ſchindet,
„wemmer em der Meiſter zeigen, aß es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gſetz und Ordnig im Land iſch.“ *)
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma ſim Bölchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmetzget.
„'s wär e Site Speck wol us der Bütene z'hole

Ausgabe I.

*) „bis aß wieder Recht“ und Gſetz und Ordnig ins Land chunnt.“

„und e Dozzet Würſt. Wie wärs? Doch 's Vreneli
duurt mi.
„Beſſer iſchs, es göhn e Paar, und ſingen ums
Würſtli! *)
„Saget, i löß en grüeßen, er ſolls im Friede ver-
zehre,
„und mer vo der Sau doch au e Müesterli ſchicke.
„Hemmer nit menge Hirz us ſine Gärte ver-
ſcheuchet?
„Hemmer uf ſine Matte ne Habermark-Störzli
vertrette
„Oder e Bäumli gſchüttelt? Iſch ſine Chnechten
und Buebe
„nummen au ſo viel gſcheh? Sie hen doch g'hüetet
und g'wäffert
„'s'Nacht um Eis, und früeih vor Tag; ſie chönne
nit chlage.
„Leget em's ordlig ans Herz, i wünſchich gueti
Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit
Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „Dunderſchieß! Was hender,
was wender?" —

Ausgabe I.

*) „Göhnt e Stücker drei, 's iſch beſſer, ſinget ums
Würſtli!

„He, mer chömme do abe vom Sattel-Hof. Zeiget, wie finder!
„So het üse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vreneli näumi
dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofe-Bank glege,
und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit g'melde),
„Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister? *)
„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
„Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Soldate,
„Säge-Filler, Zeinemacher, anderi Strolche.
„Wemmen alle wott ge, me müeßt no mittene laufe.
„Packetich, iez isch's hochi Zit!" — „He io, der Gottswille!
„Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —

Ausgabe I.

*) „Was gheit mi ene Meister, und he, wer isch ene Meister?

„Wart du Siebe-Chezer, e Ribbe-Stückli wird guet ſy! *)

„Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fare-ſchwanz abe!

„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luſtige Strolche!" —

Jo, ſie hen ſi packt, doch hinterne ſchliche vom Ofe d'Chnecht zur Thüren us, und ſuche 's Vreneli duſſe.

„Meiſterne, iez iſchs gfehlt, iez Meiſterne helfet und rothet!

„Das und das iſch gſcheh, ſie hen's nit an is verdienet. **)

„Hemmer 's Waſſer g'chert, und hemmer de Hirze g'hütet.

„i'Nacht um Eis, und früeih vor Tag, mer chönne nit chlage,

„kuntereri, ſie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?

„Aber chömmemer wieder, ſe werde ſie anderſter rede."

's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;

Ausgabe I.

*) „Wart du Siebe-Chezer, e Ribbe-Stückli iſch beſſer!

**) Das und das iſch gſcheh, und weger ſie hens nit verdienet.

's Vreneli bindet d'Chappen, und ſchüttlet 's Mailänder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Fürtuech-Bendel — „Sepli, ſpann's Roß a,
„und e Welle Strau, heſch ghört, und loß mer der Meiſter
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer Stroß uf,
„lueg, öb Alles ſicher iſch, und nieme ke Volch ſtoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem Friedli.
Tauſig Sapermoſt, wie ſin em d'Flammen ins Gſicht cho!
Wo ner ſie frogt: „Was hender?" und wo ſie 'm dütliche Bricht gen:
„Nüt, und wüſſetder was? Göhnt ihr enandermol ſelber!
„'s iſch em Uehli z'heiß, der ſollet cho, go nem bloſe!" —
„'s iſch e Wort, i gang!" ſeit iez der Hauptma und funklet, *)

Ausgabe I.

*) „Bliks derri, i gang," ſeit der Friedli und funklet.

„'s ſoll ihn nit lang brenne, 's iſch chüel im Farnauer Chilchhof!

„Uehli, du heſch 's letzt im Räf, ſel chani der ſage!"

Seits, und pfift in Wald, und gſchwinder as me ne Hand chert,

pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,

und es lauft derher von allen Orten und Ende.

„Allo friſch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmetzget, *)

„'s goht m eim iez hi, mer metzge hinecht der Uehli!

„'s duuret mi frili ſi Frau, 's wird uding ab is verſchrecke." **)

Iez chunnts ſchwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,

nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg

rechts und links ins Farnauer Holz, was giſchmer, was heſch mer!

Ausgabe I.

*) „Allo, friſch, bergab! Der Uhli het hüt gmetzget,

**) „'s Vreneli duuret mi wohl, 's wird frili uding verſchrecke."

D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wieſe
no abe,
ſehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli guete Geiſter!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau uſen an Wald
chunnt,
düſſlet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d'Faktorene ſy, ſie iſch die Nemtig go
Baſel,
„und der müent ſi nit verſchrecke, löut mi elleі
goh!" *)
Seits, und wiener chunnt, wütſchts übers Wägeli
abe,
und goht uffen dar, und lueget em freündlig in
d'Auge.
„Friedli, biſchs?" — „Ich mein's emol!" —
„Se bis mer Gottwilche
„unterm freie Himmel und unter de liebe Sterne!
„Gell, i darf di duze? Was wirſch doch nummen
au denkt ha
„ob mim trutzige Ma und ſine trutzige Rede.
„Lueg, i cha nit derfür, wo's z'ſpot iſch, ſeit mers
der Sepli

Ausgabe I.

*) „und der müent ſie nit verſchrecke, doch willi luege↓

„duſſen am Waſſerſtei. Es wär ſuſt anderſter gange. *)

„„O, de glaubſch nit, wieni g'ſtroft bi. Beſſeri Zite „hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez ſin ſie vor„über. **)

„Chumm, do bringi der nâumis, e Säckli voll dûrri Chrieſi,

„ſchöni Gumpiſt-Oepfel, und au e Bizzeli Geis-Chäs,

„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par Würſtli,

„und e Legel voll Wi, gib achtig, aß es nit gâutſchet,

„'s iſch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.

„Chumm e wenig abſits, bis do die Wälder vorbi ſin,

„und bis erdli, beſch g'hört, und nimm di Gwiſſen in Obacht." ***)

Aber der Friedli ſchwört: „Bi Gott, der Uehli mueß ſterbe!

Ausgabe I.

*) „Lueg, i cha nit derfür, i bi am Waſſerſtei gſtande; „wäri in der Stube gſi, 's wär anderſter gange.

**) „O de glaubſch nit, wieni gſtroft bi, doch i will ſchwige.

***) „Gang e wenig abſits, bis do die Wälder verbei ſin, „und bis erdli, zeig wie, und lad mer nut uf di Gwiſſe!

„'s iſch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli ſeit: „Jez
los mer e Wort:
„Gſchwore beſch, und io, wenns Zit iſch, ſterbe
mer alli,
„und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott
will,
„und denk an di ſelber und an die chünftige Zite*).
„So blibſch nit wie de biſch, und ſo ne Lebe
verleidet.
„Biſch nit im Land deheim, und beſch nit Vater
und Mueter?
„Debbe möchtſch au heim, den erbſch en ordeli
Güetli
„in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de
hättſchs gern,
„iſchs bim Aetti nit Nei, de chaſch no Stadhalter
werde.
„Nimm, wie müeßts der werden, an ſo ne Miſſe-
that g'denke, *)
„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände g're-
giere!

Ausgabe I.

*) „und denk an die ſelber und an e wenig ans Chünftig!

*) „Nimm, wie mueßt's der in, an ſo ne Miſſethat g'denke.

„Halts im Uebli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
„'s iſch zwor keine gſi, doch denk an, aß er mi Ma iſch!
„Schlachts nit z'Schopfen Oelſi! 's iſch Zit, ſe ſag mer, witt folge?" *)
Aber der Friederli ſteht, er ſteht in ſchwere Gidanke, und het d'Auge voll Waſſer, und möcht gern ſchwetzen, und cha nit.
Endli briecht em's Herz. „Nu io denn, wenn d'mer e Schmutz giſch!
„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bikehre.
„Buebe, iez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh! **)
„Göhnt e Paar uf d'Möhr und ſchießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
bis ſi d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drinn verlöſche.

Ausgabe I.

*) „Schlachts nit z'Schopfen Oelſi! 's iſch Zit, ſe ſag nymme: Jo denn!"

**) „Bhuetdi Gott der Her, und io i will anderſt werde! „Buebe, iez packet uf, 's git hinecht nut me z'verdiene!

Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d'Mannen a, und ſage: „Was fehlt doch echterſt
im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uehli und
ſtoßt en:
„Schnarchle mer doch nicht ſo! Me cha io nit nebe
der ſchlofe!"
Und der Uehli zuckt und ſtreckt ſie: „Vreni, wie iſch
mer?" —
„He, wie wird's der ſy?" — „I ha ne bluetige
Traum gha.
„Vreni, 's goht nit guet, i ha mi ſelber ſeh metzge.
„Hen ſie mi nit verſtochen, und in der Büttene
brüehet,
„mittem Meſſer gſchabt? De glaubſch nit, wie's
mer ſo weh thuet!"
Aber 's Vreneli ſeit: „He, 's macht nüt. Chunnt
der nit mengmol
öbbis für? Iez iſch es d'Sau, drum heſch di ſeh
metzge." *)
Aber 's Uehli's Schlof iſch us und ſchweri Gidanke

Ausgabe I.

*) Aber 's Vreneli ſeit: „He 's macht nit, d'Sau iſch der
furcho,
„Wie's der öbbe goht, drum heſch di ſelber ſeh metzge."

chämpfe bis an Tag mit ſine zerrüttete Sinne,
bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen iſchnidet,
bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„Chömmi, Reckholder-Veri! Will Nieme nüt chrome do inne?" —
„Nei, der löſet nüt!" — „Drum iſchs mer au nit ums Löſe!
„Chönnti, Meiſter Uehli, mit euch e wengeli rede?
„Iſch das eui Frau, ſe mag ſie's hören, es ſchadt nüt. *)
„Rechte fahri ſelb feuft mit Waar der Wieſe no abe,
„i, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richertli's Rößli und Matthis.
„Womer an Farnau chömme, ſe ſtohts voll Mannen und Buebe
„links im Wald, und an der Streß e luſtige Kerli.
„'s ſteht e Wibsbild binem, es mag e ſuferi gſi ſy,
„wenni's unter Hundert ſieh, ſe willi's erchenne,
„het der Mond nit gſchienen, und hani d'Auge nit bimer?

Ausgabe I.

*) „Meiſter Uhli i ha mit euch e wengeli z'rede,
„iſch das eui Frau, ſe cha ſie's meinwege höre.

„So viel hani ghört: 's iſch gfluecht, der Uehli mueß ſterbe!
„Woni neben abe gang, ſe ſeit ers zuem Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers channi nüt ſage;
„Warten iſch nit guet, me lost, und wandlet ſi's Wegs furt. *)
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez ſelber, was guet iſch." —
Wie het 's Breneli gloſt! Doch bhaltet's verſtändigi Bſinnig. **)
„Heſch en denn nit gmerkt, es iſch em nummen um Brenz gſi?
Aber 's Uehlis G'hör iſch weg, er lit in der Ohnmacht,
d'Auge ſtöhn verchehrt, me ſieht faſt nüt meh vom Schwarze,
d'Zungen iſch em glähmt, ſie lueget vor uſen, und chölſchblau ***)
iſch er bis an Hals. Me holt der Meiſter vo Hage,
holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's iſch em nit z'helfe. †)

Ausgabe I.

*) „ſtoh bliben iſch nit guet, me loſt und geht ſiner Wege.

**) 's Breneli's Schrecke bildi mer i, doch bhaltets ä Bſinnig:

***) und e Spanne lang hangt d'Zungen uſen und chölſchblau

†) holt vo Zell der Dokter Friedli, 's will nit viel helfe.

Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und endet; [a])
und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige:
„Mitten
wir im Leben sind" — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen sie en, fell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli. [b])
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie gseh.

Ausgabe I.

[a]) Diese Zeile fehlt in der Arauer Ausgabe.

[b]) gladen, und es chunnt en Eber mit bluetige Wunde, göhnt em still usweg, und denket: Du bisch der Uehli!

Aber wer wird iez mit Zueſpruch 's Breneli tröſte?
Groß iſch 's Leid iuſt nit, und ſiebe Woche no Pfingſte
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüſeli het der Vater gmacht, und gſchworen: „I lid's nit! *)
„So ne vertlaufene Burſt mit miner liibliche Tochter,
„Mit mi'm Fleiſch und Bluet? I führ di ſelber ins Zuchthus."
Aber was iſchs gſi? — Es iſch die einzige Tochter,
und iſch Frau für ihns, und mag er rethen und warne, **)
muß ers ebe lo gſcheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
hets au nümme bitrette, bis no Micheli ſie Vater
z'Wil dur d'Wieſe ritet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß iſch's Waſſer gſi, und finſter, wo ſie dur ſin,

Ausgabe I.

*) Grüſeli het der Statthalter gmacht, und gmeint, es müeß nit ſo.

**) und iſch Frau für ihns, und will er wohl oder übel,

und chunnt uſem Weg, und 's tribt en aben und abe
bis er adem Choli fallt und nümmen ans G'ſtad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen ſie 'n mornderigs gfunde. *)

Aber iez zieht üſer Paar im Friede go Schopfe
und nimmt B'ſitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
füehrt ſi ordelig uf, er cha guet leſen und ſchribe, —
Helfis Gott! — und ſtigt nootno zue Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer ſtoht
bald am Rothhus-Fenſter und lächlet güetig, wenn öbbe
mittem Huet in der Hand e Langenauer verbei goht? **)

Ausgabe I.

*) z'Baſel uſem Thorn-Mert goht, und untere Rad chunnt. Schopfe het er nümme gſeh, ſie hen en z'Elsberhe ohni Gſang in d'Erde gleit, wie's z'Baſel der Bruuch iſch.

**) Wer wird Chilche-Lueger? Wer ſtreckt-n ſammeten Ermel uſem Rothhus-Fenſter, wenn Langenauer verbei gohn?

Iſch's nit mi Her Frider mit ſiner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie ſchüttets, loſet doch numme,
fangt's nit vornen a? — Z'letzt ſage d'Burger:
„Der Hügli
„cha io nit Gſchriebes leſe, wie chaner denn Statthalter blibe?
„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere. *)
„Er iſch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
„und ſie Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
„iſch die gueti Stund, und gſcheit, no gſcheiter as Er ſchier.
„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, ſe ſagi Jo, 's regiere chunnt mit nit ſuur a." **)
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loſet wie's ſchüttet,
lueget, wie's dur d'Chlimſe blitzt! — Im Pflueg und im Engel

Ausgabe I.

*) „Er Her Frieder ſchickti ſi, und Er mueß es werde;

**) „Sageris nit Nei, 's nuzt nüt, mer nehme kei Bericht a!" —

hen ſie tanzt bis tief in d'Nacht, und geſſen und trunke.
Wohr iſchs, e brävere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchiſe,
und im Breneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
het er en Orgle gſchafft, vor ſine Ziten iſch nüt gſi (z'Huſe ſtoht ſie no); d'Marodi het er vertriebe,
und uf d'Burger Obſicht treit, und g'rothen und g'warnet. *)
Aber ſi Frau und er, ſie hen in Frieden und Liebi mit enander g'lebt, und Guets an Armen erwieſe,
io, und 's iſch em e Muetter zue ſiebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's ſtammt von ihnen im Schopfemer Chilchſpiel
mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts-Name!
das het gchlöpft, und das het gmacht, 's iſch weger e Schlag gſi!

Ausgabe I.

*) und uf d'Burger Obſicht treit, und g'rothen und g'warnet.

Mengi Famili, ſe ſagi — die wenigſte wüſſe's meh ſelber.
Wer ſie ſin, und wie ſie heiße, das willi iez ſage.
Zwor iſch 's Chrüegli leer — nei loſet, was git's uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's ſtürmt! Fürio! 's lauft Alles der Drau zue.

Der Schreinergeſell.

Mi Hamberch hätti g'lehrt, ſo ſo, la la,
doch ſtoht mer 's Trinke gar viel beſſer a,
as 's Schaffe, ſel bikenni frei und frank,
der Rucke bricht me ſchier am Hobelbank.

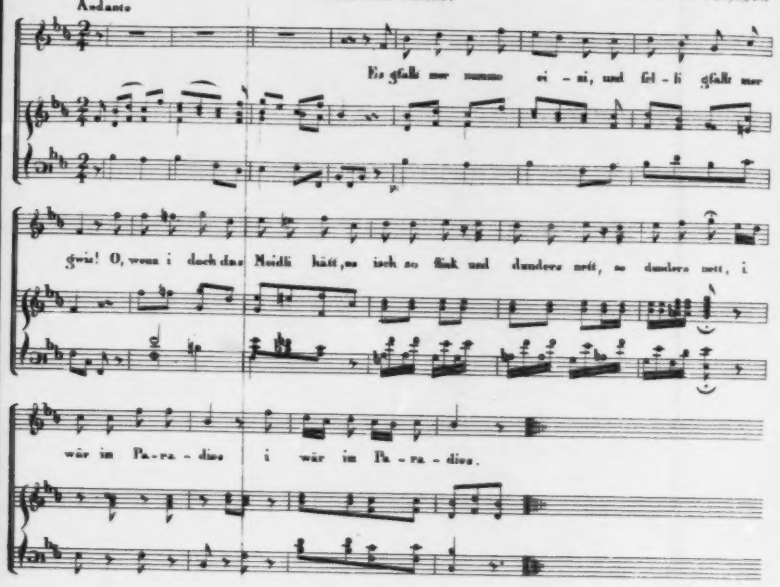
Drum het mer d'Muetter mengmol prophezeit:
„Du chunnſch ke Meiſter über wit und breit!"
Z'letzt hani's ſelber glaubt, und denkt: Iſchs ſo,
wie wirds mer echterſt in der Fremdi go?

Wie iſchs mer gange? Numme g'guet! I ha
in wenig Wuche ſiebe Meiſter gha.
O Müetterli, wie falſch heſch prophezeit:
I chömm kei Meiſter über, heſch mer gſeit.

Univ. Bibl.
München

Hans und Verene.

Andante



Hans und Verene.

Es gfallt mer nummen eini,
und ſelli gfallt mer gwis!
O wenni doch das Meidli hätt,
es iſch ſo ſlink und bundersnett,
ſo bundersnett,
i wär im Paradies!

's iſch wohr, das Meidli gfallt mer,
und 's Meidli hätti gern!
's het alliwil e frohe Mueth,
e Gſichtli hets, wie Milch und Bluet,
wie Milch und Bluet,
und Auze wie ne Stern.

Und wenni 's ſieh vo witem,
ſe ſtigt mer's Bluet ins Gſicht; *)
es wird mer übers Herz ſo chnapp,
und 's Waſſer lauft mer d'Backen ab,
wohl d'Backen ab;
i weiß nit, wie mer gſchicht.

Am Ziſtig früeih bim Brunne
ſe redt 's mi frei no a:
„Chumm, lüpf mer, Hans! Was fehlt der echt?
„Es iſch der näume gar nit recht,
nei gar nit recht!"
I denk mi Lebtig dra.

I ha 's em ſolle ſage,
Und hätti 's numme gſeit!
Und wenni numme richer wär,
und wär mer nit mi Herz ſo ſchwer,
mi Herz ſo ſchwer,
's gäb wieder Gegeheit.

Und uf und furt, iez gangi,
's wird iäten im Salat,

Ausgabe 1.
*) ſe ſchießt mer's Bluet in's Gſicht;

und ſag em's, wenni nåume cha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a,
ſo bini morn Soldat.

En arme Kerli bini,
arm bini, fell iſch wohr.
Doch hani no nüt Unrechts tho,
und ſufer gwachſe wäri io,
das wäri io,
mit ſellem hätts ke G'fohr.

Was wiſplet in de Hürſte,
was rüehrt ſie echterſt dört?
Es viſperlet, es ruuſcht im Laub.
O bhüetis Gott der Her, i glaub,
i glaub, i glaub,
es het mi Nåumer ghört.

„Do bini io, do heſch mi,
„und wenn de mi denn witt!
„I ha's ſcho fiederm Spöthlig gmerkt;
„am Ziſtig heſch mi völlig bſtärkt.
io, völlig bſtärkt.
„Und worum ſeuſchs denn nit?

„Und bisch nit rich an Gülte,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli G'müeth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und lueg, i bi der hold!"

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, ischs so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei nümme tolt.
Jo, frili willi, io!

Der Winter.

Iſch echt do obe Bauwele feil?
Sie ſchütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es ſchneit doch au, es iſch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
ſe het er vo der Bauwele ghauft;
er treit ſie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was lauffch denn ſo, du närſche Ma?
De wirſch ſie doch nit gſtohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Si ſtöhn wie großi Here do;

ſie meine, 's heigs ſuſt Niemes ſo.
Der Nußbaum het doch au ſi Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, iſch Schnee und Schnee,
me ſieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und ſchnei's, ſo lang es ſchneie mag,
es wartet uf ſi Oſtertag.

Meng Summer-Vögli ſchöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf ſi Oſtertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und ſieder ſchlofts, und 's iſch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli ſingt,
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tauſig, wacht's in jedem Grab,
Und ſtreift ſie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli iſch,
ſchlieft 's Leben uſe iung und friſch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brod wär ſi Begehr.
Es luegt ein ſo erbärmli a;
's hei ſieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürſtli, ſell iſch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fure lit?

Do heſch! Loß andern au deryo!
Biſch hungerig, chaſch wieder cho! —
's mueß wohr ſy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie ſeihe nit, und ernde nit;
„ſie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt ſie doch.

Das Habermuß.

's Haber-Mueß wär ferig, se chömmet ihr Chind der und eſſet!
Betet: Aller Augen — und gent mer Achtig.*) aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli ſchwarz wird.

Eſſet denn, und ſegnichs Gott, und wachſet und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwiſche de Fure gſeiht mit flißiger Hand und abeg'eget im Früeih-Johr. **)

Ausgabe I.

*) Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.

**) G'ſeiht het der Aetti der Haber, und abe g'eget im Früeih-Johr.

Aß es gwachſen iſch und zitig worde, für ſel cha
euen Aetti nüt, ſel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme, Chinder, es ſchloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli, *)
nei, es ſchloft, und ſeit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us ſim verſchwiegene Schlöfli,
ſtreckt die zarte Gliedli, und ſuget am ſaftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's iſch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli ſchöner und ſtärcher,
und ſchlieft us de Windlen, es ſtreckt e Würzeli abe, **)

Ausgabe I.

*) und der himmliſch Vater het gſeit: „Jetz chasch wieder heim goh,
„aß es wachöt und zitig wird, für ſel willi ſorge!"
Denket numme Chinder, es ſchloft in jedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli, 's thuet numme au kei Schnüefli,

**) und ſchlieft us de Windle, bohrt mittem Würzeli abe,

tiefer aben in Grund, und ſucht ſi Nahrig und
find't ſie.
Jo und 's ſtichts der Wundervitz, 's möcht nummen
au wiſſe,
wie 's denn witer oben iſch. Gar heimlig und
furchtſem *)
güggelet's zum Boden us, — Poz tauſig, wie
gfallts em!
Uiſe lieber Hergott, er ſchickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und ſag em fründli
Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's ſchmecktem wohl, und 's
ſtreckt ſi gar ſölli.
Sieder ſtrehlt ſi d'Sunnen, und wenn ſie gwäſchen
und gſtrehlt iſch,
chunnt ſie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmliſche Land-
Stroß,
ſtrickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chilmli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch ſo güetig und fründli!"

Ausgabe I.

*) Jo und 's ſtichts der Wundervitz, es möcht doch gern wiſſe,
Wie's au witer oben iſch. Gar heimlig und furchtſem

Aber was ſie ſtrickt? He, Gwülch us himmliſche Düfte!
's tröpflet ſcho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar ſölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es ſeit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Eſſet, Chindli, gſegn' es Gott! und wachſet und trüeihet!
's wartet herbi Zit uſs Chimli. Wulken an Wulke
ſtöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt ſi.
Uf de Berge ſchneits, und witer niede hurniglet's.
Schocheli ſchoch, wie ſchnatteret iez und briegget mi Chiimli,
und der Boden iſch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Iſch denn d'Sunne gſtorbe, ſeit es, aß ſie nit cho will?
„oder förcht ſie au, es frier' ſie? Wäri doch bliebe,

„wen gſi bi, ſtill und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füchtige Wärmi."
Lueget, Chinder, ſo gohts! Der werdet au no ſo ſage,
wenn der uſe chömmet, und unter fremde Lüte ſchaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe!"
Tröſtich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds beſſer, *)
wie's im Chiimli gangen iſch. Am heitere Mai-Tag weihts ſo lau, und d'Sunne ſtigt ſo chräftig vom Berg uf,
und ſie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez iſch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Blueſt, und grüenet der Pflum-Baum;

Ausgabe. I.

*) Tröſtich Gott: 's nimmt au en End, und chunnt wieder beſſer.

nootno wird der Rogge buſchig, Weizen und Gerſte,
und mi Häberli ſeit: „Do blibi au nit dehinte!"
Nei, es ſpreitet d'Blättli us, wer het em ſie gwode?
und iez ſchießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Waſſer us de Wurzle bis in die ſaftige Spitze?
Endli ſchliefi en Aehri us, und ſchwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Menſch, wer het an ſideni Fäde
do ne Chnöſpli ghenkt und dört mit chünſtlige Hände?
d'Engeli, wer denn ſuſt? Sie wandle zwiſche de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und ſchaffe gar ſölli.
Jez hangt Blueſt an Blueſt am zarte ſchwankigen Aehri,
und mi Haber ſtoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Jez ſin zarti Chörnli drin, und wachſen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, ſie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und ſingen: Eie Popeiel

Und 's Schi-Würmli chunnt, Potz tauſig mittem Laternli,
z'Nacht um Núni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli ſchlofe.

Eſſet, Chinder, ſegn' es Gott, und wachſet und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesie gunne no Pfingſte;
ſieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
ſieder hen ſie Rocke gſchnitte, Weizen und Gerſte,
und die arme Chinder hen darfis zwiſchen de Stupfle
a'falleni Aehri gleſen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gſchwankt und gſeit: „Jez iſchs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit iſch us, was thueni ellei do,
„zwiſche de Stupfel-Hüüsen, und zwiſche de Grumbire-Stude?"
Druf iſch d'Muetter uſen und 's Eferſinli und 's Plumi, *)

Ausgabe I.

* Druf iſchs Vreni uſen und 's Eferſinli und 's Plumi.

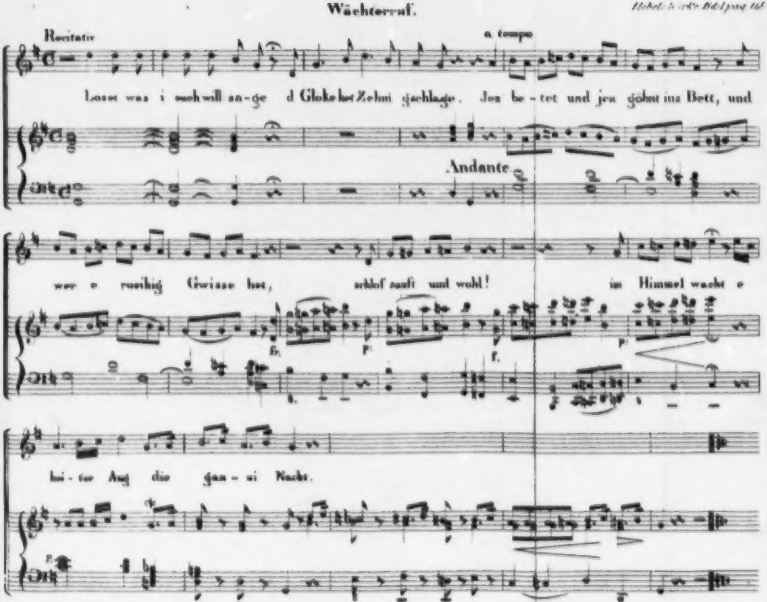
's het ein ſcho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der ſtaubige Schüre hei ſie'n dröſcht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf iſch's Müllers Eſel cho, und hetten in d'Mühli g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feiſter Milch vom junge fleckige Chüeihli hetten 's Müetterli g'chocht im Täpfi, — Geltet, 's iſch guet gſi?
Wüſchet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Herren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Oſer am Simſe!
Tüll mer keis, gent Achtig, und leheet, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, ſe chömmetder Zibbertli über.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeibig G'wisse het,
schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Oelfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwitzt,
und wer no bi der Charte sitzt,
dem bieti iez zuem leztemol, —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.


Wächterruf.
Recitativ
a tempo
Andante
Lasst was i euch will sa-ge d Glokke het Zehni gschlage. Jez be-tet und jez gönt ins Bett, und
wer e ruehig Gwisse het, schlof sanft und wohl! im Himmel wacht e
hü-ter Aug die ganz-i Nacht.

Univ. Bibl.
M...a

Und wo no in der Mitternacht,
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
ſe geb der Gott e rüeihige Stund,
und mach di wieder froh und gſund!

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Eis gſchlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Roth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber gſchiehts —
gang heim! Der himmliſch Richter ſieht's.

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Zwei gſchlage.
Und wem ſcho wieder, eh's no tagt,
Die ſchweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof iſch hi!
Gott ſorgt! Es wär nit nöthig gſi.

Loſet, was i euch will ſage!
D'Glocke het Drü gſchlage.
Die Morgeſtund am Himmel ſchwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans G'ſchäft, und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er ſprichtich um e Wohlthat a.
e Stückli Bred ab euem Tiſch,
wenns eue guete Willen iſch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi,
und d'Eltere ſin gſtorbe gſi,
ſe hani denkt: Soldate-Tod
iſch beſſer, weder Bettelbrod.
I ha in ſchwarzer Wetternacht
vor Laudons Zelt und Fahne gwacht.

i bi bim Paſchal Paoli
in Corſika Dragoner gſi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gſi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen ſi mi mit lahmem Arm
ins Elend gſchickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's, wienis ſelber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröſt' di, bis es beſſer goht."

Vergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegſch mi ſo bimegli a?
Heſch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Bimahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e ſicher Gleit,

und bring der bald e gſunde Ma!
's goht ziemli ſcharf vor Mantua. «
's cha ſy, i chönnt der Meldig ge. —
Was luegſch mi a, und wirſt wie Schnee?
Denkwol i henk mi Bettelgwand,
mi falſche graue Bart an d'Wand?*) —
Jez b'ſchau mi recht, und chennſt mi no?
Geb Gott, i ſeig Gottwilche do!

„Her Jeſis, der Friedli, mi Friedli iſch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet die lieblige Geſtalt,
uf duftige Matten, im ſchattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gſpart.
Wie chlopfts mer im Bueſe, wie bini ſo froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli iſch do!"

Ausgabe I.

*) und friſch mit: „henk di Bettelgwand
di falſche graue Bart an d'Wand?"

Der Storch.

Nach dem Frieden.

Willkumm Her Storch! biſch au ſcho do,
und ſchmeckſch im Weiher d'Fröſche ſcho?
Und meinſch, der Winter heig ſi Sach,
und 's beſſer Wetter chömm alsgmach?

He io, der Schnee gieng überal;
me meint, es werd ſcho grüen im Thal.
Der Himmel iſch ſo rein und blau,
und 's weht ein a ſo mild und lau.

Nei loſet, wiener welſche cha!
Verſtoht men au ne Wörtli dra?
Drum chunnt er über Strom und Meer
us witt fremde Ländere her.

Was brinzſch denn Neu's us Afrika?
Sie hen g'wis au ſo Umſtänd gha,
und d'Büchſe g'ſpannt, und d'Säbel g'wetzt,
und Freiheits-Bäum vor d'Thilche gſetzt?

De beſch ſo rothi Strümfli a.
Iſch öbbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo beſch die ſchwarze Fegge g'no?
Biſch öbbe g'noch an d'Flamme cho?

Um das hättſch über Land und Meer
nit reiſe dörfe hi und her
vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
De hättſchs io in der Nööchi gha.

Mer wüſſe leider au dervo,
und mengi Wunde bluetet no,
und 's druckt no menge Chummer ſchwer,
und menge ſchöne Trog iſch leer.

Und witer an den Alpe hi,
iſchs, Gott erbarms, no ärger gſi,
und Weh und Ach het uſem Wald
und us de Berge wiederhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Huet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
Wie hets nit ummen blitzt und g'chracht,
und dundret in der Wetter-Nacht!

Doch ëbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„Jo frili," seit er, „Chlip und Chlap!"
und schwenkt de Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg, Chind, di Storch isch wieder do!
Sag: Grüeß di Gott! Was bringsch mer mit?
I glaub, bim Bluest, er chennt di nit. *)

Ausgabe. 1.

*) Was pepperisch? Mer verstohn di nit,
Schwetz dütli, wenn de rede witt!

Gang, hol em 's Becke Chaiserli!
Er isch e Rung im Welschland gsi,
er het zwei au Paris gsammelt,
und wie der Storch si Schnabel g'streckt.

's macht's, weil d' ſo groß und ſuſer biſch,
und 's Löckli chrüſer worden iſch,
Fern heſch no ſo ne Jüppli gha,
iez heſch ſcho gſtreifti Hösli a.

Er pepperet noch allewil,
und 's ſchint, er wiß no ſölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het ſi Gfalle ſelber dra. *)

's iſch gnueg, Hr Storch! Mer wüſſe's ſcho,
und was de ſeiſch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no ſtoht,
und alles gſund iſch — Dank der Gott!

Ausgabe I.

*) Und welſche chaner, 's iſch e Gruus;
es blibt ke Wentelen im Hus,
und 's Glas ſtoht an de Fenſtern ab;
wer weiß, verſtoht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gſchäfte ha;
er martſchet näume, wenn er cha
„Jez Chrieg im Baum, und Sakerlie!
„wr Moos verſpielt! Poz Mundie!“ —

He io, 's mag wieder ziemli go, *)
und 's F.ld-Piket iſch nümme do;
wo Lager gſi ſin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und de, wo d'Storche heißet cho,
und d'Rabe nährt, iſch au no do,
Er ſchafft den Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Preſten us.

Und wo me luegt und luege cha,
ſe lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hinter de Tanne ſtoht.

Gang, lueg e wenig d'Gegnig a!
I glaub, de wirſch e Gfalle ha.
Mi Matten iſch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Ausgabe I.

*) Euß möchts, Gottlob! ſo ziemli go.

Und triſch am Bach e Fröſchli a,
ſen iſchs der gunnt. Verſtick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme geh!
Mi Greßt ſeit, ſie fliege ſcho.

Anmerkung. Zwiſchen Vers 14 und 15 iſt in der erſten Ausgabe noch folgender Vers:

's iſch au nit Alles grad und recht,
und 's Nochbers Chind iſch ſölli ſchlecht;
mi Schwert het hinecht binem gmacht,
's het Eichter gha die ganzi Nacht.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gseit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schläfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig sei: „Jez ischs an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er büselet hinter d'Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;

er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit iſch de!"
Sie ſeit: „I chumm enanderno." —

Und liſli uf de Zeche goht,
und heiter uf de Berge ſteht*)
der Sunntig, und 's ſchloft Alles no;
es ſieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit ſtillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gſchlofe het die ganzi Nacht,
ſo ſteht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenſtern i
mit ſinen Auge mild und guet,
und mittem Meien uffem Hutt.

Drum meint ers treu, und was i ſag,
es freut en, wemme ſchlofe mag,
und meint, es ſeig no dunkel Nacht,

Ausgabe I.

*) und fründli uf de Berge ſteht

wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum iſch er au ſo liebli cho,
drum ſtoht er au ſo liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberſtaub!
Wie weht e friſche Maieluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Jmmli ſammle flink und friſch,
ſie wüſſe nit, aß 's Sunntig iſch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra,
und gfüllti Zinkli blau und wiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's iſch ſo ſtill und heimli do,
men iſch ſo rüehig und ſo froh!
Me hört im Dorf kei Hüſt und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlob e ſchöne Tag,
iſch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli ſeit: „Frili io!
„Poz tauſig, io, do iſch er ſcho!
„Er bringt io in ſi'm Himmels-Glaſt
„Dur Blueſt und Laub in Hurſt und Raſt!"
Und 's Diſtelzwigli verne dra
het 's Sunntig-Röckli au ſcho a.

Sie lüte weger 's Zeiche ſcho,
der Pfarer, ſchint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüſchet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de mueſch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, ſchlof wohl im chüele Bett!
De ligſch zwor hert uf Sand und Chies;
doch ſpürts di müede Rucke nit.
Schlof ſanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und ſchwer
in d'Höchi gſchüttlet, uffem Herz.
Doch ſchloffſch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof ſanft und wohl!

De ſchloffſch und hörſch mi Bhüetdi Gott,
de hörſch mi ſehnli Chlage nit.
Wärs beſſer, wenn de's höre chönntſch?
Nei, weger nei!

O 's iſch der wohl, es iſch der wohl!
Und wenni numme bi der wär,
ſe wär ſcho Alles recht und guet.
Mer tolten is.

De ſchloſſch und achtiſch 's Unrueh nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im ſtille Dorf.

Und wenns am ſchwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
ſe fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeh im Morgeroth
bis ſpot in d'Mittnacht ſchümmeret het,
Gottlob, es ſicht di nimmen a
im ſtille Grab.

Es iſch der wohl, o 's iſch der wohl!
und Alles was de g'litte heſch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuets nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
ſo wär io Alles recht und guet.
Jez ſitzi do, und weiß kei Troſt
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill iſch,
ſe chunnt mi Samſtig z'Oben au,
und druf, ſe grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

und wenni lig, und nümme ſchnuüf,
und wenn ſie 's Schlofflied gſunge hen,
ſe ſchüttle ſie mer 's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I ſchlof derno ſo ſanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer ſchlofe, bis am Sunntig früeih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel ſinge 's Morgelied,
ſe ſtöhn mer mit enander uf,
erquickt und gſund.

Und 's ſtoht e neui Chilche do,
ſie funklet hell im Morgeroth.
Mer gehn, und ſingen am Altar
Hallelujah!

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage."

Wie ſtill iſch Alles! Wie verborgen iſch
was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menſchetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem ſchnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's litt Alles hinterm Umhang iez und ſchloft;
und öb mit liichtem Fueß und ſtillem Tritt
e Geiſt verüber wandlet, weiß nit.

Doch was i ſag, ruuſcht nit der Tüch? Er ſchießt
im Leerlauf ab am müede Mühli-Rad,
und näume ſchlüicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im ſtille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die groſi Nacht-Laterne dört, der Mond?
Still hangt ſie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege-Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer ſieht
und numme do und dört e fründli Liecht.

Wie wirds mer doch uf eimol ſo kurios?
wie wirds mer doch ſo weich um Bruſt und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage.

„Und iſchs ſo ſchwarz und finſter do,
„ſe ſchine d'Sternli no ſo froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi'i
„'s muß lieblig in der Heimeth ſy!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es iſch mer, d'Thür ſeig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, öb no alles iſch
wie almig. 's iſch mer doch bis dato ken
digegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte, — nei, ſell thueni nit!
Still willi uf de ſtille Gräbere goh!
Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
iſch au ſcho ihre Mitternacht verbei?
's cha ſy, es fallt no dunkler alliwil
und ſchwärzer uf ſie abe, — d'Nacht iſch lang.
's cha ſy, es zuckt e Streifli Morgeroth
ſcho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie iſchs ſo heimli do? Sie ſchlofe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli ſchuderig,
ſel läugni nit; doch iſch nit Alles todt,
I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's iſch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht ſchnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, ſpielt
dört mittem Tſchäubbeli am grüene Naſt,
und pfift dur d'Scheie her am Garte-Hag
Sie chuuchet füecht an d'Chilche-Mur und chölt;

die lange Fenſter ſchnattere dervo
und 's lopperig Ehrüz. Und lueg, do lüftet ſie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
ſe hen ſie au di Bett ſcho gmacht im Gruno,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechtli us der Heimeth ſchine dri!

He nu, es gohtis alle ſo. Der Schlof
zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
ſi Bett im Chilchhof het, Gottlob er iſch
zuem letzte mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen uſe, hemmer nümme wit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —
Se ſtolperi denn au no d'Stäpfli ab,
und di ſo nüechter bliebe hinechtie.

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage.

„Und d'Sternli ſchine no ſo froh,
„und us der Heimeth ſchimmerts ſo,
„und 's iſch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit."

Wo dini gſit? Wo dini echterſt iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,

und witers nüt? Nei weger, witers nüt!
Iſch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e ſtille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us,
vo Freud und Leid, und iſch in Gottis Hand,
do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um ſie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und ſchwarz
an d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verſchlofen iſch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
ſe gen mer d'Gühl ſcho Antwort, wenni rüef,
ſe weiht mer ſcho der Morgeluft ins Gſicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obſt; 's Morgeliecht,
es rieſlet ſtill in d'Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orte; 's geht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet uſe frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig ſo,
wenn mit der Zit die letzti Nacht verſinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,

und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
im Himmels-Liecht verrinnen, und der Glaſt
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s iſch Tag!"
und Alles uſem Schlof verwacht, und do
ne Lade ufgeht, dört e ſchweri Thür!
Die Todte luegen uſe iung und ſchön.
's het menge Schade gueter übernacht,
und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
iſch heil. Sie luegen uſe gſund und ſchön,
und tunke 's Gſicht in Himmels-Luft. Sie ſtärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald ſo chäm! *)

„Loſet, was i euch will ſage!
„D'Glocke het Zwölfi gſchlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerſt no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Vieri ſchlacht!"

Ausgabe I.

*) bis tief ins Herz — Du alter Narr, was bringſch?

Der zufriedene Landmann.

Denkwohl, itz lengi au in Sack,
und trink e Pfiffi Rauchtubak,
und fahr itz heim mit Eg und Pflurg,
der Laubi meint ſcho lang, 's feig gnurg.

Und wenn der Kaiſer uſem Reth
in Feld und Forſt uſs Jage gott,
ſe lengt er denkwol au in Sack,*)
und trinkt e Pfiffi Rauchtubak.

Ausgabe I.

*) ſe lengt er eben au in Sack.

Doch trinkt er wenig Freud und Luſt,
es iſch em näume gar nit iuſt.
Die geldne Ehrene drucke ſchwer;
's iſch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl geht em menge Batzen i,
doch will au Menge gfuettert ſy;
und woner lost, iſch Bitt und Bitt,
und Alli tröſte chaner nit.

Und wenn er hilft, und ſorgt und wacht
vom früehe Morge bis in d'Nacht,
und meint, iez heig er Alles tho,
ſe het er erſt ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig reth,
der Jenneral im Lager ſteht,
ſe lengt er endli au in Sack,
und trinkt e Pfiffi Rauchtubak.

Doch ſchmeckts em nit im wilde Gwüehl,
bi'm Ach und Weh und Saitenſpiel;
er het turnieret um und um,
und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Meedio
und ſchweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Bluet,
und dört e Dorf in Rauch und Gluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chaufher reist im wite Feld,
ſe lengt er eben au in Sack,
und holt ſi Pfiſli Rauchtubak.

Doch ſchmeckts der nit, du arme Ma!
Me ſieht der dini Sorgen a,
und 's Ei mol Eis, es iſch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treiſch ſo ſchwer, es thuet der weh;
Doch heſch nit gnueg, und möchtſch no meh,
und weiſch io nit, wo ane mit;
drum ſchmeckt der au di Pfiſli nit.

Mir ſchmeckts, Gottlob, und 's iſch mer gſund.
Der Weize lit im fuchte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit ſim Othem ſegnets Gott.

Und 's Anne Meile ſink und froh,
es wartet mit der Suppe ſcho,
und d'Chinderli am chleine Tiſch,
me weiß nit, weles 's fürnehmſt iſch.

Drum ſchmeckt mer au mi Pfiffi wohl.
Denk wohl, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue ſchmeckt Alles guet.

Die Vergänglichkeit.

(Geſpräch auf der Straße nach Baſel zwiſchen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb ſeit zum Aetti:

Faſt allmol, Aetti, wenn mer's Röttler Schloß
ſo vor de Auge ſtoht, ſe denki dra,
ebs üſem Hus echt au e mol ſo goht.
Stohts denn nit dört, ſo ſchudrig, wie der Tod
im Basler Todetanz? Es gruſet eim,
wie länger as me's beſchaut. Und üſer Hus,
es ſitzt io wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenſter glitzeren, es iſch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterſt au no ſo?
I mein emol, es chönn ſchier gar nit ſy.

Der Aetti ſeit:

Du guete Burſch, 's cha frili ſy, was meinſch?
's chunnt Alles iung und neu, und Alles ſchlicht
ſim Alter zue, und Alles nimmt en End,
und nüt ſteht ſtill. Hörſch nit, wie's Waſſer rauſcht,
und ſiehſch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr ſi kein, und doch
ruckt Alles witers, Alles chunnt und geht.

Je, 's iſch nit anderſt, lueg mi a, wie d'witt.
De biſch no iung; närſch, i bi au ſo gſi,
iez würds mer anderſt, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Baſel oder heim,
's iſch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
briegg, alder nit! und bis de biſch wien ich,
e gſtandne Ma, ſe bini nümme do,
und d'Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüeſt;
der Rege wäſcht der's wüeſter alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's ſchwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
der Wind dur d'Chlimſe. Drüber thuſch du au

no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind,
und pletze dra. Z'letzt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme neotno gar
zweitufig zehlt, iſch Alles z'ſemme g'keit,
Und 's Dörfli ſinkt no ſelber in ſi Grab.*)
Wo d'Chilche ſtoht, wo 's Vogts und 's Herre Hus,
goht mit der Zit der Pflurg. —

Der Bueb ſeit:

Nei, was de ſeiſch!

Der Aetti ſeit:

Je, 's iſch nit anderſt, lueg mi a, wie d'witt!
Iſch Baſel nit e ſchöni tolli Stadt?
's ſin Hüſer drinn, 's iſch mengi Chilche nit
ſo groß, und Chilche, 's ſin in mengem Dorf
nit ſo viel Hüſer. 's iſch e Volchſpiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, wenni gchennt ha, lit ſcho lang
im Chrüz-Gang hinterm Münſter-Platz und ſchloft.
's iſch eithue, Chind, es ſchlacht e mol e Stund,

Ausgabe I.

*) Und endli ſinkt's ganz Dörfli in ſi Grab.

acht Baſel au in's Grab, und ſtreckt no do
und dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachſt
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niſte drinn*) —
's iſch ſchad derfür! — und ſin dis dörthi d'Lüt
ſo närſch wie iez, ſe göhn au Gſpenſter um.
d'Frau Faſte, 's iſch mer iez, ſie fang ſcho a,
mer ſeits emol, — der Lippi Läppeli,**)
und was weiß ich, wer meh. Was ſtoßiſch mi?

Der Bueb ſeit:

Schwetz liſli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do ſin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe lagt e wilde Jäger, weiſch?
Und lurg, do niden in de Hürſte ſeig
gwiß 's Eier-Meidli g'lege, halber fuul,
's iſch Johr und Tag. Hörſch, wie der Laubi
ſchnuft?

Ausgabe I.

*) Und Mool und Farn, und Reiger ſitze druf —

**) Der Sulzer, wo die arme Bettel-Lüt verzellert hei, der Lippi Läppeli.

Der Aetti ſeit:

Er het der Pfuſel! Seig doch nit ſo närſch!
Hüſt Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
ſie thüen der nüt meh! — Je, was hani gſeit?*)
Vo Baſel, aß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders-Ma
ne halbe Stund, e Stund wit dra verbei,
ſe luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und ſeit ſi'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört iſch Baſel gſtande! Selle Thurn
„ſeig d'Peters-Chilche gſi, 's iſch ſchad derfür!“**)

Der Bueb ſeit:

Nei, Aetti, iſchs der Ernſt? 's cha nit ſy!

Der Aetti ſeit:

Je, 's iſch nit anderſt, lueg mi a, wie d'witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er iſch,

Ausgabe I.

*) 's ſin Narr-Poſſe! — Je, was hani gſeit?

**) „ſeig d'Peters-Chilche gſi, 's iſch ſchad derfür!“

er funkiet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt der Tag!“ — Drob röthet ſi
der Himmel, und es bundert überal,
z'erſt heimlig, alsg'mach lut, wie ſellemol
wo Anno Sechſenünzgi der Franzes
ſo uding gſcheſſe het. Der Bode ſchwankt, *)
aß d'Chilch-Thürn guge; d'Glocke ſchlagen a,
und lüte ſelber Bett-Zit mit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, d'hüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel ſteht im Bliz, und d'Welt im Glaſt.
Druf gſchicht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden iſch, und Niemes löſcht. Es glumſt
wohl ſelber ab. Wie meinſch, ſichts us derno? **)

Der Bueb ſeit:

O Aetti, ſag mer nüt me! Zwor wie gohts de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Ausgabe I.

*) ſo uding gſchoſſe het. Der Bode wankt,

**) ſelber ab. Wer meinſch, ſichts us derno?

Der Aetti ſeit:

He, d'Lüt ſin nümme do, wenns brennt, ſie ſin —*)
wo ſin ſie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de biſch, und bhalt di Gwiſſe rein!
Siehſch nit, wie d'Luft mit ſchöne Sterne prangt!
's iſch iede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe ſeig e ſchöne Stadt,**)
me ſieht ſie nit vo do, und haltſch di guet,
ſe chunnſch in ſo ne Stern, und 's iſch der wohl,
und findſch der Aetti dört, wenn's Gottswill iſch,
und 's Chünge ſelig, d'Muetter. Debbe fahrſch
au d'Milchſtroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de ſitwärts abe luegſch, was ſiehſch?
e Röttler Schloß! Der Belche ſtoht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwiſche drinn iſch Alles uſe brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wieſe het
ke Waſſer meh, 's iſch Alles öd und ſchwarz,
und todteſtill, ſo wit me luegt — das ſiehſch,
und ſeiſch di'm Kamerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört iſch d'Erde gſi, und ſelle Berg

Ausgabe I.

*) Nürſch, d'Lüt ſin nümme do, wenns brennt, ſie ſin —.

**) und witer obe ſeig e ſchöns Stadt.

„het Weiche gheiße! Nit gar wit dervo
„iſch Wisleth gſi, dört hani au ſcho glebt,
„und Stiere g'wettet, Holz go Baſel g'führt,
„und brochet, Matte g'raust, und Liecht-Spöh'
g'macht,
„und g'vätterlet, bis an mi ſeliz End,
„und möcht iez nümme hi." — Hüſt Laubi,
Merz!

Der Jenner.

Im Aetti ſetzt der Oeldampf zue,
Mer chönnte 's Aempeli uſe thue,
und d'Läden uf. Der Morge-Schi
blickt ſcho zuem runde Naſtloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
Der Jenner uf de Berge ſtoht.

Er ſeit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er gliteret vor Luſt und Freud,
„und mueß er furt, ſen iſchs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und wünd bizite wieder cho."

„Und unteher in Berg und Thal,*)
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch Alles mir zue Ehre g'scheh,
„und weni gang im wite Feld,
„sin Straße bahnt, und Brucke gstellt."

Er seit: „I bi ne friſche Ma,
„i ha ne luftig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und woni gang, se chracht der Schnee."

Er seit: „I bi ne gſchickte Ma,
„luez, wieni überzuckere cha!
„I chuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche ſchwankts.
„Der Zuckerbeck mit gſchickter Hand,
„mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

Ausgabe. I.

*) Und unter mer in Berg und Thal.

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chrizle cha!
„Do heſch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do heſch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber ſo,
„'s iſch mit der Farb nit Alles tho.“

Er ſeit: „I bi ne ſtarche Ma,
„und zwing mi Räumer, wenn er cha!
„Der Forſter gſtablet uf der Jacht,
„Der Brunntrog ſpringt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gſichtli rund,
„het's Herz nit, aß ſie füre chunnt.“

's iſch wohr, me weiß nit, was ſie tribt,
und wo ſie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie ſpöter Tag,
wie beſſer aß ſie ſchlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
ſe chäm ſie erſt, wenns Oelfi ſchlacht.

Nei, het ſie's ghört? Dört chunnt ſie io!
Me meint, 's brenn Alles liechterloh! —

Sie ſteht im chalte Morgeluft,
ſie ſchwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chnuch e wenig d'Schiben a,
's iſch, aß me beſſer luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, ſie loßt nit ab.
Jez het ſie 's gunne. Wit und breit
ſtrahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O luez, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche-Fenſter, luez, wie's ſtrahlt.

Der Jenner ſezt ſi Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und ſchnellt in d'Luft.
Der Jenner ſeit. „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer daſchge witt!
„Was gilts, de würſch bizite goh,
„und rüchmſch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl häbſch und liebli ſo,
im warme Stübli gfallts eim ſcho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
ſie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
ſie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue.

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
ſie ſizt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Mutterherz.
Der Jenner iſch e ruuche Ma,
er nimmt ſie nüt um d'Armeth a.

Gang, bring der arme Fiſcher-Lis
e Säckli Mehl, e Hembli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und ſag, ſie ſoll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tiſch alsgmach.

Der Knabe im Erdbeerſchlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürſt und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
es günnt und ißt ſi halber z'tod,
und denkt: „Das iſch mi Obedrod.“

Und wie nes ißt, ſe ruuſchts im Laub;
es chunnt e ſchöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberſtaub,
und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee.
Si lebelang hets nüt ſo gſeh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was iſiſch? i halts mit!"
„He, nüt!" ſeit's Büebli, luegt en a,
und lüpft ſi Chäppli nit.
Druf ſeit der Chnab: „He, iſiſch nüt,
Du grobe Burſt, ſe hattet's nüt!"

Verſchwunden iſch mi Chnab, unds ſtöhn
die nächſte Hürſt im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderſchön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli ſtoht und luegt em no,
und chratzt im Hoor, und lauft dervo.

Und ſieder iſch kei Sege meh
im Beeri-Eſſe gſi.
I ha mi lebtig nüt ſo gſeh,
ſie bſchießen ebe nie.
Iß hampfievoll, ſo viel de witt,
ſie ſtillen eim de Hunger nit!*)

Ausgabe I.

*) ſie ſtille der di Hunger nit!

Was gibi der für Lehre dri?
Was feisch derzue? Mer mueß
ver fremde Lüte fründli ſi
mit Wort und Red und Grueß;
und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
ſuſt het me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Was Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, bilde lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets die fini Riste g'no,
bi wellem Meister hechle so?
Meinsch, wemme's wüßt, wol mengi Frau,*)
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.**)

Ausgabe I.

*) Meinsch, wemme's wüßt, e mengi Frau,

**) und spinne will, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es ſpinnt e Bruck aus Nochbers Hus,
es baut e Land-Straß in der Luft,
morn hangt ſie ſcho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's iſch, aß es ehne dure cha.

Es ſpinnt und wandlet uf und ab,
Potz tauſig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts ring um, was heſch, was giſch!
Siehſch, wie ne Ringli worden iſch!
Jez ſchießt es zarti Fäden i,
wirds öbbe ſollt gwobe ſo?

Es iſch verſtuunt, es haltet ſtill,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i ſieh's em a;
's mueß näumis rechts vergeſſe ha.
Zwor denkt es, ſell preſſiert io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es ſpinnt und webt, und het kei Raſt,
ſo gluichlig, me verlurat ſi faſt.

Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade z'semme gleit.
Es muß ein gueti Augi ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „We haut sie halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli stodt."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze iung und feiß;
's denkt di nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt
mit milde Händen alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em ſchier gar 's Hüsli um.
Sie ſchreit und winſlet Weh und Ach!
Du arme Chetzer beſch di Sach!
Heſch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üſi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und ſpringt und het ſie ſcho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
„iez mueßi au ne Brotis ha!"
I ſags io, der wo alle git,
wenns Zit iſch, er vergißt ein nit.*)

Ausgabe I.

*) Wenns Zit iſch, er vergißt di nit.

Der Wegweiſer.

Weiſch, wo der Weg zuem Mehlfaß iſch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charſt dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel ſtoht.

Me hackt, ſo lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit ſtoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weiſch, wo der Weg zuem Gulden iſch?
Er goht de rothe Chrüzere no,

und wer nit uffe Chrüzer lueqt,
der wird zuem Gulde ſchwerli cho.

Wo iſch der Weg zuer Sunntig-Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
dur d'Werkſtatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird ſcho ſelber cho.

Am Samſtig iſch er nümme wit,*)
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleiſch ins Gemües,
's cha ſy, ne Schöpli Wi derzue.

Weiſch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueq numme, wo Taffere ſin;
Gang nit verbei, 's iſch guete Wi,
's ſin nagelneui Charte d'rinn!

Im letzſte Wirthshuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohſch, henk en a!
„Du alte Lump, wie ſtoht der nit
„der Bettelſack ſo zierlig a!"

Ausgabe 1.

*) Am Samſtig iſch er nit gar wit

Es iſch e hölze G'ſchirrle d'rinn,
gib Achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Waſſer chunnſch
und trinke magſch, ſe ſchöpf dermit!*)

Wo iſch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürſi gohts in Mäßigkeit
mit ſtillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg ſtohſch,
Und nümme weiſch, wo's ane goht,
halt ſtill, und frog di G'wiſſe g'erſt,
's cha dütſch, Gottlob, und folg ſi'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof ſy?
Was frogſch no lang? Gang, wo de witt!

Ausgabe 1.

*) Es iſch e hölzene Becher drinn,
gib achtig druf, verlier en nit!
Und wenn de an e Waſſerli chunnſch
und trinke magſch, ſe ſchöpf dermit!

Zuem ſtille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt ſi nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und's ſin noch Sachen ehne dra.

J. P. Hebels

sämmtliche Werke.

Zweiter Band.

Allemannische und hochdeutsche Gedichte.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1834.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt des zweiten Bandes.

Allemannische Gedichte, zweite Abtheilung.

	Seite
An Herrn Geheimerath von Ittner	3
Die Feldhüter	7
Des neuen Jahres Morgengruß	15
Geisterbesuch auf dem Feldberg	21
Erinnerung an Basel	34
Auf die Insel bei Adelshofen	37
Die Ueberraschung im Garten	42
Riedligers Tochter	46
Die glückliche Frau	59
Agatha, an der Bahre des Pathen	62
Das Gewitter	65
Der Geist in der Neujahrsnacht	69
Die Hauensteiner Bauernhochzeit	73
Der Abendstern	78
Der Sperling am Fenster	83
An C. L.	87
Die Häfner-Jungfrau	89
An Herrn Rechnungsrath Gyßer	97
An Ebendenselben	101
Der Schwarzwälder im Breisgau	108
Der allezeit vergnügte Tabakraucher	111
Auf den Tod eines Zechers	113
Des rheinländischen Hausfreundes Danksagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg	115
An Herrn Pfarrer Güntert zu Weil	119
An eine Freundin bei Uebersendung einer Anzahl Räthsel und Charaden	127
Dem aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten an seinem Hochzeittage	128

Gedichte in hochdeutscher Sprache, nebst Räthseln, Charaden und Logogriphen.

	Seite
Neujahrslied	135
Sommerlied	137
Abendlied, wenn man aus dem Wirthshaus geht	140
Lied für die Gesellschaft des Museums, bei ihren freundschaftlichen Mahlen	142
Kürze und Länge des Lebens	147
Zum neuen Jahr 1804	152
Der Abendstern	155
Auf den Geburtstag eines Freundes	160
Auf die Hochzeit eines Freundes	163
Auf die eheliche Verbindung des Baumeisters J. J. C. A... mit W. E... am 13. Juni 1809	165
Der Marqueur am Vorabend des M... und D... Trauungstages am 5. November 1807	167
Grenadierlied	169
Musquetierlied	172
An Wilhelm Friedrich Hitzig 1803	175
An Ebendenselben 1812	181
An eine Freundin in Straßburg	186
An eine Freundin im Oberland	191
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1812	196
Neujahrswunsch des Wochenblattträgers 1815	199
An einen Freund zu Hausen, bei Uebersendung der allemannischen Gedichte	201
Epigramme	204
1. Rude donandus. 2. Undank. 3. Herzensanliegen. 4. Am Grabe eines Kapuziners. 5. Am Grabe eines Chirurgus. 6. Krankenbesuch. 7. Xenien.	
Räthsel, Charaden und Logogriphen	207
Auflösung derselben	258
Worterklärung	263

Allemanniſche Gedichte.

Zweite Abtheilung.

An Herrn Geheimerath v. Ittner,

Curator der Universität zu Freiburg,

bei dessen Gesandtschaftsreise in die Schweiz

Se bhüetich Gott der Her, und zürnet nüt!
Me schwezt, wie eim der Schnabel gwachse isch.
Gern chönti's besser, aber 's will nit goh.
Doch was vom Herze chunnt, isch au nit schlecht.

Der Chrüterma vo Badewiler*) het mer's mengmol gseit, und gfluecht derzue, es soll kei Hypnum**) meh, kei Carex***) in der Welt vor sini Auge cho, (der Teufel weiß,

*) Herr Geheimerath Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, welchen Herr von Ittner, ein ebenfalls großer Kenner der Botanik, zuweilen auf seinen botanischen Wanderungen begleitete.

**) Eine Art Laubmoos.

***) Riedgras.

ſin's Buebe oder Meidli), wenn e Ma
wie Ihr in ſiebe Here-Ländere ſeig.
I wills nit repetiere. Beſſer wärs,
der Chrüterma hätt's au nit gſeit; es iſch
mit ſom Fluech nit z'ſpaſſe. Hets der Recht'
zuem Unglück ghört, ſe glänzt mim Chrüterma
kei Sternli meh vom blaue Himmelszelt,
kei Blüemli meh im grüene Matte-Grund.
Du arme Chetzer, Carex, Hypnum ſchießt
dim Aug ergege, wo de ſtehſch und gohſch.

I mach kei Gſpaß, es iſch mer ſelber ſo,
und woni näumen ane luez, ſe ſteht
was hent der gmeint? e Hypnum? Nei ſe ſteht
libhaftig Euer Bildnuß vor mim Aug,
ſo fründlig und ſo lieb; und ſtirbi mern,
und ſiehnich nümme, bis am jüngſte Tag,
ſe chummi in mim goldne Sunntigrock,
(es heißt, mer werden alli neu gſtaffirt),
und ſag mim Kamerad, wo mit mer goht:
„Iſch ſel nit der Her Ittner, wo im Duft
„dört an der Milchſtroß goht? Jez duckt er ſi,
„und bſchaut e Blüemli, 's wird Dudaim*) ſy."

*) Eine aus der Bibel bekannte Pflanze; nach der Meinung der Exegeten, Alraun oder Mandragora.

Druf laufi, was i laufe cha, d'Stroß uf;
der Kamerad blibt z'ruck, er chunnt nit no.
Druf ſagi: „Mit Verlaubt! I mein emol,
„der ſeigets. Hani nit vor langer Zit
„beim Kaiſerwirth e Schöpli mitich gha?
„Wie hent der gſchlofe? Wohl? Der Morgen iſch
„ſo heiter. Wemmer nit e wengeli
„do ane ſitze zue dem Amarant?"

Jez bhüet ich Gott, und ſpar ich friſch und gſund
uf Euer lange Berg- und Schwizer-Reis.
's het d'Milchſtroß uf, am jüngſte Tag, no Zit
wohl hunderttauſig Jahr, und iſch denn dört
viel ſchöner echt, aß an der Limeth Gſtad?
Wie glitzert uffem See der Silberſtaub!
Wie wechsle hundertfältig Farb und Glanz,
Palläſtli, Dörfer, Chilchthürn, Bluemegſtad
am Ufer her, und wie ne Nebel ſtigt
dört hinte d'Nagelflue mit ihrem Schnee
zuem Himmel uf durs Morgeduft! Es ſchnuufe
meng Geißli dört und menge ſchöne Bock.

Nu gunnich Gott der liebi Freude viel
mit eue brave Fründen in der Schwiz,

und grüeßet mer der Wiese G'ſchwiſter-Chind
d'Frau Limeth, und vergeſſet's Heimcho nit;
's ſin derwärts Schwarzwald gar viel bravi Lüt,
und hennich lieb, und ſchöni Jümpferli,
(me ſeit, ſie heiße Muſe), warte au
am Treiſamaſtad. Es heißt, Ihr ſeiget io
ihr Vogtma z'Friberg, und ſie ſinge ſchön,
und rede mittich allerlei; 's verſtands
ke gmeine Ma, und menge Pfarrer nit.

Die Feldhüter.

Hinte Wald und Berg bis an die duftige Wulke,
vorne Matte voll Chlee, und Saat und goldene Lewat,
ſtoht e Hütte im Feld und in der einſame Mittnacht.
Numme d'Sterne wache, und numme no d'Feldberger Wieſe,
und der Schuhu im Wald und öddi Geiſter und Hirze.
Aber im Hüttli ſitze, und hüete die buſchige Felder
's Meiers muntere Fritz und 's Müllers lockige Heiner.
„Heinerli," ſeit der Fritz, „der Schlof goht iſſi um d'Hütte.

„Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg doch, weger, er het di! *)

„Weidli, chumm ins Grüen! Mer wen im lieblige Wechſel

„mitenander ſingen. Es weiht e luſtige Nachtluft,

„g'vätterlet mittem Laub und exerziert mit de Halme:

„Rechts umkehrt euch! Links her ſtellt euch! Nonemol rechts um!"

Aber 's Müllers Heiner mit ſiner lockige Stirne

ſtreckt ſi und ſtoht uf, und ſuecht ſi gläſeni Röhre.

„Fritzli, ſtoß mi nit!" Jez ſtöhn ſie gegen enander,

der am Chriſtbaum, der an der duftige Linde,

und probiere d'Tön in ihrer Höchi und Tiefe,

ſetzen ab, und ſetzen a. „Sing, Heinerli du z'erſt!"

ſeit der Fritz, „de heſch doch, traui, näume ne Schätzli!"

In der Iris, 1811:

*) Lueg, iez chunnt er is inen, und lueg bim Chätzli, er het di!

Heiner.

Tränki früeih am Brunne, ſo holt au 's Meieli Waſſer.
Wäſcht es am Obe Salat, ſe chummi wieder an d'Tränki.
„Gueten Obe!" — „Dank der Gott! Mer treffe's doch ordli." —
„Jo mer treffes ordli; 's iſch hüt e liebligs Tag gſi."

Fritz.

In der Chilchen im Chor, und wenn der Her Pfarer e Spruch ſeit,
luegi mi Breneli a, öb es au ordeli Acht git,
und es luegt mi a, öb i au ordeli Acht gib.
Lauft au drüber 's Sprüchli furt, mer chönne's nit hebe.

Heiner.

Schön tönt d'Schopfemer Glocke, wenn früeih der Morgen in d'Nacht luegt,
ſüeß tönt d'Menſcheſtimm wohl in der Schopfemer Orgle;
Schöner tönt es mi a, und ſüeßer goht's mer zue Herze,
wenn mi 's Meieli grüeßt, und ſeit: „Mer treffe's doch ordli."

Fritz.

Weiht der Früehlig ins Thal, und rieſle die luſtige Bächli,
und der Vogel zieht, furt möchti riten, und d'Welt us.
Wenn i bi mi'm Vreneli ſitz im heitere Stüdli,
iſch das Stüdli mi Welt, und, Gott verzeih' mer's, mi Himmel.

Heiner.

Ziehni der Müntelſtei, gſchickt baui Mühlen an Mühle,
„uf und zue, und mir die Chue!" — Wer zeigt mer mi Meiſter?
Aber iſch's Meieli do, und höri ſi Stimm und ſi Rädli,
oder es lueget mer zue, ne Schuelerbüebli chönnt's beſſer.

Fritz.

Gheigle mer ufem Platz, ſitzt's Vreneli unter der Linde,
fallemer Siebe g'wiß. Doch ſeits: „zeig, triſch mer der Chünig,"

triffi der Chünig allei. Doch ſeit's: „Jez gangi,“ und 's goht au,
und iſch nümme do, blind lauft mer d'Chugle dur d'Gaſſe.

Heiner.

Lieblige Ton und Schall, wo heſch di Gang in de Lüfte?
Ziehſch mer öbben in's Dorf, und chunnſch ans Meielis Fenſter,
weck mer's liſli uf: „Es loßt di der Heinerli grüeße.“
Frogt's mi früeih, ſo läugni's. Doch werde mi d'Auge verrothe.

Fritz.

Vreneli, ſchlof frei wohl in dim verträſlete Stübli,
in di'm ſtille Herz, und chummi der öbben im Traum vor,
ueg mi fründli a, und gib mer herzhaft e Schmüzli!
Chummi heim, und triff di a, i gib der en anders.

Heiner.

Her Schuelmeiſter, o Mond, mit diner wulkige Stirne,
mit di'm glehrte Gſicht, und mit di'm Pflaſter am Backe,
folge der dini Chinder, und chönne ſie d'Sprüchli und d'Pſalme?
Blib mer nit z'lang ſtoh bi ſellem gattige Sternli.

Fritz.

Wülkli der chüele Nacht, in diner luftige Höchi,
ſeif mer der Schulmeiſter i mit diner venediſche Seife,
mach em e rechte Schuum! So brav und allewil beſſer,
aß er ſie nit chüße cha, die gattige Sternli.

Heiner.

Ruuſcht ſcho der Morgen im Laub? Göhn d'Geiſter heim uffe Chilchhof?
Arme Steffi, du biſch tief in der Wieſe vertrunke,

und di Chüngeli iſch im heimlige Chindbett verſchieden.
Aber iez chömmeter z'ſemen all Nacht am luftige Chrüz-Weg.

Fritz.

Füürige Mannen im Ried, und am verſchobene Marchſtei,
machetich numme luſtig! Me weiß ſcho, werich zuem Tanz ſpielt.
Chömm mer kein in d'Nöchi mit ſiner brennige Stange!
Daß di dieſer und iener, du ſappermentiſche Rothchopf! —

Friedli, ſeit der Heiner, gern iſi Eieren-Anke,
Zibele-Weihe ſo gern. Doch chönnti Alles vergeſſe,
höri di liebligi Stimm und dini chünſtlige Wiſe.
Chömme mer heim ins Dorf, o wüßti, was der e Freud wär!
Gell, de nimmſch mers ab? Wier neui weltlichi Lieder

von des Sultans Töchterlein, der Schreiber im Korbe,
's dritt vom Dokter Fauſt, und 's viert vom Lämmlein im Grünen.
's iſch nit lang, i ha ſie neu am Chanderer Märt g'chauft. —

Heinerli, ſeit der Fritz, i ſchenk dir e ſufere Helge.
d'Muetter Gottis luegt im goldene Helgen in Himmel.
„Jeſis Mareie," ſeit ſie, „wie iſch's do ode ſo heiter!"
und ihr Gſicht wird ſunnehell und lächlet ſo liebli,
aß me möcht katholiſch werde, wemme ſie aluegt.
Brings di'm Meili, weiſch was, 's het au ſo fründligi Augen,
und biß nit ſo ſchüüch, und ſag' em, wies der um's Herz iſch.

Des neuen Jahres Morgengruß.

Der Morge will und will nit cho,
und weni los, ſchloft Alles no;
i weck ſie nit, ſo lang i cha,
i lueg e wengeli d'Gegnig a.
Zeig, Wülkli, mach iez keini Streich!
Der Mond ſchint ohni das ſo bleich.

Kei Blüemli roth, kei Blüemli wiß!
An alle Bäume nüt as Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
vor Chellerthür und Stallthür au.
Mi Vetter hets drum ſölli g'macht,
und lauft iez furt in dunkler Nacht.

Das Ding das mueß mer anderſt cho!
I bi der Ma, und's blibt nit ſo.
Die Gärte müen mer g'ſüfert ſy,
Aurikeli und Zinkli dri,
und neui Blüethen alli Tag,
was Hurſt und Raſt vertrage mag.

Es rüehrt ſie nüt. Sie ſchlofe no. —
Nei, lueg, es ſitzt e Spätzli do;
du arme Tropf biſch übel dra,
was gilts, er het e Wibli g'ha?
und druf iſch Noth und Mangel cho,
ſie hen ſie müeße ſcheide lo*).

Jez het er e bitrüebti Sach,
kei Frau, kei Brod, kei Dach und Fach,

*) Nach Verſicherung der Naturforſcher zieht das Weibchen des gemeinen Finken, beſonders aus den nördlichen Gegenden, gleich andern Zugvögeln in ein milderes Klima, und nur die Männchen bleiben zurück. Daher die naturhiſtoriſche Benennung Fringilla caelebs.

und ſteht er uf, ſo ſpot er mag,
ſe ſeit em Niemes guete Tag;
und Niemes ſchnidt em d'Suppen i.
Wart, Bürſtli, dir mueß g'hulfe ſi.

Es rüehrt ſi nüt. Sie ſchlofe no. —
Ne gattig Chilchli hen ſi do,
ſo ſufer, wie in menger Stadt.
's iſch Sechſi uffem Zifferblatt.
Der Morge chunnt. Bi miner Treu,
es friert ein bis in Mark und Bei.

Die Todte g'ſpüre nüt dervo;
ne rüehig Lebe hen ſi do.
Sie ſchlofe wohl, und 's friert ſie nit:
der Chilchhof macht vo Allem quitt.
Sin echt no leeri Plätzli do?
's cha ſy, me beuucht e paar dervo.

Ne Chindli, wo ke Mueter het,
denkwohl i mach em do ſi Bett.

En alte Ma, en alti Frau,
denkwohl, i bring di Stündli au.
Heſch mengi Stund in Schmerz verwacht,
do ſchloffſch, und heſch e ſtilli Nacht.

Jez brennt emol e Liechtli à,
und dört en anders nebe dra,
und d'Läde ſchettre druf und druf,
do goht, dim Blueſt, e Husthür uf!
„Grüeß Gott, ihr Lüt, und i bi do,
„i bi ſcho z'Nacht um Zwölfi cho.

„Mi Vetter het ſi Bündel g'macht,
„und furt bi Nebel und bi Nacht.
„Wär i nit uf d'Minute cho,
„'s hätt weger chönne g'föhrli goh.
„Wie g'fall ich in mim Sunntig-G'wand?
„'s chunnt fadeneu us Schniders Hand.

„E Röbeli-Rock, er ſtoht mer wohl,
„zuem rothe Scharlach-Kamiſol,

„und Plüſchi-Hoſe hani a,
„e Zitli drin, e Wendeli dra,
„ne g'chrüslet Hoor, e neue Huet,
„e heiter Aug, e frohe Muth.

„Es luegt do ein mi Schnappſack á,
„und 's nimmt en Wunder, was i ha.
„Ihr liebe Lüt, das ſagi nit,
„wenns chunnt, ſo nimm verlieb dermit!
„'s ſin Rösli drin und Dorne dra,
„me cha nit iedes b'ſunders ha.

„Und Wagle-Schnüer, und Mückelband,
„e Fingerring ans Brütli's Hand,
„en Ehrechranz in's lockig Hoor,
„e Schlüſſel au zuem Chilchhofthor.
„Gent Achtig, was i bitt und ſag,
„'s cha Jede treffe alli Tag.

„E ſtille Sinn in Freud und Noth,
„e rüehig G'wiſſe gebich Gott!

„und wers nit redli meynt und guet,
„und wer ſi Sach nit ordli thuet,
„dem bring i au kei Sege mit,
„und wenni wott, ſe chönnti nit.

„Jez göhnd und leget d'Chinder a,
„und was i g'ſeit ha, denket dra,
„und wenn der au in d'Chilche wennt,
„ſe ſchaffet, was der z'ſchaffe hent.
„Der Tag iſch do, der Mond vergeht,
„und d'Sunne luegt ins Morgeroth."

Geiſterbeſuch auf dem Feldberg.

Hani gmeint, der Dengſegeiſt, ihr Ehnade vo Todtnau,
ſeig e böſe Geiſt, iez wüſti andre B'richt g'ge.
Us der Stadt das bini, und wills au redli bikenne,
mengem Chauf-Her verwandt vo ſiebe Suppe ne Tänkli,
aber e Sunntig-Chind. Wo näume luftige Geiſter
uffem Chrüzweg ſtöhn, in alte G'wölbere huſe,
und verborge Geld mit fürigen Augen hüete,
oder vergeße Bluet mit bittere Thräne wäſche,
und mit Grund verſchare, mit rothe Nägle verchraze,*)

In der Iris von 1810 iſt noch beigeſetzt:

*) und um Galge und Rad mitli Teufels Großmutter tanze.

ſiehts mi Aug, wenns wetterleicht. Sie wimslę gar' ſölli.

Und wo heiligi Engel mit ſchöne blauen Auge
in der tiefe Nacht in ſtille Dörfere wandle,
an de Fenſtere loſe, und, höre ſie liebligi Rede,
gegen enander lächlen, und an de Hustüre ſitze,
und die frumme Lüt im Schlof vor Schade biwahre,
oder wenn ſie, ſelb ander und dritt, uf Gräbere wandle,
und enander ſage: „Do ſchlooft e treui Muetter,
„do en arme Ma, doch het er Niemes betroge.
„Schlofet ſanft und wohl, mer wennich wecke wenns Zit iſch!"
ſiehts mi Aug im Sternelicht, und höri ſie rede.
Menge chenni mit Name, und wemmer enander bigegne,
hietę mer is d'Zit, und wechsle Reden und Antwort:
„Grüeß di Gott! Heſch gueti Wacht?" — „Gott dank der! ſo ziemli."
Glaubets oder nit! Ne moi, ſe ſchickt mi der Vetter
Todtnau zue, mit allerhand verdrießliche G'ſchäfte.
Wo mer's Kaffi trinken und Ankewecki drin tunke:

„Halt er ſi nienen uf, und ſchwetz er nit, was em
ins Muul chunnt,"
rüeft mer der Vetter no, „und loß er ſi Tabatiere
„nit im Wirthshuus liege, wie's ſuſt dim Here der
Bruuch iſch."
Uf und furt, i gang, und was mi der Vetter er-
mahnt het,
hani richtig verſorgt. Jez ſitzi z'Todtnau im
Adler, —
und iez gang i ſpaziere und mein, i chönn nit
verirre,
mein, i ſeig am Dorf; z'letzt chreſmi hinten am
Feldberg,
d'Vögel hen mi g'lockt, und an de Bächlene
d'Blüemli.
Selle Fehler hani, i cha mi an allem verthörle.
Drüber wird es chüel und d'Vögel ſitzen und
ſchwige.
's ſtreckt ſcho dört und do e Stern am düſtere
Himmel.
's Chöpfli uſen, und luegt, ob d'Sunn echt aben
ins Bett ſeig,
ob er echt dörf cho, und rüeft den andere: „Chöm-
met!"
und i ha bei Hoffnig meh. Druf leg i mi nieder.

's isch e Hütte dört, und isch en Aerfell Streu drinn.
„O du liebe Zit," so denki, „wenn i deheim wär!
„Oder es wär scho Mitternacht. Es wird doch e G'spenſtli
„näume dohinte ſy, und z'Nacht um Zwölfi verwache,
„und mer d'Zit vertribe, bis früeih die himmliſche Liechter
„d'Morgeluft verliſcht, und wird mer zeige, wo's Dorf iſch."
Und iez, woni 's ſag, und mittem vordere Finger
's Zitli freg, wo's Zeigerli ſtand, 's iſch z'finſter für's Aug gſi,
und wo's Zitli ſeit, 's gang ab den Oelfen, und woni
's Pfifli uſe leng, und denk: iez trinki no Tubak,
aß i nit vertſchlof — bim Blueſt, ſe fangen uf einmol
ihrer zwe ne [illegible]röchli a. I mein, i ha g'loſet, —
„Gell, i chumm hüt ſpot? Drum iſch e Meideli g'ſtorbe
„z'Wambach. 's het e Fieberli g'ha und leidigi Gichter.

„'s iſch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
„aß es ringer gang, und d'Augen hani em zwe-druckt,
„und ha g'ſeit: Schlof wohl! Mer wenn di wecke, wenns Zit iſch. — —
„Gang, und biß ſo gut, und hol mer e wengeli Waſſer
„in der ſilberne Schaale, i will iez wi Sägeſe dengle."

Dengle? han i denkt, e Geiſt? und düfelen uſe. Woni lueg, ſe ſitzt e Chnab mit geldene Fegge und mit wißem G'wand und roſefarbigem Gürtel ſchön und lieblig do, und nebenem brenne zwei Liechtli.

„Alli guete Geiſter" ſagi: „Her Engel, Gott grüeß di!"
„Loben ihre Meiſter!" ſeit druf der Engel, „Gott dank der!" —
„Nüt für übel, Her Geiſt, und wenn e Frögli erlaubt iſch,
„ſag mer, was heſch du denn z'dengle? — „D'Sägeſe," ſeit er.
„Jo, ſel ſiehni," ſagi, „und ebe das möchti gern wiſſe,

„wozue du ne Sägese bruuchsch.“ — „Zuem Meihe. Was hesch g'meint?“

seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse.“

Sagi zuenem: „Ischs verlaubt? Was hesch du denn z'meihe?“ —

„Gras, und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?“

„Nit gar viel,“ hani g'seit, „i trink e wengeli Tubak;

„wäri nit verirrt, wohl wärs mer z'Todtnau im Adler.

„Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn h'witt so guet sy,

„was du mittem Gras witt mache.“ — „Fuetere,“ seit er.

„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott will, ke Chue haß“

„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele,“ seit er, „und Esel.“

„Siehsch dört selle Stern?“ Druf het er mer ode ne Stern zeigt.

„'s Wienecht-Chindli's Esel, und 's heilige Friedeli's Chalble *)

*) Nach einer alten Sage hätte der heilige Fridolin (in der katholischen Schweiz und dem obern

„othme d'Sterne-Luft dört oben, und warten uf's Fueter.
„Und dört wachst kei Gras, dört wachse numme Rosinli,"
het er g'seit, „und Milch und Hunig rieslen in Bäche,
„aber 's Vieh isch semper, 's willi alli Morge si Gras ha,
„und e Löckli Heu, und Wasser us irdische Quelle.
„Dordurwille dengli iez, und willi gho meihe.
„Wärsch nit der Ehre werth, und seisch, de wellsch mer au helfe?"
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach. Es sott mer e herzligi Freud sy,
„d'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe,
„zähle Geld, sel chönne mer, und messen und wöge;

Schwarzwalde ein gefeierter Name) mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt, und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

„laden uf und laden ab, und eſſe und trinke.
„Was me bruucht ins Muul, in Chuchi, Cheller und Chammer,
„ſtrömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Ehretze;
„'s lauft in alle Gaſſen, es rüeft an allen Ecke:
„Chromet Chirſi, chromet Anke, chromet Andivi!
„Chromet Zichele, geli Rüebe, Peterliwurze!
„Schwedelhölzli, Schwedelhölzli, Bodekolrabe!
„Paraplü, wer koof? Reckholderbeeri und Chümmi!
„Alles für baar Geld und Alles für Zucker und Kaffi, . .
„Heſch du au ſcho Kaffi trunke, Her Engel, wie ſchmeckt's der?" —
„Schwetz mer nit ſo närſch!" ſeit druf der Engel und lächlet.
„Nei, mer trinke Himmelsluft und eſſe Roſinli,
„Vieri alli Tag, und an de Sunntige fünfi.
„Chumm iez, wenn de mit mer witt, iez gangi go meihe,
„hinter Todtnau abe, am Weg, an grafige Halde."
„Jo, Her Engel, frili willi, wenn de mi mitnimmſch,
„'s wird afange chüel. I will der d'Sägeſe trage.

„Magſch e Pfifli Tubak rauche, ſtohts der zue Dienſte."
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" Ne fürige Ma ſtoht,
wie im Wetter, de. „Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits, und veris her marſchiert der Puhuh in Flamme,
über Steck und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
„Gell, es iſch chummli ſo," ſeit iez der Engel:
„was machſch echt?
„Worum ſchlagſch denn Für? Und worum zündiſch di Pfifli
„nit am Puhuh a? De wirſch en doch öbbe nit förchte,
„ſo ne Fraufaſte-Chind, wie du biſch, — het er di g'freſſe?"
„Nei, Her Engel, g'freſſe nit. Doch muß i bikenne,
„halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tubak.
„Selle Fehler hani, die fürige Manne förchi;
„lieber ſieben Engel, as ſo ne brennige Satan."—
„'s iſch doch au ne Gruus," ſeit iez der Engel,
„aß d'Menſche

„ſo ne Fürcht vor G'ſpenſtere hen, und hätte's nit nöthig.

„'s ſin zwee einzigi Geiſter de Menſche g'fährli und furchtbar:

„Irrgeiſt heißt der eint', und Pleggeiſt heißt der ander;

„und der Irrgeiſt wohnt im Wi. Us Channe und Chruſe

„ſtigt er eim in Chopf, und macht zerrütteti Sinne.

„Selle Geiſt führt ire im Wald uf Wegen und Stege,

„'s geht mit eim z'unterſt und z'öberſt, der Bode will unter eim brechen!

„d'Brucke ſchwanke, d'Berg bewege ſi, Alles iſch doppelt.

„Nimm di vorem in Acht!" Druf ſagt wieder zuem Engel:

„'s iſch e Stich, er blutet nit! Her Gleitsma, i merk di.

„Nüechter bini gwis. I ha en einzig Schöpli

„trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirth ſelber.

„Aber biß ſo guet und ſag mer, wer iſch der ander?"

„Wer der ander iſch," ſeit iez der Engel, „das frogſch mi!

„es iſch e böſe Geiſt, Gott well di vorem biwahre.

„Wemme früeih verwacht, um Vieri oder Fünfi,

„ſtoht er vorem Bett mit große fürigen Auge,

„ſeit eim guete Tag mit glüehige Ruethen und Zange.

„'s hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!"

„Wemme bete will, enanderno hebt er eim's Muul zu.

„Wemmen an Himmel luegt, ſe ſtreut er Aeſchen in d'Auge;

„Het me Hunger, und ißt, — er wirft eim Wermuth in d'Suppe;

„möcht me z'Obe trinke, er ſchüttet Gallen in Becher.

„Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.

„Schlicht me wie ne Schatte, ſe ſeit er: Jo, mer wen g'mach thue.

„Stoht er nit in der Chilchen, und ſitzt er nit zue der ins Wirthshuus?

„Wo de hohſch und wo de ſtohſch, ſin G'ſpenſter und G'ſpenſter.

„Gosch ins Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressiert nit
„mittem Schlofe. Los, i will der nàumis verzehle:
„Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli betroge,
„So und so, und das und dert; und wenn er am End isch,
„fangt er vornen a, und viel will's Schlofe nit sage."
So het der Engel g'seit, und wie ne fàürige Luppe
het der Puhuh g'sprützt. Druf sagi wieder: „I bi doch
„au ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bistündet,
„aber b'hüet mi Gott der Herr!" Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über b'siehnen und b'segne,
„und gang iez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.
„Nimm der Puhuh mit, und lösch en ab in der Wiese,
„aß er nit in d'Dörfer rennt, und d'Schüüre nit azündt.

„B'hüet di Gott, und halt di wohl'" Druf ſagi: „Her Engel!
„B'hüet di Gott der Her, und zürn nüt! Wenn de in d'Stadt chunnſch,
„in der heilige Zit, ſe b'ſuech mi, 's ſoll mer en Ehr ſy.
„'s ſtöhn der Roſinli ſ'Dienſt und Hypokras, wenn er di animmt.
„d'Sterneluft iſch rau, abſunderli nebe der Birſig."*)
Drüber graut der Tag, und richtig chummi go Todtnau,
und gang wieder Baſel zue im liebligе Schatte.
Woni an Mambach chumm, ſe trage ſie 's Meideli uſe,
mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
mittem Chranz am Todtebaum, und briegen und ſchluchze.
Hent ders denn nit g'hört! Er wills io wecke, wenns Zit iſch.
Und am Ziſtig druf, ſe chummi wieder zuem Vetter,
d'Tubak-Doſe hani richtig nüume lo liege.**)

*) Birſig, ein kleiner Fluß, der durch Baſel lauft.

**) Iris 1810:
d'Tubak-Doſe hani richtig ſ'Steine lo liege.

Erinnerung an Baſel.

An Frau Meville.

Z'Baſel an mi'm Rhi,
lo dört möchti ſy!
Weiht nit d'Luft ſo mild und lau,
und der Himmel iſch ſo blau
an mi'm liebe Rhi.

In der Münſter Schuel,
uf meim herte Stuehl,
magi zwor iez nüt meh ha,
d'Töpli ſtöhn mer nümmen a
in der Basler Schuel.

Aber uf der Pfalz
alle Lüte gfallt's.

O wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
vor der Basler Pfalz!

Uf der breite Bruck,
für ſi hi und z'ruck,
nei, was ſieht me Here ſtoh,
nei, was ſieht me Jumpfere goh,
uf der Basler Bruck!

Eins iſch nimme do,
wo iſchs ane cho?
's Scholers Naſe, weie weh,
git der Bruck kei Schatte meh.
Wo diſch ane cho?

Wie ne freie Spatz,
uffem Peters Platz,
fliegi um, und 's wird mer wohl,
wie im Buebe-Kamiſol,
uffem Peters Platz.

Uf der grüene Schanz,
in der Sunne Glanz,

woni Sinn und Auge ha,
lacht's mi nit ſo lieblig a,
bis go Sante Hans.

's Seilers Rädli ſpringt;
los, der Vogel ſingt.
Summervögeli iung und froh
ziehn de blaue Blueme no.
Alles ſingt und ſpringt.

Und e bravi Frau
wohnt dört uffen au.
„Gunnich Gott e frohe Mueth!
„Nehmich Gott in treui Huet,
„liebi Basler Frau!"

Auf die Insel bei Odelshofen,

am Tage ihrer Einweihung.*)

Zeig Jumpfere us em Oberland,
Mit diner Harpfen in der Hand,
Flicht di Zirinke-Chranz ins Hor,
Legs Halstuech a us Silberfler,
Chumm, fing e Liedli so und so!
De chasch nit viel. Mer wisse's scho.

*) Im Jahre 1810 wurde von Hebels Verehrern und Freunden zu Kork in einem kleinen See bei Odelshofen eine Insel mit schönen Garten-Anlagen ausgestattet, und bei Hebels nächster Anwesenheit in Kork diese Anlage, die den Namen Hebels-Insel erhielt, durch ein ländliches Fest eingeweiht. Diesem Fest verdankt gegenwärtiges freundliches Gedicht, von Hebel in froher Rückerinnerung gefertigt, seine Entstehung.

Findſch echt der Weg ins Unterland?
Der Schwarzwald blibt uf rechter Hand,
Mit ſine Firſte hoch und lang,
Und 's Waſſer links, 's geht au di Gang,
Und obe Himmel rein und blau,
Und unte friſche Morgethau.

Doch wenn de n'über d'Chinzig gohſch,
Und z'Offeburg am Scheidweg ſtohſch,
's goht links di Weg, und denk mer dra,
iez goht di d'Bergſtros nüt meh a.
Lueg um di! Siehſch kei Inſle do?
O b'hüet is Gott, do iſch ſie jo.

Wie iſch das Inſeli ſo nett,
Aß wenn's e Engel zirklet hätt,
Aß wenn's ſi eige Gärtli wär!
Wie badets in ſim chleine Meer!
Wie badets in ſim Bluemeduft,
Und ſunnt ſi in der reine Luft!

's treit menge Her e Stern am Band,
het Geld wie Laub, und Lüt und Land;

Er iſt Paſtete, Fleiſch und Fiſch;
e goldne Bueb ſtoht hinterm Tiſch;
es fehlt em nüt. Frog was de witt!
Doch ſo ne Plätzli het er nit.

Und heig er au; was iſch derno?
Ihm ſinge d'Vögeli doch nit froh,
ihm blühe d'Blüemli nit ſo blau,
der Nachtluft weiht em nit ſo lau.
's chunnt nit uf Luſt und Vögel a,
me muß es in ihm ſelber ha.

Ne frohe Sinn, e luſtig Bluet,
in Freud und Leid e guete Mueth,
und wemme binenander ſitzt,
und d'Freud eim us de Auge blitzt,
ſel will e ander Röckli ha,
im gſtickte Gala gohts nit a.

Bim Blueſt, dört chömme Here-Lüt!
ſing herzhaft furt, ſie thüen der nüt.
Sag: Grüeß ich Gott und mach ich froh
in eurem nette Pärkli do;

und wenn ſie bi der dure gẽhn,
gang uſem Weg und neig di ſchön.

Se grüeß ich Gott und mach ich froh,
in eurem nette Gärtli do,
und ſpar ich gſund Johr i, Johr us,
o ſchenket mer e Blüemli drus.
I flicht mers in d'Zirinki i,
es ſoll mi fürnehmſt Blüemli ſi.

Frau Sunne, was i z'bitte ha,
lueg lieb und ſüeß das Plätzli a,
und wärms frei wohl und tränks mit Luſt,
us diner ſüeße Muetter-Bruſt.
Mer ſin zwor nit elleinig do,
doch hen die Andre au dervo.

Her Vollmo, und was d'Nacht erhellt,
wenn d'Sunne ſchloft im ſtille Zelt,
i will ichs au bifohle ha,
und luegt e Chnab ſi Schätzli a,
und wenns em au e Schmützli git,
ſind ſtill derzue; verrothets nit.

Jez Jumpfere mit dem Harpfeſpiel
mach, aß de furtchunnſch. Z'viel iſch z'viel,
und chunſch mer heim im Obedroth,
und 's frogt di eis: Woher ſo ſpot?
ſe ſags, und rüchms frei do und dört,
und halt di redli. Heſch mers ghört?

Die Ueberraſchung im Garten.

„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?
„Es cha doch nit der Thau vom Himmel ſi;
„ſuſt hätt der Mangeld au ſi Sach,
„er ſtoht doch au nit unterm Dach.
„Wer ſprützt mer alli Früeih mi Rosmeri?

„Und wenn i no ſo früeih ins Gärtli ſpring,
„und unterwegs mi Morgeliedli ſing,
„iſch näumis g'ſchafft. Wie ſtöhn iez reihewis
„die Erbſe wieder do am ſchlanke Ris
„in ihrem Blueſt! I chumm nit us dem Ding.

„Was gilts, es ſin die Jumpferen uſem See!
„Me meint zwor, 's chömm, wie lang ſcho, keini meh.
„Suſt ſin ſie in der Mitternacht,
„wenn Niemes meh als d'Sterne wacht,
„in d'Felder uſe g'wandlet uſem See.

„Sie hen im Feld, ſie hen mit frummer Hand
„de brave Lüte g'ſchafft im Garteland,
„und iſch me früeih im Morgeſchimmer cho,
„und het iez wellen an ſi Arbet go,
„iſch Alles ferig gſi, — und wie ſcharmant!

„Du Schalk dört hinte, meinſch, i ſeh di nit?
„Jo, duck di numme nieder, wie de witt!
„I ha mers vorgſtellt, du würſchs ſy.
„Was falle der für Jeſten i? —
„O lueg, vertritt mer mini Setzlig nit!"

„O Kätterli, de heſch's nit ſolle ſeh!
„Jo, dine Blueme hani g'trinke ge,

„und wenn de wotſch, i gieng für di dur's Füür
„und um mi Lebe wär mer di's nit z'thüür,
„und 's iſch mer o gar ſölli wohl und weh."

So het zuem Kätterli der Fridli g'ſeit,
er het e ſchweri Lieb im Herze treit,
und hets nit chönne ſage iuſt,
und es het au in ſiner Bruſt
e ſchüüchi zarti Lieb zuem Fridli treit.

„Lueg, Fridli, mini ſchöne Blüemli a,
„'s ſin numme alli ſchöne Farbe dra.
„Lueg, wie eis geg'nem andre lacht,
„in ſiner holde Früehligs-Tracht,
„und do ſitzt ſcho ne fliißig Immli dra." —

„Was helfe mer die Bläemli blau und wiß?
„O Kätterli, was hilft mer's Immlis Fliß?
„Wärſch du mer hold, i wär im tiefſte Schacht,
„i wär mit dir, wo au kei Blüemli lacht,
„und wo kei Immli ſummſt, im Paradies."

Und d'rüber hebt ſi d'Sunne ſtill in d'Höh,
und luegt in d'Welt, und ſeit: „Was mueß i ſeh
„in aller Früeih?" — Der Fridli ſchlingt ſi Arm
um's Kätterli, und 's wird em wohl und warm;
Druf het em 's Kätterli e Schmüetzli ge.

Riedligers Tochter.

Spinnet, Töchterli, ſpinnet, und Jergli leng mer der Haſpel!
D'Zit vergoht, der Obed chunnt und 's ſtreckt' ſi ins Früehjohr.
Bald gohts wieder uſe mit Hauen und Rechen in Garte.
Werdet nur flißig und brav, wie 's Riedligers Tochter!

In de Berge ſtoht e Huus, es wachſe iez Weſme uffem verfallene Dach, und 's regnet aben in d'Stube.
Frili 's iſch ſcho alt, und ſin iez anderi Zite, weder wo der Simme-Fritz und 's Eveli g'huuſt hen.

Sie hen 's Huus erbaut, die ſchönſti unter de Firſte,
und ihr Name ſtoht no näumen am rueßige Tremel.
Het me gfrogt, wer ſin im Wald die glücklichſten Ehlüt,
het me gſeit: „der Simme-Fritz und 's Riedligers Tochter,"
und 's iſch dem Evgli grothe mit gar verborgene Dinge.
Spinnet, Chinder, ſpinnet, und Jergli hol mer au Trieme!
Mengmol, wo der Fritz no bi den Eltere glebt het,
het en d'Muetter gno, und gfrogt mit biwegliche Worte:
„Heſch di no nit anderſt bſunne? G'falle der 's Meiers
„Matte no nit beſſer zue ſiner einzige Tochter?"
Und der Fritz het druf mit ernſtliche Worten erwiedert:
„Nei, ſie gfalle mer nit, und anderſt b'ſinni mi nümme.
„'s Riedligers fuferi Tochter zue ihre Tugede gfallt mer." —

„D'Augede loß den Engle! Mer ſin iez no nit im Himmel!" —
„Lönt de Chüeihe 's Heu ab's Meiers graſige Matte!" —
„D'Muetter iſch e Her!" — „Und ſoll au d'Muetter e Her ſy,
„Muetter hi und Muetter her, und 's Töchterli willi!" —
„'s Meidli ſoll's gwiß au ſcho tribe, d'Nochbere ſage's." —
„Sel iſch en alte Bricht, und darum chani 's nit wende.
„Winkts mer, ſe mueß i cho, und heißt es mi näumis, ſo thuenis.
„Luegt's mer no gar in d'Augen, und chummi em nöcher an Bueſe,
„wirds mer, i weiß nit wie, und möchti ſterbe vor Liebi.
„'s iſch ke liebliger Gſchöpf, aß ſo ne Herli, wo iung iſch." —
Näumis het d'Muetter gwüßt. Me ſeit, das Meideli ſeig gwiß
in ſim zwölfte Johr e mol elleinig im Wald gſi,
und heb Erderi g'ſuecht. Uf eimol hört es e Ruuſche.
und wo's um ſi luegt, ſe ſtoht in goldige Hoore,

nummen en Ehle lang, e zierlig Frauweli vorem, inneme schwarze Gwand und g'stickt mit goldene Blueme
und mit Edelgstei. „Gott grüeß di, Meideli!" seit's em,
„spring nit furt, und förch mi nit! I thue der kei Leidli."
„'s Eveli seit: „Gott dank der, und wenn du 'sErdmännli's Frau bisch,
„willi di nit förche!" — „Jo frili," seit es, „das bini. —"
„Meideli, los, und sag: channsch alli Sprüchli im Spruchbuech?" —
„Jo, i cha sie alli, und schöni Gibetli und Psalme." —
„Meideli, los und sag: gosch denn au flißig in d'Chilche?" —
„Alli Sunntig se thueni. I stand im verderste „Stüehli." —
„Meideli, los und sag: folgsch au, was 's Müetterli ha will?" —
„He, wills Gott der Her, und froget 's Müetterli selber!
„'s chennt ich wohl, i weiß es scho, und het mer scho viel gseit." —

„Meidell, was besch g'seit? Bisch öbbe 's Riedligers Tochter?

„Wenn de mi Gotte bisch, se chumm au zue mer in d'Stube!"

Hinter der „Brumberri-Hurst gohts uf verschwiegene Pfade
tief dur d'Felsen i. Hätt 's Frauweli nit e Laternli
in der Linke treit, und 's Evveli sorgli am Arm g'führt,
's hätt der Weg nit gfunde. Jez goht e silberni Thür uf.

„O Her Jesis, wo bini? Frau Gotte, bini im Himmel?" —

„Nei doch, du närrisch Chind. In mi'm verborgene Stübli

„bisch di diner Gotte. Sitz nieder und biß mer Gottwilche!

„Gell, das sin chospere Stei an mine glitzige Wände?

„Gell, i ha glatti Tisch? Sie sin vom suferste Marfel.

„Und do die silberne Blatten, und do die goldene Teller!

„Chumm, iß Hunig-Schnitten und schöni gwundeni Strübli!

„Magſch us dem Chächeli Milch? Magſch Wi im chriſtalene Becher?" —
„Nei, Frau Gotte, lieber Milch im Chächeli möchti."

Wones geſſe het und trunke, ſeit em ſi Gotte:
„Chind, wenn d'flißig lehrſch, und folgſch, was 's Mütterli ha will,
„und chunnſch us der Schuel und gohſch zuem heilige Nachtmohl,
„will der näumis ſchicke. Zeig, wie, was wär der am liebſte?
„Wärs das Trögli voll Plunder? Wärs do das Rädli zuem Spinne?"
„Bald iſch's Plunder verriſſe. Frau Gotte, ſchenket mer's Rädli!"
„'s Rädli will gſponne ha. Nimm lieber's Trögli voll Plunder!
„Siehſch die ſideni Chappe mit goldene Düpfene gſprenglet?
„Siehſch das Halstuech nit mit ſiebefarbige Streife,
„und e neue Rock, und do die gwäſſerti Hoorſchnuer?" —
„Jo, 's iſch mer numme z'ſchön. Frau Gotte, ſchenket mer's Rädli!" —

„Wilsch's, se sollschs au ha, und chunnts, se halt mers in Ehre!

„Wenn de 's in Ehre hesch, solls au an Plunder nit fehle,

„und an Segen und Glück. I weiß em verborgeni Chräfte.

„Sieder nimm das Röteli und trag mers sorglich im Buese!

„aß denn au öbbis hesch von diner heimliche Gotte!

„Los, und verlier mers nit! Es bringt der Freuden und Gsundheit.

„Wärsch mer nit so lieb, ich chönnt der so Silber und Gold ge."

Und iez het sie's gchüßt, und wieder usen in Wald gfüehrt:

„Bhüet di Gott, und halti wohl, und grüeß mer di Muetter!" *) —

So viel isch an der Sach, und deshalb het me nit nogfeit,

d'Muetter seig e Her, und nit viel besser ihr Meidli.

In der Iris, 1808 ist noch folgende Zeile beigesetzt:

*) „Bhüet ich Gott, Frau Gotte! Vergelt's Gott, was der mer ge heut!"

Nu das Meideli iſch mit ſi'm verborgene Blüemli
hübſcher vo Tag zue Tag und alliwil liebliger worde.
Und wo's us der Schuel mit andere Chindere cho iſch,
und am Oſtertag zuem Nachtmohl gangen und heim chunnt,
nei, ſe bhüetis Gott, was ſtoht im heitere Stübli?
's Rädli vo Birbaum-Holz, und an der Chunkle ne Riſte
mitteme zierlige Band us roſtger Siden umwunde,
unte ne Letſchli dra, und 's Gſchirli zuem Nehe vo Silber,
und im Chrebs e Spuehli, und ſcho ne wengeli g'ſponne.
D'Gotte het der Anfang gmacht mit eigene Hände.
Wie het mi Eveli gluegt! Was iſch das Eveli gſprunge?
Gſangbuech weg und Meie weg und 's Rädli in d'Arm gno,
und het's g'chüßt und druckt. „O liebi Frau Gotte, vergelts Gott!"

's het nit z'Mittag gesse. Sie den doch e Haym-
men im Chöl gha.
's isch nit usen ins Grüen mit andere Chindere
gwandlet,
Gspunne hets mit Händ und Füeße; het em nit
d'Muetter
's Rädli in Chaste gstellt, und gseit: „Gedenke
des Sabaths!
„Isch nit Christus, der Her, hüt vo de Todte er-
stande?"
Nu di Rädli besch. Doch Eveli, Eveli, weisch
au,
wie mes in Ehre haltet, und was d'Frau Gotte
wird gmeint ha?
Frili weisch's, worum denn nit, und het sie 'm
verheiße:
„Wenn de 's in Ehre besch, solls au an Plunder
nit fehle
„und am andere Sege," se het sie's g'halte wie's
recht isch.
Het nit in churzer Zit der Weber e Trogete Garn
gholt?
Hets nit alli Johr vom finste glichlige Fade
Tuech und Tuech uf d'Bleiche treit und Strängli
zuem Färber?

He, me het io gſeit, und wenns au duſſen im Feld ſeig,
's Rädli ſpinn elleinig furt, und wie ſi der Fade unten in d'Spuehle zieh', wachſ' unterm roſige Bendel
d'Riſte wieder no, — ſell müeßt mer e chummligi Sach ſy; —
und wer het im ganze Dorf die ſuferſte Chleider
Sunntig und Werchtig treit, die reinlichſten Ermel am Hemd gha,
und die ſuferſte Strümpf und allwil freudigi Sinne?
's Frauweli im Felſe-G'halt, ſi liebligi Gotte.
Drum het's Simme's Fritz, wo 's achtzeh' Summer erlebt het,
zue der Muetter gſeit mit ernſtlige Mine und Worte:
„Numme 's Riedligers Tochter zue ihre Tugede gfallt mer."
Muetterherz iſch bald verſchreckt, zwor ſotti's nit ſage.
Wo ſie wieder e mol vo 's Meiers Tochter und Matte
ernſtlig mittem redet, und wills mit Dräue probiere:

„'s git e chräftig Mittel," seit sie, „wenn de verhert bisch.
„Hemmer für's Riedligers g'huust? Di Vater setzt di uf's Pflichttheil,
„und de bisch mi Sege nit, und schuldig bisch du dra." —
„Muetter," erwiedert der Simme, „soll euer Sege verscherzt sy,
„stand i vom Eveli ab, und gehri vom Vater ke Pflichttheil.*)
„B'Stette sitzt e Werber, und wo men uffeme Berg stoht,
„lütet d'Türke-Glocke an allen Enden und Orte.
„Bluet um Bluet, und Chopf um Chopf, und Leben um Lebe.
„Färbt mi Bluet e Türke-Säbel, schuldig sin ihr dra!"

Wo das d'Muetter hört, se sitzt sie nieder vor Schrecke:

Iris 1808:

*) Und wo er erwiedert: Wenn Muetter-Sege soll fehle,
„nei se will nit; doch gits no anderi Mittel,
„B'Stette isch e Werber ꝛc. ꝛc.

„Du vermeſſe Chind, ſe nimm ſie, wenn de ſie ha witt;
„aber chumm mer nit go chlage, wenns der nit guet goht."
's iſch nit nöthig gſi. Sie hen wie d'Engel im Himmel
mitenander g'lebt, und am verborgene Sege
vo der Gotte hets nit gfehlt im hüsliche Weſe.
He, ſie hen io z'letzt vo's Meiers graſige Matte
ſelber die ſchönſti g'meiht, 's iſch Alles endlich an Stab cho,
und hen Freud erlebt an frumme Chinden und Enkle.
Thüent iez d'Räder weg, und Jergli, der Haſpel ufs Chäſtli!
's iſch anfange dunkel und Zit an anderi G'ſchäfte.*)

Und ſo hen ſi's gmacht, und wo ſie d'Räder uf d'Site
ſtellen, und wen go, und ſchüttle d'Agle vom Fürtuech,
ſeit no 's Vrenell: „So ne Gotte möchti wohl au ha,

In der Iris 1808 ſteht noch folgende Zeile:

*) Chunnt der Vetter heim vom Berg, ſe will er 6 Eier.

„wo eim ſo ne Rad chönnt helfen und ſo ne Rößli."

Aber d'Muetter erwiedert: „'s chunnt uf kei Gotten, o Vreni,

„'s chunnt uf 's Rädli nit a. Der Fliß bringt heimlige Sege

„wenn de ſchaffe magſch. Und beſch nit 's Blüemli im Bueſe,

„wenn de züchtig lebſch und rein an Sinnen und Werke?

„Gang iez und hol Waſſer und glitſch mer nit uſen am Brunne!"

Die glückliche Frau.

Erhalt mer Gott mi Friedli!
Wer het, wer het e brävere Ma,
Und meld ſi eini, wenn ſie cha!
Er ſitzt ſo gern bi ſiner Frau,
und was mi freut, das freut en au;
und was er ſeit, und was er thuet,
es iſch ſo lieblig und ſo guet.
Wie ſieht er nit ſo gattig us
in ſine Locke ſchwarz und chrus,
mit ſine Backe roth und gſund,
und mit de Gliedere ſtark und rund!
Und wenn mi näumis plogt und druckt,
und wenn e Weh im Herze zuckt,
und denk i wieder an mi Ma,
wie lacht mi wieder der Himmel a!
Erhalt mer Gott mi Friedli!

Erhalt mer Gott mi Güetli!

I ha ne Garte hinterem Hus,
und was i bruch, das holi drus;
am Feld in feister Fure ſchwankt
der Halm, an warme Berge hangt
der Trübel, und im kleine Hof
regiere Hühner, Gäns und Schof.
Was bruchi, und was hani nit?
Frog was de weiſch, lueg wo de witt!
Und wemme meint, 's well Mangel cho,
iſch Gottes Sege vorem do;
und wenn der Friedli müed und ſtill
vom Acker chunnt und z'Obe will,
ſe ſteht mit Chümmich, rein und friſch,
e guete Ziger uffem Tiſch.
Im grüene Chrüſli ſteht der Wi,
i lueg en a, und ſchenk em i;
druf trinkt er und es ſchmeckt em guet,
und füllt em 's Herz mit Chraft und Mueth.
Erhalt mer Gott mi Güetli!

Erhalt mer Gott mi Stübli!

Es iſch ſo heiter und ſo nett,
aß wenns e Engel zimmert het,
und puzt, aß wenns e Chilchli wär,

und wo me luegt, iſchs niene leer.
Jo weger, und wenns blizt und chracht,
und wie mit Chüblen abe macht,
wenn uſem Nebel flüecht und chalt,
der Rieſel an de Fenſtere pralt,
und wenn im Wienecht chalt und roth
der Jenner uf de Berge ſtoht,
und dueftig an de Bäume hengt,
und Brucken übers Waſſer ſprengt,
und wenn der Sturmwind tobt und brüllt,
und 's Dolder ab den Eichen trüllt,
iſch's Stübli bheb, und warm und ſtill,
turnier' der Sturm, ſo lang er will.
Erhalt mer Gott mi Stübli!

Doch will mer Gott mi Friedli neh,
und chani nit, und muß en ge,
ſollſch Chilchhof du mi Güetli ſy,
und bauet mer e Stübli drei.
Erhalt mer Gott mi Friedli!

Agatha,

an der Bahre des Pathen.

Chumm Agethli, und förcht der nit,
i merk ſche, was de ſage witt.*)
Chumm, b'ſchau di Götti no ne mol,
und brieg nit ſo, es iſch em wohl.

Er lit ſo ſtill und fründli do,
me meint, er los, und hör mi no,
er lächlet frei, o Jeſis Gott,
as wenn er näumis ſage wott.

Im alſatiſchen Taſchenbuch von 1807, wo dieſes Gedicht zum erſtenmal erſchien, heißt es:

*) I merk wohl an der, was de witt.

Er het e ſchwari Chranker gha.
Er ſeit: „Es grifft mi nümmen a!
„der Tod het iez mi Wunſch erfüllt
„und het mi dizig Fieber gſtillt.“

Er het au menge Chummer gha.
Er ſeit: „Es ficht mi nümmen a,
„und wienes goht, und was es git,
„im Chilchhof niede höris nit.“

Er het e böſe Nochber gha.
Er ſeit: „I denk em nümme dra,
„und was em fehlt, das tröſt en Gott
„und gebem au e ſanfte Tod.“

Er het au ſini Fehler gha.
's macht nüt! Mer denke nümme dra.
Er ſeit: „I bi iez frei dervo,
's iſch nie us böſem Herze cho.“

Er ſchloft, und luegt di nümmen a,
und het ſo gern ſi Gotte gha.

Er ſeit: „Wills Gott, mer werde ſcho*)
„im Himmel wieder z'ſamme cho!"

Gang, Agethli, und denk mer dra!
De heſch e brave Götti g'ha.
Gang, Agethli, und halt di wohl!
Di Stündli ſchlacht der au ne mol.**)

Im alſat. Taſchenbuch von 1807:

*) er ſeit: s'macht nüt, mer werde ſcho,

Ebendaſelbſt:

**) Gang, Agethli, vergiß mer's nit,
und wies der goht, verzag mer nit.
Gang, Agethli, und halti wohl,
Di Glöckli lütet au ne mol.

Das Gewitter.

Der Vogel ſchwankt ſo tief und ſtill,
er weiß nit, woner ane will.
Es chunnt ſo ſchwarz, und chunnt ſo ſchwer,
und in de Lüfte hangt e Meer
voll Dunſt und Wetter. Lös, wie's ſchallt
am Blauen, und wie's wiederhallt.

In große Wirble fliegt der Staub
zuem Himmel uf mit Halm und Laub,
und lueg mer dört fel Wülkli a!
I ha ke große G'falle dra;
lueg, wie mers uſenander rupft,
wie üſer eis, wenns Wulle zupft.

Se helfis Gott, und b'hüetis Gott!
Wie zuckts dur's G'wülch ſo fürigroth
und 's chracht und toost, es iſch e Grus,
aß d'Fenſter zitteren und 's Hus.
Lueg 's Büebli in der Waglen a!
Es ſchloft, und nimmt ſi nüt drum a.

Sie lüte z'Schlienge druf und druf,
ie, und 's hört ebe doch nit uf.
Sel bruucht me gar, wenns dundre ſoll
und 's lütet eim no d'Ohre voll. —
O, helfis Gott! — Es iſch e Schlag!
Dört, ſiehſt im Baum am Gartehag?

Lueg, 's Büebli ſchloft no allewil
und us dem Dundre machts nit viel.
Es denkt: „Das ficht mi wenig a,
„er wird ſo d'Auge binem ha."
Es ſchnüfelet, es dreiht ſi hott
ufs ander Oehrli. Gunn ders Gott!

O, ſiehſch die helle Streife dört?
O los! heſch nit das Raßle g'hört?

Es chunnt. Gott wellis gnädig ſo!
Göhnt weidli, bänket d'Läden i!
's iſch wieder akurat wie fern.
Gut Nacht, du ſchöni Weizen-Ern.

Es ſchettert uffem Chilche-Dach;
und vorem Hus, wie gäutſcht's im Bach!
Und 's loßt nit no — das Gott erbarm!
Jez ſimmer wizder alli arm. —
Zwor hemmer au ſcho gmeint, 's ſeig ſo,
und doch iſch 's wieder beſſer cho.

Lueg, s' Büebli ſchloft no allewil,
und us dem Hagle machts nit viel!
Es denkt: „Vom Briegge loßt's nit nó,
„er wird mi Theil ſcho übrig lo."
He io, 's het au, ſo lang i's ha,
zue rechter Zit ſi Sächli gha.

O gebis Gott e Chinderſinn!
's iſch große Troſt und Sege drinn.
Sie ſchlofe wohl und traue Gott,
wenns Spieß und Nägel regne wott,

und er macht au ſi Sprüchli wohr
mit ſinen Englen in der G'fohr. —

Wo iſch das Wetter anz cho?
D'Sunn ſtoht am heitre Himmel do.
's iſch ſchier gar z'ſpot, doch grüeß di Gott!
„He, ſeit ſie, „nei, 's iſch no nit z'ſpot,
„es ſtoht no menge Halm im Bah',
„und menge Baum, und Oepfel dra." —

Potz tauſig, 's Chind iſch au verwacht,
lueg, was es für e Schnäüfli macht!
Es lächlet, es weiß nüt dervo.
Siehſch, Friderli, wie's uſſieht do? —
Der Schelm het no ſi G'falle dra.
Gang, richt em eis ſi Päppli a! —

Der Geist in der Neujahrsnacht.*)

Tochter, fuech e Strumpf, und stopfen do hinte ins Fenster,
wo hütt 's Büebli mittem Stecke d'Scheibe verheit het.
G'schicht ich im neue Johr kei größer Unglück, aß das isch,
chönneter z'friede sy. Doch weihts mer so frostig in Aecke,
und i bi die letzti Nacht e wengeli z'jung ufi
für mi Alter, doch mit Zucht, und eimol isch keimol.
Will mer Geister erblicke, und heiligi Sache erfahre,

*) Dieses Gedicht wurde auf das Jahr 1808 verfaßt, und damals zuerst im Freiburger Wochenblatt mitgetheilt.

mueß me, wenns Zwölfi ſchlacht, nit in de Federe liege.
Nu mer hen is verſpötet mit allerhand fründligi Gſpräche
z'Heiterſche an der Stros, und Uhr und Zeiger iſch gſtande.
d'Uhr het im alte Johr no welle ne wengeli Friſt geh,
oder han is verhört, — „Guet Nacht, ihr Nochbere," ſagi,
„mi Weg wird am witſchte ſy go Chrotzige," ſagi,
„gebis Gott e glücklich Johr und freudige Sinne!" —
„Das geb Gott der Her," ſo ſage die Andere,
„und ſchick di,
„ſuſt trapiert di der Geiſt no näume, eb de deheim biſch,
„wo mit ſim Chind im Arm am letzte Dezember an d'Stros ſtoht.
„d'Poſtchnecht wiſſe's alli, und rite lieber e Feldweg." —
'ſ iſch ſo cho, und zmitts im Dorf, und woni ums Eck gang,
Nebe 'ſ Xaveris Huus, dim Blueſt, do ſtoht er am Brunne

gros bis faſt ans Dach und inneme duftige Mantel,
gwobe us Wulke und Liecht, und mitteme Bändel im Chnopfloch,
und het in de Ärme und halber im Mantel verborge
wunderſchön e Büebli gha mit fründlige Auge,
chüeßts und lächlets a us ſine ernſtlige Mine,
wie us nächtligem Gwülch der Vollmond lieblig in d'Welt luegt.
Siehſch mi nit, ſo thuesch mer nüt — ſo denki und weih mi
mit em heilige Chrüz, und ſtell mi hinter de Brunnſtock,
und will loſe, was er ſeit, und wienerem zuefpricht.
Wenig hani z'erſt verſtande; 's Waſſer het brunſchet
us de Röhre in Trog, und us em Brunntreg ins Gräbli.
„Chilchhof" — hani verſtande, und — „Nüt darf ewige Bſtand ha." —
Und — „Jez gohſch in d'Welt mit dine Schmerze und Freude.
„Theil ſie verſtändig us, und was i nimme cha ſchlichte

„bring zuem guete End. Sie hen e freudige Herbſt gha.

„Trinkt ein z'viel, und ſitzt er lang im nächtlige Wirthshuus,

„gang, und bietem heim, und führen, daß er kei Bei bricht!

„Nimm di der Armueth a, und ſorg mer für Witwe und Weiſe,

„mach mer die Chranke gſund. — Die brave Soldate han ich no

„mit Trumpete- und Pauke und Ehren-Chränze ins Land gführt.

„Loß du Freude und Tanz und Aepfelchüechli nit fehle,

„wenn ſie im Urlaub ſin deheim bi Vater und Muetter.

„Seig kei Fabelhans, und denk nit, wil e Kometſtern

„duftig am Himmel hangt, ſo müeß iſch Feldzueg und Schlachte,

„Hungersnoth und Sterbet bringe, Zetter und Elend.

„'s iſch mi Ehrenſtern. Siehſch nit mi Bändel im Chnopfloch?

„Roſeroth iſch Freud, und Grüen iſch liebligi Hoffnig.

„Gang, verdien der au ſo vin mit dine Merite,
„und ſchmück Jung und Alt mit frumme Sitte und Thate!"
Drüber ſchnuerts im Thurn in alli Räder am Schlagwerk,
und wie's Zwölfi ſchlacht, ſo ſtellt er 's Büebli an Bode,
wie der Engel ſo ſchön, und wie der Morge ſo lieblig,
und ſeit: „das walt Gott! Jez gaug uf eigene Füeße!
„gieb mer frei wohl Acht zuem güetige Fürſte in Karlsrueh,
„zue de Friburger Herre, und zue de Landen im Brisgau,
„aß ſie kei Leid erfahre, und bringene Freude und Gſundheit!,'
Süeß, wie Sunneblick, het 's Büebli glächlet und Jo! gſeit.
Aber mittem letzte Schlag im lueftige Chilchthurn
goht er in große Schritte 's Dorf us, und gegenem Rhi zue,
allwil gſchwinder und größer, und allwil bleicher und dünner,

wiene Nebelduft am Feldberg oder am Belche.
Und wie nootno in der Mitternacht d'Glocke ver-
brummt het,
het ſi der Duft verzoge, und iſch vergange und
weg gſi.
Chunnſch bal mit em Strumpf? 's zieht allewil
ſchärfer und chüeler.
Wenni lang verzehl, ſtohſch lang do umme und
gohſch nit.

Die Hauensteiner Bauernhochzeit.

Aufgeführt, in Gegenwart Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin Stephanie, von einer Gesellschaft auf einem Maskenballe im Dezember 1814.

Ein Schulmeister tritt auf mit den Hochzeitleuten und spricht:

An das Gefolge:

Jez stelletich! — du doher, hani gseit!
Und du dört mit dim große Dreispitz links!
Und neig si iedz, und betet lisli no!

An die Großherzogin:

Do bringi, liebi gnädigi Fürste Frau,
ne ganzi Hochzit usem Haueſtei
vo Herischwand. Vor vierzeh' Johre hen
sie alle 's A, B, C no bi mer g'lert
und treui Fürsteliebe. — Der do het

ſcho in der Schuel gern 's Marianli gſeh,
und Töpli g'hobe für 's. Drum, d'Liebe het
kei Zit. Jez endſt vor Michaeli-Tag
hen's d'Väter us g'macht. — Loſet, hani gſeit,
lönts mittem Chilchgang, mittem Freudeſprung
no Zit ha bis zuem heilige Stephanstag!
Mer göhn go Carlsrueh! Wer weiß, es macht
der liebe Fürſtinn au ne chleini Freud.
Sie iſch io au zue üs cho. — Groſi Freud
iſch 's gſi im Land. — O, gnädige Fürſte-Frau,
mer chönnes nie vergeſſe. D'Muetter ſeit's
im Chindli uffem Schoß, und 's Chindli lacht
und zuckt vor Freude. Dankich Gott der Her
für Eui Liebi, und was Euer Herz
erfreue mag, das gebich Gott! — 's erfreut
viel tauſig tauſig Herze. — Uiſer eis
cha's nit ſo ſagen, au ne Schuel-Her nit.
— 's iſch viel g'ſeit. — Bring der lieb Gott geſund
und froh
bald wieder üſe Heren in ſein Schloß,
und ſegne ſeine Kronen und ſein Haus
auf ſpäte Zit! — Sin Eui Chinder brav?
's gröſt wird iez bald in d'Schuel ge, denki wohl.
Erhalt Gott ihri Bäckli friſch und roth,
und ſchenkene de Muetter chöſtlig Herz
und bald e Brüederli. — Jez weihet au

mi Pärli do mit Euem liebe Blick,
und chömmet, wenn der Maie wieder grüent,
und Blueſt zue neui Freude-Chränze bringt,
au wieder uſe! — 's g'rothet Frucht und Wi
nit, biß der wieder in der Nöchi ſind,
und Sege bringet, wie im Johrgang Oelf.
's iſch Sege, wo der ſind. —

An die Braut:

Jetz, Marian,
Gang, gieb 's Papierli umme! Biſch nit ſchüch!
(indem ſie bereits vor der Großherzin ſteht und ſich von ſelbſt neigt)
und neig di zimpfer! Zeig!

Der Abendſtern.

De biſch au wieder zitli do,
und lauffſch der Sunne weidli no,
du liebe, ſchöne Obeſtern!
Was gilts, de hättſch di Schmüzli gern!
Es trippelt ihre Spure no,
und cha ſie doch nit überho.

Wo alle Sterne groß und chlei,
iſch er der liebſt und er ellei,
ſi Brüderli, der Morgeſtern,
ſi het en nit ums halb ſo gern;
und wo ſie wandlet us und i,
ſe meint ſi, müeß er um ſie ſy.

Früeih wenn ſie hinterm Morgeroth
wohl ob dem Schwarzwald ufe goht,
ſie führet ihr Büebli an der Hand,
ſie zeigt em Berg und Strom und Land,
ſie ſeit: „Thue g'mach, 's preſſirt nit ſo!
„Di Gumpe wird der bald vergoh."

Er ſchwätzt und frogt ſie das und deis,
ſie git em B'richt, ſo guet ſie 's weiß.
Er ſeit: „O Muetter, lueg doch au,
do unte glänzts im Morgethau
ſo ſchön wie in di'm Himmelsſaal!"
„He, ſeit ſie, drum iſch's Wieſenthal."

Sie frogt en: „heſch bald Alles gſeh?
„Jez gangi, und wart nümme meh."
Druf ſpringt er ihrer Hand dervo,
und mengem wiße Wülkli no;
doch, wenn er meint, iez han i di,
verſchwunden iſch's, weiß Gott, wohi.

Druf wie ſi Muetter höcher ſteht,
und alsgmach gegenem Rhiſtrom goht,

se rüeft sie 'm: „Chumm und fall nit do!"
Sie führt en feſt am Händli no:
„De chönntsch verlöſche, Handumcher,
„Nimm, was mers für e Chummer wär!"

Doch, wo sie überm Eisis stoht,
und alsgmach ehnen abe goht,
wird nootno 's Büebli müed und still,
's weiß nümme, was es mache will;
's will nümme goh, und will nit goh,
's fragt hundertmol: „Wie wit isch no?"

Druf, wie sie ob de Berge stoht,
und tiefer sinkt ins Obereth,
und er afangt matt und müed
im rothe Schimmer d'Heimeth sieht,
se loßt er sie am Fürtuech goh,
und zottlet alsgmach hinte no.

In d'Heimeth wandle Heerd und Hirt,
der Vogel sißt, der Chäfer schwiert;
und 's Heimli betet dört und do
si luten Obedsege scho.

Jez, denkt er, hani hochi Zit,
Gottlob und Dank, 's isch nümme wit.

Und sichtber, wiener nöcher chunnt,
umstrahlt sie au si Gsichtli rund.
Drum stoht si Muetter vorem Hus:
„Chumm, weidli chumm, du chleini Mus!"
Jez sinkt er freudig niederwärts —
iez ischs em wohl am Muetterherz.

Schlof wohl, du schöner Obestern!
's isch wohr, mer hen di alli gern.
Er luegt in d'Welt so lieb und guet,
und bschaut en els mit schwerem Mueth,
und isch me müed, und het e Schmerz,
mit stillem Frieden füllt er's Herz.

Die anderen im Strahleg'wand,
he, frili io, sin au scharmant.
O lueg, wie's flimmert wit und breit
in Lieb und Freud und Einigkeit!
's macht kein em andre 's Lebe schwer;
wenns doch donieden au so wär!

Es chunnt e chüele Obedluft
und an de Halme hangt der Duft.
Denkwol, mer gehn iez au alsgmach
im ſtille Frieden unter's Dach!
Gang, Liſeli, zünd 's Aempli a!
Mach kei ſo große Dochte dra!

Der Sperling am Fenſter.*)

Zeig, Chind! Wie het ſel Spätzli gſeit?
Weiſch's nümme recht? Was luegſch mi a? —
„'s het gſeit: I bi der Vogt im Dorf,
„I muß von Allem d'Vorles ha." [1])

*) Dieſes Gedicht theilte Hebel zuerſt in der Alſa von Ehrenfried Stöber mit; ſpäter erſchien es von ihm verbeſſert in Körners poetiſchem Almanach und in den ſüddeutſchen Miscellen von 1811. Wir geben es hier in dieſer verbeſſerten Geſtalt.

[1]) In der Alſa lautet dieſer Vers auf folgende Weiſe:

Wie het im Summer 's Spätzli gſeit?
Chind d'ſinn di, — ſalits der nummen i?
's het gſeit: i bin ne riche Buur,
die Garbe do ſin alli mi.

Und wo der Spötlig ſeit: 's iſch gnueg!
Was thuet mi Spatz, wo d'Vorles het?—
„Er list am Bode d'Brösli uf,
„Suſt müßt er hungerig in's Bett.“ [2])

Und wo der Winter d'Felder deckt,
Was thuet mi Spatz in ſiner Noth? —
„Er pöpperlet am Fenſter a,
„Und bettlet um e Stückli Brod. — [3])

„Gang gib em, Muetter! 's friert en ſuſt.“—
Zeig, ſag mer z'erſt, 's preſſirt nit ſo,
Wie chunnts der mit dem Spätzli vor?
Meinſch nit, es chönnt eim au ſo goh?

---

[2]) Nach der Alſa:

Und wo der Spötlig ufgrumt het,
mi riche Burſt, was het er tho?
Am Bode G'ſöm und Brösli gſuecht
und ebe nit viel übercho.

[3]) Nach der Alſa:

Und itz, wo's ſchneit, was ſchneie mag,
was thuet mi Spatz in ſiner Noth?
Er pöpperlet am Fenſter a!
„he numme au e Stuckli Brod!“

Chind, wird's der wohl, und 's geht der guet,
Sag nit: i bi ne riche Her,
Und iß nit Brots alli Tag!
's chönnt anderſt werde, Handumchehr.[4])

Iß nit den chroſplig Ranft vom Brod,
Und loß de weiche Broſme ſtoh!
— De beſchs im Bruuch — es chunnt e Zit,
Und wenn de's hättſch, wie wärſch ſo froh!

Ne blaue Möntig währt nit lang,
Und d'Wuche het no mengi Stund,
Und mengi Wuche lauft dur's Dorf,
Bis Jedem au ſi letzte chunnt.*)

Und was men in ſi'm Früehlig lehrt,
Me treit nit ſchwer, und het's e mol,
Und was man in ſi'm Summer ſpart,
Das chunnt eim in ſi'm Spötlig wohl.

---

[4]) Nach der Alſa:

Chind, wird's der wohl, und 's goht der guet,
ſag nit: I bi ne riche Ma,
und iß nit Brotis alli Tag
und ſchaff nit gli ne Sackuhr a.

*) und Niemes weiß, wie's weiters chunnt.

Chind, denk mer dra, und halt di guet!
„O Muetter lueg! der Spatz will goh!“
Se gang er! Leng die Hirſe dört,
Und ſtrau'em! Er wird wieder cho!

Sodann ſtehen in der Alſa noch folgende zwei weitere Verſe, die Hebel ſpäter wegließ:

Der eine zwiſchen dem erſten und zweiten Verſe:

Es iſch gar ſtill ſemmer gſi,
es het vo Allem 's Fuernehmſt gno,
's het iedweds Chörnli dreimol biſchaut,
und hinterher erſt liege lo

Der andere zwiſchen dem ſechſten und ſiebenten:

Und wenns der nümme ſchmecke will,
fe gang in's Feld, ſchaff bruf und dra,
der Hunger iſch e guete Choch,
er ſtraut eim Gwürz und Zucker dra.

An C. L.

Die Verfaſſerin eines allemanniſchen Gedichtes: die Biene.*)

Wer ſo ne Liedle mache cha,
Mueß ſelber ſchier en Immle ſy.
Es leit ſo zarti Zellen a,
Und treit ſo reine Hunig dri.
Nei, in der Stube chunnts eim nit,
Und in de Büchere lehrt mers nit.

---

*) Das allemanniſche Gedicht, auf welches ſich Hebel bezieht, befindet ſich in der Iris 1812.

Wo's Immli ſini Stiefel chauft,
Im Blueme-Schoß ſi Chöpfli tauft,
Dört findt me ſe ſchermanti Sache,
Und ſo ne Gmüethli zart und guet,
E frumme Sinn, e frohe Mueth,
Eha's au zuem nette Liedli mache.

Die Häfnet-Jungfrau.

Vetter, wo ſimmer doch echterſt? Bald glaubi, mer ſeige verirret.
's ſchlacht kei Uhr, me hört ke Guhl; es lütet ke Glocke;
wo me loſt, und wo me luegt, ſe findt me ke Fueſtritt.
Chömmet do das Wegli ab! Es iſch mer, mer ſeige
nümme wit vom Häfnet-Bugg. Suſt gruſets mer, wenni
drüber mueß; iez wäri froh. Der Sunne no möcht es
ſchier gar Zehni ſy. Sel wär kei Fehler, mer chäme

alliwil no zitli gnueg go Steine bis Mittag. —
Gelter, was hani gſeit! Gottlob, do ſimmer am Häfnet,
und iez weißi Weg und Steg. Der hent doch au beter
hätte früeih, wills Gott, und hentich gwäſchen und d'Hoor gſtrehlt
mittem Richter? Mengmol müen au d'Finger der Dienſt thue,
und der ſehnt mer ſchier ſo us. Je, Vetter, i warnich,
wemmer dim Brunne ſind, me würdich wäſchen und ſtrehle.
's ſtoht im Wieſethal und in den einſeme Matte
no ne Huus, me ſeit em numme 's Steinemer Schlößli.
's thuet de Hambrechs-Läten und 's thuet de Buure, wo gfrohnt hen,
bis es gſtanden iſch mit ſine Staplen am Giebel,
au kei Zahn meh weh. Doch liege ſie rüehig im Bode,
d'Häfnet-Jumpfere nit, wo vor undenkliche Zite
in dem Schlößli g'huſet het mit Vater und Muetter.
's iſch e Zwinghrr gſi, und 's het des Frohnes kei End g'ha,

bald uſs Tribe, bald zuem Bauern oder an Acker,
z'Nacht zuem Hüeten ins Feld, und het der Zwing-
her und d'Zwingfrau
nüt meh gwüeßt, iſch d'Tochter cho, ne zimpferig
Dingli,
mitteme Zucker-Gſicht und marzipanene Hälsli.
Bald het ein go Baſel müeßen oder no witers,
Salbe hole, das und deis zuem Wäſchen und
Streble,
Schueh mit gſtickte Bluemen und choſperi goldeni
Chappe
mit Chramanzlete drum und ſideni Hentſchen und
Bendel.
Meinet der denn, ſie wär e mol go Steine in
d'Chilche
uffem Bode gange mit ihre papierene Schuehne?
Oerliger, dim Bluest, vom thüürſte, wo me cha
finde,
den ſie müeße ſpreite vom Schlößli bis füeren an
Steine
und durs Dorf an d'Chilchhofthür und übere
Chilchhof,
und am Möntig wäſchen. Am nächſte Samſtig
het Alles
müeße ſufer ſy, wie neu vom Weber und Walker.

's isch emol e alte Ma, 's heig Niemes si Heimeth
wüsse welle, neben an dem Oerliger-Fußweg
gstanden an der Chilchhofthüre. „Loset, i warnich,
„Jumpferli," heig er aseit, „'s isch mit dem Plätzli nit z'spasse.
„Geht me so in d'Chilchen und über die grasige Gräber?
„Wie heißts in der Bibel? Oder werdets iemerst nit wüsse:
„Erde sollst du werden, aus Erde bisch du genommen.
„Jumpfere, i förch, i förch!" — Druf seig er verschwunde.
Sel mol uf Oerliger-Turch in d'Chilche gangen und nümme!
Nei, 's mueß Flanell her am nächste Sunntig mit rothe
Wendle rechts und links und unten und obe verbendlet.
O, wie mengmol hen doch d'Lüt im Stille der Wunsch gha:
„Nähm di numme ne Ma im Elsiß oder im Brisgau,

„oder wo der Pfeffer wachst! Es sott der io gunnt sy."

Aber 's het sie Niemes möge. D' Muetter isch gstorbe,

der Vater au, sie liege nebenenander,

und 's chunnt g'letzt e Gang, wo 's Töchterli füren in Chilchhof

au ke Flanell bruucht und eineweg d'Schührli nit wüest macht.

Hen sie nit im Todtebaum vier Richter ins Grab treit?

's seig nit briegget worde. Ne Vater unser hen frilig

Alli betet, und gseit: „Gott geb der ewige Friede!"

Drum der Tod söhnt Alles us, wenns numme nit z'spot wär.

Aber der alt Ma seig eismol wieder am Chilchhof gstanden und heig gseit mit schwere biblitsche Worte:

Hesch nie das Plätzli berührt, so soll di das Plätzli nit tole.

„Wo du ane g'hörsch, weiß numme 's Geitligers Laubi."

's isch so cho. Der ander Morge, wemen ins Feld goht,

ſteht der Todtebaum vor uſſe nebe der Chilchmuur.

Wer verbei iſch, het en gſeh, und 's heißt no dernebe,

's feige Grappe gnueg druf gſeſſen und heigen am Tuech pickt;

wie mes macht; wenn näumis iſch, ſe lüegt me no meh dra.

Je, me hets wieder probiert, me het ſie no tiefer vergrabe,

an en andere Platz. 's het Alles nit ghulfen und battet.

Endli ſeit der Vogt: „Me müen go 's Geitligers Laubi

„froge, wo ſie ane ghört." Me rüſtet e Wage,

wettet d' Stieren i, und leit der Todtebaum uſe.

„Laufet, wo der wennt!" Sie hen ſie nit zweimol lo heiße.

Uf und furt zuem Häfnet-Bugg. Dört blibe ſie d' hange,

z'allernächſt am Brunne (der wüſſets) womer verbei ſin.

In dem Brunne ſitzt ſie. Doch ſtigt ſie an ſunnige Tage

mengmol uſen ans Land, ſtrehlt in de goldige Hoore,
und wenn Räumer chunnt, wo ſelle Morge nit betet
oder d'Hoor nit gſtrehlt, und wo ſi nit gwäſchen und puzt het,
oder iunge Bäum verderbt und Andere 's Holz ſtiehlt,
ſeit me, ſie nehm en in d'Arm, und ziehn en aben in Brunne.
Vetter, i glaub ſel nit. Me ſeit ſo wege de Chinde,
aß ſie füferli werden und nieme näumis verderbe.
Vetter, wär es ſo gföhrli, dim Blueſt, euch hätt ſie in d'Arm gno,
wo mer neben abe ſin, und gwäſchen im Brunne,
und au wieder gſtrehlt e mol. — Mei loſet, was höri?
's lütet z'Steine Mittag. Bal ſimmer duſſen im Freie.
D'Zit wird eim doch churz im Lauſe, wemmen au näumis
mitenander z'rede weiß und näumis z'erzähle.

Seigs denn au nit wohr, es iſch nit beſſer, wenns wohr iſch.

Sehnt der iez dört 's Schlößli mit ſinen eckige Gieble?

Und das Dorf iſch Steine. Do füre zieht ſi der Chilchweg.

An Herrn Rechnungsrath Gyßer.

Antwort auf ein allemanniſches Gedicht, welches Rechnungsrath Gyßer von Müllheim im Jahr 1802 an Hebel ſandte, als deſſen Gedichte auf Subſcription angekündigt und einige Proben davon bereits dem Publikum mitgetheilt worden waren.

Dunderſchieß! Wer rennt mer in mi Gäut
Iſchs der Gyßer? — 's iſch bi miner Treu
Euer Glück, aß Ihrs ſind, Meiſter Gyßer!
Rime her! — — Poz Fürio, und Miſere
re Domine! 's hätt ſchier verſeit,
hätt mi nit d'Verzwiflung uſe treit.

Jez, was Euer Verſli abetrift,
uf mi Seecht, i bi voll Chid und Gift,
aß me Ratte mit mer chönnt verge.
Drum, i ha gmeint, 's chönn's ſuſt Niemes meh,

weder ich, mit miner lange Pfife,
und Ihr müſſets au ſo ſchön z'bigriffe.

Lueget, 's Hamberch ſott enander ſchelte,
doch, wil Ihrs ſind, willi 's Recht lo gelte.
Euer Verſli iſch ſo nett und gſchlacht,
aß i ſchier mein, i heigs ſelber gmacht.
Frili, wers bidenkt, es iſch ke Wunder
aß ders chönnet, ſchla' mi au der Dunder.

Ihr trinket urig Poeſie
in lange Züge, z'Müllen an der Poſt.
Tauſig Sappermoſt,
iſch ſel nit e cheſpire Wi!

Aber chömmet, ſind ers echt im Stand,
doher au ne Rung ins Welſchchornland,
ſufet Proſa uſem naſſe Züber
in der Chuchi! ('s tribt mer d'Augen über);
Sel bi Gollig, luegt en ander a.

Zwor i wills bikenne, jo i ha
au no Oberländer Poeſie
imme Fäßli, und henk d'Zunge dri,
wenns nit geh will. Aber 's iſch ke Art,
nei es iſch nüt, uf der ſandige Hart.

He der wüſſets wohl, i hannich io
Lang und mengmol gſeh bim Fürſtli*) ſteh.
(Churz het Euch no niene Niemes gſeh,
Wers dihauptet, ſeit ke Wohret me)
Selmols, traui, hets au Batze g'choſt,
bis der füürig Geiſt in Eure Odere
und in Eurem Chopf het welle lodere,
und 's iſch doch nit gſi, wie an der Poſt.

Neie wohl! Se hettich au der Schmid**)
g'Hüglen überliſtet mit mim Lied!
So ne gſcheidte Ma, wie Ihr ſuſt ſind,
chauft e Chatz im Sack, und ſeig ſie blind!

Geb der Himmel, aß ſie ſchöner Art,
und mit chloren Augen uſe fahrt,
wenni's Säckli löſ, und lock und ſag:
„Büüsli chumm, und loß di ſeh am Tag!"

*) Fürlin, Kammerrath und Landſchreiber (Generalkaſſier) in Karlsruhe von den 1770er bis in die 1790er Jahre. Siehe v. Drais Geſchichte der Regierung und Bildung von Baden unter Carl Friedrich. Zweiter Band. Necrolog p. 86.

**) Pfarrer Schmidt von Hügelheim, welcher für ſeinen Freund Hebel damals Subſcribenten zu den allemanniſchen Gedichten ſammelte.

Jetz, Herr Goßer, bhüetich Gott der Her!
Haltet mer mi Grobheit für en Ehr!
Und Sankt Michael mit langem Säbel
ſollich b'ſchirme! — — Johann Peter Hebel.

Am fünften November Tuſig Achthundert Zwei;
i hätz ſchier vergeſſe, mi armi Treu!

An Ebendenſelben.

Wie? was ſagetder, aß der ſeiget, in Eure Epiſtle?
Schatzigbleger?*) Nei, was mueß me für Sachen erlebe?
Hender d'Schatzig b'leit, Her Gyßer? Jeſis, gent Achtig,
wenn ſie iüngiet, wie 's ich goht! Das chönnemer bruuche.
Was het ſelle gſeit, wo g'hört het, d'Sunne heig g'wibet?
's ſloht ins Vetters Fable. Er het mit ſchrundige Hände

*) Antwort auf ein freundſchaftliches Schreiben von Gyßer, in welchem ſich derſelbe, der mit der Schatzungsrenovation des Oberamts Badenweiler beauftragt war, als: „Schatzigbleger" (Schatzungs-Beleger) unterſchrieben hatte.

in de Hore g'chrazt. „I mein, ſie mach eim el-
leinig
„heiß gnueg, het er gſeit, mit ihrem dunſtigen
Othem,
„und trinkt alli Brunnen us; 's würd ſufere
Arbet
„werde, wenn ſie Jungi het, und hinter de
Berge
„wie ne Gluckere füre chunnt mit Siebe und
Achte."
Lueget, ſo wirds goh, wenn d'Schatzig Bueben
und Meidli
überchunnt und ledig bhaltet, g'fräßige Chinder,
's wird nit z'bſchribe ſy, was für e Lamento ins
Land chunnt.

Vetter Gyßer loſet, der hent doch b'ſundere
Jeſte!
Jo i mueß es ſage, und wenns mi gnädige
Landsher
über churz und lang erfahrt, und henktich der
Brodchorb
höcher, wie der ſelber förchet, nimmts mi nit
wunder.

Iſchs ich öbbe, wil der Moler*) z'Müle ne weg
chunnt,
gumperig, und meinet, iez lueg ich Niemes uf
d'Iſe?
Hen der gmeint, io wohl! Sie hen ſcho wieder
en Andre
in der Machi, und er würd ich d'Zeche verleſe.
Wie het Rehabeam gſeit? „Mein Finger," ſeit er,
„ſoll ſchwerer
„ſeyn, als meines Vaters Arm." Der werdets
erfahre!
Suſt e brave Her, und gſchickt, er ſchribt ſi vo
Spir her
ehnen am breite Rhi, wo iez der Premie-Conſul
d'Schazig bleit, und 's Volch regiert mit bluetige
Hände.

Vetter Gyßer, 's fallt mer i, iſch nit wohr,
mer hen doch
mengerlei Heren im Land vo allen Enden und
Orte,
und mir ſin no als die bräſte? Hättemer num-
me

*) Geh.-Hofrath Maler, damals Oberamtmann in Müllheim.

näumis glehrt! Mer hätte doch ſo ordli der Zit gha.
Aber iez iſch z'ſpot! Und mengmol wenn mini Schüeler
mehr verſtöhn aß ich, und froge mi ſpitzigi Sache,
woni ſelber nit weiß, ſe ſagi: „Loſet, der müent ein
„nit gli z'Schande mache! 's iſch almig nit gſy, wies iez iſch,
„mittem Lehre, und me het iuſt d'Gleggheit nit gha.
„B'haltets binich, was der müſſet! Wendets im ſtille
„a, und werdet brav, und ſaget, der heigets bi mir glehrt,
„aß i au no Ehr erleb, und dankbari Zite!"

Vetter Gyßer, hent der Buebe, ſoll ein e Pfarer
werde, hani nüt derwider. Rüeihig verlebt er
ſini Stunden uffem Land. Ne freudige Wechſel
zwiſchen Arbet und Rueih, und zwiſche Studieren und Martſche,
zwiſchen Eſſen und Verdaue flicht ſi dur 's Lebe.

Ob em hangt der Himmel voll Sunne, Sternen und Gige;
unter em der Boden, er treit em fruchtbere Zehnte.
Uf de Matte weide d'Chüeih, ihm trage ſie d'Milch zue;
an de Berge graſe d'Schof, ihm chrüslet ſi d'Wulle;
in den Eichle chnarflet d'Sau, ihm leit ſie der Speck a.
Färlet näume ne Mohr, het au der Pfarer ſi Säuli.
Meint der Fürſt, er heig ſi Sach an Zinſen und Gfälle,
mueß er mittem Pfarer theilen oder Proceß ha.
Drum, Her Gyßer! was i ſag, und wenn ein e Pfarer
werde will, und wenn e ſchöni mannberi Tochter
no nem Vikari luegt, und er luegt wieder no ihre,
und ſie wechſle mitenander fründligi Rede,
löhnt ſie mache, ſagi. Doch vorem leidige Schuelſtaub
ſoll der Himmel euer Chind in Gnade bewahre.

Aber mi Red nit z'vergeſſen, und euri Feſten und Rime,

jo, i ha ſie überchо; ſie hemmer e Freud gmacht, bſunders ſelli Frau. Wie iſchs ere endli no gange?

Iſch ſie wieder z'Chräfte cho? I möchtere's gunne.

Oder het ſie g'endet, und trinkt in blaue Reviere

Sterneluft, und Himmelsthau, und mutteret nümme?

Helfis Gott! Mer werde au no 's Bündeli mache,

und ins himmliſch Canaan der Weg unter d'Füeß neh!

's ſeig e gangbari Streß, ſie gang gwiß übere Chilchhof.

Sieder wemmer leben, und 's Lebe freudig verbrauche,

Trübli eſſe, Neue trinke, Eheſterne brote.

Vetter Goſer, chunnt deim Buur ſi ſunnige Rebberg

mit der Zit an Stab, ſe bietet für mi. Es chunnt mer

nit uf nâumis a, und d'Morgeſunnen iſch viel werth.

Lueget, iez mueßi in d'Schuel, ſuſt wotti no allerlei ſage.

W'hüetich Gott! Vergelts Gott au! Und chömmet bal wieder.

J. P. H.

Der Schwarzwälder im Breisgau. *)

Z'Müllen an der Poſt,
Traſſigſappermoſt!
Trinkt me nit e guete Wi!
Goht er nit wie Baumöl i,
z'Müllen an der Poſt!

*) Dieſes Gedicht erſchien zuerſt in dem Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt 1807 mit der Ueberſchrift: Der verliebte Hauenſteiner. Es beginnt in der eben genannten Zeitſchrift mit dem Verſe: z'Friberg in der Stadt. Hierauf folgt der Vers: z'Staufen uffem Märtz, ſodann: z'Müllen uf der Poſtz, hierauf: z'Bürglen uf der Höh.

Z'Büeglen uf der Höh,
nei, was cha me ſeh!
O, wie wechsle Berg und Thal,
Land und Waſſer überal,
z'Bürglen uf der Höh!*)

Z'Staufen uffem Märt
ben ſie, was me gehrt, **)
Tanz und Wi und Luſtbarkeit,
was eim numme 's Herz erfreut,
z'Staufen uffem Märt!

Z'Friberg in der Stadt,
ſufer iſchs und glatt,
riche Here, Geld un Guet,
Jumpfere wie Milch und Bluet,
z'Friberg in der Stadt.

---

*) Im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt:

bis zuem Schwizerſchnee.

**) Ebendaſelbſt:

bet me was me gehrt.

Woni gang und ſtand,
wärs e luſtig Land.*)
Aber zeig mer, was de witt,
numme nâumis findi nit
in dem ſchöne Land.

Minen Auge gfallt
Heriſchried im Wald.
Woni gang, ſe denki dra,
's chunnt mer nût uf d'Geaniq a
z'Heriſchried im Wald.

Imme chleine Huus
wandlet i und us —
gelt, de meinſch, i ſag der, wer?
's iſch e Sie, es iſch kei Er,
imme chleine Huus.

*) Im Freiburger allgemeinen Intelligenz- und Wochenblatt:

wärs e liebli Land.

Der allezeit vergnügte Tabakraucher.

Im Frühling.

's Bäumli blüeiht, und 's Brünnli ſpringt.
Potz tauſig los, wie 's Vögeli ſingt!
We het ſie Freud und frohe Mueth,
und 's Pfiffli, nei, wie ſchmeckts ſo guet!

Im Sommer.

Volli Aehri, wo me goht,
Bäum voll Aepfel, wo me ſteht!
Und es iſch e Hitz und Glueth.
Eineweg ſchmeckt 's Pfiffli guet.

Im Herbſt.

Chönnt denn d'Welt no beſſer ſy?
Mit ſi'm Trübel, mit ſi'm Wi
ſtärkt der Herbſt mi luſtig Bluet,
und mi Pfiſli ſchmeckt ſo guet.

Im Winter.

Winterszit, ſchöni Zit!
Schnee uf alle Berge lit,
uffem Dach und uffem Huet.
Juſtement ſchmeckt 's Pfiſli guet.

Auf den Tod eines Zechers.

Do hen ſie mer e Ma vergrabe.
's iſch ſchad für ſini bſundre Gabe.
Gang, wo de witt, ſuech no ſo ein!
Sel iſch verbei, de findſch mer kein.

Er iſch e Himmelsg'lehrte gſi.
In alle Dörfere her und hi
ſe het er gluegt vo Hus zue Hus:
hangt nienen echt e Sternen uſ?

Er iſch e freche Ritter gſi.
In alle Dörfere her und hi

ſe het er g'fregt enanderno:
„ſin Leuen oder Bäre do?"

E guete Chriſt ſel iſch er gſi.
In alle Dörfere her und hi
ſe het er untertags und z'Nacht
zuem Chrüez ſi ſtille Bueßgang g'macht.

Si Namen iſch in Stadt und Land
bi große Here wohl bikannt.
Si allerliebſti Cumpanie
ſin allwil d'drei Künig gſi.
Jez ſchloft er und weiß nüt dervo,
es chunnt e Zit, gohts Alle ſo.

Des rheinländiſchen Hausfreundes Dankſagung an Herrn Pfarrer Jäck in Triberg.*)

Zeig wie, Her Peter! Wenn der 's Gläsli ſchmeckt,
voll Chirſiwaſſer, und der Chueche dri,
und 's Lied vo Triberg vom Her Pfarer Jäck
weiſch nit, was ſchön iſt? Git men eim nit d' Hand,

*) Welcher ihm drei Krüge altes Kirſchenwaſſer und Kuchen, mit einer herzlichen Epiſtel in allemanniſcher Sprache geſchickt hatte.

zieht 's Chäpli ab, und ſeit: Vergelts ſich Gott!
Du nit? Und trinkſch, aß wenn di eigene Baum
die Chirſi treit hätt? Und de heſch doch kein.

's iſch wohr, Herr Jäck, i ha kei eigene Baum,
i ha kei Huus, i ha kei Schof im Stal,
kei Pflueg im Feld, kei Immeſtand im Hof,
kei Chatz, kei Hüenli, mengmol au kei Geld.
's macht nüt. 's iſch doch im ganze Dorf kei Buur
ſo rich, aß ich. Der wüſſet wie me's macht.
Me meint, me heige. So meini au, i heigs
im ſüeße Wahn, und wo ne Bäumli blüeiht,
's iſch mi, und wone Feld voll Aehri ſchwankt,
's iſch au mi; wone Säuli Eichle frißt,
es frißt ſie us mi'm Wald.

So bini rich. Doch richer bini no
im Heuet, in der Erndt, im frohe Herbſt.
I ſag: Jez chömmet Lüt, wer will und mag,

und heuet, ſchnidet, hauet Trübli ab!
I ha mi Freud an Allem gha, mi Herz
an allen Düften, aller Schöni g'labt.
Was übrig iſch, iſch euer. Tragets heim!

Her Jäck, mir iſch, der ſchüttlet eue Chopf,
und ſaget fürich ſelber: „Guete Fründ,
„ſo lebt men im Schlaraffeland.“ He io,
ſo lebi im Schlaraffeland, 's iſch wohr,
Treit nit meng Immli ſüeße Hunig heim
um Triberg? Hangt nit menge Chirſibaum
voll ſchwarzi Chinder? Mir do niede fliegt
der Chuechen und der Chirſiwaſſer-Chrueg
und drei für ein zuem Fenſter i. Do trink!
Und lueg do fliegt e Blatt, 's iſch ſchwarz uf
wiß.

Her Jäck, viel Süeßi wohnt im Bluemecheich,
Viel Gwürz im brune Chirſichern, 's iſch wohr.
Doch was im frumme Menſcheherz erſprießt,
und ufgoht, und in ſchöne Liedere blüeiht,
wie euer Lied, goht übers Zuckerbrod
und Zimmetgeiſt. Das treit ke Immli heim,
das diſtellirt der Summer an keim Baum.

Drum dank ich Gott für alles Liebs und Guts.
Drum dank ich Gott für dreifach G'ſchenk,
und gebich Sunneſchin un frohi Zit.
Der ſehnt, i dank mit Chapeziner Dank,
mit Segen und Papier. — —

An Herrn Pfarrer Güntert zu Weil.*)

Vetter Vogt! Der Bammert (i muß ichs chlage) wird tägli
liederlicher, fûler, verſoffener; 's iſch nümme g'lebe,
's iſch nümme z'gſchirre mit em; 's hilft weder ſtroſe, no Zueſpruch.

*) Hebel pflegte, als er noch in Lörrach angeſtellt war, ſeinen Freund Güntert im Scherze Vogt zu nennen, und behält hier dieſe Benennung bei. Sich ſelbſt nannte er Stabhalter, und einen andern Freund, der damals Amtsactuar zu Lörrach war, Bammert, d. i. Bannwart. Feldhüter

Looſet, wiener mers macht! 's iſch weg'neme Tubakpfiſſi,
weg'neme tuſignette Pfiſſi; 's het mi ſex Guldi choſt und ungradi Chrüzer, no ohni 's Beſchlág dra, und ohni
's Chetemli dra; ſuſt ſeit me der Gattig Pfiſſene Merſchum.
Wiß ſin ſi, wie Chlabaſter, und weich wie Anke, und wie ne
Fliegeſchißli ſo licht, wenn eim e Fliege 'n uff d'Hand ...
Raucht me'n us ſo me Pfiſſi, ſe wirds wie länger wie ſchöner.
Zerſt wirds grüen am Beſchlág, aß wie der libhaftig Grüenſpon,
Alliwil witer abe, und alliwil grüener und dunkler,
bis es ſchwarz iſch, wie d'Nacht; doch brun wirds gegenem Chopf zue;
und der Chopf blibt wiß; 's iſch nüt nutz, wenn er nit wiß blibt.
Aber ſo e Pfiſſi iſch wie e ſchaallos Eili,
wie e Sermonetchindli, (doch nit der Landvögti ihres,)
wo me's arührt, thuets em weh; im Augeblick het es
Mooſe, Chrizli, Löchli; me darf nit herzhaft dra chuche.

Het ein e Ruuſch, ſe will i'm nit rothe us ſo me Pfifli
z'rauche, 's Pfifli wär hih! und überhaupt, wenn ein voll iſch
ſoll er 's rauche ſo ſi; me het bitrübti Exempel,
's got mit em zunderſt und zöberſt, der Bode will unter em brache.
d'Brucke ſchwanke, d'Berg bimege ſi, d'Lüt ſieht er doppelt,
ſchwezt mit em ſelber — armsdicke Wort, — ſi ſchieße kem Pfarrer
ſo wo de Lippe; der Ziehzero z'Rohm iſch numme e Naar gſi.
Aber wider zuem Pfifli. Wenn ſo e Pfifli verſaut iſch,
lueget, ſe cha me's butze, und wenn's ſo rueßig und ſchwarz iſch,
wie der Michel mit vierzeh Striche, wirds ich doch wider
wie der g'falle Schnee, me glaubts nit, wemmes nit gſeh het.
Schabe cha me's, und wenns ſo rublig wie's Here Faktore
Jokeb Friderli wär, ſe wird's ich ſo glatt und ſo glänzig,

's Suffilis Bäckli chönne nit glänziger, chönne nit gütter
ſi, — und wenn ſo e Pfifli recht g'ſchlacht ſol blibe,
ſe nimmt me
näumen e Täpfi, wo no ke Eierenanke iſch drin
gſi,
loßt im Täpfi Wachs vergeh, wie finer, wie
beſſer,
und chocht 's Pfifli im Wax; 's iſch aber e bſun-
dere Vortel,
's cha's nit iedwede Chue! Der werdets ſelber
nit chönne!
Uſem Fundement verſtohts der Bammert, und
ſider
as er d'Feldhuet verlore, und keini Einig me
z'zieh het,
puzt er Pfifli. Der Burſcht het fuſt ſchier nüt
me z'verdiene.
's Stunde rüffe treit nit viel i; zwor brüelt er
enzezli,
er, und d'Chatze, und d'Güehl, und 's Wirths
fuelürtige Hofhund
hen e Gragöl mitenander; der Mond am Himmel
wird ſchüüch drob.

München

d' Hexe bſegne ſi ſelber im rueſſige Chämi, und bette:

„das walt Gott, und d'hüetis Gott!“ — So grüſeli brüelt er.

Aber brüele und ſufe iſch zweierlei. Gſoffe mueß doch ſi!

Und wie ärger er brüelt, wie ärger ſuuft er bis d'Sterne

noetno verbleiche am graue Himmel, und enenam Turnberg

lieſi der Morge verwacht; und was er mit Brüele verdient het,

het er vor Tag ſcho verſoffe. Vo was iez lebe? Der Tag will

au ſi Sach, und der Bammert iſch ken vo dene, wo 's Eſſe

obem Trinke vergeſſen, er frißt ich mit Bieren um d'Wett,

wenn ers het, feigs Ches, feigs Brotis, Tüdli und Strüdli.

Aber ſo e Lebe choſt Geld in ietzige Zite!

d' Noth lert bette, d'Noth lert ſchaffe, d'Noth lert de Bammert

Pünſli putze. Es treit zwor wenig i, doch iſchs ſi viel.

Loſet iez, wie er mers macht! Mi Pfiſſi iſch rud-
lig, — i gib em's.

Vor zwölf Wuche, 's het no gſchneit, 's het no ke
Blüemli

's Chöpfli zeigt, ſe gib i'm mi Pfiſſi, und ſag
em: „Do hent er's!

„Schabet's, fiedet's, putzet's; gent Achtig druf, —
's choſtet ſer Gulde,

„ohni 's Bſchlág dra, und ohni 's Chetemli. Bring-
get's bald wider!

„Wenn der's ordeli putzet, und zitli bringet, ſo
hilf i ich

„wider zue enem Aemtli, und zahl ich extra zwo
Halbi."

Sot's der Burſch nit thue? Was macht er? Er
nimmt mer mi Pfiſſi.

„Jo, i will ich's putze und ordeli wider bringe!" —

Sellemols gſeh, und nümme! I frog' en, wo i'm
de Chopf ſieh,

„Bammert, hen der mer's Pfiſſi?" — „I blos ich
ufs Pfiſſi," iſch d'Antwort.

„Hent er's verlore? — Nei! — ſe hen ders ver-
ſoffe, bikennets!

„Nei i ha's nit verſoffe! — ſe bringet's! — Morn
will i's bringe."

Lueget, ſe trib is vo Faßnecht bis Oſtre, vo Oſtre bis Pfingſte.
Wer mer's Pfifli nit bringt, das iſch der liederlich Bammert.
Vetter Vogt! Drum meint i, der chönntet mer öppe do bi ſtoh!
Wenn der e ſcharpfe Befehl im Bammert ſchicktet; der wüſſet,
wie me mitem mueß rede! ſo dütli: „'s Dunder und 's Wetter
„fahr ich in Chrage denn au! Dir dunderſchießige Chetzer!
„Het der Her Stadhalter ſi tuſig ſchön Pfifli für euch gchauft?
„'s Pfifli uſe! bi Gott! ſuſt müenter ſechs Wuche ins Hüüsli.
„Dixi! Güntert Vogt." — — Was gilts, er leßt's nit druf a cho!

Thüent mer der Gfalle, Herr Vogt! — Der neu Vikari vo Lörech
bringt ich d'Bollete, ne brave Her, und gmei mitte Lüte.
Suſt ſin die iunge Burſt mengmol e wenig phateſtig,

meine ſie heigem ellei mit Löffle d' Gierſamkeit gfreſſe.

Aber der neu Vikari iſch kei vo dene. Er predigt

Gottes Wort, wies ſi ghört, und führt e chriſtliche Wandel,

het e tröſtlige Zueſpruch, und wenn er d' Bibel vom Schaft langt,

herefriſirt er eim d'Sprüch ſo dütli, aß es e Freud iſch.

Drum erwiſet em Ehr — I will ihn grekhummedirt ha!

Stabhalter.

An eine Freundin,

bei Ueberſendung einer Anzahl Räthſel und Charaden.

Nehmet das denn au,
liebi, frummi Frau!
's grothet juſt nit eins wie's ander,
Chorn und Spreu iſch unterenander.
Leſet 's Fürnehmſt us,
's iſch, cha ſy, ne Fund;
's ander ſtrichet us.
Gott erhalt ich gſund,
und Gott ſchenk ich alliwil
liebi ſüeßi Freude viel.

Dem aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten an ſeinem Hochzeittage.

I ha 's lo g'ſeit, und 's iſch ſo cho!
Was hani g'ſeit? 's werd nit lang geh,
ſe bringt der Bott vom Schwizerland
es Brütli an der weiche Hand,
es lieblig Brütli mittem Chranz
zuem Chilgang und zuem Hochzit-Tanz.

's iſch frili wohr, und ſo ne Ma,
es Fraueli das mueß er ha.
Früeih, wenn er mittem Morgeroth
uf d'Stroß go Brugg und Baſel geht,

wer nimmt en z'erſt no lieb und warm,
zuem B'hüetdigott und Chuß, in Arm?

Und wenn er mittem Obedſtern
in d'Heimet chunnt, was hätt er gern?
's ſött näumis an der Huus-Thür ſtoh,
es ſött em lieb eggege cho,
und fründli ſäge: „Grüeß di Gott,
„du liebe Ma und Schwizerdott!"

Und ſäge ſött's em: „Liebe Ma,
„chumm weidli, leg d'Pantofflen a,
„und 's Tſchöpli! Uffem Tiſchtuech ſtoht
„di's Süppli ſcho vo wiſem Brod.
„Chumm, liebi Seel, und iß iez z'Nacht!
„Und 's Bettli iſch de au ſcho g'macht."

Das weiß er wohl mi Schwizerdott,
's iſch nit, as wenni 'm 's ſäge wott.
Drum het er au am lange Rhi
und Canton us und Canton i
meng Meidſchi ſcharf in d'Auge g'no,
ob nit bald wöll die rechti cho.

Und Canton us und Canton i,
bald an der Limmeth, bald am Rhi,
wol het er bravi Meidſch'ne gſeh,
wie's Röſli roth, wiiß wie der Schnee,
ſo tuſigſchön und guet und froh.
Die rechti het nit wölle cho.

's macht nüt. Mi liebe Schwizerbott
het gſeit: „I find ſie doch, wills Gott!"
I glaub es ſchier, Her Bottema!
Längſt heit er 's in der Nöchi gha.
Thüent d'Augen uf! Bim Saferlot,
ſie chunnt nit ſelbſt. Verzeih mers Gott!

Jez het er ſie, und iſch er froh,
Der Landamma iſchs gwüs nit ſo. —
Gib, was de heſch, biet, was de witt,
er tuuſchte mit dem Kaiſer nit.
Er lueget nu ſi's Brütli a:
„Jez biſch mi Wib und i di Ma!"

I ſäg es frei, und ſäg es lut:
Her Schwizerbott mit euer Brut,
Gott guntich wol e bravi Frau,
und wie's euch freut, ſo freuts üs au.

und geb' ich Gott denn alliwil
der liebe neue Freude viel.

Denk, wenn's no einiſt g'winteret het,
was ſtreckt ſi do im chline Bett,
und lächlet lieb? Mi Bottema
er luegt ſi goldig Büebli a.
Er lengt e ſüße Zuckerring:
„Lueg, was i der vo Aarau bring!"

Nu flink dur's Land, Her Bottema,
mit eure Taſchen uf und a,
und bringet, wie mer's g'wohnet ſin,
viel ſchöne B'richt und Lehre drin.
An Zuckerbrod und Marzipa
für d'Chindli ſolls nit Mangel ha.

Gedichte,

in

hochdeutſcher Sprache,

nebſt

Räthſeln, Charaden und Logogriphen.

Neujahrslied.

Mit der Freude zieht der Schmerz
Traulich durch die Zeiten.
Schwere Stürme, milde Weste,
Bange Sorgen, frohe Feste
Wandeln ſich zur Seiten.

Und wo eine Thräne fällt,
Blüht auch eine Roſe.
Schön gemiſcht, noch eh' wir's bitten,
Iſt für Thronen und für Hütten
Schmerz und Luſt im Looſe.

War's nicht so im alten Jahr?
Wird's im neuen enden?
Sonnen wallen auf und nieder,
Wolken gehn und kommen wieder,
Und kein Wunsch wird's wenden.

Gebe denn, der über uns
Wägt mit rechter Wage,
Jedem Sinn für seine Freuden,
Jedem Muth für seine Leiden,
In die neuen Tage.

Jedem auf des Lebens Pfad
Einen Freund zur Seite,
Ein zufriedenes Gemüthe,
Und zu stiller Herzensgüte
Hoffnung in's Geleite.

Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen ſtrömt das Leben.
Reine Luft für Menſch und Vieh;
Waſſerbrünnlein ſpat und früh
Müſſen uns die Berge geben.

Friſche Matten!
Grüner Klee und Dolden ſchließen;
An der Schmehle ſchlank und fein
Glänzt der Thau wie Edelſtein,
Und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien

Tönen im belaubten Reiß,
Singen laut des Schöpfers Preiß.
Kirsche, Birn und Pflaum gedeihen

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Aehre schwanket schön,
Wenn die milden Lüfte wehn,
Und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
Strahlt die Sonn' im Bräutgeschmeide;
Weiße Wölklein steigen auf,
Ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäflein gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
Woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön.
In den Gründen, auf den Höhn
Wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
Ueberziehn den Himmelsbogen,

Und der Vogel ſingt nicht mehr.
Winde brauſen hin und her,
Und die wilden Waſſer wogen.

Rothe Blitze
Zucken hin und zucken wieder,
Leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Kreatur.
Donnerſchläge ſtürzen nieder.

Gut Gewiſſen,
Wer es hat, und wer's bewachet,
In den Blitz vom Weltgericht.
Schaut er, und erbebet nicht,
Wenn der Grund der Erde krachet

Abendlied,

wenn man aus dem Wirthshaus geht.

Jetzt schwingen wir den Hut.
Der Wein der war so gut.
Der Kaiser trinkt Burgunder Wein,
Der schönste Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser,
Nicht besser:

Der Wirth, der ist bezahlt,
Und keine Kreide malt
Den Namen an die Kammerthür
Und hinten dran die Schuldgebühr.
Der Gast darf wieder kommen,
Ja kommen.

Und wer ſein Gläslein trinkt,
Ein luſtig Liedlein ſingt
Im Frieden und mit Sittſamkeit,
Und geht nach Haus zu rechter Zeit,
Der Gaſt darf wieder kehren,
Mit Ehren.

Des Wirths ſein Töchterlein
Iſt züchtig, ſchlank und fein,
Die Mutter hält's in treuer Hut,
Und hat ſie keins, das iſt nicht gut,
Muß eins in Straßburg kaufen,
Ja kaufen.

Jetzt Brüder, gute Nacht!
Der Mond am Himmel wacht;
Und wacht er nicht, ſo ſchläft er noch.
Wir finden Weg und Hausthür doch,
Und ſchlafen aus im Frieden,
Ja Frieden.

Lied

für die

Gesellschaft des Museums bei ihren freundschaftlichen Mahlen.

Melodie: Süße, heilige Natur ꝛc.

Lieblich tönt zum Becherklang
Saitenspiel und Festgesang,
und im schönen Wechsel ziehn
Ernst und Scherz durchs Leben hin.

Ernst dort in dem Büchersaal,
fröhlich hier am Feiermal;

Freunde dort und Freunde hier,
forſchen, ſcherzen, ſingen wir.

Das Metall aus Mexiko
macht nicht weiſe, macht nicht froh;
hoch in lichten Räumen kreis't
gern und froh der freie Geiſt;

Sieht in ſeinem Eigenthum,
ſieht von Pol zu Pol ſich um,
Sonnen ſtrahlen überhin,
Paradieſe blühn um ihn.

An der Vorwelt Tafeln ſteht,
in die dunkle Zukunft ſpäht,
in den raſchen Strom der Zeit
ſchaut der Sohn der Ewigkeit.

Thronen, Völker fern und nah
tauchen nieder, waren da,
andre, nie genannt zuvor,
ſteigen aus der Fluth empor.

Wetterwolken kommen, gehn,
Waffen klirren, Palmen wehn;
Thränen fließen, Rosen blühn,
welken wieder rings um ihn.

Mit der Menschheit nah und fern
theilt er Scherz und Freude gern,
ruht, gepreßt von Scherz und Lust,
wieder an der Freunde Brust.

Inniger und enger zieht
sich sein Kreis, und reiner glüht,
als im regen Weltgewühl,
dann des Daseyns Hochgefühl;

Und zur Seelenharmonie
tönt des Liedes Melodie,
und zum muntern Festgesang
tönt der reine Becherklang.

Manche Stunde lieb und froh,
Brüder, Freunde, schwand uns so;

Freundschaft macht das Leben süß,
wandelts in ein Paradies.

Aber, ach! Ihr blickt umher!
Manche Biedre sind nicht mehr:
Ihre Asche hat der Sand,
und den Geist sein Vaterland.

Reicht die Becher still hinab!
Ruhe schwed auf ihrem Grab!
Im Gedächtniß leben sie;
Freunde sterben, Freundschaft nie.

Füllt die Becher wieder an!
reicht sie her und stoßet an!
Unser schöner Bund sey heut,
hör's ein guter Geist — erneut!

Leget traulich Hand in Hand!
Fest und heilig sey dies Band
Jedem, der nach Wahrheit strebt,
und für Pflicht und Freundschaft lebt!

Manche Stunde werd' uns ſo,
noch, wie dieſe, lieb und froh!
Schnell flieht dieſes Leben hin, —
Trinkt auf feſten Freundes Sinn!

Schluß-Chor:

„Auf der Freundſchaft feſten Sinn
über Welt und Zeiten hin!"

Kürze und Länge des Lebens.

Dumpf ertönte vom hohen Thurm das Trauergeläute
und der Leichen-Gesang erscholl zum blumigen Hügel,
wo Bathyll und Damötas, noch beide blühend dem Leben,
beide kundig des Wechselgesanges, am Abhange saßen.
Dieser schaute jenen, der diesen schweigenden Blicks an,
bis im stillen Verein unaufgefordert vom andern,
also Bathyll begann, und also Damötas ihm folgte.

Bathyll.

Kurz iſt dein Leben, o Menſch, in einem Jahre beginnt es,
und im nämlichen fällts. — Einſt ſah dort die grünende Eiche
Guſtav Adolphs Heer, ſieht jetzt des galliſchen Cäſars
ſiegende Fahnen wehn, und harrt noch auf ſpätes Ereigniß.

Damötas.

Lang iſt dein Leben, o Menſch. In einem lachenden Monat
ward die Blume des Hains; der nämliche Monat begräbt ſie.
Kinder des lachenden Jahrs, buntfarbige Spilfen, die Aehre
keimt ſchon im zarten Gras, doch ſeht ihr nicht mehr die Erndte.

Bathyll.

Kurz iſt dein Leben, o Menſch. Im kühnen Buſen entfaltet
ſich ein umfaſſender Plan. Der wollt unſterbliche Lorbeer

um die Schläfe ſich winden; der Millionen ſich häufen.
Kaum noch gekannt entſchlief der eine; dürftig der andre.

Damötas.

Lang iſt dein Leben, o Menſch. Beſcheiden baut ſich das Hüttchen
hier eine fleißige Hand, uns ein genügendes Gärtchen.
Arm begann das junge Paar; es ſpendet das Alter
reichen Segen des Fleißes den Kindern und blühenden Enkeln.

Bathyll.

Kurz iſt dein Leben, o Menſch. Bald iſt der Becher der Freude
ausgeſchlürft. Es ſchwinden die fröhlichen Tage
unter Geſang und Tanz. Es ſchwinden die fröhlichen Nächte,
wie die leichten Wolken ziehn am herbſtlichen Himmel.

Damötas.

Lang iſt dein Leben, o Menſch. Ihr einſamen Stunden der Trauer
träufelt in bittern Sekunden langſam vom Daſeyn hernieder.
Auf dem Krankenlager, im öden ſtillen Gefängniß
ſteht es drückend und ſchwer, wie das Gewitter im Sommer.

Bathyll.

Kurz iſt dein Leben, o Menſch. Am Grabe wendet der Pilger
ins Vergang'ne den Blick. Ach über öde Gefilde,
über verwelkte Blumen, nur wenige warens und arme,
ſieht er ſchon nahe dem Grabe noch ſtehn die verlaſſene Wiege.

Damötas.

Lang iſt dein Leben, o Menſch. Entſteigt der Säugling der Wiege,
welche Bähnen vor ihm! Es wallt der ahnende Knabe

blühende Höhen hinan. Weit dehnt ſich dort ſein Geſichtskreis,
Neues öffnet ſich ihm, und ins Unendliche geht er.

Alſo ſangen die Freunde. Es rauſcht in dem nahen Gebüſche.
Aus dem Gebüſche trat mit heiteren Blicken Euphronos.
Lieblich, wie das Wiegen der Wipfel im Hauche des Zephyrs,
war mir euer Geſang. Ja kurz, ja lang iſt das Leben.
Söhne, genießet es nur! o Söhne, nützet es weiſe,
der hat lange gelebt, der froh und weiſe gelebt hat.

Zum neuen Jahr 1804.

Aufgewacht in deiner Hall',
wandelſt du hervor;
ſchön in deiner Jugend walle
neues Jahr empor!

Unſerm Vater auf dem Throne,
ſeinem hohen Haus,
lächle mild! Um ſeine Krone
breite Freuden aus!

Deine ſchönſten Feiertänze
ſeyen ihm geweiht,

deine schönsten Lorbeerkränze,
holder Sohn der Zeit!

Wandle ohne Blut vorüber,
ohne Schwerdtgetön!
Heile du die Wunden lieber,
die noch offen stehn!

Von des Füllhorns goldnem Rande,
schwer in deiner Hand,
triefe Segen jedem Stande,
in dem Vaterland!

Schöner Sonnen, schöner Sterne
Glanz umstrahle dich,
und die Menschheit nah und ferne
freue deiner sich.

Der Genesung Becher fülle
du dem heißen Schmerz,

und in milde Hoffnung hülle
jedes kranke Herz!

Kröne froh den Sieg der Wahrheit
und Gerechtigkeit!
Und ſo wall' in deiner Klarheit,
holder Sohn der Zeit!

Der Abendſtern.*)

Willkomm, willkomm! Schon wieder da,
Und ſchon denſelben Bergen nah,
Du lieber ſchöner Abendſtern?
— Bei ſeiner Mutter wär er gern;
Er trippelt nach mit mattem Schein,
Und holt ſie eben doch nicht ein.

Von allen Sternen groß und klein,
Iſt er der liebſte, er allein.

*) Dieſe von Hebel ſelbſt verfaßte Ueberſetzung des allemanniſchen Gedichtes gleichen Namens wurde von ihm zuerſt in der Iris 1804 S. 333 u. ff. öffentlich mitgetheilt.

Sein Brüderlein, der Morgenſtern,
O nein, ſie hat ihn nicht ſo gern.
Drum wo ſie wandelt aus und ein,
Da muß ihr Liebling um ſie ſeyn.

Früh, wenn ſie aus dem Schlaf ſich hebt,
Und ſteigend überm Schwarzwald ſchwebt,
Sie führt ihr Knäblein an der Hand,
Sie zeigt ihm Berg und Strom und Land.
Er hüpft und ſpringt. Doch warnt ſie ſchon:
„Der Weg iſt weit, gemach, mein Sohn!“

Er ſchaut ſich um, fragt allerlei;
Sie lehrt ihn treulich, was es ſey.
„O Mutter,“ ruft er, „Mutter ſchau!
Da unten ſtrahlts im Morgenthau,
Schön, wie in deinem Himmelsſaal.“
„Drum,“ ſagt ſie, „iſts das Wieſenthal.“

„Nun fort mein Sohn, und folge mir,
Wir haben nicht zu ſäumen hier.“
Jetzt ſchlüpft er ihren Händen aus,
Springt manchem Wölkchen klein und kraus
Mit leichten Füßen nach, und ſchlägt
Das Hütchen drauf, — und — iſt geneckt.

Doch, wie die Sonne höher ſteigt,
Und unter ihr der Rhein ſich zeigt;
So warnt ſie ihn: „Hier iſt Gefahr!"
Sie beut die Mutterhand ihm dar.
Sie knöpft ihm ſchnell das Röcklein ein,
Und führt ihn ſorglich über'n Rhein.

Doch wie ſie ob dem Elſaß ſteht,
Und mächtig wieder abwärts geht,
Wie wird das Bürſchlein müd und ſtill?
Es weiß nicht, wie ſich's helfen will.
Sie tröſtet ihn, ſie ſpricht ihm zu:
„Bald kommſt du heim in deine Ruh."

Doch wie ſie ob den Bergen ſteht,
Am rothen Himmel tiefer geht,
Und er von weitem, matt und müd,
Die ſüße liebe Heimath ſieht,
Läßt er das Mütterchen voran,
Und zottelt nach ſo gut er kann.

Zur Heimath wandeln Heerd und Hirt;
Der Vogel ſchweigt, der Käfer ſchwirrt.
Schon tönt die ſtille Flur entlang,

Der Heimchen frommer Nachtgesang.
„Jetzt," denkt er, „hab ich hohe Zeit!
„Doch ist's, Gottlob, auch nimmer weit."

O seht ihn, wie er niedersinkt,
Und heller jetzt, und heller blinkt.
Die Mutter steht schon vor dem Haus,
Und streckt nach ihm die Arme aus;
Jetzt sinkt er freudig niederwärts,
Jetzt ist ihm wohl am Mutterherz.

Schon stehn Rosinlein rein und frisch,
Und Honigkuchen auf dem Tisch.
Bald trägt sie ihn in seine Ruh,
Deckt ihn mit leichten Wolken zu;
Sie küßt ihm Stirn und Wange roth;
„Schlaf wohl mein Kind! das walte Gott!"

Schlaf wohl, du schöner Abendstern!
Das Sternlein sehen alle gern.
Er schaut herab so mild und gut,
Und wer ihn sieht mit schweren Muth,
Dem lindert er den tiefen Schmerz,
Und stiller Friede füllt das Herz.

Die andern dort im Lichtgewand,
Ei freilich ja, ſind auch ſcharmant.
O ſeht, wie's flimmert weit und breit!
In Lieb und Fried und Einigkeit
Wird jeder ſeines Lebens froh.
Wärs doch hienieden auch ſchon ſo!

Schon kühler wird die Abendluft,
Und an den Halmen hängt der Duft.
Auch wir gehn, denk ich, allgemach,
Im ſtillen Frieden unter Dach.
Geh, Lieschen, ſachte du voran,
Und zünd geſchickt das Lämpchen an.

Auf den Geburtstag eines Freundes. *)

Willkomm, willkomm! Da wandelt er
Der liebe Tag am Himmel her,
Der einſt ein Knäblein, (hab er's Lob!)
Hold lachend in die Windeln ſchob.

Das Knäblein wuchs bei Speiß und Trank
Zum wackern Jüngling, groß und ſchlank,
Und wer ihn ſah, und was er trieb,
Der war ihm gut, und hatt' ihn lieb.

*) Der Freund, auf deſſen Geburtstag Hebel dieſes Gedicht verfaßte, war ein als Beamter im Badiſchen hoch geachteter, und beſonders durch ſeine Geſchicklichkeit, die er in Unterſuchungen gegen Jauner bewies, ausgezeichneter Rechtsgelehrter.

Ein Jauner höchſtens fuhr zurück,
Und maß ihn ſchon mit ſcheuem Blick,
Und dachte bei ſich ſchweren Muths:
Aus dieſem Früchtlein wird nichts Guts.

Drauf trieb der Jüngling viel Latein,
Und ſog den Geiſt der Weisheit ein,
Und ward gelehrt, und wuchs heran
An Kraft und Muth ein feſter Mann.

Und macht denn nun ſchon manches Jahr
Des Jauners bangen Ahnden wahr,
Und ſchirmt, ſein Landrecht in der Hand,
Die Ordnung in dem Vaterland.

Ernſt iſt er in Gerechtigkeit,
Und mild in Menſchenfreundlichkeit,
Und erndtet dafür ächt und rein
Der Guten Dank und Segen ein.

Doch was der Mann den Seinen iſt,
Und wie er lieb die Gattin küßt,
Das weiß nur ſie, und das ſah noch
Kein anderer durch's Schlüſſelloch.

Erhalte Gott, und ſegne dich,
Du Beſter, und ſo lieb' er mich!
An deiner Stirne Heiterkeit
Schwebt deiner Gattin Seligkeit.

Drum blicke dir der Himmel klar,
Im ſchönen neuen Lebensjahr,
Und mache dich und uns zugleich
An ſüßen Herzensfreuden reich.

Und du im heitern Morgenblick,
Kehr, holder Tag, noch oft zurück,
Und finde ſtets den Gatten froh!
Das Lied war diesmal nur ſo, ſo.

Auf die Hochzeit eines Freundes.

Seht unſern Freund! Nicht mehr allein
Will er in ſeinem Stüblein ſeyn
Und Trübſal blaſen. Lieb und warm
Nimmt er ein Weiblein in den Arm.

Fürwahr das hat er gut gemacht,
Denn immer länger wird die Nacht.
Der Winter kommt mit ſchnellem Schritt,
Und bringt viel trübe Stunden mit,

Und Schnee und Reif' und rothe Naſ',
Und kommt der Frühling — wißt ihr was?
So ſehr ihn Laub und Blüthe kränzt,
Iſt auch nicht Alles Gold, was glänzt.

Und wenn der Vogel ſingend ſchwebt,
Bald mit der Sie ein Neſtlein webt,
Und Alles liebt und thut ſich ſchön,
Iſt's auch kein Spaß, nur zuzuſehn.

Und ſonſt, wie's in der Welt rumert,
Der Säbel haut, der Degen bohrt;
Das ſahn wir, eh' es Jemand ſah,
Wir ſetzens und wir druckens ja.

Drum wohl dem Mann zu dieſer Friſt,
Der klug, wie du o Freund es biſt,
Mit einer Gattin lieb und traut
Sein eignes ſtilles Neſtlein baut.

Heil ſey dir und dem Weiblein zart,
Mit dem die Liebe dich gepaart,
Ein froher Muth Jahr ein und aus,
Und Gottes Segen wohn im Haus!"

Auf die eheliche Verbindung
des
Baumeiſters J. J. C. A... mit W. E...
am 13ten Junius 1809.
Im Namen der Geſchwiſter.

Der Künſtler ſchaut ſein Kunſtwerk an:
„Fürwahr das hab' ich gut gemacht."
Die Zinnen ſteigen Himmel an,
es ſteigt der hohen Säulen Pracht,
und der gefror'nen Muſik Schall
iſt ganz harmoniſch überall.

O ſüße Zauber-Symphonie!
Wie tönt Geſims und Poſtement,

und ſchmelzt das Herz zur Sympathie!
Wie brummt der Baß am Fundament!
Und geht der Wind, wie kräftig ſchlagt
der Fenſterladen ſeinen Takt!

Die Ziegel ſingen wunderſchön,
und das Camin gibt ſüßen Klang. —
Doch ſüßer, ſagt er ſelber, tön',
von Mädchen-Lippe Gruß und Dank,
und das Duett im Herzverein,
das Wort der Liebe: Ich bin dein.

So komm denn Bruder gut und treu,
das Schweſterlein in Lieb' umfang!
Und Euer ganzes Leben ſey
ein rein harmoniſcher Geſang!
Bald tönt zu ſüßem Dreiverein,
das Eja und Popeja drein.

Der Marqueur am Vorabend des R..... und D..... Trauungstages am 5ten November 1807.*)

(Scene das Billardzimmer)

Alldieweil ich da thu um das Billard ſpazieren —
Trente huit à vingt quatre — und Bälle marquiren,
Sizt unten, ſo denk ich, die liebliche Braut
Mit ihrem glücklichen Jüngling vertraut
In ſüßen Gefühlen. Ihr lächelt der Vater,
Ihm lächelt die Mutter — Quarante à vingt quatre. —

*) Ein Impromptu, veranlaßt durch die Bitte des Marqueurs im Drechsleriſchen Kaffehauſe um einige Verſe zur Feier der bevorſtehenden Hochzeit, und von Hebel im Billardzimmer verfaßt.

Vingt six à Quarante. — So mög denn ihr Leben
Ein ſteter lachender Frühling umſchweben
Voll duftender Roſen. — Quarante deux à vingt six,
So ſchön ſie einſt blüheten im Paradies,
Quarante cinq à vingt six! — Nur verwunde ſie nie
Ein ſtechender Dorn die beglückte — Parthie!

Grenadierlied.

(Verfaßt im Jahr 1809.)

Wohlauf, wohlauf! die Fahnen wehn,
Der Tambour zieht voran,
Er ſchaut nicht um, und ſchlägt die Trumm
Kennt ſeine Leut', 's kehrt keiner um
Auf ſeiner Siegesbahn.

Des Kriegers Heimath iſt die Welt,
Sein Erbtheil tapf'res Blut;
In jeder Küche brennt ſein Heerd,
In Feindes Land bezahlt das Schwerdt,
Die Münz, und die iſt gut!

Das Schlachtfeld ſeine Werkſtatt iſt,
Sein Werkzeug Schloß und Hahn,
Tiroler nimm den Kopf in Acht,
Piff, paff Tiroler, gute Nacht!
Hads nit mit Fleiß gethan.

Frau Wirthin, praſſelts in der Pfann,
So legt die Bratwurſt drein;
Der Feind iſt fort, reicht Guten her!
Gilt's Badens Preis, gilt's Badens Ehr',
Und's Schätzlein draus am Rhein.

Daheim am Rhein das Schätzlein weint,
Wie geht's dem Grenadier?
Schön Schätzlein ſeufze nicht ſo laut,
Im Schlachtfeld er den Feind zerhaut,
Die Bratwurſt im Quartier.

Im Schwabenland manch Röslein blüht,
Manch Mädel ſchlank und fein,
Der lieblichſten mein Kuß begehrt,
Doch komm ich heim zu Haus und Herd,
So biſt du wieder mein!

Und der dieß Lied gedichtet hat,
Bracht's zum Sergeant empor.
Sein Frau die ſchön Marketenderin war,
Hab's wohl geſpürt, hab ſelbſt fürwahr
Sechs Buben bei dem Corps!

Musquetierlied.

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt!
Bin ich nicht Offizier,
Bin ich doch Musketier,
Steh in dem Glied wie er,
Weiß nicht wo's beſſer wär!
Weiß nicht wo's beſſer wär!
Juhe ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt.
Hab' ich kein eigen Haus,
Jagt mich doch Niemand naus,

Fehlt mir die Lagerſtätt,
Boden biſt du mein Bett,
Mein iſt die Welt!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt,
Hab ich kein Geld im Sack,
Morgen iſt Löhnungstag;
Bis dahin jeder borgt,
Niemand für's Zahlen ſorgt.
Jube ins Feld!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt;
Hab ich kein Geld im Sack
Hab ich doch Rauchtabak;
Fehlt mir der Tabak auch,
Nußlaub gibt guten Rauch;
Mein iſt die Welt!

Steh ich im Feld,
Mein iſt die Welt.

Kommen mir zwei und drei,
Haut mich mein Säbel frei;
Schießt mich der vierte todt,
Tröst mich der liebe Gott.
Juhe ins Feld!

An
Wilhelm Friedrich Hitzig.
f. 8 0 3.

Sag, ſind wir denn beide ſo völlig verroſtet,
Und haben doch hybläiſchen Honig gekoſtet,
Laufen in Proſa zu Fuß durch die Zeiten,
Und könnten auf Jamben und Sechsfüßen reiten,
Saufen des Waſſers mit andern Millionen,
Und laſſen verſchimmeln des Punſches Citronen?
In Steinbrunners-Geſtalten*) gewoben,

*) Steinbrunner ein Bauer, welcher Hebel und Hitzig auf einer Reiſe im Schwarzwalde auf den Belchen begleitete. Steinbrunners-Geſtalten, das heißt: Geſtalten ſolcher Wegweiſer im Schwarzwalde.

Haben uns des Proteus*) Engel umſchwoben?
Wie? Sind wir auf dem Belchen geweſen,
Und haben im großen Pſalter geleſen?
Und als die Säuſtel**) den Augen entſchwanden,
Haben wir das Halleluja verſtanden,
Das krachende Eichen und ſtürzende Tannen,
Dem Niegeſehnen zu ſingen begannen,
Und ſchlagen noch knechtiſch das Ruder und ſchwitzen,
Statt im äther'ſchen Luftball zu ſitzen,
Und unter des Himmels vergoldeten Nägeln
Im lieblichen Schwanken des Reimes zu ſegeln?

So reim' dich denn, oder
Ich friß dich, und ſo der
Apoſtel Johannes
Auf Befehl eines Mannes

---

*) Proteus heißt hier ſo viel: als ſchöpferiſcher Urgeiſt.

**) Mit dem Worte Säuſtel bezeichnet Hebel große Steine, welche, als er den Belchen beſtieg, damals an dem ſteilen Berg hinabrollten. Den Ausdruck entlehnte er von dem Wegführer Steinbrunner, der die Größe der Steine mit der der Säuſtel, d. i. der Schweinſtälle verglich.

Auf einmal ein Büchlein
Verſchlang, wie ein Küchlein,
So macht das Erſticken
Mir auch keine Sorgen.

— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —

Mich dauert der Arme in ſeiner Verblendniß.
Gott helf' ihm in Gnaden
Zu Brod und Erkenntniß,
Und heile den Schaden.

Mit Liebe und Freude, (der Luftballon ſteiget,
Lang ſchwankt er gefährlich,
Und hob ſich beſchwerlich),
Hat Kirchenrath Sander etwas Junges*) gezeuget;
In ſelige Schöpfergefühle verloren,

*) Im Jahr 1803 wurde nämlich auf Sanders Vorſchlag und nach ſeinem Plane das Pädagogium zu Lahr errichtet.

Hat er einen neuen Trabanten geboren,
Wenn's erlaubt iſt zu ſagen, daß nur die Lyceen
Um die verkohlte Sonne am Neckar ſich drehen,
Die Pädagogien auswärts hingegen,
Als Monde ſich um die Lyceen bewegen.
Mit Reizen der Jugend geziert,
Von freundlichen Horen geführet,
Tritt Lahr in die kreiſenden Bahnen.
Nun möcht' ich dich, Lieber, ermahnen:
Du hatteſt mir einſt von dem Büchlein geſchrieben,
Nach welchem du ſelber Phyſik haſt getrieben,
(Heißt's Krüger, heißt's Brünnig, ich weiß es nicht mehr,)
Als du noch in deinem wohlthätigen Schein
Der Mann im Lörracher Monde zu ſeyn,
Genoſſeſt die Ehr'.
So ein Büchlein, das hätten wir gern,
Für den neuen lachenden Stern,
Und ſuchen wohl eins,
Und finden doch keins
Das kurz und jugendlich wär.
Drum möchte Herr Sander das deine gern ſehn,
Eh' er kauft eine Katz in dem Sack,
Und weil er demnächſt wird ins Oberland gehn
Und rauchen nach' Pfeifleln Tabak,

So trags doch, o Lieber,
Nach Lörrach hinüber. *)
Herr Special Krey wird ſo gütig dann ſeyn,
Und mit Aufſchrift und Siegel des Amtes es weihn;
Damit es ohne weitere Koſten,
Durch die Turn- und Taxiſchen Poſten,
An das Specialamt in Hochberg lauft ein!

Was da haben die Männer in Baden gemacht?
(Auch ich hab' Träum' und Geſichter).
Jung warf in die apokalyptiſche Nacht
Ein paar ſchöne romantiſche Lichter.
Da lagen die Auen gedehnt,
Nach denen das Heimweh ſich ſehnt.
Hingegen Herr Fein,
Warf Schwärmer darein.
Da ſagte Herr Ewald: „O ſchont
Des Leuchtens! Ich bin ja der Mond!"
Will's ſo nicht behagen,
Will ich anders es ſagen.
Herr Stilling ſchaute ins Dunkel hinauf,
Er erſpäht in der neblichten Ferne
Jeruſalems leuchtende Sterne.
Da thürmte ſich Fein in Gewittern auf,

*) Hitzig war damals Pfarrer zu Rötteln bei Lörrach.

Und umhüllte die flimmernden Sterne,
Und windet und donnerte drauf und drauf,
Und blitzte mit Bengels Laterne.
Da löste Herr Ewald den Wetterdunst auf,
Und stürzte, ein Platzregen, nieder,
Da strahlten die Nachtlichter wieder.
Und war die prophetische Nacht
Auch diesmal fast dunkler gemacht,
Soll Ewald und Fein es entgelten!
Den andern, den ließ ich nicht schelten.
O wehe mir Armen! Ich tauche schon nieder,
Immer schiefer,
Immer tiefer
In die Wolkenschicht nieder.
Lebe wohl, o Proteuser! Der Urgeist umgeb' dich!
Das Lispeln der heilgen Buchen umschweb dich!
Die Reinheit des Aethers vom Veilchen durchweb' dich! *

An Ebendenſelben.

1812.

Auf, Ramſperger,*) entzeuch dich der Kleider, entrinkle die Sohlen,
Schneide die Nägel ab, und tunke dich dreimal im Brunntrog;
Dreimal im Brunntrog ſprich: Im heiligen Namen des Proteus!
Daß ich dich weihen möge dem hohen belchiſchen Zauber.

Salbe dich jetzt mit Tinte, und pud're die Locken mit Streuſand,
Stell dich hinaus in die Nacht, den Blick zum Belchen gewendet,

*) Name des damaligen Lyceumsdieners zu Karlsruhe.

Gegen Rötteln hinauf! Nach Rötteln*) walten die Zauber.
Schraubt den Dekan mir an, ihr belchiſchen Mächte, am Schreibpult!

Sey, Ramſperger, gefaßt, die Abentheuer beginnen.
Fürchte nichts! Ich bin mit dir, und mit mir iſt Proteus.
Wirble dich auf in die Höh! Es trete dein irdiſcher Leichnam
In das Gleichgewicht mit dem nachtdurchzogenen Dunſtkreis!
Sey nur ein Stück der Nacht, du ſelbſt, in Menſchengeſtaltung;
Und jetzt rück' in den Strom der Luft, der leiſe nach Süden
An dem Knibis dahin und über den Blauen hinauf zeucht!
Jetzt im Wieſenthal halt, hoch über dem Pfarrhaus in Rötteln!

*) Hitzig war damals, als dieſe Epiſtel geſchrieben wurde, noch Pfarrer in Rötteln, aber bereits zum Decan in Schopfheim ernannt.

Und dort drüben, o du, o Frieſenegger, ich bitte,
Halte den Odem an, und nieße mir nicht in den Zauber!

Schlafſt du da unten ſo ſtill am Buſen der freundlichen Täubin,
Armer Zenoides!*) nun den Schlaf der müden Dekane?
Schlaf denn ein Stücklein noch, dann weckt dich der belchiſche Zauber.

Nimm jetzt, Ramſperger, dies Moos, und ſtopf es behend in die Ohren,
Daß dich nicht ertödte das Rauſchen der nordiſchen Schwäne,
Die ich mit Zauber citire vom Nordmeer tauſendmal tauſend.
Schwäger und Schwägerinnen der Leda ſeyd mir gegrüßet!
Schwinget die Fittige nun in immer ſchnelleren Schlägen,

*) Zenoides, ein Beiname, den Hebel ſeinem Freunde Hitzig zu ertheilen pflegte.

Bis euch die Kiele entfallen, wie dürre Blätter dem Eichbaum,
Wenn der Novembersturm durch Aſt und Wipfel dahin fährt.
Sieh, Ramſperger, wie's ſchneit, wie fußhoch die grünende Erde
Schon mit Federn ſich deckt, und von dem Berg die Lawinen
Glitſchen nach Rötteln hinab, und Thumringen*) verſchüttet
Nur noch Dächer übrig hat und obere Fenſter.
Jetzt ſtell Boggen und Bütten und Züber ſo viel in den Pfarrhof,
Als dicht ſich reihen mögen, und vor den Fenſtern im Garten.
Siehſt du nicht das Gewitter, das ſchwer am Belchen daherzieht,
Siehſt du die ſchwarzen Wolken mit Tintenſtoffgaſe geſchwängert?
Auf! und melke die Wolken in alle Bütten und Boggen.

Jetzt, ihr belchiſchen Mächte, weckt mir den ſchlafenden Special

*) Thumringen, ein Dorf nahe bei Rötteln, unterhalb des Berges.

Mit Federſtichen von friſch geſchnittenen Federn.
Jagt ihn aus dem Bett und von der ſchlummernden Taube,
Leuchtet ihm, bis es tagt, mit brennendem Siegelwachsflambeau.
Bindet das Bein ihm feſt mit Federſpulſchnüren ans Stuhlbein, —
Jetzt das andere auch, — und alſo ſchreib' er gefeſſelt
Dreimal der Stunden drei fortan in jeglicher Woche,
Die von der Sonnenaxe ſich abſpinnt, und auf die Erdax
Wirket im ewigen Kreis, und dreimal ſchreib' er die Bogen,
Enggefügt die Lettern und aus der untern Zeile
In die obere verfilzt, an ſeinen Parmenidens.*)

Jetzt, Ramſperger, heim! Schon ruft die Wachtel dem Morgen.
Und Frieſenegger du, dort drüben nieße den Tag an.

*) Parmenidens, ein Beiname, den Hebel ſchon zu Lörrach unter ſeinen Freunden hatte, und mit dem er ſich nun ſelbſt in dieſer poetiſchen Epiſtel bezeichnet.

An eine Freundin in Straßburg.*)

Fürwahr ihr habt ein Kühnes g'wagt,
Ihr fallt mir in eine poetiſche Zeit,
Meine Nacht zum reſigten Morgen tagt,
Die Fürſtin der Elfen iſt nimmer weit.
Schon rauſchen die Lüfte,
Es wallen die Düfte,

*) Hebel war für die große mimiſche Künſtlerin, Madame Hendel-Schütz, die im rheinländiſchen Hausfreunde als Schwiegermutter vorkommt, ſehr eingenommen, und von hoher Bewunderung durchdrungen. Eine Freundin in Straßburg neckte ihn deßwegen in einem Gedichte, das ſie ihm zuſandte, und worin ſie die Hendel eine Elfenkönigin aus einem andern Stern nannte. Darauf antwortet Hebel in dieſer poetiſchen Epiſtel.

Und ihr ſpannt noch den Bogen zum mißlichen Streit?
Wollt ihr mich necken?
Ihr ſtrebt nach gefährlichen Zwecken,
Ich bin zu jedem Zweikampfe bereit.
Nehmt Euch in Acht!
Sie leiht mir den Wagen;
Von Drachen getragen,
Reiſ' ich in ſternloſer Nacht,
Ohne Geld,
Durch die Welt,
Ohne Paß,
Ohne Spaß,
Den unſer einer nicht macht.
Mir weichen die blinkenden Lanzen,
Euch ſchützen nicht Gräben noch Schanzen,
Wenn um mich die Zauber der Königin tanzen.
Das habt ihr wohl ſchwerlich bedacht.
Euer Necken
Werd ich durch Träume erſchrecken;
Eine Schlange, ein Bär,
Eine feurige Ratt',
Eine brennende Stadt,
Ein kochendes Meer,
Ein zerplatzender Berg,
Ein Rieſe, ein Zwerg,

Gaukl' ich vor euren Sinnen umher;
Ein Igel mit ſtachlichter Bruſt,
Droh ich euch zärtlich zu küſſen,
Und thu's auch. Ich will meine Luſt,
Ihr ſollt den Frevel mir büßen.
Doch nein, euer Necken
Kann ich anderſt beſtehn.
Ich will Alles geſtehn,
So bleibt ihr am ſicherſten ſtecken.
Ihr Schlaue ſeyd nur zum Scherzen erbötig,
Ich zur Wahrheit, Wahrheit iſt ſechzehnlöthig,
Die Verſe müſſen mich decken.

Frau Proſa iſt gar eine züchtige Dam',
Wenn man ihr ſoll beichten, man vergeht ſchier vor Scham,
In ſo ehrbarer Ruh
Hört einem die alte Beginе zu.
Aber die Muſen,
O die Holden,
Zum Vergolden,
Wehen ſelbſt den Verliebten Wahnſinn zum Buſen,
Löſen das Grämen,
Schenken das Schämen,

Loben, was Madam Proſa ſchilt,
Schelten, was ſie mit Beifall vergilt.
Roſigt und mädchenhaft
Blühen ſie in ewiger Jugendkraft,
Die zehnte nicht minder,
Als die neun andern lieben Kinder.
Und nicht zu verachten die neune,
Iſt die zehnte von nun an die Meine.
In wen ſie verliebt iſt, das frag' ich ſie nie,
Sie liebe wen ſie will, ich liebe doch ſie.
Ihr ſollter ſie ſchauen,
Dieſe Perle von Frauen,
Dieſen Kindskopf, dieſen Mann, dieſes Weib,
In der nämlichen Seel, in dem nämlichen Leib,
Und koſten den ſeligen Zeitvertreib.
Nun hab' ichs geſtanden, nun iſt es heraus,
Und weinet ihr um mich, ſo lach ich euch aus.
Eine Thorheit mehr,
Verliert ſich im übrigen Heer,
Wie im Pelze des Juden eine neue Laus.

Nun ſind wir des Scherzes am Ziele,
Aber die Heldin des Hippels*) treibt grauſame Spiele,

*) Heldin des Hippels. Hierunter verſteht

Doch lieber noch heut
Als morgen bereut,
Eh' Gram die Herzen durchwühle.

Euer Wort
Für den Ketzler*) findt günstigen Ort,
Ich führ ihn durch Sturm und durch Nebel
Hinein in den sichern Port,
Fallir ich, so heiß ich nicht Hebel.

Wollt Ihr mir ferner in Versen schreiben,
Ich werd Euch die Antwort nicht schuldig bleiben.

Hebel ein Mädchen, das damals seinen Bräutigam eben aufgegeben hatte.

*) Ein Geistlicher, den die Freundin, an welche die poetische Epistel gerichtet ist, empfohlen hatte.

An eine Freundin im Oberlande.

Frau Vögtin*) in dem Unterröcklein,
Was treibt Sie und was macht Sie Guts,
Spinnt Sie vielleicht vergnügten Muths
Manſchetten-Zwirn an einem Röcklein?

Ich ſeh' Sie zwar dafür nicht an,
Daß Sie aus Kuder,
So fein er iſt,
Garn zu Battiſt,
Aus Kienruß Puder
Erheren kann.

*) Frau Vögtin wird die Freundin, an welche dieſer poetiſche Brief gerichtet iſt, blos ſcherzweiſe genannt.

Das hat der leidige Reim gethan,
Auf Unterröcklein
Reimt Flachs ſich ſchlecht,
Allein ein Zöcklein
Thuts eben recht.

Einſt ſpann ein Zöcklein
Im ſchwarzen Röcklein
Zwar ſelbſt Battiſt
Für manchen Chriſt,
Das fromme Möcklein,
Das in Eimeldingen verſtorben iſt.

Daſſelbe Zöcklein,
Das Hexen beſſer als wir verſtand,
Denn ſeine Hand
Hat aus einem Bröcklein
Vom winzigſten Text
Dreitauſend Ellen Faden gehext.
Das war mir ein Zöcklein!

Sanft ſchlafe der Müde,
Und Gottes Friede
Wall' auf ihn herab.

Ein Roſenſtöcklein
Schmücke ſein Grab,
Der mir einmal ſechs Schnupftücher gab,
Die ich ſchon alle verloren hab.
Einſt hab ich, wenn Ihrs zu gedenken beliebt,
Einen ſchlauen Schnupftuchhandel verübt.
So ſehr ichs dem Spitzbub verargte,
Daß er mich ſo entſetzlich geprellt,
That er doch, was ihm die Klugheit gebot;
Schickt man die Narren zu Markte
Löſen die Krämer viel Geld.
Blau war das eine, das andere roth.
Das was mir im ſchlechten Handel zerronnen,
Hab ich wieder an guten Leuten gewonnen,
Wies Gelegenheit gab.
Manch Schnupftuch zum Beiſpiel hab ich Euch genauet
Und hättet Ihr nicht ſo weiſe gehauſt,
Ihr putztet die Naſen am Ermel ab,
Oder gar am niedlichen Röcklein.

Frau Vögtin, ich plaudre ſo gerne mit Euch

In Scherzen, im Ernſte; ſel gilt mir gleich.
Schon läutet zur Schule das Glöcklein,
Es hüpfen die Knaben wie Böcklein;
Ich laſſe ſie hüpfen, und bin mit Euch,
In Gedanken,
Ohne Wanken.
Wenn Ihr an den Bäumen ſchüttelt,
Oder die Dukätlein rüttelt,
Hühnerneſter viſitiret,
Oder Eiern-Anken rühret,
Schlichte machet, Federn zupfet,
Gänſe füttert, Tauben rupfet,
Bin ich in ſtillen Gedanken bei Euch.

Gott ſegne Euer Haus,
Vom Mann bis zu der Maus;
Trauben reif und ſüß,
Saftig das Gemüß,
Aepfel roth und nett,
Gänslein zart und fett,
Alles Euer Thun gelinge,
Und der volle Nußbaum bringe
Viel tauſend tauſend Höcklein,
Die Schafe zarte Böcklein.

Frau Vögtin in dem Röcklein,
Nun iſt es aus, nun muß ich gehn,
Und nach den luſtigen Knaben ſehn,
Sie zauſen einander am Röcklein.
Nun Affe denn, nach altem Brauch,
Behüt Euch Gott, und ſchreibt mir auch.

Neujahrswunſch des Wochenblattträgers 1812.

Als wenns nie da geweſen wär,
Iſt wieder eins hinunter,
Begraben in das tiefe Meer,
Bei Fuſel und Burgunder.

Bei Saitenſpiel, Piſtolenſchuß
Und krachenden Petarden,
Bei Händedruck und Liebes-Kuß
In Sälen und Manſarden.

S'hats wohl verdient das gute Jahr
Für viele ſchöne Gaben,
Daß wir an ſeiner Todten-Bahr
Valet getrunken haben.

Was will ich lange Seiten voll
Sie alle recitiren,
Ich hoff, das liebe neue ſoll
Sie ſelber repetiren.

Mit Blüthen war der März geſchmückt,
Mit Blüthen der Oktober,
Manch Kindlein in der Wiege liegt,
Mit Bäcklein wie Zinnober.

Vor allem iſt der liebe Wein
Nach Herzenswunſch gerathen,
Und mancher ſchmollt im Kämmerlein,
Und zählet die Dukaten.

An unſer einen kommt es ſpät,
Auch etwas zu erhaſchen,

Und wenn man auf der Casse geht,
Zu klimpern in den Taschen.

Doch was mir werden soll, das war
In guter Hand indessen,
Ich weiß, das gabenreiche Jahr
Hat mich nicht ganz vergessen.

Neujahrswunsch
des Wochenblattträgers
1815.

Viel Neues wieder alt
In anderer Gestalt
Verschwund'nes wieder da!
Ein großer Aufschluß nah, —
Und plötzlich wieder fern!
Der Zukunft goldner Stern
Bald in den Wolken, bleich,
Bald wieder strahlenreich!
Des Wünschens immer viel,
Und nie erreicht das Ziel,
Und stets die Menschen gleich!

Ein wunderlich Geſchlecht,
Getäuſcht von Wahn und Schein,
Nie mit ſich im Verein!
Kein Engel macht's ihm recht.
Das alte Rad der Zeit,
Wie dreht es ſich herum
Schon manches Seculum,
Und dennoch kommts nicht weit.
Wohl dem, der ſich vertraut,
An ſeinem Neſtlein baut,
Und was mein frommes Blatt,
Nicht was die Zeitung hat,
Mit ſtillem Sinn beſchaut,
Nicht in die Zukunft ſchwebt,
Und, — geh es wie es geh,
Zu Land und auf der See, —
Des eignen Friedens lebt.
So ſpreche Fried und Ruh
Im lieben neuen Jahr,
Das uns die Zeit gebahr,
Geehrte, bei euch zu!
Zum höchſten Glücke weiht
Nicht Kiſte, voll und ſchwer,
Nicht Macht und Glanz und Ehr,
Nur die Zufriedenheit!

An einen Freund zu Hauſen
bei
Ueberſendung der allemanniſchen Gedichte.

Hoch von der langen ſchwarzen Möhr*) herab,
Vom Plazberg her, auf wohlbekanntem Pfad
Erſchein ich dir, o Freund, den Blumenkranz
Dir bringend, den ich jüngſt in Wald und Flur
Und von der Wieſe duftigem Geſtad
Und um die ſtillen Dörfer her gepflückt.
Zwar nur Gamänderlein und Ehrenpreis,
Nur Erdbeerblüthen, Dolden, Wohlgemuth,
Und zwiſchendurch ein dunkles Rosmarin,
Geringe Gabe. Doch ſo gut ſie kann,
Hat lächelnd und mit ungezwungner Hand

*) Möhr und Plazberg, Berge bei Hauſen.

Des Feldes Muſe ſie in dieſen Kranz
Gewunden, und der reine Freundesſinn,
Der dir ihn bietet, ſey allein ſein Werth.
Und hieng er nun hier unterm Spiegel ſchön,
So ſchwankt er ſchöner doch im Lindenaſt,
In freier Weitung, leichter Weſte Spiel.
Dort ſchwank' er denn! Und ſammelt um ſich her
Die Linde unterm Sonntagshimmel blau
Das frohe Völklein aus dem nahen Dorf,
Das gute Völklein, das dich liebt und ehrt,
Und unter ihnen mancher mir von Blut
Verwandt, und mancher aus der goldnen Zeit
Der frohen Kindheit mir noch werth und lieb,
So theilſt du gern des kleinen Spaßes Freuden
Mit ihnen. „Seht zu dieſem leichten Strauße"
So ſagſt du, „ſind die beſten Blümlein doch
Von unſrer Flur, und unſer Eigenthum
Mit Recht." — Jo weger uffem Alzebühl,
Jo weger uffem Maiberg hin ſie blüeiht;
Und bini nit im friſche Morgethau
Dur d'Matte gſtreift, und über d'Gräbe gumpt?
Und hani nit ab mengem hoche Berg
Mit naſſe Auge abe gluegt ins Dorf —

Und hanich Fried und guete Stunde gwünſcht?
S'iſch weger wohr, und glaubſch mers nit, ſe frog
De Bammert, mengmole het er mi verſcheucht
Im Habermark und im verhängte Wald.
Se b'ſchauet denn mi Bluemechränzli au
Am Lindenaſt, und 's freut mi, wenn's ich gfallt;
Und nehmet ſo verlieb; es iſch nit viel.

Epigramme.

1. Rude donandus.

Mich in Ruhe ſetzen? Hört den klaren
Unſinn! Mich den Präſident von Eſſen?
(Ein Aſſeſſor ſeitwärts):
Klarer Unſinn! Denn ſeit dreißig Jahren
Seines Amts iſt er in Ruh geſeſſen.

2. Undank.

Geſtern Abend ſtarb der Doktor Engel;
Tod, er iſt ein undankbarer Bengel.

3. Herzensanliegen.

Vater. Was liegt dir auf dem Herzen,
Mein Kind, du ſcheinſt ſo bang?

Tochter. Ach unterm Herzen liegt mirs
nun ſchon ſechs Monden lang.

4. Am Grabe eines Kapuziners.

Betet Ave! Pater Quardian
Iſts, der unter dieſem Steine raſtet.
Tröſt ihn Gott! Er hat am Laberdan
Und an Erbſen ſich zu todt gefaſtet.

5. Am Grabe eines Chirurgus.

Gott woll' ihm Ruhe geben!
Er war ein unbeſcholt'ner Mann,
Und hat in ſeinem ganzen Leben
Nicht einem Menſchen weh gethan.

6. Krankenbeſuch.

Iſt ſein Herr allein,
So meld er den Freund Hain!
—„Ganz allein, bis auf den Doktor Felder"
Adieu, Freund! der bringt mir ihn ſchon ſelber.

7. Xenien.

Xenien ſind Geſchenke, dem Gaſtfreund traulich geboten,
Dichtet was ihr wollt, aber nennts was es iſt!
Sollens Xenien ſeyn, recht ſchön! Vergeſſet nur Eins nicht,
Widmet den Gäſten den Witz, nicht dem Witze den Gaſt.

Räthsel, Charaden und Logogriphen.

1.

Mancher hats am Stiefel, Mädchen wohlgemuth
Liebens vor dem Busen, beiden steht es gut.

2.

Ich trage der Furien Schlangengestalt,
Ich bin wie die Schlangen gewunden und kalt.
Die Farbe, vor welcher Jedermann graut,
Die schwarze des Todes, bedeckt meine Haut.
Ich folge, wie die zürnende Rach,
Tagtäglich euch auf dem Rücken nach.

3.

Der arme Tropf
Hat keinen Kopf.

Das arme Weib
Hat keinen Leib.

Die arme Kleine
Hat keine Beine.
Sie iſt ein langer Darm,
Doch ſchlingt ſie einen Arm
B.dächtlich in den andern ein,
Was mag das für ein Weiblein ſeyn?

4.

Ein rothes Vorlegſchloß hängt mir am Mund,
Sonſt thät ich euch was Neues kund.

5.

Ein Anderer wird durch Blei und Zinn
Das, was ich durch die Zeitung bin.

6.

S macht mich zum König, und P zum künſtlichen Weber,
M zum Baſtardgeſchöpf, S zum Pflüger im Feld.

7.

Das Ding; von dem die erſte ſpricht,
Freund, dem man's macht, der ſieht es nicht.
Die zweite ſchneidet euch zu Ellen oder Stab,

Nachdem ihr lange her und hin geboten,
Der Kaufmann in dem Laden ab;
Das Ganze hat der Färber ſchwarz geſotten;
Es deckt — was meint ihr? Etwa Sarg und Bahre?
Gott bewahre!

8.

In kühler Luft,
Durch Morgenduft,
Gieng in das Feld der M
Mit ſeiner lieben S.
Er ſprach: wie ſteht die Saat ſo ſchön!
Sie ſprach: das wird nicht lang ſo ſteh'n!
Nun, liebe Freunde, rathet es,
Wer iſt der M? wie heißt die S?

9.

Krieger liebt's,
Minne gibt's,
Bei dem Pfarrer nennt man's Pfründe,
Und der Tod iſt's für die Sünde.

10.

Rath, o Lieber!
An der Tiber
Schlummert mein Gebein
Hell erwacht ich,
Freuden brachte ich
Später dir am Rhein.
Hohe Würden,
Schwere Bürden,
Gab ich an dem Main.

11.

Ob er gleich ſtarb mit ſeinem grauen Haar,
Kein Menſchenkind minder auf Erden war.

12.

Wie wird's dir armer Wittwer geh'n?
Wenn Mann und Weib ſich wiederſeh'n,
Und neu ſich knüpfen alle Ehen,
Wird deine Frau nicht auferſtehen.

13.

Mein Körper iſt von Holz, ſehr leicht zu brechen,
Mein Herz kann ohne Stimme mit euch ſprechen.

14.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der erſten Sylbe euch nicht an.
Die Axt, der Hammer ſchweigt in ihr;
Nur Sterne flimmern ſehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus noch an,
Hilft euch die zweite wieder auf die Bahn.
Ihr meint, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Erblickt ihr ſchon des Nachtlichts milden Schimmer.
Für diesmal nicht, drum rathet nur aufs neu.
Das Ganze lebt und ſitzt auf der Kanzlei.

15.

Wer frevelnd die Geſetze bricht,
Dem droht ein ſtrafendes Gericht;
Wer kann nun ein Geſetzbuch nennen,
Das mit Gerichten lohnt, die ſich zu ihm bekennen?
Kluge Frauen ſchreibens,
Brave Mädchen treibens.

16.

In eine lichte Rotunde ſchaut
Hinauf mein ſtaunender Blick,
Von Adams Erzeugten hat's keiner gebaut,
Dies künſtliche Meiſterſtück.
Seine Säulen ſind nicht von Marmor, von Holz,
Von keinem Metall, doch ſchwebet es ſtolz
In freier Weite, trotzt furchtbar'n Gewalten,
Sich ſelber vermögend im Sturme zu halten.
Wer mißt ſeine Balken, wer zählet die Menge
Der luftigen Hallen, der ſchwebenden Gänge?
In der Mitte die waltende Herrſcherin wohnt,
In ſtrahlender Mitte die Herrſcherin thront.
Nun melde mir Kunde,
Wie heißt die Rotunde?
Sie iſt nicht des Himmels laſurener Bogen,
Der ſich ſpiegelt und bricht in den Meereswogen,
Eine Mördergrube meine Rotunde iſt,
Den Pilgrim zu ihr die Herrſcherin frißt.

17.

Ein Sylbenpaar zieht jährlich hin und her,
Bald iſt's bei uns, bald wieder überm Meer,
Und kommt's in's Land,
Weiß von Gewand,

Dann wehe den Schlangen und Kröten!
Nur stille Flucht
Dahin, wo Niemand sie sucht,
Kann sie retten, von entsetzlichen Nöthen.
Die dritte wird nicht schwer mehr scheinen;
Zwei Große wohnen drin, mit ihren Kleinen,
Sie wandeln ein, sie wandeln aus,
Wie jeder pflegt im eig'nen Haus.
Das Ganze ist ein künstliches Geflecht,
Für die Bewohner eben recht.
Dem Storchennest dies Räthsel gleicht?
Allein wir machens nicht so leicht.
Wir steigen nicht, wir bleiben auf der Erde,
Wenn fern von uns der Storch entfliegt,
Sich jeder wärmt am eignen Heerde,
Und Schnee im öden Neste liegt,
Wird erst das Ganze lieb und werth;
Die Schnitterin es leicht entbehrt.

18.

Dem Schlitten nütz ich nichts, es geht durch mich der Wagen,
Und fehl ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,

Was ihr Beſitzer ſich von ihr verſpricht;
Ich bin verwandt dem Hochgericht.
Nun rathet, was ihr wollt. — Ein Rad? Das
bin ich nicht.

19.

Die erſte ändert Jahr für Jahr
Die liebe Zeit oft ſonderbar;
Der trägt ſie ſchwarz, der grau.
Hier wirds beſchnitten, dort gekräuſt,
Mit Band umwunden und beſtreußt,
Ziert Mädchen, Mann und Frau.
Zuviel ſchon! — Steht das zweite Paar
Dem Leichtſinn offen, dann fürwahr
Iſts Mutter-Söhnchen in Gefahr.
Das Geldlein fliegt dem Kukuk zu,
Mit ihm die Tugend und die Ruh.
Zum Ganzen braucht des Künſtlers Hand
Nur ſchwache Seide und Verſtand.
Die Mode hängts dem Erſten an,
Wie man bereits vermuthen kann.
Ihr meint ihr habts, ihr habt es ſchwerlich;
Wär' die Kokarde nicht erſonnen,
So hätte man es nie geſponnen!
Der Titus macht es nicht entbehrlich.

20.

Arm iſt ſie, wie die Kirchenmaus,
Sie hält kein Stücklein Brod im Haus,
Ihr Haus hat nur ein einzig Fach,
Kein Ziegel liegt auf ihrem Dach.
Doch, was ich bitt, beklaat ſie nicht,
Verſchwendet wäre das Gefühl,
Das leicht die zarten Herzen bricht.
Sie hat der nächtlichen Freunde viel.
Der Kaiſer, und das Bäuerlein
Geſteh'n ihr gute Freundſchaft ein.
Am Tage kennt ſie keiner mehr.
Fällt euch vielleicht die Löſung ſchwer,
So will ich helfen, wie ich kann;
Sie iſt kein Weib, ſie iſt ein Mann.

21.

Kennt ihr, vor Froſt und Sonnenſchein
Geſchützt, ein Häuslein zart und klein,
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tauſend ſolcher Häuſer hat?
Sie iſt mit Garniſon beſetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonſt treibt ſie reich Gewerb, es blühen

Weit ihre reichen Colonieen;
Douanen ein, Douanen aus
Führt ſie ihr ſüßes Gut nach Haus,
Und lehret uns, daß eitle Triebe,
Daß ſtiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebſten unterm Strohdach wohne.

22.

Seht die edle Ordens-Dame!
Sagt, wie heißt ihr hoher Name!
Es flattert an ihrem weiten Gewand,
Ein langes und weißes Ordensband,
Es funkelt auf ihrem Kleide
Viel köſtliches Ordens-Geſchmeide.
Ihr Wappenmantel ſtreift ans Meer,
Mit Gold bordirt, vom andern Hämiſphär.

23.

Wer kann mir meinen Namen ſagen,
Bald bin ich blau, bald roth, bald grün.
Wem ich zu Theil geworden bin,
Der darf mich in dem Knopfloch tragen.

Ich ziere fürſtliches Gewand,
Doch trägt mich auch der Bauer auf dem Land.

24.

Die erſte bringt unangenehme Stunden,
Die zweite ſchmückt ein überirdiſch Licht,
Und wär das Ganze nicht erfunden,
So kennte man den Ritter Linné nicht.

25.

Rathet aus, rathet ein!
Wie heißt des Kaiſers Töchterlein?
Wie heißt das grauſame Mädchen?
Einſt ſpann es am blutigen Rädchen,
Einſt ſchürt' es hell die Flamme an,
Zum Menſchenbraten lobeſan;
Dann zeichnet es rothe Stickerei
Auf Judenhaut zu guter Friſt;
Anjetzt es eine alte Jungfer iſt,
Und doch ſind ihm noch Männer treu.

26.

Haſt du einmal dich etwas unterwunden,
O lieber Mann,

Und haſt du etwa mich darin gefunden,
Biſt übel dran,
Noch ſchlimmer aber, wenn du dann mit naſſen
Geſetzt auch trocknen Augen mich mußt laſſen.

27.

Mein Vater iſt ein harter Mann,
Die Mutter Aſche; — Jedermann
Hat einſt dies Schickſal zu erfahren.
Ich ſelber bin ein räthſelhaftes Kind,
Wohlthätig ſchon ſeit vielen Jahren.
Ich bringe Licht in düſtre Hallen,
Bin gern dabei, wo frohe Menſchen ſind,
Und luſtige Geſänge ſchallen.
Dem Kranken bring ich heilende Arznei,
O, ſeht, er athmet wieder frei,
O, ſeht, der kranke Mann geſundet.
Doch traut mir nicht, ſchon oft hab ich verwundet;
Und lügen kann ich, trotz den wohlbekannten
Frau Baſen beim Kaffee, beim Spinnen oder Stricken.
Aus Elephanten mach ich Mücken,
Und aus den Mücken Elephanten.

28.

Den Reichen trägt das Thierlein durch den Koth;
Das Pflänzlein iſt der Arme auf dem Brod.

29.

Heut wie morgen und wie geſtern,
Sitzen neun und neunzig Schweſtern;
Keine geht vom Ort,
Keine ſpricht ein Wort;
Ihren Mund verſchließt ein Schloß;
Tod und Leben ſind in ihrem Schooß.

30.

Nun rathet, was iſt das?
Ein Spiegel ohne Rahm und Glas.
Habt ihr ein ehrlich Angeſicht,
Schaut herzhaft drein, ihr ſeht euch nicht.
Drin ſieht ſich nur ein Böſewicht;
Und ſieht er ſich, ſo lauft er fort,
Und flieht an einen andern Ort.
Auch ſchaut er nie daheim hinein,
Es muß auf einer Reiſe ſeyn.

31.

Die erſte Sylbe habt ihr allerwegen,
Sie flammt euch aus der Feuersbrunſt entgegen,
Sie ſtrömt euch aus der Ueberſchwemmung zu;
Die zweite liebt der Wächter und die Kuh.
Das Ganze iſt bedeckt mit Eis und Schnee,
Und doch dabei ein waſſerloſer See.

32.

Holde, die ich meine,
Niedliche und Kleine,
Ich liebe dich, und ohne dich
Iſt mir das Leben fürchterlich.
Und mehr als dreißig Jahre ſchon,
Nicht ſieben erſt, wie Iſaaks Sohn,
Dien ich um deiner Minne Lohn.
Auch gönnſt du mir,
Ich dank es dir,
Gar manchen wonnigen Genuß.
Doch bald bekommſt du Ueberdruß,
Und laufſt zu meiner tiefen Schmach,
Als feiles Menſch, dem Juden nach,
Und dennoch, Falſche, aus und ein,
Hörſt du nicht auf, mir lieb zu ſeyn.

33.

Man kauft mich theuer, legt mich dann auf's Stroh.
Verliert man mich, ſo iſt man herzlich froh,
Schreibt mich nicht aus. In zweifelhafter Wahl,
Kauft man mich lieber noch einmal.

34.

Die erſte findet ihr in jeder Schar.
Ade! ſo ruft die zweite immerdar
Den Scheidenden, wenn ſie uns lieb geweſen.
Das Ganze habt ihr eben jetzt geleſen.

35.

Mit wenigen bin ich bekannt,
Doch hab ich drei ſchon verbrannt,
Schon öfters mit vieren geſpielt,
Und Ehrfurcht vor vielen gefühlt.

36.

Täglich bewirth ich die Hirten und nächtlich grauſige Geiſter,

Schnee bedeckt mir das Haupt, Wolken hüllen es ein.
Wer kann Berge versetzen? Napoleon kann es der Starke.
Einst stand in Oestreich ich; jetzo im Badischen Land.

37.

Als Wein hat er mich krank gemacht,
Als Apotheker mir Genesung wieder bracht.

38.

Sie lauft die langen Straßen aus,
Schleicht unverschämt in jedes Haus,
Verrathet Alles, was sie kann,
Lügt Alle, die ihr glauben, an,
Und ziert sich noch mit Fürstenschmuck die Stirne;
Wie heißt die freche Gassendirne?

39.

In der ersten wogt das Leben;
Sinkt das neue drein,

Wird's am Ende ſeyn,
Dürft dem Todtengräber nicht viel geben.
Oft ſchmiert man die zweite euch um die Naſe;
Lieber ſeht ihr ſie im vollen Glaſe.
Und dem Ganzen dankt ihr, wann ihrs kennt,
Eine Göttin und ein Inſtrument.

40.

Meine Mutter iſt ein dummes Thier,
Aber große Weisheit fließt aus mir.

41.

Arabien iſt mein Vaterland,
In Deutſchland werd ich braun gebrannt,
In einer Mühle klein gemahlen,
Dann fühl' ich heiße Waſſers-Qualen,
Zuletzt gießt man noch Milch mir zu,
Trinkt mich, und raucht Tabak dazu.

42.

Gruß und Heil zuvor!
Leiht meinem Schwiegchen euer Ohr!

Wenn eine Erl' und ich im ſchönen Städtchen Bingen
Uns am geſchickten Ort mit Aſt und Arm umſchlingen,
Dann werden wir im Dreiverein,
O Wunder! bald ſonoriſch ſeyn,
Und wie ein Heldenname klingen.

43.

An der erſten wohlbekannten,
Hängen Uhr und Elephanten;
Und die zweite wohnt im Finger,
Im Gewiſſen und im Dünger.
Schüz euch Gottes weiſe Führung
Vor der ganzen Einquartirung!

44.

Da kommt ein Knabe gegangen,
Mit klingenden Glocken behangen,
Sagt, Müßiggang heiße ihm Pflicht;
Und was ihm die Brüder mit Darben,
Mit Mühe und Sorgen erwarben,
Verzehrt er im leckern Gericht.

Sonſt ſchön wie ein Engel und heilig dazu,
Und dennoch mißgönnt er dem Pfarrer die Ruh.

45.

Was auf der Erde ſteht, das muß die erſte haben,
Und was der Weiſe denkt und ſpricht.
Die zweit und dritte ſind Pomona's Gaben,
Die gern am Weg der Wandrer bricht.
Das Ganze iſt ein ſeltſam Ding,
Ihr achtet Blüth und Frucht gering,
Werft weg den Stengel und das Blatt,
Die Wurzel auch, und dennoch machts euch ſatt.

46.

Die erſte ſtrömt von Anbeginn
Der Welt bis an ihr Ende hin.
Die zweit und dritt' entſcheiden
Im blinden Augenblick oft über Reu und Freuden.
Das Ganze
Iſt eine Pflanze.

47.

Biſt du das Erſte durch Blut,
Wohlan, ſo heiß ich es gut;
Biſt du es nur durch Papier,
So biſt du ein ſeltſames Thier;
Biſt du es aber durch Werke,
So acht' ich es höher als Stärke.
Haſt du das Zweite im Leib,
Machts traurigen Zeitvertreib.
Doch trägſt du das Ganze am Finger,
So trägſt du niedliche Dinger.

48.

Er iſt, ſo oft er kommt, ein unwillkomm'ner Gaſt.
Doch kömmt er nicht, verzweifl' ich öfters faſt,
Und ſprech zum Diener: Lauf bis du ihn haſt!

49.

Oft begleit' ich euch zu Schmerz und Leide
An die ſtille Gruft;
Oefter ſchwing ich mich zu eigner Freude
In die Frühlings-Luft.

50.

Nachdem er in Jeruſalem geweſen,
Iſt längſt ſchon ſein Gebein verweſen.
Gut, daß ihn nicht aus ſeiner Gruft
Zurück die Frau von Endor ruft,
Den Kahlen ohne Zopf und Schopf.
Er wär' im Stand und packt euch an,
Und ſpräch: hör er fremder Mann,
Was ſoll das ſeyn? Er trägt ja meinen Kopf.

51.

Mein Kopf iſt klein;
Lang iſt mein Bein;
Mein Fuß iſt ſpitzig,
Macht Manchen witzig;
Der Mägdlein Bruſt
Iſt meine Luſt;
Der ernſte Mann
Mich miſſen kann.

52.

Wer hoch will ſteh'n, wie ich,
Nimmt oft zum Muſter mich;

Es gehe wie es will,
Ich bin zu Allem ſtill,
Am hellen Tage blind,
Und dreh mich nach dem Wind.

53.

Mit zwei Sylben tröſtet der Gläubiger gerne den Schuldner;
Jener ſetzet zum Kreuz oft die dritte hinzu,
Und ein Sacrament. Noch ſteht das Ganze am Himmel;
Einſt ſchlugs in der Schlacht kräftig den Gegner auf's Haupt.

54.

Zwei Apoſtel, ein König und ein gefürchteter Amtmann,
Kommen zuſammen bei mir, viele Romane ſchrieb ich.

55.

Einen römiſchen Kaiſer, und Papſt, und einen der Zwölfe
Denk ich in einem Wort. Rathet es, wenn's euch beliebt.

56.

Das Erſte blinkt im weißen Schein
Gar ſchön und rein;
Es wird aus vieler Berge Nacht
Ans Licht gebracht,
Und hat ſchon Manchen reich gemacht;
Aus Deutſchland zog's als großes Loos
Der Herr Franzos.
Das Andre ward vom erſten Erdenſohne
Und ſeinem Weib in Edens Siedelei
Nur ſtill begangen, zweifelsohne,
Denn kein Herr Pfarrer war dabei.
Seitdem iſts in der Welt bekannt.
Das Mädchen wird nach ihm nicht wie zuvor genannt;
Und manchen Mann
Kam Reue an,
Weil er zu ſchnell den Schritt gethan.
Wie wirds nun um das Ganze ſtehn?
Ihr werdet in die Kirche gehn,
Um einen ſeltnen Akt zu ſehn.
O nein! Gehört nur kann es werden.
In wenig Kirchen auf der Erden.
In Gottes höchſtem Tempel ſteht's,
Und über ſchroffe Felſen geht's,

Es donnert wie der jüngſte Tag,
Schlag auf Schlag.

57.

Viel leiſten kann ich euch in eurem ganzen Leben,
Und wer mich neunmal will,
Der muß mich einmal geben.

58.

Seyd ſo ſchlau,
Und nennt mir meinen Bau;
Die Hausthür liegt den breiten Weg,
Es geht zu ihr nicht Pfad, noch Steg.
Vier Tagelöcher offen ſtehn,
Doch kann man nicht durch alle ſehn.
Der Erker hat zwei Fenſterlein,
Doch ſcheint die Sonne nie hinein.

59.

Der freche Geiſt war mir entflohn,
Und da erſt ward ich lieber Sohn.
Womit das Schwerdt im Schlachtfeld tobt,
Das wird an mir und an dem Aug' gelobt.

Und wenn nicht der Geburtsschein leugt,
Werd ich vom Mütterchen und es von mir ge-
zeugt.

60.

Auf freier Wilddahn wohlgemuth
Jag ich par force, die Jagd ist gut.
Kein Fröhner treibt, ich steh' nicht an,
Ich treib und fang mit eignem Zahn.

In Sturm und Wetter wohlgemuth
Trag ich und nähr. Mein Kind ist gut;
Es sauget sich an Freuden reich,
Nicht für sich selber, nur für euch.

Nun laßt zum drittenmal euch sagen,
Ich selbst werd' hin und hergetragen,
Und wie ein feurig Meteor,
So steig oft zürnend ich empor.
Dann bebt ein treues Volk und flieht,
Das mich doch sonst so gerne sieht.

61.

Nehmt vornen mir ein M. und hinten mir ein I,
Dann wandelt sich, wie im Ovid so schnell,
Ein weiblich Bild, verschmitzt und fein,
In ein bekanntes Vögelein.

62.

General Bein,
Exercirt, commandirt,
Den Rekrut Stein;
Eins und zwei, eins und zwei.
Stein wollt' gern bleiben ſtehn,
Nein, er muß weiter gehn.
Jetzt will er weiter gehn,
Nein, er muß bleiben ſtehn;
Alſo will's Bein.
Und nach beliebtem Brauch
Wird viel geſchlagen auch.
Rath nun, o Bruder Matz!
Meinen Parade-Platz.

63.

Ich armer Sclave,
Erleide harte Strafe,
Und komme nie zum Schlafe.
Den Pferden gleich im Brunnenhaus,
Geh' ich ringsum, Jahr ein, Jahr aus;
Und fang ich auch zu ſchlummern an,
Kommt ein metallener Mann heran,
Und treibt zu neuer Arbeit an;
Und wo der Starke, der mich rette?
Das Haus, das mich verſchließt, liegt ſelber an der Kette.

64.

Ich weiß ein dunkles Kämmerlein
Von Holz, der Schreiner hats gemacht;
Drin liegt ein wenig todtes Bein;
Und jetzt wird an den Sarg gedacht.
Allein in dieſem Kämmerlein
Verwandelt ihr das Holz in Stein;
Ihr leert darin die Becher aus,
Und ſchlagt euch, wenn ihr könnt, hinaus,
Und darum kanns der Sarg nicht ſeyn.
Wenn Stein und Bein zuſammen fror,
Dies Kämmerlein den Werth verlor.

65.

In welchem Zelt,
In welchem Theil der Welt,
Logirt der König und die Sau
Im Bett, zuſammt des Königs Frau?

66.

Drei Laute wähl' er, Lieber, ſich,
Dann hat er in St. Gallen mich.
Ein S. dazu, dann ſchwinget mich
Die Hand der Circe fürchterlich.
Nun dreht mich wieder hinter ſich,
Dann trillt das Rad des Seilers mich.

67.

Zweimal mach ich verliebt die Knaben, zweimal die Mädchen,
Während neunmal mich speiset der leckere Gast.

68.

Wohlan, ihr Herrn, errathet mich,
Ein Siebtheil von mir selbst bin ich,
Und habe links und habe rechts
Noch drei des nämlichen Geschlechts.
Rechts strahlt mir hohes Himmelslicht,
Und Luna's freundliches Gesicht;
Doch beut im ärmlichen Gewand,
Ein müder Sklave mir die Hand.
Links rollt der Donner um und an;
Doch muthig steht ein freier Mann,
Und ein maskirtes Angesicht;
Was dem im Kopf steckt, weiß ich nicht.

69.

Mit einem e fall ich vom Himmel nieder;
Und ohne e hab' ich auf Erden viele Brüder;
Ein e hinaus,
Bin ich ein Haus;
Man kocht in mir,
Zur Speise dir,

Fleiſch von dem Kalb und Lamm und von Geflieder.
Trink dazu, wenn du magſt, ein Gläſchen Cider,
Sing dazu, wenn du magſt, fidele Lieder,
Und wärme, iſt es kalt, am Ofen deine Glieder.
Verſcheuche, wenn ſie kommt, der Schwermuth Hyder.
So that mein Freund Aleth, und alsdann ſchied er,
Begleitet von Herrn Macklot und Herrn Schmieder;
Der Köchin aber ſchenkt er einen Mieder;
Sie ſprach: Adieu, mein Freund, komm er bald wieder!
Er war ein feiner Kauz, doch immer bieder,
Und was mein Herz verdroß, das Alles mied er,
Da ſteck Er auf den Huth den ſchönen Flieder,
Und dieſes Würſtlein brat er oder ſied er.

70.

Das Erſte war der Andacht ſtets geweiht;
Und Thränen ihm. — Daſſelbige erfreut
Jedoch auch das Verdienſt, und oft die Eitelkeit.
Des Zweiten Kleeblatt heiligt Ehen,
Befreit von tiefen Herzenswehen,
Und wird verehrt aus Ernſt und Mode,
Weiht an zum Leben und zum Tode.

So heilig ſie auch ſind, das Erſte und das Zweit,
Sprecht ihr das Ganze aus, iſt jegliches entweiht.

71.

Gott gibts im Mutterleib, ein Anderer auf's Papier,
Das Eine putzt oft uns, das Andre putzen wir.

72.

Mild ſtrahl ich euch ins Angeſicht,
Entzückt betrachtet ihr mein Licht;
Und doch, was gilts, ihr ſeht mich nicht,
Und oft, wenn ihr mich ſeht, ſo bin ich's nicht.

73.

Rathet, liebe Leſer, was hab' ich im Sinn?
Einer trägt's am Kopf, ein Andrer hat's dar[illegible]

74.

Des Erſten Werth
Wird oft begehrt
Von Weiſen und von Thoren.

Doch kommen Katzen noch dazu,
Iſt aller Werth verloren.
Das Zweite iſt von andrer Art,
Ein Er und eine Sie ſind ſtill darin gepaart,
Er führt euch zu der Weisheit Hochaltären,
Sie aber hilft den Weiſen oft bethören.
Das Ganze ſteht dem Weiſen ſchön,
Doch kann man's auch an Thoren ſehn.

75.

Ich weiß ein kleines Klöſterlein,
's hat mehr als zwanzig Brüder;
Die Armen ſtehn Jahr aus Jahr ein
Und keiner ſetzt ſich nieder.
Der Eine ziſcht, der Andre brummt,
Der Dritte lallt, der Vierte ſummt,
Der Fünfte mit dem Sechsten murrt,
Der Siebente mit dem Achten knurrt.
Doch dieſer Hader währt nicht lang,
Schon ahnd' ich frommen Chorgeſang.
Jetzt ſtimmen ſie das Credo an,
So rein, als je der Pabſt es kann,
Jetzt beten ſie das Pater Noſter
So gut, als je in einem Kloſter.
Sie beten dies, ſie beten das,
Sogar das fromme Gratias.

Das Klöſterlein hat keine Uhr,
Auch weiß es nichts von der Clauſur.
Kein Maurermeiſter hats gemacht,
Kein Zimmermann daran gedacht,
Doch hats gefügt ein Handwerksmann,
Der noch viel Andres fügen kann.
Nun rathet auf, und rathet nieder;
In ſchwarzen Kutten ſtehn die Brüder.

76.

Zwar war ich nie ein Theil von dir,
Doch gabſt du deinen Namen mir,
Und ich geh in das Grab mit dir.

77.

Die erſte Sylbe iſt nicht zu erſäufen,
Die zweit' und dritte nicht wohl anzugreifen;
Das Ganze geht bei ſtiller Nacht auf's Streifen.

78.

Hinter Berg und Wald und Brunnen ſollſt du mein Freund ſein,
Hinter dem Waſen poſtirt, hebe dich, Satan, von mir.

79.

Nehmt immer mir den Kopf und ſetzt ihn an
den Schwanz,
Ich bleib, wie der Polyp, daſſelbe Ding und ganz:
Ihr kennt mich wohl; in ſtiller Nacht
Wenn nur der treue Wächter wacht,
Umſtrahlt mich milder Glanz.

80.

Die erſte iſt ein Held,
Doch ritt ſie nie ins Feld.
Sie dient zu Fuß, und wie?
Bei der Cavallerie.
Die zweite galt in Rom
Einſt mehr als jetzt der Dom.
Im Ganzen überliſten
Sich Juden ſchlau und Chriſten.

81.

Ein e macht mich zum Herrn der Univerſität,
Indeß ein blutig ſ ſchlecht am Theater ſteht,
Ihr findets leicht und Niemand fehlt,
Wenn ihr ſtatt pro nicht contra wählt.

82.

Immer ſteh' ich umgeben von Todten,
Und immer geh' ich, wie andere Beten.

83.

Die erſte iſt von altem Blut,
Obgleich ſie hat kein Rittergut,
Und mehr als tauſend Ahnen waren
Beim naſſen Reichstag in der Vorzeit Jahren,
Mit Schildern, Federbuſch, mit Stacheln und mit Haaren.
Und in der zweiten tanzt das frohe Mädchen
Und in derſelben dreht es auch ſein Rädchen.
Das Ganze ſtrahlt zwar um und um am Himmel,
Doch der es taufte war ein Lümmel.
Sag Jungfrau mit dem goldnen Strahlenſchein,
Wer führte dich in dieſes Kränzlein ein?

84.

Ich hab' ein Ding im Sinn,
Wohl lieben es die Mädchen traut,
Es liegt um ihre zarte Haut,
Doch ſtecken Nägel drin.

85.

Ich helfe Kiſten laden,
Doch mach ich auch Charaden.

86.

Mit Zweien fährt der Bürgersmann,
Der Edelmann ſpannt Viere an,
Die Hottentotten lieben
Das reichgeſchmückte Sechsgeſpann;
Nun ſagt: Wer fährt mit Sieben?

87.

Die erſte ſchützte manchen Chriſten
Schon oft vor böſen Fleiſchesluͤſten,
Er mochte wollen oder nicht.
Gebet und Buße ſind dann beſſer
Als Leckermaul und volle Fäſſer,
Und Mädchenbruſt und Angeſicht.
Doch was die erſte nur mit Zwang erreicht,
Das wird der zweiten Sylbe leicht.
Wohl dem, den jene vor der Thorheit ſchützt,
Wohl dem, der ohne jene die beſitzt!
Doch daß in ſchwarzer Unglücksnacht,
Vom böſen Dämon angefacht,
Nicht Beides in dem Ganzen ſich entzünde,
Sonſt weh, o weh dem armen Kinde!

88.

Die erſte mildert eine Winterplage,
Und dies ſey Alles, was ich von ihr ſage.
Die zweite und das Weberſchiff bewegen
Sich eins dem Zweck des anderen entgegen.
Das ganze Dinglein aber iſt vonnöthen,
Das Erſte zu beleben und zu tödten.
Doch kommt die zweite auch von einem Thier.
Der Kapuziner und der Küraſſier
Entbehrt ſie leicht. Das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, ſey ein armer Mann.
Doch, wenn ihr wollt, das Ganze zeigt euch an,
Der, der es habe, ſey kein armer Mann.
Indeſſen hat auch wohl zu guter Stunde
Ein gelber Menſch die zweite an dem Munde,
Und Mancher drin, und beißt daran.
Das Ganze aber iſt ein Mann,
Dem iſt ein kleines Werk gelungen;
Doch hat er ſich den Ruhm damit errungen,
Daß Mancher ihn noch als Verbeßrer nennt,
Der andere Verbeſſerer kaum kennt.

89.

Die erſte Sylbe rumort im Spiel,
Die nämliche wachſet auf Bäumen,
Macht Manchem der ſchneidenden Schmerzen viel
Und läßt ihn nicht ſchlafen, noch träumen.
Doch Mancher ſieht ſie im lieblichen Traum,
Und freut ſich kindiſch der Gaben,
Sie wohnt in der Erde verborgenem Raum
Und iſt im Ganzen zu haben.
Die zweite Sylbe ſieht Niemand gern,
Doch helfen ihr Ambos und Eſſe,
Der Seckler, des Friedens goldener Stern,
Und künſtliche Rechnungsprozeſſe.
Im Ganzen liegen die Ehrenpfort',
Altäre, Paläſte und Städte;
Korinthiſche Säulen liegen dort,
Im tiefgeſchichteten Bette.

90.

Das Ding ſchmückt manchen großen Herrn,
Und Mancher ſiehts und hätt' es gern;
Und Mancher, der's nicht hat noch mag,
Macht's ſiebenmal in einem Tag;
Doch Manchem fähret es in die Haar

Und kräuſelt ſie ganz wunderbar;
Und Mancher ſetzt ſich ſelber drein,
Und ſauft darin Liqueur und Wein.
Doch ſprichts bei dem und jenem an,
So ſagt man: O du armer Mann!

91.

Zwei Sylben blühn, doch wenn ihr ſie wollt brechen,
Nehmt euch in Acht! ſie wehren ſich und ſtechen.
Die dritte wählet ſelber, liebe Leute!
Umwindet ſie die Schläfe holder Bräute,
So braucht das Ganze, — nun ihr merkt mich ſchon, —
Zum Beten braucht's der Kirche frommer Sohn.
Wie aber, wenn die dritte Flügel ſchwänge,
In Feld und Hain zwar etwas kunſtlos ſänge?
Dann hat das Ganze einen rothen Kopf,
Und ſingt im Kerker noch, der arme Tropf.

92.

Kein Kluger hält mich für gering,
Ich bin ein unverträglich Ding;
Drum bringt mich nicht in eure Taſchen,

Wollt ihr noch etwas drin erhaſchen;
Sonſt freß ich's weg, und werde doch nicht
ſatt,
Ich freſſe immer mehr, je länger man mich
hat.

93.

Die erſte nimmt am Himmel zu und ab,
Bald iſt ſie da, bald ſucht ihr ſie vergebens,
Und ſo iſt ſie das Bildniß eures Lebens,
Ihr nehmt auch zu und ab.
Die zweite, nehmt euch wohl vor ihr in Acht,
Hat manchen Sichern ſchon um Hals und Bein
gebracht.
Dem Ganzen danken wir ein Bischen Helle.
Nun wißt ihr's, meint ihr. Ei nur nicht ſo
ſchnelle!
Es wird vom Mondſchein ſelber mit erhellt,
Und wohnt auf eurem Dach. Nun rathet, wenns
gefällt.

94.

Das Ding hat Jemand an dem Fuß,
Und duldet's, weil er's dulden muß.

Ein Andrer hats, doch nicht im Fuß,
Froh, wenn er's nicht entbehren muß.
Ein Dritter hat's ſogar im Kopf,
Und iſt ein lächerlicher Tropf.

95.

Ich Nimmerſatt freß Pflanzen,
In meinem hohlen Ranzen,
Und ohne lang zu kauen,
Kann ich ſie ſchnell verdauen;
Mein After ſtoßt zu mancher Dame Graus
Unausgeſetzt die Flatus aus.

96.

Die erſte ſeht ihr nur im Winterkleide,
Die zweit' und dritte liefert uns Getreide,
Das Ganze iſt ein Kind der grünen Haide.

97.

Der Vogel will fliegen im hellen Schein,
Von Wien hinaus zum langen Rhein,
Da rühret ihn mit dem Talismann
Der große Zauberer Merlin an.

Blitzſchnell der Vogel zum Leuen ward,
Der Leu flog nach des Vogels Art.
Da rühret ihn mit dem Talismann
Der große Zauberer wieder an.
Jetzt flieg heran mit manchem Dorn
Aus ſeinem Kopf ein dreifach Horn.
Der Löwe ſchnell verſchwunden ward,
Jetzt flog das Horn nach des Löwen Art.
Da rührt mit ſeinem Talismann,
Das dreifach Horn der Zauberer an,
Und alle Dornen fielen ab;
Dreieinigkeit eine Einheit gab,
Und alles Runde eckigt ward
Nach Zimmermanns Manier und Art.
Jetzt fliegt das eckigt Ding am Rhein,
Des Vogels Weg im gelen Schein.

98.

In den bunten Karten ſteh' ich,
Doch nur einer von den Herrn,
Nicht der andre ſieht mich gern.
Oft in falben Bergen geh' ich
Sonnig an und ſchmutzig aus,
Bring euch Liebes in das Haus.

Nur kehrt mich nicht um, ich bitte,
Solch' ein Ohr taugt nicht in eure Mitte.

99.

Deine Weisheit trägst du auf Papier,
Was daran zu viel iſt, ſchenkſt du mir,
Dennoch ſag' ich, biſt du mir gehäſſig,
Denn du tränkeſt mich mit ſchwarzem Eſſig.

100.

Dem Erſten wird es mit der Zange
Hinweggekneipt und oft währts lange;
Der Zweite ſchneidets leicht und keck
Mit Meſſer oder Scheere weg;
Der Dritte hälts mit feſtem Glauben
Und läßt's um keinen Preis ſich rauben.

101.

Durch Hitze, nicht durch Froſt vom Norden,
Bin ich aus Waſſer Schnee geworden.

102.

Dreiſtöckig ſteht mein Haus,
Wer einmal drinnen wohnt,

Der zieht ſo bald nicht aus.
Sehr hohe Fenſter hats, doch ſchaut er nicht hinaus.
Sie glänzen nie im Sonnenſchein;
Kein Hagel ſchlägt die Scheiben ein;
Kein Ziegel von dem Dache fällt.
Das Haus wird ſtehn im weiten Feld.

103.

Dem Knaben bin ich oft zum Spielen gut,
Dem Zornigen dien ich zur Kühlung ſeiner Wuth,
Den Angegriff'nen kann ich ſchützen,
Den müden Greiſen unterſtützen.

104.

Drei Sylben, liebe Mädchen, ſind
Zwar ungleich ſich am Werthe;
Die erſte macht die Menſchen blind,
Die andern zwei die Pferde.

105.

Ihr ſchlaft oft kaum,
Und es beſucht euch auf dem weichen Flaum,

Mein Erſtes bald,
Umgaukelt euch in lieblicher Geſtalt;
Ein leis Geräuſch, und ihr erwacht,
Verſchwunden iſt es, einſam iſt die Nacht.
Das Zweite kommt im Druck ans Licht;
Es wird verlegt von Jahr zu Jahr;
Vom Ganzen giebts manch' Exemplar.
Ihr meint, ihr habts? Ein Traumbuch iſt es nicht.
Wenn nicht ein Sprichwort lügt,
So ſoll es in des Krämers Miſchen,
Sich öfters mit dem Pfeffer miſchen.

106.

Ich ſchaff euch Korn zum Brod, — dafür
Weiſt ihr mir, wenn ich euch beſuch, die Thür.

107.

Von Elfenbein ſtößt man mich fort,
Von Gold ſteckt man mich ein,
Von Fleiſch und Blut war Mancher froh,
Mein Bräutigam zu ſeyn.

108.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Schaut her! im felſigen Land,
Wie raucht der Berg! des Ewigen Blitze
Zucken um ſeine heilige Spitze. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
O König Iſraels, im blutigen Sand,
Ringt mit dem Tode das Leben.
Fürder wachſe dort weder Hopfen noch Reben!
Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Eines Königs Burg! Seine Hand
Greift in die goldenen Saiten,
Sie klingen auf ewige Zeiten. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Die Woge braust, von des Schiffes Rand
Stürzt ein Prophet. Hat nichts zu ſagen,
Nicht jede Speiſe verdaut jeder Magen. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Ein muthiger Grieche ſoll löſen das Pfand,
Er hat es gelöst und obendrein
Den Gürtel des Königs Töchterlein. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Ein römiſcher Dichter, das Schnupftuch in der Hand
Geht zu Schiff. Madame bekümmert
Sagt ihm Adieu, der Scheidende wimmert.
Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Ein gekrönter Heide im hölliſchen Brand,
Der gegen die Wahrheit wüthend gekriegt,
Ihn hat der Galiläer beſiegt. Org. Org.

Orgelum, Orgelei! Schattenſpiel an der Wand.
Dieſe Juden und Heiden vereinigt ein Land,
Das längſt ſeiner Väter Rechte verloren.
O Colon, Colon, wärſt du nicht geboren! Org. Org.

109.

Leer bin ich ſo ſchwer, als ob ich voll wär.
Voll bin ich ſo ſchwer, als wenn ich leer wär.

110.

Herr Cajus bläst mich voll, Herr Titus bläst mich leer,
Dann ſchaff ich ſüßen Ton, dem ſüße Düfte her.

111.

Gar wunderschöne Lieder sang er,
Den ich mir denk! Doch aufwärts schwang er
Längst zu den Sternen sein Gefieder,
Und schaut auf Rom und Tibur nieder.
Acht Lettern bilden seinen Namen,
Sucht aus vier Wörtern sie zusammen!

Das erste wünscht zum Höllenfluß
Die Bratwurst und Laurentius.

Die Langeweil und die Begier,
O zweites, schauen oft nach dir.

Das dritte, leichter Vög'lein Wiege,
Hat oft mit Säg' und Hobel Kriege.

Das vierte hat bald die Agenden,
Bald hat es die Schalmei in Händen.

112.

Das Ding hat keinen Kopf, doch eine dicke Nase;
Das Ding rühmt sich mit der hetruriſchen Vase
Verwandt zu seyn. Vermindert und zerlegt
Das halbe Dutzend Laute, die es trägt,
So ist's ein Dämon, den kein Gut noch Geld
Der alten und der neuen Welt
Versöhnt, daß er die arme Seele,
Die seine Beute ward, nicht fürder quäle.

Es iſt ein Thier, von dem ſich ungeſcheut
Ein Gott die Form, und ſelbſt der Teufel leiht.
Und noch ein Thier; ihr ſaht es wohl von ferne,
Doch wett' ich, ihr berühret es nicht gerne.
Ein Wundarzt ohne Inſtrumenten,
Der ſelber ſich an ſeinen Patienten,
Die ihm vertraun, den Tod kurirt.
Dann Farbe, die den Tempel einſt geziert,
Doch jetzt verblichen iſt, und nimmer exiſtirt.

113.

Die erſte iſt erquickend, wenns
So fällt um den Auguſt herum.
Die zweite kühlet übrigens
Die Glut der Erde auch nicht dumm.
Das Ganze wirft per cõsequens
Im Winter gern die Leute um.
Von Rauſch und Wein,
Soll gleichwohl nicht die Rede ſeyn.

114.

Auf Freuden folgt gar oft als dumpfes Weh
Die erſte, engliſirt zwar um ein E:
Bald weiß auf ſchwarz, bald ſchwarz auf weiß,
Macht ſie dem jungen Leichtſinn heiß;

Mit ſcheuen Blicken ſchleicht er fort,
Und jeder Bergmann kennt das Wort.

Die Andacht ruft das zweite Paar zur Meſſe,
Oft führt es mit ſich ſelbſt Prozeſſe,
Gewinnt es ſie, ſo hat es ſie verloren,
Bald wirds aus Mutterleib, bald aus dem Wein geboren.

Des Ganzen patriot'ſcher Sinn
Gibt Hab' und Gut der Krone hin,
Dem Kaiſer und dem Könige von Preußen,
Schon ſeltener dem Großherrn aller Reußen;
Und was dem Armen übrig bleibt, verzehren
Die Löwen und die Bären.

115.

Wo kommt der Muſen Zahl mit dem Verbrecher zuſammen,
Der mit Schwert und Dolch ſtach in das fünfte Gebot?

116.

Ich faß mich kurz, acht Laute hat mein Wort;
Ich nenne ſie; gebt jedem ſeinen Ort,
So ſteh ich da, nicht ſchwarz, noch gelb, noch grün,

Wiewohl ich farblos auch nicht bin.
Nun werft das Netz, nun ſchöpft im Born;
Hilft Sanftmuth nicht, ſo helfe Zorn.
Zerlegt das Zinn, zerſchlagt die härtre Bronze;
Fragt nach, euch hilft vielleicht ſogar ein Bonze,
Vielleicht Herr Job, vielleicht der Weiſe
Herr Zeno zu der Stoa Preiſe;
Fragt überall, mir Angehörige wohnen
In Bozen, Bern und Bonn und allen Zonen.

117.

O das Wellige und Kleine,
Trächtig mit viel Moſt und Weine!
Nähret es, daß es wohlgedeihe
Und erfreue,
Mütter, die ich meine!

O das Goldne und das Feine,
Schimmernd in dem Sonnenſcheine!
Und ihr könnt's am Bürzel tragen
Mit Behagen,
Stolze, die ich meine.

O das Liebliche und Reine
In dem ſüßen Zauberſcheine!
Könnt ich ſtets die mit Entzücken
Darein blicken,
Holde, die ich meine!

118.

Laßt ſinken, was ſinkt,
Stets aber die erſte Spitze blinkt
In Geſetzen und Mandaten,
Im Reiche der Moden und der Staaten.
Wir rufens von dem finniſchen Meer,
Und von den Ufern des Ebro her,
Und freuen uns doch darüber nicht ſehr.

Durch's Zweite ziehn der Säemann und der Schnitter,
Wohl ziehn vorüber Sonnen und Gewitter,
Es ſelber in der Zeiten Raum
Schlägt ſeinen ew'gen Purzelbaum,
Jetzt aufrecht, wie wir alle gehen,
Schnell unten den Kopf und oben die Zehen.
Das Ganze iſt nicht weit von hier;
Euch kommts zum ſüßen Punſch, im ſtillen Schloſe mir.
Es mög euch allen froh erſcheinen,
Und, was es Liebes hat, in euren Schooß vereinen.

Auflösungen
der
Räthsel, Charaden und Logogriphe.

1. Ritterſporn.
2. Haarzopf.
3. Bretzel.
4. Brief.
5. Kannengießer.
6. Saul, Paul, Maul, Gaul.
7. Zopfband.
8. Michel, Sichel.
9. Sold.
10. Römer.
11. Adam.
12. Lot.
13. Bleiſtift.
14. Hofrath.
15. Kochbuch.
16. Spinngewebe.
17. Winterſchuhe.

18. Sand.
19. Hutſchlinge.
20. Schildwache.
21. Bienenkorb.
22. Nacht.
23. Knopf.
24. Nordſtern.
25. Carolina.
26. Haar.
27. Glas.
28. Schimmel.
29. Apothekerbüchſen.
30. Steckbrief.
31. Schreckhorn.
32. Hebels frühere Beſoldung.
33. Rauſch.
34. Charade.
35. König, auf dem Thron, auf der Tabaksetiquette, (Dreikönig), im Kartenſpiel.
36. Feldberg.
37. Der Neunundneunziger.
38. Zeitung.
39. Meerſchaum.
40. Feder.
41. Koffer.
42. Verlichingen.

43. Bandwurm.
44. Sonntag.
45. Grundbirne.
46. Zeitloſe.
47. Edelſteine.
48. Barbier.
49. Trauermantel.
50. Titus.
51. Stecknadel.
52. Wetterhahn.
53. Morgenſtern.
54. Johann Paul Friedrich Richter.
55. Julius.
56. Weinfaß.
57. Finger.
58. Kopf.
59. Weineſſig.
60. Kamm.
61. Mamſell, Amſel.
62. Brettſpiel.
63. Das Rad in einer Taſchenuhr.
64. Brettſpiel.
65. Kartenſpiel.
66. Abt, Stab, Baß.
67. Augen, Neunaugen.
68. Mittwoch.

69. Trepfe, Trepf, Topf.
70. Kreuzſacrament.
71. Naſe.
72. Scheinwurm.
73. Haarbeutel.
74. Silberlocke.
75. Fibel.
76. ?
77. Fiſchotter.
78. Meiſter.
79. Lampe, Ampel.
80. Roßmarkt.
81. Prorector, Profector.
82. Zeiger auf dem Zifferblatt.
83. Thierkreis.
84. Handſchuh.
85. Hebel.
86. Siebmacher.
87. Nothzucht.
88. Balhorn.
89. Steinbruch.
90. Kreuz.
91. Diſtelfink.
92. Loch.
93. Taglocb.
94. Nagel.

95. Tabakspfeife.
96. Schafgarbe.
97. Die Poſt durch Oeſtreich, Baiern, Würtemberg und Baden.
98. Die Leſe.
99. Schreibſand.
100. Nagel.
101. Salz.
102. Galgen
103. Stock.
104. Liebhaber.
105. Mausdreck.
106. Siegel.
107. Caroline.
108. Sinai, Saul, Sion, Jonas, Jaſon, Noſe, Julian, Louiſiana.
109. Blasbalg.
110. Pfeife.
111. Horatius, Roſt, Uhr, Aſt, Hut.
112. Ziegel, Geiz, Ziege, Igel, Egel, Get.
113. Thauwetter.
114. Zechbruder.
115. Zahl 99.
116. Zinnober.
117. Aug, am Weinſtock, am Pfauenſchwanz, im Geſicht.
118. Neujahr.

Worterklärungen

zu dem Texte der allemanniſchen Gedichte.

A.

Aecke, der Nacken.

Aetti, Vater. Altdeutſch. Atta. Atta unſar, im gothiſchen Vater unſer. Id. Atti, Aette.

Afange, verb. Anfangen. Aber Afánge, adv. Endlich, Nach und nach.

Agle, subst. plur. Steife ſtechende Spitzen, z. B. an den Aehren. Aculei Sch. Agle, Agel. Id. Achel.

Alder, Oder (auf dem Wald). Sch. Ald, Alder, Alt.

Almig, Ehemals.

Ane, Hin. Woane? Wohin?

Anke, friſche Butter. Altdeutſch: Anka.

Arfel, subst. Ein Arm voll. Aerfeli, deminut.

As, Als. Aß, Daß.

B.

Bah, 1) Bahn, 2) Bann, Gemarkung.

Balge, Vorwürfe machen. Altdeutſch. zürnen;

von Balg, Zorn. Sch. Balg, stomachus. Balgen, irasci, iurgari.

Bammert, Feldhüter, Bannwarth. Sch. Bannwart, Custos banni.

Baſchge, verb. neut. Im Ringen die Kräfte gegen einander meſſen. act. bezwingen. Id. ſchmettern, zwingen.

Baſſeltang, Kurzweil. Passe le temps.

Batte, Nützen, fruchten. Goth. Botan, verwandt mit Baß, Beſſer.

Baum, außer den gewöhnlichen Bedeutungen, bei einem gewiſſen Kartenſpiel der Valet in Treffle. Kreuz dem Baum, Herausforderung dieſer Karte durch ein ausgeſpieltes Treffle-Blatt.

Bauſe, Aufgeblaſen ſeyn, daher: Großthun. Verbauſen, Verſchwenden. Das Primitiv zu Verbutzen, wie Chraue zu Chratze (Kratzen), Bauſe zu Bitze ꝛc. Sch. Bausen, largiter potare.

Beberthalbe, adv. Auf beiden Seiten. Daher: Beberthalbe, subst. Ein Zwerchſack. Von Beide und Halb, altdeutſch: die Seite.

Belche, subst. propr. Hoher Berg des Schwarzwaldgebirges im Breisgau. (Auch Schweiz und Elſaß haben Belchen.) Sch. Belch, Boelchen, cacumina montium. Nach Ad. von Berg, durch Verwechslung des r und l, wie Kirche und Chilche.

Bis. Imperativ zu Seyn. Sey!

Biheli, Wenig.

Blueſt, Blüthe. Bi'm Blueſt! Eine mißſtellte Betheuerungsformel, dann ein Ausdruck der Verwunderung, beſonders bei unangenehmen Ueberraſchungen. Eigentlich: Bei dem Blut (des Sacraments)! wie: Bi Goſt!

Bohle, Werfen. βαλλειν. Sch. Pollen, Polen, proiicere.

Bosge, Eine Bosheit verüben. Id.

Bosget, Bosheit, auch im unſchuldigen Sinn, Muthwille.

Brenz, subst. masc. Branntewein. Gebranntes.

Briegge, Weinen. Βρυχειν, Βρυχμος?

Briggem, Bräutigam. (Baſel).

Bringe, 1) Bringen. 2) Zutrinken.

Brö'ſ'li, Brodſamen.

Bruttle, verb. 1) mit dem Hülfswort Haben: Halblaut reden, beſonders im Unwillen. 2) mit Seyn: Halblaut redend fortgehen.

B'ſcheid, Beſcheid. B'ſcheid thue, Einen zugebotenen Trunk annehmen.

B'ſchieße, Zureichen, Sättigen, gedeihlichen Fortgang haben. Par. Joh. 6. Was erſcheußt das unter ſo viele? Sch. Beschiessen, proficere.

Büeßli, Zehnkreuzerſtück. Piece.

Bugg, Hügel.

Bühni, 1) obere Decke des Zimmers. 2) der oberſte Boden des Hauſes. 3) Raum zwiſchen demſelben und dem Dache.

Bunte, Pfeffer, Spunte. Sch. Punten.

Buſper, munter, beſonders von Vögeln. Etwa ſo viel als buſchbar, wenn die Hecken buſchig werden und die Vögel niſten?

Butſche, mit dumpfem Ton anſtoßen.

Büttene, großes hölzernes Gefäß zum Einſalzen des Fleiſches ꝛc. Von Bute. Sch. Bütten.

C.

Carfunkel, 1) jeder rothe Stein von Glanz. 2) rother Ausſchlag im Geſicht.

Cheri, Reihe, Ordnung deſſen, was regelmäßig wieder kommt. Daher: Die Cheri, Diesmal. En anderi Cheri, Ein andermal. Von Kehren.

Chettenblume, Kettenblume. Leontodon taraxacum Lin.

Chib, Neid, Verdruß, auch Feindſchaft. Daher: Chibe, verb. verwandt mit Keifen Chibig, adject. Sch. Kip. Keib. Jd. Kipp.

Chilche, Chille, Kirche. Altdeutſch: Chilcha. Sch. Kilch.

Chilchelueger, Kirchenaufſeher. Von Luege, Schauen.

Chilſpel, Kirchſpiel. Aehnliche und gebräuchliche Zuſammenſetzungen in Volkſpiel, Leutſpiel, Geldſpiel, rechtfertigen die Ableitung von Spiel im Sinn der leichten Bewegung. Daher: 1) die zu einer Kirche ein-

und ausgehende Menge. 2) die Abtheilung des Volks, das zu Einer Kirche gehört. 3) der Diſtrict, den ſie bewohnt Vergl. Ad.

Chlimſe, Spalte. Verwandt mit Klemm, Klemmen. Sch.

Chlöpfe, Knallen, Krachen. Par. Tondere chlapf. Jd. Klapf.

Chli, ſchwarzes Pferd.

Chölſch, Leinwandzeug von blau gefärbtem Garn. Cöllniſch? Daher: chölſchblau.

Chreſme, Klettern.

Chrete, 1) geflochtener Hängkorb. Von Cheatte, Handkorb. Crates. Sch. Kratt und Kretze. 2) über die Achſel gehendes Tragband für die Beinkleider.

Chrieſi, Kleine, Waldkirſchen. Chirſi, Große, Veredelte.

Chrome, 1) einkaufen. 2) zum Geſchenk vom Markt ꝛc. bringen.

Chroſplig, Eigenſchaft der Rinde des friſch gebackenen Brodes.

Chruſe, Krug mit Bauch und weiter Oeffnung. Chrüsli, deminut. Sch. Jd.

Chülbi, Kirchweihe, Sch. Kilchwine, Kilwihe, etc.

Chummli, Chummlig, Bequem. Von Kommen. Kommlich. Sch. Kommlich, convenienter.

Chündig, Aermlich. Sch. Kundig, kundiglich, Parcus.

Chüngi, Kunigunda.
Chuuche, Hauchen.

D.

Deis, Jenes.
Dengle, Dengeln, Senſen und Sicheln durch Hämmern ſchärfen. Schwediſch: Danga. Sch. Tengeln. Jd. Dangen, Dängen.
Dinge (zu Jemand), Dienſte nehmen. Sch. Ding Pactum. *Dingen*, Paciſci.
Diſtelzwigli, Diſtelfink. Sch. „Alle Geſchöpfe und alles, das do lebet, begehrt Freiheit, ein Fögelein, ein Distelzwiglin. Geil. v. Keysersb.
Dolder, Gipfel eines Baums, Strauches. Noch übrig in Dolde. Sch. *Dolde*, Told etc.
Dorburwille, um deswillen.
Doſch, Kröte.
Doſe, verb. Schlummern. Jd.
Dotſch, ein Ungeſchickter.
Dunders, — verſtärkt in der Zuſammenſetzung mit einigen Adverbien. Dundersnett, Ueberaus nett.
Dunte, Unten, mit Beziehung auf einen gewiſſen Ort.
Duran, Ueberall. Aus: Dur, Durch, und: Aue, Hin.
Dure, adv. Hindurch, Hinüber, Herüber. Ver-

ſchieden von Dur'e, Dur'en, durch ihn, den, einen —

Düſele, Schlummern, Halbſchlafend gehen. Deminut. von Doſen. Id. Duſelicht, Schläfrig, Taumelnd.

Duſſe, Draußen.

Düſſele, 1) act. Leiſe reden. 2) neutr. Leiſe gehen. Von Duſſen, verwandt mit Toſen. Sch. *Dussen* Murmur edere.

Duure, verb. impers. Bedauren. Es duurt mi, Ich bedaure es.

E.

Echt, Echter, Echterſt, Etwa, Doch, Wohl? Sch. Echt, Echter, Echtern.

Egerte, Ungebauter Feldplatz. Sch. Egerd, incultus.

Ehne, Jenſeits, drüben.

Eiere-Anke, subst. Eier in Butter gebacken.

EisGangs, Eines Ganges, Unmittelbar.

Eithue, Einerlei, gleichviel. Ein Thun.

Enanderno, Unmittelbar, Geſchwinde. Einander nach.

Engelſüeß, die Wurzel von Polypodium vulg. Lin. (Vorderöſterreich). Sonſt Süßwurz.

Eninne, Gewahr. Entinnen.

Erluſtere, Erlauſchen.

Ermel, subst. plur. Weibliches Kleidungsſtück zur Bedeckung der Arme.

F.

Fatzenetli, Sacktuch. Aus dem Italieniſchen Fazzoletto. Id. Fazeile, Fazeneitle.

Fegge, Flügel.

Fern, Vor einem Jahr' Sch. Id.

Firſt, Das Oberſte. Daher 1) Rücken des Daches, beſonders an Strohdächern. 2) Fortlaufender Bergrück n. Sch. Id.

Flöſch, Schwammicht von Leibesconſtitution. Flaccus.

Frauemänteli, Alchemilla vulgaris Lin.

Fraufaſte, Ein berüchtigtes Geſpenſt in Baſel und der umliegenden Gegend. Aus Frohnfaſten.

Fraufaſtechind, ſo viel als ſonſt Sonntagskind, das die Geſpenſter ſieht.

Frech, 1) Frei, wahrſcheinlich das Intenſivum zu dieſem. 2) Geſund von Anſehen. Feſt, Muthig. 3) Frech. Sch. Fortis, liber. Id. Hellfarbig. Schön. Durl? Aus der zweiten Bedeutung.

Frei, außer der gewöhnlichen Bedeutung, adverb. So gar.

Fuettergang, Seitengang neben den Stallungen zur Bereitung und Aufſteckung des Futters.

Fürcho, Scheinen, Erſcheinen im Traume ꝛc. Vorkommen.

Füre, Hervor. Verſchieden von Füre, Füren, Für ihn, den, einen —

Fürtuech, Schürze.

Füſi, Flinte, Fusil.

G.

Gahre, Knarren.

Gattig, Wohlgebildet, Gefällig. Von der Stammſylbe Gatt in Gattung, wie Artig von Art.

Gäutſche, Schwanken, von flüſſigen Dingen. Daher: Vergäutſche, 1) act. durch Schwanken ausgießen. 2) neutr. durch Schwanken ausfließen.

Geb. Abgekürzt, ſtatt: Gebe Gott, Geb, wo de biſch, Du magſt ſeyn, wo du willt. Zur Aufklärung einer Stelle in Entfelders Schriften. N. theolog. Journ. 15r Bd. 4tes Stück. S. 319.

Gell, Gellaber, verb. imperat. Nicht wahr? plur. Geltet. Sch. Id.

Gehre, Begehren. Das Stammwort zu dieſem, und zu Gierde, Gierig, Gerne. Sch.

G'halt, Gehalt, Zimmer.

G'heie, verb. impers Verdrießen, anfechten Sch. *Heyen*, *G'heyen*, vexare.

G'hürſt, Gebüſch. Gehürſte von Hurſt.

Gigſe, Knarren.

Gitzi, Junge Ziege. Gitzeli, deminut. Sch. *Kyzen*, hoedus; *Kitzlin*, hoedulus. Id. Kitzen.

Glaſt, Glanz, beſonders Schein von Blitz und Feuer Sch.

Gliichlig, Durchgehends gleich.

Glitzere, Schimmern. Von Glitzen, Glänzen,

verwandt mit Gleiſſen ꝛc. Sch. Jd. Glitzen, Glitzgen. Davon

Glitzerig, Schimmernd.

Glumſe, Heimlich (in der Aſche) brennen. Daher Abglumſe, Nach und nach erlöſchen. Sch. *Gluns* scintilla *Glunst* favilla.

Go, praep. Gen, Nach. Verſchieden von Geb, Geben.

Götti, Taufpathe. Gotte, fem.

Gottwilche, Begrüßungsformel. Von Gott ed. Gottes Willkomm!

Grüebe, Ueberreſte von ausgeſottenem Schweinfett. Jd.

Grumbire, Karteffeln (Grundbirnen). deminut. Grumbireli.

Grumſe, durch unverſtändliche Töne und abgebrochene Worte ſeine Unzufriedenheit ausdrücken. Von Gram. Jd. Gramſen, Gramenzen machen.

Gſegott, Segne Gott!

Gſtable, Geſtabeln, Steifwerden, beſonders von Kälte. Stabiliri.

Guge, Sich hin und her bewegen. Primitiv zu Gaukeln? ꝛc. Vergl. Jd. Art. Gugel.

Güggele, Durch eine kleine Oeffnung ſchauen. deminut. von Gucken.

Guhl, Hahn. Gallus.

Gülle, Pfütze. Par. „und daß die Predikanten ſich befleiſſigen zu predigen, nit aus menſch-

lichen Gülten, sondern aus dem Brunnen evangelischer Lehr."

Gumpe, Hüpfen. Ueber etwas hinweg- oder hinabspringen. Dah. Gumperig, Ausgelassen. Jd. Gumpet, Schwelgerisch.

Gumpistöpfel, Eingemachte Aepfel. Von Compositum Compot. Sch. *Kompest*, olus *Ruobenkumbost*.

Günne, Pflücken. Gewinnen. Vergl. Sch. „Gewunnen und Ungewunnen."

Gvätterle, verb. Das Spielen der Kinder, wenn sie Verrichtungen der Erwachsenen nachahmen. Jd. Gfräulen Breisg.

H.

Habermark, Tragopogon pratense Lin. Jd. Gukkigauch rc.

Halde, Auf- oder absteigende Bergseite. Von Helden, Neigen, (ein Gefäß an der untern Seite aufrichten, um der Mündung eine Neigung zu geben.) Daher auch: Abheldig, schiefstehend. Sch. *Helden*, inclinare. Halde. Jd.

Häli, Schaf in der Kindersprache und beim Locken.

Hamberch, Handwerk.

Hamme, Schinken. Sch. pessuis.

Hampfle, subst. 1) Eine Handvoll. 2) Der Raum zwischen beiden hohlen Händen. Dah. Hampflevoll, beide Hände voll. Hämpfeli. Deminut.

Handumcher, adv. So geſchwind als man eine Hand umkehrt.

Haſelbrödli, Juncus pilosus Lin.

Haſelieze, Toben. Aus d. Franz.

Hätteli, Ziege in der Kinderſprache und beim Locken.

Haupthöchlige, adv. Mit aufgerichtetem Haupt. Daher: laut, munter.

Hebe, Halten.

Heimele, Der Heimath ähnlich ſeyn. Daher: Aheimele, An die Heimath erinnern. Id. Heimen.

Helge, Helgli, Helgeli, 1) ein auf Papier gemalter Heiliger. Daher: 2) Jedes kleine Papiergemälde. Id. Kupferſtich.

Helſe, Glückwünſchen. Daher: Etwas zum Gruß, Neujahr ꝛc. ſchenken. Von Heil. Altdeutſch: Heilizen, Grüßen. Heilizunga, Gruß. Däniſch: Helſe. Schwediſch: Helſa.

Hentſche, Handſchuh.

Her, Herr. Der Her, Der Pfarrer. Herget, HerrGott.

Hinecht, ad. In dieſer Nacht. Sch. Hinnacht. Hinechtig, Die ganze Nacht hindurch.

Hirz, Hirſch. Hircus, Hirci, die Hirzen.

Hofertig ſtoh, Zu Gevatter ſtehen. Von der alten Form Hoffart.

Hold, Geneigt, Ausſchließlich von der gegenſeitigen Liebe zwiſchen Jüngling und Mädchen gebräuchlich. Von Helden, ſ. Halde. Daher:

Holderſtock, Der oder die Geliebte.

Hüble, 1) An den Haaren ſchütteln. Daher: 2) Züchtigen.

Hurlibaus, Kanone.

Hurnigel, Kleiner Winter-Hagel. Daher: 's hurniglet, verb. es rieſlet. Sch. Von Horniſſe. Id. Vielleicht eher verwandt mit Hornung, Hornig. 's horniggelet. Es frieret empfindlich an die Finger.

Hurſt, Strauch. d'Hürſt, plur. Das Gebüſche, Dickicht. Sch. Horst und Hurst, vepretum. Angelſ. Hurst und Hyrst.

Hurt, Lager zur Aufbewahrung des Winterobſtes, Sch. Hurt, Crates.

Hüſt und Hott, Links und Rechts! Zuruf an Zugpferde. Sch. Hott, quo celeusmate incitantur equi ad currendum. (Daher Hotten, von Statten gehen) Hutsch, celeusmatis genus, von Hutschen, repere.

Hütie, adv. Heute den ganzen Tag. Hütie und ie, Heute ie und ie.

Huure, Niederhuure, Den Körper ſtehend gegen die Erde niederlaſſen. Hauren. Ganz verſchieden von einem ähnlichen Wort, das in Meiners Briefe über die Schweiz damit verwechſelt wird.

J.

Jemerſt. Affektswort der Klage und Sehnſucht.

Jeſte, subst. plur. Launen, Muthwille. Von Jeſen, Gähren. Daher: Jaſt, Hitze.

Jeſte, Hitze, Launen. Oder von Crestus.

Jilge, Lilie.

Imme, 1) fem. Die Biene. 2) masc. collect. Der Bienenſtock. Id. Verſchieden von imme, Einem, In einem. Immli, demin.

Immis, auch Zimmis, Das Mittageſſen. (Baſel.) Sch. *Imbis*, *Imbes*. Etwa entſtanden aus dem altdeutſchen Vater Unſer. „Protli unsar emezhic hip uns hiutu!“

Jobbi, Jakob.

Joch, Außer der gewöhnlichen Bedeutung, ein Brückenpfeiler.

Junte, Weiberrock.

Jüppe, Kinderrock. Aus d. Italieniſchen Giubba.

Juſt, Eben, gerade recht. Daher: Wohl zu Muthe. In der erſten Bedeutung auch Juſtement. Aus dem Franz. oder Ital.

K.

Keſe, 1) neutr. Fallen. 2) act. Werfen, κεσθαι.

L.

Ládemli, kleiner Fenſterladen.

Landſem, Langſam.

Laubi, Einer von den Namen, die der Landmann den Zugochſen gibt. Horni, Merz, Laubi,

Luſti, von den vier zum Theil nicht mehr gebräuchlichen Namen der Frühlingsmonate: Hornung, Merz, Laubmonat, (April) Luſtmonat, (Mai).

Leerlauf, Kanal zu Ableitung des Waſſers neben den Mühlrädern.

Legi, Damm durch das Bett eines Fluſſes zur Ableitung des Waſſers. Auch Wehr, Wuhr.

Lehre, beides Lehren und Lernen.

Lenge, 1) Bis wohin reichen. Daher: 2) Nach etwas greifen, holen. 3) Zureichen, Genugſeyn. Von Lange, und noch übrig in An-Be-Verlangen, ꝛc. Sch.

Letſch, Schlinge, Schlaufe aus dem Ueberſchuß von Band an Kleidern ꝛc. Ital. Laccio. Letſchli, deminut.

Lewat, Brassica Napus L.

Liecht, Licht. Z'Liecht, Auf Nacht-Beſuch.

Logel, Fäßchen. Lagenula. Sch. Logel, Laegel etc.

Lopperig, adj. Was nicht mehr feſt iſt, hin und her wankt

Loſe, Herchen. Stammwort zu Loſung, Lauſchen, ꝛc. Sch. Jd.

Luege, Schauen, Sch. — Verluege, recipr. Sich über dem Zuſchauen vergeſſen.

Luft, masc. Sanfter Wind. fem. Luft. Bei den Alten auch als masc. Luft.

Lüpfe, In die Höhe heben. Sch. Jd.

Luppe, Großer Klumpe glühenden Eiſens, das aus

dem Frischfeuer zum erstenmal unter dem Hammer kommt.

Luſtere, Lauschen. Von Loſen.

M.

Manne, verb. Einen Mann nehmen.

Marcher, Der die Felder ausmißt und Grenzſteine ſetzt. Von March, Gränze. Sch. March, Signum.

Martſche, Eine Art Kartenſpiel.

Maßle, Maſſe Roheiſen in langer prismatiſcher Form. Massa, Massula. Senſt Gans, Eiſengans.

Matte, Wieſe. Von Mähen. Sch. Mad, Mat, Matte. Ang. Sax. Maed.

Meidli, Mädchen. Von Meid. Par. Marc. 5. „Meidle, ich ſag dir, ſtand auf! Und alsbald ſtuond das Meidlin auf." Sch. Meide. Davon das neue Deminutiv:

Meideli, Ein kleines Mädchen.

Meje, Blumenſtraus.

Meiſter, Außer den gewöhnlichen Bedeutungen, euphemiſch: Der Scharfrichter; Der Meiſter vo Hage.

Meng, Manch. Noch übrig in Mannigfaltig.

Möhnli, Unke. Maifröſchen, von Mön. Sch. *Moen*, Majus.

Morn, adv. Morgen. Sch.

Morndrigs, am folgenden Tag.

Moſe, Flecke. Verw. mit Maſer. Sch. *Mascicatrix*; *Mose*, macula. Jd. Maaſe. Mäſli und Moſeli, Deminut.

Mummeli, Name des Rindes in der Kinderſprache und beim Locken.

Mumpfel, subst. Stück Eßwaare. Ein Mundvoll. Jd. Das Weiche im Brod.

N.

Näumer, Jemand; Näumis, Etwas; Näume, Irgendwo. Aus einer unbekannten Vorſylbe und den Wörtern Wer, Was, Wo. Sch. Nieſswar, was, wo.

Necht, adv. In der erſten Hälfte der vorigen Nacht. Sch. Nechten. Jd.

Nemtig, subst. Die Nemtig, Vor einigen Tagen. Sch. *Antdag*, Dies post certam diem octavae. Jd. Niemtig, Neulich.

Nidſi, Unter ſich, Abwärts. Von Nid, Stammſylbe in Nieder, und dem abgekürzten Sich. Sch. Nidsich.

Niede, Unten.

Niemes, Niemand. Sch. *Niemensche*.

Niene, Nirgends. Sch.

Nootno, Nach und Nach.

Numme, Nur. Sch. Nummen, Newan, Newer, Newr.

Nümme, Nicht mehr.

Nüt, Nichts.

O.

O, zuſammengezogen aus Au, Auch. (Nur in einigen Gegenden).

Obſi, Ueber ſich. Aufwärts. Sch. Obsich.

Oebber, Jemand, Oebbis Etwas; Oebbe, Etwa. In alten Schriften Etwer, Eteber, Ebber, Etbes, ꝛc. Sch. Etwer etc.

Oebſch, Oebſche, Etwa.

Oeb, Schwach von Nüchternheit.

Oehli, Oelpreſſe.

Oerliger, grobes weißes Wollenzeug.

Oſer, Bücherſack. Jd. Aunfer, Schnapſack.

P.

Pappe, Brei.

Pfnüſel, Schnuppen. *Πτεύσις.* Sch. Pfnüsel, Phnysel, Pfunst.

Phateſt, Laune, Muthwille. Phantaſt.

Plunder, Kleidungsſtücke. Alles, was zum Anzug gehört. Daher Plündern, spoliare Sch.

Plunni, Apollonia.

Popperment, Operment, Arſenik.

Poppere, ſchnell und ſchwach klopfen. Pöpperle, Deminut.

Preſte, substant. Gebrechen. Vom verbum Preſten, Fehlen. Altdeutſch: „Ni imo brusti" — Ihm gebrach nicht. Par. Uns vriſt nit an Geſchicklichkeit. Sch.

R.

Räf, Leiterwerk, hinter welchem dem Vieh das Futter aufgesteckt wird. Sch. — Das Letzte im Räf haben, Sprichw.: Dem Tode nahe seyn.

Ranft, Rand, Rinde, Ränftli, Deminut. Jd.

Raufe, kleine Gräben zur Wasserleitung machen. Sch. *Runs*, rivus, alveus, Von Rinnen.

Reble, sich kraftlos hin und her bewegen. Daher: Mit unüberwindlichen Schwierigkeiten kämpfen. Daher: Verreble, Langsam zu Grunde gehen. Jd. Aufg'rablen, Sich wieder erholen.

Reckholder, Wachholder.

Ribi, Reibmühle.

Richter, 1) Gemeinderath. 2) Weiter Haarkamm.

Rickli, Angesetzte Schnüre, durch welche ein Band geht, um Kleidungsstücke fest anzuziehen. Jd. Rick, Eine gewisse Anzahl Fäden.

Ring, adv. Leicht; Ringer, mit weniger Mühe, Lieber. Daher: Geringe, Sch.

Rinke, Schnalle. Rinkli, Demin. Jd.

Ruchgras, Anthoxanthum odoratum L.

Rufe, Ausschlag, Kruste auf heilenden Wunden ꝛc. Sch. Jd.

Rübeli, Eine Art Baumwollenzeug. Halbsammet.

Runke, Gitren.

Rümmechrüsliger, Eine Art Winteräpfel.

Rung, subst. 1) Unbestimmt kurze Zeit. 2) mal: Ei Rung, Einmal. Rüngli, Deminut. von 1.

S.

Sägese, Sense. Altdeutsch: Saqys, Sagisen. Aus einer alten Stammsylbe, die noch in Sech, Säge, Sichel, Seco übrig ist, und aus Eisen zusammengesetzt. Sch. Sagys, Saegis, etc. Jd. Säges.

Schaffig, Arbeitsam.

Scheie, Pallisade um die Gärten. Sch. Schyen, Schygen.

Schellewerche, Oeffentliche Arbeit strafweise verrichten.

Schicht, Arbeitszeit der Schmelzer ꝛc. am Hohofen. Sch. *Series, Ordo, Partitio.*

Schiehut, Strohhut. Von Schiene, oder Schein.

Schliefe, Schlüpfen. Das veraltete Stammwort zu diesem und zu Schleifen, Schleppen ꝛc. Sch. Jd.

Schmähle, verb. Vorwürfe machen. Das Deminut. von Schmähen, und verwandt mit Schmollen. Sch.

Schmecke, Beides Schmecken und Riechen. Dah. Ahnen, Merken.

Schmehle, subst. Grashalm, Id. Schmiele, Schmeele, Aira. L.

Schmuris, eine Mehlſpeiſe mit Eiern.

Schnatte, Wunde. Von Schneiden. Sch. *Schnatten*, Cicatrix.

Schnaue, Im Unwillen ſprechen. Aſchnaue, Hart anreden. Das Stammwort zu dem Intenſ. Schnauzen, und zu Schnauben, und ohne Zweifel auch zu dem noch nicht heimgewieſenen Hochdeutſch: Schnöde. Vergleiche Ad. unter: Schnöde. Sch. *Schnöwen*, *Anschnauen*, a Schnau pro. *Schnauze*. Id.

Schnöre, Rüſſel. Sch. Schnorre.

Schoch, Schocheli, Ausdruck des Gefühls der Kälte beim Schauern. Sch. Schoch Interjecto ex frigore.

Schöchli, Kleine Heuhaufen auf den Wieſen. Deminut. von Schoch, Haufe. Daher: Schöchle, verb. das Heu in ſolche zuſammenbringen. Sch. *Schoch*, *acervus*.

Schrunde, Aufgeſprungene und geritzte Haut. Sch.

Semper, der nicht alle Speiſen mag.

Setzer, der auf dem Hohofen das Erz ꝛc. einſetzt.

Sieder, praep. Seit. adv. Unterdeſſen. Siederie, Seither. Sch. *Sid*, Sider etc.

Simſe, Vorſchuß unter den Fenſtern. Davon Geſimſe. Sch. *Symis*, *Sims*.

Sinne, verb. Weinfäſſer ausmeſſen und bezeichnen. Scherzweiſe von den Menſchen, Ignare.

Sch. Sinnen, signare in doliis quantitatem mensurae. Hinc *Sinner*, Homo quid id facit.

Sölli, Sehr. Id. Sellig.

Spöchte, Spähen. Das Intenſ. zu dieſem. Spectare. Sch. Spechen ect.

Spöthlig, Spätling, Spätjahr. Das Gegenwort zu Frühling.

Stabhalter, der zweite Vorgeſetzte in Landgemeinden. Sch. Verſchieden von Statthalter.

Stapfle, Stufe. Stäpfeli. Deminut.

Stellaſchi, Gerüſte, Geſtell, was viel Raum einnimmt.

Storze, Strunk der Staudengewächſe. Störzli, Deminut.

Stoze, Starke Beine u. Schenkel. Sch. Stotzen, refercire. Id. Stoz, Stamm, Kloz.

Strehle, Kämmen. Von Strehl, Kamm. Verwandt mit Striegel, Strigilis. Id. von Strahl.

Strolch, Vagabund. Id. grober Menſch.

Strübli, Gewundenes Backwerk. Von Strube, Struve, Schraube. Id. Strauben, Sträublein.

Stud, Pfoſten. Verwandt mit Stüze, Stoze. Statua Sch. Stud.

Sunneblume, Chrysanthemum Leucanth. Lin.

Stubete. Z'ſtubete. Auf Beſuch.

T.

Tafere, Wirthshausſchild. Taberna. Sch. *Tafern*

Tage, verb. Tag werden. Sch.

Taue, Feldmaß bei Wieſen. Ein Morgen

Tenſch, Schleuße bei der Waſſerleitung. Sch. *Tensch*, Landveste a Latino Tenere.

Togge, Strohfackel.

Tole, Vertragen, Dulden. Das Stammwort zu dieſem. Mertoltenis, Wir duldeten uns. Goth. Thulan. Angelſächſ. Tholian. Dän. Taale. Isl. Dol. Schwed. Tola. Griech. *Ταλαω*. Lat. *tolero tuli*.

Toll, 1) überhaupt Schön. 2) Insbeſondere: Was mit großem Aufwand verſchönert iſt. Könnte wohl das Wort von dieſer Urbedeutung zur Bezeichnung des thörichten Aufwandes, und zuletzt des Thörichten, Uebertriebenen ꝛc. überhaupt übergegangen ſeyn? Vergl. Ad. unter dieſem Art. Jd. Toll, Groß, Hübſch. Engl. tall.

Todtebaum, Sarg.

Tragete, Laſt, ſo viel man auf einmal tragen kann.

Treber, Treſtern.

Tremel, Balke. Von Tram. Sch. Jd.

Trinke, Tuback trinke, Taback rauchen. Noch aus einer alten Bedeutung des Wortes Trinken, Ziehen, Trahere. Par. „Den freien und

reichlichen Geiſt (der Lehre) in ſich getrunken haben."

Trog, Hölzerne Kiſte Sch. Truhe, receptaculum clausum, *Trog*. Jd. Truhe, Truche.

Troſtle, Droſſel.

Trüethe, (Trühen) Urſprünglich: Sammeln, Zulegen. Von Truhe. Daher: Fett, ſtark werden. Sch. *Truhen*. In arculam coniicere. „Unrecht Gut truhet nicht."

Trümmle, 1) Sich auf einem Punkt herum bewegen. 2) Unſtät gehen. Tremulare. Jd. Trumſeln. Davon:

Trümmlig, Schwindlicht. Jd Trumſelig.

Tſchäubli, Tſchäubbeli, Kleiner Strohbüſchel, Warnungszeichen an verbotenen Wegen. Deminut. von Schaub, Strohbund.

Tſchope, Kamiſol mit Ermeln, Tſchöpli, Deminut. Aus dem Ital. Giubba, woher auch Jüppe, Kinderrock.

Tunke, Tauchen. Tingere.

U.

Uding, Unding, adv. Sehr, Ueber das Gewöhnliche.

Uerthe, 1) Wirthsrechnung. 2) Abrechnung überhaupt. Sch. *Urt*, *Uirthe*, Symbola, collecta etc.

Umme, Hin, Herum; Verſchieden von Umme, Ummen, Um ihn, den, einen.

Ung'heit, Unangefochten. Von Geheien.

Unrueih, Perpendikel an der Uhr. Unruhe.

Urig, 1) Lauter Dinge einer Art beiſammen. 2) So viel Dinge einer Art, daß man die andern nicht bemerkt. Wahrſcheinlich von der noch in Zuſammenſetzungen übrigen Stammſylbe Ur.

V.

Ver- in der Zuſammenſetzung mit dem Verbum, oft ſtatt Er- — Vert- ſtatt Ent-

Verbuſe, ſ. Bauſe..

Vergelſtere, Erſchrecken. Sch. *Galstern*, fascinare. *Vergallen*, facere ut sonet.

Verglichlige, adv. Vergleichungsweiſe.

Verſtune, Irre werden.

Viſperle, v. act. Kleines Geräuſch machen. neutr. Mit ſolchem ſich fortbewegen.

Vogt, Schulze.

Volchſpiel, Menge Volks in Bewegung.

W.

Wägeſe, Pflugſchar. Altdeutſch: Wagiſen, Wägeneſe, Wagys. Von Wägen, Aufwinden, In die Höhe heben, und Eiſen. Nach Ad. von Wagen. Sch.

Wagle, Wiege.

Wahle, verb. Wogen. Verwandt mit Wallen, Sieden, und Welle.

Warbe, Das gemähte Gras zum Trocknen auseinander schütteln. Eigentl. Umwenden, Verarbeiten. Verwandt mit Werben, Erwerben, Gewerbe, Wirbel ꝛc.

Wafferſtelzli, Bachſtelze.

Weger, Wegerli, Wahrlich. Eigentl. Comparativ von Wahe, Schön, Gut. Par. „Hätten ſie geſprochen, es wäre wäger, man ließe einen Menſchen Schaden leiden mit Haltung des Sabbathstags.“ Sch. Jd. Wäger, Wahrlich, Beſſer.

Weidli, Hurtig. Sch. Weidelich, Decorus Gnavus. Jd.

Weihe, Speckkuchen.

Welle, subst. Bündel von Reis, Stroh ꝛc. Sch.

Wentele, Wanze.

Werchtig, Werktag.

Weſerei, 1) Verrechnungsſtelle bei den Eiſenhütten. 2) Dabei errichtete Weinſchenke.

Wette, verb. Binden, Zuſammenfügen. Daher: an das Joch ſpannen. Windsbeck: „Nu hat das Alter mit Gewalt in ſinen Strick mich ſo gewetten.“

Wetterleich, Wetterleuchten. Im Wetterleich, Blitzſchnell.

Wibe, verb. Ein Weib nehmen.

Wied, gedrehte Weide zum Binden. Altdeutſch:

Bei der Wide, Beim Strang. Daher vielleicht Wiedſauer.

Windeweh, Wind und Weh. Ausdruck für das Gefühl der Unruhe bei langem Warten. Wunden weh? Wunder weh? Sch. „Wer kann allwegen gedultig seyn, wann eim so wunn und wee ist“ Nach dieſer Orthographie vielleicht ſo viel als: Wohl und Weh, in Hoffnung und Furcht.

Wintergfriſt, Gfriſtig, Froſtbeulen.

Wolfel, Wohlfeil.

Wuhr, Damm durch einen Fluß zur Ableitung des Waſſers. Id. Um dem Waſſer höhern Fall zu geben.

Wuli, Name der Gänſe bei'm Locken und in der Kinderſprache.

Wundervitz, 1) Neugierde. 2) Ein Menſch, der Alles zu wiſſen verlangt.

Wütſche, Sich ſchnell bewegen. Intenſit. von Wiſchen in Entwiſchen ꝛc.

Z.

Zeiche; Alle Zeiche fluchen, Alle Verwünſchungsformeln ausſprechen.

Zeine, Rundkorb. Von Zein. Sch. Zein, virga, et Zain. Id.

Zeiner, Schmied, der das Stabeiſen in Stangen ſtreckt.

Zibertli, (Getrocknete) weiße Pflaumen. Id Zibarten, Prunellen.

Zimpfer, Jungfräulich, Fein im Betragen, auch affektirt. Sch. Id. Zumpfer.

Zinkli, Hyacinthen.

Zistig, Dienstag, Sch.

Zit, 1) fem. Zeit. 2) neutr. Uhr. Daher Zitli, Deminut. Die Taschenuhr. Altdeutsch; Zit, Stunde. Otfrid: Minuhunt Zito, Neunhundert Stunden.

Zsendane, Ueberall. Zur Hand hin.

Züber, Hölzernes Wassergefäß.

Berichtigungen.

Seite 72. Z. 8 v. u. statt Feldzueg lies Feldzug.
„ 73. Z. 6 v. u. „ lueftige „ luftige.

J. P. Hebels

ſämmtliche Werke.

Dritter Band.

Erzählungen
des rheinländiſchen Hausfreundes.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1832.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Berichtigungen.

S. 118 Z. 18 Statt Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, lies: Wer an den Galgen oder heut zu Tag ins Zuchthaus will

S. 141 Z. 7 Statt: betäubt lies: betrübt

Inhalt

des dritten Theils.

	Seite
Das wohlbezahlte Geſpenſt	1
Der vorſichtige Träumer	4
Mißverſtand	5
Unglück der Stadt Leiden	5
Schlechter Gewinn	7
Der wohlbezahlte Spaßvogel	8
Eine ſonderbare Wirthszeche	9
Seltſamer Spazierritt	11
Drei Wünſche	12
Eine merkwürdige Abbitte	16
Der große Sanhedrin zu Paris	17
Der ſchlaue Pilgrim	22
Untreue ſchlägt den eigenen Herrn	24
Jakob Humbel	27
Franz Janaz Narocki	32
Der fechtende Handwerksburſche in Ankiam	34
Mißverſtand	35
Brodloſe Kunſt	37
Glück und Unglück	39
Der Commandant und die badiſchen Jäger in Hersfeld	41

Seite

Der preußiſche Krieg im Jahr 1806 und 1807 . 44
Nachtrag 48
Kannitverſtan 50
Schlechter Lohn 53
Der kann Deutſch 54
Große Feuersbrunſt 55
Der Fremdling in Memel 56
Das ſeltſame Rezept 58
Einfältiger Menſch in Mayland 58
Der Barbierjunge von Segringen . . . 59
Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte 61
Gute Antwort 66
Drei Wünſche 67
Der Huſar in Reuſe 68
Ein Wort giebt das andere 71
Moſes Mendelſohn 73
Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler . . . 74
Theure Eyer 75
Die drei Diebe 75
Suwarow 79
Hohes Alter 80
Kaiſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne . 81
Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf 84
Folgen des Tilſiter Friedens 86
Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808 . . 93
Begebenheiten in Spanien 95
Unglück in Kopenhagen 99
Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers 99
Der unſchuldig Gedenkte 105
Steinregen 107
Der Rekrut 108
Böſer Markt 109

Seite

Der ſilberne Löffel 112
Einträglicher Räthſelhandel 114
Des Sellers Antwort 118
Der getheilte Patient 119
Wie der Zundel-Frieder und ſein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich ſpielen . . 123
Der kluge Sultan 125
Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird . . 127
Der Zirkelſchmidt 127
Heimliche Enthauptung 130
Der Staar von Segringen 132
Wie man in den Wald ſchreit, alſo ſchreit es heraus 135
Die falſche Schätzung 136
Das letzte Wort 137
Gutes Wort, böſe That 138
Der geduldige Mann 139
Der ſchlaue Mann 140
Der Heiner und der Braſſenheimer Müller . . 141
Der falſche Edelſtein 144
Das ſchlaue Mädchen 146
Ein gutes Recept 148
Vereitelte Rachſucht 150
Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz . . 153
Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Metzgerhund iſt an das Tageslicht gebracht worden 158
Seltſame Eheſcheidung 160
Der liſtige Steyermarker 162
Etwas aus der Türkey 164
Das bequeme Schilderhaus 165
Wie der Zundelfrieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenze kam 166
Der Rekrut 168

Seite

Die leichteſte Todesſtrafe 168
Die Bekehrung 169
Der fremde Herr 172
Theures Spätlein 174
Der General-Feldmarſchall Suwarow . . . 175
Feuerfünklein 177
Die zwei Poſtillione 178
Der betrogene Krämer 181
Der liſtige Kaufherr 183
Rettung einer Offiziersfrau 185
Unverhofftes Wiederſehen 187
Drei Worte 190
Zuſtand von Europa im Auguſt 1810 . . . 191
Andreas Hofer 194
Das fremde Kind 198
Geſchwinde Reiſe 200
Brennende Menſchen 202
König Friedrichs Leibhuſar 203
Andreas Herzog 204
Der Rekrut 207
Herr Chriſtian Kuhmann, des geneigten Leſers Landsmann 210
Gute Geduld 213
Lange Kriegsfuhr 214
Der ſchwarze Mann in der weißen Wolke . . 219
Das Bettelkind 222
Waſſerläufer 223
Das Vivat der Königin 223
Der verwegene Hofnarr 226
Die betrogenen Zecher 227
Schreckliche Mordthat 228
Der Geizige 230
Der Lehrjunge 231

Seite

Der Waſſerträger 233
Die Tabacksdoſe 235
Hagenloch 237
Zwei honette Kaufleute 238
Der liſtige Quäcker 238
Blutbad in Neuburg am Rhein 240
Die Schmachſchrift 241
Der Prozeß ohne Geſetz 245
Die gute Mutter 248
Das gute Wort 251
Das letzte Wort 252
Die Raben 254
Das heimliche Gericht 254
Gute Antwort 260
Glimpf geht über Schimpf 261
Der Nachtwächter von Neuhauſen . . . 262
Der Vater und der Sohn 263
Wie ſich der Zundelfrieder hat beritten gemacht . 263
Der Wolkenbruch in Türkheim 268
Rettung vom Hochgericht 270
Der Schimmel 271
Die Treue und ihr Dank 274
Die berühmte Schlacht der Markomanen . . 279
Der große Schwimmer 283
Kurze Station 287
Mittel gegen Zank und Schläge 287
Wie einmal ein ſchönes Roß um fünf Prügel feil
geweſen iſt 289
Die naſſe Schlittenfahrt 292
Der Bauersmann und der Viſitator . . . 294
Dankbarkeit 296
Tod vor Schrecken 296
Franziska 298

Seite

Der böſe Winter 304
Hochzeit auf der Schildwache 306
Das Seewunder 309
Der gläſerne Jude 310
Einer oder der andere 312
Die Probe 313
Die Beſatzung von Oggersheim 317
Die Schlafkameraden 319
Der Herr Wunderlich 323
Des Dieben Antwort 326
Die Maizenblüthe 326
Veronika Hackmann 327
Der Friedensſtifter 329
Die Allemannen am Rheinſtrom 330
Glück und Unglück 337
Verloren oder gefunden 337
Liſt gegen Liſt 338
Hülfe in der Noth 342
Der Bock 347
Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813 349
Billige Rechtspflege 350
Wunderlichkeit 351
Der fromme Rath 353
Ein Hausmittel 354
Zwei Weiſſagungen 355
Eine ſeltſame jedoch wahrhafte Geſchichte . . 359
Gleiches mit Gleichem 362
Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813, 1814 365
Fortſetzung 368
Beſchluß 373
Einer Schildwache lächerlicher Irrthum . . 389
Geſchwinde Fertigung 390
Der verachtete Rath 393

Seite

Der Thalhauſer Galgen 394
Der Schneider von Penſa 396
Irrthum 404
Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will . 405
Die Wachtel 406
Der vortheilhafte Roßhandel 408
Merkwürdiges Alter 410
Der Furtwanger in Philippsburg . . . 411
Das Advokaten-Teſtament 412
Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht 413
Die Allemannen unter fränkiſcher Oberherrſchaft . 417
Erinnerung an die Kriegszeit 424
Reiſe nach Frankfurt 426
Zwei Kriegsgefangene in Brüſk . . . 432
König Friedrich und ſein Nachbar . . . 436
Seltene Liebe 437
Der ſinnreiche Bettler 440
Mohomed 440
Die lachenden Jungfrauen 442
Der Wettermacher 443
Mißverſtand 451
Die Ohrfeige 453
Der geſchloſſene Magen 453
Iſt der Menſch ein wunderliches Geſchöpf . . 454
Seines Gleichen 456
Das Blendwerk 458
Große Schneeballen 461
Pieve 462
Die Baumzucht 464
Des Adjunkts Standrede über das neue Maaß und Gewicht 469
Morgengeſpräch des Hausfreunds und ſeines Adjunkts 478
Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande . . 482

Seite

Kindes Dank und Undank 485
Das wohlfeile Mittageſſen 487
Das Mittageſſen im Hof 489
Der kluge Richter 490
Zwei Erzählungen 492
Der ſchlaue Huſar 494
Der Zahnarzt 496
Herr Charles 499

Das

Das wohlbezahlte Geſpenſt.

In einem gewiſſen Dorfe, das ich wohl nennen könnte, geht ein üblicher Fußweg über den Kirchhof, und von da durch den Acker eines Mannes, der an der Kirche wohnt, und es iſt ein Recht. Wenn nun die Ackerwege bei naſſer Witterung ſchlüpfrig und ungangbar ſind, gieng man immer tiefer in den Acker hinein, und zertrat dem Eigenthümer die Saat, ſo daß bei anhaltend feuchter Witterung der Weg immer breiter und der Acker immer ſchmäler wurde, und das war kein Recht. Zum Theil wußte nun der beſchädigte Mann ſich wohl zu helfen. Er gab untertags, wenn er ſonſt nichts zu thun hatte, fleißig acht, und wenn ein unverſtändiger Menſch dieſen Weg kam, der lieber ſeine Schuhe als ſeines Nachbars Gerſtenſaat ſchonte, ſo lief er ſchnell hinzu und pfändete ihn, oder thats mit ein Paar Ohrfeigen kurz ab. Bei Nacht aber, wo man noch am erſten einen guten Weg braucht und ſucht, wars nur deſto ſchlimmer, und die Dornenäſte und Riſpen, mit welchen er den Wandernden verſtändlich machen wollte, wo der Weg ſey, waren allemal in wenig Nächten niedergeriſſen oder ausgetreten, und Mancher

thats vielleicht mit Fleiß. Aber da kam dem Mann etwas anders zu ſtatten. Es wurde auf einmal unſicher auf dem Kirchhofe, über welchen der Weg gieng. Bei trockenem Wetter und etwas hellen Nächten ſah man oft ein langes weißes Geſpenſt über die Gräber wandeln. Wenn es regnete oder ſehr finſter war, hörte man im Beinhaus bald ein ängſtliches Stöhnen und Winſeln, bald ein Klappern, als wenn alle Todtenköpfe und Todtengebeine darin lebendig werden wollten. Wer das hörte, ſprang bebend wieder zur nächſten Kirchhofthüre hinaus, und in kurzer Zeit ſah man, ſobald der Abend dämmerte und die letzte Schwalbe aus der Luft verſchwunden war, gewiß keinen Menſchen mehr auf dem Kirchhofwege, bis ein verſtändiger und herzhafter Mann aus einem benachbarten Dorfe ſich an dieſem Ort verſpätete und den nächſten Weg nach Haus doch über dieſen verſchrieenen Platz und über den Gerſtenacker nahm. Denn ob ihm gleich ſeine Freunde die Gefahr vorſtellten und lange abwehrten, ſo ſagte er doch am Ende: Wenn es ein Geiſt iſt, geh ich mit Gott als ein ehrlicher Mann den nächſten Weg zu meiner Frau und zu meinen Kindern heim, habe nichts Böſes gethan, und ein Geiſt, wenns auch der ſchlimmſte unter allen wäre, thut mir nichts. Iſts aber Fleiſch und Bein, ſo habe ich zwei Fäuſte bei mir, die ſind auch ſchon dabei geweſen. Er gieng. Als er aber auf den Kirchhof kam, und kaum am zweiten Grab vorbei war, hörte er hinter ſich ein klägliches Aechzen und Stöhnen, und als er zurückſchaute, ſiehe, da erhob ſich hinter ihm, wie aus einem Grabe herauf, eine lange weiſe Geſtalt. Der Mond ſchimmerte blaß über die Gräber. Tod-

tenſtille war ringsumher, nur ein Paar Fledermäuſe flatterten vorüber. Da war dem guten Mann doch nicht wohl zu Muthe, wie er nachher ſelber geſtand, und wäre gerne wieder zurückgegangen, wenn er nicht noch einmal an dem Geſpenſt hätte vorbeigehen müſſen. Was war nun zu thun? Langſam und ſtille gieng er ſeines Weges zwiſchen den Gräbern und manchem ſchwarzen Todtenkreuz vorbei Langſam und immer ächzend folgte zu ſeinem Entſetzen das Geſpenſt ihm nach, bis an das Ende des Kirchhofs, und das war in der Ordnung, und bis vor den Kirchhof hinaus, und das war dumm.

Aber ſo geht es. Kein Betrüger iſt ſo ſchlau, er verrathet ſich. Denn ſobald der verfolgte Ehrenmann das Geſpenſt auf dem Acker erblickte, dachte er bei ſich ſelber: Ein rechtes Geſpenſt muß wie eine Schildwache auf ſeinem Poſten bleiben, und ein Geiſt, der auf den Kirchhof gehört, geht nicht aufs Ackerfeld. Daher bekam er auf einmal Muth, drehte ſich ſchnell um, faßte die weiße Geſtalt mit feſter Hand, und merkte bald, daß er unter einem Leintuch einen Burſchen am Bruſttuch habe, der noch nicht auf dem Kirchhof daheim ſey. Er fieng daher an, mit der andern Fauſt auf ihn loszutrommeln, bis er ſeinen Muth an ihm gekühlt hatte, und da er vor dem Leintuch ſelber nicht ſah, wo er hinſchlug, ſo mußte das arme Geſpenſt die Schläge annehmen wie ſie fielen.

Damit war nun die Sache abgethan, und man hat weiter nichts mehr davon erfahren, als daß der Eigenthümer des Gerſtenackers ein Paar Wochen

lang mit blauen und gelben Zierrathen im Geſicht herum gieng, und von dieſer Stunde an kein Geſpenſt mehr auf dem Kirchhof zu ſehen war. Denn ſolche Leute, wie unſer handfeſter Ehrenmann, das ſind allein die rechten Geiſterbanner, und es wäre zu wünſchen, daß jeder andere Betrüger und Gaukelhans eben ſo ſein Recht und ſeinen Meiſter finden möchte.

Der vorſichtige Träumer.

Es gibt doch einfältige Leute in der Welt. In dem Städtlein Wittisbach im Canton Bern war einmal ein Fremder übernacht, und als er ins Bett gehen wollte und ganz bis auf das Hemd ausgekleidet war, zog er noch ein Paar Pantoffeln aus dem Bündel, legte ſie an, band ſie mit den Strumpfbändeln an den Füßen feſt, und legte ſich alſo in das Bette. Da ſagte zu ihm ein anderer Wandersmann, der in der nämlichen Kammer übernachtet war: „Guter Freund, warum thut ihr das?“ Darauf erwiederte der Erſte: „Wegen der Vorſicht. Denn ich bin einmal im Traum in eine Glasſcherbe getreten. So habe ich im Schlaf ſolche Schmerzen davon empfunden, daß ich um keinen Preis mehr barfuß ſchlafen möchte.“

Mißverſtand.

Im 90ger Krieg, als der Rhein auf jener Seite von franzöſchen Schildwachen, auf dieſer Seite von ſchwäbiſchen Kreis-Soldaten beſetzt war, rief ein Franzos zum Zeitvertreib zu der deutſchen Schildwache herüber: Filu! Filu! Das heißt auf gut deutſch: Spitzbube. Allein der ehrliche Schwabe dachte an nichts ſo Arges, ſondern meynte, der Franzoſe frage: Wie viel Uhr? und gab gutmüthig zur Antwort: halber vieri.

Unglück der Stadt Leiden.

(Geſchrieben im Jahr 1808.)

Dieſe Stadt heißt ſchon ſeit undenklichen Zeiten Leiden, und hat noch nie gewußt, warum, bis am 12. Jänner des Jahrs 1807. Sie liegt am Rhein in dem Königreich Holland, und hatte vor dieſem Tag eilftauſend Häuſer, welche von 40,000 Menſchen bewohnt waren, und war nach Amſterdam wohl die größte Stadt im ganzen Königreich. Man ſtand an dieſem Morgen noch auf, wie alle Tage; der Eine betete ſein: „Das walt Gott" der Andere ließ es ſeyn, und niemand dachte daran, wie es am Abend ausſehen wird, obgleich ein Schiff mit ſiebenzig Fäſſern voll Pulver in der Stadt war. Man aß zu Mittag, und ließ ſichs ſchmecken, wie alle Tage, obgleich das Schiff noch immer da war. Aber als Nachmittags der Zeiger auf dem groſen

Thurm auf halb fünf stand — fleißige Leute saßen daheim und arbeiteten, fromme Mütter wiegten ihre Kleinen, Kaufleute giengen ihren Geschäften nach, Kinder waren beisammen in der Abend-Schule, müßige Leute hatten lange Weile und saßen im Wirthshaus beim Kartenspiel und Weinkrug, ein Bekümmerter sorgte für den andern Morgen, was er essen, was er trinken, womit er sich kleiden werde, und ein Dieb steckte vielleicht gerade einen falschen Schlüssel in eine fremde Thüre, — und plötzlich geschah ein Knall. Das Schiff mit seinen 70 Fässern Pulver bekam Feuer, sprang in die Luft, und in einem Augenblick, (ihr könnts nicht so geschwind lesen, als es geschah) in einem Augenblick waren ganze lange Gassen voll Häuser mit allem was darin wohnte und lebte, zerschmettert und in einen Steinhaufen zusammengestürzt oder entsetzlich beschädigt. Viele hundert Menschen wurden lebendig und todt unter diesen Trümmern begraben oder schwer verwundet. Drei Schulhäuser giengen mit allen Kindern die darin waren, zu Grunde, Menschen und Thiere, welche in der Nähe des Unglücks auf der Straße waren, wurden von der Gewalt des Pulvers in die Luft geschleudert und kamen in einem kläglichen Zustand wieder auf die Erde. Zum Unglück brach auch noch eine Feuersbrunst aus, die bald an allen Orten wüthete, und konnte fast nimmer gelöscht werden, weil viele Vorrathshäuser voll Oel und Thran mit ergriffen wurden. Achthundert der schönsten Häuser stürzten ein oder mußten niedergerissen werden. Da sah man denn auch, wie es am Abend leicht anders werden kann, als es am frühen Morgen war, nicht nur mit einem schwachen Men-

ſchen, ſondern auch mit einer groſsen und volkreichen Stadt. Der König von Holland ſetzte ſogleich ein namhaftes Geſchenk auf jeden Menſchen, der noch lebendig gerettet werden konnte. Auch die Todten, die aus dem Schutt hervorgegraben wurden, wurden auf das Rathhaus gebracht, damit ſie von den Ihrigen zu einem ehrlichen Begräbniß konnten abgeholt werden. Viele Hülfe wurde geleiſtet. Obgleich Krieg zwiſchen England und Holland iſt, ſo kamen doch von London ganze Schiffe voll Hülfsmittel und groſse Geldſummen für die Unglücklichen, und das iſt ſchön — denn der Krieg ſoll nie ins Herz der Menſchen kommen. Es iſt ſchlimm genug, wenn er auſsen vor allen Thoren und vor allen Seehäfen donnert.

Schlechter Gewinn.

Ein junger Kerl that vor einem Juden gewaltig groſs, was er für einen ſichern Hieb in der Hand führe, und wie er eine Stecknadel der Länge nach ſpalten könne mit Einem Zug. Ja gewiſs, Mauſchel Abraham, ſagte er: Es ſoll einen Siebzehner gelten, ich haue dir in freier Luft das Schwarze vom Nagel weg auf ein Haar und ohne Blut. Die Wette galt, denn der Jude hielt ſo etwas nicht für möglich, und das Geld wurde ausgeſetzt auf den Tiſch. Der junge Kerl zog ſein Meſſer und hieb, und verlor's, denn er hieb dem armen Juden in der Ungeſchicklichkeit das Schwarze vom Nagel und

das Weiße vom Nagel und das vordere Gelenk mit Einem Zug rein von dem Finger weg. Da that der Jude einen lauten Schrey, nahm das Geld und ſagte: Au weih, ich habs gewonnen!

An dieſen Juden ſoll jeder denken, wenn er verſucht wird, mehr auf einen Gewinn zu wagen, als derſelbe werth iſt.

Wie mancher Prozeßkrämer hat auch ſchon ſo ſagen können! Ein General meldete einmal ſeinem Monarch den Sieg mit folgenden Worten: „Wenn ich noch einmal ſo ſiege, ſo komme ich allein heim.“ Das heißt mit andern Worten auch: O weih, ich habs gewonnen!

Der wohlbezahlte Spaßvogel.

Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreit es wieder heraus. Ein Spaßvogel wollte in den neunziger Jahren einen Juden in Frankfurt zum Beſten haben. Er ſprach alſo zu ihm: „Weißt du auch, Mauſchel, daß in Zukunft die Juden in ganz Frankreich auf Eſeln reiten müſſen?“ Dem hat der Jude alſo geantwortet: „Wenn das iſt, artiger Herr, ſo wollen wir Zwei auf dem deutſchen Boden bleiben, wenn ſchon Ihr kein Jude ſeyd.“

Eine ſonderbare Wirthszeche.

Manchmal gelingt ein muthwilliger Einfall, manchmal koſtets den Rock, oft ſogar die Haut dazu. Dießmal aber nur den Rock. Denn obgleich einmal drei luſtige Studenten auf einer Reiſe keinen rothen Heller mehr in der Taſche hatten, alles war verjubelt, ſo giengen ſie doch noch einmal in ein Wirthshaus, und dachten, ſie wollten ſich ſchon wieder hinaus helfen, und doch nicht wie Schelmen davon ſchleichen, und es war ihnen gar recht, daß die junge und artige Wirthin ganz allein in der Stube war. Sie aßen und tranken gutes Muthes, und führten mit einander ein gar gelehrtes Geſpräch, als wenn die Welt ſchon viele tauſend Jahre alt wäre, und noch eben ſo lang ſtehen würde, und daß in jedem Jahr, an jedem Tag und in jeder Stunde des Jahrs alles wieder ſo komme und ſey, wie es am nämlichen Tag und in der nämlichen Stunde vor ſechstauſend Jahren auch geweſen ſey. Ja, ſagte endlich einer zur Wirthin — die mit einer Strickerei ſeitwärts am Fenſter ſaß und aufmerkſam zuhörte, — „ja, Frau Wirthin, das müſſen wir aus unſern gelehrten Büchern wiſſen.“ Und Einer war ſo keck und behauptete, er könne ſich wieder dunkel erinnern, daß ſie vor ſechstauſend Jahren ſchon einmal da geweſen ſeyen, und das hübſche freundliche Geſicht der Frau Wirthin ſey ihm noch wohl bekannt. Das Geſpräch wurde noch lange fortgeſetzt, und je mehr die Wirthin alles zu glauben

ſchien, deſto beſſer ließen ſich die jungen Schwenkfelder den Wein und Braten und manche Bretzel ſchmecken, bis eine Rechnung von 5 fl. 16 kr. auf der Kreide ſtand. Als ſie genug gegeſſen und getrunken hatten, rückten ſie mit der Liſt heraus, worauf es abgeſehen war.

„Frau Wirthin, ſagte einer, es ſteht dießmal um unſere Batzen nicht gut, denn es ſind der Wirthshäuſer zu viele an der Straße. Da wir aber an euch eine verſtändige Frau gefunden haben, ſo hoffen wir als alte Freunde hier Credit zu haben, und wenns euch recht iſt, ſo wollen wir in 6000 Jahren, wenn wir wieder kommen, die alte Zeche ſamt der neuen bezahlen.“ Die verſtändige Wirthin nahm das nicht übel auf, war's vollkommen zufrieden, und freute ſich, daß die Herren ſo vorlieb genommen. Zu gleicher Zeit aber ſtellte ſie ſich vor die Stubenthüre und bat, die Herren möchten nur ſo gut ſeyn, und jetzt die 5 fl. 16 kr. bezahlen, die ſie vor 6000 Jahren ſchuldig geblieben ſeyen, weil doch alles ſchon einmal ſo geweſen ſey, wie es wieder komme. Zum Unglück trat eben der Vorgeſetzte des Ortes mit ein Paar braven Männern in die Stube, um mit einander ein Glas Wein in Ehren zu trinken. Das war den gefangenen Vögeln gar nicht lieb. Denn jetzt wurde von Amtswegen das Urtheil gefällt und vollzogen: „Es ſey aller Ehren werth, wenn man 6000 Jahre lang geborgt habe. Die Herren ſollten alſo augenblicklich ihre alte Schuld bezahlen oder ihre noch ziemlich neuen Oberröcke in Verſatz geben.“ Dieß letzte mußte geſchehen, und die Wirthin verſprach, in 6000 Jahren, wenn ſie wieder

kommen und beſſer als jetzt bei Batzen ſeyen, ihnen alles, Stück für Stück, wieder zuzuſtellen.

Dieß iſt geſchehen im Jahr 1805 am 17ten April im Wirtshauſe zu Segringen.

Seltſamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf ſeinem Eſel nach Haus und läßt ſeinen Buben zu Fuß neben her laufen. Kommt ein Wanderer und ſagt: Das iſt nicht recht, Vater, daß ihr reitet und laßt euern Sohn laufen; ihr habt ſtärkere Glieder. Da ſtieg der Vater vom Eſel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und ſagt: Das iſt nicht recht, Burſche, daß du reiteſt und läſſeſt deinen Vater zu Fuß gehen. Du haſt jüngere Beine. Da ſaßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und ſagt: Was iſt das für ein Unverſtand, Zwei Kerle auf Einem ſchwachen Thier. Sollte man nicht einen Stock nehmen, und euch beide hinabjagen? Da ſtiegen beyde ab und giengen ſelb Dritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn, und in der Mitte der Eſel. Kommt ein vierter Wandersmann und ſagt: Ihr ſeyd Drey kurioſe Geſellen. Iſts nicht genug, wenn Zwei zu Fuß gehen? Gehts nicht leichter, wenn Einer von euch reitet? Da band der Vater dem Eſel die vordern Beine zuſammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zuſammen, zogen einen ſtarken Baum-

pfahl durch, der an der Straße ſtand, und trugen den Eſel auf der Achſel heim.

So weit kann's kommen, wenn man es allen Leuten will recht machen.

Drei Wünſche.

Ein junges Ehepaar lebte recht vergnügt und glücklich beiſammen, und hatte den einzigen Fehler, der in jeder menſchlichen Bruſt daheim iſt: Wenn man's gut hat, hätt' man's gerne beſſer. Aus dieſem Fehler entſtehen ſo viele thörichte Wünſche, woran es unſerm Hans und ſeiner Liſe auch nicht fehlte. Bald wünſchten ſie des Schulzen Acker, bald des Löwenwirths Geld, bald des Meyers Haus und Hof und Vieh, bald einmal hunderttauſend Millionen baieriſche Thaler kurz weg. Eines Abends aber, als ſie friedlich am Ofen ſaßen und Nüſſe aufklopften, und ſchon ein tiefes Loch in den Stein hineingeklopft hatten, kam durch die Kammerthür ein weißes Weiblein herein, nicht mehr als einer Ehle lang, aber wunderſchön von Geſtalt und Angeſicht, und die ganze Stube war voll Roſenduft. Das Licht löſchte aus, aber ein Schimmer wie Morgenroth, wenn die Sonne nicht mehr fern iſt, ſtrahlte von dem Weiblein aus, und überzog alle Wände. Ueber ſo etwas kann man nun doch ein wenig erſchrecken, ſo ſchön es ausſehen mag. Aber unſer gutes Eheaar erholte ſich doch bald wieder, als das Fräulein

mit wunderſüßer ſilbereiner Stimme ſprach: „Ich bin eure Freundin, die Bergfey, Anna Fritze, die im kriſtallenen Schloß mitten in den Bergen wohnt, mit unſichtbarer Hand Gold in den Rheinſand ſtreut, und über ſiebenhundert dienſtbare Geiſter gebietet. Drei Wünſche dürft ihr thun; drei Wünſche ſollen erfüllt werden." Hans drückte den Ellenbogen an den Arm ſeiner Frau, als ob er ſagen wollte: Das lautet nicht übel. Die Frau aber war ſchon im Begriff, den Mund zu öffnen und etwas von ein paar Dutzend goldgeſtickten Kappen, ſeidenen Halstüchern und dergleichen zur Sprache zu bringen, als die Bergfey ſie mit aufgehobenem Zeigefinger warnte: Acht Tage lang, ſagte ſie, habt ihr Zeit. Bedenkt euch wohl, und übereilt euch nicht. Das iſt kein Fehler, dachte der Mann, und legte ſeiner Frau die Hand auf den Mund. Das Bergfräulein aber verſchwand. Die Lampe brannte wie vorher, und ſtatt des Roſenduft's zog wieder wie eine Wolke am Himmel der Oeldampf durch die Stube.

So glücklich nun unſere guten Leute in der Hoffnung ſchon zum Voraus waren, und keinen Stern mehr am Himmel ſahen, ſondern lauter Baßgeigen; ſo waren ſie jetzt doch recht übel dran, weil ſie vor lauter Wunſch nicht wußten, was ſie wünſchen wollten, und nicht einmal das Herz hatten, recht daran zu denken oder davon zu ſprechen, aus Furcht, es möchte für gewünſcht paſſiren, ehe ſie es genug überlegt hätten. Nun ſagte die Frau: Wir haben ja noch Zeit bis am Freitag.

Des andern Abends, während die Grundbirn zum Nachteſſen in der Pfanne praſſelten, ſtanden

beide, Mann und Frau, vergnügt an dem Feuer beisammen, sahen zu, wie die kleinen Feuerfünklein an der rußigen Pfanne hin und her züngelten, bald angiengen, bald auslöschten, und waren, ohne ein Wort zu reden, vertieft in ihrem künftigen Glück. Als sie aber die gerösteten Grundbirn aus der Pfanne auf das Plättlein anrichteten, und ihr der Geruch lieblich in die Nase stieg: — „Wenn wir jetzt nur ein gebratenes Würstlein dazu hätten," sagte sie in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken, und — o weh, da war der erste Wunsch gethan. — Schnell, wie ein Blitz kommt und vergeht, kam es wieder wie Morgenroth und Rosenduft untereinander durch das Kamin herab, und auf den Grundbirn lag die schönste Bratwurst. — Wie gewünscht, so geschehen. — Wer sollte sich über einen solchen Wunsch und seine Erfüllung nicht ärgern? Welcher Mann über solche Unvorsichtigkeit seiner Frau nicht unwillig werden?

„Wenn dir doch nur die Wurst an der Nase angewachsen wäre," sprach er in der ersten Ueberraschung, auch in aller Unschuld, und ohne an etwas anders zu denken — und wie gewünscht, so geschehen. Kaum war das letzte Wort gesprochen, so saß die Wurst auf der Nase des guten Weibes fest, wie angewachsen im Mutterleib, und hieng zu beiden Seiten hinab wie ein Husaren-Schnauzbart.

Nun war die Noth der armen Eheleute erst recht groß. Zwei Wünsche waren gethan und vorüber, und noch waren sie um keinen Heller und um kein Waizenkorn, sondern nur um eine böse Brat-

wurst reicher. Noch war ein Wunsch zwar übrig. Aber was half nun aller Reichthum und alles Glück zu einer solchen Nasenzierrath der Hausfrau? Wollten sie wohl oder übel, so mußten sie die Bergfey bitten, mit unsichtbarer Hand Barbiersdienste zu leisten, und Frau Lise wieder von der vermaledeiten Wurst zu befreien. Wie gebeten, so geschehn, und so war der dritte Wunsch auch verüber, und die armen Eheleute sahen einander an, waren der nämliche Hans und die nämliche Lise nachher wie vorher, und die schöne Bergfey kam niemals wieder.

Merke: Wenn dir einmal die Bergfey also kommen sollte, so sey nicht geitzig, sondern wünsche.

Numero Eins: Verstand, daß du wissen mögest, was du

Numero Zwei wünschen sollest, um glücklich zu werden. Und weil es leicht möglich wäre, daß du alsdann etwas wähltest, was ein thörichter Mensch nicht hoch anschlägt, so bitte noch

Numero Drei: um beständige Zufriedenheit und keine Reue.

Oder so:

Alle Gelegenheit, glücklich zu werden, hilft nichts, wer den Verstand nicht hat, sie zu benutzen.

Eine merkwürdige Abbitte.

Das iſt merkwürdig, daß an einem ſchlechten Menſchen der Name eines ehrlichen Mannes gar nicht haftet, und daß er durch ſolchen nur ärger geſchimpft iſt.

Zwei Männer ſaßen in einem benachbarten Dorf zu gleicher Zeit im Wirthshaus. Aber der eine von ihnen hatte böſen Leumund wegen allerlei, und ſah ihn und den Iltis niemand gern auf ſeinem Hof. Aber beweiſen vor dem Richter konnte man ihm nichts. Mit dem bekam der andere Zwiſt im Wirthshaus, und im Unwillen, und weil er ein Glas Wein zu viel im Kopf hatte, ſo ſagte er zu ihm: du ſchlechter Kerl! — Damit kann einer zufrieden ſeyn, wenn ers iſt, und braucht nicht mehr. Aber der war nicht zufrieden, wollte noch mehr haben, ſchimpfte auch, und verlangte Beweis. Da gab ein Wort das andere, und es hieß: du Spitzbub! du Felddieb! — Damit war er noch nicht zufrieden, ſondern gieng vor den Richter. Da war nun freilich derjenige, welcher geſchimpft hatte, übel dran. Leugnen wollt' er nicht, beweiſen konnt' er nicht, weil er für das, was er wohl wußte, keine Zeugen hatte, ſondern er mußte einen Gulden Strafe erlegen, weil er einen ehrlichen Mann Spitzbube geheiſſen habe, und ihm Abbitte thun, und dachte bei ſich ſelber: theurer Wein! Als er aber die Strafe erlegt hatte, ſo ſagte er: „Alſo einen Gulden koſtet es, Geſtrenger Herr, wenn man einen ehrlichen Mann einen

Spitz-

Spitzbuben nennt? Was kostet's denn, wenn man einmal in der Vergeßlichkeit oder sonst zu einem Spitzbuben sagt: Ehrlicher Mann!" Der Richter lächelte und sagte: Das kostet nichts, und damit ist niemand geschimpft. Hierauf wendete sich der Beklagte zu dem Kläger um, und sagte: „Es ist mir leid, ehrlicher Mann! Nichts für ungut, ehrlicher Mann! Adies, ehrlicher Mann!" Als der erboste Gegner das hörte, und wohl merkte wie es gemeint war, wollte er noch einmal anfangen, und hielt sich jetzt für ärger beleidigt, als vorher. Aber der Richter, der ihn doch auch als einen verdächtigen Menschen kennen mochte, sagte zu ihm: Er könne jetzt zufrieden seyn.

Der große Sanhedrin zu Paris.

Daß die Juden seit der Zerstörung Jerusalems, das heißt, seit mehr als 1700 Jahren, ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht auf der ganzen Erde in der Zerstreuung leben, daß die meisten von ihnen, ohne selber etwas Nützliches zu arbeiten, sich von den arbeitenden Einwohnern eines Landes nähren, daß sie daher auch an vielen Orten als Fremdlinge verachtet, mißhandelt und verfolgt werden, ist Gott bekannt und leid. — Mancher sagt daher im Unverstand: Man sollte sie alle aus dem Lande jagen.

Ein Anderer sagt im Verstand: Man sollte arbeitsame und nützliche Menschen aus ihnen machen, und sie alsdann behalten.

Der Anfang dazu ist gemacht. Merkwürdig für die Gegenwart und für die Zukunft ist dasjenige, was der große Kaiser Napoleon wegen der Judenschaft in Frankreich und dem Königreich Italien verordnet und veranstaltet hat.

Schon in der Revolution bekamen alle Juden, die in Frankreich wohnen, das französische Bürgerrecht, und man sagte frisch weg: Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi, und gab sich brüderlich die Hand. Aber was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat ein anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht, und will nicht haben Gemeinschaft mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in Einer Bürgerschaft thut gut, wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen.

Das sah der große Kaiser Napoleon wohl ein, und im Jahr 1806, ehe er antrat die große Reise nach Jena, Berlin, und Warschau, und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaiserthums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was da werden sollte, und der Eine sagte das, der Andere jenes, z. B. der Kaiser wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimath

am großen Berg Libanon an dem Bach Egypti und am Meer.

Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementern, worin Juden wohnen, beiſammen waren, ließ bald der Kaiſer ihnen gewiſſe Fragen vorlegen, die ſie ſollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Geſetz, und war daraus zu ſehen, es ſey die Rede nicht vom Fortſchicken, ſondern vom Dableiben, und von einer feſten Verbindung der Juden mit den andern Bürgern in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle dieſe Fragen giengen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach ſeinem Glauben könne anſehen und lieben als ſein Vaterland, und die andern Bürger deſſelben als ſeine Mitbürger, und die bürgerlichen Geſetze deſſelben halten.

Das war nun faſt ſpitzig, und wie es anfänglich ſchien, war nicht gut ſagen: Ja, und war nicht gut ſagen: Nein.

Allein die Abgeordneten ſagen, daß der Geiſt der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüther, und ſie ertheilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaiſers.

Darum formirte die jüdiſche Verſammlung aus ſich, zum unerhörten Wunder unſrer Zeit, den großen Sanhedrin. Denn der große Sanhedrin iſt nicht ein großer Jude zu Paris, wie der Rieſe Goliath, ſo aber ein Philiſter war, ſondern — Sanhedrin, das wird verdollmetſcht eine Verſammlung, und wurde vor allen alten alten Zeiten

alſo genannt, der hohe Rath zu Jeruſalem, ſo beſtand aus 71 Rathsherren, die wurden für die verſtändigſten und weiſeſten Männer gehalten, ein ganzes Volk, und wie dieſe das Geſetz erklärten, ſo war es recht, und mußte gelten in ganz Iſrael.

Einen ſolchen Rath ſetzten die Abgeordneten der Judenſchaft wieder ein und ſagen, es ſey ſeit 1500 Jahren kein großer Sanhedrin geweſen, als dieſer unter dem Schutz des erhabenen Kaiſers Napoleon.

Dieß iſt der Inhalt der Geſetze, die der große Sanhedrin ausſprach zu Paris im Jahr 5567 nach Erſchaffung der Welt im Monat Adar deſſelbigen Jahres am 22ten Tag des Monats.

1) Die jüdiſche Ehe ſoll beſtehen aus Einem Manne und Einer Frau. Kein Iſraelite darf zu gleicher Zeit mehr haben, als Eine Frau.

2) Kein Rabbiner darf die Scheidung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, daß die weltliche Obrigkeit habe zuvor geſprochen, die Ehe ſey nach dem bürgerlichen Geſetz aufgelöst.

3) Kein Rabbiner darf die Beſtätigung einer Ehe ausſprechen, es ſey dann, daß die Verlobten von der weltlichen Obrigkeit einen Trauſchein haben.

Aber ein Jude darf eine Chriſtentochter heirathen, und ein Chriſt eine jüdiſche Tochter. Solches hat nichts zu ſagen.

4) Denn der große Sanhedrin erkennt, die Chriſten und die Juden ſeyen Brüder, weil ſie Einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erſchaffen hat, und befiehlt daher, der Iſraelite ſoll

mit dem Franzoſen und Italiener und mit den Unterthanen jedes Landes, in welchem ſie wohnen, ſo leben, als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn ſie denſelben einigen Gott anerkennen und verehren.

5) Der Iſraelite ſoll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächſten, wie ſie befohlen iſt im Geſetz Moſes, ausüben, eben ſo gegen die Chriſten, weil ſie ſeine Brüder ſind, als gegen ſeine eigene Glaubensgenoſſen, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien.

6) Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Iſraelite geboren und erzogen iſt, oder wo er ſich niedergelaſſen hat, und den Schutz der Geſetze genießt, ſey ſein Vaterland, und befiehlt daher allen Iſraeliten in Frankreich und in dem Königreich Italien, ſolches Land als ihr Vaterland anzuſehen, ihm zu dienen, es zu vertheidigen ꝛc.

Der jüdiſche Soldat iſt in ſolchem Stand von den Ceremonien frei, die damit nicht vereinbar ſind.

7) Der große Sanhedrin befiehlt allen Iſraeliten, der Jugend Liebe zur Arbeit einzuflößen, ſie zu nützlichen Künſten und Handwerkern anzuhalten, und ermahnt ſie, liegende Gründe anzukaufen, und allen Beſchäftigungen zu entſagen, wodurch ſie in den Augen ihrer Mitbürger könnten verhaßt oder verächtlich werden.

8) Kein Iſraelite darf von dem Geld, welches ein Iſraelitiſcher Hausvater in der Noth von ihm geliehen hat, Zins nehmen. Es iſt ein Werk der Liebe; aber ein Capital, das auf Gewinn in den Handel geſteckt wird, iſt verzinsbar.

9) Das nämliche gilt auch gegen die Mitbürger anderer Religionen. Aller Wucher iſt gänzlich verboten, in und außer Frankreich und dem Königreich Italien, nicht nur gegen Glaubensgenoſſen und Mitbürger, ſondern auch gegen Fremde.

Dieſe neun Artikel ſind publicirt werden den 2ten März 1807, und unterſchrieben von dem Vorſteher des großen Sanhedrin, Rabbi d. Sinzheim von Straßburg und andern hohen Rathsherren.

Der ſchlaue Pilgrim.

Vor einigen Jahren zog ein Müßiggänger durch das Land, der ſich für einen frommen Pilgrim ausgab, gab vor, er komme von Paderborn, und laufe geraden Wegs zum heil. Grab nach Jeruſalem, fragte ſchon in Müllheim an der Poſt: Wie weit iſt es noch nach Jeruſalem? Und wenn man ihm ſagte: Siebenhundert Stunden; aber auf dem Fußweg über Mauchen iſt es eine Viertelſtunde näher, ſo gieng er, um auf dem langen Weg eine Viertelſtunde zu erſparen, über Mauchen. Das wäre nun ſo übel nicht. Man muß einen kleinen Vortheil nicht verachten, ſonſt kommt man zu keinem großen. Man hat öfter Gelegenheit, einen Batzen zu erſparen oder zu gewinnen, als einen Gulden. Aber 15 Batzen ſind auch ein Gulden, und wer auf einem Wege von 700 Stunden nur allemal an 5 Stunden weiß eine Viertelſtunde abzukürzen, der hat an der ganzen

Reise gewonnen — Rechnet selber aus, wie viel? Allein unser verkleideter Pilgrim dachte nicht eben so, sondern weil er nur dem Müßiggang und guten Essen nachzog, so war es ihm einerlei, wo er war. Ein Bettler kann nach dem alten Sprichwort nie verirren, muß in ein schlechtes Dorf kommen, wenn er nicht mehr drinn bekommt, als er unterwegs an den Sohlen zerreißt, zumal wenn er barfuß geht. Unser Pilgrim aber dachte doch immer darauf, so bald als möglich wieder an die Landstraße zu kommen, wo reiche Häuser stehen, und gut gekocht wird. Denn der Halunke war nicht zufrieden, wie ein rechter Pilgrim seyn soll, mit gemeiner Nahrung, die ihm von einer mitleidigen und frommen Hand gereicht wurde, sondern wollte nichts fressen als nahrhafte Kieselstein-Suppen. Wenn er nämlich irgendwo ein braves Wirthshaus an der Straße stehen sah, wie zum Exempel das Posthaus in Krotzingen, oder den Baselstab in Schliengen, so gieng er hinein und bat ganz demüthig und hungrig um ein gutes Wasser-Süpplein von Kieselsteinen, um Gotteswillen, Geld habe er keines. — Wenn nun die mitleidige Wirthin zu ihm sagte: „Frommer Pilgram, „die Kieselsteine könnten euch hart im „Magen liegen!" so sagte er: Eben deßwegen! die Kieselsteine halten länger an, als Brod, und der Weg nach Jerusalem ist weit. Wenn ihr mir aber ein Gläslein Wein dazu bescheren wollt, um Gotteswillen, so könnt ichs freilich besser verdauen. Wenn aber die Wirthin sagte: „Aber, frommer Pilgram, „eine solche Suppe kann euch doch unmöglich Kraft „geben!" So antwortete er: Ey, wenn ihr anstatt des Wassers wolltet Fleischbrühe dazu nehmen, um

Gotteswillen, so wärs freilich nahrhafter. Brachte nun die Wirthin eine solche Suppe, und sagte: „Die Tünklein sind doch nicht so gar weich worden," so sagte er: Ja, und die Brühe sieht gar dünn aus. Hättet ihr nicht ein paar Gabeln voll Gemüß darein, oder ein Stücklein Fleisch, oder beides, um Gotteswillen? Wenn ihm nun die mitleidige Wirthin auch noch Gemüß und Fleisch in die Schüssel legte, so sagte er: „Vergelts euch Gott! Gebt mir „jezt Brod, so will ich die Suppe essen." Hierauf streifte er die Ermel seines Pilgergewandes zurück, setzte sich, und griff an das Werk mit Freuden, und wenn er Brod und Wein und Fleisch und Gemüß und die Fleischbrühe aufgezehrt hatte bis auf den letzten Brosamen, Faser und Tropfen, so wischte er den Mund am Tischtuch oder an dem Ermel ab, oder auch gar nicht, und sagte: „Frau Wirthin, eure Suppe hat mich rechtschaffen gesättigt, so daß ich die schönen Kieselsteine nicht einmal mehr zwingen kann. Es ist schad dafür! Aber hebt sie auf. Wenn ich wieder komme, so will ich euch eine heilige Muschel mitbringen ab dem Meeresstrand von Ascalon, oder eine Rose von Jericho."

Untreue schlägt den eigenen Herrn.

Als in dem Krieg zwischen Frankreich und Preußen ein Theil der französischen Armee nach Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein baierischer oder würtembergischer

Offizier wurde zu einem Edelmann einquartirt, und bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele ſehr ſchöne und koſtbare Gemälde hiengen. Der Offizier ſchien recht groſe Freude daran zu haben, und als er etliche Tage bei dieſem Mann geweſen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von ſeinem Hauswirth, daß er ihm eines von dieſen Gemälden zum Andenken ſchenken möchte. Der Hauswirth ſagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und ſtellte ſeinem Gaſte frei, dasjenige ſelber zu wählen, welches ihm die gröſte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, ſich ſelber ein Geſchenk von jemand auszuſuchen, ſo erfordert Verſtand und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmſte und Koſtbarſte wegnehme, und ſo iſt es auch nicht gemeint. Daran ſchien dieſer Mann auch zu denken, denn er wählte unter allen Gemälden faſt das ſchlechteſte. Aber das war unſerm ſchleſiſchen Edelmann nichts deſto lieber, und er hätte ihm gern das koſtbarſte dafür gelaſſen. Mein Herr Obriſt! (ſo ſprach er mit ſichtbarer Unruhe) warum wollen Sie gerade das geringſte wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Urſache werth iſt? Nehmen Sie doch lieber dieſes hier oder jenes dort. Der Offizier gab aber darauf kein Gehör, ſchien auch nicht zu merken, daß ſein Hauswirth immer mehr und mehr in Angſt gerieth, ſondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erſchien an der Mauer, wo daſſelbe geweſen war, ein groſer feuchter Fleck. Was ſoll das ſeyn? ſprach der Offizier wie erzürnt, zu ſeinem todtblaſſen Wirth, that einen

Stoß, und auf einmal fielen ein Paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmanns eingemauert war. Der gute Mann hielt nun freilich sein Eigenthum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine nahmhafte Theilung ohne Inventarium und ohne Commissarius vornehmen werde, ergab sich geduldig darein, und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiederte: Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin; und in kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbubenstreichen, die der Teufel auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, so viel Verschwiegenheit schuldig, als wenn er einen Eid darauf hätte.

Aber was thut man nicht um des Geldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge, oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Denn der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen, und ihm von frischer Hand 100, sage

hundert Prügel baar ausbezahlen, lauter gute Valuta, und war kein einziger falſch darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetaſtet ſein Eigenthum zurück. — Das wollen wir beides gut heißen, und wünſchen, daß jedem, der Einquartirung haben muß, ein ſo rechtſchaffener Gaſt, und jedem Verräther eine ſolche Belohnung zu Theil werden möge.

Jakob Humbel.

Jakob Humbel, eines armen Bauern Sohn von Boneſchwyl im Schweizer-Canton Argau, kann jedem ſeines gleichen zu einem lehrreichen und aufmunternden Beiſpiel dienen, wie ein junger Menſch, dem es Ernſt iſt, etwas Nützliches zu lernen und etwas Rechtes zu werden, troz allen Hinderniſſen, am Ende ſeinen Zweck durch eigenen Fleiß und Gottes Hülfe erreichen kann.

Jakob Humbel wünſchte von früher Jugend an ein Thierarzt zu werden, um in dieſem Beruf ſeinen Mitbürgern viel Nutzen leiſten zu können. Das war ſein Dichten und Trachten Tag und Nacht.

Sein Vater gab ihn daher in ſeinem 16ten Jahr einem ſogenannten Vieh-Doktor von Mummenthal in die Lehre, der aber kein geſchickter Mann war.

Bei dieſem lernte er zwei Jahre, bekam alsdann einen braven Lehrbrief, und wußte alles was

ſein Meiſter wußte, nämlich Tränklein und Salben kochen, auch Pflaſter knetten für den böſen Wind, ſonſt nichts — und das war nicht viel.

Ich weiß Einen, der wäre damit zufrieden geweſen, hätte nun auf ſeinen Lehrbrief und ſeines Meiſters Wort Salben gekocht, zu Pflaſter geſtrichen drauf und dran für den böſen Wind, das Geld dafür genommen und ſelber gemeint, er ſey's.

Jakob Humbel nicht alſo. Er gieng zu einem andern Viehdoktor in Oberoltern im Emmenthal noch einmal in die Lehre, hielt abermal ein Jahr bei ihm aus, bekam abermal einen braven Lehrbrief, und wußte abermal — Nichts, weil auch dieſer Meiſter die wichtige Kunſt ſelber nicht verſtand, keine Kenntniß hatte von der innern Beſchaffenheit eines Thieres im geſunden und kranken Zuſtand, und von der Natur der Arzneimittel.

Ich weiß Einen, der hätt's jetzt bleiben laſſen, wär eben wieder heimgekommen wie er fortgegangen, und hätt' ſich mit Andern getröſtet, aus denen auch nichts hat werden wollen.

Faſt ſah es mit unſerm armen Jakob Humbel eben ſo aus. Mit böſen Windſalben war wenig Geld, noch weniger Credit und Ehre zu verdienen. Was er verdiente, zog der Vater. Humbel wurde gemeiner Taglöhner, gieng in armſeliger Kleidung umher, ohne Geld und ohne Rath, und dennoch hatte er noch immer den Thierarzt — nicht im Kopf, denn das wäre ſchon recht geweſen, ſondern im ſehnſuchtsvollen Verlangen. Jetzt verdingte er ſich als Hausbedienter bei Herrn Ringier im Klöſterli zu

Zofingen. Bei diesem Herrn war er drei Jahre, bekam einen guten Lohn, und wurde gütig behandelt, wie ein Kind.

Ich weiß Einen, der hätte die Güte eines solchen Herrn mißbraucht, wäre meisterlos worden, den Lohn hätten bekommen der Wirth und der Spielmann.

Aber Jakob Humbel wußte mit seinem Verdienst etwas besseres anzufangen. Oft wann er bei dem Essen aufwartete, hörte er die Herren am Tisch französisch reden. Da kam er auf den Gedanken, diese Sprache auch zu lernen. Vermuthlich hoffte er dadurch auf irgend eine Art leichter zu seinem Zweck zu kommen, noch ein geschickter und braver Thierarzt zu werden. Er gieng mit seinem zusammengesparten Verdienst nach Nion in die Schulanstalt des Herrn Snell, und lernte so viel, als in 9 Monaten zu lernen war. Jetzt war sein Vorrath verzehrt, und ehe er seine Studien fortsetzen konnte, mußte er darauf denken, wie er wieder Geld verdiente.

Gott wird mich nicht verlassen, dachte er. Er gieng zu Herrn Landvogt Bucher in Wildenstein als Kammerdiener in Diensten, erwarb sich bei diesem und nachher bei einem andern Herrn wieder etwas Geld, und befand sich im Jahr 1798, als die Franzosen in die Schweiz kamen, in seinem Geburtsort zu Boneschwyl, und trieb mit seinem erworbenen Geld einen kleinen Kornhandel nach Zürch, der recht gut von Statten gieng, und seine Baarschaft nach Wunsch vermehrte. Jetzt war er im Begriff ins Ausland zu gehen, und von dem ehrlich erworbenen Geld endlich seine Kunst rechtschaffen zu

studiren. Da wurde ein Korps von 18,000 Mann helvetischer Hülfstruppen errichtet. Die Gemeinde Boneschwyl mußte 8 Mann stellen. Die jungen Bursche müssen spielen, den guten Jakob Humbel trifft das Loos, Soldat zu werden.

Ich weiß Einen, der hätte gedacht: die Welt ist groß, und der Weg ist offen; wär mit seiner kleinen Baarschaft zum Teufel gangen, und hätte seine Mitbürger dafür sorgen lassen, wo sie statt seiner den 8ten Mann nehmen wollten.

Aber Jakob Humbel liebt sein Vaterland, und ist ein ehrliches Blut. Er stellte einen Mann, den er zwei Jahre lang auf seine Kosten unterhalten mußte. Das Beste von seinem erworbenen Vermögen, wovon er noch etwas lernen wollte, gieng zu seinem unsäglichen Schmerzen drauf, und er dachte: Jetzt habe ich hohe Zeit, sonst ists Mathä am letzten. Mit diesem Gedanken nahm er den Rest seiner Habschaft in die Tasche, einen Stecken in die Hand, und lief eines Gangs, ohne sich umzusehen, nach Carlsruhe, und als er auf der Mühlburger Straße zwischen den langen Reihen der Pappelbäume die Stadt erblickte, da dachte er, Gottlob! und Gott wird mir helfen.

Guter Jakob Humbel, Gott hilft jedem, der sich wie du von Gott will helfen lassen, und du hast es erfahren.

In Carlsruhe ist nämlich eine öffentliche Anstalt zum Unterricht in der Thierarzneikunst. Die Lehrstunden werden unentgeldlich ertheilt. Die sehr geschickten Lehrer geben sich Mühe, ihre Lehrjünger

gründlich zu unterrichten. Schon mancher brave Thierarzt hat in dieser nützlichen Schule sich zu seinem Beruf vorbereitet und gebildet.

Hier war nun Humbel in seinem rechten Element, an der reichen Quelle, wo er seinen lang gehaltenen Durst nach Wissenschaft befriedigen konnte, lernte ein krankes Thier mit andern Augen anschauen als in Mummenthal und Emmenthal, konnte andere Sachen lernen als Wind machen und bösen Wind vertreiben, und war nicht viel im Bierhaus zur Stadt Berlin, oder im Wirthshaus zur Stadt Straßburg, oder in Klein-Carlsruhe im Wilhelm Tell zu sehen, ob er gleich sein Landsmann war, auch nicht einmal recht am Sonntag auf dem Paradeplatz, oder zu Mühlburg im Rappen, sondern vom frühen Morgen bis in die späte Nacht beschäftigte er sich zwanzig Monate lang unermüdet und unverdrossen mit seiner Kunst, und wenn er wieder etwas Neues, Schönes und Nützliches gelernt hatte, so machte ihn das am Abend vergnügter, als der Zapfenstreich mit der schönsten türkischen Musik; zumal wenn ihm bei derselben sein Kostgänger einfiel bei den helvetischen Hülfstruppen.

Endlich kehrte er als ein ausgelernter Thierarzt, mit den schönsten Zeugnissen seiner Lehrer aus Carlsruhe, freudig in sein Vaterland zurück, wurde von dem Sanitätsrath in dem Canton Argau geprüft, legte zu Jedermanns Erstaunen und Freude die weitläuftigsten und gründlichsten Kenntnisse an den Tag, erhielt mit wohlverdienten Lobsprüchen und Ehren das Patent auf seine Kunst — und ist nun nach

allen ausgeſtandenen Schwierigkeiten und Mühſeligkeiten am ſchönen Ziel ſeiner lebenslänglichen Wünſche, einer der geſchickteſten und angeſehenſten Thierärzte in dem ganzen Schweizerlande.

Jetzt weiß ich Vier, die denken: Wenn ſolcher Muth und Ernſt dazu gehört, etwas Braves zu lernen, ſo iſts kein Wunder, daß aus mir nichts hat werden wollen.

Weißt du was? Nimm Gott zu Hülfe, und probire es noch!

Franz Ignaz Narocki.

(Abgebildet im rheinländiſchen Bildermann.)

Man erfährt doch durch den Krieg allerlei, unter vielem Schlimmen auch manchmal etwas Gutes, und es heißt da wohl: Die Berge kommen nicht zuſammen, aber die Leute. So wird wohl zum Beiſpiel ein Polak, Namens Franz Ignaz Narocki, im Jahr 1707 auch nicht daran gedacht haben, daß nach 100 Jahren der franzöſiſche Kaiſer Napoleon noch zu ihm nach Polen kommen, und ihm ein ſorgenfreies Alter verſchaffen werde; und doch iſts geſchehen in den erſten Wochen des Jahrs 1807. Er iſt geboren im Jahr 1690 (Tauſend ſechshundert und neunzig), und lebt noch, und ich will glauben daß er in ſeiner Jugend ſich nicht oft betrunken und nicht ausſchweifend gelebt habe, denn er hat in ſeinem hundert ſiebenzehnten Lebensjahr noch kein Gebrechen, ob er gleich in ſeiner Jugend Kriegsdienſte

that,

that, als Gefangener von den Russen nach Asien geführt wurde, und nachher auch nicht lauter gute Tage hatte. Diesem Mann hat es in 117 Jahren manchmal auf den Hut geschneit, und er kann wohl von manchem Grabe sagen, wer darin liegt. In seinem 70sten Jahr, wenn Andere bald an's Sterben denken, hat er zum erstenmal geheirathet, und vier Kinder gezeugt. Im 86sten Jahr nahm er die zweite Frau und zeugte mit ihr sechs Kinder. Aber von allen ist nur noch ein Sohn aus der ersten Ehe am Leben. Der König von Preußen ließ diesem polnischen Methusalem bisher alle Monate ein Gehalt von 24 polnischen Gulden bezahlen. Das ist doch auch schön. Ein polnischer Gulden aber beträgt nach deutschem Geld ungefähr 15 kr. Als nun Kaiser Napoleon in seinem siegreichen Feldzug in die Gegend seiner Heimath kam, wünschte ihn der alte Mann auch noch zu sehen. Es geschah, und er überreichte ihm ein sehr artiges Bittschreiben, welches er noch selber mit eigener Hand recht leserlich geschrieben hatte. Der Kaiser nahm es mit Wohlgefallen auf, und machte ihm ein schönes Geschenk von hundert Napoleonsd'or. Ein Napoleond'or ist eine Goldmünze von 9 fl. 18 kr. unseres Geldes.

Auf der Abbildung*) sieht man

1) den alten Narocki an seinem Stab. Er sieht noch recht gut aus für sein Alter.

2) Seinen einzigen Sohn, der ihn mit kindlicher Liebe begleitet.

3) Den Kaiser Napoleon, der ihn freundlich

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

anſieht und ihm das Schreiben abnimmt, nebſt einem General und einem Adjutanten.

4) Einige Polacken und Soldaten, die den alten Mann neugierig betrachten. Mancher von ihnen, der ſelber ſchon einen engen Athem hat, und mehr Leid erfahren, als ihm lieb iſt, der denkt: So alt möchte ich nicht werden. Ein junges Blut daneben denkt ſo: Das möchte ich auch in hundert Jahren (Anno 1907) meinen Enkeln noch erzählen können. Aber der klügſte zwiſchen beiden ſagt:

„Froher Muth, gutes Blut!
„Leb', ſo lang es Gott gefällt,
„Fromm und redlich in der Welt."

Der fechtende Handwerksburſche in Anklam.

Im Auguſt des Jahrs 1804 ſtand in der Stadt Anklam in Pommern ein reiſender Handwerksburſche an einer Stubenthüre, und bat um einen Zehrpfennig ganz fleißig. Als ſich niemand ſehen ließ noch rührte, öffnete er leiſe die Thüre und gieng hinein. Als er aber eine arme und kranke Wittwe erblickte, die da ſagte, ſie habe ſelber nichts, ſo gieng er wieder hinaus.

Lieber Leſer, denke nicht, der hats laſſen drauf ankommen, ob jemand in der Stube iſt, hat ſeinen Zehrpfennig ſelber wollen nehmen. Sonſt mußt du dich ſchämen, und in deinem Herzen einem edlen Menſchen Abbitte thun. Denn der Handwerksburſche kam nach ungefähr 5 Stunden wieder. Die

Frau rief ihm zwar entgegen: „Mein Gott! ich kann euch ja nichts geben. Ich ſelbſt lebe von anderer Menſchen Milde, und bin jetzt krank.“ Allein der edle Jüngling dachte bei ſich ſelber: „Eben deßwegen.“ Anſtändig und freundlich trat er bis vor den Tiſch, legte aus beiden Taſchen viel Brod darauf, das er unterdeſſen geſammelt hatte, und viele auf gleiche Art geſammelte kleine Geldſtücke. „Das iſt für Euch, arme kranke Frau,“ ſagte er mit ſanftem Lächeln, gieng wieder fort, und zog leiſe die Stubenthüre zu.

Die Frau war die Wittwe eines ehemaligen braven Unteroffiziers, Namens Laroque, bei dem preuſſiſchen Regiment von Schönfeld.

Den Namen des frommen Jünglings aber hat ein Engel im Himmel für ein andermal aufgeſchrieben. Ich kann nicht ſagen, wie er heißt.

Mißverſtand.

Bekanntlich klagte einſt ein alter Schulz von Waſſelnheim ſeiner Frau, daß ihn ſein Franzöſiſch faſt unter den Boden bringe. Er ſollte nämlich einem franzöſiſchen Soldaten, der ausgeriſſen war, den Weg zeigen, verſtand ihn nicht recht, antwortete ihm verkehrt, und bekam für die beſte Meinung Schläge genug zum Dank, oder vielmehr zum Undank. Anderſt ſah ein Wegweiſer an der Würtembergiſchen Gränze die Sache an. Er ſollte nämlich im letzten Krieg einem Zug Franzoſen den

Weg über das Gebirg zeigen, wußte aber kein Wort von ihrer Sprache, als Oui, welches so viel heißt als Ja, und Bougre, welches ein Schimpf-Name ist. Diese zwei Worte hatte er oft gehört, und lernte sie nachsagen, ohne ihren Sinn zu verstehen. Anfänglich ging alles gut, so lange die Franzosen nur unter sich sprachen, und ihn mit seiner Laterne und drei oder vier Tornistern, die sie ihm angehängt hatten, voraus oder neben her gehen ließen. Da er aber der Spur nach allemal mitlachte, wenn sie etwas zu lachen hatten, so fragte ihn einer französisch: ob er auch verstünde was sie miteinander redeten? Er hätte herzhaft sagen dürfen: Nein! Aber eben, weil er es nicht verstand, so kam es ihm nicht darauf an, was er antwortete. Er nahm daher all sein Französisch zusammen, und antwortete: Oui Bougre, (Ja Ketzer!) Mit einem ellenlangen französischen Fluche riß der Soldat den Säbel aus der Scheide, und ließ ihm denselben um den Kopf herum und nahe an den Ohren vorbei sausen. „Wie? sagte er, du willst einen französischen Soldaten schimpfen?" Oui Bougre! war die Antwort. Die Andern hatten die höchste Zeit, dem erbosten Cameraden in den Arm zu fallen, daß er dem Wegweiser, ohne welchen sie in der finstern Nacht nicht konnten weiter kommen, nicht auf der Stelle den Kopf spaltete; doch gaben sie ihm mit manchem Fluch und Flintenstoß rechts und links zu verstehen, wie es gemeint sey, und fragten ihn alsdann, ob er jetzt wolle manierlicher seyn. Oui Bougre, war die Antwort. Nun wurde er jämmerlich zerschlagen, und alle seine Bitten um Verzeihung und alle seine Bitten um Schonung legte

er ihnen mit lauter Oui Bougre, ans Herz. Endlich kamen ſie auf die Vermuthung, er ſey verrückt; (denn daß er franzöſiſch verſtehe, hatte er bejaht). Sie nahmen daher auf einem Hof, wo noch ein Licht brannte, einen andern Führer, jagten dieſen fort, und er erwiederte den Abſchied des Einen, daß er ſich zum Henker packen ſollte, richtig mit Oui Bougre. Als er aber ſobald wieder nach Haus kam, und ſich ſeine Frau verwunderte, die ihn erſt auf den andern Mittag wieder erwarten konnte, ſo erzählte er, wie die Soldaten unterwegs viel Spaß mit ihm gehabt hätten, ſo daß es ihm faſt ſey zu arg worden, und wie ſie hernach auf dem Zirnhauſer Hof einen Andern genommen, und ihn wieder heimgeſchickt hätten. Die Franzoſen (ſetzte er treuherzig hinzu) ſind nicht ſo ſchlimm, als man meint, wenn man nur mit ihnen reden kann.

Brodloſe Kunſt.

In der Stadt Aachen iſt eine Fabrike, in welcher nichts als Nähnadeln gemacht werden. Das iſt keine brodloſe Kunſt. Denn es werden in jeder Woche zweihundert Pfund Nadeln verfertigt, von denen 5000 Stück auf ein Pfund gehen, facit: Eine Million, und der Meiſter Schneider und die Nähterin und jede Hausmutter weiß wohl, wie viel man für einen Kreuzer bekommt, und es iſt nicht ſchwer auszurechnen, wie viel Geld an den Aachner Nadeln in der Fabrike ſelbſt und durch den Handel

jährlich verdient und gewonnen wird. Das Werk geht durch Maschinen, und die meisten Arbeiter sind Kinder von 8 — 10 Jahren.

Ein Fremder besichtigte einst diese Arbeiten, und wunderte sich, daß es möglich sey, in die allerfeinsten Nadeln mit einem noch feinern Instrument ein Loch zu stechen, durch welches nur der allerfeinste, fast unsichtbare Faden kann gezogen werden.

Aber ein Mägdlein, welchem der Fremde eben zuschaute, zog sich hierauf ein langes Haar aus dem Kopfe, stach mit einer der feinsten Nadeln ein Loch dadurch, nahm das eine Ende des Haares, bog es um, und zog es durch die Oeffnung zu einer artigen Schleife, oder wie mans sonst nennt, Schlupf oder Letsch.

Das war so brodlos eben auch nicht. Denn das Mägdlein bot dieses künstlich geschlungene Haar dem Fremden zum Andenken und bekam dafür ein artiges Geschenk, und das wird mehr als einmal im Jahr geschehen seyn. Solch ein kleiner Nebenverdienst ist einem fleißigen Kinde wohl zu gönnen.

Aber während ehrliche Eltern und Kinder aller Orten etwas Nützliches arbeiten und ihr Brod mit Ehren verdienen, und mit gutem Gewissen essen, zog zu seiner Zeit ein Tagdieb durch die Welt, der sich in der Kunst geübt hatte, in einer ziemlich großen Entfernung durch ein Nadelöhr kleine Linsen zu werfen. Das war eine brodlose Kunst. Doch lief es auch nicht ganz leer ab. Denn als der Linsenschütz unter andern nach Rom kam, ließ er sich auch vor dem Pabst sehen, der sonst ein großer

Freund von ſeltſamen Künſten war, hoffte ein hübſches Stück Geld von ihm zu bekommen, und machte ſchon ein paar wunderfreundliche Augen, als der Schatzmeiſter des heiligen Vaters mit einem Säcklein auf ihn zugieng, und bückte ſich entſetzlich tief, als ihm der Schatzmeiſter das ganze Säcklein anbot.

Allein was war darinn? Ein halber Becher Linſen, die ihm der weiſe Pabſt, zur Belohnung und Aufmunterung ſeines Fleißes, übermachen ließ, damit er ſich in ſeiner Kunſt noch ferner üben und immer größere Fortſchritte darin machen könne.

Glück und Unglück.

Auf eine ſo ſonderbare Weiſe iſt Glück im Unglück und Unglück im Glück noch ſelten beiſammen geweſen, wie in dem Schickſal zweier Matroſen in dem letzten Seekrieg zwiſchen den Ruſſen und Türken. Denn in einer Seeſchlacht, als es ſehr hitzig zugieng, die Kugeln ſauſten, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, da und dort brach auf einem Schiff die Flamme aus und konnte nicht gelöſcht werden. Es muß ſchrecklich ſeyn, wenn man keine andere Wahl hat, als dem Tod in's Waſſer entgegen zu ſpringen, oder im Feuer zu verbrennen. Aber unſern zwei ruſſiſchen Matroſen wurde dieſe Wahl erſpart. Ihr Schiff fieng Feuer in der Pulverkammer, und flog mit entſetzlichem Krachen in die Luft. Beide Matroſen wurden mit in die Höhe geſchleudert, wirbelten unter ſich und

über ſich in der Luft herum, fielen nahe hinter der feindlichen Flotte wieder ins Meer hinab, und waren noch lebendig und unbeſchädigt, und das war ein Glück. Allein die Türken fuhren jetzt wie Drachen auf ſie heraus, zogen ſie wie naſſe Mäuſe aus dem Waſſer, und brachten ſie in ein Schiff; und weil es Feinde waren, ſo war der Willkomm kurz. Man fragte ſie nicht lange, ob ſie vor ihrer Abreiſe von der ruſſiſchen Flotte ſchon zu Mittag gegeſſen hätten oder nicht, ſondern man legte ſie in den unterſten feuchten und dunkeln Theil des Schiffes an Ketten, und das war kein Glück. Unterdeſſen ſausten die Kugeln fort, die Bretter und Maſtbäume krachten, die Feuerbrände flogen, und paf! ſprang auch das türkiſche Schiff, auf welchem die Gefangenen waren, in tauſend Trümmern in die Luft. Die Matroſen flogen mit, kamen wieder neben der ruſſiſchen Flotte ins Waſſer herab, wurden eilig von ihren Freunden hinein gezogen, und waren noch lebendig, und das war ein großes Glück. Allein für dieſe wiedererhaltene Freiheit und für das zum zweitenmal gerettete Leben, mußten dieſe guten Leute doch ein theures Opfer geben, nemlich die Beine. Dieſe Glieder wurden ihnen beim Losſchnellen von den Ketten, als das türkiſche Schiff auffuhr, theils gebrochen, theils jämmerlich zerriſſen, und mußten ihnen, ſobald die Schlacht vorbei war, unter dem Knie weg abgenommen werden, und das war wieder ein großes Unglück. Doch hielten beide die Operation aus, und lebten in dieſem Zuſtand noch einige Jahre. Endlich ſtarb doch einer nach dem andern, und das war nach allem, was vorhergegangen war, nicht das Schlimmſte.

Diese Geschichte hat ein glaubwürdiger Mann bekannt gemacht, welcher beide Matrosen ohne Beine selber gesehen, und die Erzählung davon aus ihrem eigenen Munde gehört hat.

Der Commandant und die badischen Jäger in Hersfeld. *)

Folgende Begebenheit verdient, daß sie im Andenken bleibe; und wer keine Freude daran hat, den will ich nicht loben.

Im verflossenen Winter, als die französische Armee und ein großer Theil der bundsgenossischen Truppen in Polen und Preussen stand, befand sich ein Theil des badischen Jägerregiments in Hessen und in der Stadt Hersfeld auf ihren Posten. Denn dieses Land hatte der Kaiser im Anfang des Feldzugs eingenommen, und mit Mannschaft besetzt. Da gab es nun von Seiten der Einwohner, denen das Alte besser gefiel, als das Neue, mancherlei Unordnungen, und es wurden besonders in dem Ort Hersfeld mehrere Widersetzlichkeiten ausgeübt, und unter andern ein französischer Offizier getödtet.

*) Diese Begebenheit ist auf einem Tableau in größtem Median-Format dargestellt und Exemplare hievon, mit der Unterschrift:

Der Menschenfreund in Uebung seiner Pflicht,
Auch in dem Feind vergißt den Menschen nicht.

sind zu Karlsruhe in der Müllerschen Hofbuchhandlung à 1 fl. 45 kr. zu bekommen.

Das konnte der franzöſiſche Kaiſer nicht geſchehen laſſen, während er mit einem zahlreichen Feind im Angeſicht kämpfte, daß auch hinter ihm Feindſeligkeiten ausbrachen, und ein kleiner Funke ſich zu einer groſen Feuersbrunſt entzündete. Die armen Einwohner von Hersfeld bekamen daher bald Urſache, ihre unüberlegte Kühnheit zu bereuen. Denn der franzöſiſche Kaiſer befahl, die Stadt Hersfeld zu plündern, und alsdann an vier Orten anzuzünden und in die Aſche zu legen. Dieſes Hersfeld iſt ein Ort, der viele Fabriken, und daher auch viele reiche und wohlhabende Einwohner und ſchöne Gebäude hat; und ein Menſchenherz kann wohl empfinden, wie es nun den armen Leuten, den Vätern und Müttern zu Muthe war, als ſie die Schreckenspoſt vernahmen; und der arme Mann, dem ſein Hab und Gut auf einmal auf dem Arm konnte weggetragen werden, war jetzt ſo übel dran, als der Reiche, dem man es auf vielen Wagen nicht wegführen konnte; und in der Aſche ſind die groſen Häuſer auf dem Platz und die kleinen in den Winkeln auch ſo gleich, als die reichen Leute und die armen Leute auf dem Kirchhof. Nun zum Schlimmſten kam es nicht. Auf Fürbitte der franzöſiſchen Commandanten in Caſſel und Hersfeld wurde die Strafe ſo gemildert: Es ſollten zwar nur vier Häuſer verbrannt werden, und dieß war glimpflich; aber bei der Plünderung ſollte es bleiben, und das war noch hart genug. Die unglücklichen Einwohner waren auch, als ſie dieſen letzten Beſcheid hörten, ſo erſchrocken, ſo alles Muthes und aller Beſinnung beraubt, daß ſie der menſchenfreundliche Commandant ſelber ermahnen mußte, ſtatt des vergeblichen

Klagens und Bittens, die kurze Frist zu benutzen, und ihr Bestes noch geschwind auf die Seite zu schaffen. Die fürchterliche Stunde schlug, die Trommel wirbelte ins Klaggeschrei der Unglücklichen. Durch das Getümmel der Flüchtenden und Fliehenden und Verzweifelten eilten die Soldaten auf ihren Sammelplatz. Da trat der brave Commandant von Hersfeld vor die Reihen seiner badischen Jäger, stellte ihnen zuerst das traurige Schicksal der Einwohner lebhaft vor die Augen, und sagte hierauf: „Soldaten! die Erlaubniß, zu plündern, fängt jetzt an. Wer dazu Lust hat, der trete heraus aus dem Glied.“ So sprach der Commandant; und wer jetzt ein Glas voll Wein hat neben sich stehen, der trinke es aus, zu Ehren der badischen Jäger. Kein Mann trat aus dem Glied. Nicht einer! Der Aufruf wurde wiederholt. Kein Fuß bewegte sich; und wollte der Commandant geplündert haben, so hätte er müssen selber gehen. Aber es war Niemand lieber als ihm, daß die Sache also ablief, das ist leicht zu bemerken. Als die Bürger das erfuhren, war es ihnen zu Muthe, wie einem, der aus einem schweren Traum erwacht. Ihre Freude ist nicht zu beschreiben. Sie schickten sogleich eine Gesandtschaft an den Commandanten, ließen ihm für diese Milde und Großmuth danken, und boten ihm aus Dankbarkeit ein großes Geschenk an. Wer weiß, was Mancher gethan hätte! Aber der Commandant schlug dasselbe ab, und sagte: er lasse sich keine gute That mit Geld bezahlen. Nur zum Andenken von Euch, setzte er hinzu, erbitte ich mir eine silberne Münze, auf welcher die Stadt Hersfeld vorgestellt ist, und der heutige Auftritt. Dieß soll das Ge-

ſchenk ſeyn, welches ich meiner künftigen Gattin aus dem Kriege mitbringen will. — Dieß iſt geſchehen im Februar des Jahrs 1807; und ſo etwas iſt des Leſens zweimal werth.

Der preuſſiſche Krieg im Jahr 1806 und 1807.

Weil ich hoffe, dem Leſer des rheiniſchen Hausfreundes das nächſtemal viel Erfreuliches vom Frieden zu ſagen, ſo müſſen wir diesmal auch etwas vom leidigen Krieg erwähnen. Denn ohne Krieg wird in der ganzen Welt kein Frieden geſchloſſen, und ein wohlgezogener Kalender ſoll ſeyn ein Spiegel der Welt.

Aber wir wollens kurz machen, und hoffen, die kriegführenden Mächte machen es auch ſo.

In der ganzen Welt iſt jetzt, ſo viel wir wiſſen, nur ein einziger Krieg. Aber was für einer? Einer, woraus man zwölf machen könnte.

Auf der einen Seite ſtehen die Preußen, die Ruſſen, und ſo viel man jetzt noch weiß, die Schweden. England iſt auch auf dieſer Seite und hilft mit Geld aus.

Auf der andern Seite ſtehen die Franzoſen, die Deutſchen vom rheiniſchen Bund, Italien, Holland, Spanien, der Türk. Alle dieſe Mächte und Staaten von beiden Seiten haben jetzt Truppen im

Feld und auf den Straßen. Von allen Enden und Orten her laufts gegen Polen. Die Polen haben mit der Hauptſache nicht viel zu thun. Sie geben nur den Platz her und was dazu gehört, wie wir in den vorigen Kriegen auch, und helfen, in der Hoffnung, ihr Königreich wieder aufzurichten.

Kurz, Europa iſt im Krieg begriffen. Nur Oeſtreich nicht, die Schweiz nicht, Dänemark und Portugal nicht, der Pabſt nicht. Die andern alle.

Dagegen halten mit die Perſer in Aſien, weit hinter Jeruſalem, ferner ein paar afrikaniſche Mächte, und der Kaiſer von Marokko und Fez, herwärts dem Mohrenland. Dieſe halten es mit den Franzoſen und mit dem rheiniſchen Bund ꝛc.

Den Anfang dazu machte Preußen. Schon ſeit geraumer Zeit machten zwar beide Theile, Franzoſen und Preußen, ſolche Bewegungen, die nicht auf Frieden deuteten. Aber am 1ten Oktober 1806 erging von Preußen an den Kaiſer Napoleon ein Schreiben, welches unter andern die Forderung enthielt, derſelbe ſolle ſogleich alle ſeine Truppen aus Deutſchland heraus und über den Rhein nach Frankreich führen. Das verſtand der franzöſiſche Kaiſer unrecht. In der nemlichen Zeit, in welcher ſeine Truppen nach der preuſſiſchen Meinung ſollten daheim ſeyn, ſtanden ſie, und noch viele dazu, an der preuſſiſchen Gränze, eine Heeresmacht der andern gegenüber. Am 14. Oktober war die Schlacht bei Jena. Durch dieſe Schlacht und ihre Folgen gieng die preuſſiſche Armee bis auf einen kleinen Ueberreſt zu Grunde. Was nicht im Treffen ſelbſt

getödtet, verwundet oder gefangen wurde, oder unsoldatisch auseinander ging, ward versprengt, wußte nicht wo aus noch an, und wurde nach längern oder kürzern Märschen eingeholt, und mit oder ohne Widerstand gefangen. Die starke Festung Magdeburg und andere feste Plätze fielen dem Sieger in die Hände. Ein großer Theil der preussischen Monarchie stand ihm offen, und wurde von ihm besetzt. Am 24. Oktober zog Napoleon in die preussische Haupt- und Residenzstadt Berlin ein.

Zum Andenken seines Sieges nahm er dort den Degen, mit welchem der König Friedrich einst kommandirt und seinen Ruhm erfochten hatte, in Empfang, und schickte ihn nach Paris. Der alte, von allen europäischen Mächten anerkannte Ruhm der preussischen Waffen ist für jetzt dahin. Kein Mensch schlägt mehr auf seine Brust, wirft den Kopf in die Höh, und sagt: Ich bin ein Preusse!

Man wußte es anfänglich gar nicht zu begreifen, wie eine so zahlreiche, ehemals so tapfere und seit langen Zeiten berühmte Kriegsmacht an den Gränzen ihres eigenen Landes, unter den Augen ihres edlen Königs, von einem fremden, weit hergekommenen Heer schon am fünften Tag nach dem Ausbruch des Krieges so geschlagen werden, auseinander laufen und sich verlieren konnte. Allein die jetzigen Preussen waren nicht mehr die alten. Sie verliessen sich auf den Ruhm ihrer Vorfahren, aber sie hatten nicht mehr ihren Anführer und ihre Eigenschaften. Es fehlte an zweckmäßigen Anstalten zum Krieg und Vorbereitungen zur Schlacht. Die Sol-

saten hatten schon drei Tage lang kein Brod, und der Hunger ist zwar nach dem alten Sprichwort ein guter Koch, aber ein gar schlechter Zelt-Kamerad, Mitstreiter und Bundesgenosse. Doch, es mußte alles zum Unglück helfen. Kaiser Napoleon bot dem König noch den Tag vor der Schlacht in einem eigenhändigen Brief den Frieden an. Der Brief wurde dem König erst nach der Schlacht übergeben, als es zu spät war.

Der ganze Krieg schien 5 Tage nach dem Ausbruch geendigt zu seyn, und es ist jammerschade, daß es nicht dabei blieb. Erstlich weil viel gutes liebes Menschenblut und Leben wäre geschont worden. Zweitens, weil man wohl einen 7jährigen Krieg hat und einen 30jährigen, aber noch keinen 5tägigen.

Allein eine russische Armee war den Preussen zu Hülfe auf dem Anmarsch. Der unglückliche König zog sich mit dem Rest seiner Truppen zu ihnen zurück. Aber Kaiser Napoleon bleibt nicht auf dem halben Wege stehen. Er zieht dem neuen Feind entgegen, und so spielt sich der Krieg aus Deutschland nach Polen. Auch hier wurde noch, bis Jahreszeit und Witterung Stillstand geboten, viel Blut vergossen bei Pultusk, bei Ostrolenga und bei Eylau.

Unterdessen und während der Waffenruhe des Winters und Frühjahrs wurde in preussisch Schlesien eine Stadt nach der andern belagert und weggenommen. Langen Widerstand leistete auf einer andern Seite die große und berühmte Stadt und Festung

Danzig. Französische, Badische und Polnische Truppen setzten ihr zu. Den 24. Mai hat sie kapitulirt. Noch stehen die Schweden herwärts dem Kriegstheater in Stralsund. Doch schlossen sie nach einer mißlungenen Unternehmung einen Waffenstillstand mit dem Feind. So stand die Sache, und so lauteten die Nachrichten bis zum 5ten Juni 1807, als der Hofbuchdrucker Sprinzing sagte, jetzt sey es Zeit, den Kalender zu drucken.

Mögen alle in diesen Krieg verwickelten Mächte dem schwedischen Beispiel folgen, und dann bald zu einem langen gedeihlichen Frieden sich die Hände bieten!

Nachtrag.

(Einige Wochen später geschrieben.)

Jetzt wird jedermann gestehen müssen, daß der rheinländische Hausfreund mehr kann als nur Brod essen, und daß er nicht nur weiß, was geschehen ist, sondern auch was geschehen will. Denn was er am 5ten Juni 1807 vom preussischen Krieg geschrieben hat, ist jetzt alles schon wieder vorüber und noch viel dazu; und wie er gehofft hat, die großen Herren werden es kurz machen, also ists geschehen. Noch eine fürchterliche Schlacht geschah zwischen den Franzosen und Russen am 14ten Juni bei Friedland. Nicht weniger als 60,000 Mann von der russischen Armee giengen nach den französischen Berichten innerhalb 10 Tagen verloren. Diese

Schlacht

Schlacht war ohne Zweifel die fürchterlichste im ganzen Krieg, aber auch die wohlthätigste. Denn bald nach ihr wurden durch einen Waffenstillstand alle Feindseligkeiten eingestellt. Und jetzt sah man ganz andere Dinge als vorher. Die drei kriegführenden Monarchen zogen jetzt aus dem Feld friedlich zusammen in die Stadt Tilsit, und lebten mit einander als die besten Freunde, speisten bei einander zu Mittag, und ritten mit einander spazieren. Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland, vor wenigen Tagen noch Feind gegen Feind, wohnten jetzt als gute Nachbarn nicht weit von einander in einer Gasse, und jetzt ist am ganzen vorigen Artikel, daß ein so erschrecklicher Krieg in der Welt sey, kein Wort mehr wahr. Vielmehr wurde zur allgemeinen Freude am 7ten und 9ten Julius zwischen Frankreich, Rußland und Preussen, der Friede geschlossen, dem Gott eine lange Dauer verleihen wolle.

Das freut den rheinischen Hausfreund, und wenn nicht im ganzen Schaltjahr 1808 der Himmel voll Baßgeigen hängt, und nicht ein anderer Krieg ausbricht, in welchem an allen Enden und Orten, besonders aber am Rheinstrom, mit lauter Aepfelküchlein geschossen wird, und viele hunderttausend Bratwürste wie Kraut und Rüben zusammen gehauen und alle Tage Kriegsgefangene, nemlich Kronenthaler und Dublonen in Kisten und Kästen eingebracht werden, so kann der rheinländische Hausfreund nichts dafür.

Kannitverſtan.

Der Menſch hat wohl täglich Gelegenheit, in Emmendingen und Gundelfingen, ſo gut als in Amſterdam Betrachtungen über den Unbeſtand aller irdiſchen Dinge anzuſtellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit ſeinem Schickſal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herum fliegen. Aber auf dem ſeltſamſten Umweg kam ein deutſcher Handwerksburſche in Amſterdam durch den Irrthum zur Wahrheit und zu ihrer Erkenntniß. Denn als er in dieſe große und reiche Handelsſtadt, voll prächtiger Häuſer, wogender Schiffe und geſchäftiger Menſchen, gekommen war, fiel ihm ſogleich ein großes und ſchönes Haus in die Augen, wie er auf ſeiner ganzen Wanderſchaft von Duttlingen bis nach Amſterdam noch keines erlebt hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieß koſtbare Gebäude, die 6 Kamine auf dem Dach, die ſchönen Geſimſe und die hohen Fenſter, größer als an des Vaters Haus daheim die Thür. Endlich konnte er ſich nicht entbrechen, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund, redete er ihn an, könnt ihr mir nicht ſagen, wie der Herr heißt, dem dieſes wunderſchöne Haus gehört mit den Fenſtern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkoien?“ — Der Mann aber, der vermuthlich etwas Wichtigeres zu thun hatte, und zum Unglück gerade ſo viel von der deutſchen Sprache verſtand, als der Fragende von der holländiſchen, nemlich Nichts, ſagte kurz und ſchnauzig: Kannitverſtan; und ſchnurrte vorüber. Dieß war nun ein hol-

ländisches Wort, oder drei, wenn mans recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel, als: Ich kann euch nicht verstehn. Aber der gute Fremdling glaubte, es sey der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. Das muß ein grundreicher Mann seyn, der Herr Kannitverstan, dachte er, und gieng weiter. Gaß aus Gaß ein kam er endlich an den Meerbusen, der da heißt: Het Ey, oder auf deutsch: das Ypsilon. Da stand nun Schiff an Schiff, und Mastbaum an Mastbaum; und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten, bis endlich ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit an sich zog, das vor Kurzem aus Ostindien angelangt war, und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehrere herausgewälzt, und Fässer voll Zucker und Casse voll Reis und Pfeffer, und salveni Mausdreck darunter. Als er aber lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen der eben eine Kiste auf der Achsel heraus trug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waaren an das Land bringe. „Kannitverstan," war die Antwort. Da dachte er: Haha, schauts da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichthümer an das Land schwemmt, der hat gut solche Häuser in die Welt stellen, und solcherlei Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben. Jetzt gieng er wieder zurück, und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was er für ein armer Teufel sey unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: Wenn ichs

doch nur auch einmal ſo gut bekäme, wie dieſer Herr Kannitverſtan es hat, kam er um eine Ecke, und erblickte einen großen Leichenzug. Vier ſchwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls ſchwarz überzogenen Leichenwagen langſam und traurig, als ob ſie wüßten, daß ſie einen Todten in ſeine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verſtorbenen folgte nach, Paar und Paar, verhüllt in ſchwarze Mäntel, und ſtumm. In der Ferne läutete ein einſames Glöcklein. Jetzt ergriff unſern Fremdling ein wehmüthes Gefühl, das an keinem guten Menſchen vorübergeht, wenn er eine Leiche ſieht, und blieb mit dem Hut in den Händen andächtig ſtehen, bis alles vorüber war. Doch machte er ſich an den Letzten vom Zug, der eben in der Stille ausrechnete, was er an ſeiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um 10 Gulden aufſchlüge, ergriff ihn ſachte am Mantel, und bat ihn treuherzig um Erclüſe. „Das muß wohl auch ein guter Freund von euch geweſen ſeyn, ſagte er, dem das Glöcklein läutet, daß ihr ſo betrübt und nachdenklich mitgeht. Kannitverſtan! war die Antwort. Da fielen unſerm guten Duttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es ward ihm auf einmal ſchwer und wieder leicht ums Herz. Armer Kannitverſtan, rief er aus, was haſt du nun von allem deinem Reichthum? Was ich einſt von meiner Armuth auch bekomme: ein Todtenkleid und ein Leintuch, und von all deinen ſchönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Bruſt, oder eine Raute. Mit dieſen Gedanken begleitete er die Leiche als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, ſah den vermeinten Herrn Kannit-

verſtan hinabſenken in ſeine Ruheſtätte, und ward von der holländiſchen Leichenpredigt, von der er kein Wort verſtand, mehr gerührt, als von mancher deutſchen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens, mit den andern wieder fort, verzehrte in einer Herberge, wo man Deutſch verſtand, mit gutem Appetit ein Stück Limburger Käſe, und, wenn es ihm wieder einmal ſchwer fallen wollte, daß ſo viele Leute in der Welt ſo reich ſeyen, und er ſo arm, ſo dachte er nur an den Herrn Kannitverſtan in Amſterdam, an ſein großes Haus, an ſein reiches Schiff, und an ſein enges Grab.

Schlechter Lohn.

Als im letzten Krieg der Franzos nach Berlin kam, in die Reſidenzſtadt des Königs von Preußen, da wurde unter anderm viel königliches Eigenthum weggenommen, und fortgeführt oder verkauft. Denn der Krieg bringt nichts, er holt. Was noch ſo gut verborgen war, wurde entdeckt und manches davon zur Beute gemacht; doch nicht alles. Ein großer Vorrath von königlichem Bauholz blieb lange unverrathen und unverſehrt. Doch kam zuletzt noch ein Spitzbube von des Königs eigenen Unterthanen, dachte, da iſt ein gutes Trinkgeld zu verdienen, und zeigte dem franzöſiſchen Commandanten mit ſchmunzelnder Miene und ſpitzbübiſchen Augen an, was für ein ſchönes Quantum von eichenen und tannenen Bauſtämmen noch da und da beiſammen

liege, woraus manch tausend Gulden zu lösen wäre. Aber der brave Commandant gab schlechten Dank für die Verrätherei, und sagte: „Laßt ihr die schönen Baustämme nur liegen wo sie sind. Man muß dem Feind nicht sein Nothwendigstes nehmen. Denn wenn euer König wieder ins Land kommt, so braucht er Holz zu neuen Galgen für so ehrliche Unterthanen wie Ihr einer seyd.

Das muß der rheinländische Hausfreund loben, und wollte gern aus seinem eignen Wald ein paar Stämmlein auch hergeben, wenns fehlen sollte.

Der kann Deutsch.

Bekanntlich gibt es in der französischen Armee viele Deutschgeborne, die es aber im Feld und im Quartier nicht immer merken lassen. Das ist alsdann für einen Hauswirth, der seinen Einquartirten für einen Stockfranzosen hält, ein groß Kreuz und Leiden, wenn er nicht französisch mit ihm reden kann. Aber ein Bürger in Salzwedel, der im letzten Krieg einen Sundgauer im Quartier hatte, entdeckte von ohngefähr ein Mittel, wie man bald dahinter kommt. Es gieng so zu: der Sundgauer parlirte lauter Foutre Diable, forderte mit dem Säbel in der Faust immer etwas anders, und der Salzwedler wußte nie, was? Hätts ihm gern gegeben, wenn er gekonnt hätte. Da sprang er in der Noth in seines Nachbars Haus, der sein Gevatter war, und ein wenig Französisch kann, und

hat ihn um ſeinen Beiſtand. Der Gevatter ſagte: Er wird aus der Dauphine ſeyn, ich will ſchon mit ihm zurecht kommen. Aber weit gefehlt. Wars vorher arg, ſo wars jetzt ärger. Der Sundgauer machte Forderungen, die der gute Mann nicht zu befriedigen wußte, ſo, daß er endlich im Unwillen ſagte: Das iſt ja der vermaledeyteſte Spitzbube, mit dem mich der Volettenſchreiber noch heimgeſucht hat. Aber kaum war das unvorſichtige Wort heraus, ſo bekam er von dem vermeinten Stockfranzoſen eine ganz entſetzliche Ohrfeige. Da ſagte der Nachbar: „Gevattermann! Nun laßt euch nimmer Angſt ſeyn, der kann Deutſch.“

Große Feuersbrunſt.

Aus Italien wird berichtet: Am 5. April 1808 zündet ein Bauer aus dem Dorf Bevra, nahe bei dem Dorf an einer Berghalde, das Geſträuch an, damit hernach das Vieh beſſer weiden könne. Solches iſt da und dort ſchon oft geſchehen, und hat gut gethan. Aber dießmal wehete ein ſtarker Wind; das Feuer griff ſchnell und unwiderſtehlich um ſich. Immer höher praſſelte die Flamme, immer heftiger wehete der Wind; und in wenig Stunden brannten in der ganzen Landſchaft, in einer Strecke von mehreren Stunden, alle Geſträuche, alle Wälder, alle fruchtbare Obſtbäume, alle Ställe, alle Wohnungen. Das Flammenſpiel an allen Enden und Orten, die entſetzlichen Rauchwolken, das Noth- und Jammergeſchrei der unglücklichen Menſchen war

entſetzlich; und ſo weit man laufen und hören konnte, läuteten die Sturmglocken. Zwar eilten die Einwohner aus der ganzen Nachbarſchaft und aus weiten Gegenden her, zur Hülfe. Aber der immer heftigere Wind, und der große Umfang der Feuersbrunſt machten alle Mühe und Anſtrengung lange zunichte. Erſt am 10. vermochte man das Feuer zu löſchen. Da ſah erſt alles recht jammervoll aus. Die ganze Gegend war eine ſchauerliche Verwüſtung. Wo vorher fröhliche Heerden weideten, ſah man jetzt halbverbrannte Leichname. Wo noch vor wenig Tagen muntere Hirten ſangen, und der emſige Landmann mit Hoffnung ſeine Arbeit verrichtete, ſtanden jetzt die Unglücklichen troſtlos und händeringend auf der Brandſtätte ihrer Wohnungen und ihres Eigenthums.

Wie muß es da dem unverſtändigen Mann zu Muthe geweſen ſeyn, der durch ſeine Unvorſicht ſolches Unglück über ſich ſelbſt, ſeine Mitbürger und Landsleute gebracht hat!

Der Fremdling in Memel.

Oft ſieht die Wahrheit wie eine Lüge aus. Das erfuhr ein Fremder, der vor einigen Jahren, mit einem Schiff aus Weſtindien, an den Küſten der Oſtſee ankam. Damals war der ruſſiſche Kaiſer bei dem König von Preußen auf Beſuch. Beide Potentaten ſtanden in gewöhnlicher Kleidung, ohne

Begleitung, Hand in Hand, als zwei rechte gute Freunde, bei einander am Ufer. So etwas ſieht man nicht alle Tage. Der Fremde dachte auch nicht dran, ſondern ging ganz treuherzig auf ſie zu, meinte es ſeyen zwei Kaufleute, oder andere Herren aus der Gegend, und fing ein Geſpräch mit ihnen an, war begierig allerlei Neues zu hören, das ſeit ſeiner Abweſenheit ſich zugetragen habe. Endlich, da die beiden Monarchen ſich leutſelig mit ihm unterhielten, fand er Veranlaſſung den einen auf eine höfliche Art zu fragen, wer er ſey. „Ich bin der König von Preußen," ſagte der eine. Das kam nun dem fremden Ankömmling ſchon ein wenig ſonderbar vor. Doch dachte er, es iſt möglich, und machte vor dem Könige ein ehrerbietiges Compliment. Und das war vernünftig. Denn in zweifelhaften Dingen muß man immer das Sicherſte und Beſte wählen, und lieber eine Höflichkeit aus Irrthum begehen, als eine Grobheit. Als aber der König weiter ſagte, und auf ſeinen Begleiter deutete: „Dieß iſt Se. Majeſtät der ruſſiſche Kaiſer," da wars doch dem ehrlichen Mann, als wenn zwei loſe Vögel ihn zum Beſten haben wollten, und ſagte: Wenn ihr Herren mit einem ehrlichen Mann euern Spaß haben wollt, ſo ſucht euch einen andern als ich bin. „Bin ich deßwegen aus Weſtindien gekommen, daß ich euer Narr ſey?" — Der Kaiſer wollte ihn zwar verſichern, daß er allerdings derjenige ſey. Allein der Fremde gab kein Gehör mehr. „Ein ruſſiſcher Spaßvogel möget ihr ſeyn," ſagte er. Als er aber nachher im grünen Baum die Sache erzählte, und andern Bericht bekam, da kam er ganz demüthig wieder, bat fußfällig um

Vergebung, und die großmüthigen Potentaten verziehen ihm, wie natürlich, und hatten hernach viel Spaß an dem Vorfall.

Das seltsame Rezept.

Es ist sonst kein großer Spaß dabei, wenn man ein Recept in die Apotheke tragen muß; aber vor langen Jahren war es doch einmal ein Spaß. Da hielt ein Mann von einem entlegenen Hof eines Tages mit einem Wagen und zwei Stieren vor der Stadtapotheke still, lud sorgsam eine große tannene Stubenthüre ab, und trug sie hinein. Der Apotheker machte große Augen, und sagte: Was wollt ihr da, guter Freund, mit eurer Stubenthüre? Dem sagte der Mann, der Docter sey bei seiner kranken Frau gewesen, und hab ihr wollen ein Tränklein verordnen, so sey in dem ganzen Haus keine Feder, keine Dinte, und kein Papier gewesen, nur eine Kreide. Da habe der Herr Doctor das Recept an die Stubenthüre geschrieben; und nun soll der Herr Bachin*) so gut seyn, und das Tränklein kochen.

Item, wenn es nur gut gethan hat. Wohl dem, der sich in der Noth zu helfen weiß.

Einfältiger Mensch in Mayland.

Ein einfältiger Mensch in Mayland wollte sein Haus verkaufen. Damit er nun um so eher davon

*) Name des Apothekers.

los werden möchte, brach er einen großen Stein aus demselben heraus, trug ihn auf den großen Marktplatz, wo viel Verkehr und Handel getrieben wird, und setzte sich damit unter die Verkäufer. Wenn nun ein Mann kam, und fragte ihn: „Was habt Ihr denn feil?“ so sagte er: Mein zweistöckigtes Haus in der Capuzinergasse. Wenn ihr Lust dazu habt, — hier ist ein Muster.

Der Nemliche sagte einmal bei einer Gelegenheit, als von der Kinderzucht die Rede war: „Es ist ein Glück für meine Kinder, daß ich keine habe. Ich könnte so zornig werden, daß ich sie alle todt schlüge.“

Der Barbierjunge von Segringen.

Man muß Gott nicht versuchen, aber auch die Menschen nicht. Denn im vorigen Spätjahr kam in dem Wirthshause zu Segringen ein Fremder von der Armee an, der einen starken Bart hatte, und fast wunderlich aussah, also, daß ihm nicht recht zu trauen war. Der sagt zum Wirth, eh' er etwas zu essen oder zu trinken fordert: „Habt ihr keinen Barbier im Ort, der mich rasiren kann?“ Der Wirth sagt Ja, und holt den Barbierer. Zu dem sagt der Fremde: „Ihr sollt mir den Bart abnehmen, aber ich habe eine kitzliche Haut. Wenn ihr mich nicht ins Gesicht schneidet, so bezahl ich euch 4 Kronenthaler. Wenn ihr mich aber schnei-

det, ſo ſtech ich euch todt. Ihr wäret nicht der Erſte." Wie der erſchrockene Mann das hörte, (denn der fremde Herr machte ein Geſicht, als wenn es nicht verirt wäre, und das ſpitzige, kalte Eiſen lag auf dem Tiſch,) ſo ſpringt er fort und ſchickt den Geſellen. Zu dem ſagt der Herr das Nemliche. Wie der Geſell das Nemliche hört, ſpringt er ebenfalls fort, und ſchickt den Lehrjungen. Der Lehrjunge läßt ſich blenden von dem Geld, und denkt: „Ich wag's. Gerathet es, und ich ſchneide ihn nicht, ſo kann ich mir für 4 Kronenthaler einen neuen Rock auf die Kirchweihe kaufen, und einen Schnepper. Gerathet's nicht, ſo weiß ich, was ich thue!" und raſirt den Herrn. Der Herr hält ruhig ſtill, weiß nicht in welcher entſetzlichen Todesgefahr er iſt, und der verwegene Lehrjunge ſpazirt ihm auch ganz kaltblütig mit dem Meſſer im Geſicht und um die Naſe herum, als wenn's nur um einen Sechſer, oder im Fall eines Schnittes um ein Stücklein Zunder oder Fließpapier darauf zu thun wäre, und nicht um 4 Kronenthaler und um ein Leben, und bringt ihm glücklich den Bart aus dem Geſicht ohne Schnitt und ohne Blut, und dachte doch, als er fertig war: „Gottlob!"

Als aber der Herr aufgeſtanden war, und ſich im Spiegel beſchaut und abgetrocknet hatte, und giebt dem Jungen die 4 Kronenthaler, ſagt er zu ihm: „Aber junger Menſch, wer hat dir den Muth gegeben, mich zu raſiren, ſo doch dein Herr und der Geſell ſind fortgeſprungen? Denn wenn du mich geſchnitten hätteſt, ſo hätt' ich dich erſtochen." Der Lehrling aber bedankte ſich lächelnd für das ſchöne Stück Geld, und ſagte: Gnädiger Herr,

Ihr hättet mich nicht verflochen, ſondern, wenn ihr gezuckt hättet, und ich hätt' euch in's Geſicht geſchnitten, ſo wär ich euch zuvorgekommen, hätt' euch augenblicklich die Gurgel abgehauen, und wäre auf und davon geſprungen. Als aber der fremde Herr das hörte, und an die Gefahr dachte, in der er geſeſſen war, ward er erſt blaß vor Schrecken und Todesangſt, ſchenkte dem Burſchen noch 1 Kronenthaler extra, und hat ſeitdem zu keinem Barbier mehr geſagt: „Ich ſteche dich todt, wenn du mich ſchneideſt."

Merkwürdige Geſpenſtergeſchichte.

Verwichenen Herbſt fuhr ein fremder Herr durch Schliengen, ſo ein ſchöner braver Ort iſt. Den Berg hinauf aber ging er zu Fuß wegen den Roſſen, und erzählte einem Grenzacher folgende Geſchichte, die ihm ſelber begegnet iſt.

Als der Herr ein halbes Jahr vorher nach Dänemark reiste, kommt er auf den ſpäten Abend in einen Flecken, wo nicht weit davon auf einer Anhöhe ein ſauberes Schlößlein ſtand, und will übernacht bleiben. Der Wirth ſagt, er habe keinen Platz mehr für ihn, es werde morgen Einer gerichtet, und ſeyen ſchon drei Scharfrichter bei ihm übernacht. So erwiedert der Herr: „Ich will denn dort in das Schlößlein gehen. Der Zwingherr, oder wem es angehört, wird mich ſchon hinein laſſen und ein leeres Bett für mich haben." Der Wirth ſagt: „Manch ſchönes Bett, mit ſeidenen Umhän-

gen, steht aufgeschlagen in den hohen Gemächern; und die Schlüssel hab ich in Verwahrung. Aber ich will es euch nicht rathen. Der gnädige Herr ist schon vor einem Vierteljahr mit seiner Frau und mit dem Junker auf eine weite Reise gezogen, und seit der Zeit wüthen im Schlößlein die Gespenster. Der Schloßvogt und das Gesinde konnten nimmer bleiben; und wer seitdem in das Schlößlein gekommen ist, der geht zum zweitenmal nimmer hinein." Darüber lächelt der fremde Herr; denn er war ein herzhafter Mann, der nichts auf die Gespenster hielt, und sagt: Ich wills probiren. Trotz aller Widerrede, mußte ihm der Wirth den Schlüssel geben; und nachdem er sich mit dem Nöthigen zu einem Gespenster-Besuch versehen hatte, gieng er mit dem Bedienten, so er bei sich hatte, in das Schloß. Im Schloß kleidete er sich nicht aus, wollte auch nicht schlafen, sondern abwarten, was geschicht. Zu dem Ende stellte er zwei brennende Lichter auf den Tisch, legte ein paar geladene Pistolen daneben, nahm zum Zeitvertreib den rheinländischen Hausfreund, so in Goldpapier eingebunden an einem rothen seidenen Bändelein unter der Spiegelrahme hieng, und beschaute die schönen Bilder. Lange wollte sich nichts spüren lassen. Aber als die Mitternacht im Kirchthurm sich rührte, und die Glocke 12 schlug, eine Gewitterwolke zog über das Schloß weg, und die großen Regentropfen schlugen an die Fenster, da klopfte es dreimal stark an die Thüre, und eine fürchterliche Gestalt mit schwarzen schielenden Augen, mit einer halbellenlangen Nase, fletschenden Zähnen, und einem Bocksbart, zottig am ganzen Leib, trat in das Gemach, und

brummte mit fürchterlicher Stimme: „Ich bin der Großherr Mephiſtopholes. Willkomm in meinem Palaſt! und habt Ihr auch Abſchied genommen von Frau und Kind?“ Dem fremden Herrn fuhr ein kalter Schauer vom großen Zehen an über den Rücken hinauf, bis unter die Schlafkappe, und an den armen Bedienten darf man gar nicht denken. Als aber der Mephiſtophöles mit fürchterlichen Geimaſſen und hochgehobenen Knieen gegen ihn herkam, als wenn er über lauter Flammen ſchreiten müßte, dachte der arme Herr: In Gottes Namen, jetzt iſt's einmal ſo, und ſtand herzhaft auf, hielt dem Ungethüm eine Piſtole entgegen, und ſprach: „Halt, oder ich ſchieß!“ Mit ſo etwas läßt ſonſt nicht jedes Geſpenſt ſich ſchrecken, denn wenn man auch ſchießen will, ſo gehts nicht los, oder die Kugel fährt zurück und trifft nicht den Geiſt, ſondern den Schütz. Aber Mephiſtopholes hob drohend den Zeigefinger in die Höhe, kehrte langſam um, und ging mit eben ſolchen Schritten, als er gekommen war, wieder fort. Als aber der Fremde ſah, daß dieſer Satan Reſpect vor dem Pulver hatte, dachte er: Jetzt iſt keine Gefahr mehr, nahm in die andere Hand ein Licht, und ging dem Geſpenſt, das langſam einen Gang hinabſchritt, eben ſo langſam nach, und der Bediente ſprang, ſo ſchnell er konnte, hinter ihm zum Tempel hinaus, und ins Ort, dachte, er wolle lieber bei den Scharfrichtern übernacht ſeyn, als bei den Geiſtern. — Aber auf dem Gang, auf einmal verſchwindet der Geiſt vor den Augen ſeines kühnen Verfolgers, und war nicht anders, als wär er in den Boden geſchlupft. Als aber der Herr noch ein paar Schritte weiter gehen wollte, um zu

ſehen, wo er hingekommen, hörte auf einmal unter ſeinen Füßen der Boden auf, und er fiel durch ein Loch hinab, aus welchem ihm Feuerglaſt entgegen kam, und er glaubte ſelber, jezt geh es an einen andern Ort. Als er aber ungefähr zehen Fuß tief gefallen war, lag er zwar unbeſchädigt auf einem Haufen Heu, in einem unterirrdiſchen Gewölb. Aber ſechs curioſe Geſellen ſtanden um ein Feuer herum, und der Mephiſtopholes war auch dabei. Allerlei wunderbares Geräth lag umher, und zwei Tiſche lagen gehauft voll funkelnder Rößleins-Thaler, einer ſchöner als der andere. Da merkte der Fremde wie er daran war. Denn das war eine heimliche Geſellſchaft von Falſchmünzern, ſo alle Fleiſch und Bein hatten. Dieſe benuzten die Abweſenheit des Zwingherrn, legten in ſeinem Schloß ihre verborgenen Münzſtöcke an, und waren vermuthlich von ſeinen eigenen Leuten dabei, die im Haus Bericht und Gelegenheit wußten; und damit ſie ihr heimlich Weſen ungeſtört und unbeſchrieen treiben konnten, fiengen ſie den Geſpenſterlärmen an, und wer in das Haus kam, wurde ſo vergälſtert, daß er zum zweitenmal nimmer kam. Aber jezt fand der verwegene Reiſende erſt Urſache, ſeine Unvorſichtigkeit zu bereuen, und daß er den Vorſtellungen des Wirths im Dorf kein Gehör gegeben hatte. Denn er wurde durch ein enges Loch hinein in ein anderes finſteres Gehalt geſchoben, und hörte wohl, wie ſie Kriegsrecht über ihn hielten, und ſagten: „Es wird das Beſte ſeyn, wenn wir ihn umbringen, und darnach verlochen.“ Aber einer ſagte noch: „Wir müſſen ihn zuerſt verhören, wer er iſt, und wie er heißt, und wo er ſich herſchreibt.“ Als ſie aber hörten, daß er ein

vornehmer

vornehmer Herr ſey und nach Kopenhagen zum König reiſe, ſahen ſie einander mit großen Augen an; und nachdem er wieder in dem finſtern Gewölb war, ſagten ſie: „Jetzt ſteht die Sache letz.*) Denn wenn er gemangelt wird, und es kommt durch den Wirth heraus, daß er ins Schloß gegangen iſt, und er iſt nimmer herausgekommen, ſo kommen über Nacht die Huſaren, heben uns aus, und der Hanf iſt dieß Jahr wohl gerathen, daß ein Strick zum Henken nicht viel koſtet.“ Alſo kündigten ſie dem Gefangenen Pardon an, wenn er ihnen einen Eid ablegte, daß er nichts verrathen wolle, und drohten, daß ſie in Kopenhagen wollten auf ihn Achtung geben laſſen; und er mußte ihnen auf den Eid hinſagen, wo er wohne. Er ſagte: Neben dem wilden Mann linker Hand in dem großen Haus mit grünen Läden. Darnach ſchenkten ſie ihm Burgunder-Wein ein zum Morgentrunk, und er ſchaute ihnen zu, wie ſie Röſlein-Thaler prägten bis an den Morgen. Als aber der Tag durch die Kellerlöcher hinab ſchien, und auf der Straße die Geiſſeln knallten, und der Kühhirt hürnte, nahm der Fremde Abſchied von den nächtlichen Geſellen, bedankte ſich für die gute Bewirthung, und gieng mit frohem Muthe wieder in das Wirthshaus, ohne daran zu denken, daß er ſeine Uhr und ſeine Tabakspfeife, und die Piſtolen habe liegen laſſen. Der Wirth ſagte: „Gottlob, daß ich Euch wieder ſehe, ich habe die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Wie iſt es Euch gegangen?“ Aber der Reiſende dachte: Ein Eid iſt ein Eid, und um ſein Leben zu retten,

*) „letz“ ſo viel als: „unrecht,“ oder hier: „ſchlimm“.

muß man den Namen Gottes nicht mißbrauchen, wenn mans nicht halten will. Deßwegen sagte er nichts, und weil jetzt das Glöcklein läutete, und der arme Sünder hinausgeführt wurde, so lief alles fort. Auch in Kopenhagen hielt er daher seinen Mund, und dachte selber fast nicht mehr daran. Aber nach einigen Wochen kam ab der Post ein Kistlein an ihn, und waren darin ein paar neue, mit Silber eingelegte Pistolen von großem Werth, eine neue goldene Uhr mit kostbaren Demant-Steinen besetzt, eine türkische Tabakspfeife mit einer goldenen Kette daran, und eine seidene mit Gold gestickte Tabaksblase, und ein Briefslein darin. In dem Briefslein stand: „Dieß schicken wir Euch für den Schrecken, so Ihr bei uns ausgestanden, und zum Dank für Eure Verschwiegenheit. Jetzt ist alles vorbei, und Ihr dürft es erzählen, wem Ihr wollt." Deßwegen hats der Herr dem Crenzacher erzählt, und das war die nemliche Uhr, die er oben auf dem Berg herauszog, als es in Hertingen Mittag läutete, und schaute, ob die Hertinger Uhr recht geht, und sind ihm hernach im Storchen zu Basel von einem französischen General 75 neue Dublonen darauf geboten worden. Aber er hat sie nicht drum geben.

Gute Antwort.

Wer ausgiebt, muß auch wieder einnehmen. Reitet einmal ein Mann an einem Wirthshaus vorbei, der einen stattlichen Schmeerbauch hatte, also, daß er auf beiden Seiten fast über den Sattel herunter hängte. Der Wirth steht auf die Staffel, und ruft

ihm nach: „Nachbar, warum habt ihr denn den Zwerchſack vor euch auf das Roß gebunden und nicht hinten.“ Dem rief der Reitende zurück: Damit ich ihn unter den Augen habe. Denn hinten gibt es Spitzbuben. Der Wirth ſagte nichts mehr.

Drei Wünſche.

Dießmal iſt aber die Frau Anna Fritze nicht dabei, auch riecht es nicht nach Roſenduft und Morgenroth, ſondern nach Klingenberger und Kalbfleiſch in einer ſauren Brühe. Drei luſtige Kameraden ſaßen beiſammen zu Kehl im Lamm, und als ſie das Saueteffen verzehrt hatten, und noch eine Flaſche Klingenberger mit einander tranken, ſprachen ſie von allerlei, und fiengen zuletzt an zu wünſchen Endlich wurden ſie der Rede eins, es ſollte jeder noch einen kernhaften Wunſch thun, und wer den größten Wunſch hervorbringe, der ſolle frei ausgehen an der Zeche.

Da ſprach der Erſte: So wünſch ich dann, daß ich alle Feſtungsgräben von ganz Straßburg und Kehl, voll feiner Nähnadeln hätte, und zu jeder Nadel einen Schneider, und jeder Schneider müßte mir ein Jahr lang lauter Malterſäcke nähen, und wenn ich dann jeden Malterſack voll doppelter Dublonen hätte, ſo wollte ich zufrieden ſeyn.

Der Zweite ſagte: So wollt ich denn, daß das ganze Straßburger Münſter bis unter die Krone des Thurms hinauf voll Wechſelbriefe vom feinſten Poſtpapier läge, ſo viel darinn Platz haben, und

wäre mir auf jedem Wechselbrief so viel Geld verschrieben, als in allen deinen Malterſäcken Platz hat, und ich hätt's.

Der Dritte sagte: So wollt ich denn, daß ihr beide hättet was ihr wünscht, und, daß euch alsdann beide in Einer Nacht der Henker holte, und ich wär euer Erbe.

Der Dritte ging frei aus an der Zeche, und die zwei andern bezahlten.

Der Husar in Neisse.

Als vor 18 Jahren die Preußen mit den Franzosen Krieg führten, und durch die Provinz Champagne zogen, dachten sie auch nicht daran, daß sich das Blättlein wenden könnte, und daß der Franzos noch im Jahr 1806 nach Preußen kommen, und den ungebetenen Besuch wett machen werde. Denn nicht jeder führte sich auf, wie es einem braven Soldaten in Feindesland wohl ansteht. Unter andern drang damals ein brauner preussischer Husar, der ein böser Mensch war, in das Haus eines friedlichen Mannes ein, nahm ihm all sein baares Geld so viel war, und viel Geldeswerth; zuletzt auch noch das schöne Bett mit nageineuem Ueberzug, und mißhandelte Mann und Frau. Ein Knabe von 8 Jahren bat ihn knieend, er möchte doch seinen Eltern nur das Bett wieder geben. Der Husar stoßt ihn unbarmherzig von sich. Die Tochter

lauft ihm nach, hält ihn am Dollmann fest, und fleht um Barmherzigkeit. Er nimmt sie, und wirft sie in den Soddbrunnen, so im Hofe steht, und rettet seinen Raub. Nach Jahr und Tagen bekommt er seinen Abschied, setzt sich in der Stadt Neisse in Schlesien, denkt nimmer daran, was er einmal verübt hat, und meynt, es sey schon lange Gras darüber gewachsen. Allein, was geschieht im Jahr 1806? Die Franzosen rücken in Neisse ein; ein junger Sergeant wird Abends einquartiert bei einer braven Frau, die ihm wohl aufwartet. Der Sergeant ist auch brav, führt sich ordentlich auf, und scheint guter Dinge zu seyn. Den andern Morgen kommt der Sergeant nicht zum Frühstück. Die Frau denkt: Er wird noch schlafen, und stellt ihm den Kaffe ins Ofenrohr. Als er noch immer nicht kommen wollte, gieng sie endlich in das Stüblein hinauf, macht leise die Thüre auf, und will sehen, ob ihm etwas fehlt.

Da saß der junge Mann wach und aufgerichtet im Bette, hatte die Hände in einander gelegt, und seufzte, als wenn ihm ein groß Unglück begegnet wäre, oder als wenn er das Heimweh hätte, oder so etwas, und sah nicht, daß jemand in der Stube ist. Die Frau aber gieng leise auf ihn zu, und fragte ihn: „Was ist Euch begegnet, Herr Sergeant, und warum seyd Ihr so traurig?“ Da sah sie der Mann mit einem Blick voll Thränen an, und sagte: die Ueberzüge dieses Bettes, in dem er heute Nacht geschlafen habe, haben vor 18 Jahren seinen Eltern in Champagne angehört, die in der Plünderung alles verloren haben und zu armen Leuten geworden seyn, und jetzt denke er an alles, und sein Herz sey voll

Thränen. Denn es war der Sohn des geplünderten Mannes in Champagne, und kannte die Ueberzüge noch, und die rothen Namens-Buchstaben, womit ſie die Mutter gezeichnet hatte, waren ja auch noch daran. Da erſchrak die gute Frau, und ſagte, daß ſie dieſes Bettzeug von einem braunen Huſaren gekauft habe, der noch hier in Neiſſe lebe, und ſie könne nichts dafür. Da ſtand der Franzoſe auf, und ließ ſich in das Haus des Huſaren führen, und kannte ihn wieder.

Denkt Ihr noch daran, ſagte er zu dem Huſaren, wie Ihr vor 18 Jahren einem unſchuldigen Mann in Champagne Hab und Gut, und zuletzt auch noch das Bett aus dem Hauſe getragen habt, und habt keine Barmherzigkeit gehabt, als Euch ein achtjähriger Knabe um Schonung anflehte; und an meine Schweſter? Anfänglich wollte der alte Sünder ſich entſchuldigen, es gehe bekanntlich im Krieg nicht alles wie es ſoll, und was der Eine liegen laſſe, hole doch ein Anderer; und lieber nimmt mans ſelber. Als er aber merkte, daß der Sergeant der nämliche ſey, deſſen Eltern er geplündert und mißhandelt hatte; und als er ihn an ſeine Schweſter erinnerte, verſagte ihm vor Gewiſſensangſt und Schrecken die Stimme, und fiel vor dem Franzoſen auf die zitternde Knie nieder, und konnte nichts mehr herausbringen, als Pardon! dachte aber: Es wird nicht viel helfen.

Der geneigte Leſer denkt vielleicht auch: „Jetzt wird der Franzos den Huſaren zuſammenhauen, und freut ſich ſchon darauf.“ Allein das könnte mit der

Wahrheit nicht bestehen. Denn wenn das Herz bewegt ist, und vor Schmerz fast brechen will, mag der Mensch keine Rache nehmen. Da ist ihm die Rache zu klein und verächtlich, sondern er denkt: Wir sind in Gottes Hand, und will nicht Böses mit Bösem vergelten. So dachte der Franzose auch, und sagte: Daß du mich mißhandelt hast, das verzeihe ich dir. Daß du meine Eltern mißhandelt und zu armen Leuten gemacht hast, das werden dir meine Eltern verzeihen. Daß du meine Schwester in den Brunnen geworfen hast, und ist nimmer davon gekommen, das verzeihe dir Gott." — Mit diesen Worten gieng er fort, ohne dem Husaren das Geringste zu leide zu thun, und es ward ihm in seinem Herzen wieder wohl. Dem Husaren aber war es nachher zu Muth, als wenn er vor dem jüngsten Gericht gestanden wäre, und hätte keinen guten Bescheid bekommen. Denn er hatte von dieser Zeit an keine ruhige Stunde mehr, und soll nach einem Vierteljahr gestorben seyn.

Merke: Man muß in der Fremde nichts thun, worüber man sich daheim nicht darf finden lassen.

Merke: Es giebt Unthaten, über welche kein Gras wächst.

Ein Wort giebt das andere.

Ein reicher Herr im Schwabenland schickte seinen Sohn nach Paris, daß er sollte Französisch lernen,

und ein wenig gute Sitten. Nach einem Jahr oder drüber kommt der Knecht aus des Vaters Haus auch nach Paris. Als der junge Herr den Knecht erblickte, rief er voll Staunen und Freude aus: Ey Hanns, wo fährt dich der Himmel her? Wie ſteht es zu Hauſe, und was giebts Neues? — Nicht viel Neues, Herr Wilhelm, als daß vor 10 Tagen Euer ſchöner Rabe krepirt iſt, den Euch vor einem Jahr der Waidgeſell geſchenkt hat.

O das arme Thier, erwiederte der Herr Wilhelm. Was hat ihm denn gefehlt?

Drum hat er zu viel Luder gefreſſen, als unſere ſchönen Pferde verreckten, eins nach dem andern. Ich habs gleich geſagt.

Wie! Meines Vaters vier ſchöne Mohren-Schimmel ſind gefallen? fragte der Herr Wilhelm. Wie gieng das zu?

Drum ſind ſie zu ſehr angeſtrengt worden mit Waſſerführen, als uns Haus und Hof verbrannte, und hat doch nichts geholfen.

Um Gottes Willen! rief der Herr Wilhelm voll Schrecken aus. Iſt unſer ſchönes Haus verbrannt? Wann das?

Drum hat man nicht aufs Feuer acht gegeben, an Ihres Herrn Vaters ſeliger Leiche, und iſt bei Nacht begraben worden mit Fackeln. So ein Fünklein iſt bald verzettelt.

Unglückselige Botschaft! rief voll Schmerz der Herr Wilhelm aus. Mein Vater todt? Und wie gehts meiner Schwester?

Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.

Sonst gibts just nicht viel Neues, setzte er hinzu.

Moses Mendelson.

Moses Mendelson war jüdischer Religion, und Handlungsbedienter bei einem Kaufmann, der das Pulver nicht soll erfunden haben. Dabei war er aber ein sehr frommer und weiser Mann, und wurde daher von den angesehensten und gelahrtesten Männern hochgeachtet und geliebt. Und das ist recht. Denn man muß um des Bartes willen den Kopf nicht verachten, an dem er wächst. Dieser Moses Mendelson gab unter andern von der Zufriedenheit mit seinem Schicksal folgenden Beweis. Denn als eines Tages ein Freund zu ihm kam, und er eben an einer schweren Rechnung schwitzte, sagte dieser: „Es ist doch schade, guter Moses, und ist unverantwortlich, daß ein so verständiger Kopf wie ihr seyd, einem Manne ums Brod dienen muß, der euch das Wasser nicht bieten kann. Seyd ihr nicht

am kleinen Finger geſcheider, als er am ganzen Körper, ſo groß er iſt?" Einem andern hätt das im Kopf gewurmt, hätte Feder und Dintenfaß mit ein paar Flüchen hinter den Ofen geworfen, und ſeinem Herrn aufgekündet auf der Stelle. Aber der verſtändige Mendelſon ließ das Dintenfaß ſtehen, ſteckte die Feder hinter das Ohr, ſah ſeinen Freund ruhig an, und ſprach zu ihm alſo: „Das iſt recht gut, wie es iſt, und von der Verſehung weiſe ausgedacht. Denn ſo kann mein Herr von meinen Dienſten viel Nutzen ziehn, und ich habe zu leben. Wäre ich der Herr, und er mein Schreiber, ihn könnte ich nicht brauchen."

Ein theurer Kopf und ein wohlfeiler.

Als der letzte König von Polen noch regierte, entſtand gegen ihn eine Empörung, was nichts ſeltenes war. Einer von den Rebellen, und zwar ein polniſcher Fürſt, vergaß ſich ſo ſehr, daß er einen Preis von 20,000 Gulden auf den Kopf des Königs ſetzte. Ja, er war frech genug, es dem König ſelber zu ſchreiben, entweder, um ihn zu betrüben oder zu erſchrecken. Der König aber ſchrieb ihm ganz kaltblütig zur Antwort: „Euern Brief habe ich empfangen und geleſen. Es hat mir einiges Vergnügen gemacht, daß mein Kopf bei Euch noch etwas gilt. Denn ich kann Euch verſichern, für den eurigen gäb ich keinen rothen Heller."

Theure Eyer.

Als zu ſeiner Zeit ein fremder Fürſt nach Frankreich reiste, wurde es ihm unterwegs öd im Magen, und ließ ſich in einem gemeinen Wirthshaus, wo ſonſt dergleichen Gäſte nicht einkehren, drei geſottene Eyer geben. Als er damit fertig war, forderte der Wirth dafür 300 Livres. Der Fürſt fragte, ob denn hier die Eyer ſo rar ſeyen? Der Wirth lächelte und ſagte: Nein, die Eyer nicht, aber die groſſen Herren, die ſo etwas dafür bezahlen können. Der Fürſt lächelte auch, und gab das Geld, und das war gut. Als aber der damalige König von Frankreich von der Sache hörte, (es wurde ihm als ein Spaß erzählt,) nahm ers ſehr übel, daß ein Wirth in ſeinem Reich ſich unterſtand, ſolche unverſchämte Ueberforderungen zu machen, und ſagte dem Fürſten: Wenn Sie auf Ihrer Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeifahren, werden Sie ſehen, daß Gerechtigkeit in meinem Lande herrſcht. Als der Fürſt auf ſeiner Rückreiſe wieder an dem Wirthshaus vorbeifuhr, ſah er keinen Schild mehr dran, aber die Thüren und Fenſter waren zugemauert, und das war auch gut.

Die drei Diebe.

Der geneigte Leſer wird ermahnt, nicht alles für wahr zu halten, was in dieſer Erzählung vorkommt.

Doch ist sie in einem schönen Buch beschrieben, und zu Vers gebracht.

Der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder trieben von Jugend auf das Handwerk ihres Vaters, der bereits am Auerbacher Galgen mit des Seilers Tochter copulirt war, nämlich mit dem Strick; und ein Schulkamerad, der roths Dieter, hielts auch mit, und war der Jüngste. Doch mordeten sie nicht, und griffen keine Menschen an, sondern visitirten nur bei Nacht in den Hühnerställen, und wenns Gelegenheit gab, in den Küchen, Kellern und Speichern, allenfalls auch in den Geldtrögen, und auf den Märkten kauften sie immer am wohlfeilsten ein. Wenns aber nichts zu stehlen gab, so übten sie sich untereinander mit allerlei Aufgaben und Wagstücken, um im Handwerk weiter zu kommen. Einmal im Wald sieht der Heiner auf einem hohen Baum einen Vogel auf dem Nest sitzen, denkt, er hat Eyer, und fragt die andern: „Wer ist im Stand, und holt dem Vogel dort oben die Eyer aus dem Nest, ohne daß es der Vogel merkt?" Der Frieder, wie eine Katze, klettert hinauf, naht sich leise dem Nest, bohrt langsam ein Löchlein unten drein, läßt ein Eylein nach dem andern in die Hand fallen, flickt das Nest wieder zu mit Moos, und bringt die Eyer. — „Aber wer dem Vogel die Eyer wieder unterlegen kann," sagt jetzt der Frieder, „ohne daß es der Vogel merkt!" Da kletterte der Heiner den Baum hinan, aber der Frieder kletterte ihm nach, und während der Heiner dem Vogel langsam die Eyer unterschob, ohne daß es der Vogel merkte, zog der Frieder dem Heiner langsam die Hosen ab, ohne

daß es der Heiner merkte. Da gab es ein groß Gelächter, und die beiden andern sagten: „Der Frieder ist der Meister.“ Der rothe Dieter aber sagte: „Ich sehe schon, mit Euch kann ichs nicht zugleich thun, und wenns einmal zu bösen Häusern geht, und der Letze *) kommt über uns, so ists mir nimmer Angst für euch, aber für mich.“ Also gieng er fort, wurde wieder ehrlich, und lebte mit seiner Frau arbeitsam und häuslich. Im Spätjahr, als die zwei andern noch nicht lang auf dem Roßmarkt ein Rößlein gestohlen hatten, besuchten sie einmal den Dieter und fragten ihn, wie es ihm gehe; denn sie hatten gehört, daß er ein Schwein geschlachtet und wollten ein wenig acht geben, wo es liegt. Es hieng in der Kammer an der Wand. Als sie fort waren, sagte der Dieter: „Frau, ich will das Säulein in die Küche tragen, und die Mulde drauf decken, sonst ist es morgen nimmer unser.“ In der Nacht kommen die Diebe, brechen, so leise sie können, die Mauer durch, aber die Beute war nicht mehr da. Der Dieter merkt etwas, steht auf, geht um das Haus, und sieht nach. Unterdessen schleicht der Heiner um das andre Eck herum ins Haus bis zum Bett, wo die Frau lag, nimmt ihres Manns Stimme an, und sagt: Frau, die Sau ist nimmer in der Kammer. Die Frau sagt: Schwätz nicht so einfältig! Hast du sie nicht selber in die Küche unter die Mulde getragen? Ja so, sagte der Heiner, drum bin ich halber im Schlaf, und gieng, holte das Schwein, und trug es unbeschrien fort, wußte in der finstern Nacht nicht, wo der Bruder ist, dachte, er wird

*) d. i.: der Unrechte.

schon kommen an den bestellten Platz im Wald. Und als der Dieter wieder ins Haus kam, und nach dem Säulein greifen will, „Frau, rief er, jetzt habens die Galgenstricke doch geholt.“ Allein, so geschwind gab er nicht gewonnen, sondern setzte den Dieben nach, und als er den Heiner einholte, (es war schon weit vom Hause weg,) und als er merkte, daß er allein sey, nahm er schnell die Stimme des Frieders an, und sagte: „Bruder, laß jetzt mich das Säulein tragen, du wirst müd seyn.“ Der Heiner meynt es sey der Bruder, und gibt ihm das Schwein, sagt, er wolle vorausgehn in den Wald und ein Feuer machen. Der Dieter aber kehrte hinter ihm um, sagte für sich selber: Hab ich dich wieder, du liebes Säulein? und trug es heim. Unterdessen irrte der Frieder in der Nacht herum, bis er im Wald das Feuer sah, und kam, und fragte den Bruder: „Hast du die Sau, Heiner?“ Der Heiner sagte: „Hast du sie denn nicht, Frieder?“ Da schauten sie einander mit großen Augen an, und hätten kein so prasselndes Feuer von buchenen Spänen gebraucht zum Nachtkochen. Aber desto schöner prasselte jetzt das Feuer daheim in Dieters Küche. Denn das Schwein wurde sogleich nach der Heimkunft verhauen, und Kesselfleisch über das Feuer gethan. Denn der Dieter sagte: „Frau, ich bin hungerig, und was wir nicht beizeiten essen, holen die Schelme doch.“ Als er sich aber in einen Winkel legte, und ein wenig schlummerte, und die Frau kehrte mit der eisernen Gabel das Fleisch herum, und schaute einmal nach der Seite, weil der Mann im Schlaf so ängstlich seufzte, kam eine zugespitzte Stange langsam durch das Camin herab, spießt das beste Stück

im Keſſel an, und zogs herauf; und als der Mann im Schlaf immer ängſtlicher winſelte, und die Frau immer emſiger nach ihm ſah, kam die Stange zum zweitenmal und zum drittenmal; und als die Frau den Dieter weckte: „Mann, jezt wollen wir antichten," da war der Keſſel leer, und wär ebenfalls kein ſo großes Feuer nöthig geweſen zum Nachtkochen. Als ſie aber beide ſchon im Begriff waren, hungerig ins Bett zu gehen, und dachten: Will der Henker das Säulein holen, ſo können wirs ja doch nicht heben, da kamen die Diebe vom Dach herab, durch das Loch der Mauer in die Kammer, und aus der Kammer in die Stube, und brachten wieder was ſie gemaust hatten. Jezt gieng ein fröhliches Leben an. Man aß und trank, man ſcherzte und lachte, als ob man gemerkt hätte, es ſey das leztemal, und war guter Dinge, bis der Mond im lezten Viertel über das Häuslein weggieng, und zum zweitenmal im Dorf die Hahnen krähten, und von weitem der Hund des Metzgers bellte. Denn die Strickreiter waren auf der Spur, und als die Frau des rothen Dieters ſagte: „Jezt iſts einmal Zeit ins Bett, kamen die Strickreiter von wegen des geſtohlenen Röſſleins, und holten den Zundel-Heiner und den Zundel-Frieder in den Thurn und in das Zuchthaus.

Suwarow.

Der Menſch muß eine Herrſchaft über ſich ſelber ausüben können, ſonſt iſt er kein braver und achtungs-

würdiger Menſch, und was er einmal für allemal als recht erkennt, das muß er auch thun, aber nicht einmal für allemal, ſondern immer. Der ruſſiſche General Suwarow, den die Türken und Polaken, die Italiener und Schweizer wohl kennen, der hielt ein ſcharfes und ſtrenges Commando. Aber was das vornehmſte war, er ſtellte ſich unter ſein eigenes Commando, als wenn er ein Anderer, und nicht der Suwarow ſelber wäre, und ſehr oft mußten ihm ſeine Adjutanten dieß und jenes in ſeinem eigenen Namen befehlen, was er alsdann pünktlich befolgte. Einmal war er wüthend aufgebracht über einen Soldaten, der im Dienſt etwas verſehen hatte, und fieng ſchon an, ihn zu prügeln. Da faßte ein Adjutant das Herz, dachte, er wolle dem General und dem Soldaten einen guten Dienſt erweiſen, eilte herbei und ſagte: „Der General Suwarow hat befohlen, man ſolle ſich nie vom Zorn übernehmen laſſen.“ Sogleich ließ Suwarow nach, und ſagte: „Wenns der General befohlen hat, ſo muß man gehorchen.“

Hohes Alter.

In Schottland giebt es Leute, welche ſehr alt werden. Ein Reiſender begegnet einmal einem betagten Sechziger, welcher ſchluchzte. Auf die Frage, was ihm fehle, ſagte dieſer: Der Vater habe ihm eine Ohrfeige geben. Das kam dem Fremden faſt unglaublich vor, daß ein Mann von ſolchen Jahren noch

noch einen Vater am Leben haben, und noch unter ſeiner Zucht ſtehen ſoll. Als er ihn aber nach der Urſache der Ohrfeige fragte, ſo ſagte der Sechziger: Drum habe er den Großvater ſchier fallen laſſen, als er ihm habe ſollen ins Bett helfen. Als das der Fremde hörte, ließ er ſich von dem Mann ins Haus führen, ob es auch ſo ſey, wie er ſagte. Ja, es war ſo. Der Bube war 62 Jahr alt, der Vater 96, und der Großvater 130. Und der Fremde ſagte nachher, als er es wieder erzählte, es werde einem ganz curios zu Muthe, wenn man ſo 288 Jahre bei einander in Einem Stüblein ſehe.

Kaiſer Napoleon und die Obſtfrau in Brienne.

Der große Kaiſer Napoleon brachte ſeine Jugend als Zögling in der Kriegsſchule zu Brienne zu, und wie? Das lehrten in der Folge ſeine Kriege, die er führte, und ſeine Thaten. Da er gerne Obſt aß, wie die Jugend pflegt, ſo bekam eine Obſthändlerin daſelbſt manchen ſchönen Batzen von ihm zu löſen. Hatte er je einmal kein Geld, ſo borgte ſie. Bekam er Geld, ſo bezahlte er. Aber als er die Schule verließ, um nun als kenntnißreicher Soldat auszuüben, was er dort gelernt hatte, war er ihr doch einige Thaler ſchuldig. Und, als ſie das letztemal ihm einen Teller voll ſaftiger Pfirſiche oder ſüßer

Trauben brachte, „Fraulein, sagte er, jetzt muß ich fort, und kann euch nicht bezahlen. Aber ihr sollt nicht vergessen seyn.“ Aber die Obstfrau sagte: „O reisen Sie wegen dessen ruhig ab, edler, junger Herr. Gott erhalte Sie gesund, und mache aus Ihnen einen glücklichen Mann.“ — Allein auf einer solchen Laufbahn, wie diejenige war, welche der junge Krieger jetzt betrat, kann doch auch der beste Kopf so etwas vergessen, bis zuletzt das erkenntliche Gemüth ihn wieder daran erinnert. Napoleon wird in kurzer Zeit General, und erobert Italien. Napoleon geht nach Egypten, wo einst die Kinder Israel das Ziegler-Handwerk trieben, und lieferte ein Treffen bei Nazareth, wo vor 1800 Jahren die hochgelobte Jungfrau wohnte. Napoleon kehrte mitten durch ein Meer voll feindlicher Schiffe nach Frankreich und Paris zurück, und wird erster Consul. Napoleon stellt in seinem unglücklich gewordenen Vaterlande die Ruhe und Ordnung wieder her, und wird französischer Kaiser, und noch hatte die gute Obstfrau in Brienne nichts, als sein Wort: „Ihr sollt nicht vergessen seyn!“ Aber ein Wort noch immer so gut, als baares Geld, und besser. Denn als der Kaiser in Brienne einmal erwartet wurde, er war aber in der Stille schon dort, und mag wohl sehr gerührt gewesen seyn, wenn er da an die vorige Zeit gedachte, und an die jetzige, und wie ihn Gott in so kurzer Zeit, und durch so viele Gefahren unversehrt bis auf den neuen Kaiserthron geführt hatte, da blieb er auf der Gasse plötzlich stille stehen, legte den Finger an die Stirne, wie einer der sich auf etwas besinnt, nannte bald darauf den Namen der Obstfrau, erkundigte sich nach ihrer Wohnung, so

ziemlich baufällig war, und trat mit einem einzigen treuen Begleiter zu ihr hinein. Eine enge Thüre führte ihn in ein kleines, aber reinliches Zimmer, wo die Frau mit zwei Kindern am Kamin kniete, und ein sparsames Abendessen bereitete.

„Kann ich hier etwas zur Erfrischung haben?" so fragte der Kaiser. — Ey ja! erwiederte die Frau, die Melonen sind reif, und holte eine. Während die zwei Fremden Herren die Melone verzehrten, und die Frau noch ein paar Reiser an das Feuer legte. „Kennt ihr denn den Kaiser auch, der heute hier seyn soll?" fragte der eine. Er ist noch nicht da, antwortete die Frau, er kommt erst. Warum soll ich ihn nicht kennen? Manchen Teller und manches Körbchen voll Obst hat er mir abgekauft, als er noch hier in der Schule war. — „Hat er denn auch alles ordentlich bezahlt?" — Ja freilich, er hat alles ordentlich bezahlt. Da sagte zu ihr der fremde Herr: „Frau, ihr geht nicht mit der Wahrheit um, oder ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben. Fürs erste, so kennt ihr den Kaiser nicht. Denn ich bins. Fürs andere hab ich euch nicht so ordentlich bezahlt, als ihr sagt, sondern ich bin euch zwei Thaler schuldig oder etwas;" und in diesem Augenblick zählte der Begleiter auf den Tisch ein tausend und zweihundert Franken, Kapital und Zins. Die Frau, als sie den Kaiser erkannte, und die Goldstücke auf dem Tisch klingeln hörte, fiel ihm zu Füßen, und war vor Freude und Schrecken und Dankbarkeit ganz außer sich, wie man ihr auf nebenstehender Abbildung wohl ansehen kann; *) und die

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Kinder ſchauen auch einander an, und wiſſen nicht was ſie ſagen ſollen. Der Kaiſer aber befahl nachher das Haus niederzureiſſen, und der Frau ein anderes an den nämlichen Platz zu bauen. „In dieſem Hauſe, ſagte er, will ich wohnen, ſo oft ich nach Brienne komme, und es ſoll meinen Namen führen.“ Der Frau aber verſprach er, er wolle für ihre Kinder ſorgen.

Wirklich hat er auch die Tochter derſelben bereits ehrenvoll verſorgt, und der Sohn wird auf kaiſerliche Koſten in der nämlichen Schule erzogen, aus welcher der große Held ſelber ausgegangen iſt.

Fürchterlicher Kampf eines Menſchen mit einem Wolf.

In Frankreich iſt ein Departement, heißt Goldhügel. In dieſem Departement befindet ſich eine kleine Landſchaft, genannt Saulieu, (muß leſen Soliö); dieſe Landſchaft bekam im März des Jahrs 1807 einen ſchlimmen Beſuch von einem reiſſenden Thier, wie man noch keines daſelbſt geſehen hatte, hier zu Land auch nicht. Es hatte Aehnlichkeit mit einem Wolf, wird auch einer geweſen ſeyn. Doch hatte es eine kürzere Schnauze als ein gemeiner Wolf, war lang und mager und mit langen dunkelgrünen Haaren beſetzt. Dieſe grauſame und blutgierige Beſtie wüthete mehrere Tage lang zum Schrecken der Einwohner in dem Lande herum, griff Menſchen und Thiere an, wagte ſich ſogar am 30. März am hellen

Tag auf der Landstraße an die Reisenden, zerriß einen Conscribirten, zerfleischte zwei Mägdlein und einen Knaben und blieb selbige Nacht nahe bei dem Hause eines Landmannes, Namens Machin, im Gebüsche übernacht. Der gute Machin, der an eine solche Schildwache vor seinem Hause nicht dachte, gieng des Morgens früh um 3 Uhr, als es noch ganz finster war, aus dem Hause. Da hörte er etwas rauschen im Gebüsch, glaubte es sey die Katze, die sich vor einigen Tagen verlaufen hatte, und rief seiner Frau, die Katze sey da. Aber in dem nämlichen Augenblicke springt das Unthier wüthend auf ihn los. Er wirft es zurück. Es kommt wieder, stellt sich auf die Hinterfüße, drückt ihn zwei Schritte weit an die Wand zurück, und packt ihn mit einem Rachen voll scharfer starker Zähne wüthend an der linken Brust. Vergebens sucht er sich loszumachen. Das Thier setzt immer tiefer seine Zähne ein, und verursacht ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Da umfaßt es der herzhafte und starke Machin mit beiden Armen, drückt es fest an sich, ringt mit ihm bis er es im Hause hat, wirft sich mit ihm auf einen Tisch, so daß das Thier unten lag, und rief seiner Frau, daß sie ein Licht anzünde. Aber Frau und Kinder wagten es nicht, sich zu nähern, und das Thier biß sich immer tiefer und tiefer in die Brust des unglücklichen Mannes ein, bis endlich die älteste Tochter von 22 Jahren sich ermannte, und mit einem Licht und einem Messer herbeieilte. Der Vater drückt, so stark er kann, mit seinem Körper auf das Thier, zeigt ihr mit der linken Hand wo sie hineinstechen müsse, daß das Ungeheuer sicher getödtet werde. Noch biß sich die Bestie immer tiefer

und tiefer ein, während die Tochter den kühnen und glücklichen Stich that, und ein paarmal das Messer in der Wunde umkehrte. Aber jetzt schoß das heiße schwarze Blut wie ein Strom aus der tödtlichen Wunde hervor, das Best fieng an die Augen zu verdrehen, und es war ihm nicht, als wenn es noch viele Buben und Mägdlein verreissen wollte. Aber erst nachdem es sich völlig verblutet hatte, war man im Stande die Brust des braven Machin von ihm los zu machen, so fest hatte es sich mit seinen mörderischen Zähnen eingehauen. Drauf wurde das Unthier vollends todtgeschlagen und verlocht. Machin aber hatte doch lange an seiner Brust zu leiden und zu heilen, und sagt, er wolle sein Lebenlang dran denken.

Folgen des Tilsiter Friedens.

In der Welt sieht es kurios aus. Gestern so, heute anders, und wer weiß was morgen kommt? Der Friede geht schwanger mit dem Krieg, der Krieg gebiert wieder den Frieden, und ist nicht immer gut dabei Gevatter zu stehn. Wohl dem, der von weitem zuschauen kann, wie es manchmal drunter und drüber geht, und muß nicht dabei seyn, wenn die langen Messer drein hauen und die großen messingenen Orgelpfeifen brummen, oder wenn die alten Königs-Thronen schwanken und umfallen.

Rußland ist in dem letzten Frieden zu Tilsit recht gut weggekommen, hat nichts verloren, sondern

noch ein ansehnliches Stück von Polen gewonnen, setzte sich in gute Freundschaft mit seinem vorigen Kriegsfeind Napoleon, und fieng Krieg an mit seinen vormaligen Bundesgenossen, dem König von England und dem König von Schweden.

Preußen, so zu gleicher Zeit Friede machte, hat noch nicht viel davon zu rühmen. Fürs erste hat es müssen hergeben, was sein Bundesgenosse und Mitstreiter der russische Kaiser in Polen gewonnen hat, und das große Herzogthum Warschau, hat außerdem verloren das Fürstenthum Baireuth in Deutschland, und alles Land herwärts des Elbstroms in Sachsen und Westphalen; muß viel bezahlen, und hat wenig; fragt niemand: wo nimmst du's? Armuth und Elend nimmt immer mehr überhand. Der König konnte noch nicht wieder in seine Residenzstadt Berlin und in sein Schloß einziehen, weil die französische Generalität noch ihr Hauptquartier daselbst hat, sondern lebt still und eingezogen in Königsberg, schränkt sich ein, so sehr er kann, um seine armen Unterthanen zu erleichtern, und weiß doch nicht Rath noch Hülfe zu schaffen.

Aber der schlimmste Unfall war nach dem Frieden zu Tilsit über das Königreich Dänemark verhängt. Wenn man über Frankfurt durch Deutschland fortgeht bis ans Ende, so kommt man endlich an eine Halbinsel im Meer, neben welcher rechts zwei große Inseln und mehrere kleine liegen, dieß zusammen ist Dänemark; und wer aus dem großen Meere mit Schiffen nach Schweden, Rußland oder Preußen will, der muß an der königlichen Haupt-

und Residenzstadt Kopenhagen, und an den dänischen Festungswerkern vorbei durch eine Meerenge. Dieses Königreich hatte während der ganzen stürmischen Zeit von 1792 durch seine Lage und durch die Weisheit seiner Regierung Frieden. Sie lebte niemand zu lieb und niemand zu leid, dachte nur darauf, den Wohlstand der Unterthanen zu vermehren, wurde deßwegen von allen Mächten respektirt und in Ehren gehalten, und als der letzte Krieg ein Ende hatte, dachte man, jetzt sey die größte Gefahr vorbei. Als aber der Engländer sah, daß Rußland und Preußen von ihm abgegangen sey, und mit dem Feind Frieden gemacht habe, und, daß die Franzosen in allen Häfen und festen Plätzen an der Ostsee Meister sind, und die Sache schlimm gehen kann, wenn sie auch noch sollten nach Dänemark kommen, sagte er kein Wort, sondern ließ eine Flotte auslaufen, und niemand wußte wohin. Als aber die Flotte im Sund und an der dänischen Küste und vor der königlichen Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen stand, und alles sicher und ruhig war, so machten die Engländer Bericht nach Kopenhagen hinein: „Weil wir so gute Freunde zusammen sind, so gebt uns gutwillig bis zum Frieden eure Flotte, damit sie nicht in des Feindes Hände kommt, und die Festung. Denn es wäre uns entsetzlich leid, wenn wir euch müßten die Stadt über dem Kopf zusammen schießen. Als wenn ein Bürgersmann oder Bauer mit einem andern einen Prozeß hat, und kommt in der Nacht mit seinen Knechten einem Nachbarn vor das Bette, und sagt: „Nachbar, weil ich mit meinem Gevattermann einen Prozeß habe, so müßt ihr mir bis Ausgangs der Sache

eure Rosse in meine Verwahrung geben, daß mein Gegenpart nicht kann darauf nach Freiburg oder nach Rastadt zu den Advokaten reiten, sonst zünd ich euch das Haus an, und müßt mir erlauben, daß ich an der Straße mit meinen Knechten in euer Kornfeld stehe, auf daß, wenn der Gevattermann auf seinem eigenen Roß zum Hofgericht reiten will, so verrenn ich ihm den Weg." Der Nachbar sagt: „Laßt mir mein Haus unangezunden! Was gehn mich euere Händel an?" Und so sagten die Dänemarker auch. Als aber der Engländer fragte: Wollt ihr gutwillig oder nicht? und die Dänemarker sagten: „Nein, wir wollen nicht gutwillig!" so stieg er mit seinen Landungs-Truppen ans Ufer, rückte immer näher gegen die Hauptstadt, richtete Batterien auf, führte Kanonen drein, und sagte am 2. September nach dem Frieden von Tilsit, jezt sey die letzte Frist. Allein alle Einwohner von Kopenhagen und die ganze Dänische Nation sagten: „Das Betragen des übermüthigen Feindes sey unerhört, und es wäre eine Schande, die der Belt nicht abwaschen könnte, sich durch Drohungen schrecken zu lassen, und in seine ungerechten Forderungen einzuwilligen. Nein! Da fieng das fürchterliche Gericht an, das über diese arme Stadt im Schicksal beschlossen war. Denn von Abends um 7 Uhr an hörte das Schießen auf Kopenhagen, mit 72 Mörsern und schweren Kanonen, die ganze Nacht hindurch 12 Stunden lang nimmer auf; und ein Teufelskind, Namens Congreve, war dabei, der hatte ein neues Zerstörungsmittel erfunden, nämlich die sogenannten Brand-Raketen. Das war ungefähr eine Art von Röhren, die mit brennbaren Materien angefüllt wurden, und vorne mit

einem kurzen spitzigen Pfeil versehen waren. Im Schuß entzündete sich die Materie, und, wenn nun der Pfeil an etwas hinfuhr, wo er Habung hatte, so blieb er stecken, manchmal wo niemand zukommen konnte, und die Feuermaterie zündete an, was brennen konnte. Auch diese Brand-Raketen flogen die ganze Nacht in das arme Kopenhagen hinein. Kopenhagen hatte damals noch 4000 Häuser, 85,965 Einwohner, 22 Kirchen, 4 königliche Schlöſſer, 22 Krankenspitäler, 30 Armenhäuser, einen reichen Handel und viele Fabriken. Da kann man denken, wie mancher schöne Dachstuhl in dieser angstvollen Nacht zerschmettert wurde, wie manches bange Mutterherz sich nicht zu helfen wußte, wie manche Wunde blutete, und wie die Stimme des Gebets und der Verzweiflung, das Sturmgeläute und der Kanonendonner durch einander gieng. Am 3. September, als der Tag kam, hörte das Schießen auf; und der Engländer fragte, ob sie noch nicht wollten gewonnen geben. Der Commandant von Kopenhagen sagte: Nein. Da fieng das Schießen Nachmittags um 4 Uhr von neuem an, und dauerte bis den 4. September Mittags fort, ohne Unterlaß und ohne Barmherzigkeit. Und als der Commandant noch nicht wollte Ja sagen, fieng Abends das Feuer wieder an, und dauerte die ganze Nacht bis den 5ten des Mittags. Da lagen mehr als 300 schöne Häuser in der Asche; ganze Kirchthürme waren eingestürzt, und noch überall wüthete die Flamme. Mehr als 800 Bürger waren schon getödtet und mehrere schwer verwundet. Ganz Kopenhagen sah hier einer Brandstätte, oder einem Steinhaufen, da einem Lazareth, und dort einem Schlachtfeld gleich. Als endlich der

Commandant von Kopenhagen nirgends mehr Rettung noch Hülfe und überall nur Untergang und Verderben ſah, hat er am 7. September kapitulirt, und der Kronprinz hats nicht einmal gelobt. Das erſte war, die Engländer nahmen die ganze Seeflotte von Kopenhagen in Beſitz und führten ſie weg; 18 Linienſchiffe, 15 Fregatten und mehrere kleinere bis auf eine Fregatte, welche der König von England ehmals dem König von Dänemark zum Geſchenk gemacht hatte, als ſie noch Freunde waren. Dieſe ließen ſie zurück. Der König von Dänemark ſchickte ſie ihnen aber auch nach, und will nichts geſchenktes mehr zum Andenken haben. Im Land ſelbſt und auf den Schiffen hausten die Engländer als böſe Feinde, denn der Soldat weiß nicht, was er thut, ſondern denkt: Wenn ſie es nicht verdient hätten, ſo führte man keinen Krieg mit ihnen. Zum Glück dauerte ihr Aufenthalt nicht lange; denn ſie ſchifften ſich am 19. Oktober wieder ein, und fuhren am 21ten mit der däniſchen Flotte und dem Raub davon; und der Congreve iſt unterwegs ertrunken und hat Frau und Kinder nimmer geſehn. Jetzt haltens die Dänen gemeinſchaftlich mit den Franzoſen, und Kaiſer Napoleon will nicht eher mit den Engländern Friede machen, als bis ſie die Schiffe wieder zurück gegeben, und Kopenhagen bezahlt haben. Dieß iſt das Schickſal von Dänemark, und die Freunde der Engländer ſagen, es ſey nicht ſo ſchlimm gemeynt geweſen. Andre aber ſagen, es hätte nicht können ſchlimmer ſeyn, und die Dänen meynens auch.

Unter allen Bundesgenoſſen der Engländer iſt der König von Schweden allein ſtandhaft geblie-

den, ob er gleich an dem Betragen derſelben gegen Dänemark keine Freude kann gehabt haben. Darüber hat er ſchon im Krieg Stralſund und Pommern verloren, und Rußland hat ihn unterdeſſen in ſeinem Land angegriffen und ihm in kurzer Zeit die ganze Provinz Finnland weggenommen, und mit den Dänen iſts auf einer andern Seite auch ſchon losgebrochen, alſo, daß jetzt Schweden in großer Gefahr und Bedrängniß iſt. Aber der König bleibt unbeweglich ſeinem Grundſatz getreu, und ſagt: er wolle lieber ſterben, als nachgeben.

England ſelbſt ſitzt ruhig auf ſeiner Inſel, ſieht den Welthändeln auf dem feſten Lande zu, und lacht. Denn es kann nicht angegriffen werden, weil das Meer keine Balken hat, und ſeinen Schiffen geht alles aus dem Weg. Deßwegen fangt es der Kaiſer Napoleon auf eine andere Art an. Weil England durch den Handel alles baare Geld aus dem feſten Land herüber fiſcht, und ſeine ganze Macht in ſeinem ungeheuren Reichthum beſteht, ſo verſperrt man ihm den Handel. Faſt alle Seehäfen des feſten Landes ſind ihm verſchloſſen. Alle engliſchen Waaren ſind verboten, wo man ſie findet werden ſie weggenommen, deßwegen iſt der Zucker und Caffe ſo theuer, und, wenn das feſte Land es aushaltet in die Länge, ſo muß England noch erſticken in ſeinem eigenen Fett.

Auch in Deutſchland endlich ſind durch den preußiſchen Krieg und durch den Tilſiter-Frieden wichtige Veränderungen vorgegangen. Aus dem ehmaligen Kurfürſtenthum Sachſen wurde ein König-

reich, und der König bekam auch noch das Herzogthum Warſchau, welches der König von Preußen in Polen verloren hat. Auch aus der ehmaligen Landgraffſchaft Heſſen-Kaſſel und den preußiſchen Landen herwärts des Elbeſtroms iſt ein neues Königreich Weſtphalen entſtanden, und der König iſt des Kaiſers Napoleons fein Herr Bruder. Faſt alle Länder, die zum ehmaligen deutſchen Reich gehörten, ſind dem rheiniſchen Bunde beigetreten; und der rheiniſche Bund reicht jezt von Lörrach bis ans Meer. Das ſind die wichtigſten und nächſten Folgen des Friedens von Tilſit bis zum September 1808.

Begebenheiten in Portugal im Jahr 1808.

In dem verwichenen Jahr ſind zwei Könige von ihren Thronen herabgeſtiegen; der König von Portugal und der König von Spanien.

Wenn man von Baſel aus durch die ganze Schweiz reiſt bis nach Genf, ſo kommt man nach Frankreich. Wenn man quer durch ganz Frankreich die Reiſe fortſetzt, ſo kommt man nach Spanien. Wenn man weiters durch ganz Spanien reist bis an das andere End, ſo kommt man nach Portugal. Portugal aber iſt gegen Sonnen-Untergang das lezte Land von Europa am Meer, und man kann von dort aus zu Fuß nimmer weiter. Portugal iſt ein kleines, aber geſegnetes Land, und der König

hatte noch andere reiche Beſitzungen über dem Meere, zum Beiſpiel das große Land Braſilien in Amerika, von wannen das Braſilienholz gebracht wird zu der rothen Dinte. Dieſes kleine Königreich Portugal hat keinen andern Nachbar, als das große Königreich Spanien. Wenn es alſo mit dieſem in guter Freundſchaft ſteht, ſo hat es von dem Land her keinen Feind zu fürchten. Allein der ſchwächere Nachbar traut dem Mächtigen nicht, und, wenn Portugal mit Spanien in Unfrieden kam, ſo hatte es auch nirgends her Hülfe zu erwarten, als vom Meer. Deßwegen hielt Portugal von jeher und bis auf die letzte Zeit gute Freundſchaft mit England, erſtlich weil England und Spanien nie die beſten Freunde mit einander ſind, zweitens weil England das mächtigſte Volk iſt auf dem Waſſer. Da aber der Kaiſer Napoleon den großen Plan entworfen hatte, alle Mächte des feſten Landes von den Engländern abwendig zu machen, und ihren Schiffen und Waaren alle Seehäven zu verſchließen, und kurz, es ſollte kein Menſch mehr etwas mit ihnen zu ſchaffen haben, wie wenn ſie alle die Raude hätten, ſo verlangte er, die Portugieſen ſollten auch mithalten, und als die Regierung nicht wollte, ſo ſchickte er eine Armee, unter dem Befehl des Generals Junot, durch Spanien nach Portugal Der ſollte der Regierung ſagen, wie ſie ſich zu verhalten habe, und die Seehäfen beſetzen, und den Spaniern war es ſo weit recht. Das iſt der nämliche General Junot, der vor wenig Jahren eine Schlacht bei Nazareth im gelobten Land kommandirte. Denn ein franzöſiſcher General kommt heut zu Tage weit in der Welt herum. Da nun England ſeinen Bundsgenoſſen in der Noth ſah, ſo

kam es ihm mit ſeinen Schiffen zum Beiſtand; aber wie? Zur Flucht. Denn die königliche Familie wollte den Ausgang der Sache nicht abwarten, ſondern verließ ihre Reſidenzſtadt Liſſabon, ihr bisheriges Land und Europa, und ſchiffte ſich nach Braſilien ein. Alſo kam der franzöſiſche General Junot, und nahm dieſes Königreich im Namen des Kaiſers Napoleon in Beſitz und in Verwaltung. Dieß iſt das Schickſal von Portugal bis zum September 1808.

Begebenheiten in Spanien.

Anders gieng es in Spanien ſelber zu. Dieß iſt das Land, aus welchem ſich unſere ſpaniſchen Schaafe her datiren, und wie warm und fruchtbar dort das Erdreich ſeyn muß, iſt daraus zu erkennen, daß im ſchlechteſten Boden, wo wegen Waſſermangel ſonſt nichts gedeihen will, ganze Stunden weit der Rosmarin und Lavendel wild wächst, und wenn den jungen Eſelein das Futter nicht ſchmecken will, ſo giebt man ihnen Feigen oder Pomeranzen, freilich nicht die beſten. Ein ſolches Land verdient von braven und glücklichen Leuten bewohnt zu werden. Allein der Prinz von Aſturien, das iſt der älteſte Sohn des Königs, muß in ſeiner Kindheit einmal neben die Schule gegangen ſeyn, als das vierte Gebot zergliedert wurde. Denn ſchon vor einiger Zeit ſtiftete er eine Verſchwörung gegen ſeinen Vater und gegen den Freund und Miniſter ſeines Vaters, den Friedensfürſten, und wollte ſich des Throns bemächtigen.

Das Vorhaben wurde noch zu rechter Zeit entdeckt. Der Prinz gestand, nannte die Mitschuldigen, und erhielt von seinem Vater Verzeihung. Seit dieser Zeit aber herrschte in Spanien keine rechte Sicherheit und Ruhe mehr, französische Kriegsvölker unter den Befehlen des Großherzogs von Berg rückten in das Land, und der Prinz von Asturien, nicht gewarnt durch die Erfahrung, ließ sich von Leuten, die es weder mit ihm noch mit seinem Herrn Vater können gut gemeynt haben, zum zweitenmal zu einer Verschwörung gegen den König locken.

Dießmal gieng die Sache weiter. Es kam zu einem völligen Aufruhr. Die königliche Leibwache und viel Volk schlug sich zu dem Prinzen. Der Friedensfürst wurde beschuldigt, er sey ein Verräther des Vaterlandes. Er wurde gefangen gesetzt, mußte viel Mißhandlungen ausstehen, und stündlich einen gewaltsamen Tod erwarten. Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Pallast ausgeplündert, und alles zerschlagen. Um größeres Unglück zu verhüten und seine eigene Person zu retten, übergab der König die Krone seinem Sohn, und mußte sagen, daß er sie freiwillig niederlege und wegen seiner Gesundheit sich in ein stilles Leben und in eine wärmere Gegend zurück ziehen wolle. Darauf wurde sein Sohn zum König erklärt. Allein so etwas kann keine lange Dauer haben und führt zu keinem guten Ende. Der französische Kaiser machte damals eine Reise in seinem Reich, und kam bis Bayonne, nahe an der spanischen Grenze. In dieser Stadt sollen vorzeiten die ersten Bayonnette gemacht worden seyn, und daher haben sie ihren Namen. Als aber der alte König

hörte,

hörte, daß Napoleon in der Nähe ſey, kam er ſelber nach Bayonne, begab ſich in des Kaiſers Schutz, ſagte, er ſey gezwungen worden, und proteſtire gegen alles. Da machte ſich der Prinz von Aſturien auf den nämlichen Weg, und ſagte, er ſey in der feſten Meynung geweſen, ſein Herr Vater habe die Krone freiwillig niedergelegt, ſonſt hätte er ſie nicht angenommen, und er gebe ſie hiemit zurück. Allein damit war die Sache nicht abgethan. Denn eine verkehrte That iſt geſchwinder begangen, als wieder gut gemacht. In Spanien, und beſonders in Madrid, gab es unruhige Bewegungen. Ein Theil wollte ſich dem alten König nimmer unterwerfen, ſo wollte der andere den Prinzen nicht anerkennen, und die franzöſiſchen Truppen waren in der Stadt und rings umher, und eine Parthie machte gegen die andere curiöſe Geſichter. Auf einmal bricht in Madrid ein neuer Aufruhr aus (der Bericht darüber lautet vom 2. May 1808). Ganze Straßen und Marktplätze füllten ſich mit mehr als 20,000 Menſchen, die nichts Gutes verkündeten. Mehrere franzöſiſche Militär-Perſonen werden angegriffen, der Großherzog von Berg läßt den Generalmarſch ſchlagen. Man ſchießt zuerſt mit kleinem Gewehr, dann aus Kanonen unter die wilden Haufen. Sie zerſtreuen ſich, andere fliehen in die Häuſer und ſchießen aus den Fenſtern. Man bricht die Thüren ein, und haut zuſammen, was mit Gewehr ſich blicken läßt. Unterdeſſen bemächtigen ſich die Empörer des Zeughauſes und wollen 28 Kanonen und 10,000 Flinten zu ihrer Bewaffnung holen. Ein franzöſiſcher General kommt ihnen über den Hals, und wer im Zeughaus angetroffen wird, muß ſterben. Mehrere tauſend

Bauern waren von den Dörfern zum Tumult beordert worden. Allein in solche Ernten muß man keine Sicheln tragen. Als sie sahen, die Sache gehe schief, wollten sie wieder fliehen. Allein die Cavallerie paßte auf sie an den Thoren, viele wurden zerhauen, und was man mit den Waffen in der Hand gefangen bekam, wurde erschossen. Nach dem Bericht kamen in diesem Aufruhr mehrere 1000 Spanier ums Leben. Die Franzosen hatten 25 Todte, und gegen 50 Verwundete. Als die Nachricht nach Bayonne kam, war bei der königlichen Familie die Betrübniß groß. Der König und der Kronprinz mußten sich endlich durch die Erfahrung überzeugen, es sey der zerrütteten spanischen Monarchie nimmer anders zu helfen, als der Kaiser Napoleon nehme sich ihrer an. Der Kaiser wars zufrieden. Also legten der König und der Prinz die spanische Krone vor Napoleon nieder, entsagten allen ihren Rechten und Ansprüchen darauf. Der Großherzog von Berg wurde General-Lieutenant von ganz Spanien, und nach Bayonne hat der Kaiser eine Versammlung von 150 Rittern, Geistlichen und Bürgern aus Spanien beordert, um mit ihnen über das Wohl und die neue Einrichtung von Spanien das Nöthige in Richtigkeit zu bringen. In dieser Versammlung wurde nun die neue Verfassung des Königreichs zu Stande gebracht, und der bisherige König von Neapel zum Regenten dieses Landes erklärt. Dem alten König aber und seiner Familie wurden in Frankreich anständige Palläste und Güter angewiesen, wo sie in vergnüglicher Ruhe ihr Leben zubringen können. So gieng es in Spanien zu, bis zu Ende des Augusts 1808.

Unglück in Kopenhagen.

Das ſollte man nicht glauben, daß eine Granade, die in den unglücklichen September-Tagen 1807 nach Kopenhagen geworfen wurde, noch im July 1808 losgehen werde. Zwei Knaben fanden ſie unter der Erde. Einer von ihnen wollte ſie mit einem Nagel von dem anhängenden Grunde reinigen. Plötzlich gerieth ſie in Brand, zerſprang, tödtete den einen auf der Stelle, nahm dem andern die Beine weg, und zerquetſchte der Mutter, die mit einem Säugling an der Bruſt ſorglos zuſah, den Arm. Dieß lehrt vorſichtig ſeyn mit alten Granaden und Bomben-Kugeln.

Merkwürdige Schickſale eines jungen Engländers.

(Siehe die Abbildung im rheinländiſchen Bildermann.)

Eines Tages reiste ein junger Engländer auf dem Poſtwagen zum erſtenmal in die große Stadt London, wo er von den Menſchen, die daſelbſt wohnen, keinen einzigen kannte, als ſeinen Schwager, den er beſuchen wollte, und ſeine Schweſter, ſo des Schwagers Frau war. Auch auf dem Poſtwagen war neben ihm Niemand, als der Condukteur, das iſt, der Aufſeher über den Poſtwagen, der auf alles Acht haben, und an Ort und Stelle über die Briefe und Pakete Red und Antwort geben muß; und die

zwei Reise-Kameraden dachten damals auch nicht daran, wo sie einander das nächstemal wieder sehen würden. Der Postwagen kam erst in der tiefen Nacht in London an. In dem Posthause konnte der Fremde nicht über Nacht bleiben, weil der Postmeister daselbst ein vornehmer Herr ist, und nicht wirthet, und des Schwagers Haus wußte der arme Jüngling, in der ungeheuer großen Stadt, bei stockfinsterer Nacht, so wenig zu finden, als in einem Wagen voll Heu eine Stecknadel. Da sagte zu ihm der Condukteur: „Junger Herr, kommt ihr mit mir! Ich bin zwar auch nicht hier daheim, aber ich habe, wenn ich nach London komme, bei einer Verwandten ein Stüblein, wo zwei Better stehen. Meine Base wird euch schon beherbergen, und morgen könnt ihr euch alsdann nach eures Schwagers Haus erkundigen, wo ihr besser finden werdet." Das ließ sich der junge Mensch nicht zweimal sagen. Sie tranken bei der Frau Base noch einen Krug englisches Bier, das noch besser seyn soll, als das Donaueschinger oder Seckinger, so doch auch nicht schlecht ist, aßen eine Knakwurst dazu, und legten sich dann schlafen. In der Nacht kam den Fremden eine Nothdurft an, und muß hinaus gehn. Da war er übler dran, als noch nie. Denn er wußte in seiner dermaligen Nachtherberge, so klein sie war, so wenig Bericht, als ein paar Stunden vorher in der großen Stadt. Zum Glück aber wurde der Condukteur auch wach, und sagte ihm wie er gehen müsse, links und rechts, und wieder links. „Die Thüre, fuhr er fort, ist zwar verschlossen, wenn ihr an Ort und Stelle kommt, und wir haben den Schlüssel verloren. Aber nehmt in meinem Rockelor-Sack mein

großes Meſſer mit, und ſchiebt es zwiſchen dem Thürlein und dem Pfoſten hinein, ſo ſpringt inwendig die Falle auf! Geht nur dem Gehör nach! Ihr hört ja die Themſe rauſchen, und zieht etwas an, die Nacht iſt kalt.“ Der Fremde erwiſchte in der Geſchwindigkeit und in der Finſterniß das Camiſol des Condukteurs, ſtatt des ſeinen, zog es an, und kam glücklich an den Platz. Denn er ſchlug es nicht hoch an, daß er unterwegs einmal den Rang zu kurz genommen hatte, ſo, daß er mit der Naſe an ein Eck anſtieß, und wegen dem hitzigen Bier, ſo er getrunken hatte, entſetzlich blutete. Allein, ob dem ſtarken Blutverluſt und der Verkältung bekam er eine Schwäche und ſchlief ein. Der nachtfertige Condukteur wartete und wartete, wußte nicht wo ſein Schlafkamerad ſo lange bleibt, bis er auf der Gaſſe einen Lärm vernahm, da fiel ihm im halben Schlaf der Gedanke ein: „Was gilts, der arme Teufel iſt an die Hausthüre kommen, iſt auf die Gaſſe hinausgegangen, und 'gepreßt worden.“ Denn wenn die Engländer viel Volk auf ihre Schiffe brauchen, ſo gehen unverſehens beſtellte ſtarke Männer Nachts in den gemeinen Wirthsſtuben, in verdächtigen Häuſern und auf der Gaſſe herum, und wer ihnen alsdann in die Hände kommt und tauglich iſt, den fragen ſie nicht lange: Landsmann, wer biſt du? oder Landsmann, wer ſeyd ihr? ſondern machen kurzen Prozeß, ſchleppen ihn, — gern oder ungern, — fort auf die Schiffe, und Gott befohlen! Solch eine nächtliche Menſchenjagd nennt man Preſſen; und deßwegen ſagte der Condukteur: „Was gilts, der arme Teufel iſt gepreßt worden!“ — In dieſer Angſt ſprang er eilig auf, warf ſeinen

Rokelor um ſich, und eilte auf die Gaſſe, um wo möglich den armen Schelm zu retten. Als er aber eine Gaſſe und zwei Gaſſen weit dem Lärmen nachgegangen war, fiel er ſelber den Preſſern in die Hände, wurde auf ein Schiff geſchleppt, — ungern und den andern Morgen weiters. Weg war er. Nachher kam der junge Menſch im Hauſe wieder zu ſich, eilte, wie er war, in ſein Bett zurück, ohne den Schlafkameraden zu mangeln, und ſchlief bis in den Tag. Unterdeſſen wurde der Condukteur, um 8 Uhr, auf der Poſt erwartet, und als er immer und immer nicht kommen wollte, wurde ein Poſtbedienter abgeſchickt, ihn zu ſuchen. Der fand keinen Condukteur, aber einen Mann mit blutigem Gewand im Bett liegen, auf dem Gang ein großes offenes Meſſer, Blut bis auf den Abtritt, und unten rauſchte die Themſe. Da fiel ein böſer Verdacht auf den blutigen Fremdling, er habe den Condukteur ermordet und in das Waſſer geworfen. Er wurde in ein Verhör geführt, und als man ihn viſitirte und in den Taſchen des Kamiſols, das er noch immer an hatte, einen ledernen Geldbeutel fand, mit dem wohlbekannten ſilbernen Petſchaftring des Condukteurs am Riemen befeſtigt, da war es um den armen Jüngling geſchehn. Er berief ſich auf ſeinen Schwager, — man kannte ihn nicht, — auf ſeine Schweſter, — man wußte von ihr nichts. Er erzählte den ganzen Hergang der Sache, wie er ſelber ſie wußte. Aber die Blutrichter ſagten: „Das ſind blaue Nebel, und ihr werdet gehenkt. Und wie geſagt, ſo geſchehn, noch am nämlichen Nachmittag nach engländiſchem Recht und Brauch. Mit dem engländiſchen Brauch aber iſt es ſo: Weil in

London der Spitzbuben viele ſind, ſo macht man mit denen die gehenkt werden, kurzen Prozeß, und bekümmern ſich nicht viele Leute darum, weil mans oft ſehen kann. Die Miſſethäter, ſo viel man auf einmal hat, werden auf einen breiten Wagen geſetzt, und bis unter den Galgen geführt. Dort hängt man den Strick in den böſen Nagel ein, fahrt alsdann mit dem Wagen unter ihnen weg, läßt die ſchönen Geſellen zappeln, und ſchaut nicht um. Allein in England iſt das Hängen nicht ſo ſchimpflich wie bei uns, ſondern nur tödtlich. Deßwegen kommen nachher die nächſten Verwandten des Miſſethäters, und ziehn ſo lange unten an den Beinen, bis der Herr Vetter oben erſtickt. Aber unſerm Fremdling that niemand dieſen traurigen Dienſt der Liebe und Freundſchaft an, bis Abends ein junges Ehepaar, Arm in Arm, auf einem Spaziergang von ungefähr über den Richtplatz wandelte, und im Vorbeigehen nach dem Galgen ſchaute. Da fiel die Frau, mit einem lauten Schrei des Entſetzens, in die Arme ihres Mannes: „Barmherziger Himmel, da hängt unſer Bruder!“ Aber noch größer wurde der Schrecken, als der Gehenkte bei der bekannten Stimme ſeiner Schweſter die Augenlieder aufſchlug, und die Augen fürchterlich drehte. Denn er lebte noch. Der Schwager aber, der ein entſchloſſener Mann war, verlor die Beſinnung nicht, ſondern dachte in der Stille auf Rettung; der Platz war entlegen, die Leute hatten ſich verlaufen, und um Geld und gute Worte gewann er ein paar beherzte und vertraute Purſche, die nahmen den Gehenkten, mir nichts dir nichts, ab, als wenn ſie das Recht dazu hätten, und brachten ihn glücklich und unbeſchrieen in des

Schwagers Haus. Dort war er in wenig Stunden wieder zu ſich gebracht, bekam ein kleines Fieber, und wurde unter der lieben Pflege ſeiner getröſteten Schweſter bald wieder völlig geſund. Eines Abends aber ſagte der Schwager zu ihm: Schwager! ihr könnt nun in dem Land nicht bleiben. Wenn ihr entdeckt werdet, ſo könnt ihr noch einmal gehenkt werden, und ich dazu. Und, wenn auch nicht, ſo habt ihr ein Halsband an eurem Hals getragen, das für euch und euere Verwandten ein ſchlechter Staat war. Ihr müßt nach Amerika. Dort will ich für euch ſorgen. Das ſah der gute Jüngling ein, gieng bei der erſten Gelegenheit in ein vertrautes Schiff, und kam nach 80 Tagen glücklich in dem Seehafen von Philadelphia an. Als er aber hier an einem landfremden Orte mit ſchwerem Herzen wieder an das Ufer ſtieg, und als er eben bei ſich ſelber dachte: „Wenn mir doch Gott auch nur einen einzigen Menſchen entgegen führte, der mich kennt;“ ſiehe, da kam in armſeliger Schiffskleidung der Condukteur. Aber ſo groß ſonſt die Freude des unverhofften Wiederſehens an einem ſolchen fremden Orte iſt, ſo war doch hier der erſte Willkomm ſchlecht genug. Auf der Abbildung kann man ſehen:*) Ziffer 1 den Condukteur, wie er mit geballter Fauſt auf den Ankömmling losgeht; er ſagt zu ihm: „Wo führt euch der Böſe her, ihr verdammter Nachtläufer? Wißt ihr, daß ich wegen euch bin gepreßt worden?“ Und Ziffer 2 ſieht man den jungen Engländer, der die Hand auch nicht im Sack hat, der antwortet: „God dam! Ihr vermale-

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

deyter Ueberall und Nirgends! wißt ihr, daß man wegen euch mich gehenkt hat?

Ziffer 3 aber ſieht man das Wirthshaus zu den drei Kronen in Philadelphia. Dort kamen ſie des andern Tages wieder zuſammen, erzählten ſich ihre Schickſale, und wurden wieder die beſten Freunde; und der junge Engländer, der in einem Handlungshaus gute Geſchäfte machte, ruhete nicht eher, als bis er ſeinen guten Freund loskaufen und nach London zurückſchicken konnte. Er ſelbſt wurde in Amerika ein reicher Kaufmann, und wohnt jetzt in der Stadt Washington, in der verlängerten neuen Herrengaſſe, Nro. 46.

Der unſchuldig Gehenkte.

Folgende unglückliche Begebenheit hat ſich auf dem Speſſart zugetragen. Mehrere Knaben hüteten mit einander an einer Berghalte unten an dem Wald das Vieh ihrer Eltern oder Meiſter. In der Langweile trieben ſie allerlei, und ahmten unter einander, wie dieſes Alter zu thun pflegt, die Handlungen und Geſchäfte der erwachſenen Menſchen ſpielend nach. Eines Tages ſagte der Eine von ihnen: „Ich will der Dieb ſeyn.“ — „So will ich das Oberamt ſeyn,“ ſagte der Zweyte. „Seyd ihr die Hatſchiere,“ ſagte er zum Dritten und Vierten, „und du biſt der Henker,“ ſprach er zum Fünften. Gut! der Dieb ſtiehlt einem ſeiner Kameraden heimlich ein Meſſer und ſetzt ſich auf flüchtigen Fuß; der Beſtohlene klagt bei Oberamt; die Hatſchiere ſtreifen im Revier, attrapiren den Dieb in einem hohlen Baum und

liefern ihn ein. Der Richter verurtheilt ihn zum Tode. Unterdeſſen hört man im Wald einen Schuß fallen; Hundegebell erhebt ſich. Man achtet's nicht. Der Henker wirft dem Maleſikanten kurz und gut einen Strick um den Hals und henkt ihn im Unverſtand und Leichtſinn an einen Aſtſtumpen an einem Baumſtamm, alſo daß er mit den Füßen nicht gar kann die Erde berühren, denkt, ein paar Augenblicke kann ers ſchon aushalten. Plötzlich rauſcht es im dürren Laub im Wald; es knackt und kracht im dichten Gehörſt; ein ſchwarzer wilder Eber bricht zottig und blitzend aus dem Wald hervor, und läuft über den Richtplatz. Die Hirtenbuben, denen es ohnehin halber zu Muth war, als ob es doch nicht ganz recht wäre, mit einer ſo ernſthaften und bedenklichen Sache Muthwillen zu treiben, erſchrecken, meynen, es ſey der Teufel, vor dem uns Gott behüte, laufen vor Angſt davon, einer von ihnen ins Dorf, und erzählt, was geſchehen ſey. Aber als man kam, um den Gehenkten abzulöſen, war er erſtickt und todt. Dieß iſt eine Warnung. Das Oberamt und die Hatſchiere kamen nachher auf drei Wochen ins Zuchthaus, und der Henker auf ſechs. Daß aber der Eber ſoll der Teufel geweſen ſeyn, hat ſich nicht beſtätiget. Denn er wurde von den nacheilenden Jägern erlegt und zum Forſtamt geliefert; der Teufel aber befindet ſich noch am Leben.

Steinregen.

Sonntags den 22. May 1808 ſind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiſer von Oeſtreich ließ durch einen ſachkundigen Mann Unterſuchung darüber anſtellen. Dieß iſt der Erfund.

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb ſechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filial-Leute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche, und dachten an nichts. Plötzlich hörten ſie drei ſtarke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte; und der Nebel wurde auf einmal ſo dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu ſehen vermochte. Mehrere ſchwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltend Flinten-Feuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeiffen, das zwiſchen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garniſon von Teliſch mit türkiſcher Muſik. An das Kanoniren dachten ſie nicht. Aber während als ſie vor Verwunderung und Schrecken einander anſahen, fieng in einem Umkreis von ungefähr 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malterſack über die Achſeln ſchützt. Eine Menge von Steinen, von der Größe einer welſchen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beſtändigem Rollen und Pfeifen aus der Luft, einige ſenkrecht, andere wie in einem Schwung. Viele Leute ſahen zu, und die Steine, welche ſogleich nach dem Fallen aufge-

hoben wurden, waren warm. Die erſten ſchlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die ſpätern ließen es beim nächſten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beſchaffenheit nach ſind ſie inwendig ſandartig und grau, und von außen mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derſelben kann niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen ſeyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und geſammelt worden, betragen an Gewicht 2½ Centner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog ſich auch der Nebel, ſo, daß gegen Mittag alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dieß iſt die Begebenheit. Was es aber mit ſolchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und, wenn man ſie fragt, ſo ſagen ſie, ſie wiſſen es nicht.

Der Rekrut.

Zum ſchwäbiſchen Kreiscontingent kam im Jahr 1795 ein Rekrut, ſo ein ſchöner wohlgewachſener Mann war. Der Offizier fragte ihn, wie alt er ſey. Der Rekrut antwortete: „Ein und zwanzig Jahr. Ich bin ein ganzes Jahr lang krank geweſen, ſonſt wär ich Zwey und zwanzig.“

Böſer Markt. *)

In der großen Stadt London und rings um ſie her gibt es auſerordentlich viel gute Narren, die an anderer Leute Geld oder Sackuhren oder koſtbaren Fingerringen eine kindiſche Freude haben, und nicht ruhen, bis ſie dieſelben haben. Dieß bringen ſie zuweg manchmal durch Liſt und Betrug, noch öfter durch kühnen Angriff, manchmal am hellen lichten Tag und an der offenen Landſtraße. Einem gerathet es, dem andern nicht. Der Kerkermeiſter zu London und der Scharfrichter wiſſen davon zu erzählen. Eine ſeltſame Geſchichte begegnete aber eines Tags einem vornehmen und reichen Mann. Der König und viele andere große Herren und Frauen waren an einem ſchönen Sommertage in einem großen königlichen Garten verſammelt, deſſen lange gewundene Gänge ſich in der Ferne in einen Wald verloren. Viele andere Perſonen waren auch zugegen, denen es nicht auf einen Gang und auf ein paar Stunden ankam, ihren geliebten König und ſeine Familie froh und glücklich zu ſehen. Man aß und trank; man ſpielte und tanzte; man gieng ſpatzieren in den ſchönen Gängen und zwiſchen dem duftenden Roſengebüſch paarweiſe und allein wie es ſich traf. Da ſtellte ſich ein Menſch, wohl gekleidet, als wenn er auch dazu gehörte, mit einer Piſtole unter dem Rock, in einer abgelegenen Gegend an einen Baum, wo der Garten an den Wald grenzt, dachte, es wird ſchon jemand kommen. Wie geſagt, ſo geſchehen, kommt ein Herr mit funkelndem Fingerring, mit

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

klingenden Uhrenketten, mit diamantnen Schnallen, mit breitem Ordensband und goldnem Stern, will ſpazieren gehn im kühlen Schatten, und denkt an nichts. Indem er an nichts denkt, kommt der Geſelle hinter dem Baum hervor, macht dem guten Herrn ein beſcheidenes Compliment, zieht die Piſtole zwiſchen dem Rock und Camiſol heraus, richtet ihr Maul auf des Herrn Bruſt, und bittet ihn höflich, keinen Lärm zu machen, es brauche niemand zu wiſſen, was ſie mit einander zu reden haben. Man muß übel dran ſeyn, wenn man vor einer Piſtole ſteht, weil man nicht weiß, was drinn ſteckt. Der Herr dachte vernünftig: „der Leib iſt koſtbarer als das Geld; lieber den Ring verloren, als den Finger; und verſprach zu ſchweigen.“ Gnädiger Herr, fuhr jetzt der Geſelle fort: „Wären euch eure zwei goldenen Uhren nicht feil für gute Bezahlung? Unſer Schulmeiſter richtet die Uhr alle Tage anderſt, man weiß nie wie man dran iſt, und an der Sonnenuhr ſind die Zahlen verwiſcht.“ Will der reiche Herr wohl oder übel, ſo muß er dem Halunken die Uhren verkaufen für ein paar Stüber oder etwas, ſo man kaum ein Schöpplein dafür kann trinken. Und ſo handelt ihm der Spitzbube Ring und Schnallen und Ordensſtern und das goldene Herz, ſo er vorne auf der Bruſt im Hemd hatte, Stück für Stück ab um ſchlechtes Geld, und immer mit der Piſtole in der linken Hand. Als endlich der Herr dachte: „Jetzt bin ich abſolvirt, Gottlob!“ fieng der Spitzbube von neuem an: „Gnädiger Herr, weil wir ſo gut miteinander zurecht kommen, wolltet ihr mir nicht auch von meinen Waaren etwas abhandeln?“ der Herr denkt an das Sprichwort, daß man müſſe zu einem

böſen Markt ein gutes Geſicht machen, und ſagt: „Laßt ſehen!" Da zog der Burſche allerlei Kleinigkeiten aus der Taſche hervor, ſo er vom Zweibazen-Krämer gekauft, oder auch ſchon auf einer ungewiſchten Bank gefunden hatte, und der gute Herr mußte ihm alles abkaufen, Stück für Stück um theures Geld. Als endlich der Spitzbube nichts mehr als die Piſtole übrig hatte, und ſah, daß der Herr noch ein paar ſchöne Dublonen in dem grünen ſeidenen Geldbeutel hatte, ſprach er noch: „Gnädiger Herr, wolltet ihr mir für den Reſt, den ihr da in den Händen habt, nicht die Piſtole abkaufen? Sie iſt vom beſten Büchſenſchmid in London, und zwei Dublonen unter Brüdern werth." Der Herr dachte in der Ueberraſchung: „Du dummer Dieb!" und kauft die Piſtole. Als er aber die Piſtole gekauft hatte, kehrte er den Stiel um, und ſprach: Nun halt, ſauberer Geſelle, und geh augenblicklich voraus, wohin ich dich heiſſen werde, oder ich ſchieße dich auf der Stelle todt. Der Spitzbube aber nahm einen Sprung in den Wald, und ſagte: Schießt herzhaft los, gnädiger Herr, ſie iſt nicht geladen. Der Herr drückte ab, und es gieng wirklich nicht los, wie nebenſtehende Figur beweiſt; *) denn ſonſt müßte man Rauch ſehen. Er ließ den Ladſtock in den Lauf fallen, und es war kein Körnlein Pulver darin. Der Dieb aber war unterdeſſen ſchon tief im Wald; und der vornehme Engländer gieng ſchamroth zurück, daß er ſich alſo habe in Schrecken ſetzen laſſen, und dachte an Vieles.

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Der silberne Löffel.

In Wien dachte ein Offizier: Ich will doch auch einmal im rothen Ochsen zu Mittag essen, und geht in den rothen Ochsen. Da waren bekannte und unbekannte Menschen, Vornehme und Mittelmäßige, ehrliche Leute und Spitzbuben, wie überall. Man aß und trank, der eine viel, der andere wenig. Man sprach und disputirte von dem und jenem, zum Exempel von dem Steinregen bei Stannern in Mähren, von dem Machin in Frankreich, der mit dem großen Wolf gekämpft hat. Das sind dem geneigten Leser bekannte Sachen, denn er erfährt alles ein Jahr früher, als andere Leute. — Als nun das Essen fast vorbei war, einer und der andere trank noch eine halbe Maaß Ungarwein zum Zuspitzen, ein anderer drehte Kügelein aus weichem Brod, als wenn er ein Apotheker wär, und wollte Pillen machen, ein dritter spielte mit dem Messer oder mit der Gabel, oder mit dem silbernen Löffel; da sah der Offizier von ungefähr zu, wie einer, in einem grünen Rocke, mit dem silbernen Löffel spielte, und wie ihm der Löffel auf einmal in den Rockermel hineinschlüpfte und nicht wieder heraus kam.

Ein anderer hätte gedacht: was gehts mich an? und wär still dazu gewesen, oder hätte großen Lärmen angefangen. Der Offizier dachte: Ich weiß nicht, wer der grüne Löffelschütz ist, und was es für ein Verdruß geben kann, und war maus still, bis der Wirth kam und das Geld einzog. Als der Wirth kam und das Geld einzog, nahm der Offizier auch einen silbernen Löffel und steckte

ihn

ihn zwiſchen zwei Knopflöcher im Rocke, zu einem hinein, zum andern hinaus, wie es manchmal die Soldaten im Kriege machen, wenn ſie den Löffel mitbringen, aber keine Suppe. — Während dem der Offizier ſeine Zeche bezahlte, und der Wirth ſchaute ihm auf den Rock, dachte er: „Das iſt ein kurioſer Verdienſterden, den der Herr da anhängen hat. Der muß ſich im Kampf mit einer Krebsſuppe hervorgethan haben, daß er zum Ehrenzeichen einen ſilbernen Löffel bekommen hat, oder iſts gar einer von meinen eigenen?" Als aber der Offizier dem Wirth die Zeche bezahlt hatte, ſagte er mit ernſthafter Miene: „Und der Löffel geht ja drein. Nicht wahr? Die Zeche iſt theuer genug dazu." Der Wirth ſagte: „So etwas iſt mir noch nicht vorgekommen. Wenn ihr keinen Löffel daheim habt, ſo will ich euch einen Patent-Löffel ſchenken, aber meinen ſilbernen laßt mir da." Da ſtand der Offizier auf, klopfte dem Wirth auf die Achſel und lächelte. „Wir haben nur Spaß gemacht, ſagte er, ich und der Herr dort in dem grünen Rocke. Gebt ihr euern Löffel wieder aus dem Ermel heraus, grüner Herr, ſo will ich meinen auch wieder hergeben. Als der Löffelſchütz merkte, daß er verrathen ſey, und daß ein ehrliches Auge auf ſeine unehrliche Hand geſehen hatte, dachte er: Lieber Spaß als Ernſt, und gab ſeinen Löffel ebenfalls her. Alſo kam der Wirth wieder zu ſeinem Eigenthum und der Löffeldieb lachte auch, — aber nicht lange. Denn als die andern Gäſte das ſahen, jagten ſie den verrathenen Dieb mit Schimpf und Schande und ein paar Tritten unter der Thüre zum Tempel hinaus, und der Wirth ſchickte ihm den Hausknecht mit einer Handvoll

ungebrannter Aſche nach. Den wackern Offizier aber bewirthete er noch mit einer Bouteille voll Ungarwein auf das Wohlſeyn aller ehrlichen Leute.

Merke: Man muß keine ſilberne Löffel ſtehlen.

Merke: Das Recht findet ſeinen Knecht.

Einträglicher Räthſelhandel.

Von Baſel fuhren eilf Perſonen in einem Schiff, das mit allen Kommlichkeiten verſehen war, den Rhein hinab. Ein Jude, der nach Schalampi wollte, bekam die Erlaubniß, ſich in einen Winkel zu ſetzen, und auch mitzufahren, wenn er ſich gut aufführen, und dem Schiffer achtzehn Kreuzer Trinkgeld geben wolle. Nun klingelte es zwar, wenn der Jude an die Taſche ſchlug, allein es war nur noch ein Dreibatzenſtück darin; denn das andere war ein meſſingener Knopf. Deſſen ungeachtet nahm er die Erlaubniß dankbar an. Denn er dachte: „Auf dem Waſſer wird ſich auch noch etwas erwerben laſſen. Es iſt ja ſchon mancher auf dem Rhein reich worden.“ Im Anfang und von dem Wirthshaus zum Kopf weg war man ſehr geſprächig und luſtig, und der Jude in ſeinem Winkel, und mit ſeinem Zwerchſack an der Achſel, den er ja nicht ablegte, mußte viel leiden, wie mans manchmal dieſen Leuten macht und verſündiget ſich dran. Als ſie aber ſchon weit an Hüningen und an der Schuſter-Inſel vorbei waren, und an Märkt und an dem Iſteiner Klotz und St. Veit vorbei, wurde einer nach dem andern

ſtille und gähnten und ſchauten den langen Rhein hinunter, bis wieder einer anfieng: Mauſche, fieng er an, weißt du nichts, daß uns die Zeit vergeht. Deine Väter müſſen doch auch auf allerlei gedacht haben in der langen Wüſte." — Jetzt, dachte der Jude, iſt es Zeit das Schäflein zu ſcheeren, und ſchlug vor, man ſollte in der Reihe herum allerlei kurioſe Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubniß auch mit halten. Wer ſie nicht beantworten kann, ſoll dem Aufgeber ein zwölf Kreuzerſtück bezahlen, wer ſie gut beantwortet, ſoll einen Zwölfer bekommen. Das war der ganzen Geſellſchaft recht, und weil ſie ſich an der Dummheit oder an dem Witz des Juden zu beluſtigen hofften, fragte jeder in den Tag hinein, was ihm einfiel. So fragte z. B. der Erſte: Wie viel weichgeſottene Eyer konnte der Rieſe Goliath nüchtern eſſen? — Alle ſagten, das ſey nicht zu errathen und bezahlten ihre Zwölfer. Aber der Jud ſagte: „Eins, denn wer Ein Ey gegeſſen hat, iſt das Zweite nimmer nüchtern." Der Zwölfer war gewonnen.

Der Andere dachte: Wart Jude, ich will dich aus dem Neuen Teſtament fragen, ſo ſoll mir dein Dreibäzner nicht entgehen. „Warum hat der Apoſtel Paulus den zweiten Brief an die Corinther geſchrieben?" Der Jud ſagte: „Er wird nicht bei ihnen geweſen ſeyn, ſonſt hätt' ers ihnen mündlich ſagen können." Wieder ein Zwölfer.

Als der Dritte ſah, daß der Jude in der Bibel ſo gut beſchlagen ſey, fieng ers auf eine andere Art an: Wer zieht ſein Geſchäft in die Länge, und wird doch zu rechter Zeit fertig? Der Jud ſagte: „Der Seiler, wenn er fleißig iſt."

Der Vierte. „Wer bekommt noch Geld dazu, und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ Der Jud sagte: „Der Bleicher.“

Unterdessen näherte man sich einem Dorf, und einer sagte: das ist Bamlach. Da fragte der Fünfte: „In welchem Monat essen die Bamlacher am wenigsten?“ Der Jud sagte: „Im Hornung, denn er hat nur 28 Tage.“

Der Sechste sagt: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter.“ Der Jud sagte: „Der Vetter ist eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht euer Vetter.“

Ein Fisch schnellte in die Höhe, so fragt der Siebente: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?“ Der Jud sagte: „Die Kleinsten.“

Der Achte fragt: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?“ Der Jud sagt: „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehn.“

Fragt der Neunte: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet, und hat die Handschuhe vergessen, wie muß ers angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?“ Der Jud sagt: „Er muß aus der Hand eine Faust machen.“

Fragt der Zehnte: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?“ Der Jud sagt: „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen.“

Nun war noch der Eilfte übrig. Dieser fragte: „Wie können fünf Personen fünf Eyer theilen, also

daß jeder eins bekomme, und doch eins in der Schüſſel bleibe?" Der Jud ſagte: „Der Letzte muß die Schüſſel ſammt dem Ey nehmen, dann kann er es drin liegen laſſen, ſo lange er will."

Jetzt war die Reihe an ihm ſelber, und nun dachte er erſt einen guten Fang zu machen. Mit viel Complimenten und ſpitzbübiſcher Freundlichkeit fragte er: „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen, alſo daß in jeder Pfanne Eine Forelle liege." Das brachte abermal keiner heraus und einer nach dem andern gab dem Hebräer ſeinen Zwölfer.

Der Hausfreund hätte das Herz allen ſeinen Leſern, von Mayland bis nach Kopenhagen die nämliche Frage aufzugeben, und wollte ein hübſches Stück Geld daran verdienen, mehr als am Kalender ſelber, der ihm nicht viel einträgt. Denn als die Eilfe verlangten, er ſollte ihnen für ihr Geld das Räthſel auch auflöſen, wand er ſich lange bedenklich hin und her, zuckte die Achſeln, drehte die Augen. „Ich bin ein armer Jud," ſagte er endlich. Die Andern ſagten: „Was ſollen dieſe Präambeln? Heraus mit dem Räthſel!" — „Nichts für ungut!" — war die Antwort, — „aß ich gar ein armer Jud bin." — Endlich nach vielem Zureden, daß er die Auflöſung nur heraus ſagen ſollte; ſie wollten ihm nichts daran übel nehmen, griff er in die Taſche, nahm einen von ſeinen gewonnenen Zwölfern heraus, legte ihn auf das Tiſchlein, ſo im Schiffe war, und ſagte: „Daß ichs auch nicht weiß. Hier iſt mein Zwölfer!"

Als das die andern hörten, machten ſie zwar groſſe Augen, und meinten, ſo ſeyn nicht gewettet. Weil ſie aber doch das Lachen ſelber nicht verbeißen konnten, und waren reiche und gute Leute, und der hebräiſche Reiſegefährte hatte ihnen von Kleinen-Kems bis nach Schalampi die Zeit verkürzt, ſo ließen ſie es gelten, und der Jud hat aus dem Schiff getragen — das ſoll mir ein fleißiger Schüler im Kopf ausrechnen: Wie viel Gulden und Kreutzer hat der Jud aus dem Schiff getragen? Einen Zwölfer und einen meſſingenen Knopf hatte er ſchon. Eilf Zwölfer hat er mit Errathen gewonnen, eilf mit ſeinem eigenen Räthſel, einen hat er zurück bezahlt, und dem Schiffer 18 Kreutzer Trinkgeld entrichtet.

Des Seilers Antwort.

In Donauwörth wurde zu ſeiner Zeit ein Roßdieb gehenkt, und der Hausfreund hat ſchon manchmal gedacht: Wer heut zu Tag an den Galgen oder ins Zuchthaus will, wozu braucht er ein Roß zu ſtehlen? Kommt man nicht zu Fuß früh genug? Der Donauwörther hat auch geglaubt, der Galgen laufe ihm davon, wenn er nicht reite, und iſt das Roß einem ungeſchickten Dieb in die Hände gefallen, ſo fiel der Dieb einem ungeſchickten Henkersknecht in die Hände. Denn als er ihm das hänfene Halsband hatte angelegt, und ſtieß ihn von der Leiter vom Seigel herunter, ſo zuckte er noch lange mit den Augen hin und her, als wenn er ſich noch ein Rößlein

ausſuchen wollte in der Menge. Denn unter den Zuſchauern waren viele zu Pferd und auf den Leiterwägen und dachten: Man ſiehts beſſer. Als aber das Volk anfieng, laut zu murren, und der ungeſchickte Henker wußte ſich nicht zu helfen, ſo warf er ſich endlich in der Angſt an den Gehenkten hin, umfaßte ihn mit beiden Armen, als wenn er wollte von ihm Abſchied nehmen, und zog mit aller Kraft, damit die Schlinge feſt zuſammen gehen, und ihm den Athem tödten ſollte. Da brach der Strick entzwei, und fielen beide mit einander auf die Erde hinab, als wenn ſie nie wären droben geweſen. Der Miſſethäter lebte noch, und ſein Advokat hat ihn nachher gerettet. Denn er ſagte: „der Maleſikant hat nur Ein Roß geſtohlen, nicht zwei, ſo hat er auch nur Einen Strick verdient," und hat hinten dran viel lateiniſche Buchſtaben und Zahlen geſetzt, wie ſie's machen. Der Henker aber, als er Nachmittags den Seiler ſah, fuhr ihn ungeberdig an: „Iſt das auch ein Strick geweſen? ſagte er; man hätt euch ſelber dran henken ſollen." Der Seiler aber wußte zu antworten: „Es hat mir niemand geſagt, ſagte der Seiler, daß er zwei Schelmen tragen ſoll. Für einen war er ſtark genug, du oder der Roßdieb."

Der geheilte Patient. *)

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Vögel doch manchmal auch allerlei Laſten und Krankheiten auszuſtehen, von denen Gottlob der arme Mann nichts

*) Die Abbildung iſt im rheinl. Bildermann enthalten.

weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft ſtecken, ſondern in den vollen Schüſſeln und Gläſern, und in den weichen Seſſeln und ſeidenen Bettern, wie jener hautreiche Amſterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag ſaß er im Lehnſeſſel und rauchte Tabak, wenn er nicht zu faul war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenſter hinaus, aß aber zu Mittag doch wie ein Dreſcher, und die Nachbarn ſagten manchmal: „Windet's draußen, oder ſchnauft der Nachbar ſo?" — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenfalls bald etwas Kaltes bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, alſo, daß man bei ihm nie recht ſagen konnte, wo das Mittageſſen aufhörte und wo das Nachteſſen anfieng. Nach dem Nachteſſen legte er ſich ins Bett, und war ſo müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen, oder Holz geſpalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der ſo unbeholfen war, wie ein Malterſack. Eſſen und Schlaf wollte ihm nimmer ſchmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht geſund und nicht recht krank; wenn man aber ihn ſelber hörte, ſo hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Aerzte, die in Amſterdam ſind, mußten ihm rathen. Er verſchluckte ganze Feuereimer voll Mixturen, und ganze Schaufeln voll Pulver, und Pillen wie Enten-Eyer ſo groß, und man nannte ihn zuletzt ſcherzweiſe nur die zweibeinige Apotheke. Aber alles Doktern half ihm nichts, denn er folgte nicht, was ihm die Aerzte befahlen, ſondern ſagte: „Fouder, wofür bin ich ein reicher Mann, wenn

ich ſoll leben, wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht geſund machen für mein Geld?" Endlich hörte er von einem Arzt, der 100 Stund weit wegwohnte, der ſey ſo geſchickt, daß die Kranken geſund werden, wenn er ſie nur recht anſchaue, und der Tod geh' ihm aus dem Weg, wo er ſich ſehen laſſe. Zu dem Arzt faßte der Mann ein Zutrauen, und ſchrieb ihm ſeinen Umſtand. Der Arzt merkte bald was ihm fehle, nämlich nicht Arzney, ſondern Mäßigkeit und Bewegung, und ſagte: „Wart, dich will ich bald kuriet haben." Deswegen ſchrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, ihr habt einen ſchlimmen Umſtand, doch wird euch zu helfen ſeyn, wenn ihr folgen wollt. Ihr habt ein bös Thier im Bauch, einen Lindwurm mit ſieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich ſelber reden, und ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erſte, ſo dürft ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, ſondern auf des Schuhmachers Rappen, ſonſt ſchüttelt ihr den Lindwurm und er beißt euch die Eingeweide ab, ſieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft ihr nicht mehr eſſen, als zweimal des Tages einen Teller voll Gemüß, Mittags ein Bratwürſtlein dazu, und Nachts ein Ey, und am Morgen ein Fleiſchſüpplein mit Schnittlauch drauf. Was ihr mehr eſſet, davon wird nun der Lindwurm größer, alſo daß er euch die Leber verdrückt, und der Schneider hat euch nimmer viel anzumeſſen, aber der Schreiner. Dieß iſt mein Rath, und wenn ihr mir nicht folgt, ſo hört ihr im andern Frühjahr den Gukuk nimmer ſchreien. Thut was ihr wollt!" Als der Patient ſo mit ihm reden

hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben, und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß perfect eine Schnecke hätte können sein Vorreiter seyn, und wer ihn grüßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heut, und der Thau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so roth, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus, und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausgieng, wars schöner, und er gieng leichter und munterer dahin, und als er am 18ten Tage in der Stadt des Arztes ankam, und den andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschicktern Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste, oder das Herzwasser lief mir." Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand, und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was euch fehlt." Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt Gottlob nichts, und wenn ihr so gesund seyd, wie ich, so solls mich freuen." Der Doktor sagte: „Das hat euch ein guter Geist gerathen, daß ihr meinem Rath gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber ihr habt noch Eyer im Leib, deßwegen müßt ihr wieder zu Fuß heimgehen, und daheim fleißig Holz sägen, daß niemand sieht, und nicht mehr essen, als euch der Hunger ermahnt, damit die

München

Eyer nicht ausschlupfen, so könnt ihr ein alter Mann werden," und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, ihr seyd ein feiner Kauz, und ich versteh euch wohl," und hat nachher dem Rath gefolgt, und 87 Jahre, 4 Monate, 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt 20 Dublonen zum Gruß geschickt.

Wie der Zundel-Frieder und sein Bruder dem rothen Dieter abermal einen Streich spielen.

Als der Zundel-Heiner und der Zundel-Frieder wieder aus dem Thurm kamen, sprach der Heiner zum Frieder: Bruder wir wollen doch den rothen Dieter besuchen, sonst meint er, wir 'sitzen ewig in dem kalten Hundsstall beim Herr Vater auf der Herberge. — „Wir wollen ihm einen Streich spielen sagte der Frieder zum Heiner, ob ers merkt, daß wir es sind." Also empfieng der Dieter ein Brieflein ohne Unterschrift: „Rother Dieter, seid heute Nacht auf eurer Hut, denn es haben zwei Diebsgesellen eine Wette gethan: einer will eurer Frau das Leintuch unter dem Leibe weg holen, und ihr sollt es nicht hindern können." Der Dieter sagte: „Das sind zwei rechte Spitzbuben aneinander. Der eine wettet, er wolle das Leintuch holen, und der andere macht einen Bericht, damit sein Kammerad

die Wette nicht gewinnt. Wenn ich nicht gewiß wüßte, daß der Heiner und der Frieder im Zuchthaus ſitzen, ſo wollt ich glauben, ſie ſeyens." In der Nacht ſchlichen die Schelmen durch das Hanf-Feld heran. Der Heiner ſtellte eine Leiter ans Fenſter, alſo daß der rothe Dieter es wohl hören konnte, und ſteigt hinauf, ſchiebt aber einen ausgeſtopften Strohmann vor ſich her, der ausſah, wie ein Menſch. Als inwendig der rothe Dieter die Leiter anſtellen hörte, ſtand er leiſe auf, und ſtellte ſich mit einem dicken Bengel neben das Fenſter, denn das ſind die beſten Piſtolen, ſagte er zu ſeiner Frau, ſie ſind immer geladen; und als er den Kopf des Strohmanns herauf wackeln ſah, und meinte der ſey es, riß er ſchnell das Fenſter auf, und gab ihm eins auf den Kopf aus aller Kraft, alſo daß der Heiner den Strohmann fallen ließ und einen lauten Schrei that. Der Frieder aber ſtand unterdeſſen mausſtill hinter einem Pfoſten vor der Hausthüre. Als aber der rothe Dieter den Schrei hörte, und es war alles auf einmal ſtill, ſagte er: „Frau, es iſt mir, die Sache ſey nicht gut, ich will doch hinunter gehen und ſchauen, wie es ausſieht." Indem er zur Hausthür hinaus geht, ſchleicht der Frieder, der hinter dem Pfoſten war, hinein, kommt bis vor das Bett, nimmt wieder, wie im vorm-jährigen Kalender, des rothen Dieters Stimme an, und es iſt wieder eben ſo wahr. „Frau," ſagte er mit ängſtlicher Stimme, „der Kerl iſt maustodt, und denk nur, es iſt des Schultheißen Sohn. Jetzt gib mir geſchwind das Leintuch, ſo will ich ihn darin forttragen in den Wald, und will ihn dort einſcharren, ſonſt gehts zu böſen Häuſern." Die Frau

erschrickt, richtet sich auf, und gibt ihm das Leintuch. Kaum war er fort, so kommt der rechte Dieter wieder und sagt ganz getröstet: „Frau, es ist nur ein dummer Bubenstreich gewesen, und der Dieb ist von Stroh.“ Als aber die Frau ihn fragte, wo hast du denn das Leintuch, und lag auf dem bloßen Spreuersack, da giengen dem Dieter erst die Augen auf, und sagte: „O ihr vermaledeiten Spitzbuben! Jetzt ists doch der Frieder gewesen und der Heiner, und kein anderer.“

Aber auf dem Heimweg sagte der Frieder zum Heiner. Aber jetzt Bruder, wollen wirs bleiben lassen. Denn im Zuchthaus ist doch auch alles schlecht, was man bekommt, ausgenommen die Prügel, und zum Fensterlein hinaus auf der Landstraße hat man etwas vor den Augen, das auch nicht aussieht, als wenn man gern dran hängen möchte. Also wurde auch der Frieder wieder ehrlich. Aber der Heiner sagte: Ich gebs noch nicht auf.

Der kluge Sultan.

Zu dem Großsultan der Türken, als er eben an einem Freitag in die Kirche gehen wollte, trat ein armer Teufel von seinen Unterthanen mit schmutzigem Bart, zerfetztem Rock und durchlöcherten Pantoffeln, schlug ehrerbietig und kreuzweise die Arme übereinander und sagte: „Glaubst du auch, großmächtiger Sultan, was der heilige Prophet sagt?“ Der Sultan, so ein gütiger Herr war, sagte: „Ja

ich glaube, was der Prophet ſagt." Der arme Teufel fuhr fort: „Der Prophet ſagt im Alkoran: Alle Muſelmänner (das heißt, alle Mahommedaner) ſind Brüder. Herr Bruder, ſo ſey ſo gut, und theile mit mir das Erbe." Dazu lächelte der Kaiſer und dachte: das iſt eine neue Art ein Almoſen zu betteln, und gibt ihm einen Löwenthaler. Der Türke beſchaut das Geldſtück lang auf der einen Seite und auf der andern Seite. Am Ende ſchüttelt er den Kopf, und ſagt: „Herr Bruder, wie komme ich zu einem ſchädigen Löwenthaler, ſo du doch mehr Silber und Gold haſt, als 100 Mauleſel tragen können, und meinen Kindern daheim werden vor Hunger die Nägel blau, und mir wird nächſtens der Mund ganz zuwachſen. Heißt das getheilt mit einem Bruder?" Der gütige Sultan aber hob warnend den Finger in die Höhe, und ſagte: „Herr Bruder, ſey zufrieden, und ſage ja niemand, wie viel ich dir gegeben habe, denn unſere Familie iſt groß, und wenn unſere andern Brüder alle auch kommen, und wollen ihr Erbtheil von mir, ſo wirds nicht reichen, und du mußt noch herausgeben." Das begriff der Herr Bruder, gieng zum Beckermeiſter Abu Tlengi, und kaufte ein Laiblein Brod, der Kaiſer aber begab ſich in die Kirche, und verrichtete ſein Gebet.

Wie man aus Barmherzigkeit raſirt wird. *)

In eine Barbierſtube kommt ein armer Mann mit einem ſtarken ſchwarzen Bart, und ſtatt eines Stücklein Brodes bittet er, der Meiſter ſoll ſo gut ſeyn, und ihm den Bart abnehmen um Gotteswillen, daß er doch auch wieder ausſehe wie ein Chriſt. Der Meiſter nimmt das ſchlechteſte Meſſer, wo er hat, denn er dachte: was ſoll ich ein gutes dran ſtumpf hacken für nichts und wieder nichts? Während er an dem armen Teufel hackt und ſchabt, und er darf nichts ſagen, weils ihm der Schinder umſonſt thut, heult der Hund auf dem Hof. Der Meiſter ſagt: Was fehlt dem Mopper, daß er ſo winſelt und heult. Der Chriſtoph ſagt: ich weiß nicht. Der Hans Frieder ſagt: ich weiß auch nicht. Der arme Teufel unter dem Meſſer aber ſagt: „Er wird vermuthlich auch um Gotteswillen balbirt, wie ich."

Der Zirkelſchmidt.

In einer ſchwäbiſchen Reichsſtadt galt zu ſeiner Zeit ein Geſetz, daß, wer ſich an einem verheiratheten Mann vergreift, und gibt ihm eine Ohrfeige, der muß 5 Gulden Buße bezahlen, und kommt 24 Stunden lang in den Thurm. Deswegen dachte am Andreastag ein verlumpter Zirkelſchmidt im

*) Die Abbildung iſt im rheinl. Bildermann enthalten.

Vorſtädtlein: ich kann doch auf meinen Namenstag ein gutes Mittageſſen im goldenen Lamm bekommen, wenn ich ſchon keinen rothen Heller hier und daheim habe, und ſeit 2 Jahren nimmer weiß, ob die bairiſchen Thaler rund oder eckig ſind. Darauf hin läßt er ſich vom Lammwirth ein gutes Eſſen auftragen, und trinkt viel Wein dazu, alſo, daß die Zeche zwei Gulden fünfzehn Kreuzer ausmachte, was damals auch für einen wohlhabenden Zirkelſchmidt ſchon viel war. Jetzt, dachte er, will ich den Lammwirth zornig machen und in Faſt bringen. „Das war ein ſchlechtes Eſſen, Herr Lammwirth," ſagte er, „für ein ſo ſchönes Geld. Es wundert mich, daß ihr nicht ſchon lang ein reicher Mann ſeid, wovon ich doch noch nichts habe rühmen hören." Der Wirth, ſo ein Ehrenmann war, antwortete auch nicht glimpflich, wie es ihm der Zorn eingab, und es hatte ihm ſchon ein paar mal im Arme gejukt. Als aber der Zirkelſchmidt zuletzt ſagte: „Es ſoll mir eine Warnung ſeyn, denn ich habe mein Leben lang gehört, daß man in den ſchlechteſten Kneipen, wie euer Haus eine iſt, am theuerſten gehalten wird;" da gab ihm der Wirth eine entſetzliche Ohrfeige, die allein zwei Dukaten unter Brüdern werth war, und ſagte, er ſoll jetzt ſogleich ſeine Zeche bezahlen, oder ich laſſe euch durch die Knechte bis in die Vorſtadt hinaus prügeln. Der Zirkelſchmidt aber lächelte, und ſagte: „Es iſt nur mein Spaß geweſen, Herr Lammwirth, und euer Mittageſſen war recht gut. Gebt mir nun für die Ohrfeige, die ich von euch baar erhalten habe zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer auf mein Mittageſſen heraus, ſo will ich euch nicht verklagen. Es

iſt

iſt beſſer wir leben im Frieden mit einander als in Feindſchaft. Hat nicht eure ſelige Frau meiner Schweſter Tochter ein Kind aus der Taufe gehoben?! — Zu dieſen Worten machte der Lammwirth ein paar curioſe Augen, denn er war ſonſt ein gar unbeſcholtener und dabei wohlhabender Mann, und wollte lieber viel Geld verlieren, als wegen eines Frevels von der Obrigkeit ſich ſtrafen laſſen, und nur eine Stunde des Thurnhüters Hausmann ſeyn. Deswegen dachte er: zwei Gulden und fünfzehn Kreuzer hat mir der Halunke ſchon mit Eſſen und Trinken abverdient; ringer, *) ich gebe ihm noch zwei Gulden fünf und vierzig Kreuzer drauf, als daß ich das Ganze noch einmal bezahlen muß, und werde beſchimpft dazu. Alſo gab er ihm die 2 fl. 45 kr., ſagte aber: „Jetzt komm mir nimmer ins Haus!“

Drauf ſagt man, habe es der Zirkelſchmidt in andern Wirthshäuſern probirt, und die Ohrfeigen ſeyen noch ein oder zwei mal al pari geſtanden, wie die Kaufleute ſagen, wenn ein Wechſelbrief ſo viel gilt, als das baare Geld, wofür er verſchrieben iſt. Drauf ſeyen ſie ſchnell auf 50 Procent herunter geſunken, und am Ende, wie die Aſſignaten in der Revolution ſo unwerth worden, daß man jetzt wieder durch das ganze Schwabenland hinaus bis an die bairiſche Grenze ſo viel unentgeltlich ausgeben und wieder einnehmen kann, als man ertragen mag.

---

*) ringer ſo viel als: eher, lieber vielmehr.

Heimliche Enthauptung.

Hat der Scharfrichter von Landau früh den 17. Juni seiner Zeit die sechste Bitte des Vater Unsers mit Andacht gebetet, so weiß ichs nicht. Hat er sie nicht gebetet, so kam ein Briefslein von Nanzig am geschicktesten Tag. In dem Briefslein stand geschrieben. „Nachrichter von Landau! Ihr sollt unverzüglich nach Nanzig kommen, und euer großes Richtschwerdt mitbringen. Was ihr zu thun habt, wird man euch sagen und wohl bezahlen." — Eine Kutsche zur Reise stand auch schon vor der Hausthüre. Der Scharfrichter dachte: „das ist meines Amts," und setzte sich in die Kutsche. Als er noch eine Stunde herwärts Nanzig war, es war schon Abend, und die Sonne gieng in bluttothen Wolken unter, und der Kutscher hielt stille und sagte: Wir bekommen Morgen wieder schön Wetter, da standen auf einmal drei starke, bewaffnete Männer an der Straße, die setzten sich auch zu dem Scharfrichter, und versprachen ihm, daß ihm kein Leids wiederfahren sollte, aber die Augen müßt ihr euch zubinden lassen; und als sie ihm die Augen zugebunden hatten, sagten sie: „Schwager fahr zu." Der Schwager (das ist der Kutscher) fuhr fort, und es war dem Scharfrichter, als wenn er noch gute zwölf Stunden weiter wäre gefahrt worden, und konnte nicht wissen wo er war. Er hörte die Nachteulen der Mitternacht; er hörte die Hähne rufen; er hörte die Betglocken läuten. Auf einmal hielt die Kutsche wieder still. Man führte ihn in ein Haus und gab ihm eins zu trinken, und einen guten Wurstwecken dazu. Als er sich mit Speise und Trank gestärkt hatte, führte

man ihn weiter im nämlichen Haus, Thür ein und aus, Treppe auf und ab, und als man ihm die Binde abnahm, befand er sich in einem großen Saal. Der Saal war zwar ringsum mit schwarzen Tüchern behängt, und auf den Tischen brannten Wachskerzen. Der Künstler aber, der nebenstehende Abbildung dazu verfertiget hat, *) sagt, es sey besser, er lasse das Tageslicht hinein, der Scharfrichter sehe alsdann auch besser zu seinem Geschäft. Denn in der Mitte saß auf einem Stuhl eine Person mit entblößtem Hals und mit einer Larve vor dem Gesicht, und muß etwas in dem Mund gehabt haben, denn sie konnte nicht reden, sondern nur schluchzen. Aber an den Wänden standen mehrere Herren in schwarzen Kleidern und mit schwarzem Flor vor den Angesichtern, also daß der Scharfrichter keinen von ihnen gekannt hätte, wenn er ihm in der andern Stunde wieder begegnet wäre, und einer von ihnen überreichte ihm sein Schwerdt mit dem Befehl, dieser Person, die auf dem Stühllein saß, den Kopf abzuhauen. Da wards dem armen Scharfrichter, als wenn er auf einmal im eiskalten Wasser stünde bis übers Herz, und sagte, das soll man ihm nicht übel nehmen. Sein Schwerdt, das dem Dienst der Gerechtigkeit gewidmet sey, könne er mit einer Mordthat nicht entheiligen. Allein einer von den Herren hob ihm aus der Ferne eine Pistole entgegen, und sagte: „Entweder, Oder! Wenn ihr nicht thut, was man euch heißt, so seht ihr den Kirchthurn von Landau nimmermehr." Da dachte der Scharfrichter an Frau und Kinder daheim, und wenns nicht anders seyn

*) Bezieht sich auf die Abbildung im rheinl. Hausfreund. Eine andere siehe im rheinl. Bildermann.

kann, ſagte er, und ich vergieße unſchuldiges Blut, ſo komme es auf euer Haupt, und ſchlug mit einem Hieb der armen Perſon den Kopf vom Leibe weg. Nach der That, ſo gab ihm einer von den Herrn einen Geldbeutel, worin zwei hundert Dublonen waren. Man band ihm die Augen wieder zu, und führte ihn in die nämliche Kutſche wieder zurück. Die nämlichen Perſonen begleiteten ihn wieder, die ihn gebracht hatten. Und als endlich die Kutſche ſtille hielt, und er bekam die Erlaubniß auszuſteigen, und die Binde von den Augen abzulöſen, ſtand er wieder, wo die drei Männer zu ihm geſeſſen waren, eine Stunde herwärts Nanzig auf der Straße nach Landau, und es war Nacht. Die Kutſche aber fuhr eiligſt wieder zurück.

Das iſt dem Scharfrichter von Landau begegnet, und es wäre dem Hausfreund leid, wenn er ſagen könnte, wer die arme Seele war, die auf einem ſo blutigen Weg in die Ewigkeit hat gehen müſſen. Nein, es hat niemand erfahren wer ſie war, und was ſie geſündiget hat, und niemand weiß das Grab.

Der Staar von Segringen.

Selbſt einem Staaren kann es nützlich ſeyn, wenn er etwas gelernt hat, wie viel mehr einem Menſchen. — In einem reſpectabeln Dorf, ich will ſagen, in Segringen, es iſt aber nicht dort geſchehen, ſondern hier im Land, und derjenige, dem es begegnet iſt, lieſt es vielleicht in dieſem Augenblick, nicht der Staar, aber der Menſch. In Segringen der Bar-

bier hatte einen Staar, und der wohlbekannte Lehrjung gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Staar lernte nicht nur alle Wörter, die ihm ſein Sprachmeiſter aufgab, ſondern er ahmte zuletzt auch ſelber nach, was er von ſeinem Herrn hörte, zum Exempel: Ich bin der Barbier von Segringen. Sein Herr hatte ſonſt noch allerlei Redensarten an ſich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, zum Exempel: So, ſo, la, la; oder par Compagnie, (das heißt ſo viel als: in Geſellſchaft mit andern); oder: wie Gott will; oder: du Dolpatſch. So titulirte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaſter auf den Tiſch ſtrich, anſtatt aufs Tuch, oder wenn er das Scheermeſſer am Rücken abzog, anſtatt die Schneide, oder wenn er ein Gütterlein verheite. *) Alle dieſe Redensarten lernte nach und nach der Staar auch. Da nun täglich viel Leute im Haus waren, weil der Barbier auch Branntwein ausſchenkte, ſo gabs manchmal viel zu lachen, wenn die Gäſte mit einander ein Geſpräch führten, und der Staar warf auch eins von ſeinen Wörtern drein, das ſich dazu ſchickte, als wenn er den Verſtand davon hätte, und manchmal, wenn ihm der Lehrjung rief: Hanſel, was machſt du? antwortete er: du Dolpatſch! und alle Leute in der Nachbarſchaft wußten von dem Hanſel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beſchnittenen Flügel wieder gewachſen waren, und das Fenſter war offen, und das Wetter ſchön, da dachte der Staar: Ich hab jetzt ſchon ſo viel gelernt, daß ich in der Welt kann

*) Gütterlein ſo viel als: Fläſchlein; hier Arzneiglas. Verheien ſo viel als: zerbrechen.

fortkommen, und husch zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug gieng ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte, und als sie aufflogen, flog er mit ihnen, denn er dachte: Sie wissen die Gelegenheit hier zu Land besser als ich. Aber sie flogen unglücklicher Weise alle miteinander in ein Garn. Der Staar sagte: Wie Gott will. Als der Vogelsteller kommt, und sieht, was er für einen grosen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, dreht ihm den Hals um und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte, und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrack anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zugienge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Athem kommen; und als er sagte: Ey Hansel, hier hätt' ich dich nicht gesucht, wie kommst du in meine Schlinge? da antwortete der Hansel: „par Compagnie.“ Also brachte der Vogelsteller den Staar seinem Herrn wieder, und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit einen guten Zuspruch, denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen, und wer jetzt noch weit und breit in der Gegend will zur Ader lassen, geht zum Barbier von Segringen.

Merke: So etwas passirt einem Staaren selten. Aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber

herumflankiren, als daheim bleiben wollte, iſt ebenfalls par Compagnie in die Schlinge gerathen, und nimmer heraus kommen.

Wie man in den Wald ſchreit, alſo ſchreit es heraus.

Ein Mann, der etwas gleich ſah, aber nicht viel Komplimente machte, kommt in ein Wirthshaus. Alle Gäſte, die da waren, zogen höflich den Hut oder die Kappe vor ihm ab, bis auf einen, der ihn nicht kommen ſah, weil er gerade die Stiche zählte, die er im Mariaſchen von ſeinem Nachbar gewonnen hatte. Und als er eben das Herz-Aß durch die Finger ſchob und ſagte: zwei und fünfzig und eilf ſind drei und ſechzig, und bemerkte immer den Fremden noch nicht, der etwas gleich ſah, fragte ihn der Fremde: „Herr, für was ſehet ihr mich an?" Der Gaſt ſagte: „Für einen honetten Mann; was weiß ich von Euch?" Der Fremde ſagte: „das dank euch der Teufel." Da ſtand der Gaſt vom Spieltiſch auf und fragte: „für was ſieht denn der Herr mich an?" Der Fremde ſagte: „für einen Flegel." Darauf ſagte der Gaſt: „daß danke dem Herrn auch der Teufel. Ich merke, daß wir einander beide für den Unrechten angeſehen haben." Als aber die andern Gäſte merkten, daß doch auch in einem feinen Rock ein grober Menſch ſtecken könne, ſetzten ſie alle die Hüte wieder auf, und der Fremde konnte nichts machen, als ein andermal manierlicher ſeyn.

Die falſche Schätzung.

Reiche und vornehme Leute haben manchmal das Glück, wenigſtens von ihren Bedienten die Wahrheit zu hören, die ihnen nicht leicht ein anderer ſagt.

Einer, der ſich viel auf ſeine Perſon und auf ſeinen Werth, und nicht wenig auf ſeinen Kleiderſtaat einbildete, als er ſich eben zu einer Hochzeit angezogen hatte, und ſich mit ſeinen fetten rothen Backen im Spiegel beſchaute, dreht er ſich vom Spiegel um und fragt ſeinen Kammerdiener, der ihn von der Seite her wohlgefällig beſchaute: „Nun Thadde," fragte er ihn, „wie viel mag wohl ich werth ſeyn, wie ich da ſtehe?" Der Thadde machte ein Geſicht, als wenn er ein halbes Königreich zu ſchätzen hätte, und drehte lang die rechte Hand mit ausgeſtreckten Fingern ſo her, und ſo hin. „Doch auch fünfhundert und fünfzig Gulden, ſagte er endlich, weil doch heut zu Tag alles theurer iſt, als ſonſt." Da ſagte der Herr: „Du dummer Kerl, glaubſt du nicht daß mein Gewand, das ich anhabe, allein ſeine fünfhundert Gulden werth iſt?" Da trat der Kammerdiener ein paar Schritte gegen die Stubenthüre zurück, und ſagte: „Verzeiht mir meinen Irrthum, ich habs etwas höher angeſchlagen, ſonſt hätt' ich nicht ſo viel herausgebracht."

Das letzte Wort.

Zwei Eheleute in einem Dorf an der Donau, herwärts Ulm, lebten miteinander, die waren nicht für einander gemacht, und ihre Ehe ward nicht im Himmel geſchloſſen. Sie war verſchwenderiſch und hatte eine Zunge wie ein Schwerdt; er war karg, was nicht etwa in den eigenen Mund und Magen gieng. Nannte er ſie eine Vergeuderin, ſo ſchimpfte ſie ihn einen Knicker, und es kam auf ihn an, wie oft er ſeinen Ehrentitel des Tags hören wollte. Denn wenn er hundertmal in einer Stunde Vergeuderin ſagte, ſagte ſie hundert und einmal: du Knicker, und das letzte Wort gehörte allemal ihr. Einmal fiengen ſie es wieder mit einander an, als ſie ins Bett giengen, und ſollens getrieben haben bis früh um fünf Uhr, und als ihnen zuletzt vor Müdigkeit die Augen zufielen, und ihr das Wort auf der Zunge einſchlafen wollte, kneipte ſie ſich mit den Nägeln in den Arm und ſagte noch einmal: du Knicker! Darüber verlor er alle Liebe zur Arbeit und zur Häuslichkeit, und lief fort, ſo bald er konnte, und wohin? Ins Wirthshaus. Und was im Wirthshaus? Zuerſt trinken, darnach ſpielen, endlich ſaufen, anfänglich um baares Geld, zuletzt auf Borgs. Denn wenn die Frau nichts zu Rath hält, und der Mann nichts erwirbt, in einer ſolchen Taſche darf ſchon ein Loch ſeyn, es fällt nichts heraus. Als er aber im rothen Rößlein den letzten Rauſch gekauft hatte, und konnte ihn nicht bezahlen, und der Wirth ſchrieb ſeinen Namen und ſeine Schuld, ſieben Gulden ein und fünfzig Kreutzer, an die Stubenthür, und als

er nach Haus kam, und die Frau erblickte, „nichts als Schimpf und Schande hat man von dir, du Vergeuderin," sagte er zu ihr. „Und nichts als Unehre und Verdruß hat man vor dir, du Säufer, du der und jener, du Knicker," sagte sie. Da stieg es schwarz und grimmig in seinem Herzen auf, und die zwei bösen Geister, die in ihm wohnten, nämlich der Zorn und der Rausch, sagten zu ihm: „Wirf die Bestie in die Donau." Das ließ er sich nicht zweimal sagen. Wart ich will dir zeigen, du Vergeuderin, (du Knicker sagte sie ihm drauf) ich will dir schon zeigen, wo du hingehörst, und trug sie in die Donau. Und als sie schon mit dem Mund im Wasser war, aber die Ohren waren noch oben, rief der Unmensch noch einmal: du Vergeuderin. Da hob die Frau noch einmal die Arme aus dem Wasser empor, und drückte den Nagel des rechten Daumens auf den Nagel des linken, wie man zu thun pflegt, wenn man einem gewissen Thierlein den Garaus macht, und das war ihr Letztes. — Dem geneigten Leser, der auf Recht und Gerechtigkeit hält, wird man nicht sagen dürfen, daß der unbarmherzige Mörder auch nimmer lebt, sondern er gieng heim, und henkte sich noch in der nämlichen Nacht an einen Pfosten.

Gutes Wort, böse That.

In Hertingen, als das Dorf noch rothbergisch war, trifft ein Bauer den Herrn Schulmeister im Felde an. „Ists noch euer Ernst, Schulmeister, was ihr

geſtern den Kindern zergliedert habt: So dich Jemand ſchlägt auf deinen rechten Backen, dem biete den andern auch dar?" Der Herr Schulmeiſter ſagt: „Ich kann nichts davon und nichts dazu thun. Es ſteht im Evangelium." Alſo gab ihm der Bauer eine Ohrfeige, und die andere auch, denn er hatte ſchon lang einen Verdruß auf ihn. Indem reitet in einer Entfernung der Edelmann vorbei und ſein Jäger. „Schau doch nach Joſeph, was die zwei dort mit einander haben." Als der Joſeph kommt, gibt der Schulmeiſter, der ein ſtarker Mann war, dem Bauer auch zwei Ohrfeigen, und ſagte, es ſteht auch geſchrieben: „Mit welcherlei Maas ihr meſſet, wird euch wieder gemeſſen werden. Ein voll gerüttelt und überflüßig Maaß wird man in euern Schoß geben;" und zu dem letzten Sprüchlein gab er ihm noch ein halbes Dutzend drein. Da kam der Joſeph zu ſeinem Herrn zurück und ſagte: „Es hat nichts zu bedeuten, gnädiger Herr; ſie legen einander nur die heilige Schrift aus."

Merke: man muß die heilige Schrift nicht auslegen, wenn mans nicht verſteht, am allerwenigſten ſo. Denn der Edelmann ließ den Bauern noch ſelbige Nacht in den Thurm ſperren auf 6 Tage, und dem Herrn Schulmeiſter, der mehr Verſtand und Reſpect vor der Bibel hätte haben ſollen, gab er, als die Winterſchule ein Ende hatte, den Abſchied.

Der geduldige Mann.

Ein Mann, der eines Nachmittags müde nach Hauſe kam, hätte gern ein Stück Butterbrod mit

Schnittlauch darauf gegeſſen, oder etwas von einem geräucherten Bug. Aber die Frau, die im Haus ziemlich der Meiſter war, und in der Küche ganz, hatte den Schlüſſel zum Küchenkäſtlein in der Taſche, und war bei einer Freundin auf Beſuch. Er ſchickte daher die Magd und den Knecht eins um das andere, die Frau ſoll heim kommen, oder den Schlüſſel ſchicken. Sie ſagte allemal: „Ich komm gleich, er ſoll nur ein wenig warten.“ Als ihm aber die Geduld immer näher zuſammen gieng, und der Hunger immer weiter auseinander, trägt er und der Knecht das verſchloſſene Küchenkäſtlein in das Haus der Freundin wo ſeine Frau zum Beſuch war, und ſagt zu ſeiner Frau: „Frau ſey ſo gut und ſchließ mir das Käſtlein auf, daß ich etwas zum Abendeſſen nehmen kann, ſonſt halt ichs nimmer aus.“ Alſo lachte die Frau, und ſchnitt ihm ein Stücklein Brod herab und etwas vom Bug.

Der ſchlaue Mann.

Einem andern, als er das Wirthshaus ſitzen bis nach Mitternacht anfieng, ſchloß einmal die Frau Nachts um 10 Uhr die Thüre zu, und gieng ins Bett, und wollt er wohl oder übel, ſo mußte er unter dem Immenſtand im Garten über Nacht ſeyn. Den andern Tag, was thut er? Der geneigte Leſer gebe acht! Als er ins Wirthshaus gieng, hob er die Hausthüre aus den Kloben und nahm ſie mit, und früh um 1 Uhr, als er heim kam, hängt er ſie wieder

ein, und ſchloß ſie zu, und ſeine Frau hat ihn nimmer ausgeſchloſſen und iſt ins Bett gegangen, ſondern hat ihn nachher mit Liebe und Sanftmuth gebeſſert.

Der Heiner und der Braſſenheimer Müller.

Eines Tages ſaß der Heiner ganz betäubt in einem Wirthshaus, und dachte daran, wie ihn zuerſt der rothe Dieter und darnach ſein eigener Bruder verlaſſen haben, und wie er jetzt allein iſt. „Nein," dachte er, „es iſt bald keinem Menſchen mehr zu trauen, und wenn man meint, es ſey einer noch ſo ehrlich, ſo iſt er ein Spitzbub." Unterdeſſen kommen mehrere Gäſte in das Wirthshaus, und trinken Neuen; und wißt ihr auch, ſagt einer, daß der Zundel-Heiner im Land iſt, und wird morgen im ganzen Amt ein Treibjagen auf ihn angeſtellt, und der Amtmann und die Schreiber ſtehen auf dem Anſtand? Als das der Heiner hörte, wurde es ihm grün und gelb vor den Augen, denn er dachte, es kenne ihn einer, und jetzt ſey er verrathen. Ein anderer aber ſagte: „Es iſt wieder einmal ein blinder Lerm. Sitzt nicht der Heiner und ſein Bruder zu Wollenſtein im Zuchthaus?" Drüber kommt auf einem wohlgenährten Schimmel der Braſſenheimer Müller mit rothen Pausbacken und kleinen freundlichen Augen daher geritten. Und als er in die

Stube kam, und thut den Kameraden, die bei dem Neuen ſitzen, Beſcheid, und hört, daß ſie von dem Zundel-Heiner ſprechen, ſagt er: Ich hab ſchon ſo viel von dem Zundel-Heiner erzählen gehört; ich möcht ihn doch auch einmal ſehen. Da ſagte ein anderer: „Nehmt euch in Acht, daß ihr ihn nicht zu früh zu ſehen bekommt. Es geht die Rede, er ſey wieder im Land.“ Aber der Müller mit ſeinen Pausbacken ſagte: „Pah! ich komm noch bei guter Tagszeit durch den Friedſtätter Wald, dann bin auf der Landſtraße, und wenns fehlen will, geb ich dem Schimmel die Sporen.“ Als das der Heiner hörte, fragt er die Wirthin: was bin ich ſchuldig? und geht fort in den Friedſtätter Wald. Unterwegs begegnet ihm auf der Bettelfuhr ein lahmer Menſch. Gebt mir für ein Täſperlein eure Krücke, ſagte er zu dem lahmen Soldaten. Ich habe das linke Bein übertreten, daß ich laut ſchreien möchte, wenn ich drauf treten muß. Im nächſten Dorf, wo ihr abgeladen werdet, macht euch der Wagner eine neue. Alſo gab ihm der Bettler die Krücke. Bald darauf gehen zwei betrunkene Soldaten an ihm vorbei und ſingen das Reuterlied. Wie er in den Friedſtätter Wald kommt, hängt er die Krücke an einen hohen Aſt, ſetzt ſich ungefähr ſechs Schritte davon weg an die Straße, und zieht das linke Bein zuſammen, als wenn er lahm wäre. Drüber kommt auf ſtattlichem Schimmel der Müller daher trottirt, und macht ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte: „Bin ich nicht der reiche Müller, und bin ich nicht der ſchöne Müller, und bin ich nicht der witzige Müller?“ Als aber der witzige Müller zu dem Heiner kam, ſagt der Heiner mit kläglicher Stimme: „Wolltet

ihr nicht ein Werk der Barmherzigkeit thun an einem armen lahmen Mann. Zwei betrunkene Soldaten, sie werden euch wohl begegnet seyn, haben mir all mein Almosengeld abgenommen, und haben mir aus Bosheit, daß es so wenig war, die Krücke auf jenen Baum geschleudert, und ist an den Aesten hängen blieben, daß ich nun nimmer weiter kann. Wolltet ihr nicht so gut seyn, und sie mit eurer Peitsche herabzwicken?" Der Müller sagte: „Ja sie sind mir begegnet an der Waldspitze. Sie haben gesungen: So herzig wie mein Lifel, ist halt nichts auf der Welt." Weil aber der Müller auf einem schmalen Steg über einen Graben zu dem Baum mußte, so stieg er von dem Roß ab, um dem armen Teufel die Krücke herab zu zwicken. Als er aber an dem Baum war, und schaut hinauf, schwingt sich der Heiner schnell wie ein Adler auf den stattlichen Schimmel, gibt ihm mit dem Absatz die Sporen und reitet davon. „Laßt euch das Gehen nicht verdrießen," rief er dem Müller zurück, „und wenn ihr heim kommt, so richtet eurer Frau einen Gruß aus von dem Zundel-Heiner!" So etwas muß man selber sehen, wenn mans glauben soll; deßwegen stehts hier neben abgebildet. *) Als er aber eine Viertelstunde nach der Betzeit nach Brassenheim und an die Mühle kam, und alle Räder klapperten, daß ihn niemand hörte, stieg er vor der Mühle ab, band dem Müller den Schimmel wieder an der Hausthüre an, und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

---

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Der falsche Edelstein.

In einem schönen Garten vor Straßburg vor dem Metzgerthor, wo jedermann für sein Geld hinein gehen und lustig und honett seyn darf, da saß ein wohlgekleideter Mann, der auch sein Schöpplein trank, und hatte einen Ring am Finger mit einem kostbaren Edelstein, und spiegelte den Ring. So kommt ein Jude, und sagt: „Herr, ihr habt einen schönen Edelstein in eurem Fingerring, dem wär ich auch nicht feind. Glitzert er nicht wie das Urim und Thummim in dem Brustschildlein des Aharons?" Der wohlgekleidete Fremde sagte ganz kurz und trocken: „Der Stein ist falsch; wenn er gut wäre, steckte er wohl an einem andern Finger, als an dem meinigen." Der Jud bat den Fremden, ihm den Ring in die Hand zu geben. Er wendet ihn hin, er wendet ihn her, dreht den Kopf rechts, dreht den Kopf links. „Soll dieser Stein nicht ächt seyn?" dachte er, und bot dem Fremden für den Ring zwei neue Dublonen. Der Fremde sagte ganz unwillig: „Was soll ich euch betrügen? ihr habt es schon gehört, der Stein ist falsch." Der Jude bittet um Erlaubniß, ihn einem Kenner zu zeigen, und einer der dabei saß, sagte: „Ich stehe gut für den Israeliten, der Stein mag werth seyn, was er will." Der Fremde sagte: „Ich brauche keinen Bürgen, der Stein ist nicht ächt."

In dem nämlichen Garten saß damals an einem andern Tisch auch der Hausfreund mit seinen Gevatterleuten, und waren auch lustig und honett für Geld, nämlich für das Geld der Gevatterleute, und

einer

einer davon iſt ein Goldſchmidt, der's verſteht. Einem Soldaten, der in der Schlacht bei Auſterlitz die Naſe verloren hatte, hat er eine ſilberne angeſetzt und mit Fleiſchfarbe angeſtrichen, und die Naſe war gut. Nur einblaſen einen lebendigen Odem in die Naſe, das konnte er nicht. Zu dem Gevattermann kommt der Jude. „Herr, ſagte er, ſoll dieſes kein ächter Edelſtein ſeyn? Kann der König Salomon einen ſchönern in der Krone getragen haben?" Der Gevattermann, der auch ein halber Sternſeher iſt, ſagte: „Er glänzt, wie am Himmel der Aldebaran. Ich verſchaffe euch 90 Dublonen für den Ring. Was ihr ihn wohlfeiler bekommt, iſt euer Schmuhs." Der Jud kehrt zu dem Fremden zurück. „Aecht oder unächt, ich gebe euch ſechs Dublonen," und zählte ſie auf den Tiſch, funkel nagel neu. Der Fremde ſteckte den Ring wieder an den Finger, und ſagte jetzt: „Er iſt mir gar nicht feil. Iſt der falſche Edelſtein ſo gut nachgemacht, daß ihr ihn für einen rechten haltet, ſo iſt er mir auch ſo gut," und ſteckte die Hand in die Taſche, daß der lüſterne Iſraelit den Stein gar nicht mehr ſehen ſollte. — „Acht Dublonen." Nein. — „Zehn Dublonen." Nein. — „Zwölf — vierzehn — fünfzehn Dublonen." Meinetwegen, ſagte endlich der Fremde, wenn ihr mir keine Ruhe laſſen, und mit Gewalt wollt betrogen ſeyn. Aber ich ſage es euch vor allen dieſen Herren da, der Stein iſt falſch, und ich gebe euch kein gut Wort mehr dafür. Denn ich will keinen Verdruß haben. Der Ring iſt euer. Jetzt brachte der Jud voll Freude dem Gevattermann den Ring. „Morgen komm ich zu euch und hole das Geld." Aber der Gevattermann, den noch niemand

angeführt hat, machte ein paar große Augen. „Guter Freund, das ist nicht mehr der nämliche Ring, den ihr mir vor zwei Minuten gezeigt habt. Dieser Stein ist zwanzig Kreutzer werth zwischen Brüdern. So macht man sie bei Sanct Blasien im Eieli in der Glashütte.“ Denn der Fremde hatte wirklich einen falschen Ring in der Tasche, der völlig wie der gute aussah, den er zuerst am Finger spiegelte, und während der Jud mit ihm handelte, und er die Hand in der Tasche hatte, streifte er mit dem Daumen den ächten Ring vom Finger ab, und steckte den Finger in den falschen, und den bekam der Jud. Da fuhr der Betrogene, als wenn er auf einer brennenden Rakette geritten wäre, zu dem Fremden zurück: „Au weih, au weih! ich bin ein betrogener Mann, ein unglücklicher Mann, der Stein ist falsch.“ Aber der Fremde sagte ganz kaltblütig und gelassen. „Ich hab ihn euch für falsch verkauft. Diese Herren hier sind Zeugen. Der Ring ist euer. Hab ich euch ihn angeschwätzt, oder habt ihr ihn mir abgeschwätzt?“ Alle Anwesenden mußten gestehen: „Ja er hat ihm den Stein für falsch verkauft, und gesagt der Ring ist euer.“ Also mußte der Jud den Ring behalten, und die Sache wurde nachher vertuscht.

Das schlaue Mädchen.

In einer großen Stadt hatten viele reiche und vornehme Herren einen lustigen Tag. Einer von ihnen dachte: „Könnt ihr heute dem Wirth und den Mu-

ſikanten wenigſtens 1500 Gulden zu verdienen geben, ſo könnt ihr auch etwas für die liebe Armuth ſteuren." Alſo kam, als die Herren am fröhlichſten waren, ein hübſches und nett gekleidetes Mädchen mit einem Teller, und bat mit ſüßen Blicken und liebem Wort um eine Steuer für die Armen. Jeder gab, der eine weniger, der andere mehr, je nachdem der Geldbeutel beſchaffen war und das Herz. Denn kleiner Beutel und enges Herz gibt wenig. Weiter Beutel und großes Herz gibt viel. So ein Herz hatte derjenige, zu welchem das Mägdlein jezt kommt. Denn als er ihm in die hellen ſchmeichelnden Augen ſchaute, gieng ihm das Herz faſt in Liebe auf. Deßwegen legte er zwei Louisd'or auf den Teller und ſagte dem Mägdlein ins Ohr: „Für deine zwei ſchönen blauen Augen." Das war nämlich ſo gemeint: „Weil du ſchöne Fürbitterin für die Armen, zwei ſo ſchöne Augen haſt, ſo geb ich den Armen zwei ſo ſchöne Louisd'or, ſonſt thäts eine auch." Das ſchlaue Mädchen aber ſtellte ſich, als wenn es die Sache ganz anders verſtünde. Denn weil er ſagte: „Für deine zwei ſchöne Augen" — nahm es ganz züchtig die zwei Louisd'or vom Teller weg, ſteckte ſie in den eigenen Sack, und ſagte mit ſchmeichelnden Gebehrden: „Schönen herzlichen Dank! aber ſeid ſo gut und gebt mir jezt auch noch etwas für die Armen." Da legte der Herr noch einmal zwei Louisd'or auf den Teller, kneipte das Mägdlein freundlich in die Backen, und ſagte: „Du kleiner Schalk!" Von den andern aber wurde er ganz entſezlich ausgelacht, und ſie tranken auf des Mägdleins Geſundheit, und die Muſikanten machten Tuſch.

Ein gutes Recept.

In Wien der Kaiser Joseph war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß, aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist, und eine arme Frau kurirt hat. Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind hol mir einen Doktor, sonst kann ichs nimmer aushalten vor Schmerzen.“ Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten, aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Weg war, oder heim, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei; der Knabe hielt ihn wohl für einen reichen Herrn, ob er gleich nicht wußte, daß es der Kaiser ist, und dachte: Ich wills probiren. „Gnädiger Herr, sagte er, wolltet ihr mir nicht einen Gulden schenken, seid so barmherzig!“ Der Kaiser dachte: „Der faßt's kurz, und denkt, wenn ich den Gulden auf einmal bekomme, so brauch ich nicht sechzigmal um den Kreuzer zu betteln.“ „Thuts ein Käsperlein oder zwei Vierundzwanziger nicht auch?“ fragt ihn der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein,“ und offenbarte ihm, wozu er das Geld benöthigt sey. Also gab ihm der Kaiser den Gulden, und ließ sich genau von ihm beschreiben wie seine Mutter heißt, und wo sie wohnt, und während das Büblein zum dritten Doktor springt, und die kranke Frau betet daheim, der liebe Gott

wolle ſie doch nicht verlaſſen, fährt der Kaiſer zu ihrer Wohnung und verhüllt ſich ein wenig in ſeinen Mantel, alſo daß man ihn nicht recht erkennen konnte, wer ihn nicht expreß darum anſah. Als er aber zu der kranken Frau in ihr Stüblein kam, und ſah recht leer und betrübt darin aus, meint ſie, es iſt der Doktor, und erzählt ihm ihren Umſtand, und wie ſie noch ſo arm dabei ſey, und ſich nicht pflegen könne. Der Kaiſer ſagte: „Ich will euch dann jetzt ein Rezept verſchreiben," und ſie ſagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug iſt. Alſo ſchrieb er das Rezept, und belehrte die Frau, in welche Apotheke ſie es ſchicken müſſe, wenn das Kind heim kommt, und legte es auf den Tiſch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte ſich nicht wenig, als ſie hörte, er ſey auch der Doktor, und entſchuldigte ſich, es ſey ſchon ſo einer da geweſen und hab ihr etwas verordnet, und ſie habe nur auf ihr Bübleín gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und ſehen wollte, wer bei ihr geweſen ſey und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erſtaunte er auch nicht wenig, und ſagte zu ihr: „Frau, ſagte er, ihr ſeid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn er hat euch fünf und zwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamt zu erheben, und unten dran ſteht: Joſeph, wenn ihr ihn kennt. Ein ſolches Magenpflaſter und Herzſalbe und Augentroſt hätt ich euch nicht verſchreiben können." Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts ſagen vor Dankbarkeit und Rührung, und das Geld wurde hernach richtig und ohne Anſtand von dem Zahlamt

ausbezahlt, und der Doktor verordnete ihr eine Mixtur, und durch die gute Arznei und durch die gute Pflege, die sie sich jetzt verschaffen konnte, stand sie in wenig Tagen wieder auf gesunden Beinen. Also hat der Doktor die kranke Frau kurirt, und der Kaiser die arme, und sie lebt noch und hat sich nachgehends wieder verheirathet.

Vereitelte Rachsucht.

Der Amtmann in Nordheim ließ im Krieg in den neunziger Jahren fünf Jauner henken, und warens in der ersten Viertelstunde so gut gewohnt, daß keiner mehr herab verlangte, und je nachdem der Wind gieng, exercirten sie miteinander zum Zeitvertreib, rechts um, links um, ohne Flügelmann. Aber einem seine Beiläuferin, die einen Buben von ihm hatte, sagte: „Wart Amtmann, ich will dirs eintränken.“ Ein paar Tage darauf reitet die östreichische Patrouille gegen das Städtlein am Galgen vorbei, da sagt einer zu dem andern: „Es lauft dir eine Spinne am Hut, so groß wie ein Taubeney.“ So zieht der andere vor den Gehengten den Hut ab, und die Gehenkten, weil eben der Wind aus Westen gieng, drehten sich und machten Front. Indem schleicht von weitem ein Büblein von der Straße ab hinter eine Hecke, wie einer, der keine guten Briefe hat. Aber das Büblein hatte gar keine, weder gute noch schlechte. Denn als einer von den Dragonern auch um die Hecke ritt, fiel der Junge vor ihm auf die Knie, und sagte mit

Zittern und mit Beben: „Pardon! Ich hab sie alle ins Wasser geworfen.“ Der Dragoner sagte: „Was hast du ins Wasser geworfen.“ — „Die Briefe.“ — „Was für Briefe?“ „Die Briefe vom Amtmann an die Franzosen. Wenn Oestreicher ins Land kommen, sagte der Bursche, muß ich dem Amtmann Boten laufen ins französische Lager. Dießmal hatte ich drei Briefe, einen an den Dürrmaier.“ Also holten die Dragoner, mir nichts, dir nichts, den Amtmann ab, wie er gieng und stand, und mußte in den Pantoffeln zwischen den Pferden im Koth mitlaufen, und spritzte die Rosse nicht sehr, aber die Rosse ihn, und der Bube mußte auch mit. Der Amtmann war so unschuldig, als der römische Kaiser selbst, hätte sich für die östreichischen Waffen lebendig schinden lassen, hatte sechs Kinder, eins schöner als das andere, und eine schwangere Frau. Aber das war die Rache, die ihm die Jaunerin zugedacht hatte, als sie sagte: „Wart, Amtmann, ich will dir's gedenken.“ Im Lager, als er zu dem General geführt wurde, und die Hohenzollerer Kürassiere und Kaiser Dragoner und Erdödi Husaren sahen ihn vorbei führen, sagte einer von der Patrouille seinem Kameraden vom Pferd herab: „Es ist ein Spion.“ Der Kamerad sagte: „Strick ist sein Lohn,“ und der Offizier, an den sie ihn ablieferten, war auch der Meinung, und bestellte spottweise schon bei ihm einen Gruß an des Teufels Großmutter. Dem Hausfreund ists aber bei dieser Geschichte nicht halb so angst, als dem geneigten Leser, denn ohne seinen Willen kann der Amtmann nicht sterben, sondern als er vor das Verhör geführt wurde, schaute ihn der Hauptmann Auditor mit Verwunderung und

Bedauerniß an, und ſagte: „Seyd ihr nicht der Nemliche, der mich vor einem Jahr drei Tage lang im Keller hinter der Sauerkrautſtande vor den Franzoſen verborgen hat, und habt Schläge genug von ihnen bekommen, und als ſie euch eben den Speck verzehrten, aß ich unten das Sauerkraut dazu, ſammt den Gumbiſt-Aepfein.“ Der Amtmann ſagte: „Gott erkennts, und ich bin ſo unſchuldig als die Mutter Gottes in der Kirche, ſo doch von Lindenholz iſt, und ihr Lebenlang noch keinen Buchſtaben geſchrieben hat.“ Indem kamen auch mehrere gute Freunde und angeſehene Bürger von Nordheim ins Hauptquartier und bezeugten ſeine Rechtſchaffenheit und Treue und was er ſchon für Drangſalirung von den Franzoſen habe ausſtehen müſſen, und wie auf ſeine Anordnung der letzte Sieg der Oeſtreicher mit Katzenköpfen gefeiert wurde, daß der Kirchthurm wackelte, und er ſelber habe keinen Rauſch gehabt, aber einen Stich. Der Hauptmann Auditor, der noch immer daran dachte, wie er drei Tage lang in des Amtmanns Keller in der verborgenen Garniſon lag, hinter dem Schanzkorb, hinter der Sauerkrautſtande, war geneigter, Ja zu glauben als Nein. Alſo ließ er den Amtmann hinaus führen und den Buben herein, und that ein paar verfängliche Fragen an ihn, ſagte ihm aber nicht, daß ſie verfänglich ſind. Deswegen war der Burſche, ſo ſehr er die Spitzbubenmilch an der Mutter Brüſten eingeſogen hatte, mit ſeinem Ja und Nein ſo unvorſichtig, daß er in wenig Minuten nimmer links, nimmer rechts auszuweichen wußte und alles geſtand. Alſo bekam er links und rechts fünfzehen Hiebe vom Profos, und begleitete freiwillig die Mutter ins Zuchthaus nach Heiligenberg.

Der Amtmann aber aß mit dem Hauptmann Auditor bei dem General-Feldmarſchall zu Nacht, und den andern Tag bei ſeiner Frau und Kindern zu Mittag, und der Hausfreund thut auch einen Freudentrunk, daß er wieder ein Exempel der Gerechtigkeit ſtatuirt hat. Das Doneſchinger Bier dazu hat er geſchenkt bekommen vom Herrn Kuſel.

Schreckliche Unglücksfälle in der Schweiz.

Der zwölfte December des vergangenen Winters (1809) brachte für die hohen Bergthäler der Schweiz eine fürchterliche Nacht, und lehrt uns, wie ein Menſch wohl täglich Urſache hat, an das Sprüchlein zu denken: „Mitten wir im Leben ſind mit dem Tod umfangen.“ Auf allen hohen Bergen lag ein tiefer friſch gefallener Schnee. Der zwölfte December brachte Thauwind und Sturm. Da dachte jedermann an großes Unglück, und betete. Wer ſich und ſeine Wohnung für ſicher hielt, ſchwebte in Betrübniß und Angſt für die Armen, die es treffen wird, und wer ſich nicht für ſicher hielt, ſagte zu ſeinen Kindern: „Morgen geht uns die Sonne nimmer auf,“ und bereitete ſich zu einem ſeligen Ende. Da riſſen ſich auf einmal und an allen Orten von den Firſten der höchſten Berge die Lavinen oder Schneefälle los, ſtürzten mit entſetzlichem Toſen und Krachen

über die langen Halten herab, wurden immer größer und größer, schossen immer schneller, tosten und krachten immer fürchterlicher, und jagten die Luft vor sich her so durcheinander, daß im Sturm, noch ehe die Lavine ankam, ganze Wälder zusammen krachten, und Ställe, Scheuren und Waldungen wie Spreu davon flogen, und wo die Lavinen sich in den Thälern niederstürzten, da wurden Stunden lange Strecken, mit allen Wohngebäuden, die darauf standen, und mit allem Lebendigen, was darin athmete, erdrückt und zerschmettert, wer nicht wie durch ein göttliches Wunder gerettet wurde.

Einer von zwei Brüdern in Uri, die mit einander hauseten, war auf dem Dach, das hinten an den Berg anstoßt, und dachte: „Ich will den Zwischenraum zwischen dem Berg und dem Dächlein mit Schnee ausfüllen und alles eben machen, auf daß, wenn die Lavine kommt, so fahrt sie über das Häuslein weg, daß wir vielleicht" — und als er sagen wollte: „daß wir vielleicht mit dem Leben davon kommen" — da führte ihn der plötzliche Windbrauß, der vor der Lavine hergeht, vom Dach hinweg und hob ihn schwebend in die Luft, wie einen Vogel über einem entsetzlichen Abgrund. Und als er eben in Gefahr war in die unermeßliche Tiefe hinab zu stürzen, und wäre seines Gebeins nimmer gefunden worden, da streifte die Lavine an ihm vorbei, und warf ihn seitwärts an eine Halte. Er sagt, es habe ihm nicht wohl gethan, aber in der Betäubung umklammerte er noch einen Baum, an dem er sich fest hielt, bis alles vorüber war, und kam glücklich davon und gieng wieder heim zu seinem Bruder, der auch noch

lebte, obgleich der Stall neben dem Häuslein wie mit einem Beſen weggewiſcht war. Da konnte man wohl auch ſagen: „Der Herr hat ſeinen Engeln befohlen über dir, daß ſie dich auf den Händen tragen. Denn er macht Sturmwinde zu ſeinen Boten, und die Lavinen, daß ſie ſeine Befehle ausrichten.“

Anders ergieng es im Sturnen, ebenfalls im Canton Uri. Nach dem Abendſegen ſagte der Vater zu der Frau und den drei Kindern: „Wir wollen doch auch noch ein Gebet verrichten für die armen Leute, die in dieſer Nacht in Gefahr ſind.“ Und während ſie beteten, donnerte ſchon aus allen Thälern der ferne Wiederhall der Lavinen, und während ſie noch beteten, ſtürzte plötzlich der Stall und das Haus zuſammen. Der Vater wurde vom Sturmwind hinweg geführt, hinaus in die fürchterliche Nacht, und unten am Berg abgeſetzt und von dem nachwehenden Schnee begraben. Noch lebte er, als er aber den andern Morgen mit unmenſchlicher Anſtrengung ſich hervorgegraben, und die Stätte ſeiner Wohnung wieder erreicht hatte, und ſehen wollte, was aus den Seinigen geworden ſey, barmherziger Himmel! da war nur Schnee und Schnee, und kein Zeichen einer Wohnung, keine Spur des Lebens mehr wahrzunehmen. Doch vernahm er nach langem ängſtlichem Rufen, wie aus einem tiefen Grab, die Stimme ſeines Weibes unter dem Schnee herauf. Und als er ſie glücklich und unbeſchädiget hervor gegraben hatte, da hörten ſie plötzlich noch eine bekannte und liebe Stimme: „Mutter, ich wäre auch noch am Leben, rief ein Kind, aber ich kann nicht heraus.“ Nun arbeitete Vater und

Mutter noch einmal und brachten auch das Kind hervor, und ein Arm war ihm gebrochen. Da ward ihr Herz mit Freude und Schmerzen erfüllt, und von ihren Augen floſſen Thränen des Dankes und der Wehmuth. Denn die zwei andern Kinder wurden auch noch herausgegraben, aber todt.

In Pilzeig, ebenfalls im Canton Uri, wurde eine Mutter mit zwei Kindern fortgeriſſen, und unten in der Tiefe vom Schnee verſchüttet. Ein Mann, ihr Nachbar, den die Lavine ebenfalls dahin geworfen hatte, hörte ihr Wimmern und grub ſie hervor. Vergeblich war das Lächeln der Hoffnung in ihrem Antlitz. Als die Mutter halb nackt umher ſchaute, kannte ſie die Gegend nicht mehr, in der ſie war. Ihr Retter ſelbſt war ohnmächtig niedergeſunken. Neue Hügel und Berge von Schnee, und ein entſetzlicher Wirbel von Schneeflocken füllten die Luft. Da ſagte die Mutter: „Kinder, hier iſt keine Rettung möglich; wir wollen beten, und uns dem Willen Gottes überlaſſen.“ Und als ſie beteten, ſank die ſiebenjährige Tochter ſterbend in die Arme der Mutter, und als die Mutter mit gebrochenem Herzen ihr zuſprach, und ihr Kind der Barmherzigkeit Gottes empfahl, da verließen ſie ihre Kräfte auch. Sie war eine 14tägige Kindbetterin, und ſie ſank mit dem theuern Leichnam ihres Kindes in dem Schooß, ebenfalls leblos darnieder. Die andere eilfjährige Tochter hielt weinend und händeringend bei der Mutter und Schweſter aus, bis ſie todt waren, drückte ihnen alsdann, eh' ſie auf eigene Rettung bedacht war, mit ſtummem Schmerz die Augen zu, und arbeitete ſich mit unſäglicher Mühe und Gefahr

erst zu einem Baum, dann zu einem Felsen herauf und kam gegen Mitternacht endlich an ein Haus, wo sie zum Fenster hinein aufgenommen, und mit den Bewohnern des Hauses erhalten wurde.

Kurz in allen Berg-Cantonen der Schweiz, in Bern, Glarus, Uri, Schwitz, Graubünden, sind in Einer Nacht, und fast in der nämlichen Stunde, durch die Lavinen ganze Familien erdrückt, ganze Viehheerden mit ihren Stallungen zerschmettert, Matten und Gartenland bis auf den nackten Felsen hinab aufgeschürft und weggeführt, und ganze Wälder zerstört worden, also daß sie ins Thal gestürzt sind, oder die Bäume liegen übereinander zerschmettert und zerknickt, wie die Halmen auf einem Acker nach dem Hagelschlag. Sind ja in dem einzigen kleinen Canton Uri fast mit Einem Schlag 11 Personen unter dem Schnee begraben worden, und sind nimmer auferstanden, gegen 30 Häuser, und mehr als 150 Heuställe zerstört und 359 Häuptlein Vieh umgekommen, und man weiß gar nicht, auf wie viel mal hundert tausend Gulden soll man den Schaden berechnen, ohne die verlornen Menschen. Denn das Leben eines Vaters oder einer Mutter oder frommen Gemahls oder Kindes ist nicht mit Gold zu schätzen.

Wie eine gräuliche Geſchichte durch einen gemeinen Metzgerhund iſt an das Tageslicht gebracht worden.

Zwei Metzger gehen miteinander aufs Gäu, kommen in ein Dorf, theilen ſich, einer links an der Schwanen vorbei, einer rechts, ſagen, in der Schwanen kommen wir wieder zuſammen. Sind nimmer zuſammen kommen. Denn einer von ihnen geht mit einem Bauer in den Stall, die Frau, ſo zwar eine Wäſche in der Küche hatte, geht auch mit, ſo lauft das Kind für ſich ſelber auch nach. Stoßt der Teufel die Frau an den Ellenbogen: „Sieh, was dem Metzger eine Gurt voll Geld unter dem Bruſttuch hervorſchaut!“ Die Frau winkt dem Mann, der Mann winkt der Frau, ſchlagen im Stall den armen Metzger todt und bedecken den Leichnam in der Geſchwindigkeit mit Stroh. Stoßt der Teufel die Frau noch einmal an den Ellenbogen: „Sieh, wer zuſchaut!“ Wie ſie umblickt, ſieht ſie das Kind. So gehn ſie mit einander im Schrecken und Wahnſinn ins Haus zurück und ſchließen die Thüre zu, als wenn ſie im Feld wären. Da ſagt die Frau, die kein Rabenherz, nein ein hölliſches Drachenherz im Buſen hatte: „Kind,“ ſagte ſie, „wie ſiehſt du wieder aus? Komm in die Küche, ich will dich waſchen.“ In der Küche ſteckt ſie dem Kind den Kopf in die heiße Lauge, und brüht es zu todt. Jetzt meint ſie ſey alles geſchweigt, und denkt nicht an den Hund des ermordeten Metzgers. Der Hund des ermordeten Metzgers, der noch eine zeitlang mit dem Kameraden

gelaufen war, witterte, während das Kind gebrüht und geschwind in den Backofen gesteckt wurde, die Spur seines Herrn wieder auf, schnauft an der Stallthüre, scharrt an der Hausthüre und merkt, hier sey etwas ungerades vorgefallen. Plötzlich springt er ins Dorf zurück und sucht den Kameraden. Aber der Künstler, so die Abbildung*) hierneben geschnitzt hat, und kurz vorher durch jene Gegend gereist war, sagt: „Nein, sondern der Hund sey zu dem Metzger im Dorf gelaufen, der auch ein guter Bekannter von seinem Herrn war, und jetzt eben ein Kälblein stach. Kurz der Hund winselt und heult, zerrt den andern Metzger am Rock, und der Metzger merkt auch etwas. Also begleitet er den Hund an das Haus, und zweifelt nicht, daß hier etwas erschreckliches vorgefallen sey. Also winkt er zwei Männern, die von ferne vorbei giengen. Man sieht auf der Abbildung, wie er voll Schrecken ist, und ihnen winket. Aber die Männer sieht man nicht, denn sie stehen noch neben dem Papier draußen in der Luft. Man muß den Kalender auf den Tisch legen, und sie mit Kreide neben dran mahlen, wenn man sie sehen will. Aber inwendig im Haus, und inwendig in der verruchten Brust des Mörders und der Kindesmörderin gieng auch etwas vor, was man dem Papier nicht ansieht, und mit keiner Kreide auf den Tisch mahlen kann. Denn als sie draußen das Winseln des Hundes und das Rufen des Metzgers hörten, kams vor ihre Augen wie lauter Hochgericht, und in ihre Herzen wie lauter Hölle. Der Mann wollte zum hintern Fenster hinaus entspringen,

*) Die lithogr. Abbildung siehe im rheinl. Bildermann.

die Frau hielt ihn am Rock und sagte: „Bleib da!" Der Mann sagte: „Komm mit!" Die Frau antwortete: „Ich kann nicht, ich habe Blei an den Füßen. Siehst du nicht die erschreckliche Gestalt vor dem Fenster, mit blitzenden Augen und glühendem Othem?" Unterdessen wurde die Thüre eingebrochen. Man fand bald die Leichname der Ermordeten. Die Missethäter wurden handfest gemacht und dem Richter übergeben. Sechs Wochen darauf wurden sie gerädert, und ihre verruchten Leichname auf das Rad geflochten, und die Raben sagen jetzt: „Das Fleisch schmeckt gut."

Seltsame Ehescheidung.

Ein junger Schweitzer aus Ballstall kam in spanische Dienste, hielt sich gut, und erwarb sich einiges Vermögen. Als es ihm aber zu wohl war, dachte er: Will ich, oder will ich nicht? — Endlich wollte er, nahm eine hübsche wohlhabende Spanierin zur Frau, und machte damit seinen guten Tagen ein Ende. Denn in den spanischen Haushaltungen ist die Frau der Herr, ein guter Freund der Mann, und der Mann ist die Magd.

Als nun das arme Blut der Selaverei und Drangsalirung bald müde war, fieng er an, als wenn er nichts damit meinte, und rühmte ihr das fröhliche Leben in der Schweitz, und die goldenen Berge darin, er meinte die Schneeberge im Sonnenglast jenseits der Clus; und wie man lustig nach Einsiedeln wallfahrten könne, und schön beten in

Sassein

Sasseln am Grabe des heiligen Bruders Niklas von der Flue, und was für ein großes Vermögen er daheim besitze, aber es werde ihm nicht verabfolgt aus dem Land. Da wässerte endlich der Spanierin der Mund nach dem schönen Land und Gut, und es war ihr recht, ihr Vermögen zu Geld zu machen, und mit ihm zu ziehen in seine goldene Heimath. Also zogen sie miteinander über das große Pyrenäische Gebirg bis an den Grenzstein, der das Reich Hispania von Frankreich scheidet; sie mit dem Geld auf einem Esel, er nebenher zu Fuß. Als sie aber vorüber an dem Grenzstein waren, sagte er: Frau, wenns dir recht ist, bis hieher haben wirs spanisch mit einander getrieben, von jetzt an treiben wir's deutsch. Bist du von Madrid bis an den Markstein geritten, und ich bin dir zu Fuß nachgetrabt den langen Berg hinauf, so reit ich jetzt von hier weg bis gen Ballstall, Canton Solothurn, und das Fußgehen ist an dir. Als sie darüber sich ungeberdig stellte, und schimpfte und drohte, und nicht von dem Thierlein herunter wollte; „Frau das verstehst du noch nicht, sagte er, und ich nehme dirs nicht übel," sondern hieb an dem Weg einen tüchtigen Stecken ab, und las ihr damit ein langes Kapitel aus dem Ballstaller Ehe- und Männerrecht vor, und als sie alles wohl verstanden hatte, fragte er sie: Willst du jetzt mit welsche Hexe und gut thun, oder willst du wieder hin wo du hergekommen bist? Da sagte sie schluchzend: wo ich hergekommen bin, und das war ihm auch das liebste. Also theilte mit ihr der ehrliche Schweizer das Vermögen, und trennten sich von einander an diesem Grenzstein weiblicher Rechte, wie einmal ein bekanntes Büchlein in der Welt geheißen hat,

und jedes zog wieder in seine Heimath. Deinen Landsmann, sagte er, auf dem du hergeritten bist, kannst du auch wieder mitnehmen.

Merke: Im Reich Hispania machens die Weiber zu arg, aber in Ballstall doch auch manchmal die Männer. Ein Mann soll seine Frau nie schlagen, sonst verunehrt er sich selber. Denn ihr seyd Ein Leib.

Der listige Steyermarker. *)

In Steyermark, ein wenig abhanden von der Straße, dachte ein reicher Bauer im letzten Krieg: Wie fang ichs an, daß ich meine Kronenthaler und meine Dukätlein rette in dieser bösen Zeit? Die Kaiserin Maria Theresia ist mir noch so lieb, tröst sie Gott, und der Kaiser Joseph, tröst ihn Gott, und der Kaiser Franz, Gott schenk ihm Leben und Gesundheit. Und wenn man meynt, man habe die lieben Herrschaften noch so gut verborgen und geflüchtet, so riecht sie der Feind, sobald er die Nase ins Dorf streckt, und führt sie in die Gefangenschaft ins Lothringen oder in die Champagne, daß einem armen Unterthanen das Herz dabei bluten möchte vor Patriotismus. Jetzt weiß ich, sagt er, wie ichs anfange, und trug das Geld bei dunkler blinder Nacht in den Krautgarten. Das Siebengestirn verrathet mich nicht, sagte er. Im Krautgarten legte er das Geld geradezu zwischen die Gelvieleinstöcke und die

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

ſpaniſchen Wicken. Nebendran grub er ein Loch in das Weglein zwiſchen den Beeten, und warf allen Grund daraus auf das Geld, und zertrat rings herum die ſchönen Blumenſtöcke und das Mangoldkraut, wie einer, der Sauerkrant einſtampft. Am Montag drauf ſtreiften ſchon die Chaſſeurs im ganzen Revier, und am Donnerſtag kam eine Parthie ins Dorf friſch auf die Mühle zu, und aus der Mühle mit weißen Ellenbogen zu unſerm Bauern; und „Geld her Buur,“ rief ihm ein Sundgauer mit blankem Säbel entgegen, „oder bet' dein letztes Vaterunſer.“ Der Bauer ſagte, ſie möchten nehmen, was ſie in Gottes Namen noch finden. Er habe nichts mehr, es ſey geſtern und vorgeſtern ſchon alles in die Rapuſe gegangen. Vor euch kann man etwas verbergen, ſagt er, ihr ſeyd die rechten. Als ſie nichts fanden auſſer ein paar Kupferkreuzer und einen vergoldeten Sechſer mit dem Bildniß der Kaiſerin Maria Thereſia und ein Ringlein dran zum Anhängen, „Buur,“ ſagte der Sundgauer, „du haſt dein Geld verlochet, auf der Stelle zeig, wo du dein Geld verlocht haſt, oder du gehſt ohne dein letztes Vaterunſer aus der Welt.“ Auf der Stelle kann ichs euch nicht zeigen, ſagte der Bauer, ſo ſauer mich der Gang ankommt, ſondern ihr müßt mit mir in den Krautgarten gehn. Dort will ich euch zeigen, wo ich es verborgen hatte, und wie es mir ergangen iſt. Der Herr Feind iſt ſchon geſtern und vorgeſtern da geweſen, und habens gefunden und alles geholt. Die Chaſſeure nahmen den Augenſchein im Garten ein, fanden alles, wie es der Mann angegeben hatte, und keiner dachte daran, daß das Geld unter dem Grundhaufen liegt, ſondern jeder ſchaute in das leere Loch und dachte:

Wär' ich nur früher gekommen. Und hätten ſie nur die ſchönen Gelveieleinſtöcke und den Goldlack nicht ſo verderbt, ſagte der Bauer, und ſo hintergieng er dieſe und alle, die noch nachkamen, und hat auf dieſe Art das ganze erzherzogliche Haus, den Kaiſer Franz, den Kaiſer Joſeph, die Kaiſerin Maria Thereſia, und den allerhöchſtſeligen Herrn Leopold den erſten, gerettet, und glücklich im Land behalten.

Etwas aus der Türkey.

In der Türkey iſt Juſtiz. Ein Kaufmannsdiener, auf der Reiſe von der Nacht und Müdigkeit überfallen, bindet ſein Pferd, ſo mit koſtbaren Waaren beladen war, nimmer weit von einem Wachthaus an einen Baum, legt ſich ſelber unter das Obdach des Baums, und ſchläft ein. Früh als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er gut geſchlafen, aber das Rößlein war fort.

Da eilte der Beraubte zu dem Statthalter der Provinz, nämlich zu dem Prinzen Carosman Oglu, der in der Nähe ſich aufhielt und klagte vor ſeinem Richterſtuhl ſeine Noth. Der Prinz gab ihm wenig Gehör. „So nahe bei dem Wachthaus, warum biſt du nicht die fünfzig Schritte weiter geritten, ſo wäreſt du ſicher geweſen. Es iſt deines Leichtſinns Schuld." Da ſagte der Kaufmannsdiener: „Gerechter Prinz, hab ich mich fürchten ſollen, unter freiem Himmel zu ſchlafen in einem Lande, wo du regierſt?" Das that dem Prinzen Carosman wohl und wurmte

ihm zugleich. „Trink heute Nacht ein Gläslein türkiſchen Schnaps, ſagte er zu dem Kaufmannsdiener, und ſchlafe noch einmal unter dem Baum.“ So geſagt, ſo gethan. Des andern Morgens als ihn die Morgenluft und der Wachtelſchlag weckte, hatte er auch gut geſchlafen, denn das Rößlein ſtand mit allen Koſtbarkeiten wieder angebunden neben ihm, und an dem Baum hieng ein todter Menſch, der Dieb, und ſah das Morgenroth nimmer mehr.

Bäume gäb' es noch an manchen Orten, große und kleine.

Das bequeme Schilderhaus.

Ein Schilderhaus hatte wie gewöhnlich auf beiden Seiten runde Oeffnungen zum Durchſchauen, die etwas groß waren. Dem Rekruten, der drin ſtand, war daher der Luftzug etwas zu lebhaft. Alſo erſuchte er nach der Ablöſung den Unteroffizier, obs nicht beſſer wäre, wenn man dieſe Oeffnungen mit ein paar Brettlein vernagelte. Der Unteroffizier ſtrich den Bart und ſagte: Nein das geht nicht an, wegen dem Winter. Im Winter kommen Ermel hinein, im Sommer iſts ein Camiſol. Alſo ſtreckte der Rekrut, als er wieder auf den Poſten kam, die Hände hindurch, und ſagte, jetzt ſey er erſt gern Militär, weil er ſehe, daß man doch auch für die Bequemlichkeit des Mannes ſorge.

Wie der Zundel-Frieder eines Tages aus dem Zuchthaus entwich und glücklich über die Grenzen kam.

Eines Tages als der Frieder den Weg aus dem Zuchthaus allein gefunden hatte, und dachte: „ich will so spät den Zuchtmeister nimmer wecken," und als schon auf allen Straßen Steckbriefe voran flogen, gelangte er Abends noch unbeschrieen an ein Städtlein an der Grenze. Als ihn hier die Schildwache anhalten wollte, wer er sey, und wie er hieße, und was er im Schilde führe; „Könnt ihr polnisch?" fragte herzhaft der Frieder die Schildwache. Die Schildwache sagt: „Ausländisch kann ich ein wenig, ja! Aber polnisches bin ich noch nicht darunter gewahr worden." „Wenn das ist," sagte der Frieder, „so werden wir uns schlecht gegeneinander expliciren können. Ob kein Offizier oder Wachtmeister am Thor sey?" Die Schildwache holt den Thorwächter, es sey ein Polack an dem Schlagbaum, gegen den sie sich schlecht expliciren könne. Der Thorwächter kam zwar, entschuldigte sich aber zum voraus, viel polnisch verstehe er auch nicht. „Es geht hier zu Land nicht stark ab, sagt er, und es wird im ganzen Städtel schwerlich jemand seyn, der capabel wäre, es zu dollmetschen." „Wenn ich das wüßte," sagte der Frieder, und schaute auf die Uhr, die er unterwegs noch an einem Nagel

gefunden hatte, so wollte ich ja lieber noch ein paar Stunden zustrecken bis in die nächste Stadt. Um neun Uhr kömmt der Mond." Der Thorhüter sagte: „Es wäre unter diesen Umständen fast am besten, wenn ihr gerade durchpassirtet, ohne euch aufzuhalten, das Städtel ist ja nicht groß," und war froh, daß er seiner los ward. Also kam der Frieder glücklich durch das Thor hinein. Im Städtlein hielt er sich nicht länger auf, als nöthig war, einer Gans, die sich auf der Gasse verspätet hatte, ein paar gute Lehren zu geben. „In euch Gänse," sagte er, „ist keine Zucht zu bringen. Ihr gehört, wenns Abend ist, ins Haus oder unter gute Aufsicht." Und so packte er sie mit sicherm Griff am Hals, und mir nichts dir nichts unter den Mantel, den er ebenfalls unterwegs von einem Unbekannten geliehen hatte. Als er aber an das andere Thor gelangte, und auch hier dem Landfrieden nicht traute, drei Schritte von dem Schilderhaus als sich inwendig der Söldner rührte, schrie der Frieder mit herzhafter Stimme: Wer da! der Söldner antwortete in aller Gutmüthigkeit: Gut Freund! Also kam der Frieder glücklich wieder zum Städtlein hinaus, und über die Gränzen.

Der Rekrut.

Ein Rekrut, dem schon in den ersten 14 Tagen das Schildwachestehen langweilig vorkam, betrachtete einmal das Schilderhaus unten und oben, und hinten und vornen, wie ein Förster, wenn er einen Baum schätzt, oder ein Metzger ein Häuptlein Vieh. Endlich sagte er, ich möchte nur wissen, was sie an dem einfältigen Kasten finden, daß den ganzen Tag einer da stehen und ihn hüten muß. Denn er meynte, er stehe da wegen dem Schilderhaus, nicht das Schilderhaus wegen ihm.

Die leichteste Todesstrafe.

Man hat gemeynt, die Güllotine sey's. Aber nein, ein Mann, der sonst seinem Vaterland viele Dienste geleistet hatte, und bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, wurde wegen eines Verbrechens, das er in der Leidenschaft begangen hatte, zum Tode verurtheilt. Da half nicht bitten nicht beten. Weil er aber sonst bei dem Fürsten wohl angeschrieben war, ließ ihm derselbe die Wahl, wie er am liebsten sterben wolle, denn welche Todesart er wählen würde, die sollte ihm werden. Also kam zu ihm in den Thurn der Oberamtsschreiber: „der Herzog will euch eine Gnade erweisen. Wenn ihr wollt gerädert seyn, will er euch rädern lassen; wenn ihr wollt gehenkt seyn, will er euch henken lassen, es hängen zwar schon zwei am Galgen, aber bekanntlich ist er drei-

ſchläferig. Wenn ihr aber wollt lieber Rattenpulver eſſen, der Apotheker hat. Denn welche Todesart ihr wählen werdet, ſagt der Herzog, die ſoll euch werden. Aber ſterben müßt ihr, das werdet ihr wiſſen.“ Da ſagte der Maleſikant: „Wenn ich denn doch ſterben muß, das Rädern iſt ein biegſamer Tod, und das Henken, wenn beſonders der Wind geht, ein beweglicher. Aber ihr verſtehts doch nicht recht. Meines Orts, ich habe immer geglaubt, der Tod aus Altersſchwäche ſey der ſanfteſte, und den will ich denn auch wählen, und keinen andern,“ und dabei blieb er, und ließ ſichs nicht ausreden. Da mußte man ihn wieder laufen und fortleben laſſen, bis er an Altersſchwäche ſelber ſtarb. Denn der Herzog ſagte: Ich habe mein Wort gegeben, ſo will ichs auch nicht brechen.

Dies Stücklein iſt von der Schwiegermutter, die niemand gerne umkommen läßt, wenn ſie ihn retten kann.

Die Bekehrung.

Zwei Brüder im Weſtphälinger Land lebten miteinander in Frieden und Liebe, bis einmal der jüngere lutheriſch blieb, und der ältere katholiſch wurde. Als der jüngere lutheriſch blieb und der ältere katholiſch wurde, thaten ſie ſich alles Herzleid an. Zuletzt ſchickte der Vater den katholiſchen als Ladendiener in die Fremde. Erſt nach einigen Jahren ſchrieb er zum erſtenmal an ſeinen Bruder. „Bruder,“ ſchrieb

er, „es geht mit doch im Kopf herum, daß wir nicht Einen Glauben haben, und nicht in den nämlichen Himmel kommen sollen, vielleicht in gar keinen. Kannst du mich wieder lutherisch machen, wohl und gut, kann ich dich katholisch machen, desto besser.“ Also beschied er ihn in den rothen Adler nach Neuwied, wo er wegen einem Geschäft durchreiste. „Dort wollen wirs ausmachen.“ In den ersten Tagen kamen sie nicht weit miteinander. Schalt der lutherische: „der Pabst ist der Antichrist,“ schalt der katholische: „Luther ist der Widerchrist.“ Berief sich der katholische auf den heiligen Augustin, sagte der lutherische: „Ich hab nichts gegen ihn, er mag ein gelehrter Herr gewesen seyn, aber beim ersten Pfingstfest zu Jerusalem war er nicht dabei.“ Aber am Samstag aß schon der Lutherische mit seinem Bruder Fastenspeise. „Bruder,“ sagte er, „der Stockfisch schmeckt nicht giftig zu den durchgeschlagenen Erbsen;“ und Abends gieng schon der Katholische mit seinem Bruder in die lutherische Vesper. „Bruder,“ sagte er, „euer Schulmeister singt keinen schlechten Tremulant.“ Den andern Tag wollten sie miteinander zuerst in die Frühmesse, darnach in die lutherische Predigt, und was sie alsdann bis von heut über acht Tage der liebe Gott vermahnt, das wollten sie thun. Als sie aber aus der Vesper und aus dem grünen Baum nach Hause kamen, ermahnte sie Gott, aber sie verstanden es nicht. Denn der Ladendiener fand einen zornigen Brief von seinem Herrn. „Augenblicklich setzt eure Reise fort. Hab ich euch auf eine Tridenter Kirchenversammlung nach Neuwied geschickt, oder sollt ihr nicht vielmehr die Musterkarte reiten?“ Und der andere fand einen Brief von seinem

Vater: „Lieber Sohn komm heim ſobald du kannſt, du mußt ſpielen.“ Alſo giengen ſie noch den nämlichen Abend unverrichteter Sache auseinander, und dachten jeder für ſich nach, was er von dem andern gehört hatte. Nach ſechs Wochen ſchreibt der jüngere dem Ladendiener einen Brief: „Bruder deine Gründe haben mich unterdeſſen vollkommen überzeugt. Ich bin jezt auch katholiſch. Den Eltern iſt es in ſofern recht. Aber dem Vater darf ich nimmer unter die Augen kommen.“ Da ergriff der Bruder voll Schmerz und Unwillen die Feder. „Du Kind des Zorns und der Ungnade, willſt du denn mit Gewalt in die Verdammniß rennen, daß du die ſeligmachende Religion verläugneſt? Geſtrigs Tags bin ich wieder lutheriſch worden.“ Alſo hat der katholiſche Bruder den lutheriſchen bekehrt, und der lutheriſche hat den katholiſchen bekehrt, und war nachher wieder wie vorher, höchſtens ein wenig ſchlimmer.

Merke: du ſollſt nicht über die Religion grübeln und düfteln, damit du nicht deines Glaubens Kraft verlierſt. Auch ſollſt du nicht mit Andersdenkenden darüber disputiren, am wenigſten mit ſolchen, die es eben ſo wenig verſtehen als du, noch weniger mit Gelehrten, denn die beſiegen dich durch ihre Gelehrſamkeit und Kunſt, nicht durch deine Ueberzeugung. Sondern du ſollſt deines Glaubens leben, und was gerade iſt, nicht krumm machen. Es ſey dann, daß dich dein Gewiſſen ſelber treibt zu ſchanſchieren.

Der fremde Herr.

Einem Schneider in der Stadt waren seit ein paar Jahren die Nadeln ein wenig verrostet, und die Scheere zusammengewachsen, also nähret er sich, so gut er kann. „Gevatter," sagt zu ihm der Perückenmacher, „ihr tragt nicht gerne schwer; wollt ihr nicht dem Herrn Dechant von Brassenheim eine neue Perücke bringen in einer Schachtel? Sie ist leicht, und er zahlt euch den Gang." — „Gevatter," sagt der Schneider, „es ist ohnedem Jahrmarkt in Brassenheim. Leiht mir die Kleider, die euch der irrende Ritter im Versatz gelassen hat, der euch angeschmiert hat, so stell ich auf dem Jahrmarkt etwas vor."

Der Adjunkt hat die Tugend, wenn er auf drei Stunden im Revier einen Markt weiß, so ist ihm der Gang auch nicht zu weit, und ist er von dem Hausfreund wohl bezahlt, so giebt er dem Jahrmarkt viel zu lösen für neue weltliche Lieder und seine Damascener Maultrommeln. Also saß jetzt der Adjunkt auch zu Brassenheim im wilden Mann und musterte die Lieder: Erstes Lied: Ein Lämmlein trank vom frischen ꝛc. Zweites Lied: Schönstes Hirschlein über die Massen ꝛc. Drittes Lied: Kein schöner Leben auf Erden ꝛc. und probierte die Trommeln. Kommt auf einmal der Schneider herein mit rothem Rock, hirschledernen Beinkleidern, Halbstiefeln und Zotteln daran, und zwei Sporen. Der Wirth zog höflich die Kappe ab, die Gäste auch, und „hat euch, Herr Ritter, der Hausknecht das Pferd schon in den Stall geführt?" fragt ihn der Wirth. „Mein Normänder-

der Schreck?" ſagte der Schneider. Ich habe ihn au Cerf eingeſtellt im Hirſchen. Ich will hier nur ein Schöpplein trinken. Ich bin der berühmte Adelſtan und reiſe auf Menſchenkenntniß und Weinkunde; „Platz da!" ſagte er zum Adjunkt. „Holla," denkt der Adjunkt, „der meynt auch, grob ſey vornehm. Was gilts er iſt nicht weit her?" Als aber der Schneider die Gerte breit über den Tiſch legte, und räuſperte ſich wie ein Kameel, und betrachtete die Leute mit einem Brennglas und den Adjunkt auch, ſteht der Adjunkt langſam auf und ſagt dem Wirth etwas halblaut in das Ohr. Ein Ehninger der es hörte, ſagt: „Herr Landsmann, ihr ſeyd auf der rechten Spur. Ich hab ihn geſehn die Stiefel am Bach abwaſchen, und eine Gerte ſchneiden. Er iſt zu Fuß gekommen." Ein Scheerenſchleifer ſagte: „Ich kenn ihn wohl, er iſt einmal ein Schneider geweſen. Jetzt hat er ſich zur Ruh' geſetzt und thut Botengänge um den Lohn." Alſo geht der Wirth ein wenig hinaus und kommt wieder herein. „So kann denn doch kein hieſiger Markt ohne ein Unglück vorübergehen," ſagt er im Hereinkommen. „Da ſuchen die Hatſchirer in allen Wirthshäuſern einen Herrn in einem rothen Rocke, der heute durch die Dörfer galloppirt iſt, und ein Kind zu todt geritten hat." Da ſchauten alle Gäſte den Ritter Adelſtan an, der ſagte in der Angſt: „Mein Rock iſt eher gelb als roth." Aber der Ehninger ſagte: „Nein, aber euer Geſicht iſt eher blaß als gelb, und hat auf einmal viel Schweißtropfen darauf geregnet. Geſtehts ihr ſeid nicht geritten." „Doch er iſt geritten," ſagte der Wirth; „ich hab ihm eben das Roß draußen angebunden. Es iſt losgeriſſen .m

Hirſch, und ſucht ihn. Hat nicht euer Normänder die Mähnen unten am Hals, und geſpaltene Hufe, und wenn er wiehert ſollte man ſchier nicht meynen, daß es ein Reß iſt? Zahlt euer Schöpplein und reitet ordentlich heim." Als er aber vor das Haus kam, und den Normänder ſah, den ihm der Wirth an die Thüre gebunden hat, wollte er nicht aufſitzen, ſondern gieng zu Fuß zum Flecken heraus, und wurde von den Gäſten entſetzlich verhöhnt.

Merke: Man muß nie mehr ſcheinen wollen, als man iſt, und als man ſich zu bleiben getrauen kann, wegen der Zukunft.

Theures Späßlein.

Man muß mit Wirthen keinen Spaß und Muthwillen treiben, ſonſt kommt man unverſehens an den Unrechten. Einer in Baſel will ein Glas Bier trinken, das Bier war ſauer, zog ihm den Mund zuſammen, daß ihm die Ohren bis auf die Backen hervor kamen. Um es auf eine witzige Art an den Tag zu legen und den Wirth vor den Gäſten lächerlich zu machen, ſagte er nicht, „das Bier iſt ſauer," ſondern „Frau Wirthin, ſagte er, könnt ich nicht ein wenig Salat und Oehl zu meinem Bier haben?" Die Wirthin ſagte: „in Baſel kann man für Geld alles haben," ſtrickte aber noch ein wenig fort, als wenn ſie's wenig achtete, denn ſie war eben am Zwickel. Nach einigen Minuten, als unterdeſſen die Gäſte miteinander discurirten, und einer ſagte:

„Habt ihr geſtern das Kameel auch geſehen und den Affen?“ ein anderer ſagte: „es iſt kein Kameel, es iſt ein Trampelthier;“ ſagte die Wirthin „mit Erlaubniß“ und deckte eine ſchneeweiße Serviette vom feinſten Gebilde auf den Tiſch. Jeder glaubte, der andere habe ein Bratwürſtlein beſtellt, oder etwas, und „es iſt doch ein Kameel,“ ſagte ein Dritter, denn es iſt weiß, die Trampelthiere ſind braun.“ Unterdeſſen kam die Wirthin wieder mit einem Teller voll zarter Cucümmerlein aus dem markgräviſchen Garten, aus dem Treibhaus, fein geſchnitten, wie Poſtpapier, und mit dem koſtbarſten genueſiſchen Baumöhl angemacht, und ſagte zu dem Gaſt mit ſpöttiſchem Lächeln: „Iſts gefällig?“ Alſo lachten die Andern nicht mehr den Wirth aus, ſondern den Gaſt, und wer wohl oder übel ſeinen Spaß mit zehen Batzen, fünf Rappen Basler Währung bezahlen mußte, war er.

Der General-Feldmarſchall Suwarow.

Das Stücklein von Suwarow im Kalender 1809 hat dem geneigten Leſer nicht übel gefallen. Von ihm ſelber wäre viel anmuthiges zu erzählen.

Wenn ein vornehmer Herr nicht hochmüthig iſt, ſondern redet auch mit geringen Leuten, und ſtellt ſich manchmal als wenn er nur ihres gleichen wäre, ſo ſagt man zu ſeinem Lob: er iſt ein gemeiner Herr. Suwarow konnte manchen ſchimmernden Ordensſtern an die Bruſt hängen, manchen Diamantring

an die Finger ſtecken, und aus mancher goldenen Doſe Taback ſchnupfen. War er nicht Sieger in Polen und in der Türkey, ruſſiſcher General-Feldmarſchall und Fürſt, und an der Spitze von dreimalhunderttauſend Mann, ſo viel als ſeines gleichen ein anderer? Aber bei dem allen war er ein ſehr gemeiner Herr.

Wenn es nicht ſeyn mußte, ſo kleidete er ſich nie, wie ein General, ſondern wie es ihm bequem war. Manchmal, wenn er kommandirte, ſo hatte er nur Einen Stiefel an. An dem andern Bein hieng ihm der Strumpf herunter und die Beinkleider waren auf der Seite aufgeknüpft. Denn er hatte einen Schaden am Knie.

Oft war er nicht einmal ſo gut gekleidet. Morgens, wenns noch ſo friſch war, gieng er aus dem Bett oder von der Streue weg, vor dem Zelt im Lager ſpazieren, nakt und bloß wie Adam im Paradies, und ließ ein paar Eimer voll kaltes Waſſer über ſich herabgießen zur Erfriſchung.

Er hatte keinen Kammerdiener und keinen Heiduck, nur einen Knecht, keine Kutſche und kein Roß. In dem Treffen ſetzte er ſich aufs nächſte beſte.

Sein Eſſen war gemeine Soldatenkoſt. Niemand freute ſich groß, wenn man von ihm zur Mittagsmahlzeit eingeladen wurde. Manchmal gieng er zu den gemeinen Soldaten ins Zelt, und war wie ihres Gleichen.

Wenn ihn auf dem Marſch, oder im Lager, oder wo es war, etwas ankam, wo ein anderer an einen Baum ſteht, oder hinter eine Hecke geht, da

machte

machte er kurzen Prozeß. Seinetwegen durfte ihm jedermann zuſchauen, wers noch nie geſehen hat.

Bei den vornehmſten Gelegenheiten, wenn er in der koſtbarſten Marſchalls-Uniform voll Ehrenkreutzen und Ordensſternen da ſtand, und wo man ihn anſah, von Gold und Silber funkelte und klingelte, trieb ers doch wie ein ſäuberlicher Bauer, der wegwirft, was ein Herr in die Rocktaſche ſteckt. Er ſchneuzte die Naſe mit den Fingern, ſtrich die Finger am Ermel ab, und nahm alsdann wieder eine Priſe aus der goldenen Doſe.

Alſo lebte der General und Fürſt Italinsky Suwarow.

Feuerfünklein.

Zu Bonndorf im Donaukreis warf eine Frau am 12. April 1810 die heiße Aſche in ein hölzernes Gefäß, ſtellte es auf den Hausgang und dachte an nichts. Aber in der nächſten Nacht früh um ein Uhr ſtand das Häuslein in Flammen. Nein, das ganze obere Dorf ſtand in Flammen, und die Nacht war ſo hell, wie der Tag. In kurzer Zeit wars um zwanzig Firſten und Unſerer lieben Frauenkapelle Nro. 16. ſo viel als geſchehen. Sieben und zwanzig Haushaltungen verloren Wohnung und Habe. Man kommt aus einer nächtlichen Feuersbrunſt heraus faſt wie aus Mutterleib, nackt und arm und hülflos, und man weiß faſt nicht, wer unglücklicher iſt, der Reiche oder der Arme. Denn der Reiche kann *viel* verlieren, aber der Arme *alles*.

Merke: Man muß die heiße Aſche nie in höl-zernes Geſchirr ſammeln, wenn man nicht gern die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen, und ſein lebenslang ein unruhiges Herz haben will. Man muß auch die Tabackspfeifen nicht in Sägmehl oder ſo etwas ausleeren; denn das Holz tödtet das Feuer nicht, aber das Feuer frißt das Holz. Dem Haus-freund iſt ſelber ſchon ſo etwas paſſirt, zur Zeit des Raſtadter Congreſſes, und er thäts auch nimmer, wenn ers noch einmal zu thun hätte. Man meint, das Waſſer ſey gefährlicher, als das Feuer. Nein, das Feuer iſt gefährlicher, weil es an allem, was es frißt, neue Nahrung und Stärke gewinnt. Mit einem Glas voll Waſſer kann man kein Haus erſäu-fen, keinen Gänsſtall, kein Hühnerneſt. Aber mit einem Feuerfünklein kann man ein ganzes Dorf ver-brennen, nicht allein aus Bosheit, ſondern auch aus Leichtſinn und Unverſtand.

Die zwei Poſtillione.

Zwei Handelsleute reisten oft auf der Extrapoſt von Fürth nach Hechingen, oder von Hechingen nach Fürth, wie jeden ſein Geſchäft ermahnte, und gab der eine dem Poſtillion ein ſchlechtes Trinkgeld, ſo gab ihm der andere kein gutes. Denn jeder ſagte: „Für was ſoll ich dem Poſtknecht einen Zwölfer ſchenken? ich trag' ja nicht ſchwer daran.“ Die Poſtillione aber, der von Dünkelsbühl und der von Ellwangen ſagten: „Wenn wir nur einmal den

Herren einen Dienst erweisen könnten, daß sie spendaschlicher würden!" Eines Tages kommt der Fürther in Dünkelsbühl an, und will weiters. Der Postillion sagte zu seinem Cameraden: „Fahr du den Passagier." Der Camerad sagte: „Es ist an dir." Unterdessen saß der Reisende ganz geduldig in seinem offenen Eliaswagen, bis der Postillion auffaß. Als er sah, daß der Postillion im Sattel recht saß und die Peitsche erhob, sagte er: „fahr zu Schwager! Werf er mich nicht um!" Am nämlichen Nachmittag fuhr auch der Hechinger von Ellwangen ab, und der Postillion dachte bei sich selbst: „Wenn jetzt nur mein Camerad von Dinkelsbühl mit dem Fürther auch auf dem Weg wäre!" Indem er fährt, Berg auf Berg ab, nicht weit vom Segringer Zollhaus, wo dem Hausfreund und seinem Reisekumpan in München auch einmal die Haare geschnitten worden sind, begegnen sie einander; keiner will dem andern ausweichen. Jeder sagt: „Ich führe einen honetten Herrn, einen Schwitie, keinen Pfennigschaber, wie du, dem seine Sechsbatzenstücke aussehen wie Hildburghäuser Groschen." Endlich legte sich der Fürther auch in den Streit: „Gott's Wunder!" sagte er; „sollen wir noch einmal vierzig Jahr in der Wüste bleiben?" und schimpfte zuletzt den Ellwanger, daß ihm dieser mit der Peitsche einen Hieb ins Gesicht gab. Der Dinkelsbühler sagt: „du sollst meinen Passagier nicht hauen, er ist mir anvertraut, und zahlt honett, oder ich hau' den deinigen auch." — „Untersteh' dich und hau mir meinen Herrn!" sagte der Ellwanger. Also hieb der Dinkelsbühler des Ellwangers Passagier und der Ellwanger hieb des Dinkelsbühlers Passagier, und riefen einander in

unaufhörlichem Zorn zu: „Willſt du meinen Herrn in Frieden laſſen oder ſoll ich dir den deinigen ganz zu einem Lungenmus zuſammenhauen?“ und je ſchmerzlicher der eine Au, und der andere Weih ſchrie, deſto kräftiger hieben die Poſtillione auf ſie ein, bis ſie des unbarmherzigen Spaſſes ſelber müde wurden. Als ſie aber auseinander waren und jeder wieder ſeines Weges fuhr, ſagten die Poſtillione zu ihrem Reiſenden ſo und ſo: „Nicht wahr ich hab' mich euer rechtſchaffen angenommen? Mein Camerad wirds Niemand rühmen, wie ich ihm ſeinen Herren zerhauen habe. Aber diesmal kommt's euch auch auf ein beſſeres Trinkgeld nicht an.“ — „Wenn's der Fürſt wüßte,“ ſagte der Dinkelsbühler, „es wäre ihm um einen Mark'or nicht leid. Er ſieht darauf, daß man die Reiſenden gut hält.„

Merke: es iſt kein Geld ſchlechter erhaust, als was man armen Leuten am Lohn und Trinkgeld vorenthält, und wofür man gehauen oder ſonſt verunehrt wird. Für ein paar Groſchen kann man viel Freundlichkeit und guten Willen kaufen.

Merke: der Herr, der auf der Abbildung ſeitwärts ſteht, *) hat's mit angeſehen und hat's dem Hausfreund vier Wochen hernach zu Karlsruhe am Mittageſſen erzählt.

---

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Der betrogene Krämer.

Ein Rubel iſt in Rußland eine Silbermünze, und beträgt 27 Batzen hin oder her, ein Imperial aber iſt ein Goldſtück und thut zehen Rubel, deswegen kann man wohl für einen Imperial einen Rubel bekommen, zum Beiſpiel, wenn man in den Karten neun Rubel verliert, aber nicht für einen Rubel einen Imperial. Allein ein ſchlauer Soldat in Moskau ſagte doch: „was gilts? morgen auf dem Jahrmarkt will ich mit einem Rubel einen doppelten Imperial angeln.“ Als den andern Tag in langen Reihen von Kaufläden der Jahrmarkt aufgieng, vor allen Ständen ſtanden ſchon die Leute, lobten und tadelten, boten ab und boten zu, und die Menge gieng auf und gieng ab, und die Knaben grüßten die Mägdlein, kommt auf einmal der Soldat mit einem Rubel in den Händen. „Wem gehört dieſer Kaiſerthaler, dieſer Rubel? gehört er euch?“ fragt er jeden Krämer an jedem Stand. Einer, der ohnehin nicht viel Geld löste, und lange zuſah, dachte endlich: „wenn dich dein Geld an die Finger brennt, die meinigen ſind nicht ſo blöde. Hieher Muskетier, der Rubel iſt mein.“ Der Soldat ſagte: „wenn ihr mir nicht gerufen hättet, ich hätt' euch ſchwerlich gefunden unter der Menge, und gibt ihm den Rubel. Der Kaufmann betrachtet ihn hin und her, und klingelt daran, ob er gut ſey; ja er war gut, und ſteckt ihn in die Taſche. „Seid ſo gut und gebt mir denn jetzt auch meinen Imperial,“ ſagte der Musketier. Der Kaufmann erwiederte: „ich habe keinen Imperial von euch, ſo bin ich euch auch keinen

schuldig. Da habt ihr euren einfältigen Rubel wieder, wenn ihr nur Spaß wollt machen." Aber der Musketier sagte: „meinen zweifältigen Imperial gebt mir heraus, mein Spaß ist Ernst und die Marktwache, die Polizey wird zu finden seyn." Ein Wort gab das andere, das glimpfliche gab das trotzige, und das trotzige gab das schnöde, und es hängte sich an den Stand mit Leuten an, wie ein Bart an einem Bienenkorb. Auf einmal bohrt etwas wie ein Maulwurf durch die Menge. „Was geht hier vor?" fragte der Polizeysergeant, als er sich mit seinen Leuten durch die Menge durchgebohrt hatte. „Was geht vor? frag ich?" Der Krämer wußte wenig zu sagen, aber desto mundfertiger war der Musketier. Vor keiner Viertelstunde, erzählte er, hab' er diesem Mann für einen Rubel abgekauft, das und das. Als er ihn bezahlen wollte, in allen Taschen hatte er kein Geld gefunden, nur einen doppelten Imperial, den ihm sein Pathe geschenkt hatte, als er gezogen wurde. So habe er ihm den Imperial als Unterpfand zurückgelassen, bis er den Rubel bringe. Wie er mit dem Rubel wieder kommen sey, hab er den rechten Kaufladen nimmer gefunden, und an allen Ständen gefragt: „wem bin ich einen Rubel schuldig?" so habe dieser da gesagt, er sey derjenige, und sey's auch, und habe ihm auch den Rubel abgenommen, aber von dem Imperial wolle er nichts wissen. „Wollt ihr ihn jetzt gutwillig herausgeben oder nicht?" Als aber der Polizeysergeant die Umstehenden fragte, und die Umstehenden sagten: ja der Musketier habe an allen Kaufläden gefragt, wem der Rubel gehöre, und dieser habe bekannt, er gehöre ihm, und habe ihn auch angenommen, und

daran geklingelt, ob er probat ſey. Als der Polizey-Hauptmann das hörte, ſo gab er den Beſcheid: „habt ihr euern Rubel bekommen, ſo gebt dem Soldaten auch ſeinen Imperial zurück, oder man petſchiert euch euren Stand mit Latznägeln zuſammen, und ihr werdet zwiſchen euren eigenen Brettern eingeſchachtelt und eingeſchindelt, und könnt ihr alsdann lang Hunger leiden, ſo könnt ihr auch lang leben.“ Das ſagte der Anführer der Polizeywache, und wer dem Musketier für einen Rubel einen Imperial herausgeben mußte, war der Kaufmann.

Merke: Fremdes Gut frißt das eigene, wie neuer Schnee den alten.

Der liſtige Kaufherr.

Der Adjunkt, der dieſes ſchreibt, hat allemal eine große Freude, wenn er auch ein Geſchichtlein einmauren kann in den Kalender. Denn was er in gelehrte Bücher hineinſtiftet, leſen nicht viel Leute, am wenigſten die Gelehrten ſelber. Der Hausfreund aber hat nach den neueſten Zählungen 700,000 Leſer, ohne die, welche umſonſt zuhören. Diesmal aber freut er ſich insbeſondere zu erzählen, wie einmal ein großer Spitzbube auch hinter das Licht geführt worden iſt; denn die Wölfe beißen bisweilen auch ein geſcheites Hündlein, ſagt Doktor Luther.

Ein franzöſiſcher Kaufherr ſegelte mit einem Schiff voll großen Reichthums aus der Levante heim, aus dem Morgenland, wo unſer Glaube, unſere

Fruchtbäume und unſer Blut daheim iſt, und dachte ſchon mit Freuden daran, wie er jetzt bald ein eigenes Schlößlein am Meer bauen, und ruhig leben und alle Abend dreierlei Fiſche zu Nacht ſpeiſen wolle. Paff, geſchah ein Schuß. Ein algieriſches Raubſchiff war in der Nähe, wollte uns gefangen nehmen, und geraden Wegs nach Algier führen in die Sklaverei. Denn hat man zwiſchen Waſſer und Himmel gute Gelegenheit, Luftſchlöſſer zu bauen, ſo hat man auch gute Gelegenheit, zu ſtehlen. So denken die algierſchen Seeräuber auch. Hat das Waſſer keine Balken, ſo hats auch keine Galgen. Zum Glück hatte der Kaufherr einen Raguſaner auf dem Schiff, der ſchon einmal in der algierſchen Gefangenſchaft geweſen war, und ihre Sprache und ihre Prügel aus dem Fundament verſtand. Zu dem ſagte der Kaufherr: „Nicolo, haſt du Luſt noch einmal algieriſch zu werden? Folge mir, was ich dir ſage, ſo kannſt du dich erretten und uns.“ Alſo verbargen wir uns alle im Schiff, daß kein Menſch zu ſehen war, nur der Raguſaner ſtellte ſich oben auf das Verdeck. Als nun die Seeräuber mit ihren blinkenden Säbeln ſchon nahe waren, und riefen, die Chriſtenhunde ſollten ſich ergeben, fieng der Raguſaner mit kläglicher Stimme auf algieriſch an: Tschamiana, fieng er an, tschamiana halakna bilabai monaschid ana billah anzorun min almaut. „Wir ſind alle an der Peſt geſtorben bis auf die Kranken die noch auf ihr Ende warten, und ein deutſcher Adjunkt und ich. Um Gotteswillen rettet mich.“ Dem algierer Seekapitän, als er hörte, daß er ſo nah an einem Schiff voll Peſt ſey, kam's grün und gelb vor die Augen. In der größten Ge-

ſchwindigkeit hielt er das Schnupftuch vor die Naſe, hatte aber keins, ſondern den Ermel; und lenkte ſein Schiff hinter den Wind. Lajonzork ſagte er, Allah-orraman arrahim atabarra laka it schanat chall. „Gott helfe dir der Gnädige und Barmherzige! Aber geh zum Henker mit deiner Peſt! Ich will dir eine Flaſche voll Kräuteressig reichen.“ Drauf ließ er ihm eine Flaſche voll Kräuteressig reichen an einer langen Stange, und ſegelte ſo ſchnell als möglich linksum. Alſo kamen wir glücklich aus der Gefahr, und der Kaufherr baute hernach in der Gegend von Marſeille das Schlößlein, und ſtellte den Raguſaner als Haushofmeiſter an auf lebenslang.

Rettung einer Offiziersfrau.

Es muß manchmal recht wild und blutig in der Welt hergehen, daß die edle Denkungsart eines Menſchen bekannt werde, den man nicht darum anſieht.

In Tyrol, wo es während des letzten Krieges recht wild und blutig hergieng, da hatten ſie eben einen baieriſchen Staabsoffizier ermordet und mit noch blutigen Säbeln und Miſtgabeln drangen ſie in das Gemach, wo ſeine Gattin mit ihrem Kind in dem Schooß weinte, und ihr Leid Gott klagte, und wollten ſie auch ermorden. „Ja,“ fuhr ſie einer von ihnen wüthend an, und war der allerärgſte, „für euer Leben gibt es kein Löſegeld, und euer Bürſchlein da hat auch baieriſch Blut in den Adern. In einer Stunde müßt ihr ſterben, zuerſt euer kleiner Sadrach,

hernach ihr. „Laßt ihr eine Stunde Zeit," ſagte er zu den andern, „daß ſie noch beten kann; ſie iſt eine katholiſche Chriſtin."

Nach einer Viertelſtunde aber, als ſie allein war und betete, kam er wieder und ſagte: „Gnädige Frau, ihr kennt mich noch, ſo bitte ich euch, ihr wollt ob mir nicht erſchrecken und nicht in Böſem aufnehmen, was ich in guter Meinung geſagt habe. Gebt mir euer Kind unter den Mantel, ſo will ich es retten und zu meiner Mutter bringen, und zieht unterdeſſen dieſes Plunder an, das er unter dem Mantel hervorzog, ſo will ichs probiren, ob ich euch mit Gottes und unſerer Frauen Hülfe auch kann retten." Als er das Kind in Sicherheit gebracht hatte, und wieder kam, ſtand ſie ſchon da angekleidet wie ein Tyroler. Da drückte er ihr den ſchlappen Hut recht ins Geſicht, richtete ihr den Hoſenträger beſſer zurecht, und gab ihr ſeine Miſtgabel in die Hand, als wenn ſie auch ein Rebeller wäre, und zu den Leibgardiſten und Hellebardieren des Sandwirth Hofers gehörte. „Kommt denn jetzt," ſagte er, „in Gottes Namen, und tretet herzhaft auf, wenn ihr hinaus kommt, und macht euch ein wenig breit." Als ſie aber miteinander die Treppe hinab giengen, kamen die andern wieder, und, „haſt du ihr den Treff ſchon gegeben, Seppel?" fragte ihn einer. Da ſagte er: „nein, ſie hat die Thüre zugeſchloſſen und gebetet. Jetzt kann ſie fertig ſeyn. Ich hab' ſie durchs Schlüſſelloch geſehen, und ſie ſtand eben auf, als ich durchſah." Alſo gieng er mit ihr die Treppe hinab, und die andern ſtürmten an ihr vorbei, die Treppe hinauf, und während ſie vor der verſchloſſenen Thüre lärmten und pochten, und

in das leere Gemach hinein riefen: „ſeid ihr bald fertig? die Thüre ſoll bald eingetreten ſeyn," brachte er ſie auch zu ſeiner Mutter, und gab ihr ihr Kindlein wieder, und das Kindlein lächelte, aber ſie weinte und drückte es brünſtig an ihr Geſicht und an ihren Buſen. Alſo hatte ſie der edle Tyroler glücklich und mit Gottes Hülfe aus den Händen ihrer Mörder errettet, und hat ſie hernach die Nacht hindurch auf heimlichen Wegen fortgeführt, und bis an ein baieriſch Piquet gebracht, als eben die Sonne aufgieng. Auf nebenſtehender Figur *) kann man ſehen wie die Sonne eben aufgeht, indem er ſie ihren Landsleuten übergibt und nichts annehmen will für ſeine Wohlthat und für ſeine Mühe, als ein Trünklein Bier. Nro. 1. iſt der Seppel und Nro. 2. die Offiziersfrau.

Unverhofftes Wiederſehen.

In Falun in Schweden küßte vor guten fünfzig Jahren und mehr ein junger Bergmann ſeine junge hübſche Braut und ſagte zu ihr: „Auf Sanct Luciä wird unſere Liebe von des Prieſters Hand geſegnet. Dann ſind wir Mann und Weib, und bauen uns ein eigenes Neſtlein," — und Friede und Liebe ſoll darinn wohnen, ſagte die ſchöne Braut mit holdem Lächeln, dann du biſt mein Einziges und Alles, und ohne dich möchte ich lieber im Grab ſeyn, als an

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

einem andern Ort. Als ſie aber von St. Luciä der Pfarrer zum zweitenmal in der Kirche ausgerufen hatte: So nun jemand Hinderniß wüßte anzuzeigen, warum dieſe Perſonen nicht möchten ehelich zuſammenkommen." Da meldete ſich der Tod. Denn als der Jüngling den andern Morgen in ſeiner ſchwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbeigieng, der Bergmann hat ſein Todtenkleid immer an, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenſter, und ſagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr. Er kam nimmer aus dem Bergwerk zurück, und ſie ſaumte vergeblich ſelbigen Morgen ein ſchwarzes Halstuch mit rothem Rand für ihn zum Hochzeittag, ſondern als er nimmer kam, legte ſie es weg, und weinte um ihn und vergaß ihn nie. Unterdeſſen wurde die Stadt Liſſabon in Portugal durch ein Erdbeben zerſtört, und der ſiebenjährige Krieg gieng vorüber, und Kaiſer Franz der erſte ſtarb, und der Jeſuiten-Orden wurde aufgehoben und Polen getheilt, und die Kaiſerin Maria Thereſia ſtarb, und der Struenſee wurde hingerichtet, Amerika wurde frei, und die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Macht konnte Gibraltar nicht erobern. Die Türken ſchloſſen den General Stein in der Veteraner Höle in Ungarn ein, und der Kaiſer Joſeph ſtarb auch. Der König Guſtav von Schweden eroberte ruſſiſch Finnland, und die franzöſiſche Revolution und der lange Krieg fieng an, und der Kaiſer Leopold der zweite gieng auch ins Grab. Napoleon eroberte Preußen, und die Engländer bombardirten Kopenhagen, und die Ackerleute ſäeten und ſchnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten, und die Bergleute

gruben nach den Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt. Als aber die Bergleute in Falun im Jahr 1809 etwas vor oder nach Johannis zwischen zwei Schachten eine Oeffnung durchgraben wollten, gute drelhundert Ellen tief unter dem Boden, gruben sie aus dem Schutt und Vitriolwasser den Leichnam eines Jünglings heraus, der ganz mit Eisenvitriol durchdrungen, sonst aber unverwest und unverändert war; also daß man seine Gesichtszüge und sein Alter noch völlig erkennen konnte, als wenn er erst vor einer Stunde gestorben, oder ein wenig eingeschlafen wäre, an der Arbeit. Als man ihn aber zu Tag ausgefördert hatte, Vater und Mutter, Gefreundte und Bekannte waren schon lange todt, kein Mensch wollte den schlafenden Jüngling kennen oder etwas von seinem Unglück wissen, bis die ehemalige Verlobte des Bergmanns kam, der eines Tages auf die Schicht gegangen war und nimmer zurückkehrte. Grau und zusammengeschrumpft kam sie an einer Krücke an den Platz und erkannte ihren Bräutigam; und mehr mit freudigem Entzücken als mit Schmerz sank sie auf die geliebte Leiche nieder, und erst als sie sich von einer langen heftigen Bewegung des Gemüths erholt hatte, „es ist mein Verlobter," sagte sie endlich, um den ich fünfzig Jahre lang getrauert hatte, und den mich Gott noch einmal sehen läßt vor meinem Ende. Acht Tage vor der Hochzeit ist er auf die Grube gegangen und nimmer gekommen. Da wurden die Gemüther aller Umstehenden von Wehmuth und Thränen ergriffen, als sie sahen die ehemalige Braut jetzt in der Gestalt des hingewelkten kraftlosen Alters und den Bräutigam noch in seiner jugendlichen Schöne, und wie

in ihrer Bruſt nach 50 Jahren die Flamme der jugendlichen Liebe noch einmal erwachte; aber er öffnete den Mund nimmer zum Lächeln oder die Augen zum Wiedererkennen; und wie ſie ihn endlich von den Bergleuten in ihr Stüblein tragen ließ, als die einzige, die ihm angehöre, und ein Recht an ihn habe, bis ſein Grab gerüſtet ſey auf dem Kirchhof. Den andern Tag, als das Grab gerüſtet war auf dem Kirchhof und ihn die Bergleute holten, legte ſie ihm das ſchwarzſeidene Halstuch mit rothen Streifen um, und begleitete ihn in ihrem Sonntagsgewand, als wenn es ihr Hochzeittag und nicht der Tag ſeiner Beerdigung wäre. Denn als man ihn auf dem Kirchhof ins Grab legte, ſagte ſie: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehen im kühlen Hochzeitbett, und laß dir die Zeit nicht lang werden. Ich habe nur noch wenig zu thun, und komme bald, und bald wirds wieder Tag. — Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird ſie zum zweitenmal auch nicht behalten," ſagte ſie, als ſie fortgieng, und noch einmal umſchaute.

Drei Worte.

Ein Jude in Endingen im Wirthshaus erblickte einen Kaufherrn, der ihm bekannt vorkam. „Seyd ihr nicht einer von den grauſmüthigen Herrn, daß ich hab die Gnad gehabt mit ihnen von Baſel nach Schalampi zu fahren auf dem Waſſer. Der Gerſauer Kaufherr, er war von Gerſau, ſagte: haſt

du unterdessen nichts neues ausspintisirt, Reis-Kamerad? Der Jud antwortet: Habt ihr gute Geschäfte gemacht auf der Messe? Wenn ihr gute Geschäfte gemacht habt, — um einen Sechsbätzner, ihr könnten mir drei Worte nicht nachsagen. Der Gersauer dachte: Ein paar Franken hin oder her. Laß hören! Der Jud sagte: Messerschmid. Der Gersauer Messerschmid. Dudelsack — Dudelsack. Da schmunzelte der Jude und sagte: Falsch! — Da dachte der Gersauer hin und her, wo er könnte gefehlt haben. Aber der Jude zog eine Kreide aus der Tasche und machte damit einen Strich. „Einmal gewonnen." Noch einmal! sagte der Kaufherr: Der Jud sagte: Baumöhl. Der Kaufherr Baumöhl. Rothgerber — Rothgerber. Da schmunzelte der Hebräer abermal, und sagte: Falsch, und so trieben sie's zum sechstenmal. Als sie's zum sechstenmal so getrieben hatten, sagte der Kaufherr: Nun will ich dich bezahlen, wenn du mich überzeugen kannst, wo ich gefehlt habe. Der Jude sagte: Ihr habt mir das dritte Wort nie nachgesprochen. „Falsch" war das dritte Wort, das habt ihr mir nie nachgesprochen, und also war die Wette gewonnen.

Zustand von Europa im August 1810.

Oestreich ruht jetzt im Frieden aus von den Wunden des letzten schrecklichen Kriegs, der vom Rhein bis nach Wien und von Italien bis ins Ungarland hinein gewüthet hatte. Eine Tochter des

östreichischen Kaisers Franz ist jetzt die Gemahlin des Kaisers Napoleon, und frisch von den blutigen Schlachten weg, erfolgte eine lange Reihe von Feyer- und Freudentagen von Wien bis nach Paris, und vom Merz bis an den Julius. Aber am letzten Freudentag in Paris gerieth der Tanzsaal, in welchem mehr als 1200 Menschen beisammen waren, plötzlich in Brand, und viele Menschen verunglückten. In Spanien und Portugal dauert der böse Krieg mit den Rebellen und Engländern bis jetzt noch fort, und England ist noch immer mit Wasser umgeben. Dafür sind alle Seehäfen des festen Landes seinen Schiffen verschlossen, und englische Waare ist Contreband, wo der Franzos sie findet. Der römische Pabst lebt in der Stille, seine Fürstenthümer gehören jetzt zur französischen Monarchie, und Rom ist die zweite Stadt des Reichs. Im Königreich Neapel stehen die Neapolitaner und Franzosen, und jenseits über der Meerenge in Sicilien die Engländer in feindlicher Rüstung. Aber bis in die Mitte des Augusts hat man nicht gehört, daß etwas vorgefallen sey. Während der furchtbaren Kriegsstürme um und um, stand die Schweizer-Eidgenossenschaft ruhig und fest, wie ihre Berge, und es ist ihr kein Verdruß, daß man nicht viel von ihr zu erzählen hat. In Deutschland ist unter anderm das neue Großherzogthum Frankfurt aufgerichtet worden. Der ehemalige Fürst Primas ist Großherzog. Aber nach seinem Tod solls erben der Vicekönig von Italien. Mit ein paar andern Veränderungen wars noch nicht im Reinen. Der König von Holland legte seine Krone freiwillig für seinen Sohn nieder. Aber der Kaiser Napoleon sagte, Nein, sondern vereinigte

das

das Königreich Holland auch mit der franzöſiſchen Monarchie, und Amſterdam iſt jetzt die dritte Stadt des Reichs. Von Dänemark weiß man auch nicht viel zu ſagen, aber in Schweden iſt der neue Kronprinz plötzlich des Todes verblichen, und man will nicht recht mit der Sprache heraus, an was. Aber als ſein Leichnam nach Stockholm gebracht wurde, entſtand unverſehens ein Aufruhr, und der ſchwediſche Graf Ferſen wurde zu Tod geſteinigt. Die Ruſſen endlich und die Türken führten bisher mit einander Krieg, auf daß die Händel nicht ausgehen. Doch ſollen die Ruſſen nicht aus allen Schlachten Lorbeere heimgebracht haben. Nein, der Türke wehrt ſich um ſeine Haut, und die Engländer ſind auch hier in dem Spiel.

So ſtanden die Sachen im Auguſt des Jahres 1810, als der letzte Bogen dieſes Kalenders gedruckt wurde. Wie es übers Jahr um dieſe Zeit ausſehen wird, will der Hausfreund für ſich behalten, damit die Leute das Vergnügen haben es ſelber zu erleben. Sonſt könnt er's ſo gut voraus ſagen, als das Wetter.

Andreas Hofer.

Als im letzten Krieg die Franzosen und Oestreicher in der Nachbarschaft von Tirol alle Händevoll miteinander zu thun hatten, dachten die Tiroler: Im Trüben ist gut fischen. Sie wollten nimmer bayrisch seyn. Viel Köpfe, viele Sinne, manchmal gar keiner. Sie wußten zuletzt selber nimmer recht was sie wollten. Unterdessen läuteten in allen Thälern die Sturmglocken. Von allen Bergen herab kamen die Schützen mit ihren Stutzen. Jung und alt, Mann und Weib griff zu den Waffen. Die Bayern und Franzosen hatten harten Stand; besonders in den engen Päßen, wenn Felsenstücke wie Sauerkrautstanden und Schweinställe so groß auf sie herabflogen. Bald glücklich bald unglücklich in ihren Gefechten, nahmen die Rebellen bald Inspruck ein, die Hauptstadt in Tirol; bald mußten sie sie wieder verlassen; bekamen sie wieder, und konnten sie doch nicht behalten. Ungeheure Grausamkeiten wurden verübt, nicht nur an den bayerischen Beamten und Unterthanen, nein auch an den eigenen Landsleuten; Vogel friß oder stirb. Wer nicht mitmachen wollte war des Lebens nicht sicher. Der Jäger Henny könnte davon erzählen, wenn er noch lebte. Endlich als manches schöne Dorf und Städtlein in der Asche lag, mancher wohlhabende Mann war ein Bettler, mancher Leichtsinnige und Rasende verlor das Leben; jedes Dorf, fast jedes Haus hatte seine Leichen, seine Wunden und seinen Jammer, da dachten sie zuletzt, es sey doch besser bayerisch seyn, als sie im Anfang gemeynt hatten, und unterwarfen sich wie-

der. Unversucht schmeckt nicht. Nur einige Tollköpfe wollten lieber zuerst ein wenig erschossen oder gehenkt seyn; zum Beispiel der Andreas Hofer.

Andreas Hofer, Sandwirth in Passeyer und Viehhändler hatte bis über sein 40stes Jahr bis der Aufstand ausbrach, schon manch Schöpplein Wein ausgeschenkt, manch Stücklein Kreide an bösen Schulden verschrieben, und schätzen konnte er ein Häuptlein Vieh trotz einem. Aber im Aufstand brachte er es zum Kommandanten, nicht blos von einem Städtlein oder Thal, nein von der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol, und nahm sein Quartier nicht nur in einem Pfarrhof oder etwa in einem Amthaus, sondern in dem großen fürstlichen Residenzschloß zu Insbruck. An fünfzig tausend Mann Landsturm stand in kurzer Zeit unter seinem Befehl. Wer keine Flinte hatte, präsentirte das Gewehr mit der Heugabel. Was verordnet und ausgefertigt wurde, stand Andreas Hofer darunter, das galt. Sein geheimer Kriegsminister war ein geistlicher Herr, Pater Joachim genannt, sein Adjutant war der Kronenwirth von Pludenz, sein Schreiber ein entlaufener Student. Unter seiner Regierung wurden für dreißigtausend Gulden eigene Zwanzigkreuzerstücke für Tirol geprägt, der Hausfreund hat auch einen Hutvoll davon. Ja, er legte eine eigene Stückgießerei an, aber wie? Die Kanonen wurden aus Holz gebohrt, und mit starken eisernen Ringen umlegt. Item es that gut, nur nicht dem, den's traf. In Inspruck ließ er sich gut auftragen. Selber essen macht fett. Er sagte: ich bin lang genug Wirth gewesen. Jetzt will ich auch einmal Gast seyn. Bei dem allem änderte er seine Kleidertracht nie. Er

gieng einher wie ein gemeiner Tiroler, und trug einen Bart, so lang das Haar wachsen mochte. Nur im rothen Gürtel trug er ein Paar Terzerolen, und auf dem grünen Hut eine hohe Reiherfeder, und neben seinen schweren Regierungsgeschäften trieb er den Viehhandel fort, wie vorher. Jetzt schickte er einen Adjutanten mit Befehlen an die Armee ab, jetzt kam ein Metzger: „Wie theuer die vier Stieren, die ihr bei eurem Schwager eingestellt habt. Sonst war er kein ganz roher Mann: viel Unglück hat er verhütet, wo er wehren konnte. Einem gefangenen Offizier sagte er: Morgen werdet ihr erschossen. Den andern Tag sagte er: Ich habe gehört, daß ihr ein braver Mann seyd, ich will euch einen Paß geben, daß ihr heim könnt. Aber größer war das Unglück, das er durch seine Hartnäckigkeit gegen alle Einladungen zum Frieden und durch seine Treulosigkeit verursachte. Jetzt schrieb er an das bayerische Commando. „Wir wollen uns unterwerfen und bitten um Gnad. Andere Hofer, Oberkommedant in Ditoll gewöster." Zugleich schrieb er an den Adjutant Kronenwirth: „Wehrt euch so lang ihr könnt. Trifts nicht, so gilts nicht." Als sich aber endlich das verblendete Volk der angebotenen Gnade seines großmüthigen Königs unterwarf, und alle welche sich nachher mit den Waffen des Aufruhrs noch blicken ließen, gehenkt wurden, mancher Baum trug solch ein Früchtlein, da war Andreas Hofer nicht daheim zu finden, und an keinem Baum; und es hieß er sey ein wenig spazieren gegangen über die Grenzen. Den Willen dazu mag er gehabt haben in seiner armen hölzernen Hirtenhütte auf einem hohen Berg im hintersten Passeyer

Thal, wo er mit ſeinem Schreiber verborgen lag, und mit 6 Fuß hohem Schnee verſchanzt war. Sein Haus und ſein Vermögen war von den wüthenden Bauern geplündert. Dürftige Nahrung verſchaffte ihm von Zeit zu Zeit ſeine Frau, die jetzt ſelber mit ihren 5 Kindern von fremden Wohlthaten lebt. Da ſah es anderſt aus als in der Burg zu Inſpruck. Schlimmeres Quartier wartete auf ihn. Einer von ſeinen guten Freunden vertrieth für Geld ſeinen Aufenthalt. Ein franzöſiſches Kommando umringte ſeine Hütte und nahm ihn gefangen. Man fand bei ihm vier geladene Kugelbüchſen, viel Geld, wenig Nahrung. Er ſelbſt war von Mangel, Kummer und Angſt abgezehrt. Auf der Abbildung iſt alles zu ſehen. *) So wurde er von einer ſtarken militäriſchen Begleitung unter Trommelſchlag durch das Land nach Italien nach Mantua ins Gefängniß gebracht, und daſelbſt erſchoſſen. In ſolchen Waſſern fangt man ſolche Fiſche.

Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

---

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Das fremde Kind.

Durch den Schnee und durch die Tannen des Schwarzwalds kommt Abends am 5. December 1807 ein achtjähriges Mägdlein halb baarfuß, halb nackt vor das Häuslein eines armen Taglöhners im Gebirg, und gesellt sich, mir nichts, dir nichts, zu den Kindern des armen Mannes, die vor dem Hause waren, und gaukelt mit ihnen, geht mit ihnen, mir nichts, dir nichts in die Stube, und denkt nimmer ans Fortgehen. Nicht anders als ein Schäflein, daß sich von der Heerde verlaufen hat, und in der Wildniß herumirrt, wenn es wieder zu seines gleichen kommt, so hat es keinen Kummer mehr. Der Taglöhner fragt das Kind, wo es herkomme. „Oben aben von Gutenberg.“ Wie heißt dein Vater? „Ich habe keinen Vater.“ — Wie heißt deine Mutter? — „Ich habe keine Mutter“ — Wem gehörst du denn sonst an? — „Ich gehöre Niemand sonst an.“ — Aus allem, was er fragte, war nur so viel herauszubringen, daß das Kind von den Bettelleuten sey aufgelesen worden, daß es mehrere Jahre mit Bettlern und Jaunern sey herumgezogen, daß sie es zuletzt in St. Peter haben sitzen lassen, und daß es allein über St. Märgen gekommen sey, und jetzt da sey. Als der Taglöhner mit den Seinigen zu Nacht aß, setzte sich das fremde Kind auch an den Tisch. Als es Zeit war zu schlafen, legte es sich auf den Ofenbank und schlief auch; so den andern Tag, so den dritten. Denn der Mann dachte, ich kann das arme Kind nicht wieder in sein Elend hinausjagen, so schwer es mich ankommt, eins

mehr zu füttern. Aber am dritten Tag ſagte er zu ſeiner Frau: Frau, ich wills doch auch dem Herrn Pfarrer anzeigen. Der Pfarrherr lobte die gute Denkungsart des armen Mannes, der Hausfreund auch; aber das Mägdlein, ſagte der Pfarrherr, ſoll nicht das Brod mit euern Kindern theilen, ſonſt werden die Stücklein zu klein. Ich will ihm einen Vater und eine Mutter ſuchen. Alſo gieng der Pfarrherr zu einem wohlhabenden und gutdenkenden Mann in ſeinem Kirchſpiel, der ſelber wenig Kinder hat, und der Hausfreund weiß juſt nicht, wie ers dem Manne ſagte: „Peter ſagte er, wollt ihr ein Geſchenk annehmen?“ — Nach dem's iſt, ſagte der Mann. — Es kommt von unſerm lieben Herr Gott. — Wenns von dem kommt ſo iſt's kein Fehler. Alſo bot ihm der Pfarrherr das verlaſſene Mägdlein an, und erzählte ihm die Geſchichte dazu, ſo und ſo. Der Mann ſagte: Ich will mit meiner Frau reden. Es wird nicht fehlen. Der Mann und die Frau nahmen das Kind mit Freuden auf. Wenn's gut thut, ſagte der Mann, ſo will ich's erziehen, bis es ſein Stücklein Brod ſelber verdienen kann. Wenn's nicht gut thut, ſo will ich's wenigſtens behalten bis ins Frühjahr. Denn dem Winter darf man keine Kinder anvertrauen. Jetzt hat ers ſchon viermal überwintert, und viermal überſommert auch. Denn das Kind that gut, iſt folgſam und dankbar und fleißig in der Schule, und Speiſe und Trank iſt nicht der größte Gotteslohn, den das fromme Ehepaar an ihm ausübt, ſondern die chriſtliche Zucht, die väterliche Erziehung und die mütterliche Pflege. Wer das fremde Töchterlein unter den andern in der Schule ſieht, ſollt es nicht erkennen, ſo gut ſieht

es aus, und ſo ſauber iſt es gekleidet. So etwas thut dem Hausfreund wohl, und er könnte den braven Taglöhner und die braven Pflegeltern des Kindes mit Namen nennen, wer ſie ſind und wie ſie heiſſen. Aber über ſeinen Mund kommts nicht.

Geſchwinde Reiſe.

Ein italieniſcher Kaufmann, der auf die Frankfurter Meſſe reiſen wollte, hatte ſich in Stuttgart um einen Tag verſpätet. Alſo mußte er die Extrapoſt anſpannen laſſen. Wie fang ich's an, dachte er, daß ich geſchwind aus dem Feld komme, und doch mit geringen Koſten; Poſtillion, ſagte er, als er in das Kaleſchlein ſaß, fahr langſam, denn ich ſitze nicht nur auf dem Kutſchenkiſtlein, ſondern auch auf einem Blutgeſchwür, und meine entſetzliche Kopfwunde da auf der linken Seite wirſt du hoffentlich ſehen. Eigentlich aber war ſie nicht wohl zu ſehen. Denn fürs erſte war der Kopf mit einem Tüchlein verbunden, das zwar blutig ausſah, fürs zweite hatte er unter dem Verband keine Wunde. Wenn du recht langſam fahrſt, ſagte er, auf der Station ſoll's dich nicht reuen. Der Poſtillion dachte; ſolchen Gefallen kann ich den Roſſen thun, und was das Trinkgeld anbelangt, mir auch, und fuhr ſo langſam, daß die Pferde ſelber anfiengen, eins nach dem andern vor langer Weile zu gähnen, was doch ſelten geſchieht. Nichts deſto weniger ſchrie der Italiener unaufhörlich: Zetter und Mordio. O mein Kopf! o mein Bein! Fahr langſam! Der Poſtillion ſagte: wollt ihr auf der Straße übernacht

bleiben, ſo will ich euch abladen. Ich kann nicht gar fahren, als wenn ich etwas anders ausführete auf den Acker. Thu ich nicht langſam genug. Aber der Paſſagier ſagte: ich ſchieß dich todt, wenn du nicht gemach fahrſt. Auf der Station in Ludwigsburg, als er dem Poſtillion das Trinkgeld gab, gab er ihm zwei ſchäbige Zwölfer, einen Aldus und ein Paar verrufene Kreutzerlein, bis es einen halben Gulden ausmachte. Andere gaben ſonſt wenigſtens acht und vierzig Kreutzer, auch einen Gulden und drüber. Wenns recht preſſirt und wenns recht in der Taſche klingelt, auch einen Kronenthaler. Aber alle Vorſtellung des Poſtillions und alles Proteſtiren half nichts. Hab ich euch nicht ſchlecht genug geführt, fragte er. Nein du haſt mich nicht langſam genug geführt. Geh zum Henker. Der Poſtillion nahm das Geld und dachte: lieber wenig als gar nichts. Aber wart nur, dachte er, du biſt noch lange nicht zu Frankfurt. Als der Ludwigsburger die Pferde einſpannte, fragte er den Stuttgarter: iſt der Weg gut? Schlecht, antwortete der Stuttgarter, und winkte ihm ein wenig abſeits. Ein wenig abſeits ſagte er ihm, was er für einen wunderlichen und geitzigen Paſſagier führe, wie ihm noch keiner vorgekommen ſey. Fahr den Ketzer drauf los, ſagte er, daß die Räder davon fliegen. Er hat drei Bluteiſen, drei Löcher im Kopf und eine geſpaltene Knieſcheibe.

Der Paſſagier, als der Poſtknecht aufſaß, ſagte: fahr langſam Schwager. Es kommt mir auf ein gutes Trinkgeld nicht an. Aber der Poſtillion dachte: Dein Trinkgeld kenn ich. Meine Pferde ſind auf

gesunde Herrn dressirt, sagte er, ich kann sie nicht halten, wenn sie im Lauf sind, und fuhr drauf los, als wenn die ganze türkische Armee hinter ihm drein käme. Der Passagier im Caleschlein bittet vor Gott und nach Gott, lamentirt, flucht daß sich der Himmel mit Wolken überzieht. Alles vergeblich. Auf der Station in Besigheim giebt er dem Postillion dreißig Kreutzer, wie dem erstern. Was bringst du für einen presthaften Herrn, sagte der Besigheimer. Fahr ihn gar todt, sagte der Ludwigsburger, es ist ohnedem nicht mehr viel an ihm, und so recommandirte ihn einer dem andern, und einer fuhr mit ihm geschwinder davon als der andere, so, daß er noch eine Stunde früher nach Frankfurt kam, als nöthig war. In Frankfurt sprang er zur Verwunderung und zum Staunen des Postillions kerngesund aus dem Caleschlein heraus und gab ihm auch dreißig Kreutzer.

Brennende Menschen.

Zwar von feurigen Mannen hat man schon oft gehört, aber seltener von brennenden Frauen. Eine Apothekersfrau geht Nachts mit der Magd in den Keller und will etwas holen. Die Magd steigt mit dem Licht auf eine Stellasche, greift auf den Schaft, wirft eine große Flasche voll Branntwein um, worin ungefähr 6—8 Maas waren, und zerbricht sie, der Branntwein strömt plötzlich herab, so über die Magd, so über die Frau. Das Licht kommt der

Magd an den Ermel. Die Magd fangt an lichterloh zu brennen, roth mit gelbem Schein. Die Frau will ihr zu Hülfe eilen. Die Frau brennt auch an. Beide rennen brennend die Treppe hinauf in den Hof. Der Apothekerjung siehts und springt davon, meint, es woll ihn einer holen, mit dem man nicht gern geht, den der Hausfreund nicht nennen darf. Im Hof am Brunnen begießen sie sich mit Wasser. Das Wasser wird nicht Meister über den Branntewein. Endlich wirft sich die Magd auf den Dunghaufen im Hof, und wälzt sich darauf. Die Frau wirft sich ebenfalls auf den Dunghaufen und wälzt sich auch. Beide löschten aus; die Magd wurde noch geheilt, aber die Frau mußte sterben.

Merke: Wenn man brennt, muß man sich auf einem Misthaufen wälzen. Solches ist auch gut für die, welche den Branntewein inwendig im Leib haben. —

König Friedrichs Leibhusar.

Der Leibhusar König Friedrichs von Preussen muß mit seinem Herrn in gutem Vernehmen gestanden haben. Denn einmal gab ihm der König wegen eines Versehens eine Ohrfeige, daß ihm die Haarlocke, wie man sie damals noch an den Seiten des Kopfes trug, auseinander fuhr, und der weiße Puder davon flog, also daß mans draußen ihm wohl ansehen konnte, wenn er hinaus kam. Der Leibhusar bat wegen seines Versehens um Verzeihung, stellte

ſich aber geradewegs vor des Königs groſſen Spiegel, der im Zimmer war, richtete ſeine Locke wieder zurecht, und ſtäubte mit dem Schnupftuch den Puder vom Kleid, welches unſchicklich war. Dem König kams auch ſo vor, denn er ſagte: was fällt dir ein? Willſt du noch eine? Der Leibhuſar ſagte Nein, er habe genug an einer; aber die andern, ſagte er, brauchen nicht zu wiſſen, wenn ich hinaus komme, was zwiſchen uns vorgefallen iſt. Da lächelte der König wieder, und war nimmer böſe über den Leibhuſar. Item, einmal thut ſo etwas gut, ein andermal nicht.

Andreas Hertzeg.

Am 13. April, zwar ſchon vor 9 Jahren, *) gieng in Ungarn, in der Geſpannſchaft Neograd ein Mann verloren Namens Andreas Hertzeg, und es war ſchade für ihn, denn er war rechtſchaffen, ziemlich wohlhabend und noch nicht lange verheirathet. Man erkundigte ſich nach ihm in allen Dörfern, in allen Geſpannſchaften mündlich, ſchriftlich im Wochenblättlein. Niemand wußte wo er hingekommen iſt. Sein Bruder in einem andern Dorf ſagte zwar, er ſey ſelbigen Morgen bei ihm geweſen. Das wußte ſeine Frau auch, und als er gegen Mittag fortgieng, ſagte er, jetzt wolle er heim. Alſo hielten ihn zuletzt die Seinigen für todt, legten Trauer an, nach ihrer Landesart, und veranſtalteten ihm eine Seelenmeſſe. Er ſelber wußte, ſo wenig als die andern Leute,

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1812.

wo er war, und wo er ſo lange blieb. Aber am 8. Auguſt darauf zuckte etwas in einer Felſenhöhle und ſtreckte ſich, und es kam Empfindung in eine erwachte Bruſt und es richtete ſich etwas auf, und als es auf den Beinen ſtand, ſagte es zu ſich ſelber: „bin ich der Andreas Hertzeg, der jüngere? Ich glaube.“ Als er aber ſchlaftrunken vor die Höhle heraus kam und ſah den heitern blauen Himmel, und wie es zitterte in der Luft vor Hitze; die Bäume hiengen voll Laub und reifer Früchte, die Heuſchrecken und Sommervögel machten ſich luſtig, ein Mägdlein in der Ferne griff an einem Weinſtock nach den weichen Beeren; da ſagte er zu ſich ſelbſt: „ich kann doch nicht der Andreas Hertzeg ſeyn.“ Denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, ſo hats geſchneit und geſtöbert als ich in die Höhle gieng und einſchlief, ſonſt wär ich nicht hineingegangen. Unterdeſſen kam er immer mehr zu ſich, erkannte immer beſſer die Gegend, und als er in der Ferne den Kirchthurm erblickte, und die Häuſer erkannte, und ſein eigenes auch, dachte er, jetzt will ich bald erfahren, wie ich dran bin, denn wenn ich der Andreas Hertzeg bin, ſo muß meine Frau mich kennen. Als er aber in der freien Luft ſich in Bewegung wollte ſetzen, da war er ſo kraftlos und ſo matt, und als er in die Taſche griff, ob er ein Pfeiflein Taback rauchen könne, blieb ihm die ganze Taſche in den Händen, denn auf der Seite, wo er gelegen war, waren ſeine Kleider mürb geworden und verfault. Doch kam er mit Noth und Mühe in das Dorf, und ſeine Frau ſaß vor der Thüre und ſchabte gelbe Rüben. Da warf ſie, ihren Mann erblickend, in freudigem Schrecken das Meſſer weg, und ſprang

auf ihn zu, und als ſie ihn mit Thränen und Liebe umarmen wollte, ſagte er: „Gemach! wirf mich nicht um!“ und erkannte, daß er doch der Andreas Hertzeg ſey. Hierauf erzählte ſie ihm, wie ſie ſich um ihn bekümmert und geweint und wie ihn jedermann für todt gehalten habe, und heute ſey der 8te Auguſt, und fragte ihn, wo er unterdeſſen geweſen, und was ihm zugeſtoßen ſey. Wenn heute der 8te Auguſt iſt, ſagte er, ſo hab ich weiter nichts als 16 Wochen lang geſchlafen in der Felſenhöhle bei Berceßno. Und ſo wars auch. Sechszehn Wochen hatte er geſchlafen ohne Speiſe, ohne Trank, ohne Deckbett und ohne Pfulben, und war jetzt wieder da. Dies iſt ein merkwürdiges Ereigniß, und beweiſt, daß die Gelehrten noch lange nicht genug die Natur des menſchlichen Körpers ausſtudirt haben. Denn nicht jeder hätte Ja geſagt, wenn er wäre vorher gefragt worden, ob ſo etwas möglich ſey.

Nunmehro aber wird ſich der geneigte Leſer freuen auf die Mahlzeit, und wie ſich der ausgehungerte Mann eine Weinſuppe kochen läßt 22 Zoll im Durchmeſſer und 9 Zoll Tiefe, wie er ein paar Spanferkel ſchlachten läßt und ein Kalb und wie er jetzt hinwiederum 16 Wochen lang wachen, und dem Nachtwächter den Dienſt abnehmen kann um eine Kleinigkeit. Nichts nutz! (pflegt der Präſident zu ſagen, der mit dem Hausfreund das Geſpenſt geſehen hat) ſondern er war vor großen Schmerzen in den Kinnladen nicht capable den Mund zum Eſſen zu öffnen, konnte nur etwas dünne kräftige Brühe zu ſich bringen, ward täglich ſchwächer und elender und empfieng am 4ten Tag das heilige Abendmahl,

und ſchlief in Gottes Namen noch einmal ein, bis ihm nachher am dritten Tag ein böſes Geſchwür im Kopf aufgieng, und die Materie davon zu den Ohren herausfloß.

Als aber das Geſchwür ſich geöffnet und halber wieder geſäubert hatte, kam auch der Mann nach und nach wieder zu ſeinen völligen Kräften und in ſeine Ordnung, hat unterdeſſen mehrere Kinder erzielt, lebt noch bis auf dieſe Stunde und iſt geſund.

Der Hausfreund verlangt nicht, daß ihm der geneigte Leſer dieſe ſeltſame Geſchichte auf ſein Wort glauben ſoll, maßen er ſelber nicht dabei geweſen iſt. Aber die Sache iſt hernach gerichtlich von den Herrn der Geſpannſchaft und von dem Phyſikat unterſucht und als authentiſch in die Akten gebracht worden, und ein rechtſchaffener Herr daſelbſt hat ſie vorriges Jahr wieder aus den Akten herausgezogen und in der Stadt Wien durch den Buchdruck bekannt gemacht.

Der Rekrut.

Ein junger ſchön gewachſener Burſche mit krauſen röthlichten Haaren und viel Laubflecken, ſagte dem preußiſchen Offizier, der ihn hinten auf ſein Gefährt aufſitzen ließ, nicht wo er daheim ſey, bis es Zeit war. Auf das Gefährtlein aber war er folgendergeſtalt gekommen. Als der Offizier an ihm vorbei fuhr auf der Straße, etwas langſam, weils bergan gieng, und bei ſolcher Gelegenheit ein Pfeifchen

Taback ſtopfte, dachte der Rothkopf: „Fahren iſt ringer als laufen, wenns gerathet," und zog auch ſein hölzernes Pfeiflein aus der Taſche. „Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn, gnädiger Herr, und mir auch Taback geben zu einer Pfeife. Ich will euch derweilen Feuer ſchlagen. Dem Offizier, der aus dem Urlaub zu ſeiner Garniſon zurückkehrte, leuchtete das kräftige Alter und der ſchöne kecke Wuchs des Knaben nicht übel ein. Wo biſt du her mein Sohn? — Von da und da. Ihr müßt ja durchgefahren ſeyn, vor etwa einer Stunde. Mein Vater iſt der Schwanenwirth, eigentlich aber mein Stiefvater. — Was iſt dein Geſchäft auf der Straße? — Drum will ich dem König dienen, und gehe auf den nächſten Werbplatz. — Wie viel Jahre haſt du? — Neunzehn ſeit vorgeſtern, und nicht viel gute darunter. Drum hat mir vorgeſtriges Tages die Mutter einen Kronenthaler gegeben. Großer, hat ſie geſagt, du wirſt heute neunzehn Jahre alt, mach dir einen guten Abend dafür. Für einen Kronenthaler kann man mehr als Einen Rauſch trinken, aber ich habe nur Einen dafür getrunken. Heute früh, vor zwei Stunden, als ich noch im Bett lag, iſt der Vater mit dem Geißelſtecken gekommen, und hat mich gewalkt. Es iſt nicht das erſte mal. Und die Mutter hat er auch bearbeitet. Es iſt auch nicht das erſtemal. Willſt du alles an den Lümmel henken, hat er geſagt, an den rothhärigen Galgenſtrick? — Der Offizier gab ihm hierauf ein wenig Taback in die Hand, und ſagte: du kannſt hinten aufſitzen, wenn wir auf der Höhe ſind. Ich will dich mitnehmen. — Ich verlange kein Handgeld, ſagte der Rothkopf, und ſchlug an die Taſche.

Kann

Kann man den Schwanenwirth zwingen, fragte er, daß er mir mein Väterliches verabfolgen läßt, wenn ich majorenn bin. Der Offizier ſagte: So bald du majorenn wirſt, ſolls nicht fehlen. Auf der Station, wenn die Pferde gewechſelt wurden, ließ er ihm gut einſchenken, um ihm frohen Muth zu machen, und wenn er ausgetrunken hatte, ſagte er: es ſchmeckt, doch nicht recht, wies ſoll, wenn man den Tag vorher etwas zu viel gehabt hat. Unterwegs ſaß er bald auf dem Brett, bald ſtellte er ſich wie ein Bedienter, der hinten aufſteht, erzählte dem Offizier allerlei, oder pfiff ein luſtiges Stücklein. Der Offizier ſagt: Du kannſt Pfeifer-Major werden, bei des Königs Leibgarde. Solche giebts nicht viel in der Armee. — Ich kann auch die Orgel ſpielen. — Gut! du kannſt auch General-Feldorgelſpieler werden. Aber zuerſt mußt du von unten herauf, als Regimentsblasbalgtreter dienen. Wart nur, dachte er, bis ich dich in Magdeburg habe. Das Orgelſpielen wird dir vergehen. Aber gegen Abend als ſie durch den Wald fuhren, ſtellte ſich der Rothkopf wieder auf die Beine, eigentlich aber nur auf eins, denn das andere hielt er auf den Sprung parat. Jetzt, wenn ihr um die Waldſpitze herum ſeyd, gnädiger Herr, rechts erblickt ihr in der Ferne ein Dorf mit einem halben Kirchthurm, dort bin ich daheim. Ich bedanke mich, daß ihr mich ſo weit habt laſſen mit fahren. Aber als er die letzten Worte ſagte, ſprang er ſchon über dem Straßengraben, und huſch in den Wald hinein, wie ein gejagter Hirſch; weg war er. Denn es war ihm nur ums Mitfahren zu thun.

Der Offizier ſchoß ihm zwar mit der Kugelbüchſe nach. Aber die Kugel konnte ihn im Wald zwiſchen den vielen Bäumen nimmer ausfindig machen. Der Poſtillion aber ſagte: Es hat mich ſchon lang Wunder genommen, was ihr mit dem Halunken hinten auf der Chaiſe thut. Ich kenne den rothen Spitzbuben wohl, ſagte er.

Herr Chriſtian Kuhmann, des geneigten Leſers Landsmann.

In Rohrbach, einem badiſchen Dorf bei Gochsheim, wurde vor 68 Jahren einem armen Taglöhner ein Sohn geboren. Das iſt derjenige, von welchem wir reden, und als er getauft wurde, dachten die Gevatterleute auch nicht daran, daß ſie einen kaiſerlich franzöſiſchen Reichsbaron in die Kirche tragen. Schon in ſeiner Kindheit ſtarb ihm der Vater, und man hielt es wohl für ein großes Unglück; aber der liebe Gott ſagte: „Laßt mich nur machen," und gab ihn vor der Hand einem rechtſchaffenen Mann, einem Bildweber in Pflegſchaft und nachher auch in die Lehre. Wie er aber als ausgelernter Handwerksburſche nach Straßburg in die Fremde und zu einem Meiſter kam, da lachte ihm vor Freuden das Herz, wenn er die ſchönen Regimenter ſah aufmarſchiren, und hörte den luſtigen Marſch, und wenn er wieder an ſeinen Webſtuhl ſaß und das Schifflein und die Fäden durch den Zettel ſchoß, wenn ein Faden entzweibrach, rief er: Bataillon halt!

Aber wenn der Faden angeknüpft war, kommandirte er wieder: Vorwärts Marſch! Eines Tages aber dachte er auf einmal: Was hab ich das nöthig? Ich geh zu Prinz Max Regiment Elſaß und nimm Handgeld. So gedacht, ſo geſchehn. Merke: der Herr Baron Kuhmann war ein braver und geſchickter Webersknecht, und iſt nicht aus Leichtſinn, oder aus Faulheit, oder wegen eines liederlichen Streiches, Soldat worden, oder im Rauſch, ſondern es iſt inwendig in ihm geſeſſen, und die Montur hat ſich nur heraus gekehrt. Solches wird ſich alſo bald offenbaren. Denn der Prinz Max, der damals ebenfalls nicht daran dachte, daß ein König in ihm ſtecke, nämlich der jetzige König von Baiern, ein gütiger Soldaten- und Menſchenfreund, fand an ihm einen braven und ordnungsliebenden Soldaten und ſchenkte ihm bald ſeine Gunſt. Eines Tages ſagte er zu ihm: Kuhmann, ſagte der Prinz, wenn du beſſer ſchreiben und rechnen könnteſt, leſen ohnehin, ſo ſollte dir eine Unteroffiziersſtelle nicht fehlen. Da lernte Kuhmann bei einem Landsmann, der damals in Straßburg ſtudirte, Schreiben und Rechnen, und brachts in kurzer Zeit bis zum Corporal, nein zum Sergeanten. Aber jetzt ſtand er an einem böſen Schlagbaum, über den er nicht ſpringen konnte, weil er damals noch auf bürgerlichen Beinen ſtand. Denn wer damals bei dem Regiment Elſaß weiter kommen und Offizier werden wollte, mußte von adelicher Geburt und Herkunft ſeyn, kein Webersknecht von Rohrbach. Als aber in derſelbigen Zeit ein neues leichtes Dragoner-Regiment errichtet wurde, wo mans vermuthlich im Anfang nicht ſo genau nahm, empfahl ihn der Prinz Max dem Inhaber

desselben zu einer Offiziersstelle; so gütig war der Prinz. Also wurde jetzt der Sergeant Kuhmann Offizier bei dem Dragoner-Regiment von Cevennes. Drüber brach die Revolution aus, wo eine Kundschaft so gute Dienste leisten konnte, als ein Adelsbrief, und noch bessere. Kuhmann nahm keinen Antheil an den Unruhen und Unthaten, sondern sagte: „wenn alles revoluzionirt, so will ich meinem Kommandanten getreu bleiben." Also gehorchte er seinem Kommandanten, was er sagte und befahl, und half die Aristokraten fortjagen. In dieser Zeit also, und während des Kriegs, stieg er durch seine Tapferkeit von einer Ehrenstufe zur andern, und war unter Napoleons Anführung nicht der letzte bei der siegreichen Schlacht von Marengo, und Napoleon mußte ihn wohl gesehen haben, wie er mit seinen Schwadronen in die östreichischen Kugeln hineintritt. Denn als er das Veteranen-Fest in Paris gab, der Herr Kuhmann war bereits schon ein bejahrter Mann, und hatte nimmer viel Haare im Zöpflein, da ernannte ihn der Kaiser zum Obristen, ja zum Kommandanten der neuen Militärschule in Fontänebleau, ja zum französischen Reichsbaron, und schenkte ihm den Orden der Ehrenlegion. So weit hats der Landsmann des geneigten Lesers, der Herr Christian Kuhmann von Rohrbach, Bezirksamt Gochsheim gebracht, und starb als ein hochgeehrter Mann den 18. Jänner 1811. Wenn er nicht ein edler Biedermann gewesen wäre, und nicht seine Untergebenen wie Kinder geliebt hätte, so hätten sie nicht gleich verlassenen Waisen an seinem Sarge geweint, und gesagt: Wir haben unsern Vater verloren. So ein Wort auf den Weg in die

Ewigkeit ist noch mehr werth, als der Titel Reichsbaron, meint der Hausfreund.

Gute Geduld. *)

Ein Franzos ritt eines Tages auf eine Brücke zu, die über ein Wasser gieng und fast schmal war, also daß sich zwei Reitende kaum darauf ausweichen konnten. Ein Engländer von der andern Seite her ritt auch auf die Brücke zu, und als sie auf der Mitte derselben zusammen kamen, wollte keiner dem andern Platz machen. „Ein Engländer geht keinem Franzosen aus dem Wege," sagte der Engländer. Par Dieu, erwiederte der Franzos, mein Pferd ist auch ein Engländer. Es ist schade, daß ich hier keine Gelegenheit habe, es umzukehren, und euch seinen Stumpfschweif zu zeigen. Also laßt doch wenigstens euern Engländer, auf dem Ihr reitet, meinem Engländer, wo ich darauf reite, aus dem Wege gehen. Euerer scheint ohnehin der jüngere zu seyn; meiner hat noch unter Ludwig dem Vierzehnten gedient, in der Schlacht bei Käferolse Anno 1702.

Allein der Engländer machte sich wenig aus diesem Einfall, sondern sagte: Ich kann warten: Ich habe jetzt die schönste Gelegenheit die heutige Zeitung zu lesen, bis es euch gefällt, Platz zu machen. Also zog er kaltblütig, wie die Engländer sind, eine Zeitung aus der Tasche, wickelte sie aus einander, wie eine Handmehle, und las darin eine Stunde lang, auf dem Roß und auf

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

der Brücke, und die Sonne ſah nicht aus, als wenn ſie den Thoren noch lange zuſehen wollte, ſondern neigte ſich ſtark gegen die Berge. Nach einer Stunde aber, als er fertig war und die Zeitung wieder zuſammen legen wollte, ſah er den Franzoſen an und ſagte: Eh bien! Aber der Franzos hatte den Kopf auch nicht verloren, ſondern erwiederte: Engländer, ſeyd ſo gut, und gebt mir jetzt eure Zeitung auch ein wenig, daß ich ebenfalls darin leſen kann, bis es Euch gefällt auszuweichen. Als aber der Engländer dieſe Geduld ſeines Gegners ſahe, ſagte er: Wißt Ihr was, Franzos? Kommt, ich will Euch Platz machen. Alſo machte der Engländer dem Franzoſen Platz.

Lange Kriegsfuhr. *)

Dieß iſt die Geſchichte, die dem Hausfreund vor einem Jahr ein unſichtbarer Freund geſchenkt hat, und der Freund ſagt, er kenne die Abkömmlinge des Wirths, und die Sache ſey ganz gewiß.

Im dreißigjährigen Krieg, der Schwed zog durch ein namhaftes Dorf im Wieſenkreis, und in dem Dorf durchs Wirthshaus, und im Durchziehen durch den Hof blieb der Knecht des Wirths mit einem Wagen und vier Pferden an der Colonne hängen. Denn er mußte Torniſter führen, und Offizierskiſten und Weibsleute. Der Meiſter ſagte: Komm bald wieder heim Jobbi! Der Jobbi dachte: An mir ſolls nicht fehlen. Die Meiſterin weinte und

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

lamentirte, aber ein ſchwediſcher Corporal ſagte: Man wird Roß nicht freſſen. Tartar frißt Roß. Indeſſen gieng die erſte Tagsſtation nur bis nach Freiburg, die zweite nur bis nach Kippenheim, die dritte nur bis nach Ortenberg, die vierte nur bis nach Hornberg, die fünfte nur bis nach Villingen im Schwarzwald. Dem armen Jobbi ſo hoch droben bei den Wolken, war ſchon das Leben feil, und die Pferde hätten auch gern ins Gras gebiſſen, aber noch lieber in den Haber. Und unter allen vieren beklagte der Jobbi am meiſten ſein Lieblingsroß den Jockli, daß er ſchon in ſeinen beſten Jahren ein Kriegsheld werden mußte. Aber das half alles nichts. Wo man hinkam, waren keine Fuhren zu haben, ſo mußte der Jobbi und der Jockli mit, ungefragt und ungebeten bis weit hinein ins Schwabenland und hinter ſich und für ſich, und aus ſo viel Tagen wurden ſo viel Monate und mehr, bis er einmal zwiſchen einem Montag und Dienſtag Gelegenheit fand, eine Spazierfahrt für ſich zu machen ins Freye. Die öſtreichiſchen Vorpoſten riefen ihn an: Wer da? — Gut Freund. — Wer iſt gut Freund? Der Jobbi von da und da. Bassamallergi, ſagte der Corporal, biſt du Jobbi von da und da? Der Corporal hatte auch ſchon einen Schluck Branntwein oder vierundzwanzig bei ſeinem Meiſter getrunken und kannte den Jobbi, und der Vorpoſtenhauptmann war auch ſchon auf dem Jockli nach Waldshut geritten und kannte den Jockli. Alſo ſagte der Hauptmann: Willſt du einen Paß nach Haus oder willſt du bei uns bleiben und Geld genug verdienen? Da dachte der Jobbi: Aufgegeben hat mich der Meiſter ſchon lang und einen andern Zug gekauft. Attrappirt mich

unterwegs der Schwed, so gehts zu bösen Häusern oder gar zu bösen Bäumen, und der Mund stand ihm voll Wasser, wenn er sah, wie die östreichischen Dukaten flogen, und auf den Boden fielen, und niemand buckte sich darnach. Denn der östreichische Krieg hat Geld. Also blieb der Jobbi bei der Armee, hauderte hin und her, bis nach Pressburg hinein im Ungarland und wieder zurück, handelte auch ein wenig und gewann Hüte voll Geld. Der Wagen zerbrach; er kaufte sich einen neuen. Ein Pferd fiel nach dem andern, die Beute hatte andere. Nur der Jockli hielt aus Berg auf und ab, durch dick und dünn. Gleichwohl dachte der alte Knabe oft an den Meister und an die Meisterin daheim, und wie er auch wieder einmal zurückwolle, wenns sauber sey im Reich. Und der Meister und die Meisterin daheim dachten auch manchmal an den Jobbi selig, und wie es ihm möge ergangen seyn bei den Schweden. Eines Tags, als schon alle Kanonen vom Rhein bis an die Donau und bis an die Ostsee versauft hatten, die Meisterin schnitt die Suppe ein zum Mittagsessen und der Wirth richtete den Zeiger an der Wand-Uhr, denn es schlug auf der Kirche, da seufzte die Frau, und sagte nichts. Der Meister fragt: „Was fehlt dir?" — „He nichts, sagte sie, ich hab an den Jobbi gedacht, Gott hab ihn selig, und an den schönen Zug, heut jährt sichs wieder." — Es wird sich noch vielmal jähren, sagte der Mann. Gottlob daß wieder Ruhe im Lande ist. Indem tritt der Hausknecht herein, und sagt: Meister, da draußen haltet ein ebsonater Gesell, ein Ungar mit schneeweißem Bart und 4 Rossen, der aussieht wie ein Marketender und hat auch so

ein Branntweinfäßlein auf dem Wagen. Kommt mir der Sapperment frangſchemang in den Stall und ſagt: „an dieſem Platz bin ich der Meiſter; drauf jagt er eure Pferde in den Hof hinaus und bindet die ſeinigen an. Iſt noch Krieg oder iſt's Frieden? Indem der Meiſter hinaus will, kommt der Ungar hinein und ſagt: Gemach! — Der Wirth fragt: Woher des Landes? Solche Gäſte haben wir auch ſchon gehabt. „Eine Halbe will ich, ſagte der Ungar, von eurem Beſten und zwei Gläſer. — Das iſt nicht von euerm Beſten, ſagte er nachher. Von dem Krenzacher will ich, im hintern Keller, oder von dem Laufemer hinter der Brodbahre, wo die Katz darauf ſitzt. Der Wirth ſagt: Woher wißt ihr, was ich für Wein im Keller habe? Der Ungar ſagt: Von euerm Knecht dem Jobbi, und wollte ſich noch lange verſtellen. Als er aber ſeinen Namen hörte, wiewohl er ihn ſelber ausſprach, konnte er nimmer an ſich halten, ſondern griff die Hand des Meiſters, und die Thränen rannen ihm aus den Augen in den weißen Bart, wie der köſtliche Balſam, der herabfließt in den Bart Aarons, der herab fleußt in ſein Kleid und Luſt und Freude erregt. Ich bin ja der alte Jobbi, ſagte der vermeinte Ungar, wo einmal bei euch — Aber der Wirth und die Wirthin unterbrachen ihn mit einem lauten Freudengeſchrei, und den Jockli hab ich auch wieder mitgebracht, ſagte der Jobbi, die andern ſind neu. Jetzt giengs an ein Bewillkommen und an ein Fragen, der Wirth rief die Kinder zuſammen, der Jobbi ſey wieder da, und die Mutter brachte die Kleinen eins an der Hand, eins auf dem Arme; aber ſie fürchteten ſich und ſchrien vor dem fremden Bart;

und der Herr Schulmeiſter kam im Vorbeigehen auch herein. Als aber der Meiſter ein Glas zum Willkommen mit ihm getrunken hatte, und wollte ihm das zweite einſchenken, ſagte der Jobbi: das Fäßlein! Wir müſſen zuerſt das Fäßlein abladen. Drauf brachte der Wirth, der Jobbi und der Hausknecht ein Fäßlein; aber nicht mit Branntwein, nein voll kaiſerlicher Thaler und Kremnitzer Dukaten ab dem Wagen herein, ſo ſchwer ſie tragen konnten. Dieß iſt euer Geld, ſagte der Jobbi, das ich euch ehrlich verdient habe. Ich verlange nichts als für die ſechs Jahre meinen Lohn, und für den Jockli den Ruheſtand. Der Meiſter ſagte: Du ſollſt keinen Lohn von mir bekommen, ſondern du ſollſt das Kind im Hauſe ſeyn und zwar das älteſte. Aber der Jobbi ſagte: Ihr habt unterdeſſen, wie ich ſehe, Kinder genug bekommen. Laßt mich, wie ich bin, und gieng mit einem Mund voll Brod hinaus, um nach den Pferden zu ſehen, und ſeine alten Geſchäfte zu verrichten wie vorher, als wenn er nie weg geweſen wäre.

Alſo blieb er bis an ſein Ende im Dienſte ſeines Meiſters, und vermachte ihm, weil er keinen Erben hatte, noch ſein Vermögen von 520 Pfund Basler Währung, thut 416 Gulden rheiniſch. Der Meiſter aber rührte das Geld nicht an, ſondern ſtiftete es für die Armen.

Merke: der Hausfreund kann letzteres nicht für gewiß ſagen. Aber er denkt ſo; War der Jobbi ein guter Knecht, ſo war der Meiſter ein guter Menſch. Fromme Herrſchaft zieht frommes Geſinde. Grobheit, Fluchen und Geiz iſt der falſche Weg zu

gutem Gesind, hinten herum. Ist also der Wirth ein so raisonabler Mann gewesen, hat er auch das Geld den Armen geschenkt.

Zwei Tage nach dem Jobbi starb auch der Jockli. Merke: die Kleidertracht auf der Abbildung ist nicht, wie man sie jetzt trägt, sondern wie sie im dreißigjährigen Krieg getragen wurde, und der Mann mit dem freundlichen frohen Gesicht neben der Wirthin ist ohne Zweifel der Herr Schulmeister. Sieht er nicht aus fast wie ein Weihbischof?

Der schwarze Mann in der weißen Wolke.

Sonst hat der Hausfreund nie viel auf Gespenster gehalten, wenn einem die Gespenster erscheinen; diesmal zwar auch nicht. Denn als er eines Tages es war aber Nacht, mit dem Adjunkt und mit dem Vicepräsident durch den Brassenheimer Wald nach Hause gieng; vornehme Herren schämen sich nicht, mit ihm zu gehen, und gut Freund zu seyn, absonderlich bei Nacht, wenn es niemand sieht, und wenn sie selber froh sind, daß sie jemand begleitet; denn als sie aus dem Wald kamen, schlug es 12 Uhr in Brassenheim und die Mitternacht seufzte in den Bäumen. Ein schwacher Wind wehte durch die finstere Nacht und der Himmel war verhängt, nur bisweilen schimmerte der abnehmende Mond ein wenig durch die Wolken, wo sie am brüchigsten waren.

Adjunkt, ſagte der Vicepräſident, wiſt ihr nichts zu erzählen? Ja, ſagte der Adjunkt: die Hirſchauer wollten Anno 3 eine Brücke bauen, ſo ſtellten ſie die Brücke der Länge nach in den Strom, denn ſie ſagten: Es ſieht beſſer aus, und wenn ein groſſes Waſſer kommt, kann es beſſer an der Brücke vorbei, und nimmt ſie nicht mit. Adjunkt, ſagte der Hausfreund, ſind wohl die Flinten zuerſt erfunden worden, oder die Ladſtecken? Der Adjunkt ſagte: die Ladſtecken. Denn ſonſt wäre es nicht der Mühe werth geweſen, die Flinten zu erfinden, weil man ſie doch nicht hätte laden können. Als aber der Adjunkt nieſſen muſte, dreht er den Kopf ſeitwärts gegen das Feld und nieſt. Indem er den Kopf ſeitwärts dreht, druckt er ſich auf einmal an den Hausfreund. Habt ihr nichts geſehn, Hausfreund, ſagte er ängſtlich und leiſe. Eine ſchneeweiſſe Wolke ſtieg aus der Erde auf und in der Wolke ſtand ein ſchwarzer Mann, und hat mir gewinkt, ich ſoll kommen. Warum ſeyd ihr nicht gegangen, ſagte der Hausfreund. Es ſind euch Funken aus den Augen gefahren, weil ihr habt nieſſen müſſen. Er hat das Feuer im Elſaß geſehen, ſagte der Vicepräſident. Aber bald vergieng uns der Spaß, und die Mitternacht ſchauerte allen durch Mark und Bein. Denn im nämlichen Augenblick erſcheint wieder die weiſſe Wolke, und in der weiſſen Wolke die ſchwarze Geſtalt und winkt. Weg wars wieder auf einmal. Habt ihrs jetzt geſehen, fragte der Adjunkt, es iſt gut, daß der Herr Präſident bei uns iſt, mit uns zweien machte er kurzen Prozeß. Aber der Präſident dachte, es iſt gut, daß der Hausfreund bei mir iſt, daß ich mich an ihm heben kann. Denn allen zitter-

ten die Kniee und der Muth ſtieg keinem ſonderlich in die Höhe, aber das Haar. Der Hausfreund wills einſtweilen dem geneigten Leſer zu rathen geben, was es war. Denn als wir wieder ein wenig zur Beſinnung gekommen waren, obgleich die Erſcheinung wenigſtens ſiebenmal wieder kam, ſagte endlich der Präſident: Hausfreund, ihr habt doch am meiſten getrunken in Neuhauſen, ſo werdet ihr auch den meiſten Muth haben; redet den Geiſt an. Da rief der Hausfreund: „Alle guten Geiſter“ ſchwarze Geſtalt der Mitternacht, wer biſt du? Da rief der Geiſt mit Zetergeſchrei: Ich bin der Laveri Taubenkorn von Braſſenheim. Um unſrer lieben Frauen willen verſchont mich!

Merke: Der Taubenkorn iſt ein unbeſcholtener Gerichtsmann in Braſſenheim und wirthet; alſo kennt ihn der Hausfreund wohl, und iſt ein lobenswerther Feldmann, dem keine Stunde in der Nacht zu ſpät oder zu früh iſt für ſeinen Acker. Als ihn nun der Hausfreund fragte: Laveri, was treibt ihr für Blendwerk? ſeyd ihr mit dem Böſen im Bund? — Sagte er: ſeyd ihrs Hausfreund? Nein, ich ſtreue Gyps auf meinen Kleeacker. Der Wind iſt gut, und es kommt bald ein linder Regen. Alſo wenn er eine Hand voll Gyps auswarf entſtand die Wolke ein wenig vom Mond erhellt, und man ſah darin den Laveri wie einen Schatten, und wenn er die Hand zurückzog, meinte man, er winke, aber wenn das Gypsmehl verflogen und gefallen war, ſah man nichts mehr. — Ihr habt mich rechtſchaffen erſchreckt, ſagte der Laveri zum Hausfreund, denn ich habe nicht anders geglaubt, als es beſchreit mich ein Geſpenſt. Ein andermal laßt euere Poſſen bleiben.

Das Bettelkind.

Zu einem betagten Herrn, der zwar wohlthätig, aber faſt wunderlich war, kommt ein freundliches Bettelkind und bittet ihn um ein Allmoſen. Wir haben ſchon ſeit dem Samſtag kein Weißbrod mehr, und das ſchwarze iſt ſo theuer, weil die Laibe ſo groß ſind. Der Herr, der auf Ordnung hielt und das Betteln nicht wohl leiden konnte, ſagte: Weil du ſonſt ſo beſcheiden biſt, ich habe dich noch nie geſehen, und heute zum erſtenmal zu mir kommſt, ſo will ich dir zwar ein Sechskreuzerlein ſchenken. Aber unterſtehe dich nicht, daß du dich wieder bei mir blicken laſſeſt, ſonſt gehts mit einem Groſchen ab. Alſo holte das Kind in Zukunft den Groſchen faſt über jeden andern Tag. Als er aber des Ueberlaufens müde war, ſagte er: Jetzt bin ichs müde. Wenn du dich noch einmal unterſtehſt, ſo ſetze ich dich auf einen Kreutzer herab. Alſo kam das Kind in Zukunft alle Morgen und holte den Kreutzer. Die Köchin rieth dem Herrn, er ſolle dem Kind gar nie mehr etwas geben, ſo wirds ſchon wegbleiben. So? ſagte er, das iſt mir ein ſauberer Rath. Seht ihr nicht, je weniger man ihm gibt, deſto öfter kommts?

Waſſerläufer.

Bekanntlich will es Leute geben, die im Waſſer nicht untergehen.

Einer erzählte in einem Wirthshaus, er ſey in Italien, von der Inſel Capri aus eine halbe Stunde weit aufrecht durch das mittelländiſche Meer gegangen, und das Waſſer ſey ihm nicht höher gegangen als an die Bruſt. Mit der linken Hand habe er Taback geraucht, nämlich die Pfeife gehalten, und mit der rechten nur ein wenig gerudert.

Ein anderer ſagte: das iſt eine Kleinigkeit. Im Krieg in den neunziger Jahren iſt ein ganzes Bataillon Rothmäntler oberhalb Mannheim aufrecht über den Rhein marſchirt, und das Waſſer reichte keinem höher, als bis an die Knie.

Ein Dritter ſagte: Solches war keine Kunſt. Denn ſie hatten ſelbigen Tag, als ſie am Rhein ankamen, ſchon einen Marſch von 20 Stunden zurückgelegt. So haben ſie davon ſolche Blaſen an den Füßen bekommen, daß es ihnen nicht möglich war tiefer, als ſo, im Waſſer zu ſinken.

Das Vivat der Königin. *)

Nicht eben ſo gut als der Franzos der dem Engländer auf der Brücke zu Pferd begegnete, kam ein anderer Franzos zu Königszeiten mit einem andern Engländer davon in einem Wirthshaus. Der Eng-

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

länder saß schon über eine halbe Stunde still und stumm in einer Ecke, und wartete auf einen Chirurgus, hätte gern die Zähne zusammengebissen vor Ungeduld, aber einer davon war hohl und that ihm von Zeit zu Zeit entsetzlich weh, zum Exempel diesmal. Kommt auf einmal der Franzose, ein Perückenmacher oder so etwas an den Tisch, wo der Engländer saß, und wollte seinen Kameraden einen Spaß zum Besten geben. Denn er glaubte der Engländer sey dumm, oder noch scheu dort zu Land. Also fing er ein langes Gespräch mit ihm an, worauf der Engländer wenig antwortete, rühmte ihm, was Frankreich für ein reiches und großes Land sey, und daß einer schon ein gutes Pferd haben müsse, wenn ers in drei Vierteljahren durchreiten wolle, und wie der König so gerecht sey, und die Königin so gut. Aber auf das Wohl der Königin, sagte er, trinkt ihr doch eins mit mir, und noch mehr? Als sie ausgetrunken hatten, zerriß der Franzos die Hemdkrause an seinem alten abgewaschenen Hemde und sagte: Es lebe die Königin! Gentelman, sagte er, ihr müßt eure Hemdkrause auch zerreißen auf das Wohlseyn der Königin. Ich hab meine auch zerrissen. Geht zum Henker, ihr Sappernent, sagte der Engländer, euer Hemd hat nimmer weit in die Papiermühle. Meins kommt nageineu von der Näherin weg und ist an einigen Orten noch ganz heiß vom Durchzug der Nadel. Aber der Perückenmacher sagte: Herr ich verstehe keinen Spaß! Entweder zerreißt ihr euer Hemd, oder ihr müßt euch mit mir stechen auf Leben und Tod. Wollte der fremde Engländer keinen Spektakel haben, so mußte er seine Hemdkrause zerreißen wie der Franzose. Aber

jetzt

jetzt wurde er auf einmal freundlich und redſelig und erzählte dem Perückenmacher viel von England und von London, und von dem großen Kirchthurm in London, und wie einer droben ſchon gute Augen haben müſſe, wenn er unten die Stadt noch ſehen wolle, bis der Chirurgus kam. Als der Chirurgus kam und fragte, was der fremde Herr befehle, „Seyd ſo gut, ſagte der Engländer, und zieht mir dieſen Stockzahn da aus, den dritten aufs Wohlſeyn der Königin von England! Herr, ſagt er zu dem Perückenmacher, ihr bleibt da ſitzen und rührt euch nicht. Als der Zahn glücklich heraus war, ſagte er zu dem Zahnarzt, ſeyd ſo gut und zieht jetzt dieſem Herrn da ebenfalls einen Zahn aus, aufs Wohlſeyn der Königin von England. Guter Freund, ſagte er, ihr müßt euch auch einen austreißen laſſen, ich hab mir auch einen austreißen laſſen. Da vergieng dem Spaßmacher der Muthwillen und die rothen Backen, und proteſtirte zwar, die Sache ſey nicht gleich. Euer Zahn da, ſagte er, iſt ſo hohl, daß eine Häſinn drin ſetzen könnte. Die meinigen ſind alle ſo kerngeſund, daß ich eine Bleikugel damit breit beißen kann. Wenn drei Lilien drauf wären, könnt ich Geld damit prägen. Aber der Andere gab darauf kein Gehör, ſondern ſagte: Herr, ich verſtehe keine Spaß! Entweder ihr laßt euch einen Zahn ausbrechen auf der Stelle, oder ihr könnt euch mit mir ſtechen, auf Leben und auf Tod, und ich bohr euch da an die Thür hinan, daß der Degen eine Elle weit in die Kammer hineingeht. Da dachte der Perückenmacher: Ein Zahn, — Ein Leben! — Neun Kinder hab ich daheim. — Lieber ein Zahn. Alſo ließ er ſich wohl oder übel auch einen austreißen,

und ſchieden darauf in Frieden von einander. Aber zu ſeinen Kameraden ſagte er nachher: „diesmal mit einem Fremden Muthwillen getrieben, den ich nicht kenne! Hört man mir nichts an, wenn ich rede?“

Der verwegene Hofnarr.

Der König hatte ein Pferd, das war ihm ſo lieb, daß er ſagte: Ich weiß nicht, was ich thue, wenn das Pferd mir ſtirbt. Aber den, der mir von ſeinem Tod die erſte Nachricht bringt, den laß ich auch gewiß aufhenken. Item, das Rößlein ſtarb doch, und Niemand wollte dem König die erſte Nachricht davon bringen. Endlich kam der Hofnarr. Ach, gnädigſter Herr, rief er aus, ihr Pferd!“ Ach das arme, arme Pferd! Geſtern war es noch ſo“ — da ſtotterte er, und der erſchrockene König fiel ihm ins Wort und ſagte: „Iſt es geſtorben? Ganz gewiß iſt es geſtorben, ich merks ſchon. „Ach gnädigſter Herr, fuhr der Hofnarr mit noch größerm Lamento fort, das iſt noch lange nicht das ſchlimmſte. Nun was denn? fragte der König. — Ach daß Sie jetzt noch ſich ſelber müſſen henken laſſen. Denn Sie habens zuerſt geſagt, daß ihr Leibpferd todt ſey. Ich habs nicht geſagt. Der König aber betrübt über den Verluſt ſeines Pferdes, aufgebracht über die Frechheit des Hofnarren, und doch beluſtiget durch ſeinen guten Einfall, gab ihm augenblicklich den Abſchied, mit einem guten Reiſegeld. „Da Hofnarr, ſagte

der König, da haſt du 100 Dukaten. Laß dich, ſtatt meiner dafür henken, wo du willſt. Aber laß mich nichts mehr von dir ſehen und hören. Sonſt wenn ich erfahre, daß du dich nicht haſt henken laſſen, ſo thu ichs.

Die betrogenen Zecher.

Zwei Zechbrüder beſuchten oft eine Stunde weit einen Freund aufs Mittageſſen, weil er guten Jochem hatte, und ihm der Wein nicht überzwerch im Faß lag. An ſeinem Namenstag, als ſie wieder kamen, und hatte jeder vorher einen Hering gegeſſen wegen dem Durſt, und ſchwitzten Tropfen wie Haſelnuß, denn es war am 8. Auguſt, Cyriak hieß er, da dachte der Herr Cyriak ich will doch ſehen einmal, ob Ich der gute Freund bin, oder mein Wein. Alſo nahm er den einen vor dem Eſſen auf die Seite und ſagte: Gevatter, thut mir den Gefallen, und helft mir den Apotheker (das war der andere) unter den Tiſch trinken. Wir wollen gelbgefärbtes Waſſer trinken, und ihr müßt ihm fleißig anſtoßen, auf den Cyriak, allemal ex pleno. Das war dem Gevatter recht. Drauf nahm er den Apotheker auf die Seite, und ſagte: helft mir heute meinen Gevattermann zudecken, und that ihm den nämlichen Vorſchlag. Dem Apotheker wars auch recht, und jeder dachte: das giebt ein Spaß. Alſo tranken ſie miteinander ſieben Maaß Waſſer Durlacher Eich über der Mahlzeit, und noch drei Maaß ſtehenden Fußes auf viel nachfolgende.

Als er ihnen die vierte einſchenken wollte, ſagte der Gevattermann: Ich kann nimmer, er iſt mir zu ſtark. Der Apotheker ſagte: Ich kann auch nimmer. Ich muß noch Bärendreck*) kochen, wenn ich heimkomme. Doch nahmen ſie noch eins zur ſchuldigen Dankſagung. Unterwegs ſagte der Gevatter des Cyriaks: Apotheker, heut habt ihr ein Meiſterſtück gemacht. Ich kann nicht begreifen, wie ihr noch aufrecht gehen könnt. Der Apotheker ſagte: Mich wunderts, daß Ihr nicht blindhagel voll ſeyd. So, ſagte der Gevattermann: drum hab ich Waſſer getrunken. Da giengen dem Apotheker die Augen auf, und ſagte: Ich auch; da giengen dem Gevattermann auch die Augen auf.

Schreckliche Mordthat.

In Biozat in Frankreich im Departement der Allier hat ſich am 13. Jänner 1811 folgende unmenſchliche That ereignet.

Ein ehrlicher Bürger, Namens Albert, war genöthigt, etwas von ſeinen Habſeligkeiten zu verkaufen, weil er Geldes bedürftig war. Abends ſitzt er mit ſeiner Frau und drei Töchtern am Feuer und wärmten ſich; das Büblein war nicht dabei. Die älteſte Tochter von 23 Jahren fängt an, gottloſe Reden gegen den Vater auszuſtoßen und verlangt von ihm etwas von dem erlösten Geld. Als ſie die gottloſen Reden ausſtieß, dachte der böſe Feind: „dich hab ich!“ wie es denn auch war, und nicht

*) d. i. Eiſenholzſaft.

anders seyn kann, wenn ein Kind einmal so verstockt ist, daß es Schimpf- und Scheltworte gegen seine Eltern gebrauchen und über sie fluchen kann. Der Vater hatte lange Geduld. Endlich gab er ihr Red und Antwort, aber wie? Mit einem Stecken nach Gebühr und Recht, und befahl ihr jetzt, den Augenblick still zu seyn. Das that sie für eine Zeitlang. Aber nach einer Viertelstunde sprang sie wieder auf, ergreift schnell eine Axt, spaltet mit einem Hieb dem Vater die Hirnschale, darauf schlägt sie mit der nämlichen Axt auch die Mutter todt, drauf auch denn eine Schwester ein Mägdlein von 10 Jahren. Die andere, ein Kind von 3 Jahren warf sie lebendig in den Seddbrunnen. Der einzige Bruder, das Büblein, entkam und sprang ins Dorf. Zwar rief sie ihm mit freundlichen Worten und Versprechungen zu, er soll da bleiben, sie wolle ihm nichts zu leide thun. Aber das Büblein gab ihr kein Gehör, sondern machte Lermen im Dorfe. Als die Nachbarn herzu kamen, hatte sie ein langes Messer in der Hand, gieng mit großen Schritten auf und ab, und drohte jeden niederzustechen, der sie anrühren würde. Aber der Schrecken über die gräuliche Unthat, und das Entsetzen bei dem Anblick der mißhandelten Leichname lähmte den herzhaftesten Männern die Glieder, daß sie keiner anrühren konnte; sondern sie öffnete in ihrer Gegenwart das Kästlein ihrer ermordeten Eltern, nahm das Geld heraus, und gieng ohne Furcht und Zagen mitten zwischen den Leuten fort ins Freye.

Der Hausfreund wollte nicht viel dawider haben, wenn man sie nicht mehr bekommen hätte. Es giebt

Verbrechen, welche die göttliche Vorsehung nicht läßt vor den menschlichen Richter kommen, weil sie vor ein anderes Gericht gehören, wie zum Exempel die Mordthat in Oedenbach im Jahr 1786. Solches ist auch noch nicht vergessen. Wann nun ein solcher Uebelthäter dem weltlichen Arm entgangen ist, so meint er, jetzt habe es nichts mehr zu sagen. Doch! Es hat zu sagen. Mancher muß sich sein Recht selber anthun. Manchem kommt noch eine Zeit, daß er bisweilen froh wäre, wenn Jemand die Barmherzigkeit an ihm ausübte und ihn erhenkte oder köpfte. Mancher kommt noch und meldet sich selber drum.

Allein diese Mörderin, von welcher wir reden, ist doch wieder eingebracht und vor das Gericht gestellt worden und die Gerechtigkeit hat sich ihrer angenommen und hat sie vom Leben zum Tod bringen lassen durch des Henkers Hand am 20. März in Moulins.

Der Geitzige.

Ein geitziger Mann hatte ein einträgliches Geschäft in einem Städtlein. Weil aber dort alles ein wenig theurer war, so wohnte er eine halbe Stunde davon in einem Dorf, und gieng alle Morgen hinein, und alle Abende wieder hinaus. Wenn ihn nun ein Nachbar um einen Gefallen ansprach: „Seyd so gut und richtet mir in der Stadt dies oder jenes aus, sonst muß ich den Gang selber thun," so sagte er:

Iſts nicht genug, wenn ich die Schuhſohlen in meinen eigenen Geſchäften ablaufe, ſoll ich die eurigen auch noch verſehen. Wenn nun der Nachbar ſagte, „Ihr müßt ja den Gang doch thun, ob ihr mir daneben einen kleinen Dienſt erweiſet oder nicht," ſo erwiederte er: „Und wenn ich euch den Dienſt nicht erweiſe, ſo müßt ihr doch auf euern eigenen Sohlen in die Stadt gehen, ob ich daneben den nämlichen Gang auch mache oder nicht." Sagte nun der Nachbar: „Wißt ihr was? Ich will euch meine Schuhe leihen," ſo that er ihm den Gefallen. Lieh er aber ihm die Schuhe nicht, ſo that er ihm auch den Gefallen nicht.

Der Lehrjunge.

Eines Tags wurde in Rheinfelden ein junger Menſch wegen eines verübten Diebſtahls an den Pranger geſtellt, an das Halseiſen, und ein fremder wohlgekleideter Menſch blieb die ganze Zeit unter den Zuſchauern ſtehen und verwandte kein Auge von ihm. Als aber der Dieb nach einer Stunde herabgelaſſen wurde von ſeinem Ehrenpoſten, und zum Andenken noch 20 Prügel bekommen ſollte, trat der Fremde zu dem Hatſchier, drückte ihm einen kleinen Thaler in die Hand, und ſagte: Setzt ihm die Prügel ein wenig kräftig auf, Herr Halt uns feſt! Gebt ihm die beſten, die ihr aufbringen könnt; und der Hatſchier mochte ſchlagen, ſo ſtark er wollte, ſo rief der Fremde immer: Beſſer! Noch beſſer! und

den jungen Menschen auf der Schranne fragte er bisweilen mit höhnischem Lachen: Wie thuts Bürschlein? Wie schmeckts?

Als aber der Dieb zur Stadt war hinausgejagt worden, gieng ihm der Fremde von weitem nach, und als er ihn erreicht hatte auf dem Weg nach Degerfelden, sagte er zu ihm: Kennst du mich noch Gutschick? Der junge Mensch sagte: Euch werde ich sobald nicht vergessen. Aber sagt mir doch, warum habt ihr an meiner Schmach eine solche Schadenfreude gehabt, und an dem Paß, den mir der Hatschier mit dem Weidenstumpen geschrieben hat, so ich doch euch nicht bestohlen, auch mein lebenlang sonst nicht beleidiget habe. Der Fremde sagte: „Zur Warnung, weil du deine Sache so einfältig angelegt hattest, daß es nothwendig herauskommen mußte. Wer unser Metier treiben will, ich bin der Zundelfrieder, sagte er, und er wars auch — „Wer unser Metier treiben will, der muß sein Geschäft mit List anfangen, und mit Vorsicht zu Ende bringen. Wenn du aber zu mir in die Lehre gehen willst, denn an Verstand scheint es dir nicht zu fehlen, und eine Warnung hast du jetzt, und so will ich mich deiner annehmen, und etwas rechtes aus dir machen." Also nahm er den jungen Menschen als Lehrjungen an, und als es bald darauf unsicher am Rhein wurde, nahm er ihn mit sich in die spanischen Niederlande.

Der Waſſerträger.

In Paris holt man das Waſſer nicht am Brunnen. Wie dort alles ins Große getrieben wird, ſo ſchöpft man auch das Waſſer Ohmweiſe aus dem Strom, der hindurch fleußt, in der Seine, und hat eigene Waſſerträger, arme Leute, die Jahr aus, Jahr ein, das Waſſer in die Häuſer bringen und davon leben. Denn man müßte viel Brunnen graben für fünfmal hunderttauſend Menſchen in Einer Stadt ohne das unvernünftige Vieh. Auch hat das Erdreich dort kein ander trinkbares Waſſer, ſolches iſt auch eine Urſache, daß man keine Brunnen gräbt.

Zwei ſolche Waſſerträger verdienten ihr Stücklein Brod und tranken am Sonntag ihr Schöpplein mit einander manches Jahr, auch legten ſie immer etwas weniges von dem Verdienſt zurück und ſetztens in die Lotterie.

Wer ſein Geld in die Lotterie trägt, trägts in den Rhein. Fort iſts. Aber bisweilen läßt das Glück unter viel Tauſenden einen etwas namhaftes gewinnen, und trompetet dazu, damit die andern Thoren wieder gelockt werden. Alſo ließ es auch unſere zwei Waſſerträger auf einmal gewinnen, mehr als 100,000 Livres. Einer von ihnen, als er ſeinen Antheil heimgetragen hatte, dachte nach. Wie kann ich mein Geld ſicher anlegen? Wie viel darf ich des Jahrs verzehren, daß ichs aushalte und von Jahr zu Jahr noch reicher werde, bis ichs nimmer zählen kann? Und wie ihn ſeine Ueberlegung ermahnte, ſo that er, und iſt jetzt ein ſteinreicher Mann, und ein guter Freund des Hausfreunds kennt ihn.

Der andere sagte: „Wohl will ich mirs auch werden lassen für mein Geld, aber meine Kunden geb ich nicht auf, dies ist unklug," sondern er nahm auf ein Vierteljahr einen an, einen Adjunkt, wie der Hausfreund, der so lang sein Geschäft verrichten mußte, als er reich war. Denn er sagte, in einem Vierteljahr bin ich fertig. Also kleidet er sich jetzt in die vornehmste Seide, alle Tage ein anderer Rock, eine andere Farbe, einer schöner als der andere, ließ sich alle Tage frisiren, sieben Locken über einander, zwei Finger hoch mit Puder bedeckt, miethete auf ein Vierteljahr ein prächtiges Haus, ließ alle Tage einen Ochsen schlachten, sechs Kälber, zwei Schweine für sich und seine guten Freunde, die er zum Essen einladete und für die Musikanten. Vom Keller bis in das Speiszimmer standen zwei Reihen Bediente und reichten sich die Flaschen, wie man die Feuereimer reicht bei einem Brand, in der einen Reihe die leeren Flaschen, in der andern die vollen.

Den Boden von Paris betrat er nimmer, sondern wenn er in die Comödie fahren wollte, oder ins Palais royal, so mußten ihn sechs Bedienten in die Kutsche hineintragen und wieder hinaus. Ueberall war er der gnädige Herr, der Herr Baron, der Herr Graf, und der verständigste Mann in ganz Paris. Als er aber nach drei Wochen vor dem Ende des Vierteljahrs in den Geldkasten griff, um eine Hand voll Dublonen ungezählt und unbeschaut herauszunehmen, als er schon auf den Boden der Kiste griff, sagte er: Gottlob, ich werde geschwinder fertig als ich gemeint habe. Also bereitete er sich und seinen Freunden noch einen lustigen Tag, wischte

alsdann den Reſt ſeines Reichthums in der Kiſte zuſammen, ſchenkte es ſeinem Adjunkt und gab ihm den Abſchied. Denn am andern Tag gieng er ſelber wieder an ſein altes Geſchäft, trägt jetzt Waſſer in die Häuſer, wie vorher, wieder ſo luſtig und zufrieden, wie vorher. Ja er bringt das Waſſer ſelbſt ſeinem ehemaligen Cameraden, nimmt ihm aus alter Freundſchaft nichts dafür ab, und lacht ihn aus.

Der Hausfreund denkt etwas dabei; aber er ſagt's nicht. —

Die Tabacksdoſe.

In einer niederländiſchen Stadt in einem Wirthshaus waren viele Leute beiſammen, die einander eines Theils kannten, zum Theil auch nicht. Denn es war ein Markttag. Den Zundelfrieder kannte niemand. „Gebt mir auch noch ein Schöpplein," ſagte ein dicker bürgerlich gekleideter Mann zu dem Wirth und nahm eine Priſe Taback aus einer ſchweren ſilbernen Doſe. Da ſah der Zundelfrieder zu, wie ein windiger gewürfelter Geſell ſich zu dem dicken Mann ſtellte, ein Geſpräch mit ihm anfieng und ein paarmal, wie von ungefähr nach der Rocktaſche ſchaute, in welche der Mann die Doſe geſteckt hatte. Was gilts, dachte der Frieder, der führt auch etwas im Schild? Anfänglich ſtand der Geſell. Hernach ließ er ein Schöpplein kommen, ſetzte ſich auch auf den Bank und ſprach mit dem Dicken allerlei curioſe Sachen, woran dieſer Mann viel Spaß fand. Endlich

kam ein Dritter. Excüse sagt der Dritte, kann man auch ein wenig Platz hier haben? Also rückte der windige Gesell ganz nahe an den dicken Mann hin, und diskurirte immer fort: Ja, sagte er, ich habe mich ein rechtes verwundert, als ich in dieses Land kam und sah, wie die Windmühlen so fläthig *) vom Winde umgetrieben werden. Bei mir zu Lande geht das ganze Jahr kein Lüftlein. Also muß man die Windmühlen anlegen, wo die Wachteln ihren Strich haben. Wenn nun im Frühjahr die Million tausend Wachteln kommen, vom Meer her aus Afrika, und fliegen über die Mühlenräder, so fangen die Mühlen an zu gehen, und wer in dieser Zeit nicht kann mahlen lassen, hat das ganze Jahr kein Mehl im Haus. Darüber gerieth der dicke Mann so ins Lachen, daß ihm fast der Athem vergieng, und unterdessen hatte der schlaue Gesell die Dose. Aber jetzt hört auf, sagte der Dicke. Es thut mir weh im Kreuz, und schenkte ihm von seinem Wein auch ein Glas ein. Als der Spitzbube ausgetrunken hatte, sagte er, der Wein ist gut. Er treibt. Excüse, sagte er zu dem Dritten, der vorne an ihm saß, laßt mich einen Augenblick heraus! Den Hut hatte er schon auf. Als er aber zur Thür hinausgieng, und fort wollte, gieng ihm der Zundelfrieder nach, nahm ihn draußen auf die Seite, und sagte zu ihm: Wollt ihr mir auf der Stelle meines Herrn Schwagers seine silberne Dose herausgeben? Meint ihr, ich habs nicht gemerkt. Oder soll ich Lärmen machen? Ich hab euch schonen wollen vor den vielen Leuten, die drin in der Stube sitzen. Als nun der Dieb sah, daß er

*) „fläthig," so viel als: geschwind.

verrathen sey, gab er zitternd dem Frieder die Dose her, und bat ihn vor Gott und nach Gott, stille zu seyn. Seht, sagte der Frieder, in solche Noth kann man kommen, wenn man auf bösen Wegen geht. Euer Lebenlang laßt es euch zur Warnung dienen. Unrecht Gut faselt *) nicht. Ehrlich währt am längsten. Den Hut hatte der Frieder auch schon auf. Also gab er dem Gesellen noch eine Prise Taback aus der Dose, und trug sie hernach zu einem Goldschmied.

Hagenloch.

Berg auf, Berg ab ritt der Herzog Karl von Würtemberg auf der Jagd, und wieder Berg auf. Als er oben war, jenseits hinab erblickte er ein Dörflein und fragte zwei Männer, die auf dem Berge standen: Wie heißt das Dorf da unten? Da bückten sich die zwei, daß hinter ihnen die Tännlein in großer Gefahr waren, und „Hagenloch" sagte der eine. Wem gehörts? fuhr der Herzog fort. Da stieß der zweite den ersten mit dem Ellbogen in die Rippen, daß ihm der Athem verhielt. „Es gehört Euer Hochfürstlichen Durchlaucht, sagte er gleichwohl. Ich bin der Weidgesell." Als aber der Herzog vorbei war, sagte der andere: Dumme Kuh, konntest du nicht sagen, es sey hechingisch, wenn ers nicht weiß. Bei dieser Gelegenheit hätten wir das Dörflein können frei machen.

Merke: Der Herzog hats doch erfahren.

*) „faselt nicht," so viel als: bringt keine Frucht.

Zwei honette Kaufleute.

Zwei Besenbinder hatten neben einander feil in Hamburg. Als der eine schon fast alles verkauft hatte, der andere noch nichts, sagte der andere zu dem einen: Ich begreife nicht, Kamerad, wie du deine Besen so wohlfeil geben kannst. Ich stehle doch das Reis zu den meinigen auch, und verdiene gleichwohl den Taglohn kaum mit dem Binden. Das will ich dir wohl glauben, Kamerad, sagte der erste, ich stehle die meinigen, wenn sie schon gebunden sind.

Der listige Quäcker.

Die Quäcker sind eine Sekte, zum Exempel in England, fromme, friedliche und verständige Leute, wie hier zu Land die Wiedertäufer ungefähr und dürfen vieles nicht thun nach ihren Gesetzen, nicht schwören, nicht das Gewehr tragen, vor niemand den Hut abziehn, aber reiten dürfen sie, wenn sie Pferde haben. Als einer von ihnen einmal Abends auf einem gar schönen stattlichen Pferd nach Haus in die Stadt wollte reiten, wartet auf ihn ein Räuber mit kohlschwarzem Gesicht ebenfalls auf einem Roß, dem man alle Rippen unter der Haut, alle Knochen, alle Gelenke zählen konnte, nur nicht die Zähne, denn sie waren alle ausgebissen, nicht am Haber aber am Stroh. „Kind Gottes, sagte der Räuber, ich

möchte meinem armen Thier da, das sich noch dunkel an den Ausgang der Kinder Israel aus Egypten erinnern kann, wohl auch ein gutes Futter gönnen, wie das eurige haben muß dem Aussehen nach. Wenns euch recht ist, so wollen wir tauschen. Ihr habt doch keine geladene Pistole bei euch, aber ich." Der Quäcker dachte bei sich selbst: „Was ist zu thun? Wenn alles fehlt, so hab ich zu Haus noch ein zweites Pferd, aber kein zweites Leben." Also tauschten sie mit einander und der Räuber ritt auf dem Roß des Quäckers nach Haus, aber der Quäcker führte das arme Thier des Räubers am Zaum. Als er aber gegen die Stadt und an die ersten Häuser kam, legte er ihm den Zaum auf den Rücken und sagte: Geh voraus, Lazarus, du wirst deines Herrn Stall besser finden, als ich. Und so ließ er das Pferd vorausgehen und folgte ihm nach Gasse ein, Gasse aus, bis es vor einer Stallthüre stehen blieb. Als es stehen blieb und nimmer weiter wollte, gieng er in das Haus und in die Stube, und der Räuber fegte gerade den Ruß aus dem Gesicht mit einem wollenen Strumpf. „Seyd ihr wohl nach Haus gekommen? sagte der Quäcker. Wenns euch recht ist, so wollen wir jetzt unsern Tausch wieder aufheben, er ist ohnedem nicht gerichtlich bestätigt. Gebt mir mein Rößlein wieder, das eurige steht vor der Thür." Als sich nun der Spitzbube entdeckt sah, wollte er wohl oder übel gab er dem Quäcker sein gutes Pferd zurück. „Seyd so gut, sagte der Quäcker, und gebt mir jetzt auch noch zwei Thaler Rittlohn; ich und euer Rößlein sind mit einander zu Fuß spazirt." Wollte der Spitzbube

wohl oder übel, mußte er ihm auch noch zwei Thaler Rittlohn bezahlen. Nicht wahr das Thierlein lauft einen ſanften Trab, ſagte der Quäcker.

Blutbad in Neuburg am Rhein.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, ſtachen einmal die Neuburger eine ſchwediſche Patrouille todt, und ſagten: Wenn wir nach Schweden kommen, machts uns auch ſo. Darob entrüſtete ſich der ſchwediſche General, dergeſtalt, daß er einen hohen und theuren Schwur that. Auch kein Hund ſoll am Leben bleiben, ſchwur er hoch und theuer, und hatte etwas im Kopf, ein Gläslein Rorſchinger zu viel. Als ſolches die Neuburger hörten, ſchloſſen ſie die Thore zu. Aber am andern Tag als der Zorn und der Wein von dem General gewichen war, da reute es ihn, denn er war Vormittags ein gar menſchlicher Herr, und bekam faſt große Anfechtung in ſeinem Gewiſſen, daß er mit viel unſchuldigem Blut ſein Wort und ſeinen Eid ſollt löſen. Alſo ließ er den Feldprediger kommen und klagte ihm ſeine Noth. Der Feldprediger meinte zwar, maßen der Feldhauptmann einen Schwur gethan hätte, der Gott leid ſey, ſo ſey brechen beſſer als halten. Das glaubte der Feldhauptmann nicht, denn er hielt ſein Wort und ſeinen Schwur über alles theuer. Aber nach langem Beſinnen kams auf einmal wie Sonnenſchein in ſein Angeſicht, und ſagte: Was ich geſchworen habe, das will ich

auch

auch halten, Punktum! Als aber die ſchwediſchen Zimmerleute das Stadtthor hatten eingehauen, und der Feldhauptmann ritt ſelber mit drei Fähnlein hinein, befahl er alle Hunde im Städtlein zu tödten, aber die Menſchen ließ er leben, und wurden ſelbigen Tages neunzehn große Metzgerhunde, drei Schäferhunde, vier und ſechzig Pudel, acht Windſpiele, zwölf Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich theils zuſammengehauen, theils mit Büchſen zu todt geſchoſſen. Alſo hat der Feldhauptmann das menſchliche Blut verſchont, und doch ſeinen Eid gehalten. Denn er hatte den Schwur gethan: kein Hund ſoll am Leben bleiben, und iſt auch keiner dran geblieben.

Die Schmachſchrift. *)

Als bekanntlich eine Paſquille oder Schmachſchrift auf den König Friedrich in Berlin an einem öffentlichen Platz aufgeheftet wurde und ſein Kammerdiener ihm davon die Anzeige machte: „Ihro Majeſtät," ſagte der Kammerdiener, „es iſt Ihnen heute Nacht eine Ehre wiederfahren, das und das. Alles hab ich nicht leſen können; denn die Schrift hängt zu hoch. Aber was ich geleſen habe, iſt nichts gutes;" da ſagte der König: „Ich befehle, daß man die Schrift tiefer hinabhänge und eine Schildwache dazu ſtelle, auf daß jedermann leſen kann, was es für ungezogene Leute giebt." Noch der Hand geſchah nichts mehr.

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Nicht eben ſo dachte der Amtsſchreiber von Braſſenheim. Denn Braſſenheim iſt ein Amtsſtädtlein. Als ihm eines Morgens eine Pasquille ins Haus gebracht wurde, die jemand mit Teig in der Nacht an die Hausthüre geklebt hatte, wurde er ganz erboſt und ungeberdig, fluchte wie ein Türk im Haus herum und ſchlug der unſchuldigen Katze ein Bein entzwei, daß die Frau Amtsſchreiberin ganz entrüſtet wurde und fragte: Biſt du verruckt oder was fehlt dir? Der Amtsſchreiber ſagte: „Da lies! du haſt deinen Theil auch darin.“ Als das die loſen Vögel erfuhren, welche die Schandſchrift angeklebt hatten, daß der Herr Amtsſchreiber alſo im Harniſch ſey, hatten ſie ihre große Freude daran, und ſagten: „Heutnacht thun wirs wieder.“ Den zweiten Morgen, als ihm die neue Schandſchrift gebracht wurde, und ein Rezept für lahmgeſchlagene Katzen darin, ward er noch viel wüthender, und warf Tiſche und Stühle zuſammen, ja er ſchrieb mit eigener Hand einen zornigen Bericht darüber an den regierenden Grafen, ob er gleich niemand nennen konnte, und als er ihn geſchrieben hatte, und den Sand darauf ſtreuen wollte, ergriff er in der Raſche ſtatt der Sandbüchſe das Dintenfaß und goß die Dinte über den Bericht, und über die weißtüchenen Amtshoſen.

Am Abend aber ſagte er zu ſeinem Bedienten: „Hansſtoffel ſagte er, vigilire heutnacht um das Haus herum bis der Hahn kräht, und wenn du den Cujonen attrappirſt, ſo bekommſt du einen großen Thaler Fanggeld. Ich will ſehen, ſagte er, ob ich mir ſoll auf der Naſe herumtanzen laſſen.“

Etwas nach eilf Uhr kam der Stoffel von ſeinem Poſten herauf, und der Herr Amtsſchreiber war auch noch auf, auf daß, wenn der Stoffel den Pasquillenmacher brächte, daß er ihn gleich auf friſcher That erſtechen könnte. „Herr Amtsſchreiber, ſagte der Stoffel, ich will nur melden, daß heute Nacht nichts paſſirt iſt, wenn ſie mir erlauben, jetzt ins Bett zu gehen. Alle Lichter im Städtlein ſind ausgelöſcht, die Wirthshäuſer ſind leer, die zwei letzten ſind nach Haus gegangen und des Wagner-Mattheiſen Hahn hat zweimal hintereinander gekräht, es wird wohl morgen auch wieder einmal regnen." Da fuhr ihn der Amtsſchreiber wie ein betrunkener Heide an: „dummes Vieh, auf der Stelle begieb dich auf deinen Poſten, bis der Tag aufgeht, oder ich ſchlage dir das Gehirn im Leib entzwei," ſagte er im unvernünftigen Zorn. Der geneigte Leſer denkt: „Was gilts, während der Stoffel bei dem Amtsſchreiber war, iſt die dritte Pasquille auch angepappt worden, und wenn er herabkommt findet er ſie jetzt." Nichts weniger. Sondern als der Stoffel im Fortgehen bereits an der Stubenthür war, und der Amtsſchreiber ihm noch einmal nachſah, „Hans-Stoffel, rief er ihm, komm noch ein wenig daher!" — Der Stoffel kam, „dreh dich um! Was haſt du auf dem Rücken?" Wills Gott keinen Galgen, ſagte der Stoffel. Nein vermaledeiter Dummkopf, aber wahrſcheinlich ein Pasquill. — Wie geſagt, ſo errathen, der Stoffel trug das dritte Pasquill bereits auf dem Rücken geklebt, und ſtanden darin noch viel muthwilligere Dinge als in dem erſten und zweiten und unter andern ein Rezept, für Dintenflecke aus den Amtshoſen zu bringen. Dieß war ſo zugegangen.

Als der Stoffel noch vor dem Haus geſeſſen war, kamen zwei loſe Geſellen heran, und einer von ihnen hatte ſchon die dritte Pasquille auf der flachen Hand liegen, alſo daß die beſchriebene Seite des Papiers gegen die Hand hinein lag, die äußere Seite aber war mit Teig beſtrichen, daß er im Vorbeigehn die Schrift nur an die Thüre hätte drücken dürfen. Als ſie aber den Bedienten des Amtsſchreibers vor der Thüre ſitzen ſahen, und alle Leute kannten den Stoffel, aber nicht alle Leute kannte der Stoffel. „Ei guten Abend ſagte der eine, was ſchaft Er gutes hier Herr Hansſtoffel, was gilts Er kann nicht hinein," da erzählte er ihnen, warum er da ſitzen müſſe, und bis wann, und wie ihm bereits die Zeit ſo lange ſey, und es komme doch niemand. „Ei, ſagte der eine, die Lichter im Städtlein ſind ausgelöſcht, und die Wirthshäuſer ſind leer, und wir zwei ſind die letzten, die heimgehen. Alſo gehe Er in Gottes Namen ins Bett. Der andere aber, der das Papier in der flachen Hand hatte, ſchlug ihn im Fortgehen ſanft und freundlich die Hand auf den Rücken, daß das Papier am Rocke hängen blieb und ſagte: Gute Nacht Herr Hansſtoffel, ſchlaf Er wohl! Ebenfalls! ſagte der Stoffel, und als ſie um das Eck herum waren, krähte einer von ihnen zweimal, wie ein Hahn, oder wie der ruſſiſche General-Feldmarſchall Suwarow Fürſt Italinsky im Lager. Alſo brachte der Stoffel dem Amtsſchreiber die Pasquille ſelber auf dem Rücken in die Stube, und der Herr Amtsſchreiber prügelte zwar den Stoffel im Zimmer herum, und ſchlug bei dem Austholen ein paar Spiegel entzwei, aber den Schimpf und Schaden und Zorn mußte er an ſich ſelber haben, und brachte nichts heraus. Denn die zwei Spaß-

vögel ſagten: „der Klügſte giebt nach. Jetzt wollen wirs aufgeben, eh es zu böſen Häuſern geht," und jedermann der davon erfuhr, lachte den Amtsſchreiber aus.

Merke: Der König von Preußen hat ſich in dieſem Stücke klüger betragen als der Herr Amtsſchreiber von Braſſenheim.

Der Prozeß ohne Geſetz. *)

Nur weil es unter allen Ständen einfältige Leute gibt, gibt es ſolche auch unter dem achtungswerthen Bauernſtand, ſonſt wär es nicht nöthig. Ein ſolcher ſchob eines Morgens einen ſchwarzen Rettig und ein Stück Brod in die Taſche, und „Frau," ſagte er, „gib Acht zum Haus, ich gehe jetzt in die Stadt." Unterwegs ſagte er von Zeit zu Zeit: „dich will ich bekommen. Mit dir will ich fertig werden," und nahm allemal eine Priſe darauf, als wenn er den Tabak meinte, mit ihm woll er fertig werden; er meinte aber ſeinen Schwager den Oelmüller. In der Stadt gieng er gerades Wegs zu einem Advokaten und erzählte ihm, was er für einen Streit habe, mit ſeinem Schwager, wegen einem Stück Reben im untern Berg, und wie einmal der Schwed am Rhein geweſen ſey, und ſeine Voreltern drauf ins Land gekommen ſeyen, der Schwager aber ſey von Enzberg im Würtembergiſchen, und der Herr Advokat ſoll jetzt ſo gut ſeyn und einen Prozeß daraus machen. Der Advokat mit einer Tabakspfeife im

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Mund, ſie rauchen faſt alle, that gewaltige Züge voll Rauch, und es gab lauter ſchwebende Ringlein in der Luft, der Adjunkt kann auch machen. Dabei war er aber ein aufrichtiger Mann, als Rechtsfreund und Rechtsbeiſtand, natürlich. „Guter Mann," ſagte er, wenns ſo iſt, wie ihr mir da vortragt, den Prozeß könnt ihr nicht gewinnen," und holte ihm vom Schaft das Landrecht hinter einem porzellinen Tabackstopf hervor. „Seht da" ſchlug er ihm auf, „Kapitel ſo und ſo viel, Numero Vier, das Geſetz ſpricht gegen euch unverrichteter Sachen." Indem klopft jemand an der Thüre, und tritt herein, und ob er einen Zwerchſack über die Schulter hängen hatte, und etwas drinn, genug der Advokat geht mit ihm in die Kammer abſeits. „Ich komm gleich wieder zu euch." Unterdeſſen riß der Bauersmann das Blatt aus dem Landrecht, worauf das Geſetz ſtand, drückte es geſchwind in die Taſche und legte das Buch wieder zuſammen. Als er wieder bei dem Advokaten allein war, ſtellt er den rechten Fuß ein wenig vor, und ſchlotterte mit dem Knie ein paarmal ein- und auswärts, theils weil es dort zu Land zum guten Vortrag gehört, theils damit der Advokat etwas ſollte klingeln hören oben in der Taſche. „Ihr Gnaden," ſagte er zu dem Advokaten, „ich hab mich unterdeſſen beſonnen. Ich meine, ich wills doch probiren, wenn Sie ſich der Sache annehmen wollten," und machte ein verſchlagenes Geſicht dazu, als wenn er noch etwas wüßte, und ſagen wollte: Es kann nicht fehlen. Der Advokat ſagte: „Ich habe aufrichtig mit euch geſprochen, und euch klaren Wein eingeſchenkt." Der Bauersmann ſchaute unwillkührlich auf den Tiſch, aber er

sah keinen. „Wenn ihrs wollt drauf ankommen lassen," fuhr der Advokat fort, „so kommts mir auch nicht drauf an." Der Bauersmann sagte: „Es wird nicht alles gefehlt seyn."

Kurz, der Prozeß wird anhängig und der Advokat brauchte das Landrecht nicht mehr weiters dazu, weil er das Gesetz auswendig wußte, wie alle. Item was geschieht? Der Gegenpart hatte einen saumseligen Advokaten, der Advokat verabsäumt einen Termin, und unser Bauersmann gewinnt den Prozeß. Als ihm nun der Advokat den Spruch publizirte, „aber nicht wahr," sagte der Advokat, „diesen schlechten Rechtshandel hab ich gut für euch geführt?" — „Den Gukuk hat er," erwiederte der Bauersmann, und zog das ausgerissene Blatt wieder aus der Tasche hervor: „Sieht er da? Kann er gedruckt lesen?" Wenn Ich nicht das Gesetz aus dem Landrecht gerissen hätte, Er hätt' den Prozeß lang verloren. Denn er meinte, wirklich, der Prozeß sey dadurch zu seinem Vortheil ausgefallen, daß er das gefährliche Gesetz aus dem Landrecht gerissen hatte, und auf dem Heimweg, so oft er eine Prise nahm, machte er allemal ein pfiffiges Gesicht, und sagte: „Mit dir bin ich fertig worden, Oelmüller."

Item: So können Prozesse gewonnen werden. Wohl dem, der keinen zu verlieren hat.

Die gute Mutter. *)

Im Jahr 1796, als die franzöſiſche Armee nach dem Rückzug aus Deutſchland jenſeits hinab am Rhein lag, ſehnte ſich eine Mutter in der Schweiz nach ihrem Kind, das bei der Armee war, und von dem ſie lange nichts erfahren hatte, und ihr Herz hatte daheim keine Ruhe mehr. „Er muß bei der Rheinarmee ſeyn," ſagte ſie, „und der liebe Gott, der ihn mir gegeben hat, wird mich zu ihm führen," und als ſie auf dem Poſtwagen zum St. Johannisthor in Baſel heraus, und an den Rebhäuſern vorbei ins Sundgau gekommen war, treuherzig und redſelig, wie alle Gemüther ſind, die Theilnehmung und Hoffnung bedürfen und die Schweizer ohnedem, erzählte ſie ihren Reiſegefährten bald, was ſie auf den Weg getrieben hatte. „Find ich ihn in Colmar nicht, ſo geh ich nach Straßburg, find ich ihn in Straßburg nicht, ſo geh ich nacher Mainz." Die andern ſagten das dazu und jenes, und einer fragte ſie: „Was iſt denn euer Sohn bei der Armee? Major?" Da wurde ſie faſt verſchämt in ihrem Inwendigen. Denn ſie dachte, er könnte wohl Major ſeyn, oder ſo etwas, weil er immer brav war, aber ſie wußte es nicht. „Wenn ich ihn nur finde," ſagte ſie, „ſo darf er auch etwas weniger ſeyn, denn er iſt mein Sohn." Zwei Stunden herwärts Colmar aber, als ſchon die Sonne ſich zu den elſäſſer Bergen neigte, die Hirten trieben heim, die Camine in den Dörfern rauchten, die Soldaten in dem Lager nicht weit von der Straße ſtanden parthieenweiſe

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

mit dem Gewehr beim Fuß, und die Generale und Oberſten ſtanden vor dem Lager beiſammen, diskurirten mit einander und eine junge weißgekleidete Perſon von weiblichem Geſchlecht und feiner Bildung ſtand auch dabei und wiegte auf ihren Armen ein Kind. Die Frau im Poſtwagen ſagte: „das iſt auch keine gemeine Perſon, daß ſie nahe bei den Herren ſteht. Was gilts, der wo mit ihr redet, iſt ihr Mann.“ Der geneigte Leſer fängt allbereits an, etwas zu merken, aber die Frau im Poſtwagen merkte noch nichts. Ihr Mutterherz hatte noch keine Ahndung ſo nahe ſie an ihm vorbeigefahren war, ſondern bis nach Colmar hinein, war ſie ſtill und redete nimmer. In der Stadt im Wirthshaus, wo ſchon eine Geſellſchaft an der Mahlzeit ſaß, und die Reiſegefährten ſetzten ſich auch noch wo Plaz war, da war ihr Herz erſt recht zwiſchen Bangigkeit und Hoffnung eingeengt, daß ſie jezt etwas von ihrem Sohn erfahren könnte, ob ihn niemand kenne, und ob er noch lebe, und ob er etwas ſey, und hatte doch den Muth faſt nicht zu fragen. Denn es gehört Herz dazu, eine Frage zu thun, wo man das Ja ſo gerne hören möchte, und das Nein iſt doch möglich. Auch meinte ſie, jedermann merke es, daß es ihr Sohn ſey, nach dem ſie frage und daß ſie hoffe, er ſey etwas geworden. Endlich aber als ihr der Diener des Wirths die Suppe brachte, hielt ſie ihn heimlich an dem Rocke feſt, und fragte ihn: „Kennt ihr nicht einen bei der Armee, oder habt ihr nicht von einem gehört, ſo und ſo?“ Der Diener ſagt: „Das iſt ja unſer General, der im Lager ſteht. Heute hat er bei uns zu Mittag gegeſſen,“ und zeigte ihr den Plaz. Aber die gute Mutter gab

ihm wenig Gehör darauf, sondern meinte es sey Spaß; der Diener ruft den Wirth. Der Wirth sagt: „Ja," so heißt der General." Ein Offizier sagte auch: „Ja," so heißt unser General," und auf ihre Fragen antwortete er: „Ja so alt kann er seyn, und ja so sieht er aus, und ist von Geburt ein Schweizer." Da konnte sie sich nicht mehr halten vor inwendiger Bewegung, und sagte: „Es ist mein Sohn, den ich suche;" und ihr ehrliches Schweizergesicht sah fast ein wenig einfältig aus vor unverhoffter Freude und vor Liebe und Scham. Denn sie schämte sich, daß sie eines Generals Mutter seyn sollte, vor so vielen Leuten, und konnte es doch nicht verschweigen. Aber der Wirth sagte: „Wenn das so ist, gute Frau, so laßt herzhaft eure Bagage abladen ab dem Postwagen, und erlaubt mir, daß ich morgen in aller Frühe ein Caleschlein anspannen lasse, und euch hinausführe zu eurem Herrn Sohn in das Lager." Am Morgen, als sie in das Lager kam, und den General sah, ja so war es ihr Sohn, und die junge Frau, die gestern mit ihm geredet hatte, war ihre Schwiegertochter, und das Kind war ihr Enkel. Und als der General seine Mutter erkannte, und seiner Gemahlin sagte, „das ist sie," da küßten und umarmten sie sich, und die Mutterliebe und die Kindesliebe, und die Hoheit und die Demuth schwammen in einander und gossen sich in Thränen aus, und die gute Mutter blieb lange in ungewöhnlicher Rührung, fast weniger darüber, daß sie heute die Ihrigen fand, als darüber, daß sie sie gestern schon gesehen hatte. — Als der Wirth zurückkam, sagte er, „das Geld regne zwar nirgends durch das Camin herab, aber nicht 200 Franken

nähme er darum, daß er nicht zugeſehen hätte, wie die gute Mutter ihren Sohn erkannte, und ſein Glück ſah; und der Hausfreund ſagt: „Es iſt die ſchönſte Eigenſchaft weit aus im menſchlichen Herzen, daß es ſo gerne zuſieht, wenn Freunde oder Angehörige unverhoft wieder zuſammenkommen, und daß es allemal dazu lächeln, oder vor Rührung mit ihnen weinen muß, nicht ob es will."

Das gute Wort.

Der ſogenannte Lügenprophet Mahomed hat Manches geſagt und gethan, was ein chriſtliches Herz nicht gut heißen oder verantworten könnte. Aber alles iſt auch nicht gefehlt, was Mahomed geſagt oder gethan hat. Einmal kommt ein Araber zu ihm. „Geſandter Gottes, ich habe das Geſetz der Faſten gebrochen, das Fleiſch iſt ſchwach." Der Prophet ſagte: „Haſt du ein böſes Werk begangen, ſo mußt du es mit einem guten büßen. Es giebt keine ſchönern Bußen als gute Werke. Haſt du einen Sclaven," fragte ihn der Prophet, den du freilaſſen kannſt?" Der Araber fing an zu lachen, und ſagte: „Sclaven freilaſſen, und ich! Wie komm ich mir vor!" Der Prophet fuhr fort: Kannſt du die Faſten noch einmal von vornen anfangen? Der Araber erwiederte: „Ich bins nicht kapabel. Wer für Frau und Kinder arbeiten ſoll, muß auch gehörig eſſen." Der Prophet fuhr fort: „Kannſt du ſechzig Arme ſpeiſen?" Der Araber erwiederte: „Nicht ſechzig

Mäuſe, auch nicht vierzig, auch nicht zwanzig.“ Da brachte man dem Propheten ſeine Mahlzeit, Datteln und ein Stück Fleiſch, und er ſagte dem Araber: „So nimm dieſes Stück Fleiſch, und brings in deinem Namen einem Aermern, als du biſt, zum Almoſen.“ Der Araber erwiederte: „Gibts noch einen Aermern als ich bin? Ich weiß keinen.“ Da fuhr der Prophet fort: „Weiſt du was, ſo brings deinen Kindern, die ſollen es eſſen. Deine Kinder ſind noch ärmer als du biſt.“ — So hat Mahomed geſagt und gethan.

Das letzte Wort.

Sonſt ſagt man, der Horcher an der Wand hört ſeine eigene Schand. Manchmal aber kann man auch ſagen: „der Schreiber an die Wand ſchreibt ſeine eigene Schand,“ zum Beiſpiel der weiland Herr Canzler Hans Kurz von Würtemberg. Ob derſelbe mit den Geſchäften ſeiner Herrn Räthe und Schreiber zufrieden war, oder nicht zufrieden, genug er ergriff eines Tages ein Stücklein Kreide und ſchrieb an die Thüre der Kanzleiſtube:

„Allhier gehts wunderlich zue.“

Bald darauf als der Herzog ſelber dieſe Zeile erblickte, ob derſelbe ſonſt mit dem Canzler zufrieden war oder nicht zufrieden, genug er ſuchte ebenfalls ein Stücklein Kreide, und ſchrieb darunter die zweite Zeile:

„Hans Kurz hilft auch dazue.“

Bald darauf, als wieder diese Worte der Canzler erblickte, ob er gemerkt hat, daß sie eine vornehmere Hand geschrieben hat, als die seinige war, oder ob ers nicht gemerkt hat, genug er ließ es darauf ankommen und setzte unter die zweite Zeile die dritte Zeile:

„Das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Und zum Trumpfaus schrieb er seinen Namen darunter, „Hans Kurz." — Jetzt komm! — Als aber der Herzog wieder las, was der Canzler geschrieben hatte, dachte er: „Wart Kurz, diesmal sollst du das letzte Wort haben." Nämlich er netzte einen Finger, und löschte nur die zweite Zeile, die er selber geschrieben hatte wieder aus, also daß jetzt unter des Canzlers eigener Schrift die Worte standen: „das hat eine ungewaschene Hand geschrieben."

Als hernach der Canzler wieder sah, was für eine Veränderung vorgegangen war, hatte er keine Wahl mehr, sondern er netzte ebenfalls einen Finger, und löschte seine eigene zwei Zeilen auch wieder aus, und hat nachgehends keiner zum andern gesagt: das habt Ihr gethan, oder das hab Ich gethan, oder so.

Merke: Man muß sich nie an vornehmern, aber auch nicht an witzigern Leuten reiben wollen, als man selber einer ist, ausgenommen, wenn man eine Unehre davon tragen will.

Merke: Gemeine und grobe Naturen schlagen alsogleich mit Scheltworten und Fäusten drein, wenn etwas gesagt wird, was auf sie will gemünzt scheinen. Verständige und feine Leute wissen den Muthwillen

und die Grobheit auf eine ſpitzige und witzige Art heim zu weiſen, und ihren Reſpekt zu erhalten. Der Canzler hat dem Herzog nichts mehr an die Thür geſchrieben.

Die Raben.

Zwei guts Freunde, ein Geiſtlicher und ein Kaufmann machten mit einander eine Reiſe. Der Kaufmann neckte im Spaß den Geiſtlichen und der Geiſtliche neckte den Kaufmann. Nicht weit von dem Hochgericht, als die Raben aufflatterten, und den beiden um die Köpfe flogen, ſagte der Kaufmann: „da haben wirs! Es iſt kein Schick dabei, wenn man mit einem Geiſtlichen reist.“ — Denn manche Leute glauben ſonſt, es bedeute ein Unglück, wenn einem die Raben über den Kopf fliegen. Der Geiſtliche ſagte: „Glaubt doch nicht ſo einfältige Fabeln, ein Mann, wie Ihr ſeyd. Ich habe in kurzer Zeit mehrere armen Sünder zum Tod begleitet. Jetzt meinen die dummen Thiere, ich bringe wieder einen, und halten Euch für gute Beute.“ Der Kaufmann ſagte: „Herr Pfarrer Ihr ſeyd ein loſer Vogel!

Das heimliche Gericht.

In der großen Stadt, wo unter mehr als 20,000 Dächern ſo viel Leid und ſo viel Freude wohnt, und wo neben allen Tugenden alle Laſter feil haben,

schlug zu seiner Zeit auch ein leichtfertiges und verdorbenes Herz und zwar unter dem seidenen Camisol eines vornehmen jungen Manns, eines Barons. Das Schuldenmachen verstand er trotz einem, und das Schuldigbleiben noch viel besser. Schön von Angesicht und Wuchs, lieblich in seinem Thun und Wesen, glatt und einschmeichelnd in seinen Reden, verschwenderisch mit dem eigenen reichen Geld und dem geborgten hatte er alle Mittel in den Händen, die arme schwache Unschuld zu verführen, und sparte keines. Manche Thräne klagte ihn an. Manche Ehe und Familie hat er um ihre Ehre und um ihren Frieden gebracht, und lachte dazu. Ja er war so frech und nannte die Namen tugendhafter Personen, als wenn sie ihm zu Willen gelebt hätten, und war doch nicht dem also. Aber wie lang geht der Krug zum Brunnen? Das Sprichwort gibt Auskunft. Als er einmal auf gleiche Weise eine sehr vornehme Frau in der ganzen Stadt in ein unehrbares Gerede gebracht hatte, — die Frau war edel und stolz — „das soll er nicht umsonst gethan haben," sagte sie mit ernsthaftem Angesicht. Spät eines Abends, als er in seinem Caleschlein ganz allein in eine lustige Nachtgesellschaft fahren wollte, — man kannte seine Wege — da umringte ihn auf einmal ein Trupp von bewaffneten Reutern, und man gab ihm mit Zeichen zu verstehen, daß er ihnen folgen solle, wenn er nicht wolle niedergestochen seyn auf der Stelle. Der junge Leichtsinn dachte: das sind ein Paar von meinen lustigen Kameraden, die wollen mir einen Spaß bereiten, und läßt willig einen von ihnen zu sich sitzen und das Leitseil in die Hand nehmen, läßt sich auch willig von ihm die Augen verbinden.

„Ich merke schon, dachte er, ich soll nicht wissen, wo sie mich hinführen. Aber wenn sie mir die Binde wieder abnehmen, bin ich in einem Saal voll brennender Wachskerzen und duftender Blumen, voll ausgelesener Frauen und Jungfrauen und eine nach der andern fällt in meine Arme.“ Weit gefehlt. Vor der Stadt nahm man ihm die Binde wieder ab, aber er erkannte nicht mehr, wo er war. Stumm und ernsthaft ritten die andern Bewaffneten neben her. Endlich giengs auf einer Zugbrücke über einen tiefen Graben, es gieng zwischen hohen dicken Mauern durch ein enges Thor über einen öden Schloßhof nach einer alten festen Burg mit kleinen Fenstern und hohen Thürmen und Zinnen. Es gieng durch einen hohen Thurm eine schmale Wendeltreppe hinauf, bis vor eine starke eiserne Thüre und durch die Thüre hinein in ein ödes Gefängniß. Wie wurde da dem armen Schächer zu Muthe! Ein tannener Tisch, ein Stuhl, ein dürftiges Lager und ein düstres Lämplein waren sein ganzes Geräthe, ein Todtenkopf auf dem Tisch seine einzige Gesellschaft. Niemand redete mit ihm ein Wort oder eine Sylbe. Nur die Schlösser und Riegel rasselten ihm fürchterlich ins Ohr, als man die Zugbrücken hinter ihm aufzog und Thore und Thüren siebenfach verschloß. Nur ein vermummter Mann, wenn er ihm einen Krug voll Wasser und ein Laiblein schwarz Brod brachte, sprach zu ihm: „Geh in dich.“ Nur die Fledermäuse zischten und die Eulen wehklagten vor dem hohen schmalen Fensterlein, und die Ratten und Mäuse besuchten, nicht ihn, sondern das Laiblein. Da fuhr es ihm auf einmal wie ein langer scharfer Messerstich durch das Herz, dieser lustige Spaß könne

auf

auf gut deutſch heißen furchtbarer Ernſt. Gut getroffen. Den andern Tag holten ihn ſeine bewaffneten Begleiter wieder ab und führten ihn ſchweigend die ſchmale Treppe hinab, über den feuchten Hof, eine andere Treppe hinauf durch lange Gänge in eine große Halle zum Verhör, und ſtatt der lieblichen Frauen und Jungfrauen erblickte er zwölf Männer in langen ſchwarzen Mänteln ſitzend in einem halben Kreis, und der oberſte von ihnen, nannte ihn mit Namen und Geſchlecht und ſagte: „Ihr ſeyd vor dieſem heimlichen Gericht angeklagt auf Leben und auf Tod, als ein gefährlicher Verführer der Jugend und der Unſchuld, als boshafter Verläumder der weiblichen Ehre und Tugend. Verantwortet euch, oder nicht, ihr ſeyd gerichtet.“ Dagegen machte der angſtvolle Menſch zwar allerlei Einwendungen, er wolle wiſſen vor wem er ſtehe, niemand habe über ſeinen Lebenswandel zu richten, er habe gethan, was viele andere auch, das ſey nicht dem alſo und eines, Leichtſinn der Jugend ſey kein Verbrechen zum Tode.“ Allein der Richter ſagte: „Wiſſt ihr wo ihr ſteht, und wer über euer Leben zu ſprechen hat, das heimliche Gericht, das im Namen der ewigen Gerechtigkeit verſammelt iſt, und ſchon andern Leuten als ihr ſeyd, das Urtheil geſprochen hat von Rechtswegen, und ließ ihm ſein ganzes Sündenregiſter vorleſen und ſagte: „Euere Thaten richten euere Worte,“ und mit dieſen Worten wurde er in ſein Gefängniß zurückgeführt, und bis zur Nacht ſeiner Beſinnung, ſeinem Gewiſſen und ſeiner Reue überlaſſen. Aber in der Nacht wurde er wieder vor das nämliche Gericht gebracht, und da mußte er an der Thüre niederknieen und

der Richter sprach: „der Stab ist gebrochen über euer Leben und über euere Sünden," und kündete ihm an, daß er eine Stunde nach Mitternacht durch des Henkers Beil enthauptet und vom Leben zum Tode sollte gebracht werden; da war es ihm als ob der Himmel voll Gewitter über ihm herabfallen, und die Erde unter ihm versinken wollte, aber alles Flehen, alle Thränen und Verwünschungen seiner angstvollen Seele, giengen an taube Ohren und an kalte Herzen. Er wurde über den Hof, wo er seitwärts im Fackelschein schon sein Todtengerüste erblickte in eine schwach erleuchtete Capelle geführt, beichtete dort einem Priester, und empfieng vom ihm die Vorbereitung zum Tode und das letzte Sakrament, und neben der Thüre stand sein Sarg. Als aber die Glocke Ein Uhr in die schauerliche Nacht schlug, da wurde der Sarg erhoben und an das Todtengerüste getragen, und er mußte hinter seinem Sarg her und daran vorbei gehen und hörte kaum mehr die Worte und den Segen des betenden Priesters und seine einsinkenden Kniee brachten ihn kaum auf das Blutgerüste. Aber als er mit verbundenen Augen und entblößtem Hals den Kopf auf den Block gelegt hatte, und den Todesstreich erwartete, rief eine barmherzige Stimme: Gnade! Der geneigte Leser athmet wieder. Aber der arme Sünder war so weit hinweg, daß er das Wort Gnade vor dem Todesstreich nicht mehr unterscheiden konnte, sondern er glaubte, dieses Wort habe seinen Kopf vom Leibe getrennt, und es sey jetzt seine Schuldigkeit todt zu seyn. Denn er fiel in eine so schwere und tiefe Ohnmacht, daß er in der ersten Stunde nicht wußte, was mit ihm vorgieng.

Als er aber nach einer Stunde wieder zu sich kam und die Augen aufschlug, es muß einem sonderbarlich zu Gemüth seyn, wenn das letzte, dessen man sich besinnen kann, so viel ist, man sey vor einer Stunde geköpft worden, und weiß selber nicht anderst, als man sey todt, und lebt doch, — als aber wie gesagt, unser Malesikant die Augen aufschlug, — erstaunte er noch mehr, denn er befand sich jetzt in einem gar artigen Stüblein, auf einem weichen guten Bett. Zwei Aerzte saßen neben ihm und fragten ihn, wie ihm sey? Man ließ ihm zur Ader, man gab ihm mit Vorsicht stärkende Mittel, er sank in einen süßen erquickenden Schlaf, und als er nach einigen Stunden aufwachte, war er völlig wieder hergestellt, und fühlte keine andere Schwachheit mehr, als einen leeren Magen. Man führte ihn zu einer wohlbereiteten schmackhaften Mahlzeit, und ein Paar vermummte Bedienten warteten ihm auf, wie er es nach seinem Stand und nach seiner Herkunft gewohnt war. Nach der Mahlzeit kam der Gerichtsschreiber, und laß ihm sein zweites Urtheil vor, gabs ihm auch schriftlich mit: „Der geheime Gerichtshof laßt euch zum letztenmal Begnadigung wiederfahren, und hofft er werde an euerem künftigen Lebenswandel keine Ursache mehr finden, euch vor seine Schranken zu laden." Siehe zu! Sündige hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas Aergeres wiederfahre. Als es endlich wieder Nacht geworden war, fuhr sein Caleschlein wieder vor. Die nämlichen Begleiter führten ihn auf die nämliche Art, auf dem nämlichen Weg in die Stadt zurück, auf welchem sie ihn geholt

hatten, und als ſie ihm früh um 2 Uhr die Binde von den Augen nahmen, befand er ſich auf dem nämlichen Platz, von welchem er die dritte Nacht vorher war weggeführt worden, wie zu ſeiner Zeit der Scharfrichter von Landau.

Solche Buße mußte der ausſchweifende junge Mann für ſeine Sünden ausſtehen. Aber wie hat der ſich gebeſſert? Von Stund an lebte er ſo, daß in wenig Jahren ſein eigenes Vermögen wieder in gutem Stande war, und nach und nach alle ſeine Schulden wieder bezahlt werden konnten. Keine Unſchuld war mehr durch ſeine Gelüſten, keine weibliche Ehre durch ſeine Verläumdung in Gefahr. Alle Sonntage gieng er in die Meſſe, nicht mehr um ſchöne Mägdlein auszuſuchen, ſondern ſeine Sünden zu verſöhnen und ſchöne Geſinnungen in ſein Herz zu pflanzen.

Gute Antwort.

In Segringen im Wirthshaus klagte ein Krämer über ſeinen Sohn, daß er ihm ſo viel Geld durchbringe, und doch zu keinem Geſchäft zu gebrauchen ſey. „Ganz recht," ſagte darauf der liederliche Zirkelſchmied, deſſen ſich der Leſer noch aus dem Kalender von 1810 erinnern wird, „ſo ein Einkommen," ſagte er, „wie das eurige iſt, braucht zwei Schelme, einen der es erwirbt, und einen, der's verthut." Dem antwortete der Krämer: „da macht ihr eine artige Bemerkung, Zirkelſchmied! Es iſt mir ſchon

lange vorgekommen, in euern Schuhen gehe ein zweifacher Spitzbube, denn was ihr Vormittags in der Werkſtatt verdient, das verſauft ihr Nachmittags im Wirthshaus ſelber, und wenn mans euch giebt, noch mehr dazu."

Glimpf geht über Schimpf.

Ein Hebräer, aus dem Sundgau, gieng jede Woche einmal in ſeinen Geſchäften durch ein gewiſſes Dorf. Jede Woche einmal riefen ihm die muthwilligen Büblein durch das ganze Dorf nach: „Jud! Jud! Judenmauſchel!" Der Hebräer dachte: Was ſoll ich thun? Schimpf ich wieder, ſchimpfen ſie ärger, werf ich einen, werfen mich zwanzig. Aber eines Tages brachte er viele neugeprägte, weißgekochte Baſelrappen mit, wovon fünf ſo viel ſind als zwei Kreutzer, und ſchenkte jedem Büblein, das ihm zurief: „Judenmauſchel!" einen Rappen. Als er wieder kam, ſtanden alle Kinder auf der Gaſſe: „Jud! Jud! Judenmauſchel! Schaulem lechem!" Jedes bekam einen Rappen, und ſo noch etliche Mal, und die Kinder freuten ſich von einer Woche auf die andere und fiengen faſt an den gutherzigen Juden lieb zu gewinnen. Auf einmal aber ſagte er: „Kinder, jetzt kann ich euch nichts mehr geben, ſo gern ich möchte, denn es kommt mir zu oft, und euer ſind zu viel." Da wurden ſie ganz betrübt, ſo daß einigen das Waſſer in die Augen kam, und ſagten: „Wenn ihr uns nichts mehr gebt, ſo ſagen wir auch nicht mehr Judenmauſche."

Der Hebräer sagte: „Ich muß mirs gefallen lassen. Zwingen kann ich euch nicht.“ Also gab er ihnen von der Stund an keine Rappen mehr und von der Stund an ließen sie ihn ruhig durch das Dorf gehen.

Der Nachtwächter von Neuhausen.

Bisweilen pflegte wohl der Nachtwächter von Neuhausen, eine halbe Stunde herwärts Brassenheim, ein Räuschlein mitzubringen auf die Wachtstube. Brachte er es nicht mit, so wartete in der Wachtstube das Räuschlein auf ihn. Ob er in solchen Umständen je einmal die Mitternacht um eine Stunde zu früh oder zu spät ausrief, muß der Müller von Brassenheim wissen. Eines Abends reitet der Müller durchs Dorf und hatte auch etwas im Kopf, und der Wächter rief eben die Stunde an. „Wie? Was? Thomas,“ sagte der Müller, ihr ruft ja um eine ganze Stunde zu viel. Es ist noch nicht so spät.“ Darauf erwiederte der Wächter: „Herr Müller, ich hab nicht zu viel gerufen, aber ihr habt vielleicht zu viel gehört. Denn euere Ohren sind ein wenig groß, wie mans in den Mühlen wohl bisweilen antrifft.“ Der geneigte Leser verstehts, was er meinte mit den großen Ohren.

Der Vater und der Sohn.

Der Vater ſtellte ein Gläslein voll Arznei in die Schublade, weil er glaubte, es ſey nirgends beſſer verwahrt. Als aber der Sohn nach Hauſe kam, und die Schublade ſchnell aufziehen wollte, fiel das Gläslein um und zerbrach. Da gab ihm der Vater eine zornige Ohrfeige, und ſagte: „Kannſt du nicht zuerſt ſchauen, was in der Tiſchlade iſt, eh' du ſie aufthuſt.“ Der Sohn erwiederte zwar: „Nein, das könne niemand.“ Aber der Vater ſagte: „den Augenblick ſey ſtill, oder du bekommſt noch eine.“

Merke: Man iſt nie geneigter, Unrecht zu thun, als wenn man Unrecht hat. Recht iſt gut beweiſen. Aber für das Unrecht braucht man ſchon Ohrfeigen und Drohungen zum Beweisthum.

Wie ſich der Zundelfrieder hat beritten gemacht. *)

Als der Zundelfrieder bald alle liſtigen Diebsſtreiche durchgemacht, und faſt ein Ueberleid daran bekommen hatte, denn der Zundelfrieder ſtiehlt nie aus Noth, oder aus Gewinnſucht, oder aus Liederlichkeit, ſondern aus Liebe zur Kunſt und zur Schärfung des Verſtandes; hat er nicht dem Braſſenheimer Müller den Schimmel ſelber wieder an die Thüre gebunden? Was will der geneigte Leſer oder des Hausfreunds

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

Reisegefährte nach Lenzkirch mehr verlangen? Eines Abends, als er, wie gesagt fast alles durchgemacht hatte, dachte er: „Jetzt will ich doch auch einmal probiren, wie weit man mit der Ehrlichkeit kommt. Also stahl er in selbiger Nacht eine Geiß, drei Schritte von der Schaarwache, und ließ sich attrapiren. Den andern Tag im Verhör gestand er alles. Wie er aber bald merkte, daß ihm der Richter fünf und zwanzig oder etwas zum Andenken wollte mitgeben lassen, dachte er, „ich bin noch nicht ehrlich genug." Deswegen verschnappte er sich noch ein wenig in den Redensarten und gestand bei der weitern Untersuchung nach kurzem Widerstand, wie er von jeher ein halber Kackerlack gewesen sey, das heißt, ein Mensch, der bei Nacht fast besser sieht, als am Tag, und als ihn der Richter aufs Eis führen wollte, ob er nicht noch von ein Paar andern Diebstählen wisse, die kürzlich begangen worden, sagte er, „allerdings wisse er davon, und er sey derjenige." Als ihm den andern Morgen der Spruch publizirt wurde, er müsse ins Zuchthaus, und der Stadtsoldat der ihn begleiten sollte, stand schon vor der Thür, denn es war zwanzig Stunden weit, sagte er ganz reumüthig: „Recht findet seinen Knecht. Was ich verdient habe, wird mir werden." Unterwegs erzählte er dem Stadtsoldaten, er sey auch schon Militär gewesen. „Bin ich nicht sechs Jahre bei Klebeck Infanterie in Dienst gewesen? Könnt ich euch nicht sieben Wunden zeigen, aus dem Scheidekrieg, den der Kaiser Joseph mit den Holländern führen wollte." Der treuherzige Begleiter sagte: „Ich hab's nie weiter bringen können, als zum Stadtsoldaten. Eigentlich wär' ich ein Nagelschmied. Aber die Zeiten

sind schlimm." — „Im Gegentheil," sagte der Frieder, „ein Stadtsoldat ist mir respektabler als ein Feldsoldat. Denn Stadt ist mehr als Feld, deswegen avanzirt der Feldsoldat in seinem Alter noch zum Stadtsoldaten. Zudem der Stadtsoldat wacht für seiner Mitbürger Leben und Eigenthum, für eigen Weib und Kind. Der Kriegssoldat zieht ins Feld und kämpft, er weiß nicht für wen und nicht für was. Zudem, sagte er, „kann ein Stadtsoldat, wenn er nichts Ungeschicktes begangen hat, mit Ehren sterben, wann er will. Unser einer muß sich schon drum todtstechen lassen. Ich versichere euch," fuhr er fort, „ich und meine Feinde," er meinte die Strickreuter, „wir haben wenig Ehre davon, daß ich noch lebe." — Der Nagelschmied wurde über diese ehrenvolle Vergleichung so gerührt, daß er bei sich selbst dachte, einen so gütigen und herablassenden Arrestanten habe er noch nicht leicht transportirt, und der Frieder gieng immer mit großen Schritten voraus, um den Nagelschmied recht müde und trocken zu machen in der Sonnenhitze. „Darin unterscheiden sich die Feldsoldaten von den Stadtsoldaten," sagte er, „daß sie an einen weiten Schritt gewöhnt sind von dem Marsch." Abends um 4 Uhr, als sie in ein Dörflein kamen, und an ein Wirthshaus, „Kamerad," sagte der Frieder, „wollen wir nicht einen Schoppen trinken?" — „Herr Camerad," erwiederte der Nagelschmied, „was ihm recht ist, ist mir auch recht." Also tranken sie mit einander einen Schoppen, auch eine halbe Maß, auch eine Maß, auch zwei, und Brüderschaft ohnehin," und der Frieder erzählte immer fort von seinen Kriegsaffären, bis der Nagelschmied vor Schwere des Weins und

Müdigkeit einschlief. Als er nach einigen Stunden wieder aufwachte und den Frieder nimmer sah, war sein erster Gedanke: „Was gilts, der Herr Bruder ist allgemach vorausgegangen!“ Nein er stand nur ein wenig draussen vor der Thüre, denn der Frieder geht nicht leicht leer fort. Als er wieder herein kam, sagte er; „Herr Bruder der Mond will bald aufgehen. Wenns dir recht ist, so bleiben wir lieber hier über Nacht.“ Der Nagelschmied schläfrig und träge, sagte: „Wie der Herr Bruder meint.“ In der Nacht, als der Nagelschmied fest schlief und alle Töne aus dem Baß in den Diskant und wieder in den Baß durchschnarchte, der Frieder aber nicht schlafen konnte, stand der Frieder auf, visitirte für Zeitvertreib des Herrn Bruders Taschen, und fand unter andern das Schreiben, das wegen seiner dem Stadtsoldaten an den Zuchthaus-Verwalter war mitgegeben worden. Hierauf probirte er für Zeitvertreib des Herrn Bruders neue Montursstiefel an. Sie waren ihm recht. Hierauf ließ er sich für Zeitvertreib durch das Fenster auf die Gasse herab und gieng des geraden Wegs fort, so weit ihm der Mond leuchtete. Als der Nagelschmied früh erwachte, und den Herr Bruder nimmer gewahr wurde, dachte er: „Er wird wieder ein wenig draussen seyn.“ Freilich war er wieder ein wenig draussen, und als er den Tag erlaufen hatte, im ersten Dorf, das ihm am Weg war, weckte er den Schulzen. „Herr Schulz, es ist mir ein Unglück passirt. Ich bin ein Arrestant und der Stadtsoldat von da und da, der mich transportiren sollte, ist mir abhanden gekommen. Geld hab ich keins. Weg und Steg kenn ich nicht, also laßt mir auf gemeine Kosten eine Suppe kochen und

verschafft mir einen Wegweiser in die Stadt ins Zuchthaus." Der Schulz gab ihm eine Vollete an den Gemeindswirth auf eine Mehlsuppe und einen Schoppen Wein, und schickte nach einem armen Mädchen. „Geh ins Wirthshaus, und zeige dem Mann der dort frühstückt, wenn er fertig ist, den Weg und die Stadt; er will ins Zuchthaus." Als der Frieder mit dem Mädchen aus dem Wald und über die letzten Hügel gekommen war, und in der Ebene von weitem die Thürme der Stadt erblickt hatte, sagte er zu dem Mädchen: „Geh jetzt nur nach Haus, mein Kind, jetzt kann ich nimmer verirren." In der Stadt bei den ersten Häusern fragte er ein Büblein auf der Gasse: „Büblein wo ist das Zuchthaus," und als er es gefunden und vor den Zuchthaus-Verwalter gekommen war, übergab er ihm das Schreiben, das er dem Nagelschmied aus der Tasche genommen hatte. Der Verwalter las und las und schaute zuletzt den Frieder mit großen Augen an. „Guter Freund," sagte er, „das ist schon recht. Aber wo habt ihr dann den Arrestanten? Ihr sollt ja einen Arrestanten abliefern." Der Frieder antwortete ganz verwundert: „Ey, der Arrestant, der bin ich selber." Der Verwalter sagte: „Guter Freund, es scheint, Ihr wollt Spaß machen. Hier spaßt man nicht. Geschehts, Ihr habt den Arrestanten entwischen lassen! Ich seh es aus allem." Der Frieder sagte: „Wenn Sie es aus allem sehen, so will ichs nicht läugnen. Wenn mir aber Ihro Excellenz, sagte er zu dem Verwalter, einen Berittenen mitgeben wollen, so getrau ich mir den Vagabunden noch einzufangen. Denn es ist kaum eine Viertelstunde, daß er mir aus den Augen gekommen ist."

„Einfältiger Tropf," sagte der Verwalter, „was nützt dem Berittenen die Geschwindigkeit des Rosses, wenn er mit einem Unberittenen reiten soll. Könnt Ihr reiten?" Der Frieder sagte: „Bin ich nicht sechs Jahre Würtemberger Dragoner gewesen?" — „Gut," erwiederte der Verwalter, „man wird für Euch ebenfalls ein Roß satteln lassen, und zwar für Euer eigen gutes Geld, ein andermal gebt Achtung, und verschaffte ihm in der Eile ein offenes Ausschreiben an alle Ortsvorgesetzte, auf daß, wenn er Mannschaft nöthig habe zum Streif. Also ritten der Strickreuter und der Zundelfrieder mit einander dahin, um den Zundelfrieder aufzusuchen, bis an einen Scheidweg. An dem Scheideweg sagte der Frieder dem Strickreuter, auf welchem Weg der Strickreiter reiten soll, und auf welchem er selber reiten wolle. „Am Rhein an der Fahrt kommen wir wieder zusammen." Als sie aber einander aus den Augen verloren hatten, wendete sich der Frieder wieder rechts, und machte mit seinem Ausschreiben in allen Dörfern Lärm, und ließ die Sturmglocken anziehen, der Zundelfrieder sey im Revier, bis er an der Grenze war. An der Grenze aber gab er dem Rößlein einen Biß und ritt hinüber.

So etwas könnte hier zu Land nicht passiren.

Der Wolkenbruch in Türkheim.

Ein ehemalig guter Bekannter des Hausfreundes that im Oktober einen Streifzug auf Wein in das

Elsaß. Wie er in Türkheim Abends in das Wirthshaus kommt, sitzt der Präsident da bei einem Schöpplein, und ißt zwei Bratwürste, eine nach der andern. „Herr Präsident," sagte der gute Bekannte, „treff ich euch hier an? Eher hätte ich des Himmels Einfall vermuthet." Der Präsident lächelt, und sagte: „Es ist alles möglich." Sie bleiben beisammen, diskuriren allerlei mit einander, trinken auch allerlei miteinander, gehn mit einander in das Schlafgemach, jeder in ein Bett apart. Das Bett des guten Freundes hatte einen Umhang. Früh gegen Tag, wenn man anfängt sich zu strecken, stemmte er sich mit den Füßen gegen das untere Brett der Bettlade. Das Brett gab nach, der Betthimmel gab auch nach. Ein Paar Bretter, ein Haspel, zwei Paar Schuh rc. Brastbergers Predigtbuch und eine große Flasche voll Kirschenwasser stürzten herunter. Aber die Flasche zerbrach unterwegs an dem Haspel und übergoß den guten Bekannten mit Kirschenwasser und Glasscherben. „Herr Präsident kommt mir zu Hülfe!" — Was ist euch begegnet?" fragte der Präsident. — „Ich glaube der Himmel der über dem Bett ist, sey eingefallen." Da lachte der Präsident und sagte: „Es kommt mir auch so vor. Die Wolken hängen auch bis aufs Deckbett herunter. Sie sind von Tannenholz. Hab ich euch nicht gesagt, es sey alles möglich?"

Rettung vom Hochgericht.

Eines Tages sagte zu sich selbst ein einfältiger Mensch: „dumm bin ich; wenn ich mich nun auf pfiffige Streiche lege, so wird kein Mensch vermuthen, daß ichs bin. Also legte er sich aufs Stehlen. Aber schon nach dem ersten Diebstahl wurde er als der Thäter entdeckt und überwiesen, weil er die goldne Uhr, die er gestohlen hatte, selber trug, und alle Augenblicke herauszog. Einige Rathsherrn meinten, man könne wegen seiner Einfalt etwas glimpflicher mit ihm verfahren, als mit andern, und ihn auf ein Jahr oder etwas ins Zuchthaus schicken. „So?“ sagten die andern, „ists nicht genug, daß so viele verschmitzte Halunken das saubere Handwerk treiben? Soll man für die dummen auch noch Prämien aussetzen, damit alles stiehlt,“ und sechs gegen fünf sagten: Er muß an den Galgen. Auf der Leiter, als ihm der Henker den Hals visitirte, sagte er zu ihm: „Guter Freund, ihr habts ziemlich dick da herum sitzen, noch dicker als hinter den Ohren. Fast hätt ich einen längern Strick nehmen sollen.“ Denn wirklich war dem armen Schelm das Kinn ziemlich stark mit dem Hals verwachsen, und als der Henker den Strick ohnehin ungeschickt angebracht hatte und den armen Sünder von der Leiter hinabstieß, glitschte dieser mit dem Kopf aus der Schlinge heraus und fiel unversehrt herab, auf die Erde. Einige Zuschauer lachten, aber der größte Theil erschrack und that einen lauten Schrei, als ob sie fürch-

teten, es möchte dem Malefikanten, den sie doch wollten sterben sehn, etwas am Leben schaden. Aber der Henker stand einige Augenblicke wie versteinert oben auf dem Seigel, und sagte endlich: „So etwas ist mir in meinem Leben noch nie passirt.“ Da sagte der Malefikant unten auf der Erde kaltblütig und mit gequetschter Stimme: Mir auch nicht,“ und alle die es hörten, vergaßen die Ernsthaftigkeit einer Hinrichtung, und daß auf dem Weg über das Hochgericht ein armes verschuldetes Gewissen an seinen ewigen Richter abgeliefert wird, und mußten lachen. Der Blutrichter selber hielt das Schnupftuch vor den Mund, und sah auf die Seite. Die glimpflichern Rathsherrn aber ermahnten die strengern: „Laßt jetzt den armen Ketzer laufen. Am Galgen ist er gewesen, und mehr habt ihr nicht verlangt, und Todesangst hat er ausgestanden.“ Also ließen sie den armen Ketzer laufen.

Der Schimmel. *)

Was gilts, der geneigte Leser, wenn er hieneben die Abbildung ansieht, so denkt er: „das ist eine Geistergeschichte!“ — Nichts nutz! — Der Herr in der weissen Gestalt den man für den Geist ansieht, hat Fleisch und Blut, wie andere Menschen hie zu Land. Die Mägdlein lassen sich von ihm küssen, und gern, und reiten kann er im Galloy und Trab, trotz einem. Ist er nicht selbigen Abend auf seinem

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

eigenen ſtattlichen Schimmel vor einem Wirthhaus angeritten, ich will nicht ſagen wo, und „Herr Poſthalter," ſagte er, „kann ich hier nicht über Nacht bleiben?" Der Poſthalter erwiederte: „Was Euer Gnaden befehlen." Alſo ſpeißte er zu Nacht, verliebte ſich in eine Bouteille Klingenberger und ging ins Bett. Während er im erſten Schlaf war, fuhr eine Kutſche nach der andern vorbei, und wechſelte die Pferde. Endlich weckte der heranfahrende Poſtwagen ſein Spitzhündlein zum Bellen und das Spitzhündlein weckte ihn, und er wollte nicht gleich wieder einſchlafen, denn der Vollmond leuchtete freundlich in die Schlafſtube hinein, und die Kühle der Nacht kam erquicklich vom Thurmberg her durch die offenen Fenſter. „Was fangen wir jetzt an," ſagte der eine Poſtknecht zu ſeinem Camerad, „es fehlt uns ein Roß, und in der ganzen Stadt liegt alles im Bett." Der Camerad ſagte: „Spann den Schimmel ein!" Der Herr im Bett dachte: „Wills Gott nicht meinen." — „Er merkts nicht," fuhr der Camerad fort. Der Herr im Bett dachte: „freilich merkt ers" und fuhr wie eine brennende Rakette aus dem Bett und hinter das Fenſter um im Mondſchein zu ſehen, was geſchehen will. „Bis er aufſteht, biſt du ſchon lang wieder da," fuhr der Camerad fort. Der Herr hinter dem Fenſter dachte! „Nein, er iſt ſchon auf, und kommt eh du fortgehſt." Indem gieng der Poſtknecht in den Stall, um den Schimmel zu holen, aber es war nicht der Schimmel des Herrn gemeint, der hinter dem Fenſter ſteht, ſondern der Poſthalter hatte auch einen im Stall, der aber den Fuß übertreten hatte, und der Poſthalter hatte dem Knecht

be-

befohlen, ihn ein Paar Tage zu schonen, bis er wieder hergestellt sey. Deswegen sagte der Camerad zum Postknecht: „Er merkts nicht, und bis er aufsteht, bist du schon lange wieder da.“ Als aber der Herr hinter dem Fenster sah den Postknecht nach dem Stall gehn, sprang er wie er war, ohne Kleidung, ohne Schuhe und Strümpfe, blos in einem Paar leinenen Unterhosen, wie er aus dem Bette gekommen war, auf die Straße hinab. „Wie? Was? Wer unterſteht sich den Schimmel anzuspannen? Wer will todtgeschossen seyn?“ Der Camerad des Postknechts sagte: „Guter Herr, Ihr habt den Nachtnebel, oder sonst einen, geht Ihr wieder in Euer Bett, und laßt uns gewähren.“ Unterdessen brachte der Postknecht den Schimmel angeschirrt, und stellte ihn vor die Deichsel, so daß der Herr ganz desperat wurde. „Meinen Gaul sollt ihr nicht anspannen, und so und so.“ Der Camerad des Postknechts sagte endlich: „Himmel Stern Batallion! Jetzt macht, daß Ihr fortkommt! Was bekümmern wir uns um Euern Gaul!“ — „So! Ihr Galgenstricke,“ sagte der Herr, „ich will euch zeigen, daß ihr euch um meinen Gaul zu bekümmern habt.“ Das Spitzhündlein nahm auch Antheil an dem Gespräch, und es kam zu ein Paar harten Redensarten, die man besser mit den Ellenbogen und Fäusten als mit den Fingern abschreiben und wieder erzählen kann, bis zuletzt der Posthalter herauskam, und fragte: „Was giebts da?“ Da riefen der Herr und die Postknechte fast unverständlich durcheinander, „wie die Spitzbuben da den Schimmel vor den Postwagen spannen wollten, und wie der kuriose Herr da nicht leiden wolle, daß sie den

Schimmel vor den Postwagen spannen, und es sey doch kein ander Roß mehr da, und alle Leute in der Stadt liegen im Bett." Da konnte der Posthalter das Lachen fast nicht verwehren. „Gnädiger Herr," sagte der Posthalter, „das ist nicht Ihr Herr Schimmel! Ihr Herr Schimmel wird unangefochten im Stall stehen; es ist mein eigener und er hat seit ein Paar Tagen einen krummen Fuß. Sehen Sie da! Aber aus der Noth muß man eine Tugend machen." Da sagte der Herr: „Ja so! Wenn das ist!" und gieng ganz still und betuches wieder in sein Bett. Dißmal, dachte er, bin ich ein curioser Herr gewesen. Wenns nur nicht bekannt wird! —

Die Treue und ihr Dank. *)

Schon viel Wohlthat und Segen ist von dem glorreichen Thron ausgegangen, auf welchem einst Maria Thereſia und Joſeph der Zweite saßen. Aber Kaiser Franz der Zweite, Josephs Neffe und Zögling blieb auch nicht zurück. Hat er nicht vor kurzer Zeit eine neue Gesinde-Ordnung für die Stadt Wien ausgehen lassen, und zehen Belohnungen, jede zu Einhundert und Fünfzig Kaisergulden für eben so viel männliche oder weibliche Dienstboten ausgesetzt, welche Beweisthum ablegen können, daß sie fünf und zwanzig Jahre lang mit unbescholtener Ehrlichkeit und Treue gedient haben, und in dieser Zeit zehn Jahre lang hintereinander in einem und

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

dem nämlichen Dienst. Im Monat Mai des Jahres 1811 wurden zum erstenmal diejenigen aufgefordert, sich zu melden, welche sich getrauen konnten, sie seyen der Belohnung werth. Mancher Leser denkt: Es werden nicht viel gekommen seyn.

Doch! Geneigter Leser! Es sind siebenhundert und ein und fünfzig gekommen, und mehr als zweihundert von ihnen haben nicht nur fünf und zwanzig Jahre, sondern auch ihre vierzig und fünfzig Jahre und drüber fromm in ihrem Wandel und treu in ihrem Dienste ausgehalten. Das ist ein Respekt. Die Wahl that weh, unter so viel achtungswerthen Menschen. Aber folgende zehen, der Hausfreund will keinen verheimlichen, sind für die würdigsten erachtet worden:

1) Johannes Brenner. Er diente nur bei zwei Herrschaften, bei der ersten, fünf und zwanzig, bei der andern dreißig, in allem fünf und fünfzig Jährlein, ohne Vorwurf und ohne Tadel, und ist darüber fünf und siebenzig Jahre alt geworden. Macht er nicht ein Gesicht, als wenn er schon das Sprüchlein hörte: „Du frommer und getreuer Knecht, bist über Wenigem treu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines Herren Freude."

2) Adelbert Hamelton. Acht und sechzig Jahre alt, ohne Vermögen, Vater von vier unversorgten Kindern, ist zwei und vierzig Jahre lang im nämlichen Dienst gewesen, als er die Belohnung des Kaisers empfieng, und sagt: „Ich habe noch nie gesehen den Gerechten verlassen, oder seinen Samen nach Brod gehn."

3) Anton Cares. Diente schon sieben und dreißig Jahre in einem fort bei dem Herrn Vice-Präsident von Sommerfels, und der Herr Präsident sagt: „er sey ihm noch nicht feil."

4) Polixena Imhoferin. Ist seit fünf und fünfzig Jahren in Diensten, und hat sechs und vierzig Jahre davon in dem nämlichen Hause mit unbescholtner Treue zugebracht. Sie ist dort ganz wie daheim und sagt: „sie könnts an einem andern Ort nimmer aushalten."

5) Mariane Wurmin. Diente sieben und fünfzig Jahre in dem nämlichen Haus, zuerst als Stubenmagd, darnach als Kindsmagd, darnach als Köchin, jetzt wieder als Stubenmagd, bis ins vier und achtzigste Jahr ihres Lebens. „Bleibe treu, bis in den Tod, so will ich dir die Krone der Ehren geben.

6) Magdalena Zotterin. Sie hatte in acht und fünfzig Jahren nur drei Herrschaften und stand bei der letzten schon seit ein und dreißig Jahren.

7) Marianna Radin. Kränklich und gebrechlich, dient fünf und fünfzig Jahre in dem nämlichen Hause, um dürftigen Lohn. „Ich will dich tragen bis ins Alter und bis du grau wirst. Ich wills thun. Ich will heben, tragen und erretten."

8) Therese Höflingerin. Ist seit acht und fünfzig Jahren Dienstmagd in dem nämlichen Hause gewesen, hat geholfen die Kinder groß und fromm erziehen, und war seit zwölf Jahren die treue Pflegerin einer kranken Frau.

9) Eliſabeth Obentraufin. Wem dient die ſchon ſieben und dreißig Jahre? Einem dürftigen, an einem Auge blinden, gichtkranken Mann, und iſt ſeine einzige treue Stütze.

10) Roſalie Swoboda. Sie hat in neun und zwanzig Dienſtjahren ihre Herrſchaft, eine jetzige Wittwe, wohlhabend und arm geſehen. Als die Wittwe den Mann verloren hatte, und arm wurde, und doch ohne Pflege nicht mehr leben konnte, ſagte Roſalie Swoboda: „Ich verlaſſe euch nicht.“ Auch fragt ſie weiter nicht, „wann bekomm ich meinen Lohn?“ ſondern ſucht durch Arbeiten für andere Leute außer dem Hauſe ſo viel neben her zu verdienen, daß ſie ihrer Herrſchaft auch noch ein wenig Gutes davon thun kann. Es wird alles ſeyn, ob die gute Seele nicht ihre hundert und fünfzig Gulden mit der armen Wittwe theilt.

Dieſe drei Nro. 8. 9. und 10., beſonders die letzte, wenn man ſie recht drum beſchaut, ſcheinen auch ſchon ein Sprüchlein von weitem zu hören: „Kommet her, ihr Geſegneten meines Vaters! Ich bin arm oder krank geweſen, und ihr habt mich gepflegt.“

Dies ſind die zehen gottesfürchtigen Dienſtboten, welchen der Kaiſer zur Erkenntlichkeit für ihre Rechtſchaffenheit und Tugend zuſammen eintauſend fünfhundert Kaiſer-Gulden hat ausbezahlen laſſen, und wer war dabei? Der Viertelsmeiſter und der Stadtbote von Wien? Nichts nutz! Aber Se. Hochwohlgeboren der Herr Staatsrath von Lorenz, Se. Excellenz der Herr Vice-Präſident von Sonnenfels, Ihro Excellenz und Hochgeboren, die Frau Gräfin

Mariane von Dietrichstein, im Namen der adelichen Frauen, Sr. Hochfürstliche Gnaden, der Fürst Erzbischof von Wien, viel Abgeordnete von allen Ständen, und noch Einer, den man nicht sehen kann. Denn Ehre und Gottes Dank geht noch über Geld.

Jetzt weiß ich, was der geneigte Leser zu diesem allen denkt. Er denkt: „So sollts an andern Orten auch seyn. Wer weiß, so bekäme man auch besseres Gesinde.“ Antwort: das ist so absolut just nicht nöthig. Vielmehr der Hausfreund hat schon gedacht: Wenns an ihm wäre der Kaiser zu seyn, ob er nicht schier auch eine Belohnung für Herrschaften aussetzen wollte, die gegen ihr Gesinde sich so betragen, daß es zehen Jahre lang bei ihnen aushalten kann. Halte du deine Dienstboten in Ehren und sey gütig gegen sie, denn sie sind auch mit Liebe und Thränen groß gezogen worden. Versorge sie christlich in Nahrung, Kleidung und Arbeit. Schone und pflege sie in der Krankheit! Sey nachsichtig oder streng gegen ihre Fehler, nachdem sie sind, ohne Scheltworte und ohne Fluch, und laß sie auch sonst ein wenig merken, daß du Gott fürchtest und die Menschen liebest. Das ist noch mehr, als hundert und fünfzig Gulden werth, und wird dir mehr als für hundert fünfzig Gulden Segen ins Haus und ins Herz bringen, meint seines Orts der rheinländische Hausfreund. Denn die Gottesfurcht hat sich noch nicht überall von den armen und geringen Menschen geschieden und bei den reichen und vornehmen einquartiert. Vielmehr, sie hat sich schon an manchem Ort vor dem Reichthum und Uebermuth der Herrschaften in das Herz und in das Kämmerlein ihrer Dienstboten geflüchtet.

Die berühmte Schlacht der Markomannen.

Der geneigte Leſer wird eine Freude daran haben, und ſich etwas darauf einbilden, daß er in ſeinem Kalender zum erſtenmal eine ganz neue Zeittafel findet, welche ſtatt der Sündfluth und ſtatt der Errichtung der aſſyriſchen Monarchie, die merkwürdigſten Begebenheiten der vaterländiſchen Geſchichte von den älteſten Zeiten an ausweiſt, und in keinem andern Kalender zu finden iſt. Wer den Hausfreund nicht beſitzt, hat keine Wahl. Wenn er etwas wiſſen will, muß er dem geneigten Leſer gute Worte geben. Damit nun derſelbe mit Red und Antwort nie ſtecken bleibt, und mit guter Gelegenheit ſelber erfährt, was ihm zu wiſſen vielleicht angenehm iſt, ſo ſollen von nun an alle dieſe Begebenheiten in dem Kalender nach und nach umſtändlicher beſchrieben werden.

Der Hausfreund bezahlte jetzt freilich hundert Thaler gern, wenn er vor eintauſend achthundert und achtzig Jahren ſchon einmal zwiſchen dem Schwarzwald und dem Rheinſtrom gelebt hätte, und jetzt wieder ſagen könnte, wie alles damals ausgeſehen hat. Faſt alle Berge und luſtigen Hügel waren bis an die Ebene hinab mit Eichen und Tannen, die Thäler mit Erlen bewachſen. Der Rhein und die wilden Waldſtröme, damals viel größer und reiſſender als jetzt, hatten von einem Berg zum andern freien Lauf. Kein Faſchinat, keine Brücke, und es gehörte manches Jahr und manche fleißige

Hand dazu, bis unter unaufhörlichen Kriegszeiten, die Landschaft ihre jetzige Gestalt gewann, von einer Grenze zur andern prangend mit Weinbergen, fruchtbaren Saatfeldern und braven Wirthshäusern. Wildes Gethier, das man jetzt nicht mehr sonderlich kennt, hauste und horstete in den Wäldern, auf den Felsen, in den Höhlen, und Völkerschaften andern Namens theilten mit ihnen die Erzeugnisse des Landes und das Leben; im Unterland die Vangionen, Nemeter, Tribocker, vom Bodensee herab die Lotobriger und Tulinger, im Schwarzwald, die Ortenau und das Breisgau hinauf über den Schliengener Berg, Markomannen, Ehrenvest hieß ihr König; ein ungeschlachtes und rauhes Geschlecht, aber noch nicht unsere Stammväter von deren Blut wir abstammen. Ihre Kleidung waren Felle. Ihre Wohnung selbst gemachte Hütten, ihre Beschäftigung Viehzucht und Jagd. Noch gieng kein Pflug ins Feld. In Ihrenfeld stand noch keine Mühle. Kein Hausfreund fuhr mit der Dotnauer Diligence über den Castel. Es läutete noch kein Glöcklein in die Kirche und kein Tambour trommelte zur Parade. Aber ein unruhiger kriegerischer Geist wohnte in allen Herzen.

Zwei überrheinische Völker, in dem jetzigen Frankreich, damals Gallia genannt, führten miteinander blutige Kriege; die Aeduer und die Sequaner begiengen einen dummen Streich; nämlich sie riefen den König Ehrenvest zu Hülfe. Der König ließ sich nicht zweimal rufen. Er gieng mit fünfzehntausend Mann über den Rhein, und aus den fünfzehntausend wurden hundert und zwanzigtausend, und die Aeduer mußten den Deutschen gewonnen geben, aber

die Sequaner auch. Denn das Land gefiel den Deutschen wohl, und ein Markomann sah den andern an, und sagten: „Wollen wir nicht da bleiben?" Also blieben sie dort, bis ins 14te Jahr, und wollten noch immer mehr nachkommen, und der Sequaner sah den Aeduer auch an, und sagte: „Wir hätten uns fast ringer mit einander verglichen." Endlich suchten die Aeduer Hülfe bei dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, welcher selbiger Zeit mit einem tapfern und wohlgeübten römischen Kriegsheer in der Nähe stand, und Cäsar ließ sich auch nicht zweimal bitten, sondern er wollte den Deutschen befehlen: „Ihr sollt keine von euern Landsleuten mehr über den Rhein kommen lassen. Geht lieber selber heim." Aber der Deutsche sagte: „Wißt ihr was? Ihr habt uns nichts zu befehlen." Also kam es zu einer Schlacht nicht weit von Mömpelgard. Aber die wilde deutsche Kraft konnte gegen die geschlossenen Reihen und Glieder und gegen die römischen Waffen und Kriegskunst nichts anhaben. Sie wurden geschlagen, zuerst auf dem linken, hernach auf dem rechten Flügel. Alles floh gegen den Rhein. König Ehrenvest band am Ufer ein Schifflein los, und brachte mit Mühe sein Leben wieder an das diesseitige Gestade, man glaubt zwischen Crenzach und Wiehlen. Wenige von seinen Landsleuten hatten vom nämlichen Glück zu sagen. Die meisten wurden auf der Flucht von den römischen Reutern zusammengehauen. Zwei Weiber des Königs kamen um. Eine Tochter wurde ihm getödtet, eine gefangen genommen. Dieß ist die berühmte Schlacht der Markomannen mit dem römischen Feldherrn Cajus Julius Cäsar, 58 Jahre vor Christi Geburt. Der Handel fängt nicht gut an.

Denn nach der mörderiſchen Schlacht vermehrten ſich die Römer immer mehr an dem jenſeitigen Rheinufer, und befeſtigten daſelbſt ihre Herrſchaft, und die Markomannen und ihre Nachbarn diſſeits machten ſchlechte Geſchäfte. Nach und nach verödete ſich das Land, was noch da war zog davon, den Römern aus den Augen und viele Jahre lang vom Bodenſee bis an den Iſteiner Klotz, von Iſtein bis an die Kinzig, von der Kinzig bis an den Neckar brannte kein Feuer mehr auf einem Heerd, kein Menſch begegnete dem andern.

Als aber die Gallier jenſeits Rheins an dem ſchweizeriſchen und Elſäſſer Ufer lange hinüber geſchaut hatten in die menſchenleere Gegend, mancher von ihnen hatte nicht viel zu beißen und zu nagen, da zogen viele von ihnen herüber mit Sack und Pack und ſiedelten ſich an; mehrere folgten nach, wie heut zu Tag arme Leute nach Polen und Rußland oder in die neue Welt auswandern, und die Landſchaft bekam nach und nach ein Ausſehen, als wenn noch etwas draus werden könnte. Aber die Römer, ſtets begierig, ihre Herrſchaft auszubreiten, als ſie auch ſahen, daß aus der Landſchaft etwas werden könnte und ſchon war, zogen ſie ebenfalls herüber mit Schild und Schwerd, mit Zimmerleuten und Maurern, und machten ſich das Land bis an den Main hinab und weit in Schwaben hinein unterthan und ſteuerbar, befeſtigten es durch Wälle, Thürme und Schlöſſer, und verſchönerten es durch Straßen, Wohnplätze und Bäder, alſo daß mancher ſchöne Ort, der noch ſteht, ohngefähr in dieſem Zeitlauf ſeinen erſten Urſprung bekam, als Conſtanz, Pfullendorf, Badenweiler,

Sulzburg mit einem Castell oder Schloß auf dem jetzigen Castelberg, Stadt Baden, Durlach, Pforzheim, und andere. An manchen Orten sieht man noch die letzten Ueberreste von altem römischen Bau, heidnische Götzenbilder und Altäre. Aber schon mancher Schnee ist darauf gefallen — in mehr als anderthalb tausend Jahren. Ueber manche Stätte geht schon Jahrhunderte lang der Pflug. Schon mancher Rausch ist seitdem auf den Bergen gewachsen, wo die römischen Kriegsschlösser standen. Also waren die Welteroberer, die Römer, 200 Jahre lang nach Christi Geburt im ruhigen Besitz des Landes bis ein neues deutsches Volk, die Allemannen einbrachen, von welchen im künftigen Jahrgang der geneigte Leser ein mehreres erfahren wird.

Der große Schwimmer.

Vor dem leidigen Krieg, als man noch unangefochten aus Frankreich nach England reißen und in Dover ein Schöpplein trinken, oder Zeug kaufen konnte zu einem Westlein, gieng wöchentlich zweimal ein großes Postschiff von Calais nach Dover durch die Meerenge und wieder zurück. Denn dort ist das Meer zwischen beiden Ländern nur wenige Meilen breit. Aber man mußte kommen, eh' das Schiff abfuhr, wenn man mitfahren wollte. Diß schien ein Franzos aus Gaskonien nicht zu wissen, denn er kam eine Viertelstunde zu spät, als man schon die Hühner einthat in Calais, und der Himmel überzog

ſich mit Wolken. „Soll ich jetzt ein Paar Tage hier ſitzen bleiben, und Maulaffen feil haben, bis wieder eine Gelegenheit kommt? Nein, dachte er, ringer, ich gebe einem Schiffsmann ein 12 Sousſtücklein und fahre dem Poſtſchiff nach.“ Denn ein kleines Boot fährt geſchwinder als das ſchwere Poſtſchiff und holt es wohl ein. Als er aber in dem offenen Fahrzeuge ſaß, „wenn ich dran gedacht hätte,“ ſagte der Schiffmann, „ſo hätt' ich ein Spanntuch mitgenommen;“ denn es fieng an zu tröpfien, aber wie? In kurzer Zeit ſtrömte ein Regenguß aus der hohen Nacht herab, als wenn noch ein Meer von oben, mit dem Meer von unten ſich vermählen wollte. Aber der Gaskonier dachte: „das gibt einen Spaß.“ — „Gottlob,“ ſagte endlich der Schiffsmann, „ich ſehe das Poſtſchiff.“ Als er nun an demſelben angelangt hatte, und der Gaskonier war hinaufgeklettert und kam mitten in der Nacht und mitten im Meer auf einmal durch das Thürlein hinein zu der Reiſegeſellſchaft die im Schiff ſaß, wunderte ſich jeder wo er herkomme, ſo ſpät, ſo allein, und ſo naß. Denn in einem ſolchen Meerſchiff ſitzt man wie in einem Keller und hört vor dem Geſpräch der Geſellſchaft, vor dem Geſchrei der Schiffsleute, vor dem Getöſe, vor dem Rauſchen der Segel und Brauſen der Wellen, nicht was draußen vorgeht, und keinem dachte das Herz daran, daß es regnete. „Ihr ſeht ja aus,“ ſagte einer, „als wenn ihr wäret gekielholt, das heißt, unter dem Schiff durchgezogen worden.“ — „So? Meint ihr,“ ſagte der Gaskonier,“ man könne trocken ſchwimmen? Wenn das noch einer erfindet, ſo will ichs auch lernen, denn ich bin der Bote von Oleron, und ſchwimme alle Montage mit

Briefen und Bestellungen nach dem festen Lande, weils geschwinder geht. Aber jetzt hab ich etwas in England zu verrichten. Wenns erlaubt ist," fuhr er fort, „so will ich nun vollends mitfahren, weil ich euch glücklicher Weise angetroffen habe. Es kann den Sternen nach nimmer weit seyn nach Dover." — „Landsmann," sagte einer, und stieß eine Wolke von Tabacksrauch aus dem Mund, (es war aber kein Landsmann, sondern ein Engländer,) „wenn ihr von Calais bis hierher geschwommen seyd durch das Meer, so seyd ihr noch über den schwarzen Schwimmer in London." — „Ich gehe keinem aus dem Weg," sagte der Gaskonier. — „Wollt ihrs mit ihm versuchen," erwiederte der Engländer, „wenn ich hundert Louisdor auf euch setze," der Gaskonier sagte: „Mir an!" Reiche Engländer haben im Brauch auf Leute, die sich in einer körperlichen Kunst hervorthun, große Summen unter einander zu verwetten; deswegen nahm der Engländer im Schiff den Gaskonier auf seine Kosten mit sich nach London, und hielt ihm gut zu mit Essen und Trinken, daß er bei guten Kräften bliebe. „Mylord," sagte er in London zu einem guten Freund, „ich habe einen Schwimmer mitgebracht vom Meer. Gilts hundert Guineen: er schwimmt besser, als euer Mohr?" Der gute Freund sagte: „Es gilt!" Den andern Tag erschienen beide mit ihren Schwimmern auf einem bestimmten Platz an dem Themse-Fluß, und viel hundert neugierige Menschen hatten sich versammelt, und wetteten noch extra, der eine auf den Mohr, der andere auf den Gaskonier, einen Schilling, sechs Schilling; eine, zwei, fünf, zehn zwanzig Guineen, und der Mohr schlug den Gaskonier nicht hoch an.

Als ſich aber beide ſchon ausgekleidet hatten, band ſich der Gaskonier mit einem ledernen Riemen noch ein Kiſtlein an den Leib, und ſagte nicht warum, als wenns ſo ſeyn müßte. Der Mohr ſagte: „Wie kommt ihr mir vor? Habt ihr ſo etwas dem großen Springer abgelernt, der Bleikugeln an die Füße binden mußte, wenn er einen Haſen fangen wollte, damit er den Haſen nicht überſprang.“ Der Gaskonier öffnete das Kiſtlein, und ſagte: „Ich habe nur eine Flaſche Wein darin, ein Paar Knackwürſte und ein Laiblein Brod. Ich wollte euch eben fragen, wo ihr euere Lebensmittel habt. Denn ich ſchwimme jetzt gerades Wegs den Themſefluß hinab in die Nordſee, und durch den Canal ins atlantiſche Meer nach Cadix, und wenns nach mir geht, ſo kehren wir unterwegs nirgends ein, denn bis Montag, als den 16ten muß ich wieder in Oleron ſeyn. Aber in Cadix im Rößlein will ich Morgen früh ein gutes Mittagseſſen beſtellen, daß es fertig iſt, bis ihr nachkommt.“ Der geneigte Leſer hätte kaum gedacht, daß er ſich auf dieſe Art aus der Affäre herausziehen würde. Aber der Mohr verlor Hören und Sehen. „Mit dieſem Enterich,“ ſagte er zu ſeinem Herrn, „kann ich nicht in die Wette ſchwimmen. Thut was ihr wollt,“ und kleidete ſich wieder an. Alſo war die Wette zu Ende, und der Gaskonier bekam von ſeinem Engländer, der ihn mitgebracht hatte, eine anſehnliche Belohnung, der Mohr aber wurde von jedermann ausgelacht. Denn ob man wohl merken mochte, das es von dem Franzoſen nur Spiegelfechterei war, ſo fand doch jedermann Vergnügen an dem kecken Einfall, und an dem unerwarteten Ausgang, und er wurde nachher von allen, die auf

ihn gewettet hatten, noch vier Wochen lang in allen Wirthshäusern und Bierkneipen frei gehalten, und bekannte, daß er noch sein Lebenlang in keinem Wasser gewesen sey.

Kurze Station.

Der Postmeister sagte zu einem Juden, der mit zwei Pferden auf die Station anfuhr: „Von hieraus müßt ihr drei nehmen. Es geht bergauf, und die Straße ist frisch überführt. Dafür seid ihr in drei Stunden an Ort und Stelle." Der Jud fragte: „Wie bald bin ich an Ort und Stelle wenn ich Vier nehme?" — „In zwei Stunden." — „Und wenn ich Sechs nehme?" — „In einer Stunde." — „Wißt ihr was," sagte endlich der Jude, „spannt Acht an, so brauche ich gar nicht abstatt zu fahren!"

Mittel gegen Zank und Schläge.

Zwei Eheleute nicht weit von Segringen, lebten miteinander in Friede und Liebe, abgerechnet, daß sie bisweilen einen kleinen Wortwechsel bekamen, wenn der Mann einen Stich hatte. Alsdann gab ein Wort das andere. Das letzte aber gab gewöhnlich blaue Flecke. Zum Beispiel „Frau, sagte der Mann, die Suppe ist wieder nicht genug gesalzen, und ich hab dir's doch schon so oft gesagt." Die Frau sagt: „Mir ist sie so eben recht." Der Mann

bekommt etwas Röthe im Gesicht. „Du unverständiges Maul, ist das eine Antwort einer Frau gegen ihren Mann. Soll ich mich nach dir richten.“ Die Frau erwiedert, „draußen in der Küche, ist das Salz-Faß. Ein andermal koch dir selber, oder sieh, wer dir kocht.“ Der Mann wird flammenroth, und wirft der Frau die Suppe samt dem Teller vor die Füße. „Da, friß die Tränke selber.“ Jetzt gehts der Frau auf, wie wenn man ein Stellbrett aufzieht, und das Wasser fließt in die Läufe, und alle Mühlenräder gehn an, und sie überschüttet ihn mit Schmähungen und Schimpfnamen, die kein Mann gern hört, am wenigsten von einer Frau, am allerwenigsten von seiner eigenen. Der Mann aber sagt: „Ich seh schon, ich muß dir den Rücken wieder ein wenig blau anstreichen mit dem hagebuchenen Pinsel.“ — Solcher Liebkosungen endlich müde, gieng die Frau zu dem Pfarrherrn und klagte ihm ihre Noth. Der Herr Pfarrer, der ein feiner und kluger junger Mann war, merkte bald, daß die Frau durch Widersprechen und Schimpfen gegen ihren Mann selber Schuld an seinen Mißhandlungen sey. „Hat euch mein seeliger Vorfahr nie von dem geweihten Wasser gegeben?“ sagte er „Kommt in einer Stunde wieder zu mir!“ Unterdessen goß er reines frisches Brunnenwasser in ein Fläschlein, das ungefähr einen Schoppen hielt, versüßte es mit Zucker und ließ ein Tröpflein Rosenöhl darein träufeln, daß es einen lieblichen Geruch gewann. Dieses Fläschlein, sagte er zu ihr, müßt ihr in Zukunft immer bei Euch tragen, und so Euer Mann wieder aus dem Wirthshaus kommt, und will Euch Vorwürfe machen, so nehmt ein Schlücklein davon und behaltet's im Munde bis er wieder zufrieden ist.

iſt. Alsdann wird ſeine Wunderlichkeit nie mehr in Zorn ausbrechen, und er wird Euch keine Schläge mehr geben können.“ Die Frau befolgte den Rath, das geweihte Waſſer bewährte ſeine Kraft, und die Nachbarsleute ſagten oft zuſammen, unſere Nachbarn ſind ganz anders worden. Man hört nichts mehr. — Merke!

Wie einmal ein ſchönes Roß um fünf Prügel feil geweſen iſt. *)

Wenn nicht in Salzwedel, doch anderswo, hat ſich folgende wahrhafte Geſchichte zugetragen, und der Hausfreund hats ſchriftlich.

Ein Cavallerie-Offizier, ein Rittmeiſter kam in ein Wirthshaus. Einer der ſchon drinn war, und ihn hatte vom Pferd abſteigen geſehn, ein Hebräer ſagte, „daß das gar ein ſchöner Fuchs iſt, wo Ihro Gnaden drauf hergeritten ſind.“

Gefällt er Euch, Sohn Jakobs, fragte der Offizier.

„Daß ich hundert Stockprügel aushielte, wenn er mein wäre,“ erwiederte der Hebräer.

Der Offizier wedelte mit der Reitpeitſche an den Stiefeln. Was brauchts hundert, ſagte er, ihr könnt ihn um fünfzig haben.

Der Hebräer ſagte: „thuns fünf und zwanzig

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

nicht auch." — „Auch fünf und zwanzig," erwiederte der Rittmeiſter — „auch fünfzehn, auch fünf wenn ihr daran genug habt.

Niemand wußte, ob es Spaß oder Ernſt iſt. Als aber der Offizier ſagte, „meinetwegen auch fünf," dachte der Hebräer, „hab ich nicht ſchon zehn Normalprügel vor dem Amthaus in Günzburg ausgehalten, und bin doch noch koſcher. Herr, ſagte er, Sie ſind ein Offizier. Offiziers-Parole? Der Rittmeiſter ſprach: Traut Ihr meinen Worten nicht? Wollt Ihrs ſchriftlich?

Lieber wär's mir, ſagte der Hebräer.

Alſo beſchied der Offizier einen Notarius und ließ durch ihn, dem Hebräer folgende authentiſche Ausfertigung zuſtellen: „Wenn der Inhaber dieſes von gegenwärtigem Herrn Offizier fünf Prügel mit einem tüchtigen Stocke ruhig ausgehalten, und empfangen hat, ſo wird ihm der Offizier ſeinen bei ſich habenden Reit-Gaul, den Fuchs, ohne weitere Laſten und Nachforderung, alſo gleich als Eigenthum zuſtellen. So geſchehen da und da, den und den."

Als der Hebräer die Ausfertigung in der Taſche hatte, legte er ſich über einen Seſſel und der Offizier hieb ihm mit einem hiſpaniſchen Rohr mitten auf das Hintertheil dergeſtalt, daß der Hebräer bei ſich ſelbſt dachte: Der kanns noch beſſer als der Gerichtsdiener in Günzburg, und laut auf Auweih ſchrie, ſo ſehr er ſich vorgenommen hatte, es zu verbeißen.

Der Offizier aber ſetzte ſich und trank ruhig ein Schöpplein. „Wie thuts Sohn Jakobs?" Der Hebräer

ſagte: „Na wie thuts, gebt mir die andern auch, ſo bin ich abſolvirt.“

„Das kann geſchehen,“ ſprach der Offizier, und ſetzte ihm den zweiten auf, dergeſtalt, daß der erſte nur eine Lockſpeiſe dagegen zu ſeyn ſchien, darauf ſetzte er ſich wieder und trank noch ein Schöpplein.

Alſo that er beim dritten Streich, alſo beim vierten. Nach dem vierten ſagte der Hebräer: „Ich weiß nicht ſoll ichs Euer Gnaden Dank wiſſen, oder nicht, daß Sie mich einen nach dem andern genießen laſſen. Geben Sie mir zum vierten den fünften gleich, ſo bin ich des Genuſſes los, und der Fuchs weiß, an wen er ſich zu halten hat.“

Da ſagte der Offizier: „Sohn Jakobs auf den fünften könnt ihr lange warten,“ und ſtellte das hiſpaniſche Rohr ganz ruhig an den Ort, wo er es genommen hatte, und alles Bitten und Betteln um den fünften Prügel war vergebens.

Da lachten alle Anweſende, daß man faſt das Haus unterſtützen mußte, der Hebräer aber wendete ſich an den Notarius, er ſolle ihm zum fünften Prügel verhelfen, und hielt ihm die Verſchreibung vor. Der Notarius aber ſagte: „Jekeſſen was thu ich damit. Wenns der Herr Baron nicht freiwillig thut, in der Verſchreibung ſteht nichts davon, daß er muß.“ Kurz der Hebräer wartet noch auf den fünften und auf den Fuchs.

Der Hausfreund aber wollt dieſen Muthwillen nicht loben, wenn ſich der Hebräer nicht angeboten hätte.

Merke: Wer sich zu fünf Schlägen hergiebt, ums Gewinns willen, der verdient, daß er vier bekommt ohne Gewinn. Man muß sich nie ums Gewinns willen freiwillig mißhandeln lassen.

Die nasse Schlittenfahrt. *)

Der Hausfreund hat viel gute Freunde am Rhein auf und ab, zwischen Friedlingen und Andernach, unter andern ein Paar lose. Einer davon versteht sich gut darauf, Kissen und Säcke auszustopfen, um weich darauf zu sitzen, und man darf ihn rekommandiren. Zwei andere gute Freunde von ihm, sagten zu einander an einem schönen kalten Wintertag: „Wollen wir nicht auf dem Schlitten fahren?" — „Wohin?" — „Zum Theodor." Sie nannten ihn nur mit den Vornamen. Theodor heißt er mit dem Vornamen. Also spannten sie den Rappen an den Rennschlitten, und legten einen Sack voll Spreu darauf, der Länge nach, um weicher zu sitzen. Als sie bei dem guten Freund angelangt waren, wurde lustig getrunken — der Wein lag ihm nie überzwerch im Faß — Schliengener, Böllinger, Steinenstatter vier und achtziger, achtziger, vier und siebenziger. Beim vier und siebenziger blieben sie sitzen, bis der Abendstern über dem Waßgau funkelte, und die Bettglocken laut wurden in den Dörfern. Als die Bettglocken laut wurden, sagte einer

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

von ihnen: „Jetzt will ich anspannen, unser Weg ist der weiteste.“ Der Theodor sagte: „Wahrscheinlich auch der krümmste. Hüst um! Dort links ist die Stubenthür.“ Denn der Gast taumelte nach der Thüre eines Milchschranks, in der Meinung, es sey die Stubenthür. Als sie auf dem Schlitten noch eins genommen hatten, zu Sankt Johannes Segen, und ungefähr an die Tannen gekommen waren, wurde es beiden naß zwischen den Beinen. Der vordere dachte: „Soll mir etwas passirt seyn, oder ist mein Camerad dahinten nicht wasserfest?“ Der Andere dachte: „Schmelzen die Spreu im Spreuersack, oder ist meinem Cameraden etwas passirt?“ „Gevatter, stammelte endlich der Vordere, es scheint mir, ihr habt's euch kommod gemacht. Ich hätt' euch wohl ein Paar Minuten lang das Leitseil halten mögen.“ — „Gevatter erwiederte der Andere, mir kommt's vor, ihr solltet nicht mehr saufen, als ihr bei euch behalten könnt.“ Während sie aber so Wortwechsel treiben, und jeder die Schuld auf den andern warf, wurden sie immer näsſer, und der Sack unter ihnen gab immer mehr nach, bis sie auf dem harten Brette saßen. „Mordsapperment, ihr schwemmt mich noch über den Schlitten hinunter,“ fuhr der zweite fort. — „Oder ihr mich,“ erwiederte der erste. „Wenn ich nicht da säße, wie einer der zwischen den zwei Buckeln eines Trampelthiers reitet, ich läge schon lange auf dem Boden, und die Stiefel sind mir bereits mit sammt den Füßen angefroren am Schlittenkufen.“ — „Drum eben,“ erwiederte der erste. „Woher kommt's, daß euch das Wasser an den Beinen herabläuft?“ Als sie aber halbsteif nach Hause gekommen waren, und die Spreu aus dem Sacke

ausleeren wollten, da schoß etwas ganz anderes als Spreu heraus. Da sagte der eine: „Ich glaube gar der Schalk der Theodor, hat uns den Sack mit Schnee angefüllt. Drum sind wir so naß geworden.“ Der andere sagte: „Es kömmt mir auch so vor.“ — Es war auch so.

Der Bauersmann und der Visitator.

Der Visitator an der Grenzstätte, wenn man verbotene Waaren ins Land bringen will, merkt's gleich, und sieht's dem Reisenden oder dem Fuhrmann, oder dem Landmann im Gesicht an, ob er ihm trauen darf, oder nicht. Er läßt zehen Unschuldige durchpassiren und nimmt's nicht genau. Den eilften der etwas hat, hält er an und visitirt ihm alle Säcke und Näthe aus, bis er's findet. Ehrlich währt immer am längsten. Manchmal aber hält er doch auch einen Unschuldigen ohne Noth auf, weil man gleichwohl nicht wissen kann. Bisweilen thut auch ein loser Vogel dem Visitator einen Schabernack an, und macht ihm vergebliche Mühe. Einer führte mit drei Pferden einen Wagen voll Haber über die Brücke. Jenseits der Brücke schoß der Visitator aus dem Häuslein heraus! „Halt! Was habt Ihr in euern Säcken.“ Der Bauersmann sagte halb leise und mit verzagter Stimme: „Haber,“ und schaute mit einem ängstlichen Blick nach den Pferden. Der Visitator meinte, er blicke nach den Säcken und dachte: Holla! — „Ist sonst nichts

darin, als was ihr ſagt?" — „Nein, ſonſt nichts." Der Eigenthümer einer Waare iſt nicht ſchuldig, daß er ſie ſelber ablade und auseinander legt, und wieder zuſammenpackt, ſondern das iſt des Viſitators Schuldigkeit und er iſt dafür bezahlt. Alſo rief der Viſitator ſeinen Gehülfen heraus. „Hier ſind verdächtige Säcke zu viſitiren." Man taſtete daran herum. Man ſtach mit ſpitzigen Viſitirſtäben hinein. Endlich lud man einen Sack nach dem andern ab, und leerte ihn aus. Im erſten war nichts, im zweiten nichts, in allen nichts, als lauter Haber und Haber. Zuletzt reiterte man ihn noch durch ein Sieb, ob keine heimlichen Edelſteine oder Pfefferkörner darunter ſeyn. Es war auch nichts heimliches darunter. Alſo faßten die Viſitatoren den Haber wieder in die Säcke, banden ſie zuſammen und warfen ihn auf den Wagen und ſchwitzten dazu, wie ein Präzeptor. Weil ſie aber gegen ihre Hoffnung nichts gefunden hatten, ſagte der Viſitator zu dem Bauersmann: „Guter Freund, ihr ſeyd ein ehrlicher Mann. Aber warum ſeyd ihr dann ſo verzagt und ängſtlich geweſen? daran erkennen wir ſonſt das böſe Gewiſſen, und haben ganz gewiß geglaubt einen guten Fang an euch zu machen." Da nahm den Viſitator der Bauersmann auf die Seite, und ſagte wieder halb leiſe, aber mit ſchalkhafter Miene: „Ich hab's müſſen, damit die Pferde nicht erfahren ſollten, daß ich noch mit Haber verſehen bin. Ich hab ihnen ſchon ſeit vier Monaten keinen mehr gegeben." Da fuhr der Viſitator auf: „daß euch, ihr dieſer und jener — — Ich hätte den beſten Luſt" — Aber er konnte nicht viel machen. Denn er hatte nichts als ſeine Schuldigkeit gethan, und auch das hatte der Bauersmann

ihn nicht geheißen. „Es ist mir leid genug, sagte dieser, daß ihr mich eine ganze Stunde aufgehalten habt."

Dankbarkeit.

In der See-Schlacht von Trafalgar, während die Kugeln sausten und die Mastbäume krachten, fand ein Matrose noch Zeit, zu kratzen, wo es ihn biß, nämlich auf dem Kopf. Auf einmal streifte er mit zusammengelegtem Daumen und Zeigefinger bedächtig an einem Haare herab, und ließ ein armes Thierlein, das er zum Gefangenen gemacht hatte, auf den Boden fallen. Aber indem er sich niederbückte, um ihm den Garaus zu machen, flog eine feindliche Kanonenkugel ihm über den Rücken weg, paff, in das benachbarte Schiff. Da ergriff den Matrosen ein dankbares Gefühl, und überzeugt, daß er von dieser Kugel wäre zerschmettert worden, wenn er sich nicht nach dem Thierlein gebücket hätte, hob er es schonend von dem Boden auf, und setzte es wieder auf den Kopf. „Weil du mir das Leben gerettet hast," — sagte er, — „aber laß dich nicht zum zweitenmal attrapiren, denn ich kenne dich nimmer."

Tod vor Schrecken.

Als einmal der Hausfreund mit dem Doktor von Brassenheim an dem Kirchhof vorbei gieng, deutete

der Doktor auf ein frisches Grab und sagte: „Selbiger ist mir auch entwischt. Den haben seine Kameraden geliefert."

Im Wirthshaus, wo die Schreiber beisammen saßen, bei einem lebhaften Disputat schlug einer von ihnen auf den Tisch „Und es gibt doch keine!" sagte er, — nämlich keine Gespenster und Erscheinungen. — „Und ein altes Weib," fuhr er fort, „ist der, der sich erschrecken läßt." Da nahm ihn ein anderer beim Wort und sagte: „Buchhalter, vermiß dich nicht, gilts sechs Flaschen Burgunder Wein, ich vergellstere *) dich, und sag dirs noch vorher." Der Buchhalter schlug ein: „Es gilt."

Jetzt gieng der andere Schreiber zum Wundarzt: „Herr Landchirukgus, wenn ihr einmal einen Leichnam zum Verschneiden bekommt, von dem ihr mir einen Vorder-Arm aus dem Einbogen-Gelenk lösen könntet, so sagt mirs. Nach einiger Zeit kam der Chirurgus: „Wir haben einen todten Selbstmörder bekommen, einen Siebmacher. Der Müller hat ihn aufgefangen am Rechen," und brachte dem Schreiber den Vorderarm. „Gibts noch keine Erscheinungen Buchhalter?" — „Nein es giebt noch keine." Jetzt schlich der Schreiber heimlich in des Buchhalters Schlafkammer und legte sich unter das Bett, und als sich der Buchhalter gelegt hatte, und eingeschlafen war, fuhr er ihm mit seiner eigenen warmen Hand über das Gesicht. Der Buchhalter fuhr auf und sagte, dann er wirklich ein besonnener und beherzter Mann war: „Was sind das für Possen? Meinst du ich merke dich nicht, daß du die Wette gewinnen willst" Der Schreiber war mausstille.

*) „Vergellstern" so viel als: „einem Furcht einjagen."

Als der Buchhalter wieder eingeſchlafen war, fuhr er ihm noch einmal über das Geſicht. Der Buchhalter ſagte: „Jetzt laß es genug ſeyn, oder wenn ich dich erwiſche, ſo ſchaue zu, wie es dir geht.“ Zum Drittenmal fuhr ihm der Schreiber langſam über das Geſicht; „und als er ſchnell nach ihm haſchte, und als er ſagen wollte:“ „Hab ich dich,“ blieb ihm eine kalte todte Hand und ein abgelöster Armſtümmel in den Händen, und der kalte tödtende Schrecken, fuhr ihm tief in das Herz und in das Leben hinein. Als er ſich wieder erholt hatte, ſagte er mit ſchwacher Stimme: „Ihr habt, Gott ſey es geklagt, die Wette gewonnen.“ Der Schreiber lachte und ſagte: „Am Sonntag trinken wir den Burgunder.“ Aber der Buchhalter erwiederte: „Ich trink ihn nimmer mit.“ Kurz, den andern Morgen hatte er ein Fieber, und den ſiebenten Morgen war er eine Leiche. „Geſtern früh,“ — ſagte der Doktor zum Hausfreund, „hat man ihn auf den Kirchhof getragen; unter ſelbigem Grab liegt er, das ich euch gezeigt habe.“

Franziska.

In einem unſcheinbaren Dörfchen am Rhein, ſaß eines Abends, als es ſchon dunkeln wollte, ein armer junger Mann, ein Weber, noch an dem Webſtuhl, und dachte, während der Arbeit unter andern an den König Hiskias, hernach an Vater und Mutter, deren ihr Lebensfaden auch ſchon von der Spule abgelaufen

war, hernach an den Großvater ſelig, dem er einſt auch noch auf den Knien geſeſſen und an das Grab gefolgt war, und war ſo vertieft in ſeinen Gedanken und in ſeiner Arbeit, daß er gar nichts davon merkte, wie eine ſchöne Kutſche mit vier ſtattlichen Schimmeln vor ſeinem Häuslein anfuhr und ſtille hielt. Als aber etwas an der Thürfalle druckte, und ein holdes jugendliches Weſen trat herein von weiblichem Anſehen mit wallenden ſchönen Haarlocken, und in einem langen himmelblauen Gewand, und das freundliche Weſen fragte ihn mit mildem Ton und Blick: „Kennſt du mich Heinrich.“ Da war es als ob er aus einem tiefem Schlaf aufführe, und war ſo erſchrocken, daß er nicht reden konnte. Denn er meinte, es ſey ihm ein Engel erſchienen und es war auch ſo etwas von der Art, nämlich ſeine Schweſter Franziska, aber ſie lebte noch. Einſt hatten ſie manches Körblein voll Holz baarfuß mit einander aufgeleſen, manches Binſenkörbchen voll Erdbeeren am Sonntag mit einander gepflückt und in die Stadt getragen, und auf dem Heimweg ein Stücklein Brod mit einander gegeſſen, und jedes aß weniger davon, damit das andere genug bekäme. Als aber nach des Vaters Tod die Armuth und das Handwerk die Brüder aus der elterlichen Hütte in die Fremde geführt hatte, blieb Franziska allein bei der alten gebrechlichen Mutter zurück und pflegte ihrer, alſo daß ſie dieſelbe von dem kärglichen Verdienſt ernährte, den ſie in einer Spinnfabrik erwarb, und in den langen ſchlafloſen Nächten mit ihr wachte und aus einem alten zerriſſenen Buch von Holland erzählte, von den ſchönen Häuſern, von den großen Schiffen, von der grauſamen Seeſchlacht bei Doggers-

bank und ertrug das Alter und die Wunderlichkeit der kranken Frau mit kindlicher Geduld. Einmal aber früh um zwei Uhr ſagte die Mutter: „Bete mit mir meine Tochter. Dieſe Nacht hat für mich keinen Morgen mehr auf dieſer Welt.“ Da betete und ſchluchzte und küßte das arme Kind die ſterbende Mutter, und die Mutter ſagte: „Gott ſegne dich, und ſey“ — und nahm die letzte Hälfte ihres Mutterſegens „und ſey dein Vergelter!“ mit ſich in die Ewigkeit. Als aber die Mutter begraben und Franziska in das leere Haus zurückgekommen war, und betete und weinte, und dachte was jetzt aus ihr werden ſolle, ſagte etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh nach Holland,“ und ihr Haupt und ihr Blick richtete ſich langſam und ſinnend empor, und die letzte Thräne für dießmal blieb ihr in dem blauen Auge ſtehen. Als ſie von Dorf zu Stadt, und von Stadt zu Dorf betend und bettelnd und Gott vertrauend nach Holland gekommen war, und ſo viel erſammelt hatte, daß ſie ſich ein ſauberes Kleidlein kaufen konnte, in Rotterdam, als ſie einſam und verlaſſen durch die wimmelnden Straßen wandelte, ſagte wieder etwas in ihrem Inwendigen zu ihr: „Geh in ſelbiges Haus dort mit den vergoldeten Gittern am Fenſter.“ Als ſie aber durch den Hausgang an der marmornen Treppe vorbei in den Hof gekommen war, denn ſie hoffte zuerſt Jemand anzutreffen, ehe ſie an einer Stubenthüre anpochte, da ſtand eine betagte freundliche Frau von vornehmem Anſehen in dem Hofe, und fütterte das Geflügel, die Hüner, die Tauben und die Pfauen.

„Was willſt du hier mein Kind?“ Franziska faßte ein Herz zu der vornehmen freundlichen Frau

und erzählte ihr ihre ganze Geſchichte. „Ich bin auch ein armes Hühnlein das eures Brodes bedarf," ſagte Franziska, und bat ſie um Dienſt. Die Frau aber gewann Zutrauen zu der Beſcheidenheit und Unſchuld und zu dem naſſen Auge des Mädchens, und ſagte: „Sey zufrieden, mein Kind, Gott wird dir den Segen deiner Mutter nicht ſchuldig bleiben. Ich will dir Dienſt geben und für dich ſorgen, wenn du brav biſt." Denn die Frau dachte: Wer kann wiſſen, ob nicht der liebe Gott mich beſtimmt hat ihre Vergelterin zu ſeyn, und ſie war eines reichen rotterdammer Kaufmanns Wittwe, von Geburt aber eine Engländerin. Alſo wurde Franziska zuerſt Hausmagd, und als ſie gut und treu erfunden ward, wurde ſie Stubenmagd, und ihre Gebieterin gewann ſie lieb, und als ſie immer feiner und verſtändiger ward, wurde ſie Kammerjungfer. Aber jetzt iſt ſie noch nicht alles, was ſie wird. Im Frühling als die Roſen blühten, kam aus Genua ein Vetter der vornehmen Frau, ein junger Engländer zu ihr auf Beſuch nach Rotterdam, er beſuchte ſie faſt alle Jahre um dieſe Zeit, und als ſie eins und das andere hinüber und herüber redeten und der Vetter erzählte, wie es ausſah, als die Franzoſen vor Genua in dem engen Paß in der Bochetta ſtanden und die Oeſtreicher davor, trat heiter und lächelnd mit allen Reizen der Jugend und Unſchuld geſchmückt, Franziska in das Zimmer, um etwas aufzuräumen, oder zurecht zu legen, und dem jungen Engländer, als er ſie erblickte, ward es ſonderbarlich um das Herz und die Franzoſen und Oeſtreicher verſchwanden ihm aus den Sinnen.

„Tante," ſagte er zu ſeiner Baſe: „Ihr habt ein bildſchönes Mädchen zur Kammerjungfer. Es iſt Schade, daß ſie nicht mehr iſt, als das." Die Tante ſagte: „Sie iſt eine arme Waiſe aus Deutſchland. Sie iſt nicht nur ſchön, ſondern auch verſtändig, und nicht nur verſtändig, ſondern auch fromm und tugendhaft, und iſt mir lieb geworden, als mein Kind." Der Vetter dachte das lautet nicht bitter. Den andern oder dritten Morgen aber, als er mit der Tante in dem Garten ſpazirte, „wie gefällt dir dieſer Roſenſtock," fragte die Tante: der Vetter ſagte: „Sie iſt ſchön, ſehr ſchön." Die Tante ſagte: „Vetter, du redeſt irr. Wer iſt ſchön? Ich frage ja nach dem Roſenſtock." Der Vetter erwiederte: Die Roſe, — „oder vielmehr die Franziska," fragte die Tante. „Ich hab's ſchon gemerkt," ſagte ſie. Der Vetter geſtand ihr ſeine Liebe zu dem Mädchen und daß er ſie heirathen möchte. Die Tante ſagte: „Vetter du bleibſt noch drei Wochen bei mir. Wenn es dir alsdann noch ſo iſt, ſo habe ich nichts darwider. Das Mädchen iſt eines braven Mannes werth." Nach drei Wochen aber ſagte er: „Es iſt mir nimmer, wie vor drei Wochen. Es iſt noch viel ärger, und ohne das Mägdlein weiß ich nicht, wie ich leben ſoll." Alſo geſchah der Verſpruch. Aber es gehörte viel Zureden dazu, die Demuth der frommen Magd zu ihrer Einwilligung zu bewegen.

Jetzt blieb ſie noch ein Jahr bei ihrer bisherigen Gebieterin, aber nicht mehr als Kammermädchen, ſondern als Freundin und Verwandte in dem reichen Haus mit vergoldetem Fenſtergitter, und noch in dieſer Zeit lernte ſie die engliſche Sprache, die fran-

zöſiſche, das Klavierſpielen: „Wenn wir in höchſten Nöthen ſeyn ꝛc. Der Herr, der aller Enden ꝛc. Auf dich, mein lieber Gott, ich traue ꝛc.“ — und was ſonſt ein Kammermädchen nicht zu wiſſen braucht, aber eine vornehme Frau, das lernte ſie alles. Nach einem Jahr kam der Bräutigam, noch ein Paar Wochen vorher, und die Trauung geſchah in dem Hauſe der Tante. Als aber von der Abreiſe des neuen Ehepaars die Rede war, ſchaute die junge Frau ihren Gemahl bittend an, daß ſie noch einmal in ihrer armen Heimath einkehren und das Grab ihrer Mutter beſuchen und ihr danken möchte, und daß ſie ihre Geſchwiſter und Freunde noch einmal ſehen möchte. Alſo kehrte ſie jenes Tages bei ihrem armen Bruder, dem Weber, ein, und als er ihr auf ihre Frage, „Kennſt du mich Heinrich,“ keine Antwort gab, ſagte ſie: „Ich bin Franziska, deine Schweſter.“ Da ließ er vor Beſtürzung das Schifflein aus den Händen fallen, und ſeine Schweſter umarmte ihn. Aber er konnte ſich anfänglich nicht recht freuen, weil ſie ſo vornehm geworden war, und ſcheute ſich vor dem fremden Herrn, ihrem Gemahl, daß ſich in ſeiner Gegenwart die Armuth und der Reichthum ſo geſchwiſterlich umarmen und zu einander ſagen ſollen Du, bis er ſah, daß ſie mit dem Gewande der Armuth nicht die Demuth ausgezogen, und nur ihren Stand verändert hatte, nicht ihr Herz. Nach einigen Tagen aber, als ſie alle ihre Verwandten und Bekannten beſucht hatte, reiſte ſie mit ihrem Gemahl nach Genua, und beide leben vermuthlich noch in England, wo ihr Gemahl nach einiger Zeit die reichen Güter eines Verwandten erbte.

Der Hausfreund will aufrichtig geſtehen, was ihn ſelber an dieſer Geſchichte am meiſten rührt. Am meiſten rührt ihn, daß der liebe Gott dabei war, als die ſterbende Mutter ihre Tochter ſegnete, und daß er eine vornehme Kaufmannsfrau in Rotterdam in Holland und einen braven reichen Engländer am welſchen Meere beſtellt hat, den Segen einer armen ſterbenden Wittwe an ihrem frommen Kinde gültig zu machen.

Weg hat er aller Wege
an Mitteln fehlt's ihm nicht.

Der böſe Winter.

Mancher der nicht gern die Stube und den Ofen hütet, zumal wenn kein Feuer darin iſt, denkt noch an den langen Winter von 1812 auf 1813. Mancher aber denkt auch nimmer daran, und weiß nichts mehr davon. Iſt nicht der Boden, und alles, was noch darin war eingefroren ſchon im frühen November und verſchloſſen geblieben, wie der Himmel zur Zeit Eliä, bis hinaus in den Februar.

Der Hausfreund aber erinnert ſich jetzt wieder, was die Alten von dem Winter des Jahrs 1740 erzählt und geſchrieben haben und wie es ausſah, nicht nur in Moskau oder Smolensko, nicht nur am Fluß Boryſthenes oder an der Düna, nicht nur an der Weichſel, ſondern auch am Rheinſtrom und an dem Neckar. Die Stuben waren nicht zur Wärme zu bringen. Während der Ofen glühte, gefror zu

gleicher

gleicher Zeit das Waſſer an den Fenſtern zu Eis, ſo daß jedes Stüblein, auch noch ſo klein, gleich der Erde eine heiße Weltgegend hatte, und eine kalte, nur keine gemäßigte. Wenn man langſam Waſſer von einem hohen Fenſter herab goß, es kam kein Waſſer auf den Boden, ſondern Eis. Nimmer war es gleich. Aber in den kälteſten Tagen, wenn einer aus dem warmen Zimmer gegen den Wind gieng, er kam nicht tauſend Schritte weit, ſo bekam er Beulen im Geſicht, und die Haut an den Händen ſprang ihm auf. Die Erde war drei Ehlen tief gefrohren. Wollte der Todtengräber einem ſein Grab auf dem Kirchhof zurecht machen, er mußte zuerſt einen Holzhaufen auf dem Platz anzünden und abbrennen laſſen, damit er mit der Schaufel in die Erde kommen konnte. Das Wild erfrohr in dem Walde, die Vögel in der Luft, das arme Vieh in den Ställen.

In Schweden kamen 300 Menſchen um das Leben, die doch dort daheim und der Kälte von Kindesbeinen an gewohnt, und nicht auf dem Heimweg aus einem ruſſiſchen Feldzug waren. In Ungarn aber erfroren achtzigtauſend Ochſen.

Aber das kühne und muthwillige Menſchengeſchlecht weiß faſt alle Schwierigkeiten und Anfechtungen zu beſiegen, welche die Natur ſeinem Beginnen entgegenſtellt. Es hat ſich nicht zweimal ſagen laſſen: „Machet ſie euch unterthan.“ Denn die Küfer in Mainz verfertigten damals zum Andenken mitten auf dem Rhein ein Faß von ſieben Fuder und zwei Ohm, trotz der Kälte. Aber die Heidelberger Bäcker meinten, das ſey noch nicht das

höchſte, was man thun könne. Denn der Pfälzer will alles noch ein wenig weiter bringen, als andere Leute. Alſo ſetzten ſie mitten auf dem Neckar, wo nach wenig Monaten wieder die Schiffe fuhren, einen Backofen auf, und es iſt manches Laiblein Weißbrod und Schwarzbrod aus demſelben gezogen, und zum Wunder und Andenken gegeſſen worden. — Dieß iſt geſchehen im Winter des Jahrs 1740.

Hochzeit auf der Schildwache.

Ein Regiment, das 6 Wochen lang in einem Dorfbezirk in Kantonirung gelegen war, bekam unverſehens in der Nacht um 2 Uhr Befehl zum plötzlichen Aufbruch. Alſo war um 3 Uhr ſchon alles auf dem Marſch, bis auf eine einſame Schildwache draußen im Feld, die in der Eile vergeſſen wurde und ſtehen blieb. Dem Soldaten auf der einſamen Schildwache wurde jedoch zuerſt die Zeit nicht lang, denn er ſchaute die Sterne an, und dachte: „Glitzert ihr ſo lange ihr wollt, ihr ſeyd doch nicht ſo ſchön, als zwei Augen, welche jetzt ſchlafen in der untern Mühle. Gegen fünf Uhr jedoch dachte er: es könnte jetzt bald drei ſeyn. Allein niemand wollte kommen, um ihn abzulöſen. Die Wachtel ſchlug, der Dorfhahn krähte, die letzten Sterne, die ſelbigen Morgen noch kommen wollten, waren aufgegangen, der Tag erwachte, die Arbeit gieng ins Feld, aber noch ſtand unſer Musquetier unabgelöst auf ſeinem Poſten. Endlich ſagte ihm ein Bauersmann, der auf ſeinen Acker wandelte, das ganze Bataillon ſey ausmarſchirt

ſchon um drei Uhr, kein Kamaſchenknopf ſey mehr im Dorf, noch weniger der Mann dazu. Alſo gieng der Musquetier unabgelöst ſelber ins Dorf zurück. Des Hausfreunds Meinung wäre, er hätte jetzt den Doppelſchritt anſchlagen, und dem Regiment nachziehen ſollen. Allein der Musquetier dachte: „Brauchen ſie mich nimmer, ſo brauch ich ſie auch nimmer.“ Zudem dachte er: „Es iſt nicht zu trauen. Wenn ich ungerufen komme und mich ſelber abgelöst habe, ſo kanns ſpaniſche Nudeln abſetzen,“ er meinte Röhrlein. Zudem dachte er: „der untere Müller hat ein hübſches Mägdlein, und das Mägdlein hat einen hübſchen Mund, und der Mund hat holde Küſſe,“ und ob ſonſt ſchon etwas mochte geſchehen ſeyn, geht den Hausfreund nichts an. Alſo zog er das blaue Röcklein aus und verdingte ſich in dem Dorf als Bauernknecht, und wenn ihn jemand fragte, ſo antwortete er, wie jener Hüninger Deſerteur, es ſey ihm ein Unglück begegnet, ſein Regiment ſey ihm abhanden gekommen. Brav war der Burſche, hübſch war er auch, und die Arbeit gieng ihm aus den Händen flink und recht. Zwar war er arm, aber deſto beſſer ſchickte ſich für ihn des Müllers Töchterlein, denn der Müller hatte Batzen. Kurz die Heyrath kam zu Stande. Alſo lebte das junge Paar in Liebe und Frieden glücklich beiſammen und bauten ihr Neſtlein. Nach Verlauf von einem Jahr aber, als er eines Tages von dem Felde heim kam, ſchaute ihn ſein Frau bedenklich an, „Fridolin, es iſt jemand da geweſen, der dich nicht freuen wird.“ — „Wer?“ — „Der Quartiermacher von deinem Regiment; in einer Stunde ſind ſie wieder da.“ Der alte Vater lamentirte, die Tochter lamentirte, und ſah mit

naſſen Augen ihren Säugling an. Denn überall gibt es Verräther. Der Fridolin aber nach kurzem Schrecken ſagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne den Obriſt.“ Alſo zog er das blaue Röcklein wieder an, das er zum ewigen Andenken hatte aufbewahren wollen, und ſagte ſeinem Schwiegervater, was er thun ſoll. Hernach nahm er das Gewehr auf die Achſel und gieng wieder auf ſeinen Poſten. Als aber das Bataillon eingerückt war, trat der alte Müller vor den Obriſten. „Habt doch ein Einſehen, Herr General, mit dem armen Menſchen, der vor einem Jahr auf den Poſten geſtellt worden iſt draußen an der Waldſpitze. Iſt es auch permittirt eine Schildwache ein geſchlagenes Jahr lang ſtehen zu laſſen auf dem nämlichen Fleck und nicht abzulöſen.“ Da ſchaut der Obriſt den Hauptmann an, der Hauptmann ſchaute den Unteroffizier an, der Unteroffizier den Gefreiten, und die halbe Kompagnie, alte gute Bekannte des Vermißten liefen hinaus, die einjährige Schildwache zu ſehen, und wie der arme Menſch müſſe zuſammengeſchmoret ſeyn, gleich einem Vorſtdorfer Aepfelein, das ſchon vier Jahre am Baum hängt. Endlich kam auch der Gefreiter, der nämliche, der ihn vor zwölf Monaten auf den Poſten geführt hatte und löſte ihn ab: „Präſentirt das Gewehr, das Gewehr auf die Schulter, Marſch,“ nach ſoldatiſchem Herkommen und Geſetz. Hernach mußte er vor dem Obriſten erſcheinen, und ſeine junge hübſche Frau mit ihrem Säugling auf den Armen begleitete ihn, und mußten ihm alles erzehlen. Der Obriſte aber, der ein gütiger Herr war, ſchenkte ihm einen Federnthaler, und half ihm hernach zu ſeinem Abſchied.

Das Seewunder.

Vor Zeiten ſprach man viel vom Vogel Greif, von wilden Männern, Baſilisken und Meerwundern. Heut zu Tag ſieht man ſie faſt nur noch auf den Wirthshausſchildern. Der Hausfreund kennt auch etliche. Aber ſeit vielen Jahren iſt gleichwohl wieder das erſte Meerwunder erſchienen an den Küſten von Schottland vor noch nicht langer Zeit. Der Kopf war länglich rund, als ein menſchliches Antlitz und hinten mit Haaren beſetzt. Die Bruſt war mit einem rothlechten Flaum gekleidet, auf dem Rücken aber ſah er aus, wie kleine runde Federn. Die Hände hatten nur vier Finger, die durch eine feine Haut verwachſen waren. Die untere Hälfte des Körpers aber, ſo viel man durch das Waſſer ſehen konnte, war Fiſch, mit glänzenden Schuppen. Die ganze Länge betrug ungefähr fünf Fuß. So zeigte ſich dieſes Geſchöpf auf der Oberfläche des Meeres, tauchte mehrmal unter, und kam wieder herauf, gleichſam zur Kurzweil, oder ſeine Kunſt an den Tag zu legen. Man redete es in ſchottländiſcher, hernach auch in franzöſiſcher Sprache an, weil dieſes die bekannteſte iſt. Allein es antwortete in Tönen, die ähnlich ſind dem Glockenton, wenn er in der Ferne verhallt, alſo, daß man nicht verſtehen konnte, was es ſagte.

Es haben ſchon Leute daran gedacht, ob nicht in der Grundtiefe des Meeres ſolche Meerwunder in zahlreicher Menge beiſammen ſitzen, und gleichſam ein menſchliches Seeleben mit einander führen,

alſo daß ſie auch ihre Schulmeiſter, Nachtwächter und Vögte haben. Das Waſſer über ihnen iſt gleichſam ihre Luft, und die Fiſche, die über ihren Köpfen herumſchwimmen, ſind ſo zu ſagen, ihre Vögel. Aber gleicherweiſe als wir unſere höchſten Berge z. B. in der Schweiz nur ſelten beſteigen, und nicht lange ausdauern können, in der Lauterkeit und Kälte der oberſten Luft, alſo kommt auch ſelten ein ſolcher Waghals aus der Tiefe des Meeres, etwa ein Naturforſcher, durch das Waſſer bis an die ſchottländiſchen Küſten herauf, und der Hausfreund will nicht dafür ſchwören, daß nicht von dem nämlichen, von welchem hier die Rede iſt, auch in dem See-Hausfreund auf Anno 1814 ſtehen wird, er ſey hinaufgekommen, bis wo kein Waſſer mehr iſt, aber das Land gehe noch über das Waſſer hinaus, und es leben daſelbſt Erdwunder, zweibeinige Fiſche, ohne Schuppen und Floßfedern, die ganz zahm ſcheinen, wenn ihnen anders zu trauen ſey. Er habe ſie vieles fragen wollen, aber ihre Sprache ſey ihm unverſtändlich vorgekommen, und ſo viel er merken könnte, hätten ſie es in der Redekunſt noch nicht weit gebracht, und überhaupt noch nicht weit.

Der gläſerne Jude.

Im letzten Krieg floh ein polniſcher Jude vor einem Huſaren, der ihn zuſammenhauen wollte, in das Haus ſeines Schwagers. Der Schwager, der ſonſt ſein Freund nicht war, ſteckte ihn gleichwohl in einen Kornſack und legte ihn auf den Boden. „Rauſel

rühr' dich nicht, sonst sind wir beide kapores." — „Doved ich rühr mich nicht." Kommt auf einmal der Husar mit zornigem Sabel zur Thüre herein, und, „wo ist der Spitzbub," schrie er mit grimmiger Gebehrde; der Schwager erwiederte: „Na gestrenger Herr Unteroffizier! daß mein Haus keine Spitzbuben-Herberge ist. Bin ich nicht ein ehrlicher Jüd." Der Husar erwiederte: „Wo der Spitzbub ist, will ich wissen, der mich um vier Thaler betrogen hat," und visitirte in allen Winkeln herum. „Was habt ihr in diesem Sacke da," fuhr er den Schwager an, und hielt ihm den blanken Sabel über den Kopf. „Grausamer Herr Unteroffizier, was werd' ich haben in dem Sack do? Glas." Da hieb im Zorn der Husar zuerst mit flachem Sabel, hernach mit dem Rücken des Säbels aus Leibeskräften auf den Sack. So viel Hiebe, so viel Schwielen. Der Jude aber der darin steckte, dachte: „ich will meinen Schwager nicht stecken lassen, mich noch weniger, und machte unaufhörlich mit reiner Stimme Kling, Kling, daß der Husar meinen sollte, er höre Glas klingeln. Item, es half Etwas. Denn der Einfall kam dem Husaren selbst so lächerlich vor, daß schon sein halber Zorn gebrochen war. Also schlug er auch noch die andere Hälfte desselben an dem Sack heraus, und der Jud inwendig tönte immer schneller Kling, Kling, Kling. Als aber der Husar fort war und der Jude blutrünstig aus dem Sack schlüpfte und sich beschaute: „Gottes Wunder," sagte er, mein Lebenlang will ich um 4 Thaler kein Glas mehr werden.

Einer oder der andere.

Es iſt nichts lieblicher als wenn bisweilen gekrönte Häupter ſich unerkannt zu dem gemeinen Mann herablaſſen, wie König Heinrich der Vierte in Frankreich, ſey es auch nur zu einem gutmüthigen Spaß.

Zu König Heinrichs des Vierten Zeiten ritt ein Bäuerlein vom Lande her des Weges nach Paris. Nicht mehr weit von der Stadt geſellt ſich zu ihm ein anderer gar ſtattlicher Reiter, welches der König war, und ſein kleines Gefolge blieb abſichtlich in einiger Entfernung zurück. „Woher des Landes, guter Freund?" — „Da und da her." — „Ihr habt wohl Geſchäfte in Paris?" — „Das und das, auch möchte ich gerne unſern guten König einmal ſehen, der ſo väterlich ſein Volk liebt." — Da lächelte der König, und ſagte, „dazu kann euch heute Gelegenheit werden." — „Aber wenn ich nur auch wüßte, welcher es iſt unter den vielen, wenn ich ihn ſehe!" — Der König ſagte: „Dafür iſt Rath. Ihr dürft nur Acht geben, welcher den Hut allein auf dem Kopf behaltet, wenn die andern ehrerbietig ihr Haupt entblöſen." Alſo ritten ſie mit einander in Paris hinein, und zwar das Bäuerlein hübſch auf der rechten Seite des Königs. Denn das kann nie fehlen. Was die liebe Einfalt Ungeſchicktes thun kann, ſey es gute Meinung oder Zufall, das thut ſie. Aber ein gerader und unverkünſtelter Bauersmann, was er thut und ſagt, das thut und ſagt er mit ganzer Seele, und ſieht nicht um ſich, was geſchieht, wenn's ihn nichts angeht. Alſo gab auch

der unsrige dem König auf seine Fragen nach dem Landbau, nach seinen Kindern, und ob er auch alle Sonntage ein Huhn im Topf habe, gesprächige Antwort, und merkte lange nichts. Endlich aber, als er doch sah, wie sich alle Fenster öffneten, und alle Straßen mit Leuten sich füllten, und alles rechts und links auswich und ehrerbietig das Haupt entblößt hatte, gieng ihm ein Licht auf. „Herr," sagte er, und schaute seinen unbekannten Begleiter mit Bedenklichkeit und Zweifel an, „entweder seyd ihr der König oder ich bin's. Denn wir zwei haben noch allein die Hüte auf dem Kopf." Da lächelte der König, und sagte: „Ich bin's. Wenn ihr euer Rößlein eingestellt und euer Geschäft versorgt habt," sagte er, „so kommt zu mir in mein Schloß. Ich will euch alsdann mit einem Mittagsüpplein aufwarten, und euch auch meinen Ludwig zeigen."

Von dieser Geschichte her rührt das Sprichwort, wenn jemand in einer Gesellschaft aus Vergessenheit oder Unverstand den Hut allein auf dem Kopf behält, daß man ihn fragt: „Seyd ihr der König oder der Bauer?"

Die Probe.

In einer ziemlich großen Stadt, wo nicht alle Leute einander kennen, auch nicht alle Hatschiere, gieng ein neu angenommener Hatschier in ein verdächtiges Wirthshäuslein hinein und hatte einen braunen Ueberrock an. Denn er dachte: „weil ich noch nicht

lange angenommen bin, so kennt mich niemand, und niemand nimmt sich vor mir in acht, vielleicht gibts etwas zu fischen." Ein bejahrter Mann in bürgerlicher Kleidung folgt ihm nach, und geht auch in das Wirthshäuslein. Der neue Hatschier fordert einen Schoppen, der betagte Mann setzt sich an den nämlichen Tisch und fordert auch einen Schoppen. Unter ihnen und ober ihnen und an andern Tischen saßen mehrere Leute, und sprachen in Frieden und Eintracht von allerlei von dem Elephant, von dem großen Diebstahl, von den Kriegsoperationen. Einer zog mit dem Finger einen Strich von Wein über den Tisch, und sagte: „zum Exempel, dieß wäre die Donau." Drauf legte er ein Stücklein Käsrinde daneben und sagte: „Jetzt das wär Ulm." Ein anderer als er Ulm nennen hörte, sagte zu dem betagten Mann. „Ich bin von Ulm, und hätte Haus und Gewerb daselbst. Aber die alten Zeiten sind nicht mehr." Der betagte Mann sagte: „Landsmann, Ulm ist überall, die guten Zeiten sind nirgends mehr," und fieng an zu hadern und sich zu vermessen über die Zeit und über die Abgaben und über die Obrigkeit, wie es sich nicht geziemt. Da wurde der Hatschier im braunen Ueberrock aufmerksam und stille, und sagte endlich: „Guter Freund, ich warne euch." Der betagte Mann aber sagte: „Was habt Ihr mich zu warnen," und trank ein Glas voll Wein nach dem andern aus, und schimpfte über die Obrigkeit nur noch ärger. Der verkleidete Hatschier sagte: „Guter Freund ich kenn euch nicht. Aber ich will euch noch einmal gewarnt haben." Der Betagte erwiederte: „Warnen hin und warnen her! Was wahr ist muß man reden dürfen. Was bleibt einem

noch übrig, als die freie Rede, und so und so.“ Da schlug der verkleidete Hatschier den braunen Ueberrock zurück, und zeigte sich wie er war, in einem hechtgrauen Rocke mit rothen Aufschlägen und einem Bandelier. „Jetzt guter Freund,“ sagte er, „jetzt kommt mit mir!“ Da stellte sich der Mann, als er an dem Rock den Hatschier erkannte, auf einmal wie umgewendet. „Guter Freund,“ sagte er, „ihr werdet doch meinen Spaß nicht für Ernst angesehen haben und nicht erst heute auf die Welt gekommen seyn. Ich sehe schon,“ sagte er, „wir müssen eine Bouteille mit einander trinken, daß ihr mich besser kennen lernt, und forderte noch eine Bouteille, und winkt der Wirthin, „Vom Guten.“ Allein der Hatschier sagte: „Ich habe keinen Wein mit euch zu trinken,“ und faßte ihn wohl oben am Arm, und fort zur Thüre hinaus. Unterwegs fuhr der Arrestant fort zu reden: „Ihr meint zum Beispiel ich sey ein Feind von Abgaben, weil ich über die Abgaben geschimpft habe. Aber nein, ich will euch das Gegentheil beweisen, denn ihr seyd auch eine obrigkeitliche Person und ich habe vor euers gleichen Respekt.“ Also zog er einen Kronenthaler aus der Tasche, und wollte sich damit loskaufen. Aber der Hatschier sagte: „Ihr habt mir keine Abgaben zu bezahlen.“ Eine Gasse weiter, fuhr der Arrestant fort: „Was gilts ihr seyd noch nicht verheirathet, und habt für keine Frau noch Kinder zu sorgen, weil ihr keine Abgabe von mir braucht. Ich will euch zu einem schönen Weibsbild führen.“ Der Hatschier erwiederte: „Ihr habt mich zu keinem Weibsbild zu führen, aber ich euch zu einem Mannsbild.“ Als sie aber mit einander in den Polizeihof,

und vor den Herrn Stadtvogt gekommen waren, fieng der Stadtvogt an laut zu lachen, dann er gar ein luſtiger Mann iſt, und ſagte: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Denn es iſt jetzt Zeit dem geneigten Leſer zu ſagen, daß der Arreſtant ſelber ein alter Hatſchier war, und hatte ſich verkleidet und war dem neuen nachgegangen, nur um ihn zu prüfen, ob er ſeine Pflicht thut. Deswegen ſagte der Stadtvogt: „Welcher von euch zweien bringt den andern.“ Der junge wollte anfangen, der alte aber, der vermeintliche Arreſtant ſchaute ihn gebieteriſch an, und ſagte: „Es iſt an mir zu reden, ich bin älter im Dienſt. Ihre Gnaden Herr Stadtvogt,“ ſagte er, „dieſer junge Mann iſt probat und wir können uns verlaſſen auf ihn, denn er hat mich arretirt mit Manier und in der Art, und hat ſich nicht von mir beſtechen oder breitſchlagen laſſen, noch mit Wein, noch mit Geld, noch mit Weibsleuten.“ Da lächelte der Stadtvogt gar freundlich, daß ihm ſolches wohlgefalle, und ſchenkte jedem einen kleinen Thaler.

Item an einem ſolchen Ort mag es nicht gut ſeyn, ein Spitzbube zu ſeyn, wo ein Hatſchier ſelber dem andern nicht trauen darf.

Dies Stücklein iſt noch ein Vermächtniß von dem Adjunkt, der jetzt in Dresden iſt. Hat er nicht dem Hausfreund einen ſchönen Pfeiffenkopf von Dresden zum Andenken geſchickt, und iſt ein geflügelter Knabe darauf und ein Mägdlein, und machen etwas mit einander. Aber er kommt wieder der Adjunkt.

Die Beſatzung von Oggersheim.

Zu Oggersheim gegenüber von Mannheim, um die Wahl etwas weiter oben oder unten, je nachdem man ſich ſtellt, als im dreißigjährigen Krieg unverſehens die Spaniolen vor Oggersheim anrückten, flohen faſt alle Einwohner nach Mannheim. Nur zwanzig Hausväter blieben zurück und hatten das Herz die Zugbrücke aufzuziehen und die Thore zu ſchließen. Es gehört nicht viel Herz zum Schließen, aber zum Oeffnen. Denn als der ſpaniſche Feldhauptmann Don Gonſalva hineintrompeten ließ: „Wenn ihr bis Morgen um dieſe Zeit den Platz nicht übergebt, ließ er hinein trompeten, alsdenn gebt acht, wer am Leben bleibt, wenn ich den ſpaniſchen Sturmmarſch ſchlagen laſſe, und doch hineinkomme," da ſahen die Helden einander an und ſagten: „der Weg nach Mannheim iſt doch der ſicherſte. Nur einer dachte: Was ſoll ich thun? Meine Frau ſteht an ihrem Ziel. Soll ſie unterwegs oder gar auf dem Rhein ins Kindbett kommen? In Gottes Namen ich bleibe da." Als nun die andern alle ſich geflüchtet hatten, und er noch allein in dem Städtlein war, trat er mit einem weiſſen Fähnlein auf die Stadtmauer, und rief in das ſpaniſche Lager: „Kund und zu wiſſen ſey euch im Namen des Herrn Kommandanten von Oggersheim, der Garniſon und der ehrſamen Bürgerſchaft! Ihr ſollt uns verſprechen das Eigenthum zu ſchonen, und die proteſtantiſche Religion unangefochten zu laſſen. Wenn ihr dieſes thut und halten wollt, ſo

sollen euch in einer Stunde die Stadtthore geöffnet werden. Ich, der Trompeter." — Da sahen der Feldhauptmann und seine Leute einander an. „Ja, Nein — Nein, Ja. Was sollen wir katholisches Blut vergießen lassen," sagte endlich der Feldhauptmann, „um einen ketzerischen Altar umzuwerfen, oder was werden wir in diesem Bauernstädtlein für Schätze finden;" und rief mit lauter Stimme: „Akkordirt!" Nach einer Stunde, als der Feind mit geschlossenen Reihen und Gliedern, mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel einzog, am äußern Thor war niemand. — „Sie werden am innern seyn." Am innern Thor war auch niemand. — „Sie werden auf dem Platz seyn." — Auf dem Platz stand mutterseel allein mit dem weissen Fähnlein der herzhafte Burgersmann. „Was soll das heissen? Wo ist der Kommandant und die Besatzung, wo ist der Burgermeister und der Rath." Da fiel der Burgersmann dem Feldhauptmann auf die Knie nieder: „Gnädiger Herr, ich bin der einzige, der sich Euerer Großmuth anvertraut hat. Die andern sind nach Euerer Aufforderung alle nach Mannheim geflohen. Nur meine Frau ist noch bei mir im Städtlein, aber ein ehlenlanger Rekrut wird nächster Tagen eintreffen. Unterdessen bin ich mein eigener Kommandant und mein Trompeter, mein Gemeiner und mein Profos. Wenn ich seit gestern hätte desertiren wollen, ich hätte mich selber wieder einfangen und Spißruthen jagen müssen." Da lächelte der Feldhauptmann und hieß ihn aufstehn, und obgleich die Spanier zur Zeit des dreißigjährigen Kriegs keinen Spaß verstanden, so leistete er doch was er versprochen hatte, und noch mehr. Denn als den andern Morgen

der brave Burgersmann wieder zu dem Feldhauptmann kam, „Ihro Gnaden," sagte er, „wolltet ihr mir nicht auf eine Viertelstunde euern Feldpater leihen, wenn er evangelisch taufen kann? der ehlenlange Rekrut ist angekommen und schon einquartirt," da sagte der Feldhauptmann. „Ja braver Kammerad und ich will Gevattermann seyn und dein Kind zur Taufe halten." Also hielt der General das Kind zur Taufe und schenkte ihm ein spanisches Goldstück zum Andenken. Den folgenden Tag zogen die Spaniolen wieder weiters.

Die Schlafkameraden. *)

Eines Abends kam ein fremder Herr mit seinem Bedienten im Wirthshaus zu der goldenen Linden in Braffenheim an, und ließ sich bei dem Nachtessen beiderlei wohl schmecken, nämlich das Essen selbst, und das köstliche Getränk. Denn der Lindenwirth hat Guten. Der Bediente aber an einem andern Tisch dachte: „ich will meinem Herrn keine Schande machen," und trank, wie im Zorn ein Glas und eine Bouteille nach der andern aus, sagend zu sich selbst, „der Wirth soll nicht meinen, daß wir Knicker sind." Nach dem Essen sagte der Herr zu dem Lindenwirth! „Herr Wirth ich hab' an eurem Rothen so zu sagen eine gefährliche Entdeckung gemacht. Bringt mir noch eine Flasche voll in das Schlafstüblein." Der Bediente hinter dem Rücken des

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

Herrn winkte dem Wirth: „Mir auch eine!“ denn sein Herr ließ sich vieles von ihm gefallen, weil er auf Reisen auch sein Leibgardist war, und immer mit ihm in der nämlichen Stube schlafen mußte, und je einmal, wenn er sich zu viel Freiheit herausnahm, war der Herr billig, und dachte: „Ich will nicht wunderlich seyn. Es ist ja nicht das erstemal, daß er's thut.“ Also trank an seinem Tisch der Herr und las die Zeitung, und am andern Tisch dachte der Bediente: „Es ist ein harter Dienst, wenn man trinken muß, anstatt zu schlafen, zumal so starken.“ Gleichwohl als er dem Herrn die zweite Flasche holen mußte, nahm er für sich auch noch eine mit vom nämlichen. Der Herr fieng endlich an, laut mit der Zeitung zu reden, und der Bediente nahm wie ein Echo zwischen der Thüre und dem Fenster auch Antheil daran, aber wie? Der Herr las von dem großen Mammutsknochen, der gefunden wurde. Der Bediente, der eben das Glas zum Munde führte, lallte für sich: „Soll leben der Mohametsknochen.“ Oder als der Herr von dem Seminaristen las aus dem Seminarium in Pavia, der mit Lebensgefahr eines Schriftgießers Kind aus den Flammen rettete, ergriff er das Glas, und „Bravo, sagte er, wackerer Seminarist!“ Der Bediente aber stammelte für sich, „soll leben der wackere Seeminister, und goß richtig das halbe Glas über die Liberei hinab. „Hast du's gehört Anton? So eine That wiegt viele Meriten auf,“ fuhr der Herr fort. — „Sollen auch leben die Minoriten,“ erwiederte der Diener; und so oft jener z. B. sich räusperte oder gähnte, räusperte sich und gähnte der Anton auch. Endlich sagte der Herr: „Anton jetzt

wollen

wollen wir ins Bett." Der Anton sah seine Flasche an, und erwiederte: „Es wird ohnehin niemand mehr auf seyn in der Wirthschaft." Denn seine Flasche war leer. Aber in der Flasche des Herrn war noch ein Restlein. Früh gegen zwei Uhr weckte es den Anton, daß noch ein Restlein in der Flasche des Herrn sey. Also stand er auf, und trank es aus. „Sonst verriecht es," dachte er. Als er aber sich wieder legen wollte, kam er ein wenig zu weit rechts an das Bett seines Herrn. Denn beide Betten standen an der nämlichen Wand mit den Fußstätten gegen einander. Also legte sich der Anton neben seinen Herrn, mit dem Kopf unten, und mit den Füßen oben, neben des Herrn Gesicht, weil er meinte, er liege wieder in seinem eigenen. Eine Stunde vor Tag aber, als der Herr erwachte, kam es ihm vor, er wußte selbst nicht recht wie? „Soll ich denn gestern Abend haben Backensteinkäs herauf kommen lassen," dachte er. Als er aber sich umdrehen wollte, ob ein Schränklein in der Wand sey, fühlte er auf einmal neben sich etwas lebendiges und warmes, und das warme und lebendige bewegte sich auch. Jetzt rief er, „Anton, Anton," mit ängstlicher und leiser Stimme, das der unsichere Schlafkamerad nicht aufwachen sollte, und derjenige, den er wecken wollte, war doch der Schlafkamerad. „Anton," schrie er endlich in der Herzensangst so laut er konnte. „Was befehlen Ihro Hochwürden," erwiederte endlich der Anton. — „Komm mir zu Hülfe! Es liegt einer neben mir." — „Ich kann nicht, neben mir liegt auch einer," erwiederte der Bediente, und wollte sich strecken, so zwar, daß er mit dem linken Fuß unter des Herrn Kinn kam.

„Anton, Anton," rief der Herr, „meiner reißt mir den Kopf ab," und suchte ebenfalls mit den Füßen eine Habung." „Meiner will mir die Nase aufschlitzen, schrie noch viel ärger der Anton. „Wirf deinen heraus schrie der Herr und komm mir zu Hülfe." — Also faßte der Bediente seinen Mann an den Beinen, und dieser als er Ernst sah, faßte er seinen Mann ebenfalls an den Beinen, und rangen also die Beiden mit einander; daß keiner dem andern konnte zu Hülfe kommen; und der Bediente fluchte wie ein Türk, der Herr aber fluchte zwar nicht, aber doch rief er die unsichtbaren Mächte an, sie sollten seinem Gegner den Hals brechen, was auch fast hätte geschehen können, denn auf einmal hörte unten der Wirth, der schon auf war, einen Fall, daß alle Fenster zitterten, und der Perpendickel an der Wanduhr sich in die Ruhe stellte. Als er aber geschwind, mit dem Licht und dem Hauptschlüssel hinauf geeilt war, ob ein Unglück sich zugetragen habe, denn er kannte seinen Rothen, lagen Beide mit einander ringend auf dem Boden, und schrieen Zeter Mordio um Hülfe. Da lächelte der Wirth in seiner Art, als ob er sagen wollte, der Rothe hat gut gewirkt, die gefährliche Entdeckung. Die Beiden aber schauten einander mit Verwunderung und Staunen an. „Ich glaube gar, du bist es selbst Anton," sagte der Herr. — „So, seyd nur Ihr es gewesen," erwiederte der Diener, und legten sich wieder, ein jeder in sein Bett, worein er gehörte.

Der Herr Wunderlich. *)

Nicht nur wird die Einfalt von dem Muthwillen irre geführet, oft auch von dem Zufall. Seltener erlöst ſie der Zufall wieder aus den Fangſtricken des Muthwillens. Wie ergieng es jenem Bauersmann, der in der Stadt einem Bürger Namens Wunderlich einen Wagen voll Holz verkauft hatte auf dem Marktplatz? „Fahrt jetzt nur dort die Straſe hinaus ſagte der Bürger, bis zum Eiſenladen, hernach links in die Gaſſe, hernach beim erſten Brunnen wieder rechts, hernach! beim rothen Löwen wieder links. Numero 428. iſt mein Haus, Jakob Wunderlich.“ Und bis ſo weit gut. Der Bauersmann aber dachte: „Iſts nicht noch früh am Vormittag, hab' ich nicht das Holz um einen guten Preis verkauft, will ich nicht zuerſt noch ein Schöpplein trinken in der Kneipe da,“ und repetirte für ſich: Eiſenladen, — links — rechts — links — Numero 428. Aber in der Kneipe ſaßen bei einem Sauereſſen auch ſchon ein paar luſtige Geſellen, und als ſie ihn ſahen herein kommen, ſtieß einer den andern mit den Ellenbogen, und der andere fieng an, als wenn er fortführe: „Drum muß man's ſelber geſehen haben, ſagte er, und bei den Ruſſen geweſen ſeyn, wenn man's glauben ſoll, wo der Mann im mittlern Glied, ich will vom Flügelmann nicht reden, 20 Ehlen mißt, auch weniger. Jeder Finger iſt eine Piſtole, die Zähne ſind Palliſaden mit Feldſchlangen dazwiſchen, die Naſe ein Boll-

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

werk, die Augen Bombenkugeln. Jedes Barthaar ist ein Bajonet, jedes Haupthaar ein Sabel. Ein solcher Sabel läßt sich auseinander ziehen, wie ein Perspektiv für in die Nähe zu fechten und in die Weite. Verliert ihn einer, so zieht er einen andern aus dem Haar. An den Füßen sind ihnen Schiffe gewachsen, und es ist ihnen einerlei, ob auf dem Wasser, oder auf dem Land. Der Mann schuldert seinen Acht und vierzigpfünder. Jeder hat sieben Leben. Tödet ihr ihm eins, so hat er noch sechs. Jeder Gemeine hat Majorsrang." Der geneigte Leser wird an diesem Müsterlein genug haben. Unserm Bauersmann aber vergieng Hören und Sehen, und so weit war es nicht gut. Denn als er wieder auf die Straße kam, waren ihm vor Staunen und Entsetzen der Eisenladen, die Gasse links, die Gasse rechts und der Herr Wunderlich aus dem Gedächtniß heraus verschwunden, und wen er fragte, „Guter Freund, wißt ihr mir nicht zu sagen, wo der Herr wohnt, dem ich das Holz verkauft habe, so und so sieht er aus," der gab ihm keine Antwort oder eine falsche. Der eine sagte: „Am obern Thore Numero 1." Dort sagte ein anderer: „Nein, er ist ausgezogen und wohnt jetzt in der untern Vorstadt Numero 916. Glücklicher Weise führte ihn sein Weg nach der untern Vorstadt, durch die Schulgasse und einige Schüler standen vor der Thüre. „Die Bürschlein, dachte er, wissen sonst den Bescheid in der Stadt herum am besten, weil sie der Wind aus allen Gassen zusammen weht." „Junger Herr," sagte er zu einem, „wolltet ihr mir nicht sagen, wo der Herr wohnt, der mir dieses Holz abgekauft hat, und so und so." Der Schüler, ein durchtriebener Kopf,

erwiederte: „Guter Freund ich bin noch nicht in der ſchwarzen Kunſt, ich bin noch in der Philoſophie, (ſo hieß die Claſſe, worin er ſaß.) Wenn ihr aber," ſagte er, „zu dem Herrn in der obern Stube gehen wollt, der das große Buch hat, wo Gribis Grabis drin ſteht: Tunkus, Blemſum, Schalelei, Ikmack und Norma, der ſchlagts euch auf für zwei Schillinge." In der obern Stube legte er zwei Schillinge auf den Tiſch. „Herr Magiſter ich habe vergeſſen, wie der Herr heißt, und wo er wohnt, dem ich mein Holz verkauft habe. Wolltet ihr nicht ſo gut ſeyn und es mir aus Eurem Gribis Grabisbuch dort ſagen." Der Schulherr aber ſchaute dieſe Zumuthung mit ungemeinem Staunen an, alſo daß er zuletzt die Brille abhob, und den baumwollenen Schlafrock über einander nahm. „Guter Freund," wollte er ſagen; „das iſt wohl wunderlich von euch, daß ihr meint, ich könne euch aus meinen Büchern ſagen, was euch im Kopf fehlt." Als er aber angefangen hatte: „Guter Freund, das iſt wohl Wunderlich," fiel ihm der Bauersmann mit freudiger Verwunderung in die Rede. „Ganz richtig," ſagte er, „es iſt Herr Wunderlich. Sapperment," ſagte er, „daß heiß ich ins Schwarze getroffen gleich auf den erſten Schuß und ohne Buch" und entſetzte ſich jetzt noch vielmehr über die allwiſſende Gelehrſamkeit des Schulherrn, als vorher über die fürchterlichen Soldaten in der Kneipe. Der Schulherr aber gab ihm ſeine zwei Schillinge wieder, und ließ ihm hernach durch ein Büblein zeigen, wo der Herr Wunderlich wohnt. Alſo hat dem Mann ein lächerlicher Zufall wieder auf die Spur geholfen, von welcher er war abgeleitet worden durch den Muthwillen.

Des Dieben Antwort.

Einem Dieb, der ſich mit Reden mauſig machen wollte, ſagte jemand: „Was wollt ihr? Ihr dürft ja gar nicht mehr in eure Heimath zurückkehren, und müßt froh ſeyn, wenn man euch hier duldet.“ — „Meint ihr,“ ſagte der Dieb, „meine Herren daheim haben mich ſo lieb, ich weiß gewiß, wenn ich heimkäme, ſie ließen mich nimmer fort.“

Die Waizenblüthe.

Nie muß ſich einer über ein fremdes Unglück freuen, weil es ihm Nutzen bringt, ſonſt kommt die Zeit, es freuen ſich andere wieder.

In einigen Gegenden hat man das Sprichwort, wenn man ſagen will, daß man einen Gewinn oder Vortheil zu hoffen habe — ſagt man: „Mein Waizen blüht.“ Als daher der Chirurgus und ein Zimmermann in der Nacht mit einander auf der Straße giengen, und in einiger Entfernung ein bekanntes Dörflein brannte, deutete der Zimmermann hinüber, und ſagte zu dem Chirurgus: „Herr Gevatter, mein Waizen blüht.“ Nemlich weil es neue Häuſer aufzuſchlagen gibt, wenn die alten verbrennen. Weil er aber auf den Brand und nicht auf den Weg ſah, fiel er im nemlichen Augenblick in einen Graben, und brach einen Arm

entzwei. Da sagte zu ihm der Chirurgus: „Gevatter, es kommt mir vor, mein Waizen sey zeitig.“ — Der geneigte Leser verstehts.

Veronika Hakmann. *)

Der geneigte Leser hat viel gute Gedanken gehabt, als er in dem Kalender des Jahres 1813 die Geschichte von jenen zehn frommen alten Dienstboten las, und kennt noch alle wie sie heißen und aussehen. Dem Hausfreund aber ist es in diesem Augenblick zu Muthe, wie wenn er im Spätjahr seinen Apfelbaum im Garten abgepflückt hat, und meint, jetzt sey nichts mehr daran. Aber nach einiger Zeit, wenn die Blätter abfallen, erblickt er unvermuthet noch einen einsamen schönen Apfel an einem Zweiglein, und heimbst ihn auch noch ein, und der eine macht ihm schier **) so große Freude, als die andern alle.

Im Jahr 1744 als der Kurfürst Karl Theodor in der Pfalz die Regierung angetreten hatte, trat in Mannheim, Veronika Hakmann als Magd in das Haus eines dortigen Bürgers, und trug sein Söhnlein auf den Armen herum und hütete sein, und als das Söhnlein zum Mann herangewachsen und selber wieder Vater geworden war, allbereits nach dem Hubertsburger Frieden, da war sie noch

*) Siehe den rheinländischen Bildermann.

**) schier so viel als: fast.

immer im Hauſe und trug und pflegte nun ſeine Kinder, wie ſie ihn getragen hatte, und es geht noch lange ſo fort. Denn als zuletzt auch dem Urenkel ihres erſten Dienſtherrn ein Sohn geboren war, und lieblich heranwuchs, allbereits nach dem Frieden von Amiens, war ſie auch noch im Haus, zwar nicht mehr als Dienſtmagd, ſondern ſo zu ſagen, als ein werthgewordenes Erbſtück der Familie, und eines Tages, als ihr die vergangene Zeit wie ein Traum durch die Seele gieng, kam es ſie, wie ein Sehnen an, und „Du," ſagte ſie zu ihrem Brodherrn, „gib mir dein Kind ein wenig," denn ſie machte nicht viel Komplimente mit ihm, und die Magd nannte den Herrn Du, der Herr aber aus Reſpekt vor ihrem Alter und vor ihrer Frömmigkeit, und weil ſie ihn erzogen hatte, ſagte zur Magd: Ihr. „Warum verlangt ihr das," fragte er ſie, „ſo doch „Eure Arme nicht mehr im Stande ſind etwas zu „tragen, und Eure Knie kaum euch ſelber halten „können." Sie erwiederte: „Ich habe Dich und deinen Vater und deinen Großvater auf den Armen gewiegt, ſo möchte ich gerne auch dein Kind noch in die Arme nehmen, ehe ich ſterbe." Da traten dem Vater und der Mutter des Kindes vor Rührung die Thränen in die Augen und er hieß die alte treue Greiſinn niederſitzen, und neben ſtehende Figur zeigt, wie er ihr das Kind auf den Schoß legt. „Gott lohne Euch, ſagt er zu ihr, alles was Ihr an mir und an meinen Vätern gethan habt." Sie ſagte: „Er wird mich bald zu ſich nehmen." Ein und Sechszig Jahr war ſie im Dienſt und Brod des nemlichen Hauſes, und ſtarb Anno 1805 im achtzigſten Jahr ihres Lebens.

Der Friedensſtifter.

Wer die rechten Mittel zu wählen weiß, der kommt zum Zweck, zum Exempel der Herr Theodor. Zwei junge Burgersmänner in ſeiner Nachbarſchaft hatten ſich gegenſeitig im Wirthshaus beleidigt, und waren doch zu honett einander anzugreifen, und zu eigenſinnig, einander zu vergeben. Alſo nährten ſie den Unfrieden im Herzen. Das klagte jemand dem Herr Theodor, und wie alle Mittel vergeblich ſeyen, ſie mit einander zu verſöhnen. Der Herr Theodor ſagte: „Laßt mich gewähren. Ich kenne ſie. Bis Morgen ſind ſie gute Freunde.“ Alſo bat er jeden ins beſondere, ob er nicht heute bei ihm zu Nacht eſſen wollte, und ſetzte ſie an den Tiſch neben einander. Keiner gönnte dem andern ein Wort, oder einen Blick. Beide dupften fleißig mit dem Herrn Theodor an, aber keiner mit dem andern. Da löſchte der Herr Theodor das Licht aus, als wenn er die Kerze hätte putzen wollen, und ſagte: „Nichts für ungut! Ich wills gleich wieder anzünden.“ Indem er aber hinaus gieng, gab er dem einen von der Seite her, wo der andre ſaß, im Dunkeln eine Ohrfeige. Alſo gab dieſer dem andern zwei, und alſo ſetzten ſie das Multiplikationsexempel mit einander fort und zerſchlugen ſich, wo jeder im Finſtern hintraf, bis der Herr Theodor wieder kam, der etwas lange ausblieb. Als der Herr Theodor mit dem Licht wieder kam und traf ſie an im wilden Kampf und Handgemeng ſagte er: „das iſt recht gut und löblich, ehrenwerthe Nachbarn und Gäſte, daß ihr euch gegen einander expliciert, und ich habs ſchon den ganzen Abend gemerkt,

daß ihr etwas gegen einander auf dem Herzen habt. Ich sehe, daß es euch aufrichtig um Aussöhnung zu thun ist, weil jeder dem andern seine Meinung unverholen zu verstehen giebt. „Ihr hättet nicht sagen sollen, daß ich Trumpf verläugne, sagte der eine, so ich doch Farbe angegeben habe." Der andere sagte: „Ihr hättet nur nicht gleich schimpfen dürfen. Ein Herz ist bald für einen Eckstein angesehn. Ihr wißt wie schmutzig die Charten sind." Drauf ließ sich der Herr Theodor den Handel von ihnen erzählen, und schlichtete ihn vollends aus; den andern Tag waren sie wieder gut Freund.

Die Allemannen am Rheinstrohm.

Der geneigte rheinländische Leser hat vor einem Jahr mit seltnem Fleiß und Wohlgefallen vernommen, wie es ausgesehen hat in dem Lande seiner Heimath von Anbeginn bis um das Jahr nach Christi Geburt zweihundert, und er hat sichs nicht verdrießen lassen, unterdessen um ein Jährlein älter zu werden, damit er jetzt erfahre, wie es von jener Zeit an weiter ergangen ist, und wer die Allemannen sind, die der Hausfreund so zu sagen, wie ein Quartiermacher aus dem dritten Jahrhundert, im Kalender 1813 angekündigt hat. Eigentlich weiß niemand recht zu sagen, wer diese berühmten Allemannen waren, noch wo sie auf einmal hergekommen sind, wiewohl es sind dem zahlreichen geneigten Leser am Oberrhein seine wahren Stammväter und

Altvordern, von deren Blut er abſtammt, groſse grobgliederige Menſchen mit blauen Augen, krauſen rothen Haaren, voll Kraft und Muth und Trutz, fröhliche Trinker und Spieler, ohne Kenntniſſe. Es geht noch manchem ein wenig nach. Wenn einem von ihnen ein zehnjähriges Büblein, wie ſie heutzutag in die Schule gehn, ein Additionsexempel angeſetzt, oder ein ABC Büchlein vorgelegt hätte, oder eine achtzehnjährige Tochter des geneigten Leſers hätte einer Frau Mehl und Eier und Butter gegeben, „da, Mütterlein backe Sträublein daraus," ſie hätten nichts wiſſen damit anzufangen. Noch wurde kein Vaterunſer, noch kein Ave Maria gebetet. In die Kirche giengen ſie nach Schafhauſen an den Rheinfall, oder in die dichteſten Wälder, oder auf den Belchen. Denn ſie beteten unſichtbare Götter an, wenn nicht Sonne und Mond oder den Rhein, und opferten ihnen Pferde. Sonſt war ihre liebſte Beſchäftigung der Müſsiggang, dann die Jagd und der Krieg. Zweihundert Jahre lang kämpften ſie mit den Römern in unverſöhnlichen Kriegen zuerſt um die Landſchaften zwiſchen dem Rhein, der Donau und dem Main, aber oft auch, wenn die Gelegenheit günſtig ſchien, fielen ſie in das römiſche Gebiet jenſeits der Flüſſe ein, und ſpannen meiſt wenig Seide dabei, bis gegen das Ende.

Dem geneigten Leſer müſste es wohl ein wenig bange werden, ob es möglich ſey, daſs er nach anderthalbtauſend Jahren noch von dieſem Heldenvolk abſtammen und auf die Welt kommen werde, wenn er erfahren ſollte, was es von einem Feldzug zum andern für ſchreckliche Niederlagen gelitten hat. Wo

ein Thal des Schwarzwaldes ſich aufthut, flutheten Mann an Mann und Schild an Schild jetzt die Allemannen ſiegesluſtig hinaus, jetzt die Römer rachefchnaubend mit Feuer und Schwerdt hinein. In alle Bäche floß allemanniſches Blut. Mehr als einmal giengen nach römiſchen Berichten, die Allemannen hunderttauſend Weiſe in einem Feldzug zu Grunde. Mehr als einmal brannte der Schwarzwald an allen Ecken und Enden. Manchmal machten wir auch gute Geſchäfte bis nach Italien hinein und in die Champagne. Aber wer zuletzt mit blutigen Köpfen wieder heim kam, waren eben wir. In Champagne ließen wir auf einmal nicht mehr als 60,000 liegen. Denn die nakte deutſche Tapferkeit und Kraft, ohne die Kunſt des Krieges, vermochte nie auszuhalten in die Länge gegen die geharniſchten Reihen und Glieder der Römer, gegen ihre Schwenkungen und andere Kriegskünſte, mit unter auch Schelmenſtücklein. Mit 60 bis 80,000 Mann über den Rhein oder über die Donau zu gehen, und die Römer anzugreifen, wo wir ſie fanden, war uns ein Leichtes. Aber wieder heim zu kommen, und die Feinde abzuhalten, daß ſie nicht über den Fluß hinüber nachſetzten, war oft etwas Schweres. Die Geſchichte erwähnt eines mannhaften deutſchen Fürſten und Heerführers mit Namen Chnodomar, ſie erwähnte auch eines Fürſten und Helden mit Namen Vadomar, der im Breisgau und Oberland ein Herr war, und nach der Vermuthung eines achtungswerthen Gelehrten ſeinen Sitz hatte, wo itzt Thumeringen ſteht im Wieſenkreis, alſo daß dieſes Ort zuerſt geheißen hatte Vadomaringen. Der iſt manchmal auf ſeinem Hengſt durch die Wieſe geritten,

oder im Käferhölzlein auf der Jagd geweſen und hat mit lüſternen Augen hinüber geſchaut in das Gebiet der Römer jenſeits Rheins. Chnodomar und Vadomar und andre deutſche Fürſten als Uri, Urſiz Weſtralp und mehrere giengen mit ihren Heerſchaaren über den Rhein, griffen bei Straßburg, bei Hausbergen den römiſchen Feldherrn Julianus an, nicht zu guter Stunde. Als die Schlacht gewonnen ſchien, war ſie verloren. Chnodomar wurde gefangen, der gereizte Feind kam über den Rhein, und hauſte heidniſch mit den Leuten. Aber Vadomar, der König von Thumringen, rettete ſich und ſein Land. Nachgehends bekamen ihn die Römer durch Liſt und ſchändlichen Verrath in ihre Gefangenſchaft und ſchleppten ihn nach Spanien. Später wurde auch ſein Sohn Vitigab ein gar feines und kluges Herrlein auf Anſtiften der Römer von ſeinem Bedienten heimlich ermordet. Was denkt der geneigte Leſer zu einer ſolchen ſchlechten Aufführung? Viele tauſend biedere Allemannen wurden auch als Gefangene nach Rom transportirt, und man hat von den wenigſten mehr erfahren, was aus ihnen geworden iſt, ausgenommen ein Mägdlein von Doneſchingen Namens Bißlein, das hernachmals in Rom gute Tage bekommen hat. Der Herr Römer, der es gefangen bekommen hat, hat er ſich nicht nachher in daſſelbe verliebt, und laut geſagt, es ſey in ganz Rom kein Mädchen mit dieſem allemanniſchen Töchterlein zu vergleichen. — Wenn er itzt erſt käme, und eins ausſuchen dürfte. Aber in der That man weiß nicht zu ſagen, wo die vielen Menſchen hergekommen ſind, die nach einem hundertjährigen Krieg und nach allen blutigen Niederlagen und grauſamen Landes-

Verwüſtungen noch übrig waren, kraftvoll und rüſtig, als die Macht der Römer im Land und daheim anfieng zu zerbrechen. War nicht auf einmal ſelbſt das ganze jenſeitige Rheinland von Baſel bis nach Mainz und bis an die jenſeitigen Gebirge unterthan der allemanniſchen Macht? Alles ſchien ſich wieder zu erheben, bis ein neues kriegeriſches Schauſpiel begann. Drauſſen über dem ſchwarzen Meer, wo Europa ein Ende hat, und ſeltſame Völkerſchaften eines andern Welttheils ihren Anfang nahmen, wohnten damals, fremden Blutes und fremder Sitten die Hunnen, ein wildes räuberiſches Geſindel, und es wird nicht viel gefehlt ſeyn, ſo war ihr Oberhaupt, genannt Attila, der ſchlimmſte unter allen. Attila brach um das Jahr 451 mit ſeinem Volk aus ihren Wohnſitzen auf, um in Europa, ſo weit es geht und gut thut, zu erobern, zu plündern, zu ſengen und zu brennen und zu morden, und wo er hinkam, in den erſten 24 Stunden war alles verwüſtet und verödet, und je weiter er zog je furchtbarer vermehrte ſich ſein Heer, denn alles zog mit, wie ein Heerſtrom in ſeinem Lauf größer und größer wird, durch die Waldſtröme die ſich rechts und links her in ſeine Fluthen ergießen. Jetzt iſt der Hunnenkönig ſchon am Sauſtrom in Ungerland, jetzt ſchon an der Donau, jetzt ſchon in der Gegend von Ulm, und wie ein Hagelgewitter kam richtig ſein linker Flügel von Waldshut her am Rhein herab, und der rechte am Neckar herab und am Rhein. Es iſt einerlei wie viel man ſagt, ob hunderttauſend oder eine halbe Million. Es waren genug, für alles zu verheeren. Zwar ſchlug der Allemann die Hand an's Schwerdt. „Was wollt ihr?“ Aber der Hunne

sagte: „Nichts mit euch. Geht mit uns.“ Und es wollen gelehrte Leute behaupten, die Allemannen seyen auch ein wenig mitgegangen auf's Abentheuer. Vogel friß oder stirb. Also gleich über dem Rhein zerstörten sie die stolze Stadt Augst. Zwei Dörfer stehn jetzt auf ihren Fundamenten, wenige Trümmer ihrer Herrlichkeit sind noch sichtbar. Hierauf zogen sie bis nach Chalons in Frankreich hinein, um dort Schläge zu holen, bekamen sie auch und suchten auf einem andern Wege wieder ihre Heimath. Die Allemannen aber erhoben sich wieder, und was will der geneigte Leser sagen, bis zum Jahr 496 waren sie eines der mächtigsten Völker in Deutschland. Von Mainz und Cölln bis weit in die Schweiz hinauf bis nach Tirol und Baiern hinein war alles unser, und unsern Zorn büßten die alten römischen Städte, selbst Straßburg nicht ausgenommen und Constanz. Damals konnte ein Allemanne sich etwas einbilden, wenn er sagte: Wir.

Der Hausfreund möchte gerne hier aufhören und dem Leser die Freude an seinen Voreltern ein Jahr lang gönnen. Aber was man angefangen hat, muß man auch enden, und mit der allemannischen Macht wird es geschwind geendet seyn. Denn die Deutschen wissen von nichts anderm, als wenn sie keinen fremden Feind zu bekämpfen und zu verderben haben, so thun sie einander den Gefallen selber. Sie meinen, es sey besser, wenn die Feinde auch mit einander in der nemlichen Sprache reden können. Also griffen jetzt die Allemannen und die Franken, zwei deutsche Völker, eins das andere selber an, und repetirten im Jahr 496 bei Zülpich in dem ehema-

ligen Herzogthum Jülich die Schlacht zwiſchen Straßburg und Hausbergen. Ja es will ein gelehrter Mann der Meinung ſeyn, dieſe Schlacht ſey nicht einmal bei Zülpich, ſondern ebenfalls bei Straßburg vorgefallen. Auch hier war der Sieg ſchon völlig in den Händen der tapfern und trutzigen Allemannen, und die Reihen der Franken wichen auf allen Seiten, bis in der Herzensangſt und Verzweiflung der fränkiſche König Chlodewig die Hand zum Himmel aufhob, und den Schwur that, wenn ihm Gott den Sieg verleihe, ſo wolle er ja gerne ein Chriſt werden, ſeine Frau ſey es ohnehin ſchon. Es waren aber damals ſchon ganze chriſtliche Regimenter unter dem fränkiſchen Heer, und einer rief dem andern zu: „du, wenn wir dem König den Sieg erkämpfen, ſo will er ſich taufen laſſen. Alſo ſchlugen die Chriſten unbarmherzig auf die Heiden drein, die Allemannen werden in Unordnung gebracht und verlieren die Schlacht für diesmal, und ihre theuer errungene Freiheit und Herrſchaft auf immer.

Wer dieſe Franken ſonſt ein wenig geweſen ſind, und wie es unſern Altvordern unter ihrem Regiment ergangen iſt, will der Hausfreund im künftigen Jahr erzählen. Der geneigte Leſer aber wird klug ſeyn, und am Ende jedes Jahrs den alten Kalender in ein Kiſtlein legen, bis er alle beiſammen hat. Bereits aber wird er ſeine luſtigen Thäler, voll Kirchthürme, ſeine fruchtbaren Felder und Hügel, ſeine Berge mit andern Augen anſehen, wenn er ſich daran erinnert, was ſich hier ſchon zugetragen hat, und wird manchmal denken: „Gottlob es ſind jetzt gleichwohl beſſere Zeiten.“

Glück

Glück und Unglück.

Wie hat zu einem Bauersmann ein Doktor gesagt? „Ihr Landleute," sagte er, „habts doch immer gut. Wenn des Getraides wenig gewachsen ist, so verkauft ihr es um einen theuern Preis. Ist es wohlfeil, so habt ihr viel zu verkaufen und löset auch viel Geld." — „Umgekehrt Herr Doktor," sagte der Bauersmann, „wir kommen auf keinen grünen Zweig. Denn wenn das Getraide theuer ist, so haben wir nicht viel zu verkaufen. Wenn wir aber viel haben, ist es wohlfeil und macht uns doch nicht reich." — Auch gut gegeben.

Verloren oder gefunden.

An einem schönen Sommerabend fuhr der Herr Vogt von Trudenbach in seinem Kalaschlein noch spät vom Brassenheimer Fruchtmarkt zurück, und das Rößlein hatte zwei zu ziehen, nemlich den Herrn Vogt und seinen Rausch. Unterwegs am Straßwirthshaus schauten noch ein paar lustige Köpfe zum Fenster heraus, ob der Herr Vogt nicht noch ein wenig einkehren, und eines Bescheid thun wolle; die Nacht sey mondhell. Der Herr Vogt scheute sich weniger vor dem Bescheid als vor dem Ab- und Aufsteigen in das Kalaschlein, maßen es ihm schon am Morgen schwer wird, aber am Abend fast unmöglich. Der Herr Theodor meinte zwar: „Wir

wollen das Kalâschlein auf die Seite umlegen, und ihn abladen," aber kürzer war es doch, man ging mit der Flasche zu ihm hinaus. Aus einer Flasche wurden vier und die Redensarten manquirten ihm immer mehr, bis ihm der Schlaf die Zunge und die letzte Besinnung band. Als er aber eingeschlafen war, führten die lustigen Köpfe das Rößlein in den Stall und ließen ihn auf der Straße sitzen. Früh aber als ihn vor dem Fenster des Wirths die Wachtel weckte, kam er sich kurios vor, und wußte lange nicht, wo er sey und wo er sich befinde. Denn nachdem er sich eine Zeitlang umgesehen und die Augen ausgerieben hatte, sagte er endlich: „Jetzt kommt alles darauf an, ob ich der Vogt von Trudenbach bin, oder nicht. Denn bin ichs, so hab ich ein Rößlein verloren, bin ichs aber nicht, so hab ich ein Kalâschlein gefunden."

List gegen List.

Einem namhaften Goldschmied hatten zwei vornehm gekleidete Personen für 3000 Thaler kostbare Kleinode abgekauft für auf die Krönung in Ungarn. Hernach bezahlten sie ihm tausend Thaler baar, legten alles was sie ausgesucht hatten, in ein Schächtelein zusammen, siegelten das Schächtelein zu und gaben es dem Goldschmied gleichsam als Unterpfand für die noch fehlende Summe wieder in Verwahrung, wenigstens kam es dem Goldschmied so vor, als wenn es das nemliche wäre. „In 14 Tagen," sagten sie, „bringen wir euch die fehlende Summe, und nehmen alsdann das Schächtelein in Empfang. Alles wurde schriftlich gemacht. Allein es vergehen

drei Wochen, niemand meldet sich. Der Krönungstag geht vorüber, es gehen noch vier Wochen vorüber. Niemand will mehr nach dem Schächtelein fragen. Endlich dachte der Goldschmied: „Was soll ich euch euer Eigenthum hüten auf meine Gefahr, und mein Kapital todt darinnen liegen haben?" Also wollte er das Schächtelein in Beiseyn einer obrigkeitlichen Person eröffnen, und die bereits empfangenen 1000 Thaler hinterlegen. Als es aber geöffnet ward, „lieber guter Goldschmied," sagte der Aktuarius, „wie seyd ihr von den zwei Spitzbuben angeschmiert." Nemlich in dem Schächtelein lagen statt Edelgestein Kieselstein, und Fensterblei statt Goldes. Die zwei Kaufleute waren spitzbübische Taschenspieler, böhmische Juden, brachten das wahre Schächtelein unvermerkt auf die Seite und gaben dem Goldschmied ein anderes zurück, welches ebenso aussah. „Goldschmied," sagte der Aktuarius, „hier ist guter Rath theuer. Ihr seyd ein unglücklicher Mann." Indem trat wohlgekleidet und ehrbar ein Fremder zur Thüre herein und wollte dem Goldschmied allerlei krummgebogenes Silbergeschirr und einfechtige Schnallen *) verkaufen, und sah den Spektakel. „Goldschmied," sagte er, als der Aktuarius fort war, „euer Lebelang müßt ihr euch nicht mit den Schreibern einlassen. Haltet euch an praktische Männer. Habt ihr das Herz eine Wurst an eine Speckseite zu setzen, euch ist zu helfen. Wenn euer Schächtelein oder der Werth dafür noch in der Welt ist; ich schaff euch die Spitzbuben wie-

*) „Einfechtige Schnallen" sind solche, wo vom gleichen Paar nur Eine vorhanden ist.

der ins Haus." — „Wer seyd ihr, um Vergebung," fragte der Goldschmied? — „Ich bin der Zundelfrieder," erwiederte der Fremde mit Vertrauen und mit einem recht liebenswürdig freundlichen Spitzbubengesicht. Wer den Frieder nicht persönlich kennt, wie der Hausfreund, der kann sich keine Vorstellung davon machen, wie ehrlich und gutmüthig er sich anstellen, und dem vorsichtigsten Menschen so unwiderstehlich das Herz und das Vertrauen abstehlen kann, wie das Geld. Auch ist er in der That so schlimm nicht, als man ihn zwischen Bühl und Achern dafür hält. Ob nun der Goldschmied noch überdieß an das Sprichwort dachte, daß man Spitzbuben am besten mit Spitzbuben fangen könne, oder ob er an ein anderes Sprichwort dachte, daß wer das Roß geholt hat, der hole auch den Zaum, (wegen einer guten Freundin will ihn der Hausfreund nicht mit Namen nennen) kurz der Goldschmied vertraut sich dem Frieder an. „Aber ich bitte euch," sagte er, „betrügt mich nicht." „Verlaßt euch auf mich," sagte der Frieder, „und erschreckt nicht allzusehr, wenn ihr morgen früh wieder um etwas klüger geworden seyd!" „Vielleicht ist der Frieder auf einer Spur?" Nein, er ist noch auf keiner. Aber wer in selbiger Nacht dem Goldschmied auch noch 4 Dutzend silberne Löffel, 6 silberne Salzbüchslein, 6 goldene Ringe mit kostbaren Steinen holte, das war der Frieder. Manch geneigter Leser, der auf ihn nicht viel halten will, wird denken: „das geschah dir recht." Desto besser. Denn dem Goldschmied war es auch recht. Nemlich auf dem Tisch fand er von dem Zundelfrieder einen eigenhändigen Empfangschein, daß er obige Artikel richtig erhalten

habe, und ein Schreiben, wie ſich der Goldſchmied nun weiter zu verhalten habe. Nemlich er zeigt jetzt nach des Frieders Anleitung den Diebſtahl bei Amt an, und bat um einen Augenſchein. Hernach bat er den Amtmann, die verlorenen Artikel in allen Zeitungen bekannt zu machen. Hernach bat er, auch das verſiegelte Schächtelein mit ſeiner ganzen Beſchreibung mit in das Verzeichniß zu ſetzen, um etwas. Der Amtmann ſah ins Klare und verwilligte ihm den Wunſch. „Einem honetten Goldſchmied," dachte er, „kann ein Mann, der eine Haushaltung führt, etwas zum Gefallen thun. Alſo verlauft es ſich in alle Zeitungen, dem Goldſchmied ſey geſtohlen worden das und das; unter andern ein Schächtelein ſo und ſo, mit vielen koſtbaren Edelgeſteinen, die alle benannt wurden. Die Nachricht kam bis nach Augsburg. „Löb," ſchmunzelte dort ein böhmiſcher Jud dem andern zu, „der Goldſchmied wird nie erfahren, was in dem Schächtelein war. Weißt du, daß es ihm geſtohlen iſt?" — „Deſto beſſer," ſagte der Löb, „ſo muß er uns auch unſer Geld zurück geben, und hat gar nichts." Kurz die Betrüger gehn dem Frieder in die Falle, und kommen wieder zu dem Goldſchmied. „Seyd ſo gut und gebt uns itzt das Schächtelein! Nicht wahr, wir haben euch ein wenig lange warten laſſen?" — „Liebe Herrn," erwiederte der Goldſchmied, „euch iſt unterdeſſen ein großes Unglück geſchehen, das Schächtelein iſt euch geſtohlen. Habt ihrs noch in keiner Zeitung geleſen?" Der Löb erwiederte mit ruhiger Stimme: „das wäre uns leid, aber das Unglück wird wohl auf eurer Seite ſeyn. Ihr liefert uns das Schächtelein ab, wie wirs euch in die

Hände gegeben haben, oder ihr gebt uns unser voraus bezahltes Geld zurück. Die Krönung ist ohnehin vorüber." — Man sprach hin, man sprach her, „und das Unglück wird eben doch auf euerer Seite seyn," nahm wieder der Goldschmied das Wort. Denn im nemlichen Augenblick traten jetzt mit seiner Frau vier Hatschiere in die Stube, handfeste Männer, wie sie sind, und faßten die Spitzbuben. Das Schächtelein war nimmer aufzutreiben, aber das Zuchthaus und so viel Geld und Geldeswerth, als nöthig war den Goldschmied zu bezahlen. Aus Dankbarkeit zerriß der Goldschmied hernach den Empfangschein des Frieders. Aber der Frieder brachte ihm alles wieder, und verlangte nichts für seinen guten Rath. „Wenn ich einmal etwa von euerer Waare benöthiget bin," sagte er, „so weiß ich ja jetzt den Weg in euern Laden und zu eurem Kästlein. Wenn ich nur alle Spitzbuben zu Grunde richten könnte," sagte er, „daß ich der einzige wäre." Denn eifersüchtig ist er.

Hülfe in der Noth.

Als im verwichenen Spätjahr der Zirkelschmied mit seiner Frau ungegessen ins Bett gehen wollte — schon seit drei Tagen war kein Feuer mehr in die Küche gekommen, und das letzte Mäuslein hatte sich ausquartiert, da schickte ihm, wie gerufen, der Barbier von Brassenheim einen fetten Schinken, so groß als manches Säulein, was noch ganz ist, und

drei Würste dazu, so lang wie Glockenseiler, und der Zirkelschmied wußte nicht warum, der geneigte Leser weiß es auch nicht. Aber er erfahrts.

Schon vor Jahr und Tagen war in Brassenheim ein fremder Mann in das Wirthshaus zu den drei Rosen gekommen, und der Zirkelschmied saß damals auch schon drinn, etwa beim dritten Schöpplein, oder beim vierten. Als der Fremde eine Zeitlang da war, und dem Zirkelschmied weniger pfiffig als ehrlich aussah, dachte der Zirkelschmied: Ich will ein Gespräch mit ihm anfangen. Vielleicht läßt er sich über den Löffel balbiren. „Ihr seyd wohl auch zum erstenmal hier, seit dem der Rosenwirth dies schöne Haus gebaut hat, weil ihr so lange an einem Nagel gesucht habt für euern Kaputrock?" Der Fremde sagte: „Ich bin auch ein Wirth, aber ich tauschte mein Haus noch nicht gegen dieses, wenn eins nicht wäre." — „Habt ihr noch namhafte Schulden darauf?" — „Das nicht." — Oder riecht der Abtritt?" — „Das auch nicht." — „Oder habt ihr ein böses Weib im Haus?" — „Das auch nicht, aber sonst nichts Gutes." Endlich erfuhr der Zirkelschmied nach einigem Hin- und Herreden von dem Fremden, wie er das Unglück habe in seinem Haus mit einem grausamen Gespenst, das alle Nacht auf seinem Speicher erwache, und Ziegel fresse, wie man an den Brosamen sehe und an den Lücken im Dach. Der wohlbelehrte Leser des rheinländischen Hausfreundes ist darüber im Klaren, ehe man ihm sagt, daß dieses Gespenst nur ein boshafter Mensch, ein Feind des Hausbesitzers könne gewesen seyn. Nemlich es war sein eigener Schwager, der ihm das Haus

verleiden, und feil machen wollte. Der Zirkelſchmied ſagte: „Wenn ihr mit Wiſſen noch kein Menſchenfleiſch gegeſſen und noch keinem Roß das Einmal eins abgehört habt, ſo iſt Rath, wenns euch auf zwei große Thaler nicht ankommt, einen ſogleich, den andern, wenn euch geholfen iſt.“ Der Fremde griff ſogleich in die Taſche. „Jetzt geht zum Herr Barbier,“ ſagte der Zirkelſchmied halb leiſe, obgleich ſonſt niemand in der Stube war, „und klagt ihm eure Noth. Anfänglich wird er euch kein Gehör geben, denn es iſt ihm bei Strafe verboten. Wenn ihr aber nicht nachlaßt, ſo bekommt ihr das Mittel („oder den Buckel voll Schläge,“ dachte für ſich der Zirkelſchmied). Als aber der Fremde zu dem Barbier gekommen war, der ein gar vernünftiger Mann iſt, fuhr der Barbier ihn an: „Wer hat euch zu mir geſchickt?“ — „Einer in einem abgeſchabenen Röcklein und in einer ſchwarzen Halsbinde, hinten mit einer breiten meſſingenen Schnalle, drei Finger hoch über den Rockkragen, hinten auf dem Kopf hat er noch vier und zwanzig bis dreißig Härlein, und doch ein Kamm drinn.“ Da hob der Barbier drohend und zürnend den Zeigefinger auf, und ſagte: „Wart, vermaledeiter Zirkelſchmied, hab ich dich einmal ausgekundſchaftet.“ Der Fremde aber fiel ihm ins Wort: „Stellt euch nicht ſo kurios, Herr Doktor, ich weiß alles, und helft mir von meinem Ziegelfreſſer, von meinem Geſpenſt.“ Der Barbier bekam gute Laune, weil er den Zirkelſchmied ausgekundſchaftet hatte. „Ich will euch ein ſtinkendes Rauchpulver geben,“ ſagte er, „mit dem geht dem Geiſt auf den Leib, und ſchlagt ihn, ihr ſeyd ein handfeſter Mann, mit einem braven Weidenſtumpen

lederweich, bis er vor euch zur Erde fällt, nur nicht zu todt, denn die Geiſter halten nichts darauf, wenn man ſie zu todt ſchlägt. Hernach geht ihr eures Weges, damit der Geiſt auch unbeſchrieen nach Hauſe kann."

Solchen Rath gab dem fremden Mann der Barbier, und dachte nicht daran, was die Sache für ein ſchlimmes Ende nehmen könnte. Aber ſie nimmt ein gutes Ende. Der Hausfreund weiß es ſchon.

Denn, wie geſagt, im verwichenen Spätjahr am Katharinentag, als der Barbier nach Oberwaldsheim gehen wollte, ſechs Stunden von Braſſenheim, wohin ſonſt ſein Weg nicht war, kehrt er unterwegens ein in einem Wirthshaus, wie es einem einfallen kann, wenn man einen Schild ſieht. Als er aber in der Stube war, und den Wirth erblickte, erſchrak er gar ſehr und dachte: „O weh, wie werd' ich wieder da herauskommen," und machte in der Geſchwindigkeit ein krummes Maul, daß ihn niemand kennen ſollte, denn der Wirth war der nemliche, dem er das Rauchpulver gegeben hatte, und er wußte nicht wie der Handel ausgegangen war. Der Wirth aber, während er ihm ein Schöpplein holte, ſann hin und her. „Den Mann ſollt ich kennen. Wenn er nicht das Maul ſo verdammt krumm im Geſicht hätte, ſo wärs der Barbier von Braſſenheim, der brave Mann, der mich vom Geſpenſt erlöst hat. Ich will nur ſehen, wie er den Wein hineinbringt," und als er hernach die erſten Ehrenfragen an ihn gethan hatte. „Woher des Landes

und Wohin;" sagte er, „Herr Landsmann nehmt mir meine Neugierde nicht zum Vorwitz auf! Wenn euer Mund besser im Blei läge, so wollt' ich glauben, Ihr seyd der Gregorius (Chirurgus wollte er sagen) von Brassenheim." Dem Barbier gieng der Angstschweiß aus. „Wenn euch mein krummes Maul irre macht," sagte er, „so muß der Barbier von Brassenheim ein gerades haben, und folglich kann ich nicht der nemliche seyn. Zu dem, so bin ich der Papiermüller von Neuhausen." Jetzt erzählte ihm der Wirth die ganze Geschichte, und unmerklich, wie sie immer besser lautete, zog sich sein Mund immer gerader in die Linie, „und ihr seyd es doch," rief endlich der Wirth: „Freilich bin ichs," erwiederte der Barbier, „ich habe euch nur ein wenig veriren wollen, ob ihr mich noch kennt. Aber nicht wahr," sagte er, „das Mittel hat geholfen?" — „Gleich aufs erstemal," erwiederte der Wirth, und rief voll Freude und Dankbarkeit die Frau und die Kinder herein, und bestellte ein gutes Mittagsessen für seinen ehrenwerthen Gast, sinnend, ob er ihm nicht sonst noch eine Ehre anthun könne. Als daher der Barbier sich entschuldigte, „daß er noch nach Waldsheim auf den Katharinenmarkt gehen und ein Säulein kaufen wolle," da gieng eine freundliche Heiterkeit über das Angesicht des Wirthes, und sagte er zu ihm: „Ei steht euch keine von meinen an." Jetzt ließ er ihm sechs gemästete Schweine, eines größer als das andere in den Hof herausspringen. „Da sucht euch eine heraus Herr Doktor." Der Barbier kam in Verlegenheit, so ein Schwein könne er nicht bezahlen, auch nicht gewältigen in seiner kleinen Haushaltung." Aber der Wirth faßte

kurzweg eine am Bein. „Die ist euer.“ Also blieben sie beisammen über den Mittag, und als sie genug gegessen und getrunken hatten, befahl der Wirth dem Knecht, das Wägelein anzuspannen und den Herrn Doktor und die Sau nach Brassenheim zu führen. — Deßwegen schickte der Barbier dem Zirkelschmied Tags darauf den Schinken und die Würste, weil sein Muthwillen ihm dazu verholfen hatte. „Sieh, Bärbel,“ sagte hernachmals der Zirkelschmied zu seiner Frau, „du hast mich schon oft verkannt. Mit einem Mann, wie ich bin, ist eine Frau versorgt.“

Der Bock.

Einst im strengen Winter an einem Sonntag Abends fuhr eine fremde wunderschöne Frau den Schliengener Berg hinauf, und als auf einmal die Pferde still standen, waren sie auch klüger, als ein Bauersmann, der vor ihnen mitten im Weg und im Schnee lag und schlief. Denn die Pferde hatten nur Haber im Leib, aber der Bauersmann Branntewein und kam von unten herauf, wollte nach Kandern gehn, verfehlte aber in Schliengen den Rang. Die wunderschöne Frau ließ ihn wecken. „Fehlt euch etwas, guter Mann, oder seyd ihr sonst in den Schnee gefallen?“ — „Nein,“ stammelt der Bauersmann, „da ist mir eine schwarze Katze mit feurigen Augen vor meinen Augen herumgefackelt, und hat mich irre geführet und schlaftrunken gemacht und wenn ich weiß, wo ich bin, — so weiß es — das Kind im Mutterleib,“ wollte er

etwa ſagen, aber er brachte es nicht heraus. — „Ihr ſeyd betrunken guter Mann, und wenn ihr hier liegen bleibt, müßt ihr erfrieren.“ — „Wenn ich betrunken bin,“ fragte er, „habt ihr mir den Rauſch bezahlt, oder hab ich ihn bezahlt, oder bin ich ihn nicht vielmehr noch ſchuldig?“ Als aber die Frau, ſo freundlich ſie iſt und ſeyn kann, ihm zuredete vornen auf den Bock zu ſitzen, bis zum nächſten Ort. — „Bock ſitzen?“ dachte er in ſeinem erſchröcklichen Rauſch und fieng auf einmal an aus einem andern Ton zu ſprechen. „Ihr ſeyd die ſchwarze Katze, und habt euch in eine heidniſche Prinzeſſin verwandelt. Um Gottes willen verſchont mich nur diesmal,“ denn er dachte an einen andern Bock, auf dem die Hexen reiten, und jetzt geh es zum Pech- und Schwefel-Brünnlein, und nicht zur kalten Herberge, die auf dem Schliengener Berg ſteht, ſondern zur heißen. „In ſeinem Leben wolle er keinen Rauſch mehr trinken.“ Allein das half alles nichts, ſondern der Kutſcher, der Poſtillion von Müllheim, band ihn auf den Bock. Und ſo fuhr er mausſtill und in ängſtlicher Erwartung ſeines Schickſals, mit bis zur Station. Auf der Station aber, auf Kaltenherberge, legten ihn die Poſtknechte in einen warmen Kuhſtall und ließen ihn ſeinen Rauſch dort ausſchlafen. Aber noch bis auf dieſe Stunde glaubt der Mann, er ſey verhext und bezaubert geweſen, und hat ſeit dem keinen Rauſch mehr getrunken, ausgenommen an den Werktagen.

Dieß Geſchichtlein iſt wahr, wenns auch nicht zwiſchen Schliengen und Kaltenherberge ſollte geſchehen

ſeyn, und der Hausfreund kennt die ſchöne Frau. Hat ſie's ihm nicht ſelber geſchrieben von Freiburg aus im Uechtland?"

Braſſenheimer Siegesnachrichten vom Jahr 1813.

Im Spätjahr 1813 erfuhren wir Braſſenheimer von dem Krieg in Sachſen auch lange nichts anders als lauter Liebes und Gutes, wer nemlich franzöſiſch geſinnt war, und niemand hatte bei Thurmſtrafe das Herz, etwas anderes zu wiſſen, noch viel weniger zu ſagen, ausgenommen ein luſtiger Kumpan, der Spielmann in der untern Gaſſe hats gemerkt. Was thut der Spielmann? Er geht ins Amthaus. „Herr Amtmann, die Hochzeiten und Kirchweihtänze wollen heuer gar nicht recht gerathen. Wolltet ihr mir und meinen Kameraden nicht erlauben, dann und wann an einem Sonntag Abends im rothen Löwen eine Komödie zu ſpielen, für ein geringes?" Der Amtmann erwiederte: „Reichenauer das lob ich an euch, daß ihr euch lieber auf eine geziemliche Art forthelfen und euern Mitbürgern einen luſtigen Abend dafür machen wollt, als daß ihr wieder Schulden macht, oder ſtehlt." Alſo kündeten ſie auf den nächſten Sonntag eine nagelneue Komödie an. „Es ſey die neueſte," ſagten ſie, „die es giebt." In derſelben Komödie mußte einer mitſpielen, der hieß Franz, und hatte eine Frau mit Namen Viktoria, ein gar ſtattliches handfeſtes Weibsbild. Im Verlauf der Komödie mußte es ſich ſchicken, daß der

Franz mit einem fremden Mann Verdruß bekam. Der Zank gebahr Schimpf, der Schimpf gebahr Schläge, und wer die meisten bekam, war nicht der fremde Mann, sondern der Franz, also daß er zuletzt seine Frau zu Hülfe rief. Weil sie aber Viktoria hieß, konnte er nicht Apollonia oder Kunigunda rufen, und also fügte es sich, daß je mehr er Schläge bekam, und je besser sie auffaßen, desto lauter rief er: Viktoria! Viktoria! Daran haben wir Brassenheimer, was verständige Leute unter uns sind, zum erstenmal gemerkt, wie es damals in Sachsen stehen mochte, und was es zu bedeuten hatte; wenn man schrie: Viktoria! Viktoria! Der Herr Amtmann hat zum Glück nichts gemerkt.

Willige Rechtspflege.

Als ein neu angehender Beamter zu Zeiten der Republik das erstemal zu Recht saß, trat vor die Schranken seines Richterstuhls der untere Müller, vortragend seine Beschwerden gegen den obern, in Sachen der Wasserbaukosten. Als er fertig war, erkannte der Richter: „Die Sache ist ganz klar. Ihr habt recht." Es vergieng eine Nacht und ein Räuschlein, kam der obere Müller und trug sein Recht und seine Vertheidigung auch vor, noch mundfertiger als der untere. Als er ausgeredet hatte, erkannte der Richter: „die Sache ist so klar als möglich. Ihr habt vollkommen Recht." Hierauf als der Müller abgetreten war, nahte dem Richter der

Amtsdiener. „Geſtrenger Herr," ſagte der Amtsdiener, „alſo hat Euer Herr Vorfahrer nie geſprochen, ſo lange wir Urtheil und Recht ertheilten. Auch werden wir dabei nicht beſtehen. Es können nicht beide Partheien den Prozeß gewinnen, ſonſt müſſen ihn auch beide verlieren, welches nicht gehn will." Darauf antwortete der Beamte: „So klar war die Sache noch nie. Du haſt auch recht." —

Wunderlichkeit.

Es giebt ſo wunderliche Herrſchaften, daß es niemand bei ihnen aushalten könnte, wenn es nicht eben ſo ſchlaues Geſinde gäbe.

Einer verlangte früh im Bette ein Glas voll Waſſer von ſeinem Bedienten. Das Waſſer war nicht friſch genug. „Geſchwind ein anderes." Der Bediente ſtellte das Glas draußen auf den Tiſch und holte dem Herrn ein zweites. Das Glas war nicht ſauber genug. „Geſchwind ein anders." Der Bediente ſtellte es draußen auf den Tiſch und holte ein drittes. Das Waſſer war nicht rein genug. „Geſchwind ein anderes." Der Bediente ſtellte das dritte auf den Tiſch, und brachte das erſte wieder. Das trank ſein Herr mit großem Geluſt. „Hätteſt du mir dieſes nicht gleich zuerſt bringen können? Geſchwind noch ſo eins!" Da brachte ihm der Bediente das zweite wieder, und alſo auch das dritte, und geſtand nachgehends ſeinem Herrn, daß es immer das nemliche geweſen ſey.

Ein anderer, ein junger Edelmann, hätte fürs Leben gern Freude gehabt am Morgenroth und am frischen Maienduft und Vogelgesang untereinander, wenn er nicht noch größeres Vergnügen gefunden hätte am Schlafen. Deßwegen befahl er seinem Bedienten, daß er ihn jeden Morgen um 5 Uhr wecken, und ihm keine Ruhe lassen sollte, bis er aufstünde. „Und solls bis zu Schlägen kommen," sagte er. „Aber es bleibt unter uns." Item zu Schlägen kam es fast allemal, aber wer sie davon trug war der Bediente, und wars nicht früh um fünf, wenn er den Herrn weckte, so war es Vormittag um zehn oder eilf Uhr, wenn er ihn schlafen ließ, ausgenommen denn, der Bediente gebrauchte eine List. Eines Morgens als der Herr noch so ganz fest zu schlafen schien, strich er ihm die Achsel und den Rücken, so weit er zukommen konnte, mit rother und blauer Farbe an, und deckte ihn wieder zu. Um zehn Uhr, als der Herr erwachte, und die Sonne schon hoch über das Kirchendach herabschaute, fuhr er zornig aus dem Bette heraus, und auf den Bedienten los. „Warum hast du mich heute nicht geweckt?" — „Hab ich euch nicht geweckt? Warum seyd ihr nicht aufgestanden?" — „Warum hast du nicht Gewalt gebraucht?" — „Hab ich euch nicht braun und blau geschlagen? Beseht nur eure Achsel in dem Spiegel." Als aber der Herr in dem Spiegel die blauen und rothen Striemen sah, ward sein Zorn zufrieden und legte sich. „Das laß dir gut seyn," sagte er zu dem Bedienten, „daß du mich so zerschlagen hast."

Der

Der fromme Rath.

„Ein 18jähriger Jüngling, gieng noch unerfahren, katholiſch und fromm zum erſtenmal aus der Eltern Haus auf die Wanderſchaft. In der erſten großen Stadt auf der Brücke blieb er ſtehen und wollte rechts und links ein wenig umſchauen, weil er fürchtete, es möchten ihm nimmer viel ſolche Brücken kommen, an welche unten und oben ſolche Städte angebaut ſeyen, wie dieſe. Als er aber rechts umſchaute, kam daher von einer Seite ein Pater und trug das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt, und es recht meint. Als er aber links umſchaute kam von der andern Seite der Brücke auch ein Pater und trug auch das hochwürdige Gut, vor welchem jeder Katholik niederkniet, der demüthig iſt und es recht meint, und beide waren ihm ſchon ganz nahe, und beide waren im Begriff, an ihm vorbei zu gehen im nemlichen Augenblick, der eine links von daher, der andere rechts von dort her. Da wußte ſich der arme Menſch nicht zu helfen, vor welchem hochwürdigen Gut er niederknien, und welches er mit Gebet und Liebe grüßen ſoll, und es war ihm auch ſchwer zu rathen. Als er aber den einen Pater mit Bekümmerniß anſchaute, und ihn gleichſam mit den Augen fragte und bat, was er thun ſollte, lächelte der Pater, wie ein Engel, freundlich die fromme Seele an, und hob die Hand und den Zeigefinger gegen

den hohen und sonnenreichen Himmel hinauf. Nemlich vor dem dort oben soll er niederknieen und ihn anbeten. Das weiß der Hausfreund zu loben und hochzuachten, obwohl er noch nie einen Rosenkranz gebetet hat, sonst schrieb er den lutherischen Kalender nicht.

Ein Hausmittel.

Ein fremder Mann in einem Wirthhause bemerkte lange bei seinem Schöpplein wie die Frau Vogtin (der Vogt führt die Wirthschaft) unaufhörlich am Stricken gehindert wurde durch etwas anderes. Endlich sagte er: „Es scheint ihr wollt ander Wetter prophezeien Frau Vogtin. Euere braunen Thierlein machen euch viel Zeitvertreib." Die Wirthin ward dessen fast verschämt und sagte: „Ihr habt mir nicht sollen zusehen." Darauf erwiederte der Fremde: „Ein Floh ist doch auch ein Geschöpflein, und ich weiß nicht warum man nicht davon reden soll. Wenn sie euch aber zur Plage sind, und es kommt euch auf einen Vierundzwanziger nicht an, ich wollte euch wohl sagen, was ihr thun müßtet, damit ihr nie in euerm Leben einen Floh bekämet." Die Wirthin sagte: „Einen Vierundzwanziger wär es wohl noch werth," und als er sich denselben voraus hatte bezahlen lassen, sagte er mit schelmischem Lächeln: „Nemlich wenn euch ein Floh am rechten Arm beißt, müßt ihr ihn am linken suchen. Beißt er euch aber am linken, so sucht ihr ihn am rechten. Alsdann

bekommt ihr gewiß keinen. Ich habs von der Polizei in Braſſenheim gelernt," ſagte er. Es war der Zirkelſchmied.

Zwei Weiſſagungen.

Die erſte iſt ſehr merkwürdig, wenn ſie wahr iſt, und man behauptets. Als vor Jahr und Tag viele vornehme polniſche Herren bei Spiel und Tanz ſich erluſteten, trat ein leichtes wegfertiges Weibsbild, eine Zigeunerin in den luſtigen Saal, und bot ihnen ihre Weiſſagungen an. Da kam auch ein feines junges Herrlein, der nachmalige Fürſt Poniatowsky, der nach der Leipziger Schlacht am 19. Okt. 1813 das Leben verloren hat, und ſtreckte ihr die zarte Hand entgegen: „Weiſſage mir auch etwas Gutes, Mütterlein! Was meinſt du will aus mir werden?" Da ſah die Hexe den jungen Fürſten freudig und wieder mitleidig an. „Ei, du ſchmuckes Herrlein," ſagte ſie, „du gelangſt einſt zu ſeltſamen Stand und Ehren! Möchte die Freude daran nur auch länger währen. Nimm vor den Elſtern dich wohl in Acht! Eine Elſter dir den Garaus macht." Darob und ob andern Weiſſagungen dieſes Weibes lachten ſie lange, und wie eine Elſter daher flog, ſagten zu Poniatowsky ſeine Freunde: „Nehmt euch in acht Prinz! Seht ihr was dort fliegt?" Aber Poniatowsky erwiederte: „Seltſam Amt und Ehr iſt noch nicht da." Als aber Polen von den drei Adlern zernichtet war, richteten die Polen ihre Augen und ihre Hoff-

nungen auf Frankreich, und viele nahmen franzöſiſche Dienſte, hoffend, daß durch Frankreich ihre königliche Republick wieder ſollte zu Leben kommen. Alſo hatte auch Poniatowsky dieſe Wahl ergriffen, und kämpfte in den Tagen der Leipziger Schlacht unter den Augen Napoleons, ein achtbarer Streitgenoſſe mit Tapferkeit und Glück, ſo viel der 16te Oktober erleiden mochte, alſo daß ihn der Kaiſer Napoleon ſelbiges Tages zum Marſchall von Frankreich ernannte. Das war ſeltſam Stand und Würde. Aber ſchon am 19ten auf der Flucht, als alles drunter und drüber gieng, ertrank der neue Marſchall in der Elſter. Elſter heißt der Fluß in welchem er ertrank. Mancher wohl bewanderte Leſer wird ſie kennen. Alſo ward auf eine unerwartete Weiſe die Prophezeihung der Zigeunerin erfüllt. Den Leichnam des Ertrunkenen hat nachher, mit allen ſeinen goldenen Ringen und Koſtbarkeiten ein Fiſcher im Waſſer gefunden und um Geld gezeigt, aber von allen Koſtbarkeiten an ſeinen Fingern und in ſeinen Taſchen hat er nichts entwendet, ſondern ein Angehöriger des Prinzen hat ihn nachher in Empfang genommen, und den Fiſcher mit einer anſehnlichen Geldſumme belohnt.

Die zweite Weiſſagung läßt ſich zwar ganz natürlich erklären. Nicht minder aber iſt ſie merkwürdig.

Bekanntlich konnte man dem großen König Friederich von Preußen nicht nachreden, daß er leichtglaubig geweſen ſey in Anſehung der übernatürlichen Dinge. Vielmehr hatte er manchmal ſeinen Spaß mit ſolchen, die es waren, aber nicht immer gelang es ihm. Eines Tages verſicherte man ihn von einem

Prediger, daß er weiſſagen könnte. Alles, was er vorherſage, treffe ein. Der König befahl den neuen Propheten vor ihn zu bringen. Unterdeſſen erkundigte ſich der König, ob kein Soldat im Arreſt ſey, der das Leben verwirkt habe. Ja, es war einer drinnen. Alſo befahl er, den Deliquenten auf die beſtimmte Stunde vor ſein königliches Wohnzimmer auf die Schildwache zu ſtellen. Als aber der Prediger kam, „habt ihr den heiligen Geiſt empfangen,“ fragte ihn der König. — „Ihro Majeſtät,“ ſagte der Prediger, „es wäre gut, wenn ihn Alle hätten.“ — „Beſitzt ihr die Gabe der Weiſſagung?“ — Etwas davon, wie die Leute ſagen.“ — „Zum Exempel,“ — fuhr der König fort, — „was ſoll ich geſchwind fragen? — Man bringe den Burſchen herein, der draußen Schildwache ſteht! Wie alt wird dieſer Menſch werden,“ fragte er den Prediger, „woran wird er ſterben?“ Der Prediger erwiederte, dieſer Menſch werde nach vielen Jahren in einem hohen Alter ſterben.“ — „Ihr ſeyd in eurer Probe ſchlecht beſtanden,“ verſetzte hinwiederum der König. „Wißt ihr,“ ſagte er, „daß ich morgenden Tages dieſen Burſchen henken laſſe. Er iſt ein Deliquent.“ — Der Prediger ſagte: „Es wäre der erſte der meiner Weiſſagung entliefe.“ Item der Deliquent wurde den andern Morgen zur Hinrichtung aus Potsdam hinausgeführt. Item die Schweſtern des Königes, die Herzogin von Braunſchweig und die Prinzeſſin Amalia fuhren deſſelbigen Morgens nach Potsdam hinein, daß ſie dem König einen guten Morgen ſagen, und ihm mit ihrem Beſuch eine unvermuthete Freude machen wollten. Denn derſelbige Morgen war ſchön, faſt zu ſchön zum Henken.

Als ſie aber an dem Zug vorbei fuhren und den armen Menſchen auf ſeinem ſchweren Todesgang erblickten, zuckte durch ihre fürſtlichen Seelen ein zarter Schmerz. „Was ſoll mit dieſem armen Menſchen werden?“ — „Ihro Hoheit, nimmer viel. Er wird gehenkt.“ — „Was hat er begangen?“ — „Das und das.“ — Es war zum Henken und zum Laufen laſſen, wie man wollte. Die Prinzeſſin befahl, mit der Hinrichtung noch inne zu halten, bis neue Ordre käme. Der König aber empfieng ſeine Schweſtern mit brüderlicher Freude. „Wir haben eine Bitte an Euch, geliebter Bruder,“ ſagten ſie „die Ihr uns wohl gewähren möget, ſo Ihr wollt. Gebt uns darauf Euer königliches Wort!“ Der König war in guter Laune und thats. „Wenns möglich iſt,“ ſagte er, „ſo ſolls nicht Nein ſeyn.“ Denn er meinte, ſie ſeyen deswegen gekommen, und wollten etwas verlangen für ſich. Sie baten aber zu ſeinem Erſtaunen um die Begnadigung des Deliquenten. — Was war zu thun? Das Wort war gegeben. Alſo ſchickte er einen Adjutanten mit einem weiſſen Tüchlein hinaus, daß man den Deliquenten wieder zurückbrächte. Der König ſegnete das Zeitliche den 17. Auguſt 1786.

Der Muskotier kann in dieſem Augenblicke noch leben. *)

*) Aus dem Kalender vom Jahr 1815.

Eine ſeltſame jedoch wahrhafte Geſchichte.

Zwei Schiffer fuhren früh Morgens den Strom herab, und der Tag war ſchon ins enge ſtille Thal gekommen, als ſie an der hohen Felſenwand, genannt die Rieſenmauer, vorbei fahren wollten. Es ſteigen nemlich daſelbſt die Felſen faſt ſenkrecht in die Höhe. Weit oben iſts wie abgeſchnitten, und der heilige Nepomuk, ob er gleich von Stein iſt, meint man doch es müſſe ihm ſchwindlich werden, und es wirds einem für ihn, wenn man hinaufſchaut. Keine Ziege weidet an dieſer Halde, kein Fußpfad führt den Wanderer hinauf oder hinab. Nur einzelne arme Tannen oder Eichen ſind aus den Felſenſpalten da und dort herausgewachſen, mehr hangend als ſtehend, und nähren ſich ſo gut ſie können, vom Waſſerduft und Sonnenſchein. Als aber die Schiffer gegen die Felſenwand kamen, hörten ſie ein klägliches Nothgeſchrei, und um einen Bug herumfahrend, ſahen ſie mit Entſetzen, daß ein lebendiger Menſch in einſamer Todesnoth und Angſt auf einem ſolchen Eichſtämmlein ſaß, und ſich mit den Händen an einem ſchwachen Aeſtlein feſthielt, wie ein furchtſamer Reiter am Kammhaar, und ſah auch wirklich aus, als wenn er in die Luft hinausreiten wollte, unten Waſſer, oben Himmel, vor ihm Nichts. Aber der eine Schiffer verwunderte ſich noch vielmehr, als er den Mann ins Auge faßte und erkannte. „Seid Ihr es Herr Schulmeiſter, oder trügt mich ein Blendwerk?“ Ja es war der

Herr Schulmeiſter, ein braver unbeſcholtener Mann, den der Hausfreund ſo gut kennt, als ſich ſelbſt, oder ſeinen Adjunkt, ein Vater von drei Kindern.

Der Hausfreund müßte ſich ſehr an dem geneigten Leſer oder an ſeiner eigenen Beſchreibung irren, wenn derſelbe früher fragen ſollte, was er doch nicht erfahren wird, wie der Mann auf dieſen Baum hinauf gekommen, als vielmehr, wie er wieder herabgebracht und aus des Todes Angſt und Noth gerettet worden ſey. Man holte die längſte Feuerleiter im Dorf und ſtellte ſie an dem ſchmalen Bort zwiſchen dem Strom und dem Felſen auf. Sie reichte nicht hinan. Man band die zwei längſten an einander und richtete ſie mit unſäglicher Mühe und eigener Todesgefahr auf. Sie reichten nicht hinan. Es war ſchon 10 Uhr und die Sonne ſchwamm über das Thal als ob ſie das ſeltſame Schauſpiel auch ſehen oder Muth und Hoffnung machen wollte zur Rettung. Man erſtieg auf der andern Seite die Anhöhe, ſchlang das längſte Seil, das zu haben war, um den heiligen Nepomuck und ließ es hinab, daß er es um den Leib binden, ſich alsdann mit den Händen und Füßen gegen die Felſenwand ſtemmen, und ſeine Auffahrt regieren ſollte. Aber der arme Mann durfte mit den Händen den Aſt nicht verlaſſen, weil er ſonſt keine Habung hatte auf dem ſchwachen Stamm und unvermeidlich das Gleichgewicht und das Leben hätte verlieren müſſen. Endlich ließ man auf die nemliche Art noch einen Mann von Muth und Kraft zu ihm hinab, der ihm das eine Seil um den Leib befeſtigete, und zog alsdann unverſehrt einen nach dem andern herauf.

Der Herr Schulmeiſter aber als er wieder Boden erfaßt und ſo zu ſagen gelandet hatte, küßte er zuerſt mit Dank und Gebet die Füße des Schutzheiligen, der ihm gleichſam in der Geſtalt des Seils ſeine hülfreiche Hand hinab gereicht hatte, und abſichtlich um ſeiner Rettung willen da zu ſtehen ſchien, und dankte ſeinen Mitbürgern. Hernach winkte er ſeiner zagenden Frau und ſeinen weinenden Kindern, die am jenſeitigen Ufer ſtanden, daß es jetzt nichts mehr zu ſagen habe. Aber auf die Frage, wie er auf den Baum herab gekommen ſey, konnte er keine Antwort geben, ſondern er bewies hernach, als ein Mann, dem an ſeiner Reputation viel gelegen iſt, daß er in dem Dorf auf dem Berge ein einziges Schöpplein getrunken habe, und nüchtern fortgegangen ſey, um nach Hauſe zu kommen. Was ſich aber weiter mit ihm zugetragen habe, wiſſe er nicht, ſondern als er aufgewacht ſey, ſeye er auf dem Baum geſeſſen.

Dem Hausfreund aber iſt es in ſo fern lieb für ſeine Leſer, daß die Sache im Dunkeln bleibt. Denn ob es gleich muß natürlich zugegangen ſeyn, ſo ſieht es doch wunderbarer aus, und greift beſſer an, wenn man nicht weiß, wie. So viel iſt klar auf alle Fälle: „Er hat ſeinen Engeln über dir Befehl gethan, daß ſie dich behüten auf deinen Wegen, daß ſie dich auf den Händen tragen.“

Gleiches mit Gleichem.

Der geiſtliche Herr von Trudenbach ſtand eines Nachmittags am Fenſter. Da gieng mit ſeinem Zwerchſack der Jud von Braſſenheim vorbei. „Rauſel,“ rief ihm der geiſtliche Herr, „wenn du mir zu meinem Roß einen guten Käufer weiſt, 20 Dublonen iſt es werth, ſo bekommſt du.“ — „Na was bekomm ich?“ „Einen Sack Haber.“ — Es vergiengen aber drei Wochen bis der Jud den rechten Liebhaber fand, der nemlich 6 Dublonen mehr dafür bezahlte als es werth war, und unterdeſſen ſtieg der Preis des Habers ſchnell auf das Doppelte, weil die Franzoſen überall aufkauften, damals kauften ſie noch. Alſo gab der geiſtliche Herr dem Juden ſtatt eines ganzen Sackes voll einen halben. „Vielleicht bekehr ich ihn,“ dachte er, „wenn er ſieht, daß wir auch gerecht ſind in Handel und Wandel.“

Das war nun zu nehmen, wie man wollte. Der Jud nahms aber für recht und billig. „Wart nur, Gallech,“ dachte er, „du kommſt mir wieder.“

Nach Jahresfriſt ſtand der geiſtliche Herr von Trudenbach am Fenſter und der Jud von Braſſenheim gieng durch das Dorf. „Rauſel,“ rief ihm der geiſtliche Herr, „wenn du mir zu meinen zwei fetten Ochſen“ — „Na was bekomm ich wenn ich euch einen guten Käufer ſchaffe?“ — „Zwei große Thaler.“

Jetzt gieng der Jud zu einem verunglückten Metzger, der ſchon lange kein Meſſer mehr führt,

weil alles gut thut nur so lange es mag, zum Beispiel das Schuldigbleiben. Endlich sagte er zu seinen zwei letzten Kunden: „Ich weiß nicht, ich bin seit einiger Zeit so weichmüthig, daß ich gar kein Blut mehr sehen kann, und schloß die Metzig zu. Seitdem heißt er zum Uebernamen, der Metzger Blutscheu, und nährte sich, wie der Zirkelschmied, von kleinen Künsten und Projekten, wie wirklich eins im Werk ist. Denn an ihm suchte und fand der Jud seinen Mann, und sagte ihm, was zu fangen sey, und auf welche Art. Nach zwei Tagen kamen die beide zu dem geistlichen Herrn. Aber wie war der Metzger ausstaffirt? In einem halbneuen braunthüchenen Rock, in langen schön gestreiften Beinkleidern von Parchent, um den Leib eine leere Geldgurt, am Finger einen lothschweren silbernen Ring, ein dito Herz im Hemd unter dem scharlachenen Brusttuch, hinter sich her einen wohlgenährten Hund, alles auf des Juden Bürgschaft zusammengeborgt, nichts sein eigen, als das rothe Gesicht. Die Ochsen wurden kunstmäßig umgangen, betastet, mit den Augen gewogen, und wie mit einer Klafterschnur gemessen. — „Na, wie jauker." — Zwanzig Dublonen. — Siebenzehn! — „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „macht neunzehn draus, ihr verkauft euch nicht." — „Die Ochsen sind brav," sagte der Blutscheu, „wenn ichs zwei Stunden früher gewußt hätte, als meine Gurt noch voll war, daß ich sie also gleich fassen könnte, so wären sie mir ein Paar Dublonen mehr werth. Aber am Freitag hol ich sie für achtzehn," und zog den ledernen Beutel aus, als wenn er etwas drauf geben wollte. Unterdessen flüsterte der Jude dem geistlichen Herrn etwas in

das Ohr, und „wenn ihr für die Jungfer Köchin zwei große Thaler in den Kauf geben wolltet," sprach er dem Metzger zu, „so könnt ihr die Ochsen also gleich mitnehmen für neunzehn. Ihr seyd ein Ehrenmann, und der Herr Dechant ist auch so einer. Am Freitag bringt ihr ihm das Geld." Der Kauf war richtig, zwei große Thaler giengen auf die Hand. „Herr Adlerwirth," sagte der Jud, „ihr habt einen guten Handel gemacht."

Also trieb der Blutscheu die schöne fette Beute fort. Die meisten geneigten Leser aber werden bereits merken, daß der Herr Dechant sein Geld am Freitag noch nicht bekam. Eines Nachmittags nach vier Wochen, oder nach sechs stand der geistliche Herr von Trudenbach am Fenster und der Jud gieng durch das Dorf. „Rausel," rief der geistliche Herr ihm zu: „Wo bleibt der Adlerwirth. Ich habe mein Geld noch nicht." — „Na wo wird er bleiben," sagte der Rausel. „Er wird warten bis eine Dublone das Doppelte gilt, alsdann bringt er euch statt neunzehn, neun und eine halbe. Verliert ihr etwas dabei? Hab ich vor einem Jahr an meinem Haber etwas verloren?"

Da gieng dem Herrn Dechant ein Licht auf.

Das artigste an dieser ganzen Geschichte ist die Wahrheit. Der Jud hat es nachgehends selber erzählt und gerühmt, wie ehrlich der Metzger an dem Scheideweg im Wald mit ihm getheilt habe. „Was er gethon hat," sagte er, „den schönsten hat er für sich behalten, und mir den geringern gegiben."

Weltbegebenheiten in den Jahren 1812, 1813 und 1814.

Als im Jahr 1812 der Krieg zwiſchen Frankreich und Rußland ausbrach, ſtanden in Europa die Verhältniſſe ſo:

Auf der Seite des Kaiſers von Frankreich waren Haus Oeſtreich mit einem Hülfskorps, alle rheiniſchen Bundesfürſten, Schweiz, alle Völker von Italien, Illyrien, Preußen, Polen, faſt ganz Europa. Auf der Seite von Rußland war allein der Engländer, ſpäter auch der Winter. Neutral waren der Däne, der Schwed, der Türk. — Spanien und Portugal hatten ihr apartes.

Schon hatte die furchtbare Armee des franzöſiſchen Kaiſers nach manchem harten aber ſiegreichen Kampf die ruſſiſche Hauptſtadt Moskau erreicht. Am 14. September zog er als Sieger durch ihre Thore ein. Hier wäre ein Wort vom Frieden zu ſprechen geweſen, wenn man gewollt hätte, aber man wollte nicht. Lieber die eigene Stadt verbrannt und den Feind wieder heraus getrieben.

So etwas iſt nun geſchwind geſagt: „Moskau iſt verbrannt.“ Aber der geneigte Leſer wird faſt die Hände über dem Kopf zuſammenſchlagen, wenn er ſich von dieſer Stadt einen Begriff machen läßt.

Moskau, die uneins größte Stadt der Welt, beſtand aus vier großen aneinander gebauten Städten. Die erſte und innerſte, der Kreml, welcher feſt

war, und hernach von den Franzosen selbst gesprengt wurde. Um den Kreml herum aber war gebaut die Stadt Kitaigorod, um diese herum die Stadt Bielgorod, oder die weisse Stadt (bekanntlich kann der Hausfreund russisch) um Bielgorod herum war gebaut Semlanoigorod.

Vier solche Städte, aneinander gebaut, wären zum Verbrennen groß genug. Aber Moskau hatte auch 30 Vorstädte, in allem aber 20,000 Häuser und Paläste, 1000 Kirchen und große Kapellen, gegen 400 brave Wirthshäuser, und wie viel Kaufläden, Fabriken, Schulen, Kanzleien, ein Findelhaus für 5000 Kinder, mit einem Wort, 400,000 Einwohner, und 12 Stunden im Umfang. Wer auf einer Anhöhe stand, so weit das Auge reichen mochte, war nichts zu sehen als Himmel und Moskau. Hernachmals nichts als Himmel und Flammen. Denn kaum waren die Franzosen eingerückt, so wurde von den Russen selbst an allen Ecken und Enden angezündet. Ein anhaltender Wind trug die Flamme schnell in alle Quartiere der Stadt. In drei Tagen lag der größte Theil derselben in Schutt und Asche, und wer seit dem vorüber gieng, sah nichts mehr, als Himmel und Elend.

Wer den Schrecken und Jammer bedenkt, wenn ein einziges Haus in Flammen steht, die fürchterliche Helle der Nacht und die Röthe am Himmel von ferne, der mag sich vorstellen, wie es aussieht; wenn in einem Umkreis von 12 Stunden 20,000 Häuser theils in Flammen theils in Gefahr stehen, und so viel Kirchen und Schlösser auf einmal brennen,

und 400,000 Menſchen, Männer, Weiber, Kinder, Greiſe, Gebrechliche, Kranke, Fürſten, Bettler, fliehen oder verbrennen müſſen, und niemand retten, niemand mehr löſchen kann. Alle Feuerſpritzen waren weggeſchafft mit Fleiß. Tagreiſen weit waren die Straßen mit Fliehenden angefüllt, Geſunde, Kranke, Sterbende, hochſchwangere Frauen, ſäugende Mütter, und der Mittag bot keinen Tiſch, kein Obdach die Nacht. Hier blieb ein Kranker liegen, den man nicht fortbringen konnte, dort ſegneten die Söhne ihren ſterbenden Vater ein, dort begruben andere den ihrigen, alles nur ſo unterwegs. Weiter lag eine Frau ohne Hülfe in Kindesnöthen, und gebahr ihren Benoni, ihren Schmerzensſohn, auch nur ſo unterwegs. Eine vornehme Frau kochte ihren Kindern über zuſammengerafften Reiſern ein ärmliches Mittagsmahl und ſeufzte dazu; „Ach wie unglücklich bin ich.“ Eine andere mit ihrem armen Kindlein ſah ihr zu und weinte, als ob ſie ſagen wollte: „Ach wie glücklich biſt du, daß du etwas zu kochen haſt.“ Wie viele umgekommen ſind, will der Hausfreund nicht zählen.

Wer Moskau angezündet hat, hat viel zu verantworten. Iſt ein anderer Menſch, als er, Schuld daran, daß die ſiegreiche Armee des franzöſiſchen Kaiſers ſich mitten im Winter in der fürchterlichſten Kälte aus Mangel an Aufenthalt und Lebensmitteln und mit namhaftem Verluſt zurückziehen mußte, zuerſt aus Rußland, hernach aus Polen, hernach aus Preußen bis nach Deutſchland, bis an die Elbe? Die Pferde kamen vor Mangel und Kälte um. Die Artillerie und das Gepäcke mußte zurückgelaſſen und den nachſchwärmenden Koſacken Preis gegeben werden.

Viele tausend tapfere Krieger kamen um. Denn gegen den Winter ist mit Bajonnet und Sturmmarsch nicht viel auszurichten, und ein warmer Pelz und ein Kalbsschlegel leisten da ganz andere Dienste, als eine Brust voll Heldenmuth. Aber der letzte hat noch nicht geschossen.

Fortsetzung.

Der Hausfreund bildet sich fast etwas darauf ein, daß er seines Orts und mit seinem schwachen Arm die Weltbegebenheiten fortsetzen kann, wenn er's nur auch könnte nach seinem und des geneigten Lesers Sinn. Wiewohl viel Köpfe viel Sinne. Jeder meint, er wolle es gewiß am besten machen. Wenn aber einmal der oberste Weltregent, der den Königen die Kronen aufsetzt, und dem Schwerdte den Sieg verleiht, die Hand aus der Sache ziehen wollte, so würde bald eine Verwirrung und ein Elend werden, daß wir andere unglückliche Weltregenten alle die Hände über dem Kopf zusammen schlagen und ihn bitten müßten, sich der Menschheit wieder anzunehmen, wie er bisher gethan hat, obgleich noch niemand in sein geheimes Cabinet hineingeschaut und seinen verborgenen Rathschluß erspäht hat.

Als nämlich die französische Armee sich aus dem russischen Winter herausgezogen hatte, und die Russen in das deutsche Frühjahr hineinrückten, änderte sich die Gestalt der Sache so, daß die Preußen dem französischen Kaiser und seinen Bundesgenossen aufkündeten, und mit ihren bisherigen Feinden gemeine Sache machten. Auch erwartete man selbiger Seits die Schweden und den Beitritt der Dänen. Am 18.

Merz

Merz waren die Russen schon in Hamburg an der Elbe, und brachten diese unglückliche Stadt zum Abfall. Gleichermaßen zogen sie in Dresden der Hauptstadt von Sachsen ein, nachdem die Franzosen abgezogen waren und die schöne Elbbrücke gesprengt hatten, die mancher Weltkundige geneigte Leser auf seiner Wanderschaft wird gesehen und bewundert haben, und viele Leute fürchteten, die Feinde würden am Rhein seyn, ehe man Zeit hätte in der Geschwindigkeit etwas russisch zu lernen. Der französische Kaiser aber sagte unterdessen kein Wort. Hat er nicht in der kurzen Winterruhe, als wenn sonst nichts zu thun wäre, die französische Thronfolge festgesetzt auf ewige Zeiten, und mit dem Pabst nach mehrjährigen Mißhelligkeiten eine neue Eintracht abgeschlossen, also daß sich mitten zwischen zwei blutigen Feldzügen der Staat und die Kirche mit einander aussöhnten? So etwas weiß der Hausfreund zu loben, denn zum Glück und Wohl der Völker gehört nicht nur die weltliche Macht und Klugheit, sondern auch der geistliche Segen. Nicht alle Leute glaubens.

Als aber die Schlehen blühten, am 15. April, als noch viele Leute im Kleinmuth dachten, (gesagt hat man's just nicht) „diesmal bringt er keine Armee mehr zusammen, die den siegenden Feinden Stich halten kann" da war der Kaiser schon wieder in Mainz, und vor ihm und hinter ihm, wie aus dem Boden gewachsen, ein neues Kriegsheer, so jung und frisch, so zahlreich, so ausgerüstet und kampflustig, daß man billig hätte sagen mögen, es sey in Frankreich wahr geworden, was man einst die Russen glauben ließ, nemlich die Ertödteten im Feld seyen

wieder auferſtanden daheim. Aber am 25ten war der Kaiſer ſchon in Erfurt, am 28ten in Weimar, am 29ten in Naumburg, am 2. Mai vor den Augen des Feindes auf dem alten berühmten Schlachtfeld von Lützen; denn auf dieſem Felde war ſchon im 30jährigen Krieg am 6. November 1632 zwiſchen dem ſchwediſchen König Guſtav Adolph und dem Kaiſerlichen General Wallenſtein eine der merkwürdigſten Schlachten geliefert worden. Der große König Guſtav Adolph verlor in derſelben durch einen Büchſenſchuß das Leben. Aber ſeine tapfern Schweden behaupteten das Feld und den Sieg und kamen hernachmals heraus bis an den Rhein zu des geneigten Leſers Altvordern. Sonſt geſchieht es ſelten, daß im Lauf der Zeiten, in dem nemlichen Revier zum zweitenmal eine Schlacht geliefert wird; gleichſam als wenn die Geiſter der Erſchlagenen das Feld behüteten und wie es an manchen Orten der Brauch iſt, nicht leiden wollten, daß Fremde auf ihrem Kirchhof begraben werden. Aber wenn der fromme Landmann den Pflug darüber führt, und die Knaben und Mägdlein den Erndtetanz dort halten, dagegen haben ſie nichts, was jedoch im Jahr 1813 bei Lützen nicht geſchehen iſt. Denn der Ruſſe, als wenn er nach 181 Jahren dem König Guſtav Adolph und den Erſchlagenen auf dieſem Feld noch ein blutiges Seelenamt halten wollte, that den erſten Schuß, und begann damit eine der hartnäckigſten und blutigſten Schlachten, die je gehalten worden. Man rechnete in Leipzig die Zahl der Verwundeten und Getödteten, gering geſchätzt, auf vier und dreißigtauſend. Viele umliegende Ortſchaften wurden an dieſem Tage ausgeleert und zerſtört. Lützen ſelbſt verlor 200 Häuſer durch den Brand. Die ganze Gegend ward zur Verwüſtung.

Wer gern allen Leuten Glauben beimißt, konnte zwar aus den damaligen Zeitungen nicht klug werden, welche Parthei in dieſer mörderiſchen Schlacht das Feld behauptet und den Sieg davon getragen habe. Mit gleicher lobenswerther Tapferkeit focht der Franzos, der Ruß' und der Preuß'. Der Musketier ſtand dem Reuter, der Reuter der Kanone. Aber am 6. Mai ergieng in Berlin, der preußiſchen Hauptſtadt, ein Befehl, als wenn es nicht gut ſtünde, alle Männer bis zum 60ſten Jahr ſollten ſich ſchleunig bewaffnen, und wo der Feind ſich zeigen wolle, ſollen alle Frauen und Kinder, alle obrigkeitlichen Perſonen, alle Aerzte, Wundärzte und Apotheker, alle Poſtherrn mit ihren Pferden, alles Vieh, alle Vorräthe weggeſchafft werden. Alle Früchte auf dem Felde, alle Schiffe und Brücken, alle Dörfer und Mühlen ſollten verbrannt, alle Brunnen verſchüttet werden, damit nirgends der Feind einen Aufenthalt oder Vorſchub finden ſollte. Noch nie iſt eine ſolche ſchauerliche Maßregel zur Zerſtörung des eigenen Landes ergriffen worden. Die Franzoſen ſelbſt aber rückten unterdeſſen vorwärts. Am 8. Mai hielt der Kaiſer ſeinen Einzug in Dresden. Am 12ten giengen die Franzoſen über den Elbſtrom. Aber Meilen weit und lang waren viele Gegenden des ſchönen und volkreichen Sachſenlandes verſtört, und alle Dörfer an der Militärſtraße verlaſſen. Brannte nicht am 12ten die Stadt Biſchoffswerda mit Kirche, Rathhaus und 318 Bürgershäuſern alſo nieder, daß nur noch drei Firſten übrig ſind. Aber am 18ten brach der Kaiſer ſelbſt von Dresden auf und lieferte am 20ten eine neue Schlacht bei Bautzen, weit drinnen in der Lauſitz im Sachſenreich, nicht weit

von der ſchleſiſchen Grenze. Der geneigte Leſer wird gar nicht fragen, wer geſiegt hat. In wenig Stunden war der Feind geworfen, und die Stadt in den Händen der Franzoſen. Der 21te vollendete bei Wurſchen was dem Sieg vom 20ten noch fehlte. Ein und zwanzig Dörfer wurden an dieſen zwei Tagen ein Raub der Flammen. Meilenweit alle Vorräthe aufgezehrt oder vernichtet, alle Mühlen von den Feinden zerſtört, alle Saatfelder abgeweidet und zertreten. Keine Sichel gieng dort im Jahr 1813 in die Erndte. Aber am 23ten rückte der Kaiſer in Preußiſch-Schleſien ein, am 1. Juni in Breslau. Viel gethan in einem Monat von Lützen bis nach Breslau. Viele tauſend Franzoſen waren noch von Anno 1812 her, in einer Reihe von Kriegsſtädten, von Polen heraus bis an die Elbe durch die Ruſſen eingeſchloſſen. Czenſtochow, und Thorn und Spandau mußten ſich ergeben. Aber Torgau, Wittenberg, wo Doktor Martin Luther gelebt und gelehrt hat, und Glogau in Schleſien wurden durch die ſiegreichen Waffen des Kaiſers frei gemacht. Am 30. Mai kam auch Hamburg wieder in die Hände der Franzoſen, und ſollte für ſeinen Abfall eine Buße von 48 Millionen Franken entrichten, alſo daß dieſe unglückliche Stadt, wenn ſie alle Tage, die Gott giebt, 1000 Gulden an dieſer Summe abbezahlen wollte, doch erſt in einer Zeit von 88 Jahren damit fertig würde. Der Hausfreund wüßt's nicht aufzutreiben. —

Vom 4. Juni an war Waffenſtillſtand, aber es war ſchwer zu errathen, ob zur Wiederherſtellung des Friedens oder zu einer fürchterlichen Fortſetzung des Kriegs. In ganz Europa wurde rekrutiert, die

ganze Elbe befeſtigt. Am 10. Auguſt kündeten die Ruſſen und Preußen den Waffenſtillſtand auf. Zu gleicher Zeit erklärte Oeſtreich dem franzöſiſchen Kaiſer den Krieg. Auf der einen Seite ſtanden jetzt Rußland, Preußen, Oeſtreich, Schweden, auf der andern Frankreich, der rheiniſche Bund, Italien, Schweiz und Dänemark, eine Hälfte des Welttheils gegen die andere, und kein Sternlein der Hoffnung ſchaute durch die Wolken der Gewitter.

Beſchluß.

(Ein Jahr ſpäter geſchrieben.)

Der rheinländiſche Hausfreund hat zwar ſchon ſeit dem 19. Oktober 1813 bis zum 31. Merz 1814 wieder an ſeiner guten alten deutſchen Pelzkappe gebürſtet und Schleifen abgeleſen, und wiewohl die ſchönen goldenen Schnüre dran und das goldene Quäſtlein ſchon lange herab getrennt und mitgegangen ſind in den großen Abſchlund, hat er ſich doch herzlich gefreut, wie er zum erſtenmal nach ſo viel Jahren wieder darin erſcheinen will, und wie ihn ſeine geneigten Freunde und Landsleute faſt nicht kennen werden, bis ſie ihn hören reden. Gleichwohl hat er die beſte Luſt, und ſetzt das leichte fremde Hütlein noch einmal auf, und ein luſtiges Federlein drauf, weil alles ſo gut gegangen iſt. Eine Kokarde hat er nie getragen, trägt auch keine, ſie ſey denn deutſch. Denn auch das Hütlein trägt er nicht von Herzen, ſondern bald aus Muthwillen, bald aus Unmuth, bald aus Klugheit oder weils Mode iſt, und nobel ausſieht. Dießmal hauptſächlich, weil er mit ſeinen geneigten Leſern und den Alliirten eine Reiſe nach Paris anſtellen will.

Ob wir gleich im Kalender 1814 die Weltbegebenheiten in Schlesien verlassen haben, so wollen wir doch jezt nicht mehr mit der Neuigkeit groß thun, daß der Kaiser Napoleon noch im August desselben Jahres genöthiget worden ist, seine Lorbeern in Schlesien ins Wasser zu stellen, und Noth zu wehren in Sachsen. Das französische Heer wurde damals geschätzt auf 350,000 Mann, eben so groß das alliirte. Am 26. und 27. August war die Schlacht bei Dresden. In derselben erschien auch russischer Seits wie ein Auferstandener von den Todten, und wie ein Geist Samuels der berühmte General Moreau, welchen der Kaiser Napoleon hatte nach Amerika verwiesen und ließ sich gleich anfangs im Treffen zwei Beine abschießen. Hernach ist er unter großen Schmerzen nach Böhmen hinein geführt worden und dort unterweges gestorben, denn die Geister und ihres gleichen erscheinen selten auf lange Zeit.

In der Schlacht selbst behauptete die Geschwindigkeit und Gegenwart Napoleons und die Tapferkeit seiner Truppen den Besitzthum von Dresden und die Linie an der Elbe. Gleichwohl muß nicht viel an dem gewesen seyn, daß nach dieser Schlacht die Feinde eiligst durch die Gebirgsschluchten nach Böhmen hineingeflohen seyen und der Krieg so viel als aus war. Denn von dieser Zeit an zog der Kaiser, wie einer, der dem überall eindringenden Wasser allein wehren soll, unsichern Planes von einem Ort zum andern hin und her, und wurde von den Alliirten immer mehr eingewickelt, aber nicht in Baumwolle. General Vandamme fand den Weg nach Prag im Böhmerland schlecht und verirrte bis nach Sibirien hinein — der Kronprinz von Schweden fand bei Jüterbock den Paß des General Ney nach Berlin

auch nicht gültig. Schon streiften die Alliirten im Rücken der franz. Armee. Schon gegen Ende September erschien ein Korps Alliirte in Kassel, der Hauptstadt des Königreichs Westphalen. Am 30sten reiste der Großherzog von Frankfurt in kirchlichen Angelegenheiten nach Konstanz ab. Den 14. Oktober scheelte sich Baiern vom rheinischen Bündniß ab; 75,000 Oestreicher und Baiern, welche vorher an ihren Grenzen feindselig gegen einander standen, zogen jetzt unter verschwisterten Fahnen mit dem General Wrede gegen Frankfurt hinaus. Am 15ten war die französische Armee in und um Leipzig von allen Seiten umringt. Napoleon soll damals noch 200,000 Mann und 500 Kanonen beisammen gehabt haben, nicht dazu gerechnet 36,000 Mann, die er in Dresden zurückgelassen hatte, und was noch in so vielen Festungen zurück war. Mit jener Heereskraft wollte er am 17ten angreifen und sich Luft machen, nein er wurde am 16ten von den Alliirten angegriffen und befand sich nicht wohl dabei, 15,000 Todte und Verwundete, 2000 Gefangene, soll ihn dieser Tag gekostet haben. 45 Kanonen soll der Fürst Schwarzenberg, 55 der Kronprinz von Schweden und General Blücher genommen haben. Am 18ten gieng die Schlacht von neuem an. Viel gutes alliirtes Blut floß auch an diesem Tag, französisches noch besser, 1200 Kanonen sollen in dieser Schlacht gewesen seyn, 30,000 Todte und Verwundete sollen das Schlachtfeld bedeckt haben. Ganze Regimenter rheinischer Bundestruppen und Polen giengen während der Schlacht zu den Alliirten über. Aber welche Verwirrung herrschte an diesen Tagen in Leipzig, der schönen deutschen Handelsstadt, welche bebende Angst

zwiſchen Hoffnung und Furcht. Noch wußte man Abends den Ausgang dieſes Treffens nicht, ſo nahe es war. Aber was die Nacht verbirgt, entdeckt der Tag. Am 19ten früh wurde noch franzöſiſch Viktoria geläutet. Aber die Glocken wollten nimmer recht klingen. Um halb zehn Uhr verließ der franzöſiſche Kaiſer die Stadt und als wenn er bald wieder zurück kommen wollte ließ er 10,000 Mann zur Vertheidigung zurück. Bald waren die Alliirten vor den Mauren. Um halb eilf begann der Sturm, man focht bis in die brennenden Vorſtädte hinein. Um zwölf Uhr zogen die hohen Alliirten, der Kaiſer Alexander, der Kaiſer Franz, der König von Preußen und der Kronprinz von Schweden mit türkiſcher Muſik ſiegreich und hochbegrüßt in der Stadt ein. Die ganze Beſatzung, und was ſich ſonſt verſpätet hatte, wurde in ruſſiſche Gefangenſchaft abgeführt.

Die Leipziger Schlacht iſt anzuſehen wie ein Abweiſer, der den Weltbegebenheiten auf einmal einen ganz andern Strom und Lauf gibt, ja wie ein Regiſter in einer Orgeluhr, welches, wenn es gezogen wird, iſt auf einmal ein anderes Stücklein und eine andere Melodie los. Viele ſchimpften jetzt, denen vorher alles recht ſchien. Das muß man nie thun. Andere dachten in der Stille darauf, nimmer lang franzöſiſch zu ſeyn, und wie ſie ſich mit Glimpf aus der Sache ziehen wollten. Der Hausfreund nicht. Auf einen Kalendermacher ſchauen viele Augen. Deßwegen muß er ſich immer gleich bleiben, das heißt, er muß es immer mit der ſiegenden Parthei halten. Es iſt immer ein gutes Zeichen für eine kriegführende Macht, wenn die Kalendermacher des Landes auf ihrer Seite ſind.

Die Franzosen selbst konnten nach der Schlacht kein rechtes Wohlgefallen mehr an Deutschland und an der Aufführung der Alliirten finden, und nahmen auf dem Heimweg die Begleitung derselben und ihre Bewirthung bei Weißenfels und Erfurt nicht gerne an. Denn sie zogen sich nicht mehr ganz in Reih und Gliedern zurück. Man kanns nicht sagen. Viele Gewehre präsentirten sich unterweges von selbst, auch andere Sachen und Leichname, und wer kein Federlein auf dem Hut hätte, könnte sich deutlicher ausdrücken. Allein bei aller Geschwindigkeit gelang es ihnen doch nicht, früher als der tapfere General Wrede mit seiner Armee den Rhein zu erreichen. Hielten sie nicht am 29. Oktober mit einander noch ein blutiges Abschiedsmahl bei Hanau, drei Stunden hinwärts Frankfurt, 11 Stunden von der französischen Grenze. Am 31sten war Napoleon noch in Frankfurt, am 9ten wurde Hochheim genommen, 3 Stunden vom Rhein. Am 12. November standen die Vorposten der Alliirten in der Schußweite von Cassel bei Mainz.

Man sagt die Franzosen seyen noch 60—80,000 Mann stark bei Hanau angekommen. Man sagt, ihre Armee habe sich in diesem Feldzug um 200,000 Mann, 800 Kanonen und 3000 Munitionswagen gesäubert, ohne was sie als Besatzung in Dresden und so vielen andern festen Städten zurückließen. Man sagt, der Rest dieser Armee, die im Frühjahr so schön und zahlreich über die Mainzer Brücke ausgerückt war, sey von Mangel an Lebensbedürfnissen und von Strapazen ermattet in einem klagenswerthen Zustand, in diese Stadt zurück gekommen.

30,000 Verwundete und Kranke lagen in allen Lazarethen, in Kirchen; was auf der Straße umfiel blieb liegen, was sterben konnte starb, ohne Verband, ohne Pflege, ohne den letzten Tropfen Wassers, ohne den letzten Trost und Zuspruch einer mitleidigen Seele. Es waren zuviel. Man konnte nicht. Unterdessen kam unter dem tapfern Fürsten und Heerführer Schwarzenberg das Hauptquartier der großen Armee in Frankfurt an. Am 5ten zog unter allgemeinem Jubel Kaiser Alexander von Rußland, am 6ten Kaiser Franz von Oestreich, nach ihnen der König von Preußen ein, in furchtbare Gewitterwolken eines großen Weltgerichts eingehüllt, aber lauter Sonnen des Friedens. „Wir wollen Frankreich nicht erobern," sagten sie, „sondern den Frieden. Frankreich, sagten sie, „soll groß und mächtig bleiben und glücklich werden." Viele Leute glaubtens damals nicht. Jetzt glauben sie's. Die Stadt Frankfurt selbst aber sah damals etwas gleich. Könige und Fürsten aus allen Gegenden versammelten sich, um die hohen alliirten Monarchen zu bewillkommen. Der rheinische Bund, gestiftet den 12. Juli 1806, wurde stückleinweise zerrissen. Aus allen deutschen Ländern auf allen Straßen, besonders aus dem Lande der hochherzigen Preußen, zogen waffenlustige Männer, Linientruppen, Landwehren, Studenten, Advokaten, Staatsräthe, Prinzen, Kalendermacher zum heiligen Krieg — so nannten sie es — an den Rhein. Was will der Hausfreund sagen? Kamen nicht um diese Zeit die Weltbegebenheiten dem guten rheinländischen Leser selber bis ins Haus und auf den Speicher und blieben manchen Abend bei ihm übernacht?

Die geſammte Heeresmacht aber, die damals gegen den Kaiſer Napoleon rings um Frankreich herum auf den Beinen ſtand, oder noch darauf kommen ſollte, war:

Die große Hauptarmee unter General Schwarzenberg am Oberrhein	250,000 Mann.
Die ſchleſiſche Armee unter General Blücher am Unterrhein . .	115,000 —
Die Nordarmee unter dem Kommando des Kronprinzen von Schweden im nördlichen Deutſchland . .	130,000 —
Die deutſchen Truppen, Linien-Soldaten und Landwehr	295,000 —
Die italieniſche Armee unter General Bellegarde	60,000 —
Die engliſche, portugiſiſche und ſpaniſche Armee unter General Wellington	100,000 —
Die neapolitaniſche unter ihrem Könige	30,000 —

Es war der Anfang einer herben und klemmen Zeit, als die Völker von Europa und halb Aſien wie ein Schneegeſtöber, nein, wie ein Wolkenbruch in die ehmals rheiniſchen Bundeslande hineinregneten, und nicht der kleinſte Theil derſelben zwiſchen dem Schwarzwald und Rhein ſo zu ſagen ſich einklemmte, und faſt nimmer flott werden wollte, und es war dem Troſt, daß man für eine gute Sache aufopfere was man kann, nicht übel zu nehmen,

wenn er zuletzt nimmer recht an den geschlagenen Gemüthern anfassen wollte. Oestreicher, Baiern, donische und grebinskische Kosacken, Würtemberger, russische Kaisergarde, Frankfurter, Baskiren, Preußen, preußische Garden, Darmstädter, Zekler Husaren und Fußvolk, Kirgisen, Sachsen, Calmücken und Würzburger mit und neben und nach einander tranken damals Kriegs-Cameradschaft am Rhein, und guten theils aus des rheinländischen Lesers Gläsern und Kannen. Die Großväter in 50 Jahren werden den Enkeln etwas zu erzählen wissen, wie man einst uns erzählt hat von den paar Warasdinern und Panduren, die zu seiner Zeit im Lande waren, zum Beispiel vom Trenk. Endlich aber und um Weihnachten 1813 geschah es, daß die Weltbegebenheiten wieder anfingen, laut zu werden und über den Rhein zu gehen in die Schweizer Neutralität hinein, und in die Departementer. Stand nicht auf einmal von Schafhausen bis nach Mannheim eine Brücke an der andern im Rhein, wie wohl mit gehörigen Zwischenräumen. Am 21. Dezember brach am Oberrhein die große Schwarzenbergische Armee auf, und bezog die Straße von Altkirch, Mömpelgard, Arcei, Vesoul, gegen Paris zu. Bald waren alle französische Grenzfestungen eingewickelt, zum Theil von geneigten Lesern. Mit Hüningen sprach man noch ein Wörtlein mehr. Am 30sten stand schon ein östreichisches Feldpiquet von 40,000 Mann bei Genf, das Angesicht wendend nach Lyon. Am 31. gieng General Vorwärts, der geneigte Leser versteht's schon, General Blücher mit der schlesischen Arme über den Niederrhein. Am 15. Jänner 1814 vereinigte er sich mit der großen Schwarzenbergischen Armee. Am 18ten

war das große Hauptquartier schon in Langres. Bald darauf wurde Chaumont, bald darauf Bar sur Aube besetzt. Unter diesen Umständen löste und schnellte sich von Frankreich ab, was nicht niet- und nagelfest war, und kehrte feindliche Spitzen entgegen. An Spanien war nimmer zu denken. Schon am 7. Okt. 1813 stand General Wellington auf französischem Boden. Im November erklärte sich Holland für frei. Im Jänner gieng der König von Neapel, Prinz Murat, des Kaiser Napoleons vieljähriger Waffengenosse mit 40,000 Mann zu den Alliirten über. Allen Gefangnen, die in Frankreich gefangen waren, allen Ehrengardisten, die in den losgescheelten Ländern daheim sind, fuhr das Sprüchlein des Propheten Jesaias in die Beine, Jesaiä am 13ten: „daß ein jeglicher zu seinem Volk umkehren, und ein jeglicher in sein Land fliehen wird." Endlich traten auch die Dänen über. Ganz Europa war jetzt gegen Frankreich verbündet. Niemand vermochte in dem großen Kampf um das Schicksal des Welttheils und um die Zukunft neutral zu bleiben, außer die Schweizer und der Türk. Mancher geneigte Leser dachte auch wieder einmal: „Jetzt bringts der Napoleon nimmer auf. Jetzt darf man nur nach Paris hineinspazieren, und ein Wort mit ihnen reden, und es ist gut, daß man den Zorn des heiligen Krieges schon im Blut hat, damit man nicht zu glimpflich gegen sie verfahre, wenn sich keiner wehrt." — Fehlgeschossen! Der Franzos, wie wohl er im Nothfall Beine hat, und Gelenke drinn, so gut als einer, will doch nie den Namen haben, daß er besiegt sey, wenn er nicht muß, nicht einmal wenn er es ist. Der Franzos ist stolz auf seinen Namen,

und eiferſüchtig auf die Ehre ſeiner Nation, und nie mehr, als wenn es den andern vorkommt, daß ers am wenigſten Urſache habe. Das Unglück beugt ihn nicht, es macht ihn waz. *) Er iſt gleich einem Bergbach, dem man den Lauf verbauen will. Deſto brauſender überläuft er, oder bohrt ſich ein anders Rinnſal, ja wie ein Feuerſtein, je beſſer man ihn trifft, je beſſer ſprühen die Funken. Das Dörflein darf verbrennen, Arm und Bein darf zerſchmettert werden. Wenns nur halbwegs ausſieht daß man geſiegt habe, oder daß man wenigſtens nur verrathen aber nicht überwunden ſey, oder daß ein einziger ungeſchickter Korporal einen dummen Streich gemacht habe. Alſo vermehrten ſich jetzt täglich von allen Seiten her Napoleons Streitkräfte, und aus allen Häuſern heraus wuchs junge Mannſchaft, wie der Rhein durch ſo viel Bäche aus allen Thälern anſchwillt im Frühjahr, und immer voll bleibt, ſo er doch immer abläuft. Galt es nicht ſchon den 1ſten und 2. Februar bei Brienne und Rothier in ernſthaften Meinungen. Das iſt das nemliche Brienne, wo die Kriegsſchule war, wo Napoleon das Metier gelernt hat. Hernach hat er ſich eine gute Kundſchaft gemacht und viel Arbeit geliefert bis zu den Jahren 1812 — 1814. Im Jahr aber 1814 lagen ſeine Feinde in dem nemlichen Brienne, und in ſeiner eigenen Lehrſtube, und der nemliche Napoleon mußte den Ort beſchießen und anzünden, troz, daß er ein eigenes Haus darin hat, wo die Obſthändlerin wohnt. — Der gelehrſame Leſer des Hausfreunds iſt durch ihn mit der halben Welt bekannt. — Nichts deſto

*) „macht ihn waz" ſo viel als: macht ihn witzig indem es ihn zugleich noch mehr anfeuert.

weniger war seine Seide so viel als ausgesponnen, und das Heer der Alliirten rückte tapfer nach Troyes vor. Von dieser Zeit aber giengen gleichwohl gar seltsame Märsche und Stellungen zwischen den Armeen vor, und es begann auf allen Punkten eine Reihe blutiger und fruchtloser Gefechte, mit denen der Hausfreund den geneigten Leser nicht aufhalten will, weil doch die Sache bleibt, wie sie ist. Nicht alle Siegesboten kamen an Ort und Stelle an. Auch ward nicht alle Tage frisch gebacken. Eher noch wurden von Zeit zu Zeit die Better wieder angezogen — frischer Schnee. Indessen gieng es doch immer näher zum Ende, und die Schweden setzten sich auch in Bewegung. Sollte Napoleon den Scepter verlieren, und Paris, die stolze Stadt, dem Feinde die Thore öffnen, so mußte er wenigstens noch mit einem kühnen Unternehmen seine Laufbahn beschließen. Ist er nicht auf einmal mit 50,000 Mann zwischen den Stellungen der Schwarzenbergischen und Blücherschen Armee heraus marschirt, und stand ungewarnter Weise dem Feinde im Rücken. Es war ein bedenklicher Augenblick. Das Landvolk auf der ganzen Linie vom Maßgau bis nach Lyon hinab stand im Begriff sich für Napoleon zu bewaffnen. Alle Garnisonen in den eingeschlossenen Vestungen warteten nur auf Bericht, um durchzubrechen, und sich mit ihm in ein furchtbares feindseliges Heer zu vereinigen, und vorne an waren auch noch Leute, z. B. der Marschall Marmont. Man kann nicht sagen, was in den nächsten 14 Tagen hätte geschehen können, aber desto herzhafter was geschehen ist. Das Stündlein hatte geschlagen. War Napoleon kühn, war der Alliirte schlau. Am 24. Merz vereinigte sich die große Schwarzenbergische und die Blücherſche Armee, zwischen den getrennten Korps

des Feindes, und ſtatt dem Kaiſer Napoleon nachzufolgen, was er gerne geſehen hätte, giengen ſie ſchnell auf den Marſchall Marmont los, und ſchlugen ihn mit kräftigem Schwert bis unter die Mauren von Paris. Der furchtbare Donner der alliirten Kanonen ertönte ſchon in allen Häuſern und Palläſten und Gemüthern der großen Stadt voll Menſchen und eroberter Schätzen. Zwei Jahre früher wäre einer ins Irrenhaus gekommen, und das noch glimpflich. Aber es iſt noch nicht aus. Soldaten und Bürger, Invaliden und Knaben aus der Kriegsſchule eilten auf die Anhöhen, die vor Paris liegen; eine Kanone ſtand an der andern, und wartete auf den Feind. Es hätte unterbleiben können. Denn am 30ſten gelang es der tapfern preußiſchen Garde und einem braven Korps geneigter rheinländiſcher Leſer dieſe letzte Schutzwehr von dem Montmartre bis in die Vorſtädte von Paris herabzuwerfen. Das iſt der Berg Montmartre, von welchem einige Monate vorher Napoleon geſagt hat, daß wenn auch die Feinde auf dem Montmartre ſtünden, ſo wollte er kein Dorf von Frankreich hergeben. Er hat es auch gehalten. Ein anderer brachte noch ſelbigen Abend um 4 Uhr die Kapitulation zu Stande. Damals hatte auf dem Pariſer Weg der letzte geſchoſſen, vielleicht gar ein Tannenkircher, vielleicht gar der Herr Stephan, ein guter Bekannter des Hausfreundes. Zog nicht am 31ſten Vormittags um 11 Uhr Seine Majeſtät der Kaiſer von Rußland und Seine Majeſtät der König von Preußen an der Spitze ihrer ſchönen zahlreichen Garden in der Hauptſtadt des franzöſiſchen Kaiſerreichs ein? Es iſt nicht anderſt, das Federlein mag ſich diesmal krauſen, wie es will.

Als

Als nun die beiden hohen Monarchen an der Spitze ihrer ſchönen und zahlreichen Garden in der Hauptſtadt von Frankreich einzogen, damals war auch auf einmal ein anderes Liedlein los und eine andere Melodie. Auf allen Hüten ſchimmerte die weiße Königscocarde. Aus allen Kehlen, aus allen Fenſtern rief es: „Friede! Friede! Es lebe Alexander! Es leben die Alliirten! Es leben die Bourbonen! Es lebe der König!“ Der Hausfreund hat faſt ein wenig wollen erſchrecken, daß der Zeiger der großen Weltuhr wieder ſo auf einmal auf das Jahr 1789 zurückſchnellte, wie man erſchrecken mag, wenn man auf einem Kirchthurm neben dem Uhrenhaus ſteht, und denkt an nichts. Auf einmal ſchießt es wie ein Zorn in das Räderwerk, als wenn das jüngſte Gericht und der Welt Ende durch den Kirchthurm fahren wollte. Wenn es aber geſchlagen hat, Eins oder Zwei, wirds auf einmal wieder ſtille, daß man faſt vor der Stille erſchrecken möchte, und nur der alte Perpendickel geht wieder fort, als wenn nichts geſchehen wäre. Um das hätten die Franzoſen nicht nöthig gehabt einſt vor allen Gemeindehäuſern Freiheitsbäume und Güllietinen aufzuſchlagen. Ein und der andere Leſer hätte auch nicht nöthig gehabt ſich auf das Morgenroth des goldenen Zeitalters zu freuen, wiewohl das Zeitalter war unterdeſſen roth genug. — Am folgenden Tag aber nach dem Einzug, als war der 1. April, ward ſchon eine neue Regierung im Namen des Königs aufgerichtet. Am 4ten ward von dem Senat der Kaiſer Napoleon des Throns für verluſtig erklärt, das Erbrecht in ſeiner Familie aufgehoben, und Frankreich von dem Eid der Treue gegen ihn losgebunden. Der Kaiſer Napoleon aber,

als er die Begebenheiten in den letzten Tagen des Monats Merzen erfuhr, wie ein Blitz sich wendet, stand er wieder mit 70,000 Mann bei Fontainebleau, 10 Stunden von Paris. Er wollte die Stadt noch retten. Zu spät. Sie war übergeben. Er wollte sie angreifen und zertrümmern. Vergebens! Seine Marschälle überzeugten ihn, daß es nicht ausführen werde. Er entsagte der Regierung für seine Person mit Vorbehalt des Regentenrechtes für seinen Sohn. „Wie steht es," rief er dem Marschall Ney entgegen, als dieser mit der Antwort zurückkam. — „Nicht schlimm in so fern," erwiederte der Marschall, „aber mit dem Regierungsrecht gehts nicht." — „Wo werde ich wohnen?" — „Wo es Euer Majestät belieben wird, zum Beispiel auf der Insel Elba." In Paris aber nahmen unterdessen die Freudenfeste und Gottesdienste und spitzigen Mißverständnisse unter den Truppen, die sich bisher immer nur mit Feindesaugen angesehen hatten, fast kein Ende. Am 7ten, als war der grüne Donnerstag, gieng mitten in Paris der König von Preußen zum deutschen Nachtmahl. Am 10ten veranstaltete der Kaiser Alexander einen großen griechischen Kirchgang. Am 13ten kam auch Se. Majestät der Kaiser von Oestreich in Paris an. Am 20sten reiste Kaiser Napoleon von Fontainebleau ab. Am 27sten wurde Waffenstillstand geschlossen, daß, da man zusammengekommen sey, um künftig in Freundschaft zu leben, so wolle man lieber gleich anfangen. Am 3. Mai kam der neue König Ludwig der 18te in Paris an. Er ist der Bruder Ludwigs des 16ten, den im Jahr 1793 die Revolution enthauptet hat. Ein und zwanzig Jahre lang waren die Bourbonen des Thrones ihrer Väter und der

Heimath in Frankreich verlustig. Am 4ten landete der Kaiser Napoleon auf der Insel Elba. Sie liegt im mittelländischen Meere nahe bei Livorno, hat 7 bis 8 Meilen ins Geviert, zwei Städte und 12 bis 15,000 Einwohner, so viel als ein wohlgemessenes Oberamt. Dieses Landgütlein, man kanns so nennen, und das inwendige Vermögen, seinem Schicksal mit dem Leben zu trotzen, ließ das Jahr 1814 einem Manne übrig, der so manches Jahr die Kaiserkrone von Frankreich auf dem Haupte und die Königskrone von Neapel, von Westphalen, von Holland und Spanien in den Händen getragen hatte, nicht zu reden von Italien, vom Schutz des rheinischen Bundes bis an die böhmischen und polnischen Grenzen hinein, und von dem guten Einverständniß der 19 Kantone mit ihrem Vermittler, oder von andern Dingen. Seine Gemahlin aber bekam für ihren Sohn die Herzogthümer Parma und Piacenza in Oberitalien. Seine Brüder begaben sich auf mancherlei Reisen. Es ist ein Beispiel, bei dem man Gedanken haben kann.

Endlich als alles in Ordnung war, am 31. Mai wurde der Frieden verkündet, der dem gegenwärtigen heiligen und allen vorhergegangenen unheiligen Kriegen ein Ende macht. Nemlich die französische Monarchie wurde wieder hergestellt im Umfange des Gebietes, wie sie gewesen war im Jahr 1792 und etwas anständiges dazu. Die Staaten Deutschlands sollen unabhängig seyn, und in einem Bund mit einander stehen. Die Franzosen behalten bis auf etwas weniges, was in den vorigen Kriegen mitgegangen ist, zum Andenken. Der heilige Krieg

verlangt keinen Nutzen, auch keine Wiedervergeltung, sonst wärs ein unheiliger. Das Uebrige wird auf einem Kongreß in Wien gefügt.

Das war ein merkwürdiger und unerwarteter Friedensschluß, der viele Menschen glücklich und froh gemacht hat. Denn es gieng ein schönes Stücklein Europa auf einmal von Frankreich los, gleich als im Frühjahr, wenn das Thauwetter da ist, die Eistafeln von dem Ufer losgehen, die keine menschliche Kraft im Stande wäre, also zu lösen, daß sie nicht brechen, nemlich das jenseitige Deutschland, die hanseatischen Gebiete, ganz Holland, östreichisch Niederland, etwas Schweiz, viel Italien, Illyrien, und aus mancher deutschen, holländischen, italienischen Vestung, aus Mainz, aus Luxenburg, aus Mantua, zog unbefleckt von Blut die weiße Cocarde aus.

Uebrigens nähme mancher geneigte Leser und andere Europäer auch wieder an, was er im Jahr 1792 gehabt hat, und etwas anständges dazu, ob er auch zurücklassen müßt, was er unterdessen am Kriege profitirt hat.

Auf das so giengen die Weltbegebenheiten bis auf ein weiters wieder aus einander. Es war aus. Elsaß und Lothringen hat nicht wollen losgehen.

Noch nie ist ein solcher Feldzug mit einer solchen Heeresmacht, angeführet von der Gegenwart und Eintracht dreier erhabener Monarchen in einer solchen Jahreszeit so glorreich unternommen und vollendet worden. Sind nicht die Heerschaaren unter den Schneewolken des Dezembers und Jenners ins Feld gezogen und zur Kirschenzeit wieder dagewesen? Auch ist noch nie ein solcher Friede geschlossen worden, nicht mit dem Feind, sondern mit dem Freund.

Einer Schildwache lächerlicher Irrthum.

Bekanntlich sagt man, daß ein Stern schieße, wenn keiner schießt, sondern was man meint, und was so aussieht, sind nur Dünste, die sich nicht sehr weit über uns in der irdischen Luft entzünden und wieder verlöschen. Die Sterne aber sind viele Millionen Meilen weit von uns entfernt. Jeder beobachtet seinen richtigen Lauf, und hält auf die Minute ein, denn sie stehen unter einer scharfen Aufsicht. Was braucht man seinem verständigen Leser so etwas noch lange zu sagen? Ein gewisser Soldat aber auf der Schildwache muß die Betrachtung über das Weltgebäude im Kalender nie gelesen haben. Auf und ab, und ab und auf in der Mitternacht machte er bald zum Zeitvertreib Additionsexempel, zählend die Ermunterungshiebe, die er bei verschiedenen schicklichen Gelegenheiten schon eingethan hatte, bald verfertigte er in Gedanken ein Brieflein an die Herzallerliebste sein: „Zito, Zito, durch das Land.“ Bald betrachtete er zur Abwechslung die benachbarten Häuser und die Thürme im Mondschein des letzten Viertels, unter andern auch den Sternthurm, auf welchem die Sternseher sich aufhalten, und Acht haben, was bei Nacht am Himmel geschieht, damit sie's wissen. Auf einmal streckt einer von den Sternsehern ein Fernrohr heraus, ein Perspektiv, und schaut nach einem Sternlein hinaus. Der Soldat dachte: „Was will jetzt der da oben mit seinem Blasrohr?“ Denn er sah

das Perſpektiv für ein Blasrohr an. Als er ihm eine Zeitlang unbeweglich zugeſchaut hatte, dachte er: „Der zielt aber lang.“ Endlich ſchoß ein Stern, wie mans nennt. Da gerieth der Soldat in Verwunderung und Staunen. „Heiden Gallee,“ ſagte er überlaut, „der kann's.“ Nemlich er meinte, der Sternſeher habe nach einem Sterne gezielt, und ihn vom Himmel herunter geſchoſſen, wie man einen Sperling vom Dach ſchießt. „Der hat ſein Theil,“ ſagte er, „der kommt nimmer.“ Alſo gibt es nicht nur Leute, die da meinen, daß die Sterne ſchießen, ſondern einer hat ſogar gemeint, daß ſie können geſchoſſen werden, von den Sternſehern.

Geſchwinde Fertigung.

Mancher geneigte Leſer, der Weber, der Färber, der Schneider wird nicht glauben, daß am nemlichen Tag das Schaf die Wolle noch an dem Leibe trug, und der Menſch den Rock. Mancher wird denken, es ſteckt etwas hinter den Worten, zum Verkiren. „Ganz richtig,“ ſagt der eine, „das Schaf trug die Wolle, und der Menſch den Rock, aber der Rock war nicht von der nemlichen Wolle, vielleicht gar nur ein leinener. „Nichts nutz,“ ſagt ein anderer, „es war die nemliche Wolle. Der Rock wurde dem Schaf auf den Rücken gelegt. Trug es den Rock, ſo trug es auch die Wolle. Haben nicht im letzten Krieg die ruſſiſchen Kavallerie-Pferde Stiefel getragen? Aber wie? An des Reuters Beinen.“ — „Nichts nutz,“ ſagt der Hausfreund, „das Schaf trug am nemlichen Tag ſeine eigene natürliche Wolle,

wie sie ihm aus der Haut heraus gewachsen war, und der Mensch den Rock funkelnagel neu von der nemlichen Wolle. Viele Leute in der Stadt Meinungen in Sachsenland wollten auch nicht glauben, daß es möglich sey. „Es gilt das und das," sagte der eine. — „Es soll gelten," sagte der Tuchfabrikant Herr Georg Wagner alldort. Also machte er zuerst alle nöthigen Anstalten. Als die Anstalten gemacht waren, wurde früh halb vier Uhr ein Schaf geschoren, dann die Wolle gewollt und mit Baumöhl eingefettet. Der Hausfreund versteht's, wie man kunst- und handwerksmäßig spricht. Jetzt war es vier Uhr. Um vier Uhr wurde die Wolle in das Maschinenhaus gebracht, auf der Kempelmaschine verlegt, dann auf die Lockmaschine gebracht, dann auf der Spinnmaschine vorgesponnen, und fein gesponnen, dann abgeweift. Es war erst halb sechs Uhr, weil auf der Maschine alles gar vielfach und geschwind geht. Jetzt wurde die gesponnene Wolle in die Webstube gebracht, zum Zeddel gespult, fett gemacht und gestärkt. Alles war in einer halben Stunde gethan. Aber bis sie herausgebracht, trocken gemacht und auf den Stuhl gezogen werden konnte, kam acht Uhr ins Land. Jetzt wurde angeknüpft, zum Schuß fertig gemacht, und gewoben. Um zehn Uhr war die Wolle Tuch. Jetzt auf die Walkmühle. Jetzt zum Tuchscheerer, wo es durchgeraut und zugerichtet wurde. Um halb zwei Uhr Nachmittags kam es in die grüne Farbe, und obgleich es dreimal abgekühlt wurde, konnte es doch schon um zwei Uhr auf den Rahmen gespannt, getrocknet und verstrichen werden. Schon wartete der Schneidermeister mit der Scheere in der Hand, und sechs Gesellen mit ein-

gefädelten Nadeln. Das Maß war ſchon genommen, das Futter ſchon zugeſchnitten. Um ſechs Uhr war der Rock gemacht, und auf dem Leib. Diktum Faktum.

Vielleicht wills noch nicht jedermann recht glauben. Aber:

Merke. Erſtlich: Alles was durch Maſchinen gearbeitet werden kann, geht gar viel geſchwinder, als durch des Menſchen Hände. Eben das wollte der Herr Wagner recht ins Licht ſetzen.

Zweitens: Alles vorher beſtellt und zugerichtet. Eine Hand wartete auf die andere.

Drittens: An jeder Arbeit ſchafften ſo viele Hände als möglich war und Platz hatten.

Viertens: Wenig Waare iſt geſchwinder verarbeitet, als viele. Keine Hand iſt ſo flink und keine Maſchine ſo künſtlich, daß ſie in der nemlichen Zeit hundert Ehlen fertigen und verarbeiten könnte, welche ſie zu einer nöthig hat.

Fünftens: Es gieng alles bedächtig und mit der gehörigen Langſamkeit von ſtatten. Man darf nie weniger geſchwind thun, wenn etwas geſchehen ſoll, als wenn man auf die Stunde einhalten will.

Merke: Es iſt bei allem dem doch ein theures Röcklein geworden.

Der verachtete Rath.

Man darf nie weniger geſchwind thun, wenn etwas geſchehen ſoll, als wenn man auf die Stunde einhalten will. Ein Fußgänger auf der Baslerſtraße drehte ſich um und ſah einen wohlbeladenen Wagen ſchnell hinter ſich hereilen. „Dem muß es nicht arg preſſiren," dachte er. — „Kann ich vor Thorſchluß noch in die Stadt kommen?" fragte ihn der Fuhrmann. — „Schwerlich," ſagte der Fußgänger, doch wenn ihr recht langſam fahret, vielleicht. Ich will auch noch hinein." — „Wie weit iſts noch." „Noch zwei Stunden." — „Ei," dachte der Fuhrmann," das iſt einfältig geantwortet. Was gilts, es iſt ein Spaßvogel." „Wenn ich mit Langſamkeit in zwei Stunden hineinkomme," dachte er, „ſo zwing ich's mit Geſchwindigkeit in anderthalben, und habs deſto gewiſſer." Alſo trieb er die Pferde an, daß die Steine davon flogen und die Pferde die Eiſen verloren. Der Leſer merkt etwas. „Was gilts," denkt er, „es fuhr ein Rad vom Wagen?" Es kommt dem Hausfreund auch nicht darauf an. Eigentlich aber, und die Wahrheit zu ſagen, brach die hintere Axe. Kurz der Fuhrmann mußte ſchon im nächſten Dorf übernacht bleiben. An Baſel war nimmer zu denken. Der Fußgänger aber, als er nach einer Stunde durch das Dorf gieng und ihn vor der Schmiede erblickte, hob er den Zeigfinger in die Höhe. „Hab ich euch nicht gewarnt," ſagte er, „hab ich nicht geſagt: Wenn ihr langſam fahrt?"

Der Thalhauſer Galgen.

„Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand," ſagte zu dem Vogt von Gillmannshofen endlich der Obmann. Nemlich der Vogt war Tages vorher in der Stadt geweſen und hatte ſich bei dem Hrn. Amtmann Rathes erholt in irgend einer Sache. „Es iſt ganz gut," ſagte der Amtmann, „daß ihr da ſeyd, hier ſind vier Oberamts-Befehle an euch, die könnt ihr nun ſelber mitnehmen." Als der Vogt in den rothen Löwen zurück gekommen war, während er fortfuhr, wo er vorher war ſtehen geblieben, nemlich am 3ten Schöpplein, zog er die vier Befehle aus der Taſche, ob er ihnen nicht vor der Hand außen anſehen könne, was inwendig ſtehen möchte, wie man bisweilen ſeltſamer Weiſe thut. Hernach ſchob er die Befehle wieder in die Rocktaſche. Hernach bei dem ſechsten Schöpplein legte er die Arme auf den Tiſch und den Kopf auf die Arme, und ſchlief ein. Luſtige Herren ſaßen an einem andern Tiſch, und der durchtriebenſte von ihnen, einer wie der Herr Theodor, ſagte: „Ich will einen Spaß machen." Nemlich er ſchrieb einen falſchen Befehl, daß, da morgen den 15ten drei Juden ſollen gehenkt werden, ſo habe ſich der Vogt von Gillmannshofen mit vier und zwanzig Mann und einem Obmann nicht minder ſämmtlichen Schulkindern bei dem Thalhauſer Galgen früh um neun Uhr unfehlbar einzufinden. Hernach zog er dem Vogt einen Befehl heimlich aus der Taſche, und ſchob an deſſen Stelle den falſchen hinein. Auf dem Heimwege nach Gillmanns-

hoſen fieng doch der Vogt an die Befehle aufzuthun, was der Amtmann wieder mit ihm wolle, und als er anfieng den falſchen Befehl zu leſen, „das muß ein Irrthum ſeyn," ſagte er zu ſich ſelber, und gieng in die Stadt zurück, um den Amtmann darüber zu befragen. Der Amtmann und ſeine Frau, und der Herr Oberreviſer und ſeine Frau ergötzten ſich nach des Tages Laſt und Arbeit mit einem Kartenſpiel. „Was wollt ihr ſchon wieder," fuhr ihn der Amtmann an, „ſeht ihr nicht, daß Geſellſchaft bei mir iſt?" Der Vogt wollte ihm erklären, daß er einen Anſtoß habe an einem von den Befehlen, und daß er meyne — „Ein unruhiger Kopf ſeyd ihr," ſagte der Amtmann, wie ers denn auch wirklich war. „Ihr habt nichts zu meynen — Gehorſam habt ihr zu leiſten, was man euch befiehlt, und damit Punktum. Seyd ihr noch nicht genug geſtraft worden?" Demnach ſo gieng der Vogt wieder ſeines Wegs, und den andern Morgen zog er mit einer Rotte von vier und zwanzig Mann und einem Obmann, und der Herr Schulmeiſter mit der Schuljugend und viele Freiwillige nach dem Thalhauſer Galgen, der linker Hand auf einer kleinen Anhöhe ſteht, wenn man von der Neuhauſer Mühle in die Stadt geht. „Es iſt ſchade," ſagte der Vogt zum Obmann, „daß es ſo entſetzlich regnet. Es wird mancher daheim bleiben." Als ſie vor den Thalhauſer Wald hinaus kamen, und den Galgen noch mutterſeel allein im Felde ſtehen ſahen, „Wir ſind die erſten," ſagte der Vogt zum Obmann, „es iſt noch niemand da." Der Freiwilligen ſuchte ſich jeder einen guten Platz aus, wo man's gut ſehen kann. Einige ſetzten ſich zum Voraus auf nahe ſtehende

Blume, andere ſtanden einſtweilen unter. Aber es geſchah nichts. Wandersleute, die in ihren Geſchäften des Weges zogen, blieben auch im Regen ſtehen, und wollten abwarten, was aus dem ſeltſamen Aufzug werden wolle. Aber es geſchah nichts. „Sie werden warten," ſagte der Vogt, „bis es nimmer ſo arg ſchüttet." Der Herr Schulmeiſter hielt zur Zeitverkürzung eine Standrede um die andere an die Schuljugend, daß, ob es gleich nur Juden ſeyen, ſollten ſie doch ein chriſtliches Exempel daran nehmen. Aber es wollte noch nichts kommen. Es läutete ſchon Mittag in allen Dörfern, aber der Mittag läutete auch nichts herbei. Deßwegen ſagte zuletzt der Obmann zu dem Vogt: „Wann bringt man denn die Juden? Es kommt ja niemand. Oder ſind wir gar zuletzt euere Narren," ſagte er. „Es wäre kein Wunder, wir henkten euch ſelber daran, damit die Leute nicht umſonſt da geweſen ſind." — Kurz es kam eben niemand.

Seitdem, wer durch Gillmannshofen geht, und fragt in guter Meinung oder aus Muthwillen, obſchon lang niemand mehr am Thalhauſer Galgen gehenkt worden ſey, oder ſo, der wird geſchlagen.

Der Schneider in Penſa.

Ein rechtſchaffener Kalendermacher, zum Beiſpiel der Hausfreund, hat von Gott dem Herrn einen vornehmen und freudigen Beruf empfangen, nemlich daß er die Wege aufdecke, auf welchen die ewige

Vorsehung für die Hülfe sorgt, noch ehe die Noth da ist, und daß er kund mache das Lob vortrefflicher Menschen, sie mögen doch auch stecken, fast wo sie wollen.

Der Schneider in Pensa, was ist das für ein Männlein! Sechs und zwantig Gesellen auf dem Brett, Jahr aus Jahr ein für halb Rußland Arbeit genug, und doch kein Geld, aber ein froher heiterer Sinn, ein Gemüth treu und köstlich wie Gold, und mitten in Asien deutsches Blut rheinländischer Hausfreundschaft.

Im Jahr 1812 als Rußland nimmer Straßen genug hatte für die Kriegsgefangenen an der Berezina oder in Wilna, gieng eine auch durch Pensa, welches für sich schon mehr als einhundert Tagereisen weit von Lahr oder Pforzheim entfernt ist, und wo die beste deutsche oder englische Uhr, wer eine hat, nimmer recht geht, sondern ein paar Stunden zu spat. In Pensa ist der Sitz des ersten russischen Statthalters in Asien, wenn man aus Europa hereinkommt. Also wurden dort die Kriegsgefangenen abgegeben, und übernommen, und alsdann weiter abgeführt in das tiefe fremde Asien hinein, wo die Christenheit ein Ende hat, und niemand mehr das Vaterunser kennt, wenns nicht einer, gleichsam als eine fremde Waare aus Europa mitbringt. Also kamen eines Tages mit Franzosen melirt auch sechszehn rheinländische Herren Leser, badische Offizier, die damals unter den Fahnen Napoleons gedient hatten, über die Schlachtfelder und Brandstätten von Europa, ermattet, krank, mit erfrorenen Gliedmaßen und schlecht geheilten Wunden, ohne Geld,

ohne Kleidung, ohne Troſt in Penſa an, und fanden in dieſem unheimlichen Land kein Ohr mehr, das ihre Sprache verſtand, kein Herz mehr, das ſich über ihre Leiden erbarmte. Als aber einer den andern mit troſtloſer Miene anblickte: „Was wird aus uns werden," oder: „Wann wird der Tod unſerm Elend ein Ende machen und wer wird den letzten begraben," da vernahmen ſie mitten durch das ruſſiſche und koſakiſche Kauderwelſch, wie ein Evangelium vom Himmel unvermuthet eine Stimme: „Sind keine Deutſche da?" und es ſtand vor ihnen auf zwei nicht ganz gleichen Füßen eine liebe freundliche Geſtalt. Das war der Schneider von Penſa, Franz Anton Egetmaier, gebürtig aus Bretten im Neckarkreis, Großherzogthum Baden. Hat er nicht im Jahr 1779 das Handwerk gelernt in Mannheim? Hernach gieng er auf die Wanderſchaft nach Nürnberg, hernach ein wenig nach Petersburg hinein. Ein pfälzer Schneider ſchlägt 7 bis achtmal hundert Stunden Wegs nicht hoch an, wenn's ihn inwendig treibt. In Petersburg aber ließ er ſich unter ein ruſſiſches Kavallerie-Regiment als Regimentsſchneider engagiren, und ritt mit ihnen in die fremde ruſſiſche Welt hinein, wo alles anderſt iſt, nach Penſa, bald mit der Nadel ſtechend, bald mit dem Schwert. In Penſa aber, wo er ſich nachher häuslich und bürgerlich niederließ, iſt er jetzt ein angeſehenes Männlein. Will jemand in ganz Aſien ein ſauberes Kleid nach der Mode haben, ſo ſchickt er zu dem deutſchen Schneider in Penſa. Verlangt er etwas von dem Statthalter, der doch ein vornehmer Herr iſt, und mit dem Kaiſer reden darf, ſo hats ein guter Freund vom andern verlangt, und hat auf 30 Stunden

Weges ein Menſch ein Unglück oder einen Schmerz, ſo vertraut er ſich dem Schneider von Penſa an, er findet bei ihm was ihm fehlt, Troſt, Rath, Hülfe, ein Herz und ein Auge voll Liebe, Obdach, Tiſch und Bett, nur kein Geld.

Einem Gemüthe, wie dieſes war, das nur in Liebe und Wohlthun reich iſt, blühte auf den Schlachtfeldern des Jahres 1812 eine ſchöne Freudenerndte. So oft ein Transport von unglücklichen Gefangenen kam, warf er Scheere und Ehle weg, und war der erſte auf dem Platz, und: „Sind keine Deutſche da?" war ſeine erſte Frage. Denn er hoffte von einem Tag zum andern, unter den Gefangenen Landsleute anzutreffen, und freute ſich, wie er ihnen Gutes thun wollte und liebte ſie ſchon zum Voraus ungeſehener Weiſe, wie eine Frau ihr Kindlein ſchon liebt, und ihm Brei geben kann, ehe ſie es hat. „Wenn ſie nur ſo oder ſo ausſähen," dachte er. „Wenn ihnen nur auch recht viel fehlt, damit ich ihnen recht viel Gutes erweiſen kann." Doch nahm er, wenn keine Deutſchen da waren, auch mit Franzoſen vorlieb, und erleichterte ihnen, bis ſie weiter geführt wurden, ihr Elend, als nach Kräften er konnte. Diesmal aber, und als er mitten unter ſo viele geneigte Leſer, auch Darmſtädter und andere hineinrief: „Sind keine Deutſche da?" — er mußte zum Zweitenmal fragen, denn das Erſtemal konnten ſie vor Staunen und Ungewißheit nicht antworten, ſondern das ſüße deutſche Wort in Aſien verklang in ihren Ohren, wie ein Harfenton, und als er hörte: „Deutſche genug," und von jedem erfragte woher er ſey — er wär

mit Meklenburgern oder Kurſachſen auch zufrieden geweſen, aber einer ſagte von Mannheim am Rheinſtrom, als wenn der Schneider nicht vor ihm gewußt hatte, wo Mannheim liegt, der andere ſagte, von Bruchſal, der dritte von Heidelberg, der vierte von Gochsheim; da zog es wie ein warmes, auflöſendes Thauwetter durch den ganzen Schneider hindurch. „Und ich bin von Bretten," ſagte das herrliche Gemüthe, Franz Anton Egetmeier von Bretten, wie Joſeph in Egypten zu den Söhnen Iſraels ſagte: „Ich bin Joſeph euer Bruder" — und die Thränen der Freude, der Wehmuth und heiligen Heimathsliebe traten allen in die Augen, und es war ſchwer zu ſagen, ob ſie einen freudigern Fund an dem Schneider, oder der Schneider an ſeinen Landsleuten machte, und welcher Theil am gerührteſten war. Jetzt führete der gute Menſch ſeine theuern Landsleute im Triumph in ſeine Wohnung, und bewirthete ſie mit einem erquicklichen Mahl, wie in der Geſchwindigkeit es aufzutreiben war.

Jetzt eilte er zum Statthalter und bat ihn um die Gnade, daß er ſeine Landsleute in Penſa behalten dürfe. „Anton," ſagte der Statthalter, „wann hab ich euch etwas abgeſchlagen." Jetzt lief er in der Stadt herum und ſuchte für diejenigen, welche in ſeinem Hauſe nicht Platz hatten, bei ſeinen Freunden und Bekannten die beſten Quartiere aus. Jetzt muſterte er ſeine Gäſte einen nach dem andern. „Herr Landsmann," ſagte er zu einem, „mit euerm Weißzeug ſieht's windig aus. Ich werde euch für ein halbes Dutzend neue Hemder ſorgen. — Ihr braucht auch ein neues Röcklein," ſagte er

zu

zu einem andern. — „Euers kann noch gewendet und ausgebessert werden," zu einem dritten, und so zu allen, und augenblicklich wurde zugeschnitten, und alle 26 Gesellen arbeiteten Tag und Nacht an Kleidungsstücken für seine werthen rheinländischen Hausfreunde. In wenig Tagen waren alle neu oder anständig ausstaffirt. Ein guter Mensch, auch wenn er in Nöthen ist, mißbraucht niemals fremde Gutmüthigkeit; deßwegen sagten zu ihm die rheinländischen Hausfreunde: „Herr Landsmann verrechnet euch nicht. Ein Kriegsgefangener bringt keine Münze mit. So wissen wir auch nicht wie wir euch für eure großen Auslagen werden schadlos halten können, und wann." Darauf erwiederte der Schneider: „Ich finde hinlängliche Entschädigung in dem Gefühl Ihnen helfen zu können. Benutzen Sie alles was ich habe! Sehen Sie mein Haus und meinen Garten als den Ihrigen an." So kurz weg und ab, wie ein Kaiser oder König spricht, wenn eingefaßt in Würde die Güte hervorblickt. Denn nicht nur die hohe fürstliche Geburt und Großmuth, sondern auch die liebe häusliche Demuth gibt, ohne es zu wissen, bisweilen den Herzen königliche Sprüche ein, Gesinnungen ohnehin." Jetzt führte er sie freudig wie ein Kind in der Stadt bei seinen Freunden herum, und machte Staat mit ihnen. Der Kalender hat jetzt nimmer Zeit und Raum genug alles Gute zu rühmen, was er seinen Freunden erwies. So sehr sie zufrieden waren, so wenig war er es. Jeden Tag erfand er neue Mittel ihnen den unangenehmen Zustand der Kriegsgefangenschaft zu erleichtern, und das fremde Leben in Asien angenehm zu machen. War in der lieben Heimath ein hohes Geburts- oder

Namensfeſt, es wurde am nemlichen Tag von den Treuen auch in Aſien mit Gaſtmal mit Vivat und Freudenfeuer gehalten, nur etwas früher, weil dort die Uhren falſch gehen. Kam eine frohe Nachricht von dem Vorrücken und dem Siege der hohen Alliirten in Deutſchland an, der Schneider war der erſte der ſie wußte, und ſeinen Kindern, er nannte ſie nur noch ſeine Kinder, mit Freudenthränen zubrachte, darum, daß ſich ihre Erlöſung nahte. Als einmal Geld zur Unterſtützung der Gefangenen aus dem Vaterland ankam, war die erſte Sorge, ihrem Wohlthäter ſeine Auslagen zu vergüten. „Kinder," ſagte er, „verbittert mir meine Freude nicht." — „Vater Egetmeier," ſagten ſie, „thut unſerm Herzen nicht wehe!" Alſo machte er ihnen zum Schein eine kleine Rechnung, nur um ſie nicht zu betrüben, und um das Geld wieder zu ihrem Vergnügen anzuwenden, bis die letzte Kopeke aus den Händen war. Das gute Geld war für einen andern Gebrauch zu beſtimmen, aber man kann nicht an alles denken. Denn als endlich die Stunde der Erlöſung ſchlug, geſellte ſich zur Freude ohne Maas der bittere Schmerz der Trennung, und zu dem bittern Schmerz, die Noth. Denn es fehlte an allem, was zur Nothdurft und zur Vorſorge auf eine ſo lange Reiſe in den Schrecknissen des ruſſiſchen Winters und einer unwirthbaren Gegend nöthig war, und ob auch auf den Mann ſo lange ſie durch Rußland zu reiſen hatten, täglich 13 Kreuzer verabreicht wurden, ſo reichte doch das Wenige nirgends hin. Darum gieng in dieſen letzten Tagen der Schneider, ſonſt ſo frohen leichten Muthes, ſtill und nachdenklich herum, als der etwas im Sinn hat, und war wenig mehr zu

Hauſe. „Es geht ihm recht zu Herzen," ſagten die rheinländiſchen Herren Hausfreunde und merkten nichts. Aber auf einmal kam er mit großen Freudenſchritten, ja mit verklärtem Antlitz zurück: „Kinder es iſt Rath. Geld genug!" — Was wars? die gute Seele hatte für zweitauſend Rubel das Haus verkauft. „Ich will ſchon eine Unterkunft finden," ſagte er, „wenn nur ihr ohne Leid und Mangel nach Deutſchland kommt." O du heiliges, lebendig gewordenes Sprüchlein des Evangeliums und ſeiner Liebe: „Verkaufe was du haſt, und gieb es denen, die es bedürftig ſind, ſo wirſt du einen Schatz im Himmel haben." Der wird einſt weit oben rechts zu erfragen ſeyn, wenn die Stimme geſprochen hat: „Kommt, ihr Geſegneten! Ich bin hungrig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſt, ich bin nakt geweſen und ihr habt mich gekleidet, ich bin krank und gefangen geweſen und ihr habt euch meiner angenommen." Doch der Kauf wurde zu großem Troſt für die edeln Gefangenen wieder rückgängig gemacht. Nichts deſto weniger brachte er auf andere Art noch einige hundert Rubel für ſie zuſammen, und nöthigte ſie, was er hatte, von koſtbarem ruſſiſchem Pelzwerk mitzunehmen, um es unterwegs zu verkaufen, wenn ſie Geldes bedürftig wären, oder einem ein Unglück wiederführe. Den Abſchied will der Hausfreund nicht beſchreiben. Keiner der dabei war, vermag es. Sie ſchieden unter tauſend Segenswünſchen und Thränen des Dankes und der Liebe, und der Schneider geſtand, daß dieſes für ihn der ſchmerzlichſte Tag ſeines Lebens ſey. Die Reiſenden aber ſprachen unterwegs unaufhörlich, und noch immer von ihrem Vater in

Penſa, und als ſie in Bialyſtock in Polen wohlbehalten ankamen, und Geld antrafen, ſchickten ſie ihm dankbar das vorgeſchoſſene Reiſegeld zurück.

Das war das Gotteskind, Franz Anton Egetmeier, Schneidermeiſter in Aſien. Der Hausfreund wird im künftigen Kalender noch ein freudiges Wort von ihm zu reden wiſſen, und es wäre nimmer der Mühe werth, einen Kalender zu ſchreiben, wenn ſich die geneigten Leſer nicht auf ſein Bildniß freuen wollten, was er ihnen zu ſtiften verſpricht.

Irrthum.

Der Hausfreund will auch wieder ein Paar hochdeutſche Reimen zum Beſten geben, die er zwar nicht ſelber gemacht hat, nemlich von einem Richter, der ein blödes Geſicht hatte, und von einem Färber, der einen Eid ablegen ſollte. Es ſind nur ſechs Zeilen:

Ein Richter ſizt, er ſieht nicht wohl.
Ein Färber kommt der ſchwören ſoll.
Der Färber tritt zum Schwur hervor,
Und hebt die blaue Hand empor.
„Was?“ — rief der Richter — „Handſchuh aus!“
„Nein!“ — ſprach der Färber — „Brill' heraus!“

Nämlich, weil der Richter die blaue Farbe an der Hand des Färbers für einen Handſchuh anſah, ſo befahl er ihm denſelben abzulegen. Der Färber aber erſuchte den Richter, die Brille aufzuſetzen, damit er ſähe, es ſey kein Handſchuh. Fein war es nicht, aber ſpaßhaft.

Bequeme Schifffahrt, wers dafür halten will.

Ein Schiff wurde von Mannheim den Neckar hinauf nach Heidelberg gezogen. Kommt hinterdrein mit vollem Felleiſen und ein Paar heraushängender Stiefelſchuhe, ein Handwerksburſche. „Darf ich auch mit für Geld und gute Worte. Was muß ich geben?“ Der Schiffmeiſter, der ein gar luſtiger Cumpan war, ſagte: „Fünfzehn Kreuzer, wenn ihr ins Schiff wollt ſitzen. Wollt ihr aber helfen ziehen, nur ſechs. Das Felleiſen könnt ihr mir in das Schiff werfen, es hindert euch ſonſt nur.“ Der Handwerksburſche fieng an zu rechnen. „Fünfzehn Kreuzer — Sechs Kreuzer — Sechs von Funfzehn bleibt Neun.“ Die neun Kreuzer dachte er, kann ich verdienen. „Wenns denn erlaubt iſt,“ ſagte er, und warf das Felleiſen in das Schiff. Hernach ſchlang er eins von den Seilern über die Achſel und half ziehen, was er nach Leibeskräften vermochte. „Wir kommen eher an Ort und Stelle,“ dachte er, „wenn ich nicht laß bin.“ In Heidelberg aber entrichtete er ſechs Kreuzer Fährgeld — für die Erlaubniß mit zu ziehen, und nahm das Felleiſen wieder in Empfang.

Die Wachtel.

Zwei wohlgezogene und ehrbare Nachbarn lebten ſonſt mit einander immer in Frieden und Freundſchaft, jetzt zwar auch noch, aber einer von ihnen hatte eine Wachtel. Zu ihm kommt endlich der Nachbar, und ſagt: „Freund, begreift ihr nicht, daß mir euer Lärmenmacher, euer Tambour da ſehr ungelegen ſeyn kann, wenn ich Morgens noch ein Stündlein ſchlafen möchte, und daß ihr euch unwerth macht, bei der ganzen Nachbarſchaft?“ — Ihm erwiederte der Nachbar: — „Ich begreife das Gegentheil. Iſt's nicht aller Ehren werth, daß meine Wachtel der ganzen Nachbarſchaft den Morgen umſonſt anſagt, und die Geſellen weckt, auch ſonſt Kurzweil macht, und ich trage die Äzungskoſten allein?“ Als alle Vorſtellungen nichts verfangen wollten, und die Wachtel immer früher ſchlug, und immer heller, kommt endlich der Nachbar noch einmal, und ſagt: „Freund, wär' euch eure Wachtel nicht feil?“ Der Nachbar ſagt: „Wollt ihr ſie todt machen?“ „Das nicht“ — erwiederte der andere. — „Oder fliegen laſſen?“ — „Nein, auch nicht.“ — „Oder in eine andere Gaſſe ſtiften?“ — „Auch das nicht, ſondern hier vor mein Fenſter will ich ſie ſtellen, damit ihr ſie auch noch hören könnt alle Morgen“. Der Nachbar merkte nichts, denn er war nicht der Klügere von beiden. „Ey,“ — dachte er, — „wenn ich ſie vor deinem Fenſter umſonſt hören kann, und bekomme noch Geld dazu, ſo iſt's beſſer.“ — „Iſt ſie euch ein Zweiguldenſtück werth,“ —

fragte er den Nachbarn. Der Nachbar dachte zwar, es ſey viel Geld, doch ſoll's ihm nicht verloren ſeyn, und noch in der nämlichen Stunde wurde die Wachtel umquartirt.

Am anderen Morgen, als ſie ihren vorigen Beſitzer aus dem Schlaf erweckte, und er eben denken wollte: „Ey meine gute Wachtel iſt auch ſchon munter," — halbwegs des Gedankens fällt's ihm ein: „Nein, es iſt meines Nachbars Wachtel, — das undankbare Vieh, ſagte er endlich am dritten Morgen, ein Jahr lang hat ſie bei mir gelebt und gute Tage gehabt, und jetzt hält ſie es mit einem andern, und lebt mir zum Schabernack. — Der Nachbar ſollte verſtändiger ſeyn, und bedenken, daß er nicht allein in der Welt iſt, wenigſtens nicht allein in der Stadt." Nach mehrern Tagen aber, als er vor Verdruß es nimmer aushalten konnte, redete er hinwiederum den Nachbar an: „Freund," — ſagte er, — „euere Wachtel hat in der vergangenen Nacht, wieder einen kurzen Schlaf gehabt." — „Es iſt ein braver Vogel," — erwiederte der Nachbar, — „ich habe mich nicht daran verkauft." — „Er iſt recht brav worden in eurem Futter," — fuhr jener fort. — „Was verlangt ihr Aufgeld, daß er euch wieder feil werde!" Da lächelte der andere, und ſagte: „Wollt ihr ſie vielleicht todt machen." — „Nein" — „oder fliegen laſſen," — „das auch nicht," — „oder in eine andere Gaſſe vermachen?" — Auch das nicht. Aber an ihren alten Platz will ich ſie wieder ſtellen, wo ihr ſie ja eben ſo gut hören könnt, wie an ihrem jetzigen." — „Freund," — erwiederte ihm hierauf der Nachbar, — „vor Euer Fenſter

kommt die Wachtel nimmer mehr, aber gebt ihr mir meine zwei Gulden wieder, so laß ich sie fliegen. Der Nachbar dachte bei sich: „Wohlfeiler kann ich sie nicht los werden, als für sein eigenes Geld.“ Also gab er ihm die zwei Gulden wieder, und die Wachtel flog.

Der geneigte Leser wolle hieran gelegenheitlich erkennen, wenn er es nöthig hat, was für ein großer Unterschied es sey, ob etwas vor dem eigenen Fenster und in dem eigenen Haus geschieht, oder in einem andern, ferner, — denn es braucht keine Wachtel dazu — ob einer in einer Gesellschaft selber pfeift, und auf dem Tisch trommelt, oder ob es ein anderer anhören muß, item: ob einer selber bis Nachts um 10 Uhr eine langweilige Geschichte erzählt, und ob ein anderer dabei seyn, und von Zeit zu Zeit sich verwundern, und etwas dazu sagen muß, gleich a's ob er Acht gäbe.

Der vortheilhafte Roßhandel.

Folgende glaubhafte Geschichte wird erzählt, nicht zur Nachahmung für leichtfertige Söhne, sondern zur Warnung für leichtglaubige Väter. Ein leichtgläubiger und unerfahrener Mann, zwar ein Gelehrter, aber eben deßwegen, hatte ein braunes Rößlein, und einen lustigen Sohn. Aber um den Sohn und um die Haushaltung bekümmerte er sich weniger als um seine chaldäischen Bücher. So bekümmerte sich der

Sohn weniger um den Vater, als um die Kannen und Gläſer, und weniger um das Zahlen, als um das Trinken, und war ein Student. Fragte Jemand den Vater, wenn er von Tiſch aufſtand, ob er Sauerkraut oder Apfelmuß zu Mittag gegeſſen habe, er wußt' es nicht. Fragte Jemand den Sohn wo der beſte Wein im Städtlein verzapft werde, er wußt's. Eines Abends aber als er aus dem Löwen nach Hauſe gehen wollte, nahm ihn der Löwenwirth auf die Seite: „Herr Benedikt, wie haben wir's endlich mit einander? Es ſind jetzt vier Monate." — Als er nach Hauſe gieng begegnete ihm der Ritterwirth: „Ey Herr Benedikt, ſieht man euch auch wieder einmal? Es ſcheint ihr könnt die Rittergaſſe gar nimmer finden: Was gilt's ich finde die euere?" Als er um das Eck herum gieng, lief er dem Anſchel Hirſch in die Hände: „Na Herr Benedix, wie lange ſoll ich auf Johanni warten? oder was führt ihr für einen Kalender? den hundertjährigen?" Als er aber nach Hauſe kam, war ſein erſtes, er führte das Roß aus dem Stall, und redete etwas mit dem Knecht, und den andern Morgen, als der alte Herr den chaldäiſchen Morgenſegen gebetet hatte, fragt ihn der Sohn, wißt ihr auch, Herr Vater, daß heute Nacht das Bräunlein crepirt iſt?" — „Was hat ihm gefehlt," — fragte der alte Herr, nicht ohne Schmerz. „Man muß ein anderes kaufen." — „Wenn wir nur geſchwind wieder ſo eins hätten," — erwiederte der Sohn.

Den zweiten Morgen oder dritten bindet er das Rößlein wieder in den Hof, und ruft dem alten Herrn am Fenſter, er habe ein Rößlein im Handel.

„Sieht ein Ey dem andern gleich" — sagte er, als der alte Herr heraus kam, „so thut's das alte Roß und das neue. Und nur 18 Louisd'or. Wenn ihr's kauft, sagte er, so habt ihr 12 Louisd'or reinen Profit. Denn unter 30 hättet ihr das alte nicht hergegeben, und ist auf und nieder das nämliche." Der Vater sagte: „Ein wenig kleiner, meyn ich sey es," — wie man sich täuschen kann. — „Um's Erkennen," — erwiederte der schlaue Sohn. Kurz das Bräunlein gefiel dem alten Herrn, und der Handel wurde richtig. Der alte Herr gab dem Sohn die 18 Louisd'or, und der Sohn bezahlte den Löwenwirth, den Ritterwirth und den Juden, hat auch seitdem gut gelernt Wasser trinken, als Abschreiber in einer würzburgischen Schreibstube.

Merkwürdiges Alter.

Der geneigte evangelische Leser wird sich noch mit Freude erinnern, daß er im Jahr 1817 das 3te Reformationsfest erlebt und begangen hat. In Frankfurt aber am Main lebte damals noch eine Frau, deren Taufschein vom Jahr 1707 aus den Tagen Kaiser Josephs des ersten lautet. Diese Frau hat also das nämliche Fest schon zum zweiten Mal erlebt, und kann sich noch erinnern, daß sie das erste Mal im Jahr 1717 als ein 10jähriges Mägdlein von ihrer Mutter in die St. Peterskirche sey geführt worden. Sie sagt aber, es sey unterdessen Vieles anders geworden, auch mit ihr.

Uebrigens iſt es ein merkwürdiges Ereigniß, wer ein Dank- und Ehrenfeſt, das alle hundert Jahre nur Einmal kommt, in ſeinen Tagen zweimal begehen kann, einmal in der Morgenröthe des aufgehenden Lebens, und das andere Mal an ſeinem ſpäten Abend, wenn die Stimme der Müllerin leiſe wird, und der Mandelbaum blüht, und die Heuſchrecke beladen iſt. — Ein Anderer könnte hundert Jahr alt werden, weniger einen Tag, und wär nicht im Stand, ein einziges Reformations-Feſt zu erleben.

Der Furtwanger in Philippsburg.

Im Jahr 1734, als der Franzos Sturm lief auf Philippsburg, und die Reichs-Truppen lagen darin, ſteht ein Rekrut, ein Furtwanger, auf einem einſamen Poſten ſeitwärts vom Angriff, und denkt: „Wenn's nur nicht hieher kommt!“ Indem wächst ganz leiſe eine franzöſiſche Grenadier-Kappe hinter dem Rempart herauf, und kommt ein Kopf nach mit einem Schnauzbart, wie wenn der Mond aufgeht hinter den Bergen. Denn ein Paar Dutzend Waghälſe hatten draußen eine Sturmleiter angelegt, um unbeſchrien auf den Rempart zu kommen, und ſahen die Schildwache nicht, daß eine da ſey. Springt der Furtwanger herbei, und gibt dem Franzoſen einen Stich. Pfeifen auf einmal Kugeln genug um ihn her aus Windbüchſen, und geht ein zweites Franzoſengeſicht auf hinter dem Rempart. Gibt ihm der Furtwanger auch einen Stich, und ſagt: „aber jetzt

kommſt du nimmer.“ Item: es kam der dritte, und der vierte und bis zum zwölften. Als der Sturm abgeſchlagen war, und der Platzkommandant auf dem Platz herum ritt, ob alles in Ordnung ſey, ſieht er von Weitem die Sturmleiter und zwölf todte Franzoſen dabei, und wie er zu dem Poſten kommt, fragt er den Furtwanger: „was hat's hier gegeben?“ — So? ſagt der Furtwanger, Ihr habt gut fragen. Wißt ihr, daß mir einer mehr zu ſchaffen gemacht hat, als Euch alle. Nur zwölf Mal hinter einander hat er angeſetzt. Unten im Graben muß er liegen.“ Denn er meynte, es ſey immer der nämliche geweſen, und es könne nur mit dem Böſen zugegangen ſeyn, daß ihm allemal hinter dem Bajonett die Wunde wieder heilte. Da lächelte der Commandant und die Offiziere, ſo mit ihm waren, und nahm ihm ſeinen Unverſtand nicht übel, ſondern er ließ ihm für jeden ein Halbguldenſtück Stechgeld bezahlen, und durfte er über dieß ſelbigen Abend auf Rechnung der Reichs-Operationskaſſe Wein trinken, und Speck eſſen, ſo viel er wollte.

Das Advokaten-Teſtament.

Ein Advokat, der am Ende ſeines Lebens faſt eine Unruhe des Gewiſſens darüber empfand, daß ihm ſein Beruf ſo reich gemacht hatte, ſtiftete ſein ganzes ſchönes Vermögen in das Narren- oder Tollhaus. Aus Achtung für ſo manchen verſtändigen und rechtlichen geneigten Leſer, der aus rechter Ueberzeugung

und Pflicht, in einen Prozeß verwickelt ſeyn kann, will der Hausfreund nicht verrathen, was der Advokat für eine Beruhigung darin gefunden habe. Auch kann ſich der Advokat geirrt haben, aber er meynte wenigſtens, es ſey billig.

Einer Edelfrau ſchlafloſe Nacht.

Es iſt nichts lehrreicher, als die Aufmerkſamkeit, wie in dem menſchlichen Leben alles zuſammenhängt, wenn man es zu entdecken vermag z. B. Zahnſchmerzen und das Glück eines Ehepaars, und wie ſelbſt das was unrecht und verboten iſt, wieder gut gemacht werden kann, wenn's an den rechten Mann oder an die rechte Frau kommt, und wie in dem großen unaufhörlichen Wechſel der Dinge alles Einzelne wieder verſchwimmt, daß man ihm nimmer nachkommt, und doch gethan bleibt, und nicht verloren geht, es ſey gut oder bös. Gleich als wenn man ein Glas Waſſer in den Rhein ausgießt, kein Sterblicher iſt im Stand es wieder heraus zu ſchöpfen, ſondern es iſt jetzt dem Rhein vermählt und augenblicklich verſchwemmt in der großen Fluth. Ja wenn die Sonne Waſſer aufzieht, wie man zu ſagen pflegt, ſind ein Paar Tröpflein davon vielleicht auch dabei, und fallen irgend wo, in Baiern oder Lothringen wieder aus einer Waſſer-Wolke vom Himmel herab, und erquicken ein Blümlein.

Eine Dienſt-Magd, jung und brav, auch hübſch, und ein Knecht gleicher Qualität, dienten miteinander

auf einem Edelhof, und hätten nicht so gerne Kaffee getrunken, oder alle Tage Braten gegessen, als vielmehr einander geheirathet. Allein sie waren Leibeigne, in soweit, daß sie verpflichtet waren, eine gewisse Zeit Hofdienste zu thun, und die Edelfrau auf dem Hofe wollte sie nicht früher aus dem Dienst entlassen, weil sie so brav waren in ihrer Aufführung, und so fleißig und treu in ihren Geschäften. Deßwegen saßen sie oft beisammen und weinten, oder sie weinte, und er nagte an einem Holzsplitter. Ein andermal, wie die menschliche Laune wechselt, sprachen sie sich Muth ein, daß es ja nur noch um zwei Jährlein zu thun sey, und freuten sich schon zum Voraus ihres zukünftigen Glücks, wenn „du mein Weib bist" — sagte er — „und ich dein Mann," und einmal vergaßen sie sogar die Zukunft, und meynten es sey jetzt. Nach Verlauf aber eines Jahres hat die Frau auf dem Edelhof in der Nacht desperates Zahnweh, nicht gerade deßwegen. Sie steht aus dem Bette auf, und wirft sich auf einen Stuhl, sie läuft aus einer Stube in die andere, aus der andern in die dritte. In der dritten setzt sie sich gegen über einem Fensterlein, das in die Küche geht, mit einem weißen Vorhang davor, und das Zahnweh wird ihr nun bald vergehen. Sie sitzt jetzt am rechten Ort dazu. Denn auf einmal sieht sie hell werden hinter dem weißen Vorhang, sie hört etwas sich bewegen, sie hört etwas flüstern und knistern, sie schiebt leise das Vorhänglein weg, und in der Küche stehen der Knecht und die Magd an einem Feuerlein Nachts um 12 Uhr, und legen Späne an das Feuer, und auf dem Feuer steht ein Pfännlein. — Bereits gibt das Zahnweh ein wenig nach. — „O ihr gottloses

Lumpenpack," — ſagte ſie inwendig für ſich. So iſt denn keinem Menſchen mehr zu trauen. Habt ihr nicht alle Tage euer ordentliches Eſſen. Iſt es euch nicht gut genug. Müßt ihr mich noch in der Nacht beſtehlen, und Leckerbiſſen kochen!" Nach einiger Zeit ſtellt das Weibsbild das Pfännlein von dem Feuer, als ob ſie jezt die Leckerbiſſen verzehren wollten, der Knecht aber geht zur Thüre hinaus. — „Wie der Tag anbricht, laß ich beide in das Gefängniß werfen, ſo fuhr die Edelfrau fort, und jage ſie weg, ohne ehrlichen Abſchied. Am Ende wird mir die Dirne auch noch ſchwanger von dem Purſchen, in meinem eigenen Haus. So weit ſoll's mir nicht kommen." Indem kommt der Knecht zurück, und bringt ein vierteljähriges Kind auf dem Arme und gibt's der Mutter auf die Schoos. Da hörte plözlich das Zahnweh der Edelfrau auf, wie weggeflogen. Die Mutter gibt dem Kindlein aus der Pfanne den Brey, ſie legt es an die mütterliche Bruſt, und der Schein des abnehmenden Feuers gieng zu rechten Zeit über ihr Angeſicht, als ſie mit naſſen Blicken ihr Kindlein noch einmal beſchaute, und dem Vater zurück gab, und etwas zu ihm ſagte. Denn da ward das Herz der Edelfrau wunderbar bewegt, und kam auf andere Gedanken. Denn es war ihr als ob die Mutter mit den naſſen Blicken geſagt hätte: „Gott wird des armen Würmleins ſich auch erbarmen," und als ob ſie dazu beſtimmt wäre. Ja es fuhr ihr mit Grauſen durch die Seele, was für ein Unglück in ihrem Hauſe hätte geſchehen können, wenn nicht Gott das Herz der Eltern vor einem ſchweren Verbrechen bewahrt hätte.

Am frühen Morgen aber ließ ſie beide Eltern vor ſich beſcheiden. Beide ſahen einander an. „Was

gilt's," — sagten sie — „wir bekommen unsere Freiheit." — „Oder auch nicht," — sagte er. Die Edelfrau aber, als sie hereingetreten waren, redete sie ernsthaft und gebieterisch an: „Wo habt ihr euer Kind?" Da glaubten beide in den Boden zu versinken vor Schrecken und Schaam, und schauten einander verstohlener Weise an, gleichsam ob das Andere noch da sey. „Wo ihr euer Kind habt," — wiederholte die Edelfrau. — „Weil wir denn doch eins haben" — stotterte endlich der Vater, — „in der Holzkammer hinter einer Beige."*) Als es aber der Pursche holen mußte, bracht er es, wie es war in einem alten Felleisen. Es war reinlich gehalten und gebütschelt**) auf einem Bettlein von Heu, und weinte, als ob es schon wüßte wie man es machen muß. Da erbarmte sich das Herz der Edelfrau noch mehr, und als die treue Magd und Mutter reuevoll und mit Thränen bat, sie und ihr unschuldiges Kind nicht unglücklich zu machen, konnte die Edelfrau ihre Rührung nicht mehr verbergen: „Nein, ich will euch nicht unglücklich machen," — sagte sie. Ich will euch die Härte vergelten, die ich an euch begangen habe. Ich will euch den Kummer versüßen, den ihr getragen habt. Ich will eure Sünde wieder gut machen. Ich will euch die Barmherzigkeit vergelten, die ihr an euerm Kinde gethan habt." Meynt man nicht, man höre den lieben Herr Gott reden in den Propheten oder in den Psalmen? Ein Gemüth, das zum Guten bewegt ist, und sich der Elenden annimmt, und die Gefallenen aufrichtet, ein solches Gemüth

zieht

*) „Beige" d. i. ein Holzstoß.

**) „gebütschelt" d. i. eingewickelt.

zieht nemlich das Ebenbild Gottes an, und fällt deßwegen auch in seine Sprache. „Ihr könnt euch am Sonntag in der Stille zusammen geben lassen," — sagte die Edelfrau. — Ich will euch ein angenehmes Heirathsgut stiften. Ich will aus eurem Kinde etwas werden lassen. „Ist's ein Büblein?" — Also wurden sie am nächsten Sonntag auf Geheiß der Edelfrau zusammen gegeben, und lebten seitdem in Liebe und Frieden ehrlich beisammen. Das Büblein aber kann jetzt schon Haselnüsse aufbeissen, und lernt fleißig, und hat runde rothe Backen. — Was aber weiter daraus werden soll, weiß der, der den Himmel mit der Spanne mißt, und den Staub der Erde mit einem Dreiling.

Die Allemannen unter fränkischer Oberherrschaft.

Was nun in dem Kalender der Jahre 1813 und 1814 über die Zeittafel der vaterländischen Geschichte weitläufig ist erzählt worden, das läßt sich zur Wiedererinnerung im Jahr 1819 kürzlich also zusammen stellen. —

Erstlich waren die Markomannen im Land ein deutsches Geschlecht. Die sind wieder davon gezogen und verschollen. Man hört nichts mehr von ihnen. — Nach ihnen kam allerlei fremdes Volk über die Grenzen hinüber in die verödeten Besitzungen, und zogen die Römer nach sich. Die legten Städte an, und bauten Thürme und machten das Land zinsbar auf lange Zeit.

Endlich kamen, man weiß nicht recht woher, die Allemannen, ein braves gesundes Geschlecht, des dermaligen rheinländischen Lesers Stammväter größtentheils. Die kauften den Fremden, den Römern die schönen Landschaften für sich und ihre Nachkommen ab, nicht mit Geld, sondern mit dem Schwerdt, und übten weit und breit ihre Herrschaft aus, ein mächtiges und furchtbares Volk, bis in das Jahr nach Christi Geburt 496. Da stießen sie mit einem andern deutschen Volk, mit den Franken, wie zwei Gewitterwolken zusammen, in der Schlacht bei Zülpich. Denn das liebten die Deutschen von jeher, Händel auf eigenem Boden. Sie wetzen in Friedenszeiten die Tapferkeit aneinander selbst, damit sie im Krieg scharf genug sey gegen den Feind.

In der Schlacht von Zülpich aber verlor das tapfere Heer der Allemannen den Sieg und seine Herrschaft, und wurden Unterthanen des fränkischen Königs, wie bereits in dem Kalender des Jahrs 1814 ist erzählt worden. Das gefällt dem gewigten Leser am Hausfreund fast noch am besten, daß er ihm gern alles zweimal sagt.

Diese unglückliche Schlacht dämmte hernach das herrliche Gebiet der Allemannen, in ein Herzogthum ein, dessen nördliche Grenze, noch jetzt von dem Schwarzwald herab, durch die lustige Stadt Baden läuft, nemlich die Oosbach, die bei dem Dorfe Oos, auf dem halben Weg zwischen Rastadt und Bühl an die Landstraße tritt, und nachgehends jenseits derselben mit der Murg gemeine Sache macht. In dieser Gegend berühren sich die fränkischen und allemannischen Wohnsitze, und noch jetzt, nach mehr als

1000 Jahren iſt dort die Scheidelinie zwiſchen zwei Völkern wohl erkennbar. Dann um ein Paar Stunden Wegs über der Oosbach auf und ab wird alles auf einmal anders, andere Geſichtszüge, und ein anderer Wuchs, wer genau darauf Acht gibt, vornehmlich aber eine andere Sprachweiſe, andere Sitten und Gebräuche, ein anderer Zuſchnitt, und andere Farben der Kleidung. Ferner wurde das Land in Gauen eingetheilt, oder in Landſchaften. Davon ſind zwiſchen dem Schwarzwald und Rhein im Namen noch übrig: das Breisgau und die Ortenau, eigentlich die Mortingau. Verklungen aber ſind weiter hinab über der Oosbach die alten Benennungen das Ufzgau, das Albgau und andere. Weiter wurden die größeren Gaue eingetheilt in mancherlei Grafſchaften, die Grafſchaften noch in kleinere Aufſichten und Gebiete. —

In ſolche Maſchen ſtrickten ſie für die Zwecke des Kriegs und Friedens das Land voll tapferer Männer, voll Freiheits-Luſt, und ſieggewohnter Schwerdter. Mancher Tropfen Blut wurde zwar noch um das theure Eigenthum des vaterländiſchen Bodens und ſeiner Freiheit vergoſſen, aber vergeblich. Nach und nach lernten die Väter in dieſer Frankenſchule was jetzt den Enkeln ſo wohl anſteht. Sie gewöhnten ſich an beſtändige Wohnſitze, und an häusliches Eigenthum. Die meiſten jetzt noch blühenden Ortſchaften datiren ſich aus dieſem Zeitalter. In der nemlichen Schule lernten ſie den Ackerbau und allerlei nützliche Handthierungen, und erkannten die Nothwendigkeit und Wohlthätigkeit der Geſetze, wenn man ſie ehrt. Ja ſie warfen ihre heidniſchen Altäre um, und errichteten an ihre Stelle das heilige Kreuz. —

Mancher geneigte Leſer wird gar nicht lange fragen, auf welcher Straße die Boten des Evangeliums mit ihren Friedenspalmen, und Auferſtehungs- und Himmelfahrts-Fahnen zuerſt in das Land gekommen ſeyen. Er meynt ganz natürlich von Bethlehem und Nazareth, den nächſten Weg über Augsburg und Ulm. Antwort: Der Wind weht wohin er will, und du höreſt ſein Sauſen wohl, aber du weißt nicht von wannen er kommt, und wohin er geht.

Zwar wie das ſchöne Tageslicht, wenn es einmal aufgegangen iſt, breitet es ſich nach allen Seiten aus, und ſcheint in die dunkeln Gemächer, alſo auch das Evangelium, nachdem es aus Jeruſalem über das mittelländiſche Meer in Italien gelandet hatte, ſendete es bald ſeine Morgenſtrahlen an die Grenzen unſeres Vaterlandes. Aber um den Schwarzwald ſelbſt und ſeine Gauen gieng es ſtill herum durch Frankreich, und noch einmal über ein Meer, als ob es ſich zuerſt an die fremden Völker und an ihre Wildniſſe gewöhnen wollte, und zündete hernach noch von England und Irland her ſeine Lichtlein im Schwarzwald an. Der erſte, der aus jenem Land, auf einer langen Pilgerreiſe, wahrſcheinlich um das Jahr nach Chriſti Geburt 512 in den Schwarzwald kam, war der heilige Fridolin, der ließ ſich nieder auf einer waldigen Inſel des Rheins, und machte das Erdreich zahm für den Garten- und Feldbau, predigte im Land das Evangelium und taufte. Auch gründete er auf der Inſel eine chriſtliche Kirche, die erſte im Schwarzwald, und ſtiftete ein Kloſter. Das iſt die jetzige Stadt Säckingen am Rhein zwiſchen

Rheinfelden und Laufenburg, mit ihren Thürmen und Dächern. Noch erkennt man den Rinnsal eines alten Rheinarms, der einst die Landschaft zu einer Insel umschloß. Gleichermaßen von den frommen Männern: Trudpert, Offo, Ruthard, Pirmin, Landolin und andern wurden die ersten christlichen Pflanzgärten angelegt im obern und untern Münsterthal, an der Schutter und Kinzig, und weiter hinab. Das sind die Anfänge zu den nachmaligen Klöstern und Abteyen, St. Trudpert, Schuttern, Gengenbach, Ettenheim-Münster und andere, die insgesammt noch in unser Andenken fallen, und noch das Zeugniß ihrer Mauern und Thürme haben. Alle jene Männer aber sind aus England gekommen. Zwei von ihnen, Trudpert und Landolin, sind von Landes-Eingebornen gewaltsam getödtet worden. Denn das hat die christliche Kirche von ihrer Stiftung her. Wohin sie sich verbreiten soll, das Land muß zuerst mit dem Blute ihrer Zeugen getauft werden. Wo findet man mehr solchen Glauben? Diese Männer haben daheim alles verlassen um seines Namens willen, und sind unter Gottes Geleit getrost zu fremden Völkern gewandert, und haben für alles, was sie daheim zurück ließen, nichts gewollt, als das Licht der Wahrheit und den Segen der Frömmigkeit und des ackerbauenden Fleißes in die Finsterniße des Schwarzwaldes zu bringen, haben auch auf ihrem Sterblager noch nichts mitgenommen als die Hoffnung. Ein anderes wäre es, wenn sie jetzt wieder kämen, und die Früchte ihrer Arbeiten und Aufopferungen beschauen könnten. —

Wie die Flüsse des Schwarzwaldes, die Dreysam, die Schutter, die Kinzig, die Alb, aus

ihren unscheinbaren Quellen freudig durch die Thäler hervorrauschen, und mit Leben und Wachsthum die Ebenen befruchten, also wandelte von den Bergpfaden, in die Thäler, aus den Thälern in die weiten Ebenen das Leben und Wachsthum des Christenthums, christliche Sittenzucht und Fleiß, und verbreitete sich in alle Gauen am Rheinstrom. Ey, wohin jetzt das Auge sich wenden mag, erblickt es in fetten Gemarkungen untereinander schöne lutherische und katholische Ortschaften, mit ihren Kirchen und Schulhäusern, und mit gottesfürchtigen Pfarrherrn und verständigen Schulmeistern, darin. Die stattlichen Kirchthürme schauen einander in der Sonntagsfrühe freudig an, daß jetzt ihr Ehrentag sey, und grüßen sich mit paritätischer Eintracht und Liebe in ihrer prachtvollen Glockensprache.

Inwendig aber ergeht das andächtige Orgelspiel und der fromme Morgenpsalm. Nachmittags aber beten die Kinder in der Kirche eines schöner als das andere sein Hauptstücklein, und seinen Psalm. Aus der Predigt des Herrn Pfarrers ist kein Sprüchlein verloren gegangen, und was er zu fragen weiß, es bleibt ihm keine Antwort aus.

Ohngefähr 250 Jahre waren unsere Altvordern unter fränkischer Oberherrschaft, als ein Hausmajor des Königs, mit Namen Pipin, dem König die Krone vom Kopf abhob, und auf seinen eigenen probirte. Er fand, sie stehe ihm recht, und ließ sie demnach sitzen. Unsere Vorväter aber, ob auch die neue Lehre ihnen sagte: „Seyd unterthan der Obrigkeit," — verstanden darunter doch noch immer die allemannischen Herzoge, weniger die fränkischen Könige, und

zeigten ihren guten Willen, gegen die Franken, nemlich den böſen, bei jeder Gelegenheit mit der That bis endlich Pipin kurzen Prozeß machte. Er nahm den Herzog gefangen, zerſchnitt das Herzogthum in viele kleine Theile, und regierte ſie durch Statthalter aus anderem Blut, welche er wollte.

Das iſt immer das alte Ende vom immer neuen Lied, wenn die beſiegte Schwäche gegen die Großmuth oder Staatsklugheit der Sieger trotzen, und nicht zufrieden ſeyn will mit dem Schickſal der Länder und Völker, wie es die Gegenwart der Vorſehung auf den Schlachtfeldern entſchieden hat. Oder glaubt der geneigte Leſer, die Vorſehung müſſe erſt nachher durch einen Adjutanten erfahren, wer den Sieg davon getragen habe?

Auf den König Pipin aber folgte im Jahr 768 in der Regierung ſein Sohn Karl. Das war ein Herr von großer Macht, von großen Eigenſchaften und Tugenden, denen Deutſchland viel Gutes zu zu verdanken hat.

Denn ohngeachtet ſeiner ſchweren Kriege und Staatsgeſchäfte brachte Er die Religion und Gerechtigkeitspflege in beſſere Ordnung; Er brachte die deutſche Sprache zu Ehren und Würden, vorher betete und richtete man lateiniſch. Er brachte den Ackerbau und die Künſte in höhern Flor; Er ließ ein Geſangbuch von alten deutſchen Liedern veranſtalten, das ſich aber nirgends mehr hervorzeigen will. Er ſtiftete die deutſchen Schulen, und zierte ſie mit kenntnißreichen Lehrern. Das muß jedem wackern Schulherrn eine Freude, und eine Aufmunterung

ſeyn, daß er inſofern vom Kaiſer Karl dem Großen abſtammt. Denn als Karl die Königs-Krone von Deutſchland, Frankreich und Italien auf ſeinem glorreichen Haupt vereinigt hatte, zog Er nach Rom, und wurde in der Chriſtnacht des Jahrs 800 von dem damaligen Pabſt Leo dem dritten zum römiſchen Kaiſer ausgerufen. Solches Weihnachts-Geſchenk, brachte ihm die Chriſtnacht des Jahrs 800, eine ſtrahlende Kaiſer-Krone. Das iſt das heilige römiſche Reich, welches bis in unſere Tage gedauert hat, und zu welchem wir und unſere Väter auch noch gehört haben. Der geneigte Leſer aber wolle nun hier ein Zeichen machen, damit er wiſſe, wo wir im Jahrgang des Kalenders 1820, wer ihn erlebt, wieder fortfahren werden.

Erinnerung an die Kriegszeit.

Es iſt nicht zu läugnen, wenn hie und da ein ſiegreiches Truppenkorps in eine feindliche Landſchaft einrückte, und Quartiere nahm, daß ſich alsdann der arme Einwohner viel mußte gefallen laſſen, nicht nur von der Nothwendigkeit, ſondern auch von dem Unverſtand und höhnendem Uebermuth. Zu einem ſolchen Unteroffizier, als er eben am Mittageſſen war, kam ſein Camerad und verwunderte ſich über ihn mit folgenden Worten.

„Herr Camerad, ſagte er zu ihm, ſeit wann ſeyd ihr ein Jude geworden, daß ihr euch zwicken

laßt. Euch ist seit gestern ein kurioser Bart gewachsen." Nemlich der Unteroffizier, der am Mittagessen war, aß gerne Nudeln. Deßwegen mußte ihm der Wirth jeden Mittag Nudeln auffstellen, und natürlich ein fettes Huhn darin. Der Unteroffizier wußte, daß die Nudeln von feinem Mehl und Teig längere Fäden haben als die groben. Deßwegen mußte ihm der Wirth lange und feine Nudeln aufstellen, welche sich fast mit keiner Geschicklichkeit um die Gabel herumspinnen lassen, sondern wann man meint, jetzt sey eine umgesponnen, haspelt sich eine andere wieder ab, und eine Gabel oder einen Löffel voll mit allen Enden auf einmal in den Mund zu bringen ist eine Kunst. Zwar darf man sie nur zuerst ein wenig auf dem Teller zerschneiden. Allein das wollte der Unteroffizier nicht. Nein der Wirth, und wenn er auch des Guguks hätte werden mögen, mußte, so lang der Unteroffizier an den Nudeln aß, mit einer Scheere neben ihm stehen, und was zu lange war, und nicht in den Mund hinein zu bringen war, mußte er ihm von den Lippen vorsichtig abschneiden. Deßwegen als dieses der andere Unteroffizier sah, verwunderte er sich und sagte zu ihm scherzweise und lachend: „Euch ist ein curioser Bart gewachsen. Seit wann laßt ihr euch zwicken, wie ein Jud?" Dem Wirth kam der Spaß nicht lächerlich vor. Allein der andere Unteroffizier tröstete ihn. „Landsmann, sagte er zu ihm, es ist Krieg."

So etwas kann man schon erzählen, und zur Erinnerung an die überstandenen Zeiten lesen, wenn durch Gottes Gnade und durch die Weisheit der friedliebenden Potentaten alle Plackereien und Huderleien ein Ende haben.

Reiſe nach Frankfurt.

Zu ehemaligen Reichszeiten beſtand auch, ein groſes Reichs-Kammergericht zu Wetzlar, welches noch manchem geneigtem Leſer in theuerem und werthem Andenken ſeyn kann, wenigſtens in theuerem. Viel weltberühmte Rechtsgelehrte, Advokaten und Schreiber, ſaßen dort, von Rechtswegen beiſammen. Wer daheim einen groſen Prozeß verloren hatte, an dem nichts mehr zu ſieden und zu braten war, konnte ihn in Wetzlar noch einmal anbrühen laſſen, und noch einmal verlieren. Mancher heſſiſche, würtembergiſche und badiſche Batzen iſt dort hingewandelt, und hat den Heimweg nimmer gefunden.

Als aber im Jahr 1806 der groſe Schlag auf das deutſche Reich geſchah, ſtürzte auch das Reichs-Kammergericht zuſammen, und alle Prozeſſe, die darin lagen, wurden todt geſchlagen, maustodt, und keiner gab mehr ein Zeichen von ſich, ausgenommen im Jahr 1817 in Gera in Sachſenland hat einer wieder gezuckt.

Ein Leinwandweber daſelbſt lieſt in der Dresdner Zeitung, daß der Bundestag in Frankfurt ſich mit dem Unterhalt der Angehörigen des Reichs-Kammergerichts lebhaft beſchäftige. Nemlich, daß der Bundestag für den Unterhalt und die Schadloshaltung der Räthe, Advokaten und Schreiber ſorgen wollte, welche ſeit 1806 keinen Sold mehr zogen und nichts mehr zu verdienen hatten, ob ſie gleich täglich, wie

die Andern, Mittag läuten hörten und ſchöne Schilde ſahen an den Wirthshäuſern.

Auf dem Speicher des Leinewebers aber fieng es auf einmal an in den Acten zu rauſchen, faſt wie in den Todtenbeinen von welchen der Prophet Ezechiel ſchreibt. Der Leineweber glaubte nemlich nichts anders, als das Reichs-Kammergericht, habe nur einen neuen Rock angezogen und heiße nun Bundestag, und der Bundestag habe nichts wichtigeres zu thun, als die alten Prozeſſe wenigſtens ſeinen, wieder anzuzettel'n.

Alſo ließ er ſich einen guten Paß nach Frankfurt ſchreiben, und mit Akten ſchwer beladen trat er die lange Reiſe an. Als er aber in Frankfurt angekommen war, war ſein erſtes, er fragte die Schildwache am Thor, wo der Bundestag ſich angeſetzt habe in Frankfurt. Die Schildwache erwiederte, ſie ſtehe da ſo neben draus und erfahre nicht viel was im Innern der Stadt geſchehe. Ihres Wiſſens aber, ſeit ſie da ſtehe, ſeye kein Bundestag einpaſſirt. Da fieng der Leineweber im Fortgehen an ſich zu betrüben, und zu ergrimmen: „O Deutſche, ſagte er in ſeinem Innern, wie tief ſeyd ihr geſunken! Ein Deutſcher zu ſeyn, noch dazu eine Frankfurter Schildwache, und nichts vom Bundestag wiſſen!“ „Guter Freund, ſagte er zu einem Vorbeigehenden, könnt ihr mir auch nicht ſagen, wo der Bundestag ſein Weſen hat?“ Der Vorübergehende konnte es auch nicht ſagen. „O Patriotismus, fuhr er mit ſich ſelber fort, wohin biſt du verſchwunden? Faſt müſſe man ſich ſchämen ein Deutſcher zu heißen, wenn man nicht unter ſeines Gleichen wäre.“

„Guter Freund, redete er einen dritten an: Wißt auch ihr nicht, wo hier der Bundestag einquartirt ist?“ — „Lieber guter Mann, entgegnete der Dritte, „hier ist kein Bundestag einquartirt. Hier ist Frankfurt an der Oder. Der Bundestag ist in Frankfurt am Main.“ — Der wohlerfahrne Leser weiß nemlich zum Voraus schon, daß es zwei Frankfurt gibt, die nicht weniger als 66 Meilen von einander entfernt sind, und der Leineweber war im unrechten. „Ihr habt übrigens nur noch 66 Meilen nach Frankfurt, fuhr der Dritte fort, und wenn ihr daher seyd, wo ihr sagt, so seyd ihr über hier nur 63 Meilen weit umgegangen.“ Das ist jetzt Ein Thun, sagte der Leineweber. Hab ich A gesagt, so will ich auch B sagen. Zwanzig tausend Thaler sind Geld, ohnehin bin ich es meinem seligen Großvater schuldig. Hat er den Prozeß angefangen und ist ein armer Mann daran geworden, so ist es meine Schuldigkeit, daß ich ihn fortsetze, und wieder reich werde. „Ha ha, sagte der Dritte, was gilt's das sind Akten, die ihr da aufgepackt habt, und fast drunter zusammen brecht?“ — „Es sind auch noch ein wenig Lebensmittel dabei, versetzte der Weber in kleinmüthiger Stimme, aber nimmer viel.“ Der geneigte Leser fängt an, einigen Spaß an der Sache zu finden. Von hieran aber bis nach Frankfurt am Main geht die Reise etwas langsam von statten. Derselbe darf herzhaft einsweilen noch ein gutes Pfeiflein stopfen, wiewohl er kann zum Voraus sehen, wie alles gehen und enden wird. Denn die Chronik will wissen, daß, als einst die Phönizier erforschen wollten, ob der große Welttheil Afrika zu Wasser könne umfahren werden,

rechneten ſie die erforderliche Zeit der Reiſe auf ungefähr 2 Jahre, gleichwohl als ſie hinter Egypten in dem rothen Meer ſich einſchifften, der bibelfeſte Leſer kennts von Moſes Zeiten her, nahmen ſie nicht ſonderlich viel Lebens-Vorrath mit, aber etwas Acker-Geräthe. Sahen ſie nun, daß die Lebensmittel bald zu Ende gehen wollten, ſtiegen ſie an das Land, ſäten von Getraide und Gemüsgattungen, was die Jahreszeit mit ſich brachte, wiewohl in Afrika iſt faſt immer Sommer und ein ſchneller kräftiger Trieb in allem Wachsthum. Alsdann warteten ſie die Reifung ab, und brachten jedesmal nach wenigen Wochen einen neuen Vorrath in das Schiff, und zogen wieder weiter, kamen auch richtig nach zwei Jahren wieder zum Vorſchein durch die Meerenge von Giberaltar hinein, die der Zeitungskundige Leſer ebenfalls noch kennt von General Elliots Zeiten her, deſſen Andenken noch bis auf dieſe Stunde auf Tabacks-Papieren gefeiert wird. Alſo auch der Weber auf ſeiner langen Reiſe wußte ſich zu helfen, wenn Geld und Vorrath zu Ende war; „Kunſt bettelt nicht,“ ſagte er zu ſich ſelbſt im ſtolzen Gefühl, Kunſt geht nach Brod. „Demnach wenn er Mittags oder Abends in einem Städtlein oder Flecken eintraf, erkundigte er ſich nach einem Zunftgenoſſen, und „habt ihr nicht's für mich zu weben, redet er den Meiſter an, um Atzung und um einiges Zehrgeld?“ Stellte ihn nun der Meiſter ein, ſo blieb er einige Tage bei ihm, bis er ſich ausgefüttert, und wieder einige Batzen verdient hatte, und webte ſich ſolchergeſtalt glücklich an dem Main hinauf und nach Frankfurt. In Frankfurt pochte ihm das Herz hoch vor Freuden, daß er nun an dem Ziele ſeiner Reiſe

ſey, und ſo nahe an ſeiner Geldquelle, die er jetzt nur anbohren dürfe, und als er in die Bundes-Kanzlei kam, gleich in der vorderſten Stube, wo die Herren ſitzen, die am ſchönſten ſchreiben können, grüßte er ſie freundlich und vertraut. „Findet man euch endlich einmal," ſagte er, „und ſeyd ihr jetzt hier?" Einer von den Herrn der Vornehmſten von ihnen, nimmt die Feder aus dem Mund und legt ſie auf den Tiſch. „Wir ſind noch niemand aus dem Weg gegangen," ſagte er, „und was habt ihr hier zu ſchaffen? Was bringt ihr neues viereckigtes in eurem Hängkorb? Eine Bundeslade? Es fehlt uns noch eine." „Spaß," erwiederte der Weber, „meinen Prozeß von Anno Ein tauſend ſieben hundert ſieben und ſechzig." — Es iſt nun mehr nichts weiter an der Sache zu erzählen. Natürlich nahm ſich niemand ſeines Prozeſſes an, weil der Bundestag ſich mit Prozeſſen nicht gemein macht, und die lange beſchwerliche Reiſe war umſonſt gethan. Die Erzählung nimmt daher ein kahles Ende, der Hausfreund fühlt es. Faſt ſoll er noch was anſchifften. Statt deſſen aber will er hieneben eine Abbildung des Leinewebers ſtiften *), wie er auf der Heimreiſe einmal ausruht und eine Standrede hält.

„Es iſt mir in dieſen ſechs Wochen vieles klar geworden," ſagte er.

„Man muß einem deutſchen Mann nicht ſogleich Vorwürfe machen, wenn er in Vaterlandsſachen ein wenig unwiſſend und kaltſinnig iſt. Denn man iſt ſelber einer. Was ſieheſt du aber den Splitter in deines Bruders Auge? Lerne zuerſt ſelber, und werde warm. Den guten Leuten in Frankfurt an

*) Siehe den rheinländiſchen Bildermann.

der Oder iſt von mir Tort geſchehen. In Frankfurt am Main aber mir."

„Wenn ihr in der Zeitung etwas leſet, oder im Placat, oder im Kräuterbuch, und verſteht es nicht, laßt euch rathen, achtbare Zuhörer, und geht um verſtändige Belehrung aus, ehe ihr etwas unternehmet, beſonders wenn es ein Prozeß iſt."

Der beſte Prozeß iſt ein ſchlechter, und auf dem Lager beſſert er ſich nicht. Der Habich iſt beſſer als der Hättich Friede ernähret, Unfrieden zerſtört.

„Und nun geliebte Akten, die ich jetzt hier ablege, gehabt euch wohl, und ſeyd dem Mann empfohlen, der euch finden und vielleicht glücklicher mit euch ſeyn wird, als ich."

Indem er aber die Akten abſetzen wollte, klopft ihm von hinten her ein Mann auf die Achſel, der auch deſſelben Wegs gieng. (Man ſieht ihn aber kaum auf der Abbildung, nichts deſto weniger iſt's der Gewürzkrämer aus dem nächſten Städtlein —) „Guter Freund," ſagte er, „mit wem redet ihr da ſo allein?" Mit niemand, erwiederte der Weber, wenn ihr mir aber meinen Prozeß abkaufen wollt, mit euch. Lupft*) ihn einmal! Was gebt ihr mir dafür? Der Mann ſagte anderthalb Kreuzer, für das Pfund, wenn das Papier daran gut iſt. Kommt mit mir." Alſo verkaufte er dem Gewürzhändler die Akten für einen Gulden vier und zwanzig Kreuzer, die vollends zum Reſt der Reiſe hinreichten, und kam mit leerem Korb und Beutel wieder in der Heimath an. „An meine Frankfurter Reiſe," ſagte er, „will ich denken. Dießmal in Frankfurt geweſen." —

*) „Lupft ihn einmal!" ſo viel: „als hebt ihn einmal in die Höhe!"

Zwei Kriegsgefangene in Bobruisk.

Wer viel merkwürdige Begebenheiten aus dem ruſſiſchen Feldzug wiſſen will, der muß ihn entweder ſelbſt mitgemacht haben, oder aber, er muß mit vornehmen Kriegs-Hauptleuten bekannt ſeyn, die dabei waren. Der Kalendermann rühmt ſich deſſen, und wenn er Mittags über den Paradeplatz geht zum Hofapotheker, grüßen ſie ihn. Mitgemacht den Feldzug hat er nicht.

Folgendes iſt ein ſeltener Beweis von Edelmuth und Leichtſinn, und noch einmal von Edelmuth. Zwei polniſche Offiziere wurden als Kriegsgefangene in einem ruſſiſchen Dorf bis den andern Morgen einquartiet. Sonſt ſollen die Polen und die Ruſſen auf den bloßen Namen hin nicht immer die beſten Freunde ſeyn. Allein der ruſſiſche Edelmann, der in demſelben Dorf wohnt, dachte daran in ſeinem ſchönen Schloß und in ſeiner warmen Stube, wie er auch einmal in ſeiner Jugend Kriegsgefangener geweſen war, in fremdem Lande ohne Geld, ohne Freund, ohne Troſt, und wie er in dem Hauſe eines edlen Menſchen eine freundliche Aufnahme gefunden hatte, und wie ſolches dem Herzen wohl thut. Alſo ſuchte er ſogleich die Gefangene auf, nahm ſie in ſein Schloß, bewirthete ſie, wie Brüder, oder Freunde, und ſuchte ſie durch Troſt und theilnehmende Reden zu erheitern. Denn das iſt ein ſchönes und heiliges Schuld- und Wechſelrecht, das in dem Herzen aller gutgeartteten Menſchen aufgerichtet iſt, daß, wer einmal unter fremden Leuten in der Noth und Betrübniß

eine

eine Liebe oder Wohlthat erfahren hat, ſieht ſie als ein empfangenes Darlehn an, und zahlt ſie, wenn er daheim iſt, wieder an einem andern Fremdling heim, der in gleicher Noth und Betrübniß zu ihm kommt als eine Schuldigkeit, ob er gleich keine Handſchrift darüber ausgeſtellt hat, und das nicht einmal, ſondern zehnmal wenn er kann, wie ein ausgeſtreutes Saatkorn nicht allein, ſondern ſelb zehnt oder fünfzehnt aus der Erde zurückkehrt.

„Wiſt ihr ſchon, fragte die Gefangenen der Edelmann, wo der Ort eures Aufenthalts ſeyn wird?" Die Gefangenen ſagten, „in den caucaſiſchen Gebirgen." — „Seid ihr denn auch mit etwas Reiſegeld verſehen auf einen ſo langen Weg?" Die Gefangenen zuckten die Achſeln. Hierauf ſprach der Edelmann ihnen mit heiterer Miene zu, zu eſſen und zu trinken, und wohl bei ihm zu ſchlafen, und des andern Morgens, als der Transport weiter gieng, und ſie nun von ihrem Wohlthäter Abſchied nahmen, ſchenkte er ihnen fünfhundert Rubel ruſſiſchen Geldes auf die Reiſe. Nein, er wollte nicht einmal den Namen haben, daß er es ihnen ſchenkte. Ich will es euch leihen, ſagte er, wenn euch einſt Gott in euere Heimath und zu den Eurigen zurückführt, ſo könnt ihr mirs wieder ſchicken.

Die Geſchichte könnte hier aus ſeyn. Sie wäre ſchon des Erzählens werth geweſen. Allein ſie fängt jetzt erſt recht an. Der nächſte Tagmarſch der Kriegsgefangenen gieng nach einer altruſſiſchen Grenzfeſtung, namens Bobruisk. Man muß ſchon ein fertiges Mundſtück haben, wenn man ſo einen ruſſiſchen Namen mit Leichtigkeit will ausſprechen können.

Der Hausfreund kann's. In Bobruisk aber, wo die Gefangenen bei guter Tageszeit anlangten, giengen die zwei Polen noch ein wenig herum, die Stadt zu beſehen, und als ſie an ein ſchönes großes Wirthshaus kamen, dachten ſie, „wollen wir nicht ein wenig hinein gehen, und unſerm Wohlthäter ſeine Geſundheit trinken?“ In dem Wirthshaus aber ſaßen viele ruſſiſche Herrn und Edelleute, die redeten oder tranken miteinander, oder ſpielten Pharao. Pharao aber iſt ein ſehr gefährliches Spiel, in welchem man viel Geld verſpielen kann, alſo, daß man es nicht Pharao nennen ſollte, ſondern das rothe Meer, weil viele die hinein gehen drinn ertrinken, ausgenommen die Kinder Iſrael.

Selbigen Tages aber kam auch der wohlthätige ruſſiſche Edelmann nach Bobruisk, um bei ſeinen guten Freunden daſelbſt einen vergnügten Abend zuzubringen, und indem er in das nämliche Wirthshaus hinein tritt, was geſchieht, wen ſieht er mitten unter ſeinen reichen Freunden und Bekannten am Spieltiſche ſitzen? Wen ſieht er ein Dutzend Rubel nach dem andern ſetzen und verſpielen? Seine leichtſinnigen Gäſte, die zwei Polen. Die Polen hätten auch faſt lieber einen Wolf als ihn geſehen, und ſpielten nicht um das beſſer oder glücklicher, als er ſich ebenfalls an den langen Spieltiſch ſetzte, und ein Dutzend Rubel nach dem andern gewann, wären gerne davon geſchlichen, wenn ſie nicht die gute Hälfte ihres Geldes hätten müſſen im Stich laſſen, das ſie wieder zu gewinnen hofften. Als ſie aber in kurzer Zeit ganz vom Saamen waren, und die letzte Copecke dahin war, und jetzt troſtlos und verzweifelnd zur

Thür hinaus ſchlichen, gieng ihnen der ruſſiſche Edelmann nach, und mancher geneigte Leſer, dem man nicht ſo kommen dürfte, freut ſich ſchon, wie er Juſtiz machen, und den ruſſiſchen Stab wird walten laſſen. Nichts nutz! Ein Kriegsgefangener iſt ohne Schläge geſchlagen genug, und Strafe erbittert nur, aber Großmuth kann beſchämen und beſſern. „Meine Freunde," ſagte er zu ihnen ſanft und gütig, „Ihr müßt wohl beſſer bei Geld ſeyn, als ich geſtern geglaubt habe. Nehmt mir meine Voreiligkeit nicht übel auf. Ich danke euch, daß ihr mein gutgemeintes Anerbieten nicht beſchämt habt." Die Gefangenen aber waren nicht im Stande, eine Sylbe zu antworten, ausgenommen ſie ſchlugen die Augen nieder, als wenn ſie ſagen wollten, daß er ſich geſtern nicht an ihnen verſehen habe, aber jetzt. Da ſprach er zu ihnen: Ihr ſend nunmehr gewitziget, und ich hoffe, meine Güte ſey zum zweitenmal beſſer an euch angewendet, als zum erſtenmal; und als er ihnen mit einem guten Wechſelbrief von fünfhundert Rubel ihren ganzen Verluſt erſetzte, konnten ſie noch weniger als vorher ſprechen, ſondern küßten ihm mit Thränen des Dankes und der Rührung die Hände. Hernach aber hat er nichts mehr von ihnen erfahren. Dieſe Erzählung iſt unverſehrt aus Rußland heraus gekommen, und hat ihre Wahrheit.

König Friedrich und sein Nachbar.

Der König Friedrich von Preußen hatte 8 Stunden von Berlin freilich ein schönes Lustschloß, und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Mühle gewesen wäre. Denn erstlich stehn ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrod schmeckt auch in dem Schloß nicht übel, wenns die Mühle fein gemahlen und der Ofen wohl gebacken hat. Außerdem aber wenn der König in seinen besten Gedanken war, und nicht an den Nachbar dachte, auf einmal ließ der Müller das Wasser in die Räder schießen und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs stellten das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Räder die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub, warum kauft er dem Nachbar die Mühle nicht ab, und läßt sie niederreißen?“ Der König wußte, warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift, sagte er zu ihm, daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt ihr mir für mein Schlößlein?“ — Der Müller sagte: „Wie hoch haltet ihr es, königlicher Herr Nachbar.“ Der König erwiederte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt ihr nicht, daß ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet ihr eure Mühle? Der Müller erwiederte: Gnädigster Herr, so habt auch Ihr nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht

feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte, aber der Nachbar blieb bei ſeiner Rede. „Sie iſt mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin," ſagte er, „ſo will ich darin ſterben, und wie ſie mir von meinen Vätern erhalten worden iſt, ſo ſollen ſie meine Nachkommen von mir erhalten, und auf ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernſthaftere Sprache an: „Wißt ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nöthig habe, viel Worte zu machen? Ich laſſe euere Mühle taxiren, und breche ſie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerſchrockene Mann, der Müller, und erwiederte dem König: „Gut geſagt, allergnädigſter Herr, wenn nur das Hofgericht in Berlin nicht wäre." Nemlich daß er es wolle auf einen richterlichen Ausſpruch ankommen laſſen. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus gnädig ſeyn, alſo daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimüthigkeit einer Rede nicht mißfällig war, ſondern wohl gefiel. Denn er ließ von dieſer Zeit an den Müller unangefochten, und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarſchaft. Der geneigte Leſer aber darf ſchon ein wenig Reſpect haben vor einem ſolchen Nachbar und noch mehr vor einem ſolchen Herrn Nachbar.

Seltene Liebe.

Mit dem Leichnam eines jungen Mannes im Schweizerland, der erſchlagen wurde in einem Gefecht, nicht

weit vom Vierwaldſtädter See, mit dem Leichnam gieng es wunderbar zu. Daß er nach dem Gefecht war begraben worden nächſt der Wahlſtadt, wußten mehr als zwanzig Männer aus dem nämlichen Ort, die es thaten, und dabei waren, und ein Kreuz wie man in der Geſchwindigkeit eines machen kann auf ſein Grab ſteckten, daß, wer verübergienge, auch ein Vater unſer für ſeine Seele beten ſollte. Item, am Dienſtag darauf, als der Siegriſt frühe Morgens in die Kirche gehn, und das Morgengebet anläuten wollte, lag der nämliche Leichnam daheim auf dem Kirchhof, vor der Kirchthüre. Man begrub ihn noch einmal mit allen Gebräuchen und Gebeten der Kirche in die geweihte Erde. Item, als es noch einmal Dienſtag wurde, war der nämliche Leichnam wieder aus dem Grab und von dem Kirchhof weg verſchwunden. Sonſt thut der Glaube Wunder. Dießmal aber thats des Glaubens fromme Schweſter, die Liebe. Er war als Freiwilliger mitgezogen, weil ihm die Gemeinde auf den Fall das Bürgerrecht angeboten hatte. Denn er war nur Hinterſaß, und ſeiner Arbeit ein Maurer, was zwar nicht zur Sache, aber zur Wahrheit gehört. Seine junge Frau aber ängſtete ſich daheim, und weinte und betete, und jeder Schuß, den ſie hörte, gieng ihr ſchauerhaft durch das Herz, denn ſie fürchtete, er gehe durch das ſeinige. Einer gieng dadurch, und als die andern am dritten oder vierten Tag wohl behalten nach Hauſe kamen, brachten ſie ihr das blutige Gewand ihres Mannes, ſein Gebetbüchlein und ſeinen Roſenkranz. „Dein Mann, ſagten ſie, hat jetzt ein anderes Bürgerrecht angetreten. Er liegt im obern Riedt. Ein Kreuz ſteht auf ſeinem Grab. Es hätte jeden treffen

können," sagten sie. Die arme Frau vergieng fast in Thränen und Wehklagen. Mein Mann erschossen, sagte sie, mein einziges und alles — und im Riedt begraben, in ungeweihter Erde! Da raffte sie sich plötzlich auf und in der Nacht, als alles schlief, gieng sie allein mit einer Schaufel und mit einem Sack in das Riedt hinauf, suchte das Grab und die geliebte Leiche, und trug sie heim auf den Kirchhof. Solche Herzhaftigkeit und Stärke hatte ihr der Schmerz und die Liebe gegeben. Als sie aber hernachmals Tag und Nacht sich fast nimmer von dem Grabe entfernen und nicht essen und nicht trinken wollte, sondern unaufhörlich das Grab mit ihren Thränen benetzte, und mit dem Verstorbenen redete, als ob er sie hören könnte, alle Vorstellungen waren fruchtlos, da sagte endlich der Vorsteher des Ortes, es sey kein anderes Mittel übrig, als man grabe den Todten heimlicherweise noch einmal aus, und bringe ihn auf einen andern Kirchhof, sonst vergehe noch die arme Frau. Also brachte man sie mit viel Zureden und Mühe in ihre leere Wohnung zurück, und brachte in der Nacht den Leichnam auf einen andern Kirchhof. Nur wenige Menschen wußten davon, wohin er war gebracht worden. Den frommen Leser rührt diese Geschichte, und er sagt, solcher beispiellosen ehlichen Liebe und Treue können nur noch Schweizer-Herzen fähig seyn. Fehl gesprochen! Beide, die unglückliche Frau und ihr verstorbener Gatte waren Fremdlinge und zwar aus Deutschland. Doch kein Schmerz dauert ohne Ende, der heftigste am wenigsten. Die nämliche Frau gewann in der Folge einen zweiten braven Gatten, ebenfalls einen Deutschen, und die Gemeinde ertheilte — diesem das

Bürgerrecht, das sein Vorfahrer mit seinem Leben erkauft hatte.

Diese Geschichte hat dem Hausfreund und seinen Reisefährten auf dem See zwischen Winkel und Stanzstadt ein Augenzeuge erzählt, und von ferne den Ort gezeigt, wo sie vorgefallen war.

Der sinnreiche Bettler.

Sonst bemessen die Bettler ihre dankbaren Wünsche nach dem Werth der Gabe, die ihnen gereicht wird. Derjenige, von welchem hier die Rede ist, sagt, das sey grundfalsch. Wer ihm viel gibt, dem wünscht er eine hundertfältige Vergeltung von Gott. Wer ihm aber wenig gibt, dem wünscht er eine tausendfältige, oder wenn es noch weniger ist, eine hunderttausendfältige Vergeltung. Denn er sagt: „Ich muß einen gleich guten Willen bei allen voraussezen. Wer wenig reicht, wird wenig haben. Ich muß ihm also mehr wünschen. Soll ich das Meinige auch noch dazu beitragen, daß zulezt die Reichen alles bekommen?"

Mahomed.

Dem Mahomed wollten es anfänglich nicht alle von seinen Landsleuten glauben, daß er ein Prophet sey, weil er noch kein Wunder gethan hatte, wie

Elias. Dazu ſagte Mahomed ganz gleichgültig, wie einer der eine Pfeife Taback raucht, und was dazu redet, „das Wunder," ſagte er, „macht den Propheten noch nicht aus. Wenn ihrs aber verlangt, ſo werden ich und jener Berg dort geſchwind bei einander ſeyn." Nämlich er deutete auf einen Berg, der eine Stunde weit oder etwas entfernt war, und rief ihm mit gebietender Stimme, daß der Berg ſich ſoll von ſeiner Stätte erheben und zu ihm kommen. Als aber dieſer keine Bewegung machen und keine Antwort geben wollte, wiewohl keine Antwort iſt auch eine, ſo ergriff Mahomed ſanftmüthig ſeinen Stab, und gieng zum Berg, womit er ein merkwürdiges und nachahmungswerthes Beiſpiel gab, auch für ſolche Leute, die keine Propheten zu ſeyn verlangen, nämlich daß man dasjenige, was man ſelbſt thun kann, nicht von einem wunderbaren Verhängniß, oder von Zeit und Glück, oder von andern Menſchen verlangen ſoll. Z. B. haſt du etwas nothwendiges und wichtiges mit jemand zu reden, ſo warte nicht, bis er zu dir kommt. Weit geſchwinder und vernünftiger gehſt du zu ihm. Ein hübſcher Kirſchenbaum in dem Garten wäre eine ſchöne Sache. Das Plätzchen ſchickte ſich dazu. Warte nicht bis er ſelber wächst, ſondern ſetze einen. Ferner ein Abzugsgraben, ein guter Weg durch das Dorf, wenigſtens ein trockener Fußweg, ein Geländer am Waſſer oder an einem ſchmalen Steg damit die Kinder nicht hineinfallen, kommt viel geſchwinder zu Stande, wenn man ihn macht, als wenn man ihn nicht macht. Man ſollte nicht glauben, daß es Leute gibt, denen erſt ein arabiſcher Prophet oder ein Kalenderſchreiber ſo etwas muß begreiflich machen.

Selbſt der Kalenderſchreiber, der doch einem Propheten nicht viel nachgibt, — es ließe ſich noch ein Wort mehr ſagen — verlangt nicht, daß das alte Jahr fortdauren ſoll, bis der neue Kalender fertig iſt, ſondern er ſchreibt den neuen, wenn das alte noch währet.

Summa Summarum.

Schick dich in die Welt hinein
Denn dein Kopf iſt viel zu klein,
Daß die Welt ſich ſchick in ihn hinein.

Die lachenden Jungfrauen.

Wer weiß, wo Saratow liegt? Der Hausfreund hat viel Bücher. Er weiß alles. Saratow liegt weit gegen Sonnenaufgang in das wilde Aſien hinein, und iſt ebenfalls der Sitz einer ruſſiſchen Statthalterſchaft, nämlich wie Penſa, und war im Jahr 1812 ebenfalls der Sammelplatz wo viel Tauſend unglückliche Kriegsgefangene abgegeben, und dann tiefer hinein geführt wurden, in das Elend.

Ein Transport von gefangenen Deutſchen wird eines Tages eingebracht. Eine Menge von Einwohnern, wie zu geſchehen pflegt, ſtehen auf den Gaſſen, die Neugierigen ſchauten, der Uebermuth trotzte und ſpottete, die Rachſucht fluchte und ſchimpfte. Keine Hand bot ſich zur Pflege der kranken, der verwundeten, der verſchmachtenden Fremdlinge an, eher zu

etwas anderm. Niemand wehrte ihnen. Denn die Kriegs-Gefangenſchaft ſpinnt keine Seide, und man kann nicht glauben wie erbittert damals die Ruſſen über ihre Feinde waren, und keiner wurde vorher gefragt, ob er zu den Schlimmen gehöre, ſondern man nahm ihn dafür. Aber einem wohlbetagten Hauptmann und ſeinem Lieutenant begegnete etwas Merkwürdiges. Denn eben als der Hauptmann den Lieutenant an der Hand ergriff, und ihn tröſten wollte: „faſſe dich, junges Blut, auch das wird vorüber gehen, und ein Ende nehmen, mit dem Frieden oder mit dem Tode," — in dem Augenblicke hören ſie zunächſt vor ſich ein muthwilliges Lachen, und indem ſie unwillkührlich aufſchauen, — ſie hätten's bereits können gewohnt ſeyn, — was erblicken ihre Augen? In einem vornehmen ruſſiſchen Gefährt zwei Jungfrauen, ſchön wie zwei Sonnen, lieblich wie der Frühlingstag, wenn die Roſen blühen. Beide Theile ſchauten einander an, aber ob auch die Jungfrauen ſich wollten Gewalt anthun, ſie konnten ſich nicht erwehren, und trat auch eine die andere auf den Fuß, ſo ward's nur ärger. Das griff ſchmerzhaft den ſonſt vielgeprüften Muth des bejahrten Hauptmanns an. „Noch ſo jung," — dachte er, — „und ſchon ſo entartet," — und der Lieutenant dachte, — „ſo ſchön und doch ſo grauſam," — und der Schmerz des einen brach in eine Thräne, der Unmuth des andern aber in Worte aus: „Töchter dieſes unwirthlichen Landes," — fieng der Hauptmann an, — „ihr verſteht zwar meine Rede nicht," — die Jungfrauen lachten auf's Neue, — „aber wollte Gott ihr verſtündet ſie," — da lachten auf einmal die Jungfrauen nicht mehr. „Gar unfein," — fuhr der

Hauptmann fort, — „ſteht das euerem Geſchlechte, euerer Jugend, und euren ſchönen Kleidern an, an dem Jammer ſchuldloſer Menſchen eure Augen zu weiden, und mit ſolchem Hohngelächter unſere Herzen zu durchſchneiden.“ Da fiel ihm erröthend die ältere der Jungfrauen in das Wort, ſie war ungefähr 18 Jahre alt, und die jüngere 17, und redete die Unglücklichen zu ihrem Erſtaunen ebenfalls deutſch an, mitten in Saratow und mitten in Rußland, mehr als 1000 Stunden weit von der Heimath deutſch. „Edle Fremdlinge,“ — ſagte ſie, — ſanft wie ein Engel und mit tiefbewegter Stimme, — „ſprecht nicht alſo, — daß wir gekommen ſeyen, unſere Augen an euerem Elende zu weiden, und euere Herzen durch Verhöhnung zu martern, die wir die Abſicht haben, euch zu bitten, daß ihr mit uns gehen wollet, in die Wohnung unſerer Eltern, und Pflege und Liebe anzunehmen, bis die Engel des Friedens euch zurückführen mögen zu euren Fahnen, oder in die Umarmungen eurer Angehörigen, daß ihr bei ihnen glücklich ſeyn möget, alle Tage eures Lebens.“ Ihr entgegnete hinwiederum erſtaunt über dieſe Worte der Hauptmann: „Edle Jungfrauen, weß herrlichen Geſchlechts Töchter ihr ſeyn möget, wenn dem alſo iſt, wie ihr ſaget, ſo vertrauen wir uns eurer Einladung an, die ihr aus deutſchem Blute entſproſſen ſcheint, ſo ihr das Unrecht verzeihen könnt, womit mein Schmerz euch beleidigt hat.“

Als ſie aber in den Wagen einſtiegen, und der Hauptmann wollte, wie es ſich traf, neben die ältere der Jungfrauen ſitzen, wiederfuhr ihnen noch etwas apartes, denn es zog ihn die jüngere ſanft auf ihre

Seite: „Verzeiht mir," — ſagte ſie, — „edler Fremdling, meine Anſprüche auf euch ſind mir zu werth. Meine Freundin hat kein Recht an euch." Und zu dem Lieutenant ſprach die ältere ebenfalls: „meine Freundin hat kein Recht an euch," — und zog ihn ſanft und ſittſam an ihre Seite. Den zwei Kriegsgefangenen aber war alles recht, denn auch jedem andern hätte die Wahl zwiſchen beiden ſchönen Jungfrauen ſchwerer ſeyn müſſen, als jeder andern Jungfrau die Wahl zwiſchen einem 30jährigen Mann und einem 20jährigen Jüngling.

Fragt ſich nun, wer waren die Jungfrauen und wo führten ſie ihre Gefangenen hin? Antwort: Es leben in Saratow zwei reiche und angeſehene deutſche Familien-Väter; der Deutſche kommt, wie das Queckſilber überall durch, wenn er ſchon kein's iſt. Beide Familien waren des Abends vorher, wie gewöhnlich, beiſammen, und ſprachen von allerlei. Iſt's wahr," — ſagte der Eine, — „daß morgen deutſche Kriegsgefangene ankommen? — „Sie ſind ſchon angeſagt," — erwiederte man ihm. „Die armen Menſchen haben einen ſchweren Gang," — ſprach wehmüthig eine der Mütter. Da trat die ältere Jungfrau ihren Vater an: „Werden wir auch einen bekommen, — mein Vater? — Wie ſorglich wollte ich gleich einer Tochter oder Schweſter ſein pflegen, und ihn tröſten." Der Vater erwiederte: „Den Gefangenen bettet man nicht auf Roſen. Sie werden in den Vorſtädten in den dürftigſten Hütten untergebracht." — „Oder wollte ihr denn nicht ſelbſt einen einladen, oder euch einen ausbitten, von dem Hauptmann ihrer Bewachung?" — „Das könnte mir

wohl übelgedeutet werden," — erwiederte der Vater, — „ſie ſind Feinde des Vaterlandes, in welches wir, ſelbſt als Fremdlinge aus ihrer Heimath ſind aufgenommen worden. Wir dürfen die Feinde nicht als unſere Landsleute erkennen. Doch wenn einen von ihnen mir das Schickſal ohne mein Zuthun entgegenführt, will ich mich ſeiner nicht entſchlagen, und ebenſo ſprach auch der Vater der andern Jungfrau. Da redeten die beiden Töchter miteinander, und leichtſinnig und gutmüthig, wie die Jugend iſt, beſchloſſen ſie, wenn die Gefangenen kämen, zu thun, was ſie thaten.

Anfänglich fuhren ſie ein wenig um den Transport herum, wie wenn man auf den Jahrmarkt geht, um einzukaufen. Man ſieht zuerſt die Waaren an, was da iſt, ehe man auf geradewohl kauft, das Nächſte das Beſte. Als aber die Jungfrauen den Hauptmann erblickten, wie er da ſtand, wenig gebeugt von ſeinen Leiden, und angeſchmiegt an ihn den Jüngling, den Lieutenant, den das Schickſal zum erſtenmal in die Schule der Prüfung genommen hatte, und zwar gleich in die oberſte Klaſſe, ſagten ſie zu einander, — „dieſe zwei, wollen wir nehmen." — „Willſt du den Alten," — ſagte ſcherzhaft die jüngere. „Oder willſt du ihn," ſagte zu ihr ihre Freundin. Da nahm die jüngere zwei Stecknadeln aus ihrem Buſengewand, eine längere und eine kürzere, und zogen mit einander das Hälmlein mit Stecknadeln. Als aber die ältere den Lieutenant zog, und die jüngere den Hauptmann behielt, in dem Augenblick, als dieſer ſagte, — „auch das wird ein Ende nehmen," — lachten die Jungfrauen. Denn dieſen

Erbschatz theilt noch die Kindheit mit der Jugend, daß Schmerz und Freude leichter an ihr vorüber gehen, und in schnellern Ablösungen mit einander wechseln. Hernach aber als der Hauptmann so ernsthaft sie anredete, — „euer Ohr versteht zwar meine Rede nicht," — lachten sie von Neuem. Denn wenn man einmal darin ist, man muß; und das Gefühl daß es unschicklich sey hilft nur dazu, die Unschicklichkeit zu begehen. Aber als sie den Schmerz erkannten, mit dem er nach einem süßen deutschen Wort in dieser fremden Welt wie nach einem Almosen seufzte, und sie hatten's in ihrem milden Herzen und konnten's ihm geben, und waren deßwegen da, da lachten sie nicht mehr, und boten ihnen in deutscher Sprache und Rede die Pflege und Liebe ihrer Eltern an, und führten sie zu ihnen. Die Väter hoben zwar die Finger gegen ihre Töchter auf: „Was habt ihr gethan!" — aber im Herzen waren sie es froh. Sie zeigten sogleich der Obrigkeit an, was geschehen war, und der menschenfreundliche Statthalter gab ihnen gerne die Erlaubniß, auf ihre Bürgschaft zwar, ihre gefangenen Landsleute bei sich zu behalten, bis auf ein Weiteres.

Da gebrach ihnen auf einmal nichts mehr, da waren sie auf einmal aller ihrer Leiden quitt, da verzogen sich alle ihre Bekümmernisse. Der Hauptmann in dem Hause, das ihn aufgenommen hatte, wurde angesehen und geliebt, als ein Bruder, der Lieutenant in dem seinigen als ein Sohn, von seiner schönen Retterin auch noch ein wenig anderst, nämlich eben so, wie sie von ihm, bis die Engel des Friedens kamen. Als aber die Engel des Friedens kamen, schangschirte der Lieutenant seinen

Glauben, nämlich, daß er in der Uniform ſterben werde. Er verſchaffte ſich den Abſchied von ſeinem Regiment, und freut ſich jetzt als Gatte der Liebe und der Jugend ſeiner ſchönen Retterin. Der Hauptmann aber trennte ſich von dieſen edeln Menſchen und von ſeinem jungen Freund mit einer Rührung und mit einem Schmerz, der mehr Thränen als Worte hat, und kam wohlbehalten wieder in Deutſchland und bei den Seinigen an, und wer ihn ſah, und vorher gekannt hatte, wunderte ſich ſein. „Ey, wie ſeyd ihr ſo jung geworden, Herr Hauptmann, in eurer Gefangenſchaft, Euch muß es nicht übel gegangen ſeyn."

Der geneigte Leſer darf an der Wahrheit dieſer Erzählung nicht zweifeln, denn der Hausfreund hat ſie aus dem zweiten Mund. Nämlich der Hauptmann hat ſie ſelbſt einem rheinländiſchen Herrn Kriegs-Obriſten alſo mitgetheilt, der auch weiß, wie man über die Berezina geht, und von dem Kriegs-Obriſten aber hat ſie der Hausfreund, und hat ſeitdem ſchon manches Täublein mit ihm verzehrt, und ſchon manches Schöpplein mit ihm herausgemacht, Fuchs oder Has.

Der Wettermacher.

Gleich wie einem Siebmacher oder einem Hafenbinder, wenn er in einem kleinen Ort zu Hauſe iſt, können ſeine Mitbürger nicht das ganze Jahr Arbeit

und

und Nahrung geben, sondern er begibt sich auf Künstlerreisen im Revier herum, und geht seinem Verdienst nach; also auch der Zirkelschmidt ist fleißig darauf im andern Revier, und handelt nicht mit Zirkeln, sondern mit Trug und Schelmerei, um die Leute zu berücken, und sich frei zu trinken im Wirthshaus. Also erscheint er einmal in Oberneihingen und geht gerade zum Schulz. „Herr Schulz," sagt er, „könntet ihr kein ander Wetter brauchen? Ich bin durch euere Gemarkung gegangen. Die Felder in der Tiefe haben schon zu viel Regen gehabt, und auf der Höhe ist das Wachsthum auch noch zurück." Der Schulz meinte, das sey geschwind gesagt, aber besser machen sey eine Kunst. „Ey," erwiederte der Zirkelschmidt, „auf das reise ich ja. Bin ich nicht der Wettermacher von Bologna? In Italien," sagte er, „wo doch Pomeranzen und Citronen wachsen, wird alles Wetter auf Bestellung gemacht. Darin seyd ihr Deutsche noch zurück." Der Schulz ist ein guter und treuherziger Mann, und gehört zu denen, die lieber geschwind reich werden möchten, als langsam. Also leuchtete ihm das Anbieten des Zirkelschmides ein. Doch wollte er vorsichtig seyn. „Macht mir morgen früh einen heitern Himmel, sagte er, zur Probe, und ein paar leichte weiße Wölklein dran, den ganzen Tag Sonnenschein und in der Luft so zarte glänzende Fäden. Auf den Mittag könnt ihr die ersten gelben Sommervögel los lassen, und gegen Abend darf's wieder kühl werden." Der Zirkelschmidt erwiederte: „auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, Herr Schulz. Es trägt die Kosten nicht aus. Ich unternehms nicht anderst, als auf ein Jahr. Dann sollt ihr aber Noth haben, wo ihr euere Frucht und euern

Most unterbringen wollt." Auf die Frage des Schulzen, wie viel er für den Jahrgang fordere, verlangte er zum Voraus nichts, als täglich einen Gulden und freyen Trunk, bis die Sache eingerichtet sey, es könne wenigstens 3 Tage dauren. „Hernach aber von jedem Saum Wein, den ihr mehr bekommt," sagte er, „als in den besten Jahren, ein Viertel, und von jedem Malter Frucht einen Sester." Das wär nicht veil, sagte der Schulz. Denn dort zu Land sagt man veil, statt viel, wenn man sich hochdeutsch expliziren will. Der Schulz bekam Respekt vor dem Zirkelschmidt und explizirte sich hochdeutsch. Als er nun aber Papier und Feder aus dem Schränklein holte, und dem Zirkelschmidt das Wetter von Monat zu Monat vorschreiben wollte, machte ihm der Zirkelschmidt eine neue Einwendung: „Das geht nicht an, Herr Schulz! Ihr müßt auch die Bürgerschaft darüber hören. Denn das Wetter ist eine Gemeindssache. Ihr könnt nicht verlangen, daß die ganze Bürgerschaft euer Wetter annehmen soll." Da sprach der Schulz: Ihr habt recht! Ihr seyd ein verständiger Mann.

Der geneigte Leser aber ist nun der Schelmerei des Zirkelschmidts auf der rechten Spur, wenn er zum Voraus vermuthet, die Bürgerschaft sey über die Sache nicht einig geworden. In der ersten Gemeinds-Versammlung wurde noch nichts ausgemacht, in der siebenten auch noch nichts, in der achten kams zu ernsthaften Redensarten, und ein verständiger Gerichtsmann glaubte endlich, um Fried und Einigkeit in der Gemeinde zu erhalten wärs am besten, man zahlte den Wettermacher aus, und schickte ihn fort.

Alſo beſchied der Schulz den Wettermacher vor ſich: „Hier habt ihr euere 9 Gulden, Unheilſtifter, und nun thut zur Sache, daß ihr fort kommt, eh Mord und Todtſchlag in der Gemeinde ausbricht. Der Zirkelſchmidt ließ ſich nicht zweimal heißen. Er nahm das Geld, hinterließ eine Wirthsſchuld von circa 24 Maas Wein, und mit dem Wetter blieb es, wie es war.

Item, der Zirkelſchmidt bleibt immer ein lehrreicher Menſch. Merke, wie gut es ſey, daß der oberſte Weltregent bisher die Witterung nach ſeinem Willen allein gelenkt hat. Selbſt wir Kalendermacher, Planeten und übrigen Landſtände werden nicht leicht um etwas gefragt, und haben, was das betrifft, ruhige Tage.

Mißverſtand.

Von drei Schlaf-Kameraden war der eine eben am ſüßen Einſchlummern, als der zweite zum dritten ſprach: „Joachim was ſoll das heiſſen, daß du ſeit am Montag nichts mehr mit mir redeſt, ſo wir doch unſer Lebenlang gute Freunde geweſen ſind. Haſt du etwas gegen mich, ſo ſag's." — Der dritte erwiederte dem zweiten: „Wer mit mir nicht redet, mit dem rede ich auch nicht, mein guter Bartenſtein. Wie man in den Wald ſchreit, ſo ſchreits wieder." Darauf ſagt der zweite: „So? du nennſt mich mit meinem Zunamen? Ich kann dich auch mit deinem Zunamen nennen, mein guter Marbacher. Wie

man in den Wald ſchreit, ſo ſchreits auch wieder." Der dritte ſagt wieder zum zweiten: „So war's nicht gemeint Baſtian. Uebrigens halte ich den Geſchlechtsnamen meines ſeligen Vaters für keinen Schimpf. Ich hoffe, er hat dich als ein ehrlicher Mann zur Taufe gehoben." Darauf entzegnete der zweite: „Ich den meinigen auch nicht. Ich hoffe, deine Mutter hat einen ehrlichen Mann zum Beiſtand. Aber man erkennt etwas daran." Der dritte ſagt: „Dein Vater iſt ein braver Mann, der meiner Mutter mit gutem Rath redlich an die Hand geht." Der zweite ſagt: „Dein Vater war auch ein braver Mann, und hat mir viel Gutes erwieſen. Aber ſie redeten mit einander." Der dritte fuhr gegen den zweiten fort: „Eben darum. An einem andern hätt' es mich nicht verdroſſen, daß du mir den Montag keine Antwort gabſt, als ich dich zum zweitenmal fragte, warum dich dein Meiſter fortgejagt hat."

Als endlich der erſte des Zwiſtes müde war, weil er gern hätte ſchlafen mögen und nicht dazu kommen konnte, fuhr er unwillig auf und ſagte: „Hat jezt euer Diſputat bald ein Ende, oder ſoll ich aufſtehen und den Wirth holen, daß er Frieden ſchaffe, oder ſoll ichs ſelber thun?" Dem erwiederte der dritte, weil er am Wort war: „Seid doch nicht wunderlich, Herr Landsmann, ihr hört ja, wir expliziren uns nur, warum keiner von uns mit dem andern redet."

Die Ohrfeige.

Ein Büblein klagte ſeiner Mutter, „der Vater hat mir eine Ohrfeige gegeben.“ Der Vater aber kam dazu und ſagte: „Lügſt du wieder? Willſt du noch Eine?“

Der geſchloſſene Magen.

Als einſt der Zirkelſchmidt wieder auf 4 bis 6 Wochen in gute Umſtände gekommen war, lebte er ſo lange gar ehrbar und häuslich mit ſeiner Frau der Bärbel, und war in keinem Wirthshaus mehr zu ſehen. Nein er aß alle Mittag ein Pfündlein Fleiſch mit ihr daheim, und ließ eine halbe Maas Wein dazu holen aus dem Adler, und gab auf ihre Ermahnungen. Einmal jedoch, als es ihm beſonders ſchmeckte, ſchickte er nach dem Eſſen das Büblein heimlich in das Wirthshaus, daß es noch eine Halbe holen ſollte. Als aber das Büblein die zweite Halbe brachte und auf den Tiſch ſtellte, ſchaute ſeine Frau ihn bittend an: „Männlein, ſagte ſie, laß es jetzt genug ſeyn! Weißt du nicht, was im Doktorbuch ſteht, daß der Magen nach dem Eſſen geſchloſſen ſey.“ Dem entgegen ſchaute der Zirkelſchmidt ſo lieb und freundlich zuerſt den Wein, hernach die Bärbel an. „Liebes Weiblein, ſagte er, ſey unbeſorgt! Soll der Magen auch geſchloſſen ſeyn, ſo viel bring ich noch wohl durch das Schlüſſelloch.“.

Iſt der Menſch ein wunderliches Geſchöpf.

Einem König von Frankreich wurde durch ſeinen Kammerdiener der Namen eines Mannes genannt der das 75ſte Jahr zurückgelegt habe, und noch nie aus Paris herausgekommen ſey. Er wiſſe noch auf dieſe Stunde nicht anderſt, als vom Hörenſagen, was eine Landſtraße ſey, oder ein Ackerfeld, oder der Frühling Man könnte ihm weiß machen, die Welt ſey ſchon vor 20 Jahren untergegangen. Er müſſe es glauben. — Der König fragte, ob denn der Mann kränklich oder gebrechlich ſey. „Nein," ſagte der Kammerdiener, „er iſt ſo geſund, wie der Fiſch im Waſſer." Oder ob er trübſinnig ſey. „Nein, es iſt ihm ſo wohl, wie dem Vogel im Hanfſamen." Oder ob er durch ſeiner Hände Arbeit eine zahlreiche Familie zu ernähren habe. „Nein, er iſt ein wohlhabender Mann. Er mag eben nicht. Es nimmt ihn nicht Wunder." Des verwunderte ſich der König, und wünſchte dieſen Menſchen zu ſehen. Der Wunſch eines Königs von Frankreich iſt bald erfüllt, zwar auch nicht jeder, aber dieſer, und der König redete mit dem Menſchen von allerlei, ob er ſchon lange geſund und wohl auf ſey. „Ja Sire," erwiederte er, „allbereits 75 Jahre." Ob er in Paris geboren ſey. „Ja, Sire! Es müßte curios zugegangen ſeyn, wie ich anderſt hinein gekommen wäre, denn ich bin noch nie draußen geweſen" — Das ſoll mich doch Wunder nehmen, erwiederte der König. Denn eben deswegen hab ich euch rufen laſſen. Ich höre, daß

ihr allerlei verdächtige Gänge macht, bald zu dieſem Thor hinaus, bald zu jenem. Wißt ihr, daß man ſchon lange auf euch Achtung gibt? Der Mann war über dieſen Vorwurf ganz erſtaunt, und wollte ſich entſchuldigen. Das müſſe ein anderer ſeyn, der ſeinen Namen führe, oder ſo. Aber der König fiel ihm in die Rede. Kein Wort mehr! Ich hoffe, Ihr werdet in Zukunft nicht mehr aus der Stadt gehen ohne meine ausdrückliche Erlaubniß. — Ein rechter Pariſer, wenn ihm der König etwas befiehlt, denkt nicht lange, ob es nothwendig ſey, und ob es nicht auch anderſt eben ſo gut ſeyn könnte, ſondern er thuts. Der Unſrige war ein rechter, obgleich als auf ſeinem Heimweg die Poſtkutſche vor ihm vorbeifuhr, dachte er: „O ihr Glücklichen da drinnen, daß ihr aus Paris hinaus dürft!“ Als er nach Hauſe kam, las er die Zeitung, wie alle Tage. Aber diesmal fand er nicht viel drinn. Er ſchaute zum Fenſter hinaus, das war auf einmal ſo langweilig. Er las in einem Buch, das war auf einmal ſo einfältig. Er gieng ſpazieren, er gieng in die Komödie, in das Wirthshaus, das war ſo alltäglich. So das erſte Vierteljahr lang, ſo das zweite, und mehr als einmal im Gaſthaus ſagte er zu ſeinen Nachbarn: „Freunde es iſt ein hartes Wort fünf und ſiebenzig Jahr continuirlich in Paris gelebt zu haben, und jetzt erſt nicht hinaus zu dürfen.“ Endlich im dritten Vierteljahr konnte ers nimmer aushalten, ſondern meldete ſich einen Tag um den andern wegen der Erlaubniß, das Wetter ſey ſo hübſch, oder es ſey heut ein ſchöner Regentag. Er wolle ſich gern auf ſeine Koſten von einem vertrauten Mann begleiten laſſen, wenns ſeyn müſſe auch von zweien.

Aber vergebens. Nach Verlauf aber eines ſchmerzlich durchlebten Jahrs, gerade am nämlichen Tag, als er Abends nach Hauſe kam, fragt er mit böſem Geſicht die Frau: „Was iſt das für ein neues Caläſchlein im Hof? Wer will mich zum Beſten haben?“ Herzensſchatz, antwortete die Frau, ich habe dich überall ſuchen laſſen. Der König ſchenkt dir das Caläſchlein und die Erlaubniß darin ſpazieren zu fahren, wohin du willſt.“ „Ma foi! erwiederte der Mann mit beſänftigter Miene, der König iſt gerecht.“ — „Aber nicht wahr, fuhr die Gattin fort, morgen fahren wir ſpazieren aufs Land?“ — „Ey nun,“ erwiederte der Mann kalt und ruhig, „wir wollen ſehn.“ Wenns auch morgen nicht iſt, ſo kanns ein andermal ſeyn, und am Ende, was thun wir draußen? Paris iſt doch am ſchönſten inwendig.“

Seines Gleichen.

Ein kunſtreicher Inſtrumentenmacher, aber ein eingebildeter und unfeiner Mann, hielt ſich ſchon einige Zeit in einem namhaften Städtlein auf und genoß dann und wann im Löwen Abends eine Flaſche Wein, und einen halben Vierling Käs. Eines Abends als ſich die meiſten Gäſte ſchon früher denn gewöhnlich verlaufen hatten, und der Inſtrumentenmacher oben noch allein ſaß, rückt zu ihm der bekannte Zirkelſchmidt, mit ſeinem Schoppen Siebenzehner, hinauf. „Euer Wohlgebohren, ſagte er, redeten da vorhin an ihre Nachbaren über die Quadratur des Zirkels.

Ich hatte keine Freude zur Sache. Leute unſers gleichen, ſagte er, können von ſo etwas wohl unter ſich ſprechen und einander Gedanken geben. Ich z B. wäre euerer Meinung nicht geweſen. Der geneigte Leſer kennt den Zirkelſchmidt, daß er immer auf eine Schelmerei ausgeht. Unter andern macht er ſich gern an Fremde, die etwas gleich ſehen, um hernach bei andern mit ihrer Bekanntſchaft groß zu thun, wie am Ende dieſer Erzählung auch geſchehen wird, und die Leute breit zu ſchlagen, wie man ſagt. Der Inſtrumentenmacher aber betrachtete ihn mit einem vornehmen verachtenden Blick, und ſagt: „Wenn ihr bei Leuten eures gleichen ſeyn wollt, ſo kommt nicht zu mir, oder wer ſeyd ihr?“ Der Zirkelſchmidt deß Schimpfes und der Schande gewöhnt erwiedert: „Sollte Euer Wohlgebohren aus meiner Rede nicht erkennen, daß zwei Künſtler mit einander ſprechen.“ Deß erboßte ſich der andere noch mehr. „Ihr ein Künſtler, fragte er ihn, ein Kammmacher, oder ein Beſenbinder? Wollt ihr ein Almoſen von mir?“ Der Zirkelſchmidt erwiedert: „Herr Chriſtlieb, das beugt mich, weniger wegen meiner, als wegen der Kunſt. Leute unſers gleichen pflegen ſich ſonſt eben ſo ſehr durch feine Sitten auszuzeichnen, als durch Kenntniſſe und Geſchicklichkeit.“ Da ſtand der Inſtrumentenmacher auf: „Sprecht ihr mir ſchon wieder von eures gleichen,“ ſagt er. „Hör ichs zum drittenmal von euch, ſo werf ich euch den Stuhl an den Kopf, und lupfte ihn bereits ein wenig in die Höhe.“ Der Wirth aber, der bisher ruhig am Ofen ſtand, trat hervor und ſagte: „Jezt, Zirkelſchmidt, reist!“

Der Zirkelſchmidt aber erboſt ſich darüber auch, und geht aus dem Löwen ins Röſlein gerad gegen über, und „ſtellt euch vor, ſagt er dort zu ſeinen anweſenden Bekannten, was ſich der hergelaufene Inſtrumentenmacher, der Broddieb einbildet. Der hochmüthige Geſell nimmts für einen Affront *) auf, daß ich zweimal zu ihm ſagte: „Leute unſers gleichen, und ich ſags zum drittenmal, wenn ers hören will, der Flegel, der impertinente, der gemeine Kerl.“

Der geneigte Leſer lacht ein wenig, daß der Zirkelſchmidt darauf beharrt, ein Mann den er für einen Flegel und gemeinen Kerl ausgibt, ſey ſeines gleichen.

Lerne erſtens am Zirkelſchmied: Man muß nie ſchimpfen, wenn man im Zorn iſt, ſonſt ſchimpft und verunehrt man ſich ſelbſt.

Lerne zweitens an dem Inſtrumentenmacher: Man muß ſich, wenn man etwas iſt, mit liederlichen Leuten nie in Grobheiten gemein machen, ſonſt macht man ſich wirklich zu ihres gleichen. Der Zirkelſchmidt hatte inſofern recht.

Das Blendwerk.

Manche Leute, wenn ſie etwas ſehen, das ſie nicht begreifen, noch weniger nachmachen können, ſo ſagen ſie kurz und gut, das iſt ein Blendwerk. Nämlich daß man etwas zu ſehen glaube, wo nichts iſt, oder daß man die Sache anders ſehe, als ſie wirklich iſt.

Daß es aber viel Blendwerk gibt, das unterliegt keinem Zweifel. Z. B. wenn jemand im Mondſchein

*) „Affront“ ſo viel als „Beleidigung.“

auf der Straße iſt und ſieht an einer Mauer, oder im Nebel ſeinen Schatten aufrecht, daß er meint es ſey ein ungebetener Kamerad, der mit ihm geht, einer von der ſchwarzen Legion.

Item, wenn jemand einen falſchen Freund, für einen guten Freund hält, und trotz aller Warnung dem Spitzbuben traut, bis er zuletzt um Hab und Gut betrogen iſt, und die Hände über dem Kopf zuſammenſchlägt. Das iſt ein großes Blendwerk.

Item, wenn jemand meint etwas ſey ein Blendwerk und iſt doch keins.

In einem namhaften Ort am Rheinſtrom kam ein Gaukler an, ein Tauſendkünſtler, und bekam die Erlaubniß auf einer alten Heubühne, die ſchon lange nicht mehr war gebraucht worden, ſeine Künſte zu zeigen, und zwar gleich zum letztenmal. Faſt die ganze Gemeinde verſammelte ſich, und es war der Mühe werth.

Dem Vernehmen nach — der Hausfreund war nicht dabei — brachte der Tauſendkünſtler zuerſt zwei ſchwarze Katzen hervor, die hörten einander das große Einmaleins ab, und rechneten verſchiedene Exempel aus der verkehrten Regel Detri.

Nachdem ſchlupfte er durch einen metallenen Fingerring hindurch, und kam auf der andern Seite lebendig und eben ſo dick wieder an, als er vorher war.

Etwas an der Sache ſcheint übertrieben zu ſeyn.

Hierauf ſagte er, das ſey aber noch alles nichts. Jetzt wolle er ſich mit einem ſcharfen Schrotmeſſer den Bauch aufſchneiden. Hernach wolle er ganz in

den Bauch hineinſchnupfen, daß man gar nichts mehr von ihm ſehe. Hernach wolle er ſich wieder aus ſich ſelber herauswickeln, daß er wieder ſichtbar werde.

Ehe er aber das große Wageſtück beginnen konnte, fieng die Bühne an zu knacken. Es kracht links, es kracht rechts. Knack, ſtürzte der morſche Boden zuſammen, und die ganze Zuſchauerſchaft wäre in dem untern Raume zuſammen geſtürzt, wenn nicht noch einer ſich an einem ſchwebenden Balken erhalten hätte. Die andern lagen alle unten. Da entſtand nun ein großes vierſtimmiges Noth- und Zettergeſchrei von Männern, Weibern, Kindern und Säuglingen. Es iſt gar klug, wenn man kleine Kinder zu ſo etwas mitträgt. Sie ſehen alles gar gut, und wenns an Muſik fehlt, ſo können ſie machen. Alles ſchrie: „O mein Kopf, o mein Arm, o meine Rippen, ſo daß der oben auf dem Balken genug zu tröſten und zu ermahnen hatte. „Habt doch nur Geduld, ſagte er, und ſeyd verſtändig! Man muß ſich ja ſchämen vor dem fremden Mann. Merkt ihr denn nicht, daß es nur Blendwerk iſt. Euch Leuten, ſagte er, iſt keine Ehre anzuthun.“ Denn er hielt das Unglück für ein Blendwerk vom Künſtler, und meinte unverſehens würden wieder alle an ihren Plätzen ſizen.

Große Schneeballen.

Wenn in ſehr hohen und gähen Schneegebirgen durch den Wind, oder durch einen Vogel, oder auch nur durch den Schall eine kleine handvoll Schnee los wird, und anfängt, den Berg herab zu rollen, ſo wird die Balle natürlicherweiſe immer größer, aber bis ſie in ein Thal herabkommt, wird ſie endlich ſo groß, daß ſie Wagen, Pferd und Mann auf der Straße erdrücken und bedecken, ja ganze Häuſer zerſchmettern kann, und viele hundert Centner Schnee ſchieſſen von oben herab ihr nach. Ein ſolcher Schneeſchuß heißt eine Lavine, und es wäre an einer einzigen genug. Aber Dienſtags am 11. Februar des Jahrs 1807, Abends um 7 Uhr, ſtürzten bei dem Orte Stuben am Arlberg vier ſolcher Lavinen von vier verſchiedenen Orten herab, auf einmal mit einem fürchterlichen Toſen und Krachen zuſammen. Das mag auch ein großer Schrecken und Jammer für die armen Einwohner geweſen ſeyn. Vier Häuſer und acht Ställe wurden fortgeriſſen und überſchüttet. Von 18 Perſonen, welche in dieſen Häuſern aßen und tranken, ſpinnten und haſpelten, ſind nur drei lebendig gerettet worden. Dreizehn ſind todt hervorgegraben worden, oder doch bald an ihren Verwundungen geſtorben, und zwei Männer hat man gar nicht mehr gefunden. Dabei giengen 10 Pferde, 36 Stücke Rindvieh, 20 Geißen, 11 Schaafe und eine Sau verloren, und der Schaden beläuft ſich nach einer gerichtlichen Schätzung auf 12,977 fl. In wenig Minuten war alles richtig.

Da iſts doch beſſer in der Ebene zu leben, und in den anmuthigen Thälern zwiſchen den kleinen

Bergen, wenn ſchon auch nicht alles iſt, wie mans wünſcht, und kommt manchmal etwas ungerades, bald von oben herab, bald von der Seiten, rechts oder links.

Pieve.

Jedermann kennt die Bilder- und Landkartenhändler, die im Land herum ihre Waaren, Bildniſſe von Heiligen, Bildniſſe von Kaiſern und Königen und Kriegsſchauplätzen feil tragen. Aber für Manchen kommen ſie wie die Störken ins Land, das heißt, er weiß nicht, woher ſie kommen. Von Pieve kommen ſie, im Canton Teſſino, in welſch Tirol, und dieſes Pieve dient zum Beweisthum, was aus einem armen Dorfe werden kann, wenn auf unverdroſſene und ſparſame Väter eben ſo brave Söhne und Enkel folgen. Und deßwegen iſt an einem ſolchen Bildermann mehr zu ſehen, als an ſeinen Bildern allen. Pieve hat eine unfruchtbare Gemarkung. Der Boden nährt ſeine Einwohner nicht. Lange behalfen ſich daher die armen Leute mühſam und kümmerlich mit einem Handel von Feuerſteinen, der eben nicht viel eintrug. Als aber der Beſitzer der berühmten Buch- und Kupferſtichhandlung, Remondini in Baſſano, ſah, wie unverdroſſen und fleißig dieſe Leute waren, ſo vertraute er ihnen anfangs ſchlechte, alsdann immer beſſere Kupferſtiche und Holzen an, um damit einen kleinen Handel zu treiben. Damit durchzogen ſie nun Tirol, die

Schweiz und das anzrenzende Deutſchland, und es gieng ſchon beſſer. Sie hatten an den gemahlten Kaiſern und Königen, Propheten und Apoſteln ſelber mehr Freude, als an den plumpen Feuerſteinen. Sie trugen auch leichtrer daran, und hatten mehr Gewinn. Bald brachten ſie es ſo weit, daß ſie den Kupferſtichhandel aus dem Fundament verſtanden, und mit eigenem Gelde treiben konnten. Und, was faſt unglaublich iſt, ſie bildeten in kurzer Zeit ſtehende Handelsgeſellſchaften in Augsburg, Straßburg, Amſterdam, in Hamburg, Lübeck, Kopenhagen, Stockholm, Warſchau und Berlin. In allen dieſen und noch mehrern Städten ſind ſie Jahr aus Jahr ein mit großen Vorräthen von ſehr koſtbaren Kupferſtichen und Landkarten zu finden. Ja eine Geſellſchaft kam ſogar bis nach Tobolsk in Aſien, und eine andere, welche aber mißglückte, bis nach Philadelphia in Amerika, lauter Leute aus dem armen Dörflein Pieve. Neben dieſen ſtehenden Bilderhandlungen aber durchwandern noch viele andere von ihnen alle Länder von Europa, beſonders Deutſchland, Polen, Preußen, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, England und Frankreich. Alle Mannsleute in Pieve kennen dieſen Handel und beſchäftigen ſich damit. Vor der franzöſiſchen Revolution, als ihre Geſchäfte am glücklichſten von ſtatten giengen, war zur Zeit des Sommers, auſſer Kindern und alten Greiſen, keine männliche Perſon daheim, aber alle kamen mit wohlerworbenem Gewinn zurück. Die Weiber trieben unterdeſſen den Feldbau. Seit der Revolution und des Kriegs an allen Enden und Orten hat dieſer lebhafte Handel ſehr gelitten. Dennoch hat noch jede Familie von Pieve unaufhörlich

einen Mann auf der Reiſe. Schon in der frühen Jugend begleitet der Sohn den Vater auf ſeinen Zügen, und wird dieſer alt, ſo überläßt er dem Sohn das Geſchäft, und bringt ſeine Jahre daheim in Ruhe und Wohlſtand und mit Ehren zu.

Das ſind nun die Bilderhändler von Pieve. Der rheiniſche Hausfreund kennt faſt alle, die am Rhein auf und ab auf den Straßen ſind, und zieht vor jedem den Hut ab.

Die Baumzucht.

Der Adjunkt tritt mit ſchwarzen Lippen, ohne daß ers weiß, mit blauen Zähnen und herabhängenden Schnüren an den Beinkleidern, zu dem Hausfreund. „Die Kirſchen," ſagt er, „ſchmecken mir doch nie beſſer, als wenn ich ſelber frei und keck wie ein Vöglein auf dem luſtigen Baum kann ſitzen, und eſſen friſch weg von den Zweigen die ſchönſten, — auf einem Aſt ich, auf einem andern ein Spatz."

„Wir nähren uns doch alle," ſagt er, „an dem nämlichen groſen Hausvaterstiſch und aus der nämlichen milden Hand, die Biene, die Grundel im Bach, der Vogel im Buſch, das Rößlein und der Herr Vogt, der darauf reitet."

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „ſingt mir einmal in eurer Weiſe das Liedlein vom Kirſchbaum. Ich will dazu pfeifen auf dem Blatt."

Der

Der lieb Gott het zum Früehlig gſeit:
Gang, deck im Würmli au ſi Tiſch!
Druf het der Chriesi-Baum Blätter treit,
viel tauſig Blätter grün und friſch.

Und 's Würmli uſem Ey verwachts,
's het g'ſchlefe in ſi'm Winterhuus,
es ſtreckt ſi, und ſperrt 's Mäüli uf,
und ribt die blöde Auge us.

Und druf ſe hets mit ſtillem Zahn
am Blättli g'nagt enander no
und gſeit: „Wie iſt das Gmües ſo gut!
Me chunnt ſchier nimme weg devo."

Und wieder het der lieb Gott gſeit:
„deck jtz im Jmli au ſi Tiſch."
Druf het der Chriesbaum Blüethe treit,
viel tauſig Blüethe wiß und friſch.

Und 's Jmmli ſiehts und fliegt druf los,
früeh in der Sunne Morge-Schin.
Es denkt: „das wird mi Caffi ſy,
ſie hen doch choſper Porzelin.

„Wie ſuſer ſin die Chächeli gſchwenkt!"
Es ſtreckt ſi trochche Züngli dri,
Es trinkt und ſeit: „Wie ſchmeckts ſo ſüeß,
do mueß der Zucker wohlfel ſy."

Der lieb Gott het zum Summer gſeit:
„Gang, deck im Spätzli au ſi Tiſch!"
Druf het der Chriesbaum Früchte treit.
Viel tauſig Chriesi roth und friſch.

Und 's Spätzli ſeit: „iſch das der B'richt?
do ſizt me zu, und frogt nit lang.
Das git mer Chraft in Mark und Bei',
und ſtärkt mer d' Stimm zum neue Gſang."

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „hat euch auch manchmal der Feldſchüz verjagt ab den Kirſchbäumen in eurer Jugend? Und habt ihr, wenns noch ſo dunkel war, den Weg doch gefunden auf die Zwetſchenbäume im Pfarrgarten zu Schopfen, und Aepfel und Nüſſe eingetragen auf den Winter, wie meiner Schwiegermutter ihr Eichhörnlein, das ſie euch geſchenkt hat? Man denkt doch am längſten dran, was einem in der Jugend begegnet iſt."

Das geht natürlich zu, ſagt der Hausfreund, man hat am längſten Zeit, daran zu denken.

Der lieb Gott het zum Spätlig gſeit:
„Nuum ab! ſie hen izz alli g'ha."
Druf het e chüele Bergluft gweht,
und 's het ſcho chleini Rife g'ha.

Und d' Blättli werde gel und roth
und falle eis im andre no,
und was vom Bode obſi chunnt,
muß au zum Bode nidſi go.

Der lieb Gott het zum Winter gſeit:
„deck weidli zu, was übrig iſt."
Druf het der Winter Flocke gſtreut.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „ihr ſeid ein wenig heiſer. Wenn ich die Wahl hätte, ein eigenes Kühlein oder ein eigener Kirſchbaum, oder Nußbaum, lieber ein Baum.

Der Hausfreund ſagt: Adjunkt, ihr ſeyd ein ſchlauer Geſell. Ihr denkt, wenn ich einen eigenen Baum hätte, ſo hätt' ich auch einen eigenen Garten, oder Acker, wo der Baum darauf ſteht. Eine eigene Hausthüre wäre auch nicht zu verachten, aber mit einem eigenen Kühlein auf ſeinen vier Beinen könntet ihr übel dran ſeyn.

„Das iſts eben," ſagt der Adjunkt, „ſo ein Baum frißt keinen Klee und keinen Haber. Nein er trinkt ſtill wie ein Mutterkind den nährenden Saft der Erde, und ſaugt reines warmes Leben aus dem Sonnenſchein, und friſches aus der Luft, und ſchüttelt die Haare im Sturm. Auch könnte mir das Kühlein zeitlich ſterben. Aber ſo ein Baum wartet auf Kinder und Kindeskinder mit ſeinen Blüthen, mit ſeinen Vogelneſtern und mit ſeinem Segen. Die Bäume wären die glücklichſten Geſchöpfe, meint der Adjunkt, wenn ſie wüßten, wie frei und luſtig ſie wohnen, wie ſchön ſie ſind im Frühling und in ihrem Chriſtkindleinsſtaat im Sommer, und alles ſtehen bleibt und ſie betrachtet und Gott dankt, oder wenn der Wanderer ausruht in ihrem Schatten, und ein Pfeiflein Taback genießt, oder ein Stücklein Käs, und wie ſie gleich dem Kaiſer Wohlthaten austheilen können, und Jung und Alt froh machen umſonſt, und im Winter allein nicht heimgehen. Nein ſie bleiben drauſſen und weiſen den Wandersmann zurecht, wenn Fahrwege und Fußpfade verſchneit ſind: Rechts — jetzt Links — jetzt noch ein wenig links über das Berglein.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt, „wenn ihr einmal Vogt werdet, Stabhalter ſeyd ihr ſchon,

oder gar Kreisrath, das Alter hättet ihr, so müßt ihr euere Untergebenen fleißig zur Baumzucht und zur Gottſeligkeit anhalten, und ihnen ſelber mit einem guten Beiſpiel voranleuchten. Ihr könnt euerer Gemeinde keinen größeren Segen hinterlaſſen. Denn ein Baum, wenn er geſetzt oder gezweigt wird, koſtet nichts oder wenig, wenn er aber groß iſt, ſo iſt er ein Kapital für die Kinder, und trägt dankbare Zinſen. Die Gottſeligkeit aber hat die Verheißung dieſes und des zukünftigen Lebens."

Wenn ich mir einmal ſo viel bei euch erworben habe, ſagt der Adjunkt zum Hausfreund, daß ich mir ein eigenes Gütlein kaufen, und meiner Schwiegermutter ihre Tochter heirathen kann, und der liebe Gott beſchert mir Nachwuchs', ſo ſetze ich jedem meiner Kinder ein eigenes Bäumlein, und das Bäumlein muß heiſſen wie das Kind, Ludwig, Johannes, Henriette, und iſt ſein erſtes eigenes Kapital und Vermögen, und ich ſehe zu, wie ſie miteinander wachſen und gedeihen, und immer ſchöner werden, und wie nach wenig Jahren das Büblein ſelber auf ſein Kapital klettert und die Zinſen einzieht. Wenn mir aber der liebe Gott eines von meinen Kindern nimmt, ſo bitte ich den Herrn Pfarrer oder den Dekan, und begrabe es unter ſein Bäumlein, und wenn alsdann der Frühling wiederkehrt, und alle Bäume ſtehen wie Auferſtandene von den Todten in ihrer Verklärung da, voll Blüthen und Sommervögel und Hoffnung, ſo lege ich mich an das Grab, und rufe leiſe hinab: „Stilles Kind dein Bäumlein blüht. Schlafe du indeſſen ruhig fort! Dein Maitag bleibt dir auch nicht aus."

Er iſt kein unwäger Menſch der Adjunkt.

Des Adjunkts Standrede über das neue Maaß und Gewicht. *)

Als der Hausfreund dazu kam, im Röſlein zu Mühlburg, ſtand der Adjunkt auf einem Stuhl, und hielt eine Rede über das neue Maaß und Gewicht, welches in dem Lande ſoll eingeführt werden.

Ich meines Orts, fuhr der Adjunkt fort, habe gegen alles nichts, nur die neue Weinmaaß iſt mir etwas zu klein ausgefallen. Zwar bin ich kein Kind, das erſt heute auf die Welt kommt, und meint, wo die Maaß am größten iſt, da kann man für ſein Geld am meiſten trinken. Denn je größer die Maaß, deſto theurer. Je kleiner die Maaß, deſto wohlfeiler, und ein Rauſch, wer Freude daran hat, ich nicht, koſtet das nämliche Geld, nach wie vor. In Segringen auf meiner Flucht, fand ich die Maaß noch kleiner, in Bagdad am Fluſſe Tigris, in der Türkey am kleinſten. Aber die Sache iſt die: Eine halbe Maaß war bisher für meinen Durſt wie abgemeſſen und gericht. Jetzt iſt mir eine halbe Maaß zu wenig und eine ganze zu viel, und den Schoppen bin ich von jeher feind geweſen. Aber wer in der Welt will leben, muß ſich nach den Umſtänden richten, und das gut heißen, was allgemeinen Nutzen bringt. Das neue Gewicht und Maaß bringt allgemeinen Nutzen. Denn

Erſtlich, ſo wars bisher in jeder Herrſchaft, in jedem Städtlein anders, andere Ellen, andre

*) Die Abbildung ſiehe im rheinländiſchen Bildermann.

Schoppen, andre Simri oder Seſter, anderes Gewicht. Jetzt wird alles gleich von Ueberlingen oder Conſtanz an, am großen See, bis nach Lörrach im Wieſenkreis und von da durch das ganze Land hinab bis nach Wertheim im Frankenland. Niemand kann mehr irre geführt werden, wie bisher, wenn er an einen fremden Ort kommt und fragt: Wie theuer die Elle Tuch, oder der Vierling Käs? Der Wirth ſagt: ſo und ſo viel. Wenn er nun meint, hier ſey der Käs wohlfeil, und ſagt: Wißt ihr was? bringt mir lieber ein halbes Pfund, ſo bekommt er leichteres Gewicht, und der Käs iſt theurer als daheim. Das geht in Zukunft nicht mehr an. Ja es kann alsdann jeder Händler durch das ganze Land ſeine Elle und ſeinen Pfundſtein ſelber mit ſich führen, iſt er in Ueberlingen probat, ſo iſt ers auch in Wertheim. Ja man hat an einem fremden Ort gar nicht mehr nöthig zu fragen, „Wem gehört dieſes Dorf?“ ſondern nur: „Was hat man hier für Maaß und Gewicht?“ Sagt nun der Krämer oder der Wirth: „Badiſches Maaß und Gewicht;“ ſo merkt man gleich, daß man noch im Badiſchen iſt; ſagt er: Würtembergiſches, ſo iſt man nimmer in Baden.

Zweitens, ſo hatte man bisher ſogar am nämlichen Ort, in der nämlichen Mühle, im nämlichen Wirthshaus, im nämlichen Kaufladen für verſchiedene Sachen verſchiedenerlei Maaß und zwar herkömmlich, nicht ungerechter Weiſe; ein anderes Maaß für Bier, ein anderes für Oel, ein anderes für Branntewein, ein anderer Seſter für glatte Frucht, ein anderer für rauhe, und es iſt ein Glück, daß man nicht auch verſchiedenerlei Geld haben mußte

zum Zahlen, eine andere Gattung Kreuzer für den Schnupftaback, eine andere für den Rauchtaback, eine andere fürs Dintenpulver. In Zukunft gibts nur einerlei Seſter, einerlei Maaß, einerlei Pfund für das Hirſch-Unſchlicht und für das Schweinenſchmalz von Dan bis nach Berſaba. Vorher bei ſo großer Ungleichheit wars keine Kunſt, einen einfältigen Menſchen zu betrügen. In Zukunft iſts eine Kunſt, denn man kann alles mit dem nächſten beſten Maaß wieder nachmeſſen, daheim oder beim Nachbar. Ja es iſt nicht einmal einerlei, ob das nämliche und richtige Fruchtmaaß ein wenig weiter iſt, aber nicht ſo tief, oder ein wenig tiefer aber nicht ſo weit, wegen den Schnitzen und andern Früchten, die man gehäuft mißt. Das weite Maaß war profitabler beim Empfangen, das engere beim Geben. Aber wenn der arme Mann und Schuldner in den Händen des reichen Wucherers war, mußte er geben und nehmen wie dieſer wollte. Künftig iſt er nicht mehr in ſeinen Händen, was das betrifft. Das Maaß hat überall einerlei Weite und einerlei Tiefe. Es iſt Schade, daß man den Wein nicht auch häufen kann für das nämliche Geld. Es ſparte dem Wirth manchen Gang und dem Gaſt manchen Kreuzer. Aber das Hübſche hat doch die neue Einrichtung auch noch, daß das Maaß für trockene und für flüßige Sachen durchgehends gleich iſt. Ein Malter iſt ſo viel als eine Ohm, ein Seſter ſo viel als eine Stütze, ein Meßlein worin man die Frucht mißt, ſo viel als eine Maaß, worein man den Wein gießt, und der vierte Theil eines Meßleins ſo viel als ein Schoppen. Aber alle Fruchtmaaße werden noch einmal ſo weit, als ſie hoch ſind, und

alle Maaße für flüßige Sachen werden noch einmal so hoch als ſie weit ſind. Dies iſt der einzige Unterſchied.

„Hausfreund," ſagt der Adjunkt auf ſeinem Stuhl, und räuſpert ſich, „reicht mir einen Schluck von eurem Viertelsmeßlein Eimendinger herauf. Mein Mund iſt von der Rede trocken, und ihr zwingts doch nicht ganz. Denn es iſt nicht das erſte, das ihr heute trinkt, auch nicht das zweite."

Drittens und endlich, fährt der Adjunkt fort, ſo hat das neue Maaß den großen Vortheil, weil faſt alles in zehen gleiche Theile geht; dieß iſt aber die künftige Einrichtung der Maaße und Gewichte:

Ein Zuber (dies iſt das größte Fruchtmaaß) hat 10 Malter.
Ein Malter hat . . . 10 Simri oder Seſter.
Ein Seſter hat . . . . 10 Meßlein.
Ein Meßlein hat . . . 10 Becher.
Item ein Fuder iſt ſo viel als ein Zuber Fruchtmaaß u. hat 10 Ohm.
Eine Ohm (ſo viel als ein Malter) hat . . . . 10 Stützen.
Eine Stütze (ſo viel als ein Seſter hat . . . . . 10 Maaß.
Eine Maaß, (ſo viel als ein Meßlein) hat . . . . 10 Glas.
Item die Ruthe hat . . 10 Schuh.
Der Schuh . . . . . 10 Zoll.
Der Zoll . . . . . 10 Linien.
100 Ruthen ins Gevierte machen ein Viertel Feldmaaß.

400 Ruthen ins Geviert ſind ein Morgen oder Juchert; denn der Juchert hat 4 Viertel.

Item Eine Stunde Zeit bleibt wie ſie war, aber eine Stunde Wegs wird nach dem neuen Maaß genau der Neuntauſendſte Theil vom Umkreis der ganzen Erdkugel ſeyn. Vorher wars nur der zehntauſend und achthundertſte Theil.

Item die Elle wird genau ſo viel als 2 Schuh nach dem neuen Maaß betragen. Man kann ſagen, ſo viel als ein Paar neue Schuhe. Die Elle hat auch 10 Theile, und ein $\frac{4}{5}$ Zehntel iſt dann juſt 1 Zoll. —

Item das Klafter hat 6 Schuh, das Holzklafter 6 Schuh Länge, 6 Schuh Breite nach dem neuen Maaß. Das Scheit Holz bekommt zu ſeiner Zeit die Länge von 4 Schuh.

Item der Centner hat überall 100 Pfund, nicht mehr wie bisher an einigen Orten 104, an andern 108.

Das Pfund hat	10 Zehnling.
Der Zehnling hat	10 Centaß.
Das Centaß hat	10 Pfenninge.
Der Pfenning hat	10 Aß.

Aber kürzer iſts ſo:

Der Centner hat	100 Pfund.
Das Pfund	100 Centaß.
Das Centaß	100 Aß.

Dabei wird freilich ein Maaß etwas größer, ein anderes etwas kleiner werden, wie es ſich am beſten ſchickt, und man wirds bald gewohnt ſeyn. Aber merke: deßwegen wird ein neuer Rock, ein

Stück Feld, ein Häuptlein Vieh nicht mehr und nicht weniger werth als vorher, weil nach dem größern oder kleinern Maaß auch der Preis deſſelben ſteigt oder fällt; und der Weg von Mühlburg nach Baſel, wird nicht länger oder kürzer, ob er nach großen oder kleinen Stunden gemeſſen wird.

Der große Vortheil aber, der durch die neue Eintheilung der Maaße gewonnen wird, zeigt ſich im Rechnen, weil alles in 10 Theile geht, und keine ungeraden Zahlen oder Brüche im Multipliciren oder Dividiren zu fürchten ſind. Als nämlich noch keine Rechnungstafeln, kein Ein mal Eins, kein Schulmeiſter und kein Herr Proviſor im Land war, zählten unſere Urältern an den Fingern. Einmal 10, zweimal 10, dreimal 10; — bis auf zehnmal zehn u. ſ. w. Daher entſtanden die Hauptzahlen 10, 20, 30 und bis auf 100. Item 10 mal 100 iſt tauſend; 10 mal 1000 iſt 10,000 und ſo weiter. Demnach ſo iſt dieſe Rechnungsart die natürlichſte und iſt dem Menſchen ſchon im Mutterleib mit ſeinen Fingern angewachſen und angeboren und unſere Alten haben wohl verſtanden mit ihren 3 alten Zahlen, als da ſind I und V und X. Solches kommt auch von den Fingern her.

Aber zur Abwechslung und damit ihr mir nicht einſchlaft, ſagt der Adjunkt, will ich euch jetzt ein Räthſel geben. Hernach wollen wir Exempel rechnen.

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger an Einer Hand,
Fünf und zwanzig an Füßen und Händen.
Wer kann mein Räthſel legen oder wenden?

Herr Wirth, fährt der Adjunkt fort, leihet mir jetzt eure Kreide, aber nicht die doppelte, die Wand könnt ihr wieder abwiſchen.

16 Fuder wie viel Ohm? Setz eine Null dran! Sind 160 Ohm. Wie viel Stützen? ſetz noch eine Null dran! Sind 1600. Wie viel Maaß? Setz noch eine Null dran! Sind 16,000.

Item 16 Fuder, 9 Ohm, 7 Stützen, 8 Maaß, wie viel Maaß zuſammen? Setz nur die Zahlen an einander, Facit: 16978 Maaß. Denn 16 Fuder ſind 160 Ohm und 9 dazu ſind 169 nach Adams Rieſens Rechenbuch, und ſo weiter.

Aber 16 Fuder 8 Maaß, wie viel Maaß zuſammen? Sprich 16 Fuder, Null Ohm, Null Stütze 8 Maaß thut 16008. Allemal wo etwas fehlt, ſetz eine Null.

Aber wie die Eintheilung nicht von zehn zu zehn, ſondern von hundert zu hundert geht, nämlich bei den Gewichten, da muß man zwei Nullen ſetzen, wenn etwas fehlt.

25 Centner wie viel Pfund? Facit: 2500. Wie viel Centaß? Facit: 250,000. — 25 Centner und 56 Centaß, wie viel Centaß zuſammen? Antwort 250,056.

Item 48,273 Maaß, wie viel Fuder? Schreibe über die letzte Zahl 3 das Zeichen Maaß, über die nächſte 7 ſetze Stützen, über die nächſte 2 ſetze Ohm, über die nächſte 8 ſetze Fuder; Facit: 48 Fuder 2 Ohm 7 St. 3 M.

Item die Maaß Klingenberger koſtet in Oppenau im Engel, ich will ſagen, 48 Kreutzer. Was koſtet

die Stütze? Antwort 10 mal ſo viel, thut 480 kr. oder 8 Gulden; was die Ohm? Antwort 80 Gulden, und das Fuder 800, ungefragt.

Item, im Addiren und Subtrahiren gehts ganz wie bei unbenannten Zahlen. 8 Maaß und 7 Maaß thun 15 Maaß, oder 1 Stütze 5 Maaß u. ſ. w.

So groß ſind die Vortheile der neuen Einrichtung, heißt das im Rechnen, und unſre Kinder, ich will jetzt auch bald weiben, ſagt der Adjunkt, unſere Schulkinder werdens erkennen. Auch ſind wir nicht die einzigen und nicht die erſten. Iſt nicht in Frankreich das zehntheilige Maaß und Gewicht von einem Meer bis zum andern ſchon lange im Werk in allen Rechnungen, und wer in Zukunft über den Rhein hinüber einen Verkehr hat nach Hüningen, nach Colmar oder Straßburg, nach Speier, Worms oder Mainz, oder wer auf ſeinem Handwerk in die Fremde geht bis nach Burgliber hinein, oder Plobsheim, oder Hagenbach, oder Oggersheim oder gar nach Paris und hat etwas mit ihnen abzurechnen, der wird bald mit ihnen zu recht kommen. Einem Würtemberger oder Bayer wirds nicht ſo gut.

Noch eins: es wird im ganzen Lande auch nur Eine Manier ſeyn, die Frucht- und Weinmaaße zu eichen, zu ſinnen, zu fechten. Bisher machte es der eine ſo, der andere anders, und das verurſachte viel Unterſchied und Gunſt.

Als aber der Adjunkt vom Stuhl herabgeſtiegen war, denn er ſagte, jetzt ſeys Zeit nach Karlsruhe in die Comödie, denn er lebe wie der Vogel im Hanfſaamen, fragte ihn der Wirth: Aber Herr Adjunkt, wenn mir nun ein Gaſt kommt, geſetzterweis

und will eine Halbe oder einen Schoppen, und ich habe keinen, ſondern nur eine Maaß und zehen Gläſer. Wie dann? — Schafft euch einen an, ſagte der Adjunkt, es wirds euch niemand wehren. Fünf Glas ſind eine halbe Maaß, zwei und ein halbes Glas ſind 1 Schoppen, die Hälfte davon iſt ein halber Schoppen. Dieſe Eintheilung könnt ihr und eure Gäſte unter einander forthalten, ſo lange ihr wollt, aber nach der neuen Maaß, nicht nach der alten. Und mit Erlaubniß, ſagte der Hausknecht, wenn einer einen halben Vierling Haber verlangt für das Roß, und ich habe keinen. Der Adjunkt ſagt: der Meiſter ſoll euch einen anſchaffen. Hat vorher das Simri 16 Meßlein gehalten, und der Vierling 4, ſo haltet jetzt das Simri 10 Meßlein und der Vierling 2½. Denn viermal 2 und ein halbes iſt zehen. — Aber das Rößlein wird keine große Sprünge mehr machen bei dem halben Vierling. Denn das neue Simri (oder Seſter) iſt kleiner als das alte, folglich auch der Vierling, folglich auch der halbe. Man muß alſo etwas zulegen. Sonſt wenn der Herr einmal reiten will, der die neuen Maaße eingerichtet hat, nach Dattingen oder nach Zunzingen, ſo thut ihm das Rößlein eine Schabernack an, und läßts ihn entgelten.

Alſo kann auch der Krämer für den Käs, für den Schnupftaback, für den Coriander, für Zucker und Caffee, item für alles kann er in ſeinem Laden Vierling und Lothgewicht behalten, ſo lang er will, aber nach dem neuen Pfund, nicht nach dem alten. Hat er 32 Loth verkauft, ſo hat er 100 Centaß verkauft. Solches iſt einerlei.

Herr Adjunkt, ſagte zuletzt der Chirurgus, ſeyd ſo gut, und erklärt uns jetzt auch noch das Räthſel von eurem Landsmann! Wir haben an unſerm Tiſch immer dran ſtudirt, allweil ihr gepredigt habt. Wir bringens nicht heraus. — Ihr dürft nur die Worte recht abſetzen, ſagt der Adjunkt:

Ein armer Mann in meinem Land
Hat zehen Finger (Comma) an einer Hand
Fünf (Comma) und zwanzig an Füßen und Händen.
(Punktum.)
Habt ihr nicht auch zehen Finger, an einer
Hand fünf, und zwanzig an Füßen und Händen?
Es gibt nichts zu operiren.

Da lächelte der Chirurgus und ſagte: Adjunkt ihr ſeyd ein durchtriebener Kopf.

Morgengeſpräch des Hausfreunds und ſeines Adjunkts.

Als einſt an einem ſchönen Sommermorgen der Hausfreund mit dem Adjunkt landaufwärts auf der Straße war, die Luft war ſo heiter und erquicklich, und alle Augenblick warf ein Baum dem Adjunkt einen Apfel an den Hut, gleichſam ihn fragend, ob er auch wieder da ſey; auf einmal, unterhalb Seefelden, dehnte ſich der Adjunkt kräftig aus. „Hausfreund," ſagte er, mir iſt ſo wohl. Examinirt mich ein wenig über das Sprüchlein: „du machſt fröhlich alles, was da webet, beide des Morgens und des Abends."

Der Hausfreund sagte: „Ich will's probiren. Was heißt das: du machest fröhlich?

Sagt darauf der Adjunkt: „das ist keine Frage, die ich von einem klugen Mann erwartet hätte. Was fröhlich ist, muß man selber wissen. Täglich Heute — Niemals Gestern — Morgen kommt selber."

Sagt darauf der Hausfreund: „Ich versteh euch nicht recht."

Da wollte der Adjunkt fast kurios werden, denn er kann es nicht leiden, daß man ihn nicht gleich versteht. „Wenn man heute eine gute Stunde hat," sagte er, daß man sie mit Augen und Ohren, Vernunft und allen Sinnen gleichsam in das Gemüth hineintrinkt, und nicht daran denkt, daß es gestern schlimmer war, oder auch besser, und ob es morgen besser seyn werde, oder auch schlimmer. — Wenn ich an das denken wollte, ich habs auch schon besser gehabt, als bei euch."

„Nichts für ungut," sagte der Hausfreund, „Was folgt nun daraus?" —

„Folgt daraus, daß man ein gutes Gewissen habe. Denn das böse Gewissen kann Gestern und Morgen nie vergessen."

„Fragt sich nun, Adjunkt, was macht er fröhlich?"

— Antwort: „Alles was webet."

Was versteht ihr darunter?

— „Erstlich und vorderstamst," sagt er, „die Spinnen. Denn die Spinne webt ihr Netz, und schlägt gleichsam wie ein Krämer auf dem Jahr-

markt ihren Stand auf, so sie doch nichts feil hat, sondern sie wiegt sich hin und her in der lustigen Morgenluft, und zwischen den Rosensträuchen im Garten, und betet in ihrer Art auch das Sprüchlein: Aller Augen warten auf dich, sonst wär das Sprüchlein nicht wahr. Hernach ist sie eine Fliege, und wenn's seyn kann zwei, weiß nimmer, daß sie gestern keine gehabt hat, und denkt nicht daran, wann der Sperling kommt. Also macht er jedes Thierlein fröhlich in den kurzen Tagen seines Daseyns."

„Zweitens, versteh ich darunter," sagt er, „den Weber. Denn ob er schon in einer dunkeln Kammer sitzt, und sich viel rühren und einen dünnen Faden nach dem andern einschießen muß in den langen Zeddel, so sieht er doch wie sein Thun gedeiht. Das Tuch wird glatt und fest, das Werk lobt den Meister, und wenn er inne haltet, und eine Prise nimmt, denkt er: du nähreſt dich deiner Hände Arbeit, wohl dir! du hast es gut."

„Drittens," sagt er, „versteh ich darunter Mich den Adjunkt. Denn nach allem andern webe ich noch lustige Liedlein, Brechräthsel, Ja Standreden in euern Kalender, und alle euere Leser haben mich gern. Seht hier ist nichts," sagte er, indem er die Taschen umkehrte, — hier ist nicht viel — hier ist die Maultrommel und vier neue weltliche Lieder, die will ich drucken lassen, in Reutlingen. Wenn wir fertig sind, sing ich euch eines davon."

„Viertens und endlich," sagt er, versteh ich darunter alles was webet, das heißt: alle Men-

Menſchen. Denn Weben oder Webern heißt ſo viel als ſich bewegen. In ihm leben, weben und ſind wir. Weben heißt, Rührig ſeyn mit den Gliedmaßen, Schaffen und Arbeiten mit den Händen etwas Gutes."

„Folgt daraus, Adjunkt?"

„Folgt daraus: Wer die Hände in den Schoß legt, und nicht rührig und emſig iſt an ſeiner Arbeit, der kann auch nie recht fröhlich ſeyn, wenn er ſchon ſo ausſieht. Denn es heißt: Du macheſt fröhlich alles, was webet."

„Fragt ſich nun drittens, Adjunkt: Warum heißt es: Webe des Morgens und des Abends?"

Sagt der Adjunkt: „Weil nicht alle Tageszeiten gleich ſind. Habt ihr noch nie geachtet, wann die Schnitter am luſtigſten ſind? Morgens, wann ſie hinausgehen, und Abends, wann ſie heimkommen. Oder wann ſtimmt euer Nachbar, der Schuhmacher ſeine Lieder an: Süßer Chriſt, du, du biſt meine Wonne? Am Morgen freut er ſich, daß es an die luſtige Arbeit geht. Er ſchneidet das Leder zu, und zwingt es über den Leiſt, und die Morgenſonne grüßt ihn zwiſchen dem Kirchthurm hinein und zwiſchen der Zehndſcheuer. Am Abend freut er ſich, daß die Arbeit ein Ende hat, und die Ruhe kommt. Der Schuh iſt fertig, nett und ohne Tadel, die erquickliche Abendluft weht ihm zum Fenſter hinein, und die Löffel und Gabeln rühren ſich ſchon in der Schublade.

„Gut gegeben, Adjunkt, was folgt daraus?"

„Folgt daraus: Wer sein Geschäft nicht in der Ordnung treibt, heute alles thun will, morgen nichts, Vormittags sitzt er im Wirthshaus, Nachmittags muß das Geschäft doch fertig seyn, also bleibt er daran bis Mitternacht — einen solchen Menschen kann er nicht fröhlich machen, denn ein solcher respektirt die Tagszeiten nicht."

„Adjunkt," sagte der Hausfreund, „wenn ihr alle Sprüchlein also auszudeuten wißt, so ist an euch ein Pfarrer verloren gegangen. Singt mir jetzt euer Liedlein!"

Da sang der Adjunkt durch Seefelden hinauf das Liedlein vom König Högne. Es war hübsch.

Denkwürdigkeiten aus dem Morgenlande. *)

1.

In der Türkei, wo es bisweilen etwas ungerade hergehen soll, trieb ein reicher und vornehmer Mann

*) Diese und die folgenden Erzählungen, die wir hier als Anhang zu den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes beisetzen, sind, mit Ausnahme der letzten (Seite 499), zuerst von Hebel in den badischen Kalendern der Jahre 1803 bis 1807 mitgetheilt, und später noch von ihm im einigen Ausdrücken, so wie sie hier erscheinen, verbessert worden. Die letzte: „Herr Charles," ist aus den Rheinblüthen (Jahrgang 1819) genommen, worin sie Hebel zuerst bekannt machte.

einen Armen, der ihn um eine Wohlthat anflehte, mit Scheltworten und Schlägen von ſich ab, und als er ihn nicht mehr erreichen konnte, warf er ihn noch mit einem Stein. Die es ſahen, verdroß es, aber Niemand konnte errathen, warum der arme Mann den Stein aufhob, und ohne ein Wort zu ſagen, in die Taſche ſteckte, und Niemand dachte daran, daß er ihn von nun an bei ſich tragen würde. Aber das that er. Nach Jahr und Tag hatte der reiche Mann ein Unglück, nämlich er verübte einen Spitzbubenſtreich, und wurde deswegen nicht nur ſeines Vermögens verluſtig, ſondern er mußte auch nach dortiger Sitte zur Schau und Schande, rückwärts, auf einen Eſel geſetzt, durch die Stadt reiten. An Spott und Schimpf fehlte es nicht, und der Mann mit dem räthſelhaften Stein in der Taſche ſtand unter den Zuſchauern eben auch da, und erkannte ſeinen Beleidiger. Jetzt fuhr er ſchnell mit der Hand in die Taſche; jetzt griff er nach dem Stein; jetzt hob er ihn ſchon in die Höhe, um ihn wieder nach ſeinem Beleidiger zu werfen, und wie von einem guten Geiſt gewarnt, ließ er ihn wieder fallen, und gieng mit einem bewegten Geſicht davon.

Daraus kann man lernen: Erſtens, man ſoll im Glück nicht übermüthig, nicht unfreundlich und beleidigend gegen geringe und arme Menſchen ſeyn. Denn es kann vor Nacht leicht anders werden, als es am frühen Morgen war, und „wer dir als Freund nichts nützen kann, der kann vielleicht als Feind dir ſchaden.“ Zweitens, man ſoll ſeinem Feind keinen Stein in der Taſche, und keine Rache im Herzen nachtragen. Denn als der arme Mann den ſeinen

auf die Erde fallen ließ und davon gieng, sprach er zu sich selber so: „Rache an dem Feind auszuüben, so lange er reich und glücklich war, das war thöricht und gefährlich; jetzt, wo er unglücklich ist, wäre es unmenschlich und schändlich."

2.

Ein anderer meinte, es sey schön, Gutes zu thun an seinen Freunden, und Böses an seinen Feinden. Aber noch ein anderer erwiederte: das sey schön, an den Freunden Gutes zu thun, und die Feinde zu Freunden zu machen.

3.

Es ist doch nicht alles so uneben, was die Morgenländer sagen und thun.

Einer, Namens Lockmann, wurde gefragt, wo er seine feinen und wohlgefälligen Sitten gelernt habe? Er antwortete: Bei lauter unhöflichen und groben Menschen. Ich habe immer das Gegentheil von demjenigen gethan, was mir an ihnen nicht gefallen hat.

4.

Ein anderer entdeckte seinem Freund das Geheimniß, durch dessen Kraft er mit den zanksüchtigen Leuten immer im guten Frieden ausgekommen sey. Er sagte so: Ein verständiger Mann und ein thörichter Mann können nicht einen Strohhalm mit einander zerreissen. Denn wenn der Thor zieht, so läßt der Verständige nach, und wenn jener nachläßt, so zieht dieser. Aber wenn zwei Unverständige zusammen kommen, so zerreißen sie eiserne Ketten.

Kindesdank und Undank.

Man findet gar oft, wenn man ein wenig aufmerksam ist, daß Menschen im Alter von ihren Kindern wieder eben so behandelt werden, wie sie einst ihre alten und kraftlosen Eltern behandelt haben. Es geht auch begreiflich zu. Die Kinder lernens von den Eltern; sie sehens und hörens nicht anders, und folgen dem Beyspiel. So wird es auf die natürlichsten und sichersten Wege wahr, was gesagt wird und geschrieben ist, daß der Eltern Segen und Fluch auf den Kindern ruhe und sie nicht verfehle.

Man hat darüber unter andern zwei Erzählungen, von denen die erste Nachahmung und die zweite große Beherzigung verdient.

Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, daß der Acker nicht sein Eigenthum sey, sondern daß er als Taglöhner täglich um 15 kr. arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sey, täglich mit 15 kr. auszureichen, und noch so frohen Muthes dabei zu seyn, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiederte ihm: „es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muß ein Drittheil davon genügen; mit einem Drittheile zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittheil lege ich auf Capitalien

an." Das war dem guten Fürsten ein neues Räthsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort, und sagte: „Ich theile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, daß sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden." War das nicht artig gesagt, und noch schöner und edler gedacht und gehandelt? Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackern Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbende Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet.

Aber ein anderer gieng mit seinem Vater, welcher durch Alter und Kränklichkeit freilich wunderlich geworden war, so übel um, daß dieser wünschte, in ein Armenspital gebracht zu werden, das im nämlichen Orte war. Dort hoffte er wenigstens bei dürftiger Pflege von den Vorwürfen frei zu werden, die ihm daheim die letzten Tage seines Lebens verbitterten. Das war dem undankbaren Sohn ein willkommenes Wort. Ehe die Sonne hinter den Bergen hinabgieng, war dem armen alten Greis sein Wunsch erfüllt. Aber er fand im Spital auch nicht alles, wie er es wünschte. Wenigstens ließ er seinen Sohn nach einiger Zeit bitten, ihm die letzte Wohlthat zu erweisen, und ihm ein paar Leintücher zu schicken, damit er nicht alle Nacht auf blosem Stroh schlafen müßte. Der Sohn suchte die 2 schlechtesten, die er hatte, heraus, und befahl seinem zehnjährigen

Kind, ſie dem alten Murrkopf ins Spital zu bringen. Aber mit Verwunderung bemerkte er, daß der kleine Knabe vor der Thür eines dieſer Tücher in einen Winkel verbarg, und folglich dem Großvater nur eines davon brachte. „Warum haſt du das gethan?“ fragte er den Jungen bei ſeiner Zurückkunft. — „Zur Aushülfe für die Zukunft,“ erwiederte dieſer kalt und bösherzig, „wenn ich euch, o Vater! auch einmal in das Spital ſchicken werde.“

Was lernen wir daraus? — Ehre Vater und Mutter, auf daß es dir wohlgehe!

Das wohlfeile Mittageſſen.

Es iſt ein altes Sprüchwort: Wer Andern eine Grube gräbt, fällt ſelber darein. — Aber der Löwenwirth in einem gewiſſen Städtlein war ſchon vorher darinn. Zu dieſem kam ein wohlgekleideter Gaſt. Kurz und trotzig verlangte er für ſein Geld eine gute Fleiſchſuppe. Hierauf forderte er auch ein Stück Rindfleiſch und ein Gemüß, für ſein Geld. Der Wirth fragte ganz höflich: ob ihm nicht auch ein Glas Wein beliebe? O freilich ja, erwiederte der Gaſt, wenn ich etwas Gutes haben kann für mein Geld. Nachdem er ſich alles wohl hatte ſchmecken laſſen, zog er einen abgeſchliffenen Sechſer aus der Taſche, und ſagte: „Hier, Herr Wirth, iſt mein Geld.“ Der Wirth ſagte: Was ſoll das heiſſen? Seyd ihr mir nicht einen Thaler ſchuldig? Der Gaſt erwiederte: Ich habe für keinen Thaler Speiſe

von euch verlangt, sondern für mein Geld. Hier ist mein Geld. Mehr hab ich nicht. Habt ihr mir zu viel dafür gegeben, so ist's eure Schuld. — Dieser Einfall war eigentlich nicht weit her. Es gehörte nur Unverschämtheit dazu, und ein unbekümmertes Gemüth, wie es am Ende ablaufen werde. Aber das Beste kommt noch. „Ihr seyd ein durchtriebener Schalk," erwiederte der Wirth, „und hättet wohl etwas anders verdient. Aber ich schenke Euch das Mittagessen und hier noch ein Vierundzwanzig-Kreuzerstück dazu. Nur seyd stille zur Sache, und geht zu meinem Nachbarn, dem Bärenwirth, und macht es ihm eben so." Das sagte er, weil er mit seinem Nachbarn, dem Bärenwirth, aus Brodneid im Unfrieden lebte, und einer dem andern jeglichen Tort und Schimpf gerne anthat und erwiederte. Aber der schlaue Gast griff lächelnd mit der einen Hand nach dem angebotenen Geld, mit der andern vorsichtig nach der Thüre, wünschte dem Wirth einen guten Abend, und sagte: „Bei Eurem Nachbarn, dem Herrn Bärenwirth, bin ich schon gewesen, und eben der hat mich zu Euch geschickt und kein anderer."

So waren im Grunde beide hintergangen, und der dritte hatte den Nutzen davon. Aber der listige Kunde hätte sich noch obendrein einen schönen Dank von beiden verdient, wenn sie eine gute Lehre daraus gezogen, und sich miteinander ausgesöhnt hätten. Denn Frieden ernähret, aber Unfrieden verzehret.

Das Mittageſſen im Hof.

Man klagt häufig darüber, wie ſchwer und unmöglich es ſey, mit manchen Menſchen auszukommen. Das mag denn freilich auch wahr ſeyn. Indeſſen ſind viele von ſolchen Menſchen nicht ſchlimm, ſondern nur wunderlich, und wenn man ſie nur immer recht kennte, inwendig und auswendig, und recht mit ihnen umzugehen wüßte, nie zu eigenſinnig und nie zu nachgebend, ſo wäre mancher wohl und leicht zur Beſinnung zu bringen. Das iſt doch einem Bedienten mit ſeinem Herrn gelungen. Dem konnte er manchmal gar nichts recht machen, und mußte vieles entgelten, woran er unſchuldig war, wie es oft geht. So kam einmal der Herr ſehr verdrüßlich nach Hauſe, und ſetzte ſich zum Mittageſſen. Da war die Suppe zu heiß oder zu kalt, oder keines von beiden; aber genug, der Herr war verdrüßlich. Er faßte daher die Schüſſel mit dem, was darinnen war, und warf ſie durch das offene Fenſter in den Hof hinab. Was that der Diener? Kurz beſonnen warf er das Fleiſch, welches er eben auf den Tiſch ſtellen wollte, mir nichts, dir nichts, der Suppe nach, auch in den Hof hinab, dann das Brod, dann den Wein, und endlich das Tiſchtuch mit allem, was noch darauf war, auch in den Hof hinab. „Verwegener, was ſoll das ſeyn?“ fragte der Herr, und fuhr mit drohendem Zorn von dem Seſſel auf. Aber der Bediente erwiederte kalt und ruhig: „Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihre Meinung nicht errathen habe. Ich glaubte nicht anders, als Sie

wollten heute in dem Hof ſpeiſen. Die Luft iſt ſo heiter, der Himmel ſo blau, und ſehen Sie nur, wie lieblich der Apfelbaum blüht, und wie fröhlich die Bienen ihren Mittag halten.“ — Dießmal die Suppe hinabgeworfen, und nimmer! Der Herr erkannte ſeinen Fehler, heiterte ſich im Anblick des ſchönen Frühlingshimmels auf, lächelte heimlich über den ſchnellen Einfall ſeines Aufwärters, und dankte ihm im Herzen für die gute Lehre.

Der kluge Richter.

Daß nicht alles ſo uneben ſey, was im Morgenlande geſchieht, das haben wir ſchon einmal gehört. Auch folgende Begebenheit ſoll ſich daſelbſt zugetragen haben: Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldſumme, welche in ein Tuch eingenähet war, aus Unvorſichtigkeit verloren. Er machte daher ſeinen Verluſt bekannt, und bot, wie man zu thun pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung, und zwar von hundert Thalern an. Da kam bald ein guter und ehrlicher Mann dahergegangen. „Dein Geld habe ich gefunden. Dieß wirds wohl ſeyn! So nimm dein Eigenthum zurück!“ So ſprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes und eines guten Gewiſſens, und das war ſchön. Der andere, machte auch ein fröhliches Geſicht, aber nur, weil er ſein verloren geſchätztes Geld wieder hatte. Denn wie es um ſeine Ehrlichkeit ausſah, das wird ſich bald zeigen. Er zählte das Geld, und dachte unter-

dessen geschwinde nach, wie er den treuen Finder um seine versprochene Belohnung bringen könnte. „Guter Freund," sprach er hierauf, „es waren eigentlich 800 Thlr. in dem Tuch eingenähet. Ich finde aber nur noch 700 Thlr. Ihr werdet also wohl eine Naht aufgetrennt und eure 100 Thlr. Belohnung schon heraus genommen haben. Da habt Ihr wohl daran gethan. Ich danke Euch." Das war nicht schön. Aber wir sind auch noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten und Unrecht schlägt seinen eigenen Herrn. Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thlr. als um seine unbescholtene Rechtschaffenheit zu thun war, versicherte, daß er das Päcklein so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie ers gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestunden auch hier noch auf ihrer Behauptung, der eine, daß 800 Thlr. seyen eingenäht gewesen, der andere, daß er von dem Gefundenen nichts genommen und das Päcklein nicht versehrt habe. Da war guter Rath theuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum Voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: Er ließ sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben, und that hierauf folgenden Ausspruch: „Demnach, und wenn der eine von euch 800 Thlr. verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thlr. gefunden hat, so kann auch das Geld des leztern nicht das nämliche seyn, auf welches der erstere ein Recht hat Du, ehrlicher Freund, nimmst also das Geld, welches du gefunden hast, wieder zurück, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, welcher nur 700 Thlr.

verloren hat. Und dir da weiß ich keinen Rath, als, du geduldeſt dich, bis derjenige ſich meldet, der deine 800 Thlr. findet.“ So ſprach der Richter, und dabei blieb es.

Zwei Erzählungen.

Wie leicht ſich manche Menſchen oft über unbedeutende Kleinigkeiten ärgern und erzürnen, und wie leicht die nämlichen oft durch einen unerwarteten ſpaßhaften Einfall wieder zur Beſinnung können gebracht werden, das haben wir an dem Herrn geſehen, der die Suppenſchüſſel aus dem Fenſter warf, und an ſeinem witzigen Bedienten. Das nämliche lehren folgende zwei Beiſpiele.

Ein Gaſſenjunge ſprach einen gut und vornehm gekleideten Mann, der an ihm vorbeigieng, um einen Kreutzer an, und als dieſer ſeiner Bitte kein Gehör geben wollte, verſprach er ihm, um einen Kreutzer zu zeigen, wie man zu Zorn und Schimpf und Händeln kommen könne. Mancher, der dieß lieſt, wird denken, das zu lernen ſey keinen Heller, noch weniger einen Kreutzer werth, weil Schimpf und Händel etwas Schlimmes und nichts Gutes ſind. Aber es iſt mehr werth, als man meint. Denn wenn man weiß, wie man zu dem Schlimmen kommen kann, ſo weiß man auch, vor was man ſich zu hüten hat, wenn man davor bewahrt bleiben will. So mag dieſer Mann auch gedacht haben, denn er gab dem Knaben den Kreutzer. Allein dieſer forderte jetzt den zweiten, und als er den auch erlangt

hatte, den dritten und vierten, und endlich den ſechsten. Als er aber noch immer mit dem Kunſtſtück nicht herausrücken wollte, gieng doch die Geduld des Mannes aus. Er nannte den Knaben einen unverſchämten Burſchen und Bettelſjungen, drohte, ihn mit Schlägen fortzujagen, und gab ihm am Ende auch wirklich ein paar Streiche. „Ihr grober Mann, der Ihr ſeyd, ſchrie jetzt der Junge, ſchon ſo alt und noch ſo unverſtändig! hab ich euch nicht verſprochen zu lehren, wie man zu Schimpf und Händeln kommt? Habt Ihr mir nicht ſechs Kreutzer dafür gegeben? Das ſind ja jetzt Händel, und ſo kommt man dazu. Was ſchlagt Ihr mich denn?" So unangenehm dem Ehrenmann dieſer Vorfall war, ſo ſah er doch ein, daß der liſtige Knabe Recht und er ſelber Unrecht hatte. Er beſänftigte ſich, nahm ſichs zur Warnung, nimmer ſo aufzufahren, und glaubte, die gute Lehre, die er da erhalten habe, ſey wohl ſechs Kreutzer werth geweſen.

In einer andern Stadt gieng ein Bürger ſchnell und ernſthaft die Straße hinab. Man ſah ihm an, daß er etwas Wichtiges an einem Ort zu thun habe. Da gieng der vornehme Stadtrichter an ihm vorbei, der ein neugieriger und dabei ein gewaltthätiger Mann muß geweſen ſeyn, und der Gerichtsdiener kam hinter ihm drein. Wo geht Ihr hin ſo eilig? ſprach er zu dem Bürger. Dieſer erwiederte ganz gelaſſen: Geſtrenger Herr, das weiß ich ſelber nicht. — Aber Ihr ſeht doch nicht aus, als ob Ihr nur für Langeweile herumgehen wolltet. Ihr müßt etwas Wichtiges an einem Orte vorhaben. Das mag ſeyn, fuhr der Bürger fort, aber wo ich hingehe, weiß ich wahrhaftig nicht. Das verdroß den Stadtrichter ſehr.

Vielleicht kam er auch auf den Verdacht, daß der Mann an einem Ort etwas Böſes ausüben wollte, das er nicht ſagen dürfe. Kurz, er verlangte jezt ernſthaft, von ihm zu hören, wo er hingehe, mit der Bedrohung, ihn ſogleich von der Straße weg in das Gefängniß führen zu laſſen. Das half alles nichts, und der Stadtrichter gab dem Gerichtsdiener zuletzt wirklich den Befehl, dieſen widerſpenſtigen Menſchen wegzuführen. Jezt aber ſprach der verſtändige Mann: Da ſehen Sie nun, hochgebietender Herr, daß ich die lautere Wahrheit geſagt habe. Wie konnte ich vor einer Minute noch wiſſen, daß ich in den Thurn gehen werde, — und weiß ich denn jezt gewiß, ob ich drein gehe? Nein, ſprach jezt der Richter, das ſollt Ihr nicht. Die witzige Rede des Bürgers brachte ihn zur Beſinnung. Er machte ſich ſtille Vorwürfe über ſeine Empfindlichkeit, und ließ den Mann ruhig ſeinen Weg gehen.

Es iſt doch merkwürdig, daß manchmal ein Menſch, hinter welchem man nicht viel ſucht, einem andern noch eine gute Lehre geben kann, der ſich für erſtaunend weiſe und verſtändig hält.

Der ſchlaue Huſar.

Ein Huſar im letzten Kriege wußte wohl, daß der Bauer, dem er jezt auf der Straße entgegen gieng, 100 fl. für geliefertes Heu eingenommen hatte, und heimtragen wollte. Deßwegen bat er ihn um ein kleines Geſchenk zu Taback und Branntwein. Wer

weiß, ob er mit ein paar Batzen nicht zufrieden gewesen wäre. Aber der Landmann versicherte und betheuerte bei Himmel und Hölle, daß er den eigenen letzten Kreutzer im nächsten Dorfe ausgegeben, und nichts mehr übrig habe. „Wenns nur nicht so weit von meinem Quartier wäre," sagte hierauf der Husar, „so wäre uns beiden zu helfen; aber wenn du hast nichts, ich hab nichts; so müssen wir den Gang zum heil. Alfonsus doch machen Was er uns heute beschert, wollen wir brüderlich theilen." Dieser Alfonsus stand in Stein ausgehauen in einer alten, wenig besuchten Kapelle am Feldweg. Der Landmann hatte Anfangs keine große Lust zu dieser Wallfahrt. Aber der Husar nahm keine Vorstellung an, und versicherte unterwegs seinen Begleiter so nachdrücklich, der heil. Alfonsus habe ihn noch in keiner Noth stecken lassen, daß dieser selbst anfieng Hoffnung zu gewinnen. Vermuthlich war in der abgelegenen Kapelle ein Camerad und Helfershelfer des Husaren verborgen? Nichts weniger! Es war wirklich das steinerne Bild des Alfonsus, vor welchem sie jetzt niederknieten, während der Husar gar andächtig zu beten schien. „Jetzt, sagte er seinem Begleiter ins Ohr, jetzt hat mir der Heilige gewinkt." Er stand auf, gieng zu ihm hin, hielt die Ohren an die steinernen Lippen, und kam gar freudig wieder zu seinem Begleiter zurück. „Einen Gulden hat er mir geschenkt, in meiner Tasche müsse er schon stecken." Er zog auch wirklich zum Erstaunen des andern einen Gulden heraus, den er aber schon vorher bei sich hatte, und theilte ihn versprochenermaßen brüderlich zur Hälfte. Das leuchtete dem Landmann ein, und es war ihm gar recht, daß der Husar die

Probe noch einmal machte. Alles gieng das zweitemal wie zuerſt. Nun kam der Kriegsmann diesmal viel freudiger von dem Heiligen zurück. „Hundert Gulden hat uns jetzt der gute Alfonſus auf einmal geſchenkt. In deiner Taſche müſſen ſie ſtecken.“ Der Bauer wurde todesblaß, als er dies hörte, und wiederholte ſeine Verſicherung, daß er gewiß keinen Kreuzer habe. Allein der Huſar redete ihm zu, er ſollte doch nur Vertrauen zu dem heil. Alfonſus haben, und nachſehen. Alfonſus habe ihn noch nie getäuſcht. Wollte er wohl oder übel, ſo mußte er ſeine Taſchen umkehren und leer machen. Die hundert Gulden kamen richtig zum Vorſchein, und hatte er vorher dem ſchlauen Huſaren die Hälfte von ſeinem Gulden abgenommen, ſo mußte er jetzt auch ſeine hundert Gulden mit ihm theilen, da half kein Bitten und kein Flehen.

Das war fein und liſtig, aber eben doch nicht recht, zumal in einer Kapelle.

Der Zahnarzt.

Zwei Tagdiebe, die ſchon lange in der Welt mit einander herumgezogen, weil ſie zum arbeiten zu träg, oder zu ungeſchickt waren, kamen doch zuletzt in große Noth, weil ſie wenig Geld mehr übrig hatten, und nicht geſchwind wußten, wo nehmen. Da geriethen ſie auf folgenden Einfall: Sie bettelten vor einigen Hausthüren Brod zuſammen, das

ſie

sie nicht zur Stillung des Hungers genießen, sondern zum Betrug mißbrauchen wollten. Sie kneteten nämlich und drehten aus demselben lauter kleine Kügelein oder Pillen, und bestreuten sie mit Wurmmehl aus altem zerfressenem Holz, damit sie völlig aussahen wie die gelben Arznei-Pillen. Hierauf kauften sie für ein paar Batzen einige Bogen rothgefärbtes Papier bei dem Buchbinder: (denn eine schöne Farbe muß gewöhnlich bei jedem Betrug mithelfen.) Das Papier zerschnitten sie alsdann und wickelten die Pillen darein, je sechs bis acht Stücke in ein Päcklein. Nun gieng der eine voraus in einen Flecken, wo eben Jahrmarkt war, und in den rothen Löwen, wo er viele Gäste anzutreffen hoffte. Er forderte ein Glas Wein, trank aber nicht, sondern saß ganz wehmüthig in einem Winkel, hielt die Hand an den Backen, winselte halb laut für sich, und kehrte sich unruhig bald so her, bald so hin. Die ehrlichen Landleute und Bürger, die im Wirthshaus waren, bildeten sich wohl ein, daß der arme Mensch ganz entsetzlich Zahnweh haben müsse. Aber was war zu thun? man bedauerte ihn, man tröstete ihn, daß es schon wieder vergehen werde, trank sein Gläslein fort, und machte seine Marktaffären aus. Indessen kam der andere Tagdieb auch nach. Da stellten sich die beiden Schelme, als ob noch keiner den andern in seinem Leben gesehen hätte. Keiner sah den andern an, bis der zweite durch das Winseln des erstern, der im Winkel saß, aufmerksam zu werden schien. „Guter Freund, sprach er, Ihr scheint wohl Zahnschmerzen zu haben?" und gieng mit großen und langsamen Schritten auf ihn zu. „Ich bin der Doktor Schnauzius Rapunzius von

Tran 'gar," fuhr er fort. Denn ſolche fremde volltönige Namen müſſen auch zum Betrug behülflich ſeyn, wie die Farben. „Und wenn Ihr meine Zahnpillen gebrauchen wollt," fuhr er fort, „ſo ſoll es mir eine ſchlechte Kunſt ſeyn, euch mit einer, höchſtens zweien, von euren Leiden zu befreien." „Das wolle Gott," erwiederte der andere Halunk. Hierauf zog der ſaubere Doktor Rapunzius eines von ſeinen rothen Päcklein aus der Taſche, und verordnete dem Patienten ein Kügelein daraus auf den böſen Zahn zu legen und herzhaft darauf zu beißen. Jetzt ſtreckten die Gäſte an den andern Tiſchen die Köpfe herüber, und einer um den andern kam herbei, um die Wunderkur mit anzuſehen. Nun könnt ihr euch vorſtellen, was geſchah. Auf dieſe erſte Probe wollte zwar der Patient wenig rühmen, vielmehr that er einen entſetzlichen Schrey. Das gefiel dem Doktor. Der Schmerz, ſagte er, ſey jetzt gebrochen, und gab ihm geſchwind die zweite Pille zu gleichem Gebrauch. Da war nun plötzlich aller Schmerz verſchwunden. Der Patient ſprang vor Freuden auf, wiſchte den Angſtſchweiß von der Stirne weg, obgleich keiner daran war, und that, als ob er ſeinem Retter zum Danke etwas Namhaftes in die Hand drückte. — Der Streich war ſchlau angelegt, und that ſeine Wirkung. Denn jeder Anweſende wollte nun auch von dieſen vortrefflichen Pillen haben. Der Doktor bot das Päcklein für 24 Kreuzer, und in wenig Minuten waren alle verkauft. Natürlich giengen jetzt die zwei Schelme wieder einer nach dem andern weiters, lachten, als ſie wieder zuſammen kamen, über die Einfalt dieſer Leute, und ließen ſich's wohl ſeyn von ihrem Geld.

Das war theures Brod. So wenig für 24 kr. bekam man noch in keiner Hungersnoth. Aber der Geldverluſt war nicht einmal das Schlimmſte. Denn die Weichbrod-Kügelein wurden natürlicher Weiſe mit der Zeit ſteinhart. Wenn nun ſo ein armer Betrogener nach Jahr und Tag Zahnweh bekam, und in gutem Vertrauen mit dem kranken Zahn einmal und zweimal darauf biß, da denke man an den entſetzlichen Schmerz, den er, ſtatt geheilt zu werden, ſich ſelbſt für 24 Kreutzer aus der eigenen Taſche machte. Daraus iſt alſo zu lernen, wie leicht man kann betrogen werden, wenn man den Vorſpiegelungen jedes herumlaufenden Landſtreichers traut, den man zum erſtenmal in ſeinem Leben ſieht, und vorher nie, und nachher nimmer; und mancher, der dieſes lieſt, wird vielleicht denken: „So einfältig bin ich zu meinem eigenen Schaden auch ſchon geweſen.“ — Merke: Wer ſo etwas kann, weiß an andern Orten Geld zu verdienen, lauft nicht auf den Dörfern und Jahrmärkten herum mit Löchern im Strumpf, oder mit einer weißen Schnalle im rechten Schuh, und am linken mit einer gelben.

Herr Charles.

Ein Kaufmann in Petersburg, von Geburt ein Franzoſe, wiegte eben ſein wunderſchönes Bübiein auf dem Knie, und machte ein Geſicht dazu, daß er ein wohlhabender und glücklicher Mann ſey, und ſein Glück für einen Segen Gottes halte. Indem trat ein fremder Mann, ein Pole, mit vier kranken

halb erfrorenen Kindern in die Stube. „Da bring ich euch die Kinder.“ Der Kaufmann sah den Polen curios an. „Was soll ich mit diesen Kindern thun? Wem gehören sie? Wer schickt euch zu mir?“ — „Niemand gehören sie, sagte der Pole, einer todten Frau im Schnee, 70 Stunden herwärts Wilna. Thun könnt ihr mit ihnen was ihr wollt.“ Der Kaufmann sagte: „Ihr werdet nicht am rechten Orte seyn,“ und der Hausfreund glaubts auch nicht. Allein der Pole erwiederte, ohne sich irre machen zu lassen: „Wenn ihr der Herr Charles seyd, so bin ich am rechten Ort,“ und der Hausfreund glaubts auch. Er war der Herr Charles. Nämlich es hatte eine Französin, eine Wittwe, schon lange im Wohlstande und ohne Tadel in Moskau gelebt. Als aber vor 5 Jahren die Franzosen in Moskau waren, benahm sie sich landsmannschaftlicher gegen sie, als den Einwohnern wohlgefiel. Denn das Blut verläugnet sich nicht, und nachdem sie in dem großen Brand ebenfalls ihr Häuslein und ihren Wohlstand verloren, und nur ihre fünf Kinder gerettet hatte, mußte sie, weil sie verdächtig sey, nicht nur aus der Stadt, sondern auch aus dem Land reisen. Sonst hätte sie sich nach Petersburg gewendet, wo sie einen reichen Vetter zu finden hoffte. Der geneigte Leser will bereits etwas merken. Als sie aber in einer schrecklichen Kälte und Flucht, und unter unsäglichen Leiden schon bis nach Wilna gekommen war, krank und aller Bedürfnisse und Bequemlichkeiten für eine so lange Reise entblößt, traf sie in Wilna einen edlen russischen Fürsten an, und klagte ihm ihre Noth. Der edle Fürst schenkte ihr dreihundert Rubel, und als er erfuhr, daß sie in Petersburg einen Vetter

habe, ſtellte er ihr frey, ob ſie ihre Reiſe nach Frankreich fortſetzen, oder ob ſie mit einem Paß nach Petersburg umkehren wolle. Da ſchaute ſie zweifelhaft ihr älteſtes Büblein an, weil es das verſtändigſte und das kränkſte war. „Wo willſt du hin, mein Sohn?“ „Wo du hingehſt, Mutter,“ ſagte der Knabe, und hatte recht. Denn er gieng noch vor der Abreiſe ins Grab. Alſo verſah ſie ſich mit dem Nothwendigen, und accordirte mit einem Polen, daß er ſie für fünfhundert Rubel nach Petersburg brächte zum Vetter; denn ſie dachte, er wird das Fehlende ſchon darauf legen. Aber alle Tage kränker auf der langen beſchwerlichen Reiſe ſtarb ſie am ſechsten oder ſiebenten. — „Wo du hingehſt,“ hatte der Knabe geſagt, und der arme Pole erbte von ihr die Kinder, und konnten mit einander ſo viel reden, als ein Pole verſtehen mag, wenn ein franzöſiſches Kind ruſſiſch ſpricht, oder ein Französlein, wenn man mit ihm reden will auf polniſch. Nicht jeder geneigte Leſer hätte an ſeiner Stelle ſeyn mögen. Er war es ſelber nicht gern. „Was anfangen jetzt?“ ſagte er zu ſich ſelbſt. Umkehren — wo die Kinder laſſen? Weiter fahren — wem bringen? Thue, was du ſollſt, ſagte endlich etwas in ſeinem Inwendigen zu ihm. Willſt du die armen Kinder um das Letzte und Einzige bringen, was ſie von ihrer Mutter zu erben haben, um dein Wort, das du ihr gegeben haſt? Alſo kniete er mit den unglücklichen Waiſen um den Leichnam herum, und betete mit ihnen ein polniſches Vater unſer. „Und führe uns nicht in Verſuchung.“ Hernach ließ jedes ein Händlein voll Schnee zum Abſchied und eine Thräne auf die kalte Bruſt der Mutter fallen, nämlich, daß ſie ihr gerne die

letzte Pflicht der Beerdigung anthun wollten, wenn ſie könnten, und daß ſie jetzt verlaſſene unglückliche Kinder ſeyen. Hernach fuhr er getroſt mit ihnen weiter auf der Straße nach Petersburg, denn es wollte ihm nicht eingehen, daß der ihm die Kindlein anvertraut hatte, könne ihn ſtecken laſſen, und als die große Stadt vor ſeinen Augen ſich ausdehnte, wie ein Hauderer thut, der auch erſt vor dem Thor fragt, wo er ſtill halten ſoll, erkundigt er ſich endlich bei den Kindern, ſo gut er ſich verſtändlich machen konnte, wo denn der Vetter wohne, und erfuhr von ihnen, ſo gut er ſie verſtehen konnte: „Wir wiſſens nicht.“ — Wie er denn heiße? „Wir wiſſens auch nicht.“ — Wie denn ihr eigener Geſchlechtsname ſey? „Charles.“ Der geneigte Leſer will ſchon wieder etwas merken, und wenns der Hausfreund für ſich zu thun hätte, ſo wäre der Herr Charles der Vetter. Die Kinder wären verſorgt, und die Erzählung hätte ein Ende. Allein die Wahrheit iſt oft ſinniger als die Erdichtung. Nein der Herr Charles iſt der Vetter nicht, ſondern dieſes Namens ein anderer, und bis auf dieſe Stunde weiß noch niemand, wie der wahre Vetter eigentlich heißt, nicht ob und wo in Petersburg er wohnt. Alſo fuhr der arme Mann in großer Verlegenheit zwei Tage lang in der Stadt herum und hatte Französlein feil. Aber niemand wollte ihn fragen: „Wie theuer das Pärlein?“ und der Herr Charles begehrte ſie nicht einmal geſchenkt, und war noch nicht Willens, eines zu behalten. Als aber ein Wort das andere gab, und ihm der Pole ſchlicht und menſchlich ihr Schickſal und ſeine Noth erzählte, „eins, dachte er, will ich ihm abnehmen,“ und es füllte ſich immer wärmer in ſeinem Buſen: „ich will ihm

zwei abnehmen," dachte er, und als ſich endlich die Kinder um ihn anſchmiegten, meinend, er ſey der Herr Vetter, und anfiengen auf franzöſiſch zu weinen, denn der geneigte Leſer wird auch ſchon bemerkt haben, daß die franzöſiſchen Kinder anders weinen, und als der Herr Charles die Landesart erkannte, da rührte Gott ſein Herz an, daß ihm ward, wie einem Vater, wenn er die eigenen Kinder weinen und klagen ſieht, und „in Gottes Namen," ſagte er, „wenns ſo iſt, ſo will ich mich nicht entziehen," und nahm die Kinder an. „Setzt euch ein wenig nieder," ſagte er zu dem Polen, „ich will euch ein Süpplein kochen laſſen."

Der Pole, mit gutem Appetit und leichtem Herzen, aß die Suppe und legte den Löffel weg, — er legte den Löffel weg, und blieb ſitzen — er ſtand auf und blieb ſtehen. „Seyd ſo gut, ſagte er endlich, und fertigt mich jetzt ab, der Weg nach Wilna iſt weit. Auf fünfhundert Rubel hat die Frau mit mir accordirt;" da fuhr es doch dem milden Menſchen, dem Herrn Charles, über das Geſicht, wie der Schatten einer fliegenden Frühlingswolke über die ſonnenreiche Flur. „Guter Freund," ſagte er, „ihr kommt mir ein wenig curios vor. Iſts nicht genug, daß ich euch die Kinder abgenommen habe, ſoll ich euch auch noch den Fuhrlohn bezahlen?" Denn das kann dem redlichſten und beſten Gemüth begegnen, wenns ein Kaufmann iſt, jedem andern aber auch, daß es wider Wiſſen und Willen zuerſt ein wenig handeln und markten muß, ſey es auch nur mit ſich ſelbſt. Der Pole erwiederte: „Guter Herr, ich will euch nicht ins Geſicht ſagen, wie ihr mir vorkommt. Iſts nicht genug, daß ich euch die Kinder bringe? Sollt ich ſie auch noch umſonſt ge-

führt haben. Die Zeiten ſind bös und der Verdienſt iſt gering." — „Eben deswegen," ſagte Herr Charles, „darüber laßt mich klagen. Oder meint ihr, ich ſey ſo reich, daß ich fremde Kinder aufkaufe, oder ſo gottlos, daß ich mit ihnen handle? Wollt ihr ſie wieder?" Als aber noch einmal ein Wort das andere gab, und der Pole jetzt erſt mit Staunen erfuhr, daß der Herr Charles gar nicht der Vetter ſey, ſondern nur aus Mitleiden die armen Waiſen angenommen habe, „Wenns ſo iſt," ſagte er, „ich bin kein reicher Mann, und eure Landsleute, die Franzoſen, haben mich auch nicht dazu gemacht, aber wenns ſo iſt, ſo kann ich euch nichts zumuthen. Thut den armen Würmlein Gutes dafür, ſagte der edle Menſch, und es trat ihm eine Thräne ins Auge, die wie aus einem überwältigten Herzen kam, wenigſtens überwältigte ſie dem Herrn Charles das ſeinige. „Monsieur Charles," dachte er, „und ein armer polniſcher Fuhrmann" — und als der Pole ſchon anfieng, eines der Kinder nach dem andern zum Abſchied zu küſſen, und ſie auf polniſch zur Folgſamkeit und Frömmigkeit ermahnte, „Guter Freund, ſagte der Herr Charles, bleibt noch ein wenig da. Ich bin doch ſo arm nicht, daß ich euch nicht euern wohlverdienten Fuhrlohn bezahlen könnte, ſo ich doch die Fracht euch abgenommen habe," und gab ihm die fünfhundert Rubel. Alſo ſind jetzt die Kindlein verſorgt, der Fuhrlohn iſt bezahlt, und ſo ein, oder der andere geneigte Leſer vor den Thoren der großen Stadt hätte zweifeln mögen, ob der Vetter auch zu finden ſeye, und ob ers thun werde, ſo hat doch die heilige Vorſehung ihn nicht einmal dazu vonnöthen gehabt.

J. P. Hebels
sämmtliche Werke.

Vierter Band.

1) Biblische Erzählungen.
2) Biblische Aufsätze.

Mit Großherzogl. Badischem und Königl. Württemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1832.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

des vierten Bandes.

Biblische Erzählungen. I. Theil.

		Seite
1.	Die Erschaffung der Erde	3
2.	Die Erschaffung der Menschen	5
3.	Der Sündenfall	6
4.	Adams Söhne	9
5.	Noah. Die Sündfluth	11
6.	Abraham und Loth	15
7.	Loths Gefahr und Errettung	17
8.	Sodom und Gomorra. Isaaks Geburt	20
9.	Reden Gottes zu Abraham	22
10.	Isaak	24
11.	Esau und Jakob	28
12.	Feindschaft zwischen Esau und Jakob	30
13.	Jakobs Flucht	33
14.	Jakobs Heimkehr und Aussöhnung mit Esau	35
15.	Jakobs Söhne	38
16.	Joseph wird nach Aegypten verkauft	40
17.	Erste Reise der Söhne Jakobs nach Aegypten	44
18.	Zweyte Reise	47
19.	Dritte und letzte Reise	50
20.	Moses	53
21.	Auszug aus Aegypten	55
22.	Reise durch die Wüste	59
23.	Fortsetzung der Reise	63
24.	Josua. Einzug in das gelobte Land	66

		Seite
25.	Gideon	68
26.	Abimelech	70
27.	Jephtha	73
28.	Ruth	77
29.	Eli und Samuel	80
30.	Samuel und Saul	83
31.	Saul, der König in Israel	86
32.	David, der Hirtenknabe	88
33.	Davids Kampf mit dem Riesen	90
34.	Davids Flucht und Gefahr	93
35.	David will den Nabal erwerben	96
36.	David kommt heimlich in das Lager des Saul	99
37.	David in Ziklag	101
38.	David wird König in Israel	103
39.	Davids königliche Thaten	105
40.	Davids Sünde und Reue	108
41.	Davids Unglück	110
42.	Davids Flucht vor seinem Sohn Absalom	111
43.	Davids Sieg und Rückkehr nach Jerusalem	113
44.	Der König Salomon	117
45.	Theilung des Königreichs. Könige in Israel	120
46.	Elias der Prophet	121
47.	Elias auf dem Berg Carmel	124
48.	Elias auf dem Berg Horeb	126
49.	Eliſa	127
50.	Gehaſi	129
51.	Untergang der zehn Stämme	131
52.	Könige in Juda	132
53.	Schickſale des Reichs Juda	135
54.	Untergang des Reichs Juda	137
55.	Daniel	140
56.	Heimkehr aus der Gefangenſchaft	142
57.	Kümmerliche Zeiten	144
58.	Nehemias	147
59.	Die kümmerlichen Zeiten dauern fort	151

Biblische Erzählungen. II. Theil.

	Seite
1. Maria	156
2. Die Geburt Jesu	157
3. Darstellung Jesu im Tempel	159
4. Die Weisen aus Morgenland	161
5. Jesus der fromme Knabe	163
6. Johannes der Täufer. Die Taufe Jesu	165
7. Die Versuchung	168
8. Die ersten Jünger Jesu	170
9. Von dem Reich Gottes	172
10. Das Weib von Samaria	174
11. Die Predigt in Nazareth	177
12. Menschenfreundliche Handlungen Jesu	178
13. Heilung eines Gichtbrüchigen	181
14. Matthäus	182
15. Der Kranke zu Bethesda	185
16. Die zwölf Apostel	188
17. Die Bergpredigt	190
18. Der Hauptmann zu Capernaum. Der Jüngling zu Nain	193
19. Die Schicksale Johannes des Täufers	195
20. Das Gleichniß von dem Säemann	197
21. Die Verwandtschaft Jesu	199
22. Mehrere Wunderwerke Jesu	200
23. Aussendung der Jünger	203
24. Jesus speiset mehrere Tausend Menschen mit wenig Nahrungsmitteln	205
25. Das Bekenntniß der Jünger	208
26. Die Verklärung Jesu	210
27. Das Gleichniß vom verlornen Schäflein	212
28. Von dem verlornen Sohn	212
29. Von dem Pharisäer und Zöllner	215
30. Von dem Unbarmherzigen	216
31. Von dem barmherzigen Samariter	217
32. Von den Talenten	219
33. Von den Arbeiten im Weinberg	220

Seite
34. Von dem Unbeſtand des Irdiſchen 221
35. Von dem reichen Mann und dem armen Lazarus 222
36. Begebenheiten auf der Reiſe nach Bethania . 224
37. Ausſprüche Jeſu 226
38. Auferweckung des Lazarus 227
39. Die Salbung in Bethania 230
40. Einzug in Jeruſalem 233
41. Die Wittwe am Gotteskaſten 234
42. Verkündigung von der Zerſtörung Jeruſalems und dem jüngſten Gericht 235
43. Judas Iſcharioth 238
44. Die Stiftung des heiligen Abendmahls . . . 240
45. Reden Jeſu zu ſeinen Jüngern. Begebenheiten in Gethſemane 241
46. Die Verläugnung des Petrus 244
47. Die Verurtheilung Jeſu 246
48. Die Kreuzigung 249
49. Das Begräbniß 251
50. Die Auferſtehung des Herrn 252
51. Maria Magdalena 254
52. Der Gang nach Emahus 256
53. Jeſus beſucht ſeine Jünger 257
54. Erſcheinung Jeſu am galiläiſchen Meer . . 259
55. Letzte Reden Jeſu an ſeine Jünger. Himmelfahrt 261
56. Die erſte chriſtliche Gemeinde 263
57. Die Ausgießung des heiligen Geiſtes . . . 264
58. Die erſte Verfolgung 266
59. Stephanus 269
60. Saulus 271
61. Der Mohr 272
62. Cornelius 274
63. Das Evangelium verbreitet ſich nach Rom . 275
64. Die Vermächtniſſe der Apoſtel 279
Beſchluß 282
Bibliſche Zeittafel nach runden Zahlen . . 283

Bibliſche Aufſätze.

	Seite
1. Bar Enaſch oder des Menſchen Sohn . . .	287
2. Zur Anordnung der Geſchichte des letzten Paſchamahls Jeſu	295
3. Judas Iſcharioth	305
4. Tod und Leben Jeſu	313
5. Ueber den Ausdruck der heiligen Schrift: „Dieb in der Nacht"	317
6. Bemerkungen zu einigen Stellen der Evangeliſten	328
7. Einige Ideen bei der Lectüre der Apoſtelgeſchichte	350
8. Bemerkungen zu 1. Cor. Kapitel 15, Vers 12—20 und Vers 42—44.	353
9. Keren Happuch, Jephthas Tochter	356
10. Hiob, Kap. 3.	369

Bibliſche Geſchichten.

Erſter Theil.

1.

Die Erſchaffung der Erde.

Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war nicht alsbald ſo ſchön, wie ſie jetzt iſt, eingerichtet zur Wohnſtätte der Menſchen. Das Licht, die Luft, Geſtein und Grund, die Keime aller Gewächſe und aller lebendigen Weſen, lagen noch ohne Ordnung, eingehüllt in Waſſer und wäſſerichte Dünſte, und es gährte und bewegte ſich alles durcheinander. Da ſcheidete ſich zuerſt allmählig das Licht oder die Helle von der bewegten Maſſe.

Es ſcheidete ſich die Luft, und erhob ſich und zog wäſſerichte Dünſte mit ſich in die Höhe. Alſo wölbte ſich über der Erde der ſchöne hohe Himmelsbogen, und der Wolkenhimmel geſtaltete ſich, und die Luft dehnete ſich aus zwiſchen Himmel und Erde.

Nach dem ſcheidete ſich das Waſſer und floß zuſammen in das Meer, daß das Erdreich trocken wurde, und es thaten ſich lebendige friſche Waſſerquellen in der Erde auf, die ergieſſen ſich in die Bäche und Ströme, und laufen in das Meer. Als aber die Waſſer abgelaufen waren von dem Erdreich,

giengen die Keime der Gewächse auf, und das Erdreich wurde geschmückt mit Gras und blumenreichen Kräutern und Frucht tragenden Bäumen, die blühen, und bringen ihren fruchtbaren Samen in sich selbst, jedes in seiner Art.

Nach dem klärte sich der Wolken-Himmel auf, und die Sonne erschien in ihrer Herrlichkeit am reinen blauen Firmament und leuchtete auf die stille Erde herab, und gleicherweise, als sie untergegangen war, der Mond und die Sterne.

Es war noch kein lebendiges Wesen vorhanden, das sich über die schönen Lichter hätte freuen können. Aber bald fieng es an, sich im Wasser zu bewegen an großen und kleinen Fischen. Es flogen Vögel in der Luft umher und kamen immer mehr, und setzten sich auf die Zweige der Bäume in ihrem farbenreichen Gefieder, und freuten sich in tonreichen Weisen. Es kamen Thiere auf der Erde zum Vorschein, jegliches in seiner Art. Der Falter flatterte um die schönen Blumenhäupter. Das Lamm hüpfte und weidete auf dem Anger. Im Wald ergieng sich der prächtige Hirsch. Ueberall in den Höhen und Tiefen bewegte sich ein fröhliches Leben. —

Dieß alles ist so geworden durch Gottes allmächtigen Willen, durch sein lebendiges Wort. Gott sprach: „Es werde" — und es ward.

Herr! wie sind deine Werke so groß und viel! du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll deiner Güter.

2.

Die Erſchaffung der Menſchen.

Als die Erde mit allem Reichthum der allmächtigen Himmelsgüte ausgeſtattet, und für alle Zeiten geſegnet war, ſprach Gott: „laßt uns Menſchen erſchaffen, ein Bild, das uns gleich ſey.“ Gott bildete aus Erde wunderbar den Leib des erſten Menſchen, und hauchte ihm Leben und Seele ein, und nannte ihn Adam, das heißt: aus Erde entſtanden,“ damit man daran denke, woher man genommen iſt. Adam ſchaute mit kindlicher Freude in die ſchöne neue Schöpfung hinein. Gott führte die Thiere zu ihm und er gab ihnen Namen, und freute ſich mit ihnen, aber er konnte nicht mit ihnen reden. Sie verſtanden ihn nicht, und als er ſie alle geſehen hatte, ſeufzte er, daß er doch allein ſey. Da ließ Gott der Herr einen tiefen Schlaf auf den Menſchen fallen, und als er wieder aufwachte, führte Gott ihm eine Jungfrau zu, die ſeines Fleiſches und ſeines Gebeins war, und er erkannte mit freudigem Schrecken, daß ſie ſeines gleichen ſey, und als er mit ihr redete, daß ſie ihm antwortete. Da legte Gott der Herr ihre Hände zuſammen und ſprach zu ihnen, wie ein Vater zu ſeinen Kindern: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet die Erde und macht ſie euch unterthan. Sehet, ich habe euch alles gegeben.“

Damit hat Gott das erſte Menſchenpaar, ja er hat mit ihm das ganze menſchliche Geſchlecht mit

Vatersliebe eingeſegnet, und den heiligen Bund der Ehe geſtiftet. Adam gab hernach dem Weibe den Namen Eva, das heißt: „Mutter der Lebendigen.“

Alſo vollendete Gott die Schöpfung des Himmels und der Erde. In ſechs Tagen, was man Tage nennen mag, vollendete er ſie, und Gott ſah an alles was er geſchaffen hatte, und ſiehe, es war ſehr gut. Daher ſchreibt ſich die göttliche Einſetzung, daß der Menſch ſechs Tage lang arbeiten ſoll; am ſiebenten Tag ſoll er ruhen, daß der ſiebente Tag ſey ein Dankfeſt für alle leiblichen Wohlthaten Gottes in der Schöpfung und ein heiliger Freudentag. Gott erweiſt dem Menſchen viel Gutes in einer Woche, denn die Schöpfung iſt täglich neu, und ihr Segen dauert in ſich ſelber unaufhörlich fort im Werden und Wachſen, im Nähren und Mehren.

Wer nun ſechs Tage lang gearbeitet hat, und kann ſein Werk anſchauen, daß es gut ſey, und denkt an Gott, der ihn genährt und geſegnet hat, dem wird der ſiebente Tag ein ſtiller und heiliger Freudentag. —

3.

Der Sündenfall.

Die Geſchichte der erſten Menſchen und ihrer erſten Nachkommen kann nur mit einem kindlichen und frommen Gemüth recht angeſchaut werden. Denn wir ſehen in eine wunderſame Vorwelt zurück, wo

alles anders ist, wie in einem Traum, der sich in einer frommen Seele gestaltet, wo der Himmel über der Erde offen steht, und wo Engel herabkommen, und die guten Kinder grüßen und segnen. Aber die bösen warnen sie und weinen über ihre Verführung.

Adam und Eva gingen noch nackt umher, wie die Kindlein, und wußten es nicht. Sie waren noch unschuldig, wie die Kindlein, und kannten noch nicht den Unterschied zwischen Gut und Böse. Sie fühlten keinen Schmerz, sie fühlten keinen Kummer. Sie wußten nichts von dem Tod. Gott der Herr wies ihnen einen schönen Garten in einer wasserreichen Gegend zur Wohnstätte an, welcher der Garten Gottes, oder Eden, oder das Paradies genannt wird. In dem Garten standen Bäume aller Art, schön zum Ansehen und einladend zum Genuß ihrer köstlichen Früchte. Aber mitten im Garten standen zwei wunderbare Bäume, ein Baum des Lebens, und ein Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen. Gott der Herr besuchte seine Kinder im Garten, er kam zu ihnen und sagte: „Ihr dürft essen von allerlei Bäumen im Garten, aber von dem Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen dürft ihr nicht essen. Denn wenn ihr davon esset, müßt ihr sterben.“ Gott wollte ihnen Gelegenheit geben, mit einem Verbot, ihr Vertauen zu ihm, ihre Liebe und ihre Dankbarkeit durch Gehorsam an den Tag zu legen. — Denn nur durch kindlichen Gehorsam legt sich das rechte Vertrauen und die wahre Liebe zu dem Vater im Himmel an den Tag, wie zu den Eltern auf Erden. — Da kam mit farbenreichen schimmernten Schuppen und in schönen Windungen eine glatte

Schlange, denn alſo kommt die Verführung. Die Schlange kam zum Weibe und ſprach: „Iſts denn alſo, daß euch Gott verboten hat, von den Bäumen im Garten zu eſſen?“ Eva ſagte: „Wir eſſen von den Früchten der Bäume im Garten. Nur von den Früchten des Baums mitten im Garten hat Gott geſagt: „Eſſet nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht ſterbet.“ Da ſprach die Schlange, das ſey nicht ſo gemeynt. „Ihr werdet mit nichten ſterben, ſondern, welches Tages ihr davon eſſet, ſo werden eure Augen aufgethan, und werdet ſeyn wie Gott, und wiſſen, was gut und böſe iſt, das weiß Gott wohl.“ Da ſchaute Eva den Baum darum an, und als ſie ihn anſchaute, da war die Sünde ſchon halb begangen. Denn wer ſtehen bleibt, wo die Verſuchung lockt, und Wohlgefallen findet an ihren glatten Lügen, und ſchaut das Verbotene an, daß es lieblich und luſtig ſey, der hat die Sünde ſchon halb begangen. Alſo that Eva und verachtete die Warnung Gottes und nahm und aß, und gab ihrem Manne auch davon. Als ſie aber gegeſſen hatten, ſchauten ſie einander an, und plötzlich kam über ſie die Angſt, und jedes fühlte, daß ſie jetzt ihre Unſchuld und die Seligkeit des Paradieſes verſcherzt hatten, und bedurften nicht, es einander zu ſagen. Sie giengen ſtill in das Gebüſch und verſteckten ſich. Gott kam in den Garten in des Tages Kühle: „Adam, wo biſt du? Haſt du nicht gegeſſen von dem Baum, davon ich dir gebot, du ſollſt nicht davon eſſen?“ Adam ſagte: „das Weib hat mich dazu verführt.“ Das Weib ſagte: „die Schlange hat mich betrogen.“ Auf die Uebertretung folgt der Lohn. — Gott ſprach: „Ich will Feindſchaft ſetzen

zwischen der Schlange und dem Weibe und ihrer Nachkommenschaft. Des Weibes Nachkomme wird der Schlange den Kopf zertreten, und sie wird ihn in die Ferse stechen." Zu dem Weibe sprach Gott: „Viel Schmerzen soll die Frucht deiner Uebertretung seyn. Mit Schmerzen sollst du Kinder gebären, und dein Wille soll deinem Manne unterworfen seyn." Zu Adam aber sprach er: „Du sollst dich mit Kummer auf dem Acker nähren dein Leben lang. Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du wieder zur Erde werdest, davon du genommen bist. Denn du bist Erde, und sollst zur Erde werden." Hierauf gab ihnen Gott der Herr Kleider, daß sie ihre Blöße bedeckten, und führte sie aus dem schönen Garten hinaus in die öde Gegend, daß Adam das Erdreich bauete, von dem er genommen ist. Denn als sie die Unschuld verloren und gesündigt hatten, konnten sie die Lebensruhe und die seligen Kinderfreuden des Paradieses nimmer genießen. Wer die Unschuld verloren hat, kann in keinem Paradies mehr glücklich seyn.

Von der verjüngenden Frucht am Baum des Lebens zu kosten, ward ihnen nicht mehr möglich.

4.

Adam's Söhne.

Adam und Eva hatten zwei Söhne, Cain und Abel. Cain war ein Ackermann und hatte ein rauhes unfreundliches Gemüth. Abel hingegen war ein

frommer Knabe und ein Hirt. Eines Tages brachten ſie dem Herrn ein Opfer. Cain brachte von den Früchten ſeines Feldes, Abel hingegen von den Erſtlingen ſeiner Heerde. Das wäre wohl eine fromme kindliche Handlung geweſen, daß ſie dem lieben Gott wieder etwas von demjenigen geben wollten, was er ihnen geſchenkt hatte, gleichwie Kinder, wenn ſie ihren Eltern aus Liebe etwas ſchenken wollen, ſo ſie doch alles von den Eltern haben. Aber Cain erkannte, daß Gott an ſeinem Opfer kein Wohlgefallen hatte, weil er ein unfreundlicher Menſch war. Aber das Opfer des frommen Abels gefiel Gott wohl. Darob ergrimmte Cain und erhob ſich wider ſeinen Bruder auf dem Felde und ſchlug ihn todt. Als er aber dieſe ſchreckliche That vollbracht hatte, und weggelaufen war, und meynte, Niemand werde es erfahren, wie ſein Bruder umgekommen ſey, ſprach der Herr zu ihm: „Wo iſt dein Bruder Abel?“ — Cain wollte mit Gott reden, wie man wohl mit einem Menſchen reden kann. „Ich weiß nicht,“ ſagte er, „wo mein Bruder Abel iſt. Soll ich meines Bruders Hüter ſeyn?“ — Da ſprach zu ihm der Herr: „Was haſt du gethan? — Das Blut deines Bruders ſchreit laut zu mir von der Erde. Verflucht ſollſt du ſeyn auf der Erde, die das Blut deines Bruders von deinen Händen empfangen hat. Unſtät und flüchtig ſollſt du ſeyn auf der Erde.“ Da hatte der unglückliche Cain nicht mehr das Herz, vor das Angeſicht ſeiner Eltern zu kommen, ſondern er floh mit ſeinem böſen Gewiſſen und mit dem Fluch, der ſeine That verfolgte, in eine andere Gegend. — Das war die Freude und der Troſt, den die armen Menſchen-Eltern an ihren erſten Kindern erlebten.

Gott erbarmte ſich über Adam und Eva, und gab ihnen einen dritten Sohn, der hieß Seth. Seth wurde ein frommer Mann, und erzog nachher auch ſeine Kinder in der Furcht Gottes. Von ihm ſtammen her die Erzväter Henoch, Noah und Abraham. Adam erreichte ein ſehr hohes Alter, und ward alsdann wieder zur Erde, von der er genommen war.

5.

Die Sündfluth.

Henoch führte ein göttliches Leben. Eines Tages gieng er von den Seinigen hinweg, und kam nicht mehr zurück. Weil er ein göttliches Leben führte, nahm ihn Gott zu ſich.

Noah lebte ſchon in einer böſen Zeit. Die Menſchen hatten des Herrn, ihres Gottes, vergeſſen, obgleich ſie täglich Wohlthaten aus ſeiner Hand empfiengen. Sie lebten nicht nach ſeinem heiligen Willen und Gebot, ſondern nach den unheiligen Gelüſten ihres Herzens. Nur Noah und ſein Weib waren noch fromm, wie Seth einſt geweſen war, und bewahrten ihre Kinder, als rechtſchaffenen Eltern zuſteht, vor den böſen Beiſpielen und dem Verderbniß der Zeiten, ſo ſehr ihnen möglich war. Gott beſchloß, das menſchliche Geſchlecht in einer großen Waſſerfluth umkommen zu laſſen. Aber den frommen Noah und ſeine Angehörigen wollte er nicht umkommen

lassen. Er befahl ihm, was er zu seiner Rettung thun sollte, und Noah that also. Er bauete aus Tannenholz eine Arche, das heißt, ein großes Haus, welches auf dem Wasser schwimmen kann. Drei Stockwerke hatte die Arche und in jedem zahlreiche Kammern. Oben gegen den Himmel hatte sie ein Fenster. Die Thüre aber war auf der einen Seite. In die Arche brachte er allerlei Thiere von allerlei Art, Männlein und Weiblein, daß sie lebendig blieben, und allerlei Nahrungs-Mittel, daß sie ihm und ihnen zur Nahrung dienten. Also hatte ihm Gott geboten. Der Herr sprach zu Noah: „Gehe jetzt in die Arche, du und deine Angehörigen, denn ich habe dich gerecht erfunden vor mir in dieser Zeit.“ Noah gieng in die Arche, er, sein Weib, seine drei Söhne und seiner Söhne Weiber, acht Seelen, und Gott schloß hinter ihnen zu. Da überzog sich auf einmal der Himmel mit schweren schwarzen Wolken; die schütteten sich aus in furchtbaren Regenströmen vierzig Tage lang, und die unterirdischen Gewässer brachen aus.

Die Arche fieng an, sich von der Erde zu erheben. Die Felder, die Bäume, die Wohnungen der Menschen standen schon unter Wasser. Die Arche fieng an, auf den Gewässern zu schwimmen. Menschen und Thiere, die noch nicht in der Ebene umgekommen waren, flüchteten auf die Hügel, von den Hügeln auf die Berge. Die Köpfe der Berge wurden immer kleiner und giengen ebenfalls unter, mit allem, was darauf seine Zuflucht genommen hatte. Fünfzehn Ellen hoch schwamm zuletzt die Arche über den Köpfen der Berge. Da war nichts mehr,

als Waſſer unten und Waſſer oben, und ein ſchwimmendes Haus mit acht Seelen unter Gottes Schutz und Schirm.

Wer unter dem Schirm des Höchſten ſitzet und unter dem Schatten des Allmächtigen weilet, der ſpricht zu dem Herrn: „Meine Zuverſicht und meine Burg, mein Gott, auf den ich hoffe.“

Hundert und fünfzig Tage lang ſtand ſo hoch die Fluth, da fieng an der Wind zu wehen, der Regen hörte auf, und das Waſſer nahm nach und nach wieder ab. Zuerſt blieb die Arche unter dem Waſſer ſitzen, auf dem Gebirge Ararat. Das Gewäſſer nahm immer mehr ab, und die Köpfe der Berge wurden wieder ſichtbar. Noah ließ einen Raben ausfliegen, der kam nicht wieder, ſondern flog über dem Gewäſſer hin und her, bis das Gewäſſer vertrocknet war. Das iſt der Raben freye Art. Noah ließ eine Taube ausfliegen; die fand, wohin ſie flog, keinen trockenen Aufenthalt, und kam wieder in die Arche zurück. Das iſt die Art der frommen Taube. Nach ſieben Tagen ließ Noah eine andere Taube fliegen, die blieb aus bis um die Vesperzeit. Um die Vesperzeit kam ſie zurück und brachte bereits wieder ein grünes Blatt von einem Oelbaum mit. Das war wohl eine große Freude in der Arche.

Abermal nach ſieben Tagen ließ Noah noch eine Taube ausfliegen. Dieſe kam nimmer zurück. Daran erkannte er, daß das Erdreich wieder trocken war. Gott redete mit Noah, und er gieng heraus,

und betrat zum erſtenmal wieder den Erdboden, er und die Seinigen und die Thiere, welche er hatte mit ſich genommen. Die Thiere flogen und hüpften und wandelten freudig auf dem neuen Erdboden herum, jegliches mit ſeinesgleichen. Noah aber und ſeine Söhne baueten einen Altar, und brachten Gott ein Dankopfer für ihre wunderbare Errettung. Das können gute Menſchen nie vergeſſen, Gott zu danken, wenn er ſie und die Ihrigen in einer Gefahr beſchirmt und gnädig errettet hat. Gott hatte auch Wohlgefallen an dieſen dankbaren Geſinnungen und gab der Erde und dem Menſchengeſchlecht noch einmal ſeinen Segen. „Seyd fruchtbar," ſagte er, „und mehret euch, daß euer viel werden auf der Erde. So lange die Erde ſteht," ſprach er, „ſoll nicht aufhören Saamen und Erndte, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Es ſoll keine Sündfluth mehr kommen, daß ſie die Erde verderbe." In dieſem Augenblicke, als Noah ſeine Augen emporhob, da ſtand der ſchöne Regenbogen in ſeiner ſtillen Herrlichkeit und Majeſtät in den Wolken. Gott ſprach: „das ſoll das Zeichen ſeyn und das Pfand meiner Verheißung und meiner Gnade, womit ich die Erde anſchaue, mein Bogen, den ich in die Wolken geſtellt habe." — Alſo erſcheint noch von Zeit zu Zeit der Regenbogen am Himmel, und es ſpiegelt ſich in ſeiner ſchönen Geſtalt und in ſeinen milden heitern Farben noch jetzt die Freundlichkeit und Leutſeligkeit Gottes gegen die Menſchen ab, und leuchtet hernieder auf die Erde.

Fromme Kinder ſehen ihn mit Verwunderung und Freude an, und wollen nie etwas Böſes thun.

Die drei Söhne aber des Noah hießen Sem, Ham und Japhet. Ham und Japhet zogen hinweg und breiteten ſich über den Erdboden aus mit ihren Geſchlechtern. Ein Abkömmling aber von Sem war Abraham.

6

Abraham und Loth.

Abraham war ein Sohn des Tharah, und hatte zwei Brüder, Nahor und Haran. Haran ſtarb und hinterließ einen Sohn, Namens Loth. Abraham und Loth wohnten in einem Lande, das Meſopotamia heißt, und waren ſehr reiche Leute an Heerden, an Silber und Gold. Aber Abraham hatte in ſeinem Gemüth einen noch viel größern inwendigen Reichthum. Denn er war ein gottesfürchtiger Mann, redlich und großmüthig gegen Jeden, der mit ihm zu thun hatte, voll Vertrauen auf Gott, und gutes Zutrauens zu den Menſchen, weil er es ſelbſt redlich meynte mit Gott und mit den Menſchen. Wegen dieſer ſchönen Eigenſchaften ſeines Gemüths war er Gott angenehm, den Menſchen werth und mit ſich ſelbſt im Frieden. Dieß iſt der große Reichthum, der mehr beglückt, und weiter reicht als Gold und Silber.

Zu dieſem Abraham ſprach Gott: „Ziehe weg aus deinem Vaterland, und von deiner Freundſchaft und aus deines Vaters Haus, in ein Land, welches

ich dir zeigen werde. Ich will deine Nachkommen zu einem großen Volk vermehren und will dich ſegnen, und es ſollen durch dich geſegnet werden alle Geſchlechter der Erde.“ Das war eine groſe und geheimniſsvolle Verheiſsung, und es kommt noch einer aus dem Geſchlechte Abrahams, in welchem die Verheiſsung wahr wird. Abraham glaubte und gehorchte Gott, und zog weg aus ſeinem Heimweſen mit ſeinem Weibe Sara — noch hatte er keine Kinder — und mit allen ſeinen Knechten und mit ſeiner ganzen Habe. Auch nahm er mit ſich ſeinen Neffen Loth. Er wollte ſich nicht von ihm trennen. Er wollte ſeines Bruders Sohn nicht allein in dem Lande zurücklaſſen, aus welchem er hinweg zog. Dieſe Liebe hat Gott in das Herz der Menſchen gegeben. Sie ſtirbt nicht in unſern Freunden ab, ſondern ſie gehört nach dem Tode ihren Kindern an. Wer ihnen dieſe Liebe und Fürſorge entzieht, der verweigert ihnen ihr ſchönſtes und heiligſtes Erbtheil. Alſo kamen Abraham und Loth, von Gott geleitet, in das Land Canaan als Fremdlinge.

Als aber Abraham die ſchöne Landſchaft betrachtete, in welche er gekommen war, und ſich nicht ſatt ſchauen konnte an den fruchtbaren Gefilden, an den fetten Triften, an dem waſſerreichen Strom, dem Jordan, und an den ſonnigen Hügeln, da verkündete Gott ihm einen neuen Segen: „Deinen Nachkommen, ſagte er, will ich dieſes Land zum Eigenthum geben.“

Abraham und Loth wurden von den Einwohnern des Landes, zu denen ſie in die Nähe gekommen waren,

waren, freundſchaftlich aufgenommen. Fromme ehrenwerthe Leute finden überall eine gute Aufnahme. Aber die Heerden des Abraham und die Heerden des Loth waren zu groß, ſie konnten nicht in einem ſo engen Raume beiſammen bleiben, als ſie anfänglich waren. Es entſtand täglich Zank zwiſchen ihren Hirten. Andere Leute, als dieſe zwei, hätten an dem Zank ihrer Hirten aus Stolz oder Eigennutz Antheil genommen, und ſich ſelbſt untereinander verfeindet. Es ſcheint faſt, Loth habe den Anfang dazu machen wollen. Aber Vernunft und Friedfertigkeit wählt immer das Beſte. Abraham ſprach mit Loth: „Lieber, laß nicht Zank ſeyn zwiſchen mir und dir, denn wir ſind Gebrüder. Steht nicht alles Land vor dir offen? Lieber, ſcheide dich von mir. Willſt du zur Linken, ſo will ich zur Rechten, oder willſt du zur Rechten, ſo will ich zur Linken.“ So edelmüthig handelte der ältere und mächtigere Abraham gegen den Sohn ſeines Bruders. Loth wählte die waſſerreiche Landſchaft am Fluſſe des Jordan, das ſchöne Thal Sittim, wo damals die reichen Städte Sodom und Gomorra ſtanden, und wohnte von der Zeit an in der Stadt Sodom. —

7.

Loths Gefahr und Errettung.

Loth hatte nicht glücklich gewählt. Oft wählt der kurzſichtige Menſch ſein Unglück, wenn er auch noch ſo klug und vorſichtig zu handeln glaubt. Aber

wenn er nur redlich dabei zu Werk gegangen iſt, ſo weiß Gott ſchon wieder Mittel und Wege zur Rettung der Seinigen.

Loth wohnte unter gottloſen Menſchen; das war ſchon ein groſſes Unglück.

Es waren auch viele kleine Regenten in jenen Gegenden. Unter ihnen entſtand ein Krieg. Vier kämpften gegen fünf. Der Krieg zog ſich in das Thal Sittim und bis nach Sodom. Die Vier ſiegten gegen die Fünfe. Loth mit allen ſeinen Knechten und Mägden und mit ſeinen ſchönen Heerden wurde gefangen genommen und weggeführt. Dazu auch die Leute und alle Habe zu Sodom und Gomorra.

Ein Entflohener meldete dem Abraham, Loth, ſein Gefreundter, ſey mit den übrigen Einwohnern gefangen und weggeführt worden von dem Feind. Da brach Abraham ſchleunig auf mit allen ſeinen Leuten, dreihundert und achtzehn an der Zahl. Auch begleiteten ihn ſeine Bundesgenoſſen, die Männer Aner, Escol und Mamre mit ihren Leuten. Sie holten den Zug der Gefangenen ein, griffen den Feind in der Nacht von verſchiedenen Seiten unverſehens an, und retteten den Loth und alles wieder, was die Feinde genommen hatten.

Der frohe Heimzug gieng an der Stadt Salem vorbei. Damals lebte in Salem ein ehrwürdiger Mann mit Namen Melchiſedek. Der war zugleich König und Prieſter Gottes des Allerhöchſten in dieſer Stadt. Melchiſedek kam heraus, dem Abraham entgegen, und bewillkommte ihn. „Geſegnet ſeyſt du, Abraham, Gott dem Allerhöchſten, der Himmel und

Erde beherrſcht, und gelobet ſey Gott, der deine Feinde in deine Hände gegeben hat!" Auch bewirthete er den Abraham und alle ſeine Leute mit Speiſe und Trank. Das nahm Abraham für eine große Ehre auf. Es war für ihn ein rechter Ehren- und Freudentag. Dagegen legte er auch den zehnten Theil von aller ſeiner Beute an dem Altar Gottes des Höchſten nieder, welchem Melchiſedek ein Prieſter war, — anzuzeigen, daß er die Errettung ſeines Gefreundten nicht ſeiner Klugheit und Mannhaftigkeit, ſondern ſeinem Gott verdanke.

Zu gleicher Zeit kam auch der König von Sodom zu ihm. Mit lauter Königen hatte an dieſem Tage der fromme Hirte Abraham zu thun. Es ſprach zu ihm der König von Sodom: „Gieb mir die armen Leute wieder, die du aus der Gewalt der Feinde befreiet haſt. Die Güter magſt du für dich behalten." Denn er glaubte nicht, daß ihm Abraham etwas wieder geben wollte. Abraham aber ſprach zu ihm: „Davor bewahre mich der höchſte Gott, zu dem ich meine Hände aufhebe, daß ich von Allem, was dein iſt, einen Faden behalten ſollte, ausgenommen, was die Leute verzehrt haben, und was meine Bundesgenoſſen anzuſprechen haben." Mit dieſem Worten gab Abraham dem ausgeplünderten König von Sodom alles wieder zurück, was ihm die Feinde genommen hatten."

So ſchön geht die Dankbarkeit gegen Gott und die Barmherzigkeit gegen unglückliche Menſchen zu gleicher Zeit aus einem demüthigen Herzen hervor, und es mag eines ohne das andere nicht wohl beſtehen.

8.

Sodom und Gomorra. Die Geburt Iſaaks.

Die morgenländiſchen Hirten wohnten gerne in Zelten. Einmal in der heißen Mittagsſtunde ſaß Abraham vor dem Eingang ſeines Hirtenzeltes, und mochte wohl daran denken, wie unglücklich er ſei, daß er zu ſeinem großen Reichthum keine Erben habe, oder, wie glücklich Loth ſei, daß er jetzt wieder ruhig in Sodom leben könne. — Gott begegnet unſern Gedanken. — Als Abraham von ungefähr ſeine Augen aufhob, ſah er drei unbekannte Männer gegen ſein Zelt herkommen. Die ſind anzuſehen als höhere Weſen, welche in Menſchengeſtalt den frommen Abraham beſuchen und ihm Zukünftiges ſagen wollten. Abraham gieng ihnen ſogleich entgegen, er bewillkommte ſie nach morgenländiſcher Sitte, und bat ſie, daß ſie bei ihm einkehreten, und eine Erquickung annähmen. Denn das war eine von den ſchönſten Tugenden des Abraham, ſein ehrenhaftes Betragen gegen fremde Leute. Während als ſie bei ihm vor dem Zelte ſaßen und aßen, ſagte einer von den Dreien, der Vornehmſte: „Ehe als ein Jahr vergeht, wirſt du Vater eines Sohnes ſeyn.“ Abraham und Sarah wollten es anfänglich nicht glauben, denn ſie hatten ſchon zu lange vergeblich auf Nachkommenſchaft gewartet.“ Aber der Unbekannte ſagte nur mit wenigen Worten: „Sollte Gott etwas unmöglich ſeyn?“ Als die Drei wieder fortgiengen, begleitete

ſie Abraham; aber ehe ſie von einander ſchieden, ſagte ihm noch der eine, daß jetzt Sodom wegen der Gottloſigkeit ſeiner Einwohner würde zerſtört werden. Abraham redete zu dem Herrn: „Willſt du denn den Gerechten mit dem Gottloſen laſſen umkommen? Es möchten vielleicht fünfzig Gerechte in der Stadt ſeyn; wollteſt du dem Ort nicht vergeben um der fünfzig Gerechten willen? Das ſey ferne von dir, daß du dem Gerechten wie dem Ungerechten thuſt, der du aller Welt Richter biſt. Du wirſt nicht alſo richten." Abraham hatte den rechten Glauben. Gott verſchont oft um weniger frommen Menſchen willen viele Gottloſe. Aber der Herr ſprach endlich, als Abraham lange mit ihm geredet hatte: „Wenn ich zehn Gerechte darinnen finde, ſo will ich es nicht thun."

Zwei von den Dreien giengen hierauf nach Sodom, daß ſie den Loth erretteten. Loth ſaß an dem Thore der Stadt, als ſie ankamen, und obgleich er ſie ebenfalls nicht kannte, wer ſie waren, bat er ſie doch, die Nacht-Herberge bei ihm anzunehmen, denn es war Abend. Sie verkündeten dem Loth, daß Gott dieſe Stadt wegen ihrer Sünden werde untergehen laſſen, und befahl ihm, aus derſelben mit ſeinen Angehörigen fortzuziehen. Loth hatte eine Frau und zwei Töchter. Er wollte auch noch zwei junge Männer retten, die mit ſeinen Töchtern verſprochen waren. Als ſie aber ſeine Rede vernommen hatten, war es ihnen lächerlich, was er ſagte. So weit kann ein Menſch die Vermeſſenheit treiben. Wenn die göttlichen Strafgerichte ſchon vor der Thüre ſind, ſo lacht ſie noch und verachtet die letzten Warnungen, welche noch vorausgehen. Kaum war die Morgen-

réthe aufgegangen, ſo nöthigten die Zwei den Loth, mit den Seinigen die Stadt zu verlaſſen: „Eile, rette deine Seele; rette dein Leben!“

Eine fürchterliche Gewitterwolke ſtellte ſich über das Thal Sittim. Die Blitze fiengen an zu leuchten, Feuer und Schwefel regnete vom Himmel. In dem Thal Sittim waren viele Adern von Erdharz. Das Erdharz fieng Feuer. Das ganze ſchöne Thal Sittim ſtand in Flammen. Vier Städte, Sodom, Gemorra, Adama und Zeboim giengen zu Grunde. Abraham ſah in der Ferne ſchwarze Rauchwolken aufſteigen. Das war der Brand von Sodom. Das ganze Thal verwandelte ſich in einen groſſen Waſſerpfuhl, der das Salzmeer genannt wurde. Er iſt noch zu ſehen und heißt jetzt das todte Meer. Loth hatte glücklich das Städtchen Zoar erreicht, welches verſchont blieb. Seine Frau verunglückte unterwegs. In der Folge zog er in das Gebirg, und wurde nachher ein Stammvater der zwei Völker Moab und Ammon. Abraham aber wurde noch in demſelben Jahr Vater eines Sohnes, und gab ihm dem Namen Iſaak. Da ſah er mit Freuden die göttliche Verheißung erfüllt und ſein Vertrauen gekrönt. Es fehlte ihm nun nichts mehr zu ſeinem irdiſchen Glück.

9.

Reden Gottes zu Abraham.

Gott redete auch zu andern Zeiten mit dem frommen Abraham. Einmal ſprach er zu ihm: „Fürchte

dich nicht, Abraham. Ich bin dein Schild, und dein ſehr groſſer Lohn.“ Das iſt ein reicher Schatz für fromme Herzen, auch für bekümmerte Herzen, wenn ſie fromm ſind, daß Gott ihr Lohn ſeyn will. Das iſt mehr als Dank und Lohn der Menſchen, mehr als die Erde hat und geben kann.

Herr, wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, o Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil.

Ein andermal ſprach er zu ihm: „Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und ſey fromm.“ Das nämliche ſagt Gott gleicherweiſe allen Menſchen, die es leſen und hören, ſonderlich den Kindern. Denn er iſt nicht nur dem Abraham, ſondern allen Menſchen ein allmächtiger Gott.

Nun denn, weil wir überall die Werke der göttlichen Allmacht vor den Augen haben, die Blumen, die Aehren, den Baum, die Sonne, den Mond, die Sterne, ſo wollen wir oft an ſeine Gegenwart denken, und ſeiner Ermahnung unſere Herzen aufthun: „Wandle vor mir und ſey fromm.“ Solche Sprüchlein, wenn man oft daran denkt, und ſie befolgt, ſind gleich, als leuchtende Sternlein, mit welchen wir auf guten Wegen bleiben, und zu Gott kommen. Dein Wort, o Gott, iſt meines Fuſſes Leuchte und ein Licht auf meinen Wegen.

Wieder einmal wollte Gott das Vertrauen und den Gehorſam des Abrahams auf die Probe ſtellen, menſchlicher Weiſe zu reden, ob er im Stande ſey, ſein Liebſtes und Beſtes, und Einziges, ſeinen Sohn Iſaak, Gott wieder zu geben. Ja, das war Abrahams Gehorſam und Vertrauen im Stande. Er hätte es gethan, er hätte ihn geopfert, ohne Murren und ohne Widerrede. Dieſe fromme Ergebenheit gefiel Gott wohl und er bekräftigte dem Abraham ſeine Verheißung: „Durch deine Nachkommenſchaft ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden.“

10.

Iſaak.

Sarah, die Ehefrau Abrahams, erlebte nicht mehr die Heirath ihres Sohnes Iſaak. Als ſie aber geſtorben war, hatte Abraham, trotz allem ſeinem Reichthum, erſt kein Plätzlein, wohin er ſie begraben konnte. Denn in jener Gegend hatte man dazumal noch keine Kirchhöfe. Wer ein liegendes Eigenthum beſaß, begrub darin ſeine Todten. Allein Abraham hatte noch kein liegendes Eigenthum in dem Lande, ſondern er kaufte von einem Landeseinwohner, Namens Ephron, einen Acker, in welchem eine zwiefache Höhle war. In die Höhle begrub er die Genoſſin ſeines Lebens und ſeines Glückes. Das war das erſte Eigenthum Abrahams und ſeiner Nach-

kommen in dem Lande, das ihnen verheißen war, ein Stücklein Ackerfeld, und eine Leiche darin.

Abraham wollte ſeinem Sohne Iſaak keine von den Töchtern der Fremden zum Weibe geben, unter welchen er lebte. Er befahl dem Elieſer, ſeinem älteſten und getreueſten Diener, welcher ſeinem ganzen Vermögen vorſtand, daß er in ſein Vaterland gehen ſollte, aus welchem ihn Gott nach Canaan geführt hatte. Dort ſollte er um eine brave Jungfrau für ſeinen Sohn Iſaak ausgehen. Das iſt die Liebe zum Vaterland, und der Glaube an des Vaterlandes gute Art. „Der Gott des Himmels," ſagte er, „der mich von meines Vaters Hauſe genommen hat und aus meiner Heimath, der wird ſeinen Engel vor dir her ſenden, daß du meinem Sohn daſelbſt ein Weib nehmeſt." Der Diener des Abrahams machte ſich auf mit zehn Cameelen und vielen Lebensmitteln und Geſchenken, und zog viele Tagereiſen weit durch fremde Landſchaften nach Meſopotamia, in die Heimath ſeines Herrn. Außen vor einer Stadt lagerte er ſich mit ſeinen Cameelen an einem Brunnen. — Daſelbſt betete er, daß Gott Barmherzigkeit an ſeinem Herrn, dem Abraham und an ſeinem Sohn Iſaak thun und ihm in dieſer Stadt eine brave Perſon für den Sohn ſeines Herrn zeigen wolle.

Indem kam mit einem Waſſerkrug eine feine und ſittſame Jungfrau, die gieng hinab zum Brunnen und füllte das Gefäß. Abrahams Diener bat ſie, daß ſie des Waſſers ihm möchte zu trinken geben. Die Jungfrau ſprach: „Trinke, mein Herr! Ich will auch deinen Cameelen ſchöpfen, bis ſie alle ge-

trunken haben.“ Solche Artigkeit und Dienstfertigkeit gegen fremde Leute sieht der Jugend wohl und löblich an, und ist das Zeichen einer verständigen Erziehung. Daher wünschte Abrahams Diener wohl, daß Gott solch ein Töchterlein dem Sohn seines Herrn zur Ehegattin bescheren möchte. Er nahm von den Kostbarkeiten, die ihm Abraham mitgegeben hatte, zwei goldene Armringe und legte sie um ihre Arme. „Sage mir, meine Tochter, wem gehörst du an, und haben wir auch Raum in deines Vaters Hause zur Herberge?“ Aber welche Freude drang in das Herz des guten Alten, als er hörte, wer die fremde Jungfrau sey: „Ich bin Rebecca,“ sagte sie, „die Tochter Bethuels, der ein Sohn ist des Nahors.“ Das ist der nämliche Nahor, der Bruder des Abraham, der in Mesopotamia zurückgeblieben war, als Abraham und Loth in das Land Canaan zogen. Als der Mann das hörte, betete er den Herrn an: „Gelobet sey der Herr, der Gott Abrahams, der seine Barmherzigkeit und seine Wahrheit nicht entzogen hat meinem Herrn, denn Er hat mich den Weg geführt, zu dem Hause des Bruders meines Herrn.“

An diesem Gebet ist zu erkennen der Knecht des frommen Abrahams. Denn fromme Herrschaft zieht frommes Gesinde, und wird eines des andern Segen. Böse Herrschaft zieht böses Gesinde, und wird eines dem andern zum Unsegen.

Rebecca eilte unterdessen nach Hause, daß sie Anstalt machte zur Aufnahme des Fremdlings. Laban aber, ihr Bruder, eilte hin an den Brunnen und holte den Mann mit seinen Cameelen ab, und

führte ihn in ſeines Vaters Haus. Da ſah er ſich nun auf einmal und unverhofft mitten in einem fremden Lande unter den Verwandten ſeines Herrn. War er aber darüber verwundert und hoch erfreut, nicht weniger waren ſie es, als ſie hörten, er komme aus Canaan, von ihrem Gefreundten Abraham, und als er ihnen erzählte, wie Gott ſeinen Herrn mit einem braven Sohn und großem Reichthum geſegnet habe.

Weil er nun ſah, daß Gott Gnade zu ſeiner Reiſe gegeben und ihn in dieſes Haus geführet habe, eröffnete er ihnen die Abſicht ſeiner Reiſe und ſeines Herzens Begehr, daß Bethuel wolle ſeine Tochter dem Sohn ſeines Herrn zum Weibe geben. Als Bethuel und ſeine Kinder das hörten, ſprachen ſie: „Das kommt von dem Herrn, darum können wir nichts darwider reden. Da iſt Rebecca! Nimm ſie und ziehe hin, daß ſie dem Sohn deinem Herrn zum Weibe ſey.“ Zu Rebecca aber ſprachen ſie: „Du biſt unſere Schweſter, wachſe in viel tauſendmal Tauſend.“ Alſo zog er wieder hinweg, und nahm die Rebecca mit ſich, nachdem er ihnen viel Kleinodien und ſchöne Kleider und köſtliches Gewürz aus dem Lande Canaan geſchenkt und mit ihnen gegeſſen und getrunken hatte, und kam wieder in dem Lande Canaan an.

Iſaak war ausgegangen, daß er betete auf dem Felde um den Abend, und ſah die Cameele kommen, und Abrahams Diener zeigte der Rebecca den frommen Jüngling in ſeiner blühenden Geſtalt, daß dieß ihr künftiger Gemahl ſey. Da ſtieg ſie von dem Cameel herab, auf welchem ſie geſeſſen war,

und verhüllete ſich nach morgenländiſcher Sitte und grüßte ihn. Iſaak aber brachte ſie vor ſeinen Vater Abraham, daß er ſie von ihm zum Weibe empfienge, und führte ſie hernach in das Zelt, welches ſeine Mutter Sarah bewohnt hatte, daß es nun das ihrige wäre.

Alſo erlebte Abraham die Freude, ſeinen Sohn vermählt zu ſehen mit einer Jungfrau aus dem guten Blute ſeiner Verwandtſchaft, mit der Enkelin ſeines Bruders Nahor. Mit dieſer Freude krönte Gott ſein langes frommes Leben. Abraham lebte noch lange in einem ruhigen Alter, bis endlich ſein Stündlein kam, und Gott ſeinen Freund zu ſich rief. Als er geſtorben war, begruben ihn ſeine Kinder in der Höhle zu Sarah ſeiner Ehefrau, daß der Tod wieder vereinigte, was der Tod getrennt hatte, und Iſaak war der Erbe aller ſeiner Habe, und der Liebe und Werthſchätzung, die ſich Abraham bei den Einwohnenden des Landes erworben hatte. — Auch beſtätigte ihm Gott den Segen ſeines Vaters: „Durch deine Nachkommenſchaft ſollen alle Völker auf Erden geſegnet werden.“

11.

Eſau und Jakob.

Die Erzväter jener Zeit waren keiner weltlichen Herrſchaft unterworfen. Sie ſtanden nur unter Gottes Gewalt. Sie ſelbſt aber übten eine freie und obrig-

keitliche Herrſchaft aus über ihre Kinder, über ihre Verwandten, wenn dieſe nicht mächtig genug waren, ſich von ihnen zu trennen, und über alle ihre Knechte. Sie ſtanden auch unter keiner geiſtlichen Gewalt, jeder war ſelbſt Prieſter in ſeinem Hauſe, und trug das ſchöne Amt, Mittler zu ſeyn zwiſchen Gott und ſeinem Hauſe.

Der erſtgeborne Sohn aber hatte große Rechte und Vorzüge vor ſeinen Brüdern, und erbte nach des Vaters Tode die Herrſchaft und die Prieſterwürde, wenn nichts anders dazwiſchen kam. Solch ein Fürſt und Prieſter ſeines Hauſes war Abraham, und nach ihm ſein Sohn Iſaak. Aber in Iſaaks Nachkommenſchaft kam etwas anders dazwiſchen.

Iſaak hatte von ſeiner Ehefrau, der Rebecca, zwei Söhne, den Eſau und Jakob. Eſau der Erſtgeborne war von mannhafter, kräftiger Natur, ein Menſch, der das Freie liebte, leichtſinnig, aber gutmüthig. So hatte ihn der Vater gern. Jakob aber war ein ſtilles Büblein, das gerne daheim ſaß, und mit häuslichen Geſchäften ſich verthat. Das gefiel der Mutter wohl. Jakob meinte es nicht gut mit ſeinem Bruder, weil Eſau als der Erſtgeborne große Vorrechte hatte. —

O Eigennutz und Mißgunſt, wie könnt ihr das Herz eines Menſchen verderben! —

Eines Tags kam Eſau müde vom Felde heim, Jakob aber ſaß daheim und kochte ſich ein Gemüſe, ein Linſengericht. Eſau ſagt: „Laß mich auch eſſen von dieſer Speiſe, denn ich bin müde.“ Jakob ſagt: „Wenn du mir heute deine Erſtgeburt verkaufſt.“ Eſau erwiederte: „Sterben muß ich doch;

was hilft mir denn die Erſtgeburt!" — Alſo verachtete der Leichtſinnige ſeine Rechte und ſagte ſie mit einem Eid ſeinem Bruder zu. Darauf gab ihm Jakob ein Stücklein Brod und das Linſengericht, und er aß und trank, und ſtund auf und gieng davon.

Es war dieſes kein guter Handel zwiſchen Brüdern ohne Vorwiſſen des Vaters. Eſau hat nicht wohl gethan, daß er ſeine Rechte verachtete. Rechte, die Gott ertheilt, ſoll der Menſch nicht verachten. Auch iſt es ihm noch lange nachher gar übel ausgelegt worden. Aber was ſoll man zu der Denkungsart des Jakobs ſagen, der den Leichtſinn und die Gutherzigkeit ſeines Bruders alſo mißbrauchen konnte? So etwas kann nicht ohne ſchlimme Folgen bleiben.

12.

Feindſchaft zwiſchen Eſau und Jakob.

Nach langer Zeit, als Iſaak ſchon ein hohes Alter erreicht hatte, wurde er blind. Als er nun fühlte, daß er nicht mehr lange leben werde, rief er ſeinen Sohn Eſau zu ſich, und ſprach zu ihm: „Siehe, ich bin alt geworden, und weiß nicht, wann ich ſterben ſoll, ſo gehe nun auf's Feld und bringe mir ein Wildpret und bereite mir ein Eſſen, wie ich es gern habe. Alsdann will ich dir meinen Segen geben, ehe denn ich ſterbe." Alſo redete Iſaak zu ſeinem Sohn Eſau und Rebecca war zugegen, und hörte es. Rebecca aber war ein Weib von liſtiger

Gemüthsart, nicht immer wie eine redliche Hausfrau und treue Mutter ſeyn ſoll, und der ſtille häusliche Jakob war von ihrer Art. Alſo redete auch Rebecca mit ihrem Sohn Jakob. Während nun Eſau auf dem Felde war, ſchlachtete ſie in der Geſchwindigkeit zwei Böcklein und bereitete ſie in der Art, wie Iſaak das Wildpret gerne aß. Hernach zog ſie dem Jakob ſeines Bruders köſtliche Kleider an, und vermummte ſeinen Hals und ſeine glatten Hände, daß ſie rauh wurden wie Eſaus Hände, und gab ihm das gekochte Eſſen, daß er es ſeinem Vater brächte, als wenn es Eſau wäre, und daß er an ſeines Bruders Statt den Segen empfienge.

Es gehört nicht viel dazu, einen alten blinden Vater zu hintergehen, wenn nicht kindliche Liebe und Ehrfurcht und Scheu vor Gott es dem Herzen ſchwer machen. Jakob brachte dem alten blinden Vater das Eſſen, und gab ſich für den Bruder aus. Iſaak ſprach zu ihm, als wenn er der Bruder wäre: „Gott laſſe dich wohnen in einem fruchtbaren Lande, und mache dich darin zu einem glücklichen Mann. Du ſollſt der Herr ſeyn über deine Brüder, und deiner Mutter Kinder ſollen dir dienen.“ Es war ſolch ein Segen anzuſehen als die letzte Willensmeinung des Vaters; Niemand durfte daran etwas ändern noch hindern. Alſo gewann Jakob den Segen des Erſtgebornen ohne Wiſſen des Vaters, nachdem ihm Eſau die Rechte der Erſtgeburt heimlich hatte zugeſagt. Dieſe ſchlimme That übte er aus an ſeinem Vater und an ſeinem Bruder auf Anſtiften der Mutter.

Unterdeſſen kam Eſau vom Felde heim und bereitete dem Vater das Wildpret, und brachte es

ihm, daß er ſeinen Segen empfienge. Der blinde Vater ſagt: „Wer biſt du?“ Er ſagt: „Ich bin Eſau, dein erſtgeborner Sohn,“ und verläugnet alſo dem Vater auch, daß er die Erſtgeburt verkauft hatte. Da entſetzte ſich Iſaak über die Maaßen. „Es iſt ſchon einer da geweſen,“ ſprach er, und er merkte jetzt, daß es Jakob geweſen ſey. „Dein Bruder Jakob iſt da geweſen, der hat mich hinterliſtet, und hat deinen Segen empfangen und ich kanns nimmer ändern.“ Eſau ſchrie vor Entſetzen laut und weinte. „Segne mich auch, mein Vater, haſt du mir keinen Segen vorbehalten?“ Der bewegte Vater ſprach: „Gott wird auch dir einen Wohnſitz geben in einem fruchtbaren Lande. Aber von der Herrſchaft deines Bruders kann ich dich nicht mehr befreyen,“ — nämlich weil er ihm das Wort gegeben hatte, — „Wirf ſelbſt ſein Joch von deinem Halſe ab!“

Von der Zeit an ward Eſau ſeinem Bruder gram und ſagte: „Es iſt mir leid um meinen Vater, denn ich ſchlage meinen Bruder todt.“ Solche Verwirrungen kann eine einzige Leichtfertigkeit in einer Familie anrichten. Eſau verkauft heimlich ſeine Rechte. Jakob erſchleicht ſich dazu die Beſtätigung und den Segen des Vaters. Der alte ſchwache Vater weiß ſich nicht zu helfen und wird in die Untreue hineingezogen. Hat er dem Jakob die Herrſchaft über den Eſau zugeſagt, ſo erlaubt er dem Eſau heimlich, ſich nichts darum zu bekümmern. Eſau kommt in Verſuchung, ein Brudermörder zu werden. Jakob iſt in des Vaters eigenem Hauſe des Lebens nimmer ſicher, und — es iſt noch lange nicht alles vorüber.

So

So folgt eine Sünde aus der andern mit ihrer schweren Strafe. —

Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigest. Die Sünde ist der Leute Verderben.

13.

Jakobs Flucht.

Als Rebecca hörte, daß Jakob in Todesgefahr sey, schickte sie ihn eilends fort nach Mesopotamia, zu Laban, ihrem Bruder, der in Haran wohnte. Als er lange durch fremde einsame Gegenden gereist war, wo er niemand kannte, kam er ebenfalls an einen Brunnen auf dem Felde. Bei dem Brunnen lagen drei Hirten, und warteten auf die andern, daß sie mit einander ihre Schafe tränkten. Es zogen schon Heerden von daher und von dorther, und eine Jungfrau kam auch von ferneher mit ihren Schafen. Jakob hielt ein wenig an dem Brunnen still, und sprach die Hirten an: „Wo seyd ihr her?" Die Hirten sprachen: „Wir sind von Haran." Das war ein freudiges Wort in das Herz Jakobs, daß diese Hirten aus dem Heimathsort seiner Verwandten seyen, und daß er jetzt schon so nahe an dem Ziel seiner Reise sey. „Kennt ihr auch den Laban, den Abkömmling Bethuels?" fragte er die Hirten. Sie sagten, „wir kennen ihn wohl, und es geht ihm gut," und die

Jungfrau, die mit ihren Schafen daher zog, war Labans Tochter. „Siehe da," sprachen die Hirten, „das ist Rahel, seine Tochter." Da durchzuckte eine wunderbare Freude das Herz Jakobs, als er die Jungfrau sah, die Tochter des Bruders seiner Mutter, und die schönen Schafheerden des Bruders seiner Mutter. Er hob eilig den Stein von der Oeffnung des Brunnens — es lag ein Stein auf der Oeffnung — und tränkte die Schafe Labans, als wenn sie seine eigenen wären, weil es die Schafe des Bruders seiner Mutter waren. Die Jungfrau mochte sich wohl darum befremden, daß so ein Unbekannter ihr von freien Stücken diesen Dienst erwiese, aber indem sie ihn darum ansah, sagte er ihr, daß er ihr Verwandter sey, und küßte sie mit brüderlicher Liebe und weinte in der Bewegung seines Herzens. Rahel eilte nach Hause, daß sie es ihrem Vater sagte. Laban kam heraus, und brachte ihn in die Stadt. Da war wieder eine große Freude, daß die Verwandten einander sahen, und Laban sah den Sohn seiner Schwester Rebecca, die vor vielen Jahren von ihm geschieden war, und er hatte auch schon erwachsene Töchter, und noch eine Tochter, welche älter war, als Rahel, mit Namen Lea.

Als Jakob schon eine Zeit lang bei seinen Gefreundten sich aufgehalten hatte, und dem Laban diente, sprach Laban zu ihm: „Wenn du schon mein Fleisch und mein Blut bist, so ist es doch nicht recht, daß du mir umsonst dienest." Jakob hatte eine Liebe zu Rahel gewonnen. Er diente dem Laban sieben Jahre, daß er ihm alsdann die Rahel zum Weibe gebe. Aber Laban war bei dem allen ein

ungewiſſer und willkührlicher Mann. Denn als die ſieben Jahre herum waren, und Jakob ſeine Verlobte freyen wollte, ſprach er zu ihm: „Es iſt hier zu Land nicht gebräuchlich, daß man die jüngere Tochter vor der ältern verheirathe,“ und gab ihm die Lea. Wollte er die Rahel haben, ſo mußte er dem Laban noch einmal ſieben Jahre dienen. Es war dieſes eine wohlverdiente Gerechtigkeit, daß er von dem an, als er ſchon glaubte ein Herr über ſeine Brüder zu ſeyn, ſelber vierzehn Jahre lang dienen mußte in dem Hauſe eines Fremden, wiewohl es ſein Schwiegervater war. Jakob blieb aber noch lange bei Laban, und erwarb ſich in dieſer Zeit großen Reichthum, bis endlich der Friede zwiſchen ihm und ſeinem Schwiegervater nicht länger beſtehen konnte.

14.

Jakobs Heimkehr und Ausſöhnung mit ſeinem Bruder.

Als der Friede nicht mehr beſtehen konnte, zog Jakob mit ſeinen Weibern und Kindern und zahlreichen Heerden nach Canaan zurück, und dachte wohl wieder daran, was er einſt an ſeinem Bruder verſchuldet hatte. Denn das Gewiſſen kennt keine Zeit. Eſau wohnte damals in der Landſchaft Seir, und war daſelbſt ein reicher und mächtiger Mann. Deßwegen ſchickte Jakob eine Botſchaft an ihn, mit der Anmeldung, daß er jetzt auch wieder heim komme,

damit er erführe, wie ſein Bruder gegen ihn geſinnet ſey. Aber der gutherzige Bruder hatte allen Gram und Groll ſchon lange vergeſſen, ja vor lauter Freude wollte er ſeinem Bruder eine große Ehre anthun, und zog ihm mit einer Begleitung von vierhundert Mann entgegen. Jakob aber bekam darüber Gedanken, und fürchtete, ſein Bruder werde ihn angreifen wollen. Denn dieſe Qual hat das verletzte Gewiſſen, daß es kein Zutrauen zu den Menſchen haben, und ſich auf nichts freuen kann. Doch ſchickte er ſeinem Bruder viele Geſchenke, Schafe, Rinder und Cameele entgegen, und theilte ſein Geſinde und ſeine Heerde in zwei Theile, daß er noch mit einem entfliehen könnte, wenn Eſau den andern angreifen ſollte. Auch betete er ſelbiges Tages: „Herr, Gott meiner Väter, ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt. Denn ich hatte nichts, als dieſen Stab, da ich über den Jordan gieng, und kehre nun zurück mit zwei großen Heerden. Errette mich von der Hand meines Bruders.“ Es iſt zu glauben, daß dieſer Augenblick der Anfang zur Beſſerung ſeines Herzens war. Denn wer an Gottes Güte, und an ſeine eigene Unwürdigkeit und Hülfloſigkeit denkt, und ſein Herz wird bewegt, daß er beten muß, und nimmer anders kann, der hat den Weg zur Beſſerung gefunden. Auch gab ihm Gott einen neuen Namen und nannte ihn Iſrael, was gleichſam ſagen will, daß er jetzt ein anderer Menſch ſey, als er vorher einer geweſen war.

Am folgenden Morgen hob er ſeine Augen auf, und ſah ſeinen Bruder kommen mit vierhundert

Mann. Er gieng mit ſeinen Frauen und Kindern ihm entgegen, und bückte ſich ſiebenmal vor ihm zur Erde, bis er zu ihm kam. Aber Eſau faßte die Sache kürzer, der hochherzige Menſch. Er gieng auf ſeinen Bruder zu, herzte und küßte ihn, und beide weinten vor Wehmuth und Freude. Hernach grüßte er auch die Frauen und Kinder ſeines Bruders. Auch wollte er anfänglich die Geſchenke gar nicht annehmen, denn er hatte genug, und war zufrieden, daß er nur ſeinen Bruder Jakob wieder hatte. Jakob nannte den Eſau ſeinen Herrn, und ſich ſeinen Knecht, womit er andeutete, daß er die Erſtgeburt und die Herrſchaft über ſeine Brüder nimmer verlangte. Aber Eſau ſagte einmal um das andere: „Mein Bruder,“ und verlangte nichts zurück, ſondern hielt das Wort ſeines Vaters in Ehren. Alſo ſöhnten ſich die Brüder aus, und Gott ſegnete den Jakob und beſtätigte ihm die Verheißung ſeiner Väter.

„Herr, Herr Gott, barmherzig und gnädig und geduldig und von großer Güte und Treue, der du beweiſeſt Gnade und Barmherzigkeit in tauſend Glied und vergiebſt Miſſethat und Sünde und Uebertretung, und vor welchem Niemand unſchuldig iſt.“

Eſau wurde nachher noch ein mächtiger Fürſt in dem Lande Seir und iſt der Stammvater des Volkes der Edomiter. Jakob aber blieb in dem Lande Canaan. Aber die Nachkommen des Eſau und die Nachkommen des Jakob lebten fortan gegen einander in Feindſchaft. Denn manches, was Gott ver-

zeiht, verzeihen die Menſchen nicht, und hatten doch ſo viele Urſache zur Verſöhnlichkeit und zum Frieden. —

15.

Jakobs Söhne.

Jakob hatte zwölf Söhne. Ihre Namen ſind: Ruben, Simeon, Levi, Juda, Sebulon, Iſaſchar, Dan, Gad, Aſſer, Naphtali, Joſeph, Benjamin. Aber den Joſeph hatte Jakob lieber, als die andern Söhne, und gab ihm ſchönere Kleider. Darum neideten ihn die Brüder. Auch hatte Joſeph gar ſeltſame Träume. Einmal, zum Beiſpiel, träumte ihm, daß die Sonne, der Mond und eilf Sterne ſich vor ihm neigten, alſo daß auch ſein Vater zu ihm ſagte: „Was ſind das für Träume? Soll dein Vater, deine Mutter und deine eilf Brüder kommen und vor dir niederfallen?“ Als wenn die Sonne den Vater, der Mond die Mutter und die eilf Sterne ſeine Brüder bedeuteten, daß ſie noch vor ihm niederknieen, und ihn verehren würden. — Es iſt wohl möglich, daß ſo etwas geſchieht. — Einmal ſchickte ihn Jakob hinaus, eines weiten Weges, wo ſeine Brüder weideten, daß er ſähe, wie es um ſie ſtünde. Joſeph gieng, aber er kam nicht mehr heim. Er wußte nicht, welchem Unglück und welcher Erhöhung er entgegen gieng. Des Menſchen Gang ſteht nicht in ſeiner Gewalt. Denn als ihn ſeine Brüder von ferne ſahen, ſprachen ſie: „Seht, dort

kommt der Träumer!" Zuerſt wollten ſie ihn tödten. Aber Ruben, der älteſte unter ihnen, war auch der beſonnenſte, wie es den Jahren geziemt. Er ſprach: „Wir wollen die Hände nicht mit dem Blut unſers Bruders beflecken. Wir wollen ihn lieber in eine Grube werfen." Denn er gedachte ihn heimlich wieder herauszuziehen, und zu dem Vater zu bringen, daß er gerettet würde. Demnach warfen ſie ihn in eine Grube, daß er darin verſchmachten ſollte. Hernach zogen fremde Kaufleute mit ihren Cameelen vorüber, die nach Aegypten reiſeten. Da nahmen ſie ihn wieder aus der Grube, und verkauften ihn an die Fremden um zwanzig Silberſtücke. Hernach ſchlachteten ſie einen Ziegenbock, und tauchten den ſchönen Rock des Joſephs, den verhaßten, in das Blut, und ſchickten ihn dem Vater nach Hauſe: „Dieſen Rock haben wir gefunden, beſchaue ihn doch, ob es nicht deines Sohnes Rock ſey." Als Jakob ihn erblickte, ſchrie er: „Es iſt meines Sohnes Rock; ein böſes Thier hat ihn gefreſſen, ein reiſſendes Thier hat Joſeph zerriſſen."

Seine Töchter kamen ihn zu tröſten, auch ſeine Söhne kamen, die Böſewichte, und tröſteten ihn mit heuchleriſchen Mienen. Aber er wollte keinen Zuſpruch annehmen, ſondern er beklagte von der Zeit an ſeinen Sohn als todt, ſo er doch lebte.

Dieſe Unthat wird den Söhnen Jakobs auch nicht unbezahlt bleiben.

16.

Joseph wird nach Aegypten verkauft.

Die fremden Kaufleute brachten den armen Joseph nach Aegypten und verkauften ihn dem Potiphar, dem Kämmerer des Königs, zum leibeigenen Knecht. Als aber der Kämmerer den Verstand und die Frömmigkeit des Josephs erkannte, und sah, daß er ihm nützlich sey, — ein frommes und verständiges Herz findet überall Freunde — gewann er ihn immer mehr lieb, und setzte ihn zugleich über sein ganzes Vermögen. Da war zwar Joseph auf einmal ein glücklicher Mensch; aber Potiphars Frau war ein gar böses Weib, und muthete dem Joseph einmal um das andere eine große Untreue gegen seinen Herrn zu. Joseph aber sprach zu ihr: „Wie sollt' ich ein so großes Uebel thun, und wider meinen Gott sündigen?"

Dieß ist abermal ein Sternspruchlein, mit welchem man auf guten Wegen bleibt und zu Gott kommt, wenn's auch durch ein Gefängniß hindurchgehen sollte. Als die Frau des Potiphars nicht zu ihrem Willen kommen konnte, und zuletzt fürchten mußte, daß sie verrathen werde, sagte sie zu ihrem Mann: „Der hebräische Knecht, den du in das Haus gebracht hast, hat mir eine große Untreue gegen dich zugemuthet." Die Nachkommen Abrahams wurden in Aegypten Hebräer genannt. Darum sagte sie: „Der hebräische Knecht." Als sein Herr die Rede seines Weibes hörte, ward er sehr zornig, und ließ den Joseph ungehört und ungerechtfertigt in das Gefängniß werfen.

So endeten die guten Tage des Josephs in dem Hause des Potiphars. Aber Gottes Gnade bleibt nicht zurück, wohin auch ein frommes und unschuldiges Herz geworfen wird. Sie gibt sich ihm zu erkennen auf die eine oder die andere Art. Gott lenkte das Herz des Amtmanns über die königlichen Gefängnisse, daß er bald ein gutes Zutrauen zu Joseph gewann, und ihm die Aufsicht und Pflege aller Gefangenen anvertraute. Daher hatte er wieder leibliche Tage. In derselbigen Zeit wurden zwei vornehme Hofbeamte des Königs, der Mundschenk und der Becker, wegen eines Vergehens ebenfalls in das nämliche Gefängniß gebracht, und Joseph erhielt die Aufsicht über sie, wie über die andern, und diente ihnen. Eines Morgens aber, als er zu ihnen kam, waren sie gar traurig, und erzählten ihm, daß Jedem von ihnen ein Traum erschienen sey, und daß Niemand sey, der ihnen ihre Träume auslegen könne. Joseph sagte: „Die Auslegung der Träume ist von Gott. Aber erzählt mir die eurigen.“ Der Mundschenk begann: „Ich sahe einen Weinstock, der hatte drei Zweige. Er grünte, er wuchs, er blühte, und seine Trauben wurden reif. Ich drückte die Beeren aus in den Becher des Königs und gab dem König den Becher in die Hand.“ Joseph sagte: „Ganz recht! die drei Zweige sind drei Tage; in drei Tagen wird der König dein Haupt erheben, und dich wieder in dein Amt setzen. Gedenke meiner, wenn es dir wohl geht, und thue Barmherzigkeit an mir, daß ich aus dem Gefängniß erlöset werde.“ — Der Becker erzählte: „Ich trug drei Körbe auf dem Haupt und in dem obersten Korbe allerlei gebackene Speise für den König, und die Vögel aßen

aus dem Korb auf meinem Haupte." — Joſeph ſagte: „Die drei Körbe ſind drei Tage. In drei Tagen wird der König dein Haupt erheben, und dich an den Galgen henken." Wie geſagt, ſo geſchehen. Nach drei Tagen ſetzte der König den Mundſchenk wieder in ſein Amt, und ließ den Becker henken. Aber der Mundſchenk gedachte nicht mehr an Joſeph, daß er ihn erlöst hätte. Gar oft vergeſſen die Menſchen den treuen Dienſt, der ihnen geleiſtet worden iſt, und den Dank dafür. Aber Gott vergißt die Unſchuld nicht.

Er kennt die rechten Freudenſtunden und weiß wohl, was uns nützlich ſey; wenn er uns nur hat treu erfunden, aufrichtig ohne Heuchelei, ſo kommt er, eh' wir's uns verſeh'n, und läſſet uns viel Gut's geſchehn.

Nach zwei Jahren hatte Pharao auch einen Traum. Pharao, das iſt der König. Er ſah aus dem Waſſer aufſteigen ſieben ſchöne, fette Kühe, und hernach ſieben magere Kühe. Die magern Kühe verſchlangen die fetten und wurden doch nicht fetter. Wiederum ſah er ſieben Aehren wachſen auf einem Halm, die waren voll und dick, und wiederum ſieben dünne verdorrte Aehren, dieſe verſchlangen die vollen und wurden doch nicht dicker. Dieß hatte zu bedeuten, daß böſe unfruchtbare Zeiten kommen würden für die Viehzucht und für den Getreidebau. Als Pharao wegen dieſes Traumes bekümmert war, fiel dem Mundſchenk ſeine Sünde ein, daß er des Joſephs vergeſſen habe, und ſagte dem König, daß ein hebräiſcher Menſch in dem Gefängniß ſey, der habe einſt ihm und dem gehenkten Becker ſeine Träume

wahr gedeutet. Alſogleich ward Joſeph vor den König gebracht; der König erzählt ihm ſeinen Traum. Joſeph ſagte: „Die Deutung der Träume iſt von Gott. — Es werden noch ſieben reiche fruchtbare Jahre über Aegypten kommen, hernach werden ſieben unfruchtbare und magere Jahre über Aegypten kommen. Es wird eine große Noth ſeyn und das Land verzehren.“ Hierauf rieth Joſeph dem König, Kornkammern anlegen zu laſſen, und ſieben Jahre lang den fünften Theil alles Getreides einſammeln und aufzubewahren, für die Jahre der Noth. Dieſe Rede gefiel dem König ſo wohl, und Joſeph zeigte ſo viel Verſtand, daß der König ſagte: „Wo können wir einen verſtändigeren Mann finden, als Joſeph iſt, in welchem der Geiſt Gottes ſey.“ Alſo ſetzte er den Joſeph über ſein ganzes Haus und über ſein ganzes Land, und erhob ihn zu großen Ehren. Er nahm ſeinen Ring von der Hand und gab ihn dem Joſeph an ſeine Hand, er kleidete ihn mit weißer Seide und ſchmückte ihn mit einer goldenen Kette; er ließ ihn auf einem königlichen Wagen fahren und vor ihm ausrufen, daß er ihm eine väterliche Sorge für das Land übertragen habe. So wurde er der Erſte in Aegypten nach dem König, und erfüllte alles getreulich und klug, was er dem König ſelber gerathen hatte. Das iſt nun des Joſephs wunderbarer Weg, den er wandeln mußte, aus des Vaters Haus in eine tiefe Grube, aus der Grube als ein verkaufter Knecht nach Aegypten in das Haus des Potiphars, aus dem Haus des Potiphars in das Gefängniß, aus dem Gefängniß in des Königs Palaſt. Joſeph war dreißig Jahre alt, als er vor dem König ſtand.

Merke noch bei dieſer Geſchichte, was die Träume betrifft: Joſeph legte drei Träume aus. Das will ihm nun mancher betrügliche oder einfältige Menſch nachthun. So nun Jemand zu dir kommt und will dir einen Traum deuten, zu dem ſprich: „Die Auslegung iſt von Gott, beweiſe mir aber zuerſt ſolche Proben von Gottesfurcht und Rechtſchaffenheit, als Joſeph in dem Hauſe des Potiphars und in dem Gefängniß bewieſen hat, alsdann will ich deiner Auslegung glauben, daß ſie von Gott ſey."

17.

Erſte Reiſe der Söhne Jakobs nach Aegypten.

Aber wie ergieng es in der Zeit dem Jakob und ſeinen eilf Söhnen in Canaan? Die Theurung kam, wie ſie Joſeph vorausgeſagt hatte, und erſtreckte ſich auch über das Land Canaan. Als nun Jakob hörte, daß in Aegypten Getreide feil ſey, ſchickte er ſeine Söhne nach Aegypten auf den Einkauf. Nur Benjamin, den Jüngſten, behielt er daheim. Die Brüder dachten ſchon lange nicht mehr an Joſeph. Sie wußten nicht, wo ihn die fremden Kaufleute hingebracht, und was aus ihm geworden ſey. Als ſie nun nach Aegypten kamen, wurden ſie vor Joſeph geführt, und kannten ihn nicht, ſondern fielen vor ihm nieder, als vor einem vornehmen ägyptiſchen Herrn. Joſeph aber kannte ſie ſogleich, daß ſie ſeine

Brüder ſeyen, die ihn verkauft hatten. Aber er ſtellte ſich fremd gegen ſie und redete mit ihnen auf ägyptiſch durch einen Dollmetſcher. Er hatte ſie jetzt in ſeiner Gewalt, und konnte ihnen alle Grauſamkeit vergelten, die ſie an ihm ausgeübt hatten. Aber das that Joſeph nicht. So etwas thut ein frommer Menſch an ſeinen Brüdern, an den Kindern ſeines Vaters, nicht und an Niemand. Zwar redete er ſie hart an: „Wer ſeyd ihr, und woher kommt ihr?“ Sie ſprachen: „Aus dem Lande Canaan kommen wir, Speiſe zu kaufen.“ — Joſeph ſprach: „Kundſchafter ſeyd ihr, gefährliche Leute! Ihr wollt ſehen, wo das Land offen iſt,“ nämlich um einzufallen mit einer feindſeligen Macht. Sie antworteten: „Nein, mein Herr, Kundſchafter ſind wir noch nie geweſen. Wir ſind redliche Leute, eilf Brüder, Eines Mannes Söhne. Der Jüngſte iſt noch daheim bei dem Vater; Einer iſt nicht mehr vorhanden.“

Dieſe Rede gab dem Joſeph eine Gelegenheit. Er ſagte: „Nun will ich euch prüfen, ob ihr mit der Wahrheit umgehet; ſendet einen von euch, daß er euren jüngſten Bruder hole, ihr andern ſollt unterdeſſen gefangen ſeyn.“ Denn Joſeph hatte eine beſondere Liebe zu Benjamin, weil er der Sohn ſeiner Mutter Rahel und der frömmſte und jüngſte unter ſeinen Brüdern war. Er war nicht wie die andern. Mit dieſen Worten ließ er ſie als verdächtige Leute in das Gefängniß ſetzen. Am dritten Tag aber ſprach er wieder zu ihnen: „Ich fürchte Gott!“ Das war ein achtungswerthes Wort. „Seyd ihr redliche Leute, ſo laſſet einen von euch gebunden hier liegen in dem Gefängniß. Ihr andern ziehet hin, und bringet heim was ihr gekauft

habt. Aber euern jüngsten Bruder bringet zu mir, daß ich euern Worten glaube, und ihr nicht sterben müsset." Es ist keine Kleinigkeit, vor einem mächtigen und vornehmen Mann zu stehen, der also redet, so weit von der Heimath weg, wo man Niemand mehr kennt, und von Niemand gekannt ist. Das empfanden die Brüder und sagten zu einander auf hebräisch: „Das haben wir an unserm Bruder Joseph verschuldet, daß wir sahen die Angst seiner Seele, da er uns flehete, und wir wollten ihn nicht anhören. Darum kommt nun solche Trübsal über uns." Joseph aber mußte sich umwenden und weinen, als er diese Rede hörte. Hernach ließ er den Simeon vor ihren Augen binden und in das Gefängniß zurückführen. Die übrigen kauften Getreide, bezahlten es, und zogen wieder heim. Unterwegs aber, als einer von ihnen seinen Sack öffnete, um seinem Thier Futter zu geben, ward er gewahr, daß das Geld, welches er bezahlt hatte, wieder oben in seinem Sack lag, also auch die übrigen Brüder. Denn Jedem hatte Joseph heimlich sein Geld wieder oben in seinen Sack legen lassen. Joseph wollte seinem Vater nichts abnehmen, doch wollte er sich noch nicht zu erkennen geben. Seine Brüder aber erschracken sehr, als sie ihr Geld wieder in ihren Säcken fanden.

Als die Söhne Jakobs nach Canaan wieder kamen, und waren nur noch neun, erzählten sie ihrem Vater alles, was ihnen geschehen war. Da war in dem Hause des Jakobs große Klage wegen Simeon und Benjamin. „Es geht alles über mich," sagte der bekümmerte Vater; er wollte den Benjamin nicht von sich lassen. —

18.

Zweite Reiſe nach Aegypten.

Die Söhne Jakobs mußten zum zweitenmale nach Aegypten reiſen, und Korn kaufen. Gar ungern gab er ihnen den Benjamin mit, aber er konnte nicht anders, und Juda ſagte ihm gut für den Knaben. Auch gab er ihnen zwiefaches Geld und köſtliche Erzeugniſſe aus dem Lande Canaan für Joſeph mit, und wußte nicht, daß er ſie ſeinem eigenen Sohn ſchickte. „Der allmächtige Gott," ſagte er, „gebe euch Barmherzigkeit vor dem Manne, daß er euch den gefangenen Bruder wieder gebe, und den Benjamin laſſe! Ich aber muß ſeyn, ſagte er, wie einer, der gar keine Kinder hat." In Aegypten befahl Joſeph ſeinem Hausvogt, daß er ſie zu ihm bringen ſollte, denn er wollte ihnen eine Mahlzeit halten und mit ſeinen Brüdern zu Mittag eſſen. — Ehe ſie vor ihm erſchienen, ſagten ſie dem Hausvogt, was ihnen begegnet ſey mit dem Gelde. Der Hausvogt ſagte: „Euer Geld iſt mir geworden." Auch gab er ihnen ihren gefangenen Bruder Simeon wieder. Als ſie vor Joſeph erſchienen, reichten ſie ihm die Geſchenke dar. Etwas köſtlicheres wäre kein König im Stande geweſen ihm zu ſchenken, als dieſe Gaben waren, aus dem Lande ſeiner ſchönen Heimath, aus den Händen ſeines Vaters. Joſeph grüßte ſie mit freundlichen Worten: „Geht es eurem Vater wohl? lebt er noch?" Sie ſprachen: „Es geht deinem Knechte, unſerm Vater, wohl." — „Iſt das euer Bruder?" ſagte er, als er den Benjamin er-

blickte: „Gott segne dich, mein Sohn!“ sprach er zu Benjamin. Aber er konnte nicht weiter reden, sein Herz war so bewegt gegen seinen Bruder, den Sohn seiner Mutter Rahel, daß er hinausgehen und weinen mußte. Als er aber ausgeweint hatte und wieder kam, setzte er seine Brüder zu Tische, wie sie dem Alter nach auf einander folgten, und that dem Benjamin eine besondere Ehre an. Er selbst aß mit ihnen, wiewohl an einem eigenen Tisch. Aber zu erkennen gab er sich ihnen noch nicht.

Hierauf ließ Joseph ihre Säcke mit Getreide füllen. Auch wurde auf seinen Befehl jedem sein Geld wieder oben in den Sack gelegt, und in den Sack des Benjamin außer diesem noch sein silberner Becher, daraus er zu trinken pflegte.

Als aber die Brüder schon wieder auf dem Heimweg waren, und meynten, dießmal sey alles besser gegangen, als das erstemal, schickte ihnen Joseph seinen Hausvogt nach. Als der Hausvogt sie eingeholt hatte, sprach er zu ihnen: „Warum vergeltet ihr Gutes mit Bösem? Welcher von euch hat meines Herrn silbernen Becher gestohlen?“ Sie sprachen: „Warum redet mein Herr solche Worte? Wir sind ehrliche Leute. Bei welchem der Becher gefunden wird, der soll sterben? Wir aber wollen deines Herrn Knechte seyn?“ Hierauf wurden alle Säcke geöffnet und durchsucht, und der Becher ward gefunden in dem Sack Benjamins. Da zerrissen die Brüder ihre Kleider vor Schrecken und Betrübniß, und kehrten wieder alle mit einander um. Als sie wieder vor Joseph gebracht wurden, redete er sie hart an, daß sie solches sich unterstanden hätten. Juda nahm das

Wort

Wort und ſagte: „Wie können wir uns rechtfertigen? Gott hat unſere Miſſethat gefunden. Siehe, wir ſind deine Knechte.“ Joſeph ſprach: „Das ſey ferne! Der, bei welchem der Becher gefunden iſt, ſoll mein Knecht ſeyn. Ihr aber zieht in Frieden zu eurem Vater.“ Da flehte Juda inſtändig, daß das nicht geſchehen möge. Solchen Jammer ſeines Vaters könne er nicht anſehen, wenn er zurückkäme und den Knaben nicht wieder brächte, an welchem ſein Herz hieng. Lieber wollte er ſelbſt an ſeiner Statt in der Gefangenſchaft und Knechtſchaft zurückbleiben.

Das alles that Joſeph, daß er ſähe, wie ſeine Brüder geſtimmt ſeyen, und ob ſie die Zeit gebeſſert habe. Als er nun ſahe, wie ſie jetzt ihren alten Vater und ſeinen Bruder Benjamin ſo lieb hatten, und wie Juda ſich ängſtete, konnte er ſich der Thränen nimmer erwehren. Die Aegypter, welche zugegen waren, mußten alle hinausgehen. Als ſie allein unter ſich waren, ließ er den Thränen freien Lauf. „Ich bin Joſeph,“ ſprach er. „Lebt mein Vater noch?“

Ob ſein Vater noch lebe, fragte der fromme Sohn. —

Darüber erſchracken ſeine Brüder ſo ſehr, daß ſie ihm nicht antworten konnten. Er aber ſprach noch einmal zu ihnen: „Ich bin Joſeph, euer Bruder, den ihr verkauft habt. Aber fürchtet euch nicht! Eilet und ſaget meinem Vater, daß er zu mir komme mit aller ſeiner Habe, und wohne bei mir.“ Hierauf fiel er ſeinem Bruder Benjamin um den Hals, und weinte, und Benjamin weinte auch an ſeinem Halſe. Alle ſeine Brüder küßte er und weinte

über ſie vor Rührung und Liebe. Hernach erſt redeten ſeine Brüder mit ihm. Auch der König ließ den Vater des Joſeph einladen, daß er nach Aegypten zöge, und Joſeph ſchenkte jedem ein Feierkleid, dem Benjamin aber ſchenkte er fünf Feierkleider und dreihundert Silberſtücke, und ſchickte ſeinem Vater viel köſtliches Gut aus Aegypten zum Gruß, und Wagen zur Reiſe, und „Zanket nicht auf dem Wege," ſprach er zu ſeinen Brüdern.

Freilich war dießmal die Heimreiſe erfreulicher, als das erſtemal. Wenn die Noth am größten, iſt oft ihr Troſt am nächſten.

19.

Dritte und letzte Reiſe nach Aegypten. Jakobs Tod.

Wie war es dem guten alten Vater in Canaan zu Muthe, als alle ſeine Söhne zurückkamen, und brachten ihm die Botſchaft: „Joſeph lebt auch noch;" und als ſie ihm ſagten, der Herr über ganz Aegypten, den ſie geſehen, und mit dem ſie geredet hätten, das ſey Joſeph, ſein Sohn. Anfangs glaubte er ihnen nicht. Als er aber die Wagen ſah, und die Geſchenke, welche ſein Sohn ihm ſchickte, da lebte er wieder auf und ſprach: „Ich habe genug, daß mein Sohn Joſeph noch lebt. Ich will hin und ihn ſehen, ehe ich ſterbe."

Alſo zog Jakob mit ſeinen Kindern und Enkeln, ſechs und ſechszig Seelen an der Zahl, mit ſeiner ganzen Habe aus Canaan fort, daß er zu ſeinem Sohn Joſeph nach Aegypten käme. Joſeph zog ſeinem Vater entgegen, und als er ihn ſah, fiel er ihm um den Hals, und konnte faſt nicht aufhören zu weinen. Jakob aber ſprach zu ihm: „Ich will nun gerne ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe, daß du noch lebeſt.“

O Gott, wie kannſt du Leid in Freude verwandeln, und ein langes, kummervolles Leben noch mit einem glücklichen Alter krönen! Das iſt die letzte Freude der Eltern, wenn die Erde nichts mehr für ſie hat, ihre Kinder, wenn ſie auf Gottes Wegen wandeln und glücklich ſind. Das iſt die größe Freude frommer Kinder, daß ſie ihren Eltern im Alter Gutes thun, und ihre Liebe vergelten können.

Joſeph redete ſogleich mit dem König und ſtellte ihm ſeinen Vater und mehrere von ſeinen Brüdern vor. Er machte ordentlich Staat mit ſeinem alten Vater bei dem König und bei den vornehmen Aegyptern, wiewohl er nur ein Hirte war. Der König wies ihm und ſeinen Kindern und Heerden die ſchönen Weideplätze in der Landſchaft Goſen an. Die ganze Landſchaft Goſen gab er ihnen.

Siebenzehn Jahre lebte Jakob noch in Aegypten in einem glücklichen Alter. Als er krank wurde, beſuchte ihn Joſeph in dem Lande Goſen, und nahm ſeine zwei Kinder, Ephraim und Manaſſe, mit. Jakobs Augen waren bereits dunkel geworden. Er fragte den Joſeph, wen er bei ſich habe. Joſeph

antwortete: „Es ſind meine zwei Söhne, die mir Gott gegeben hat.“ Da nahm ſie Jakob auf den Schoos, und küßte und herzte ſie und ſprach zu Joſeph: „Ich hatte einſt nicht gehofft, daß ich dein Angeſicht mehr ſehen würde, und ſiehe, Gott läßt mich auch noch deine Kinder ſehen.“ Gott kann überſchwenglich thun über alles, was wir bitten und verſtehen. Joſeph nahm die Kinder von dem Schoos ſeines Vaters, und ſtellte ſie vor ihn, daß er die Hände auf ſie legte und ihnen ſeinen Segen gäbe. Jakob legte die Hände auf ſie, und ſprach: „Gott, vor dem meine Väter Abraham und Iſaak gewandelt haben, Gott, der mich ernähret hat mein Lebenlang, der Engel, der mich erlöſet hat von allem Uebel, der ſegne die Knaben.“ Auch ſetzte er ſie in gleiche Rechte mit ſeinen eigenen Söhnen. Denn er ſagte: „Sie ſind mein.“ Mit ſolcher Frömmigkeit und Demuth ehrte Joſeph, der vornehme und reiche Mann in Aegypten, ſeinen alten Vater. Er wußte ſeinen eigenen Kindern kein ſchöneres Erbtheil zu geben, als den frommen Segen ſeines Vaters.

„Siehe, ſprach Jakob, ich ſterbe. Aber Gott wird mit euch ſeyn.“ Auch befahl er, daß ſeine Gebeine ſollten nach Canaan gebracht werden, wenn er geſtorben wäre, zu den Gebeinen ſeiner Väter. Denn er wollte nicht in Aegypten begraben ſeyn. Nach ſeinem Tod begleiteten Joſeph und ſeine Brüder ſeine Leiche zu dem Erbbegräbniß ihrer Väter in dem Lande Canaan. Als ſie aber nach Aegypten zurückkamen, fürchteten ſich ſeine Brüder vor ihm, denn ſie dachten, er habe ſie bisher nur um ſeines

Vaters willen verſchont. So ſchwer läßt ſich das böſe Gewiſſen beruhigen. Aber Joſeph ſprach: „Fürchtet euch nicht. Ihr gedachtet es böſe zu machen. Aber Gott hat es gut gemacht. — Ich will euch verſorgen und eure Kinder," ſagte er.

Ganz richtig! Wer ſeine Eltern liebt, der liebt auch ſeine Geſchwiſter. Wer ſein Glück für einen Segen Gottes erkennt, der iſt auch gütig und freundlich gegen die Menſchen. —

20.

Moſes.

Alſo war jetzt von Abrahams Namen und Nachkommenſchaft Niemand mehr in dem ſchönen Lande Canaan übrig, als die Todten. In Aegypten aber vermehrten ſie ſich zwar in der Länge der Zeit zu einem zahlreichen Volk. Als aber ein neuer König aufkam, der nichts mehr von Joſeph wußte, fürchtete er ſich vor ihrer Menge, und ließ ſie anfänglich drücken mit harten Dienſten, und unbarmherzig mißhandeln. Ja, er befahl zuletzt, daß alle neugebornen hebräiſchen Kinder männlichen Geſchlechts mußten in das Waſſer geworfen werden, wie man arme Thierlein in das Waſſer wirft und erſäuft ſie, wenn man ſie nicht aufziehen will. So ſchlimm ſah es damals aus um die Verheißung: „Deinen Nachkommen will ich das Land geben und ſollen in deinen Nachkommen alle Geſchlechter der Erde geſegnet werden." Aber

wie hat der Unbekannte zu Abraham gesagt, „sollte Gott etwas unmöglich seyn," und geht nicht schon die Tochter des Königs am Wasser spazieren? — Eines Tages, als die Tochter des Königs an dem Wasser spazierte, erblickte sie am Ufer zwischen dem Schilf ein Kästlein. Man wußte nicht, ist's ein Schifflein oder ein Särglein, ist etwas Lebendiges darin oder etwas Todtes. Als sie aber das Kästlein holen ließ und öffnete es, lag ein hebräisches Knäblein darin, das weinte. Denn also hatte es seine Mutter in das Wasser gelegt, daß sich Gott seiner erbarmen wollte. Gott rührte das Herz der königlichen Tochter, daß sie sich des Kindes erbarmte. Denn sie sagte sogleich: „Das wird eines von den hebräischen Kindlein sein," und hätte es gern einer braven hebräischen Frau geschickt, das sie es säugete und aufzöge. Es stand aber noch eine fremde Jungfrau an dem Gestade, das war die Schwester des Kindes, daß sie sähe, was aus ihrem Brüderlein wurde. Sie trat zu der ägyptischen Königstochter und fragte sie, ob sie einer der hebräischen Frauen rufen soll, daß sie ihr das Kindlein säuge. Sie rief ihre Mutter. Gott gab der Mutter aus den Händen der königlichen Prinzessin ihr Söhnlein wieder, und die Prinzessin belohnte sie noch für seine Pflege und Erziehung. Da aber das Kind groß war, nahm die Prinzessin es wieder zu sich, daß es ihr Sohn wäre, und nannte ihn Moses. Moses war ein kraftvoller junger Mann, wiewohl er hatte eine schwere Aussprache. Dabei war er ein herzhafter und heftiger Mann, der besonders kein Unrecht leiden konnte. Einmal gieng er aus, und sah die Leiden seiner Brüder, und wie ein Aegypter einen Hebräer un-

barmherzig ſchlug. Da ſchaute er rechts, und ſchaute links, ob ſonſt Niemand da ſey, und ſchlug den Aegypter todt und verſcharrte ihn in den Sand. Gleichwohl erfuhr es der König, aber Moſes entfloh in das Land Midian. In Midian an einem Brunnen vertheidigte er ſieben Jungfrauen gegen die Gewaltthätigkeit der Hirten. Denn die Jungfrauen wollten die Schafe ihres Vaters tränken, und die Hirten wollten es nicht leiden. Das iſt die rechte Art der Herzhaftigkeit, daß ſie Unrecht wehre, nicht aber ausübe, und daß ſie ſich der Unterdrückten annehme, wiewohl mit Verſtand und Ueberlegung. Durch dieſe brave That wurde Moſes mit dem Vater der Jungfrauen bekannt. Dieſer war ein Prieſter Gottes und hatte große Heerden. Sein Name war Jethro. Jethro gab ihm eine ſeiner Töchter, die Zipora, zum Weibe und vertraute ihm die Hut ſeiner Heerden an. Alſo wurde der Pflegſohn der königlichen Prinzeſſin ein Hirte in einem fremden Lande, wie ſeine Väter geweſen waren.

21.

Die Ausführung aus Aegypten.

Einſt, als Moſes die Schafe ſeines Schwiegervaters tief in die Wüſte getrieben hatte, an dem Berg Horeb, ſprach zu ihm eine Stimme: „Ich bin der Gott deiner Väter, der Gott Abrahams, der Gott Iſaaks und der Gott Jakobs. Ich habe geſehen

das Elend meines Volkes in Aegypten und will mich ſeiner erbarmen. So gehe nun hin, ich will dich zu Pharao ſenden, daß du mein Volk, die Kinder Iſraels, aus Aegypten führeſt." Das war eine groſſe Aufgabe. Moſes ſprach: „Wer bin ich, daß ich zu Pharao gehe, und führe die Kinder Iſrael aus Aegypten?" — Gott ſprach: „Ich will mit dir ſeyn?" Weiter ſprach Moſes: „Ach, mein Herr, ich bin je und je nicht wohl beredt geweſen, denn ich habe eine ſchwere Sprache und eine ſchwere Zunge." Darauf ſprach Gott zu ihm: „Wer hat dem Menſchen den Mund geſchaffen, oder wer hat den Stummen oder Tauben oder den Sehenden oder Blinden gemacht? Habe ich es nicht gethan, der Herr?" Nämlich, daß Gott wohl wiſſe, was er thut, und was er jedem Menſchen zumuthen kann, und daß er auch durch gebrechliche Perſonen dem Menſchen Gutes thun und ſeinen Namen herrlich machen könne. Auch verſprach ihm Gott, daß ſein Bruder Aaron ihm beiſtehen, und das Wort für ihn führen werde.

Moſes zog nunmehr nach Aegypten zurück. Aber ſeine Ehefrau und ſeine Kinder blieben daheim, bei Jethro, ihrem Vater. Unterwegs kam ihm ſein Bruder Aaron entgegen, und bewillkommte ihn mit groſſer Freude. Moſes und Aaron verſammelten die Aelteſten, das heißt die Vorſteher der Kinder Iſraels, und ſagten ihnen, daß Gott das Volk durch ſie erlöſen werde. Deſſen hatte das Volk eine groſſe Freude, und wußte nicht, was noch für eine ſchwere Zeit ihm bevorſtehe. Hierauf giengen Moſes und Aaron zu dem Könige und ſprachen: „So ſagt der Herr, der Gott Iſraels: Laß mein Volk ziehen, daß es mir ein Feſt halte

in der Wüſte!" Pharao gab ihnen die gottloſe Antwort: „Wer iſt der Herr, deſſen Stimme ich gehorchen müſſe? Ich weiß nichts von dem Herrn, ich will auch Iſrael nicht ziehen laſſen. Am nämlichen Tag noch redete Pharao mit den Frohnvögten und Amtleuten. „Es iſt den Hebräern noch zu wohl," ſagte er, und befahl, daß ihnen noch härter mit Arbeit und Drangſalen zugeſetzt würde. Denn das geſchieht oft, wenn Gott bald retten will, und man ſich ſchon auf die Erlöſung freut, daß die Noth erſt noch am größten wird, daß der Menſch erkenne, die Rettung komme von Gott. „Wenn Menſchenhülf' ſcheint aus zu ſeyn, ſo ſtellt ſich Gottes Hülfe ein." Als nun Pharao kein Gehör geben wollte, ließ Gott ſchreckliche Wunder durch Moſes über Aegypten ergehen. Alles Waſſer in Aegypten verwandelte ſich in Blut, das war die erſte Plage. — Als das Waſſer wieder war Waſſer geworden, kamen Fröſche ohne Ende. Das war die zweite Plage. — Item es kam Geziefer aus dem Staube. — Es kam Sterben unter das Vieh. — Die Aegypter wurden behaftet mit böſen ſchwarzen Blattern. — Schwere Gewitter mit Blitz und Hagel verwüſteten ganz Aegypten, ſonderlich den Flachs und die Gerſte. — Es kam der Heuſchreckenfraß. — Es kam eine dreitägige Finſterniß; das war die neunte Plage. Allemal, wenn die Noth und der Schrecken da war, verſprach Pharao, er wolle das Volk ziehen laſſen. Allemal, wenn er wieder Friſt hatte, nahm er ſein Verſprechen zurück, und wurde boshafter, als er vorher war. — Iſts nicht alſo, daß leichtſinnige und verſtockte Menſchen von Kindheit an vor Gott und Menſchen Beſſerung verſprechen, wenn ihnen die Strafe ihrer

Sünden droht? Wenn ſie aber Barmherzigkeit und Friſt zur Beſſerung gefunden haben, ſo wiſſen ſie nichts mehr von ihrem Verſprechen, bis zuletzt die göttlichen Strafgerichte ohne Schonung einbrechen, und nimmer zurückbleiben können.

Zuletzt ſtarben in einer Nacht in Aegypten alle erſtgebornen Söhne in jeglichem Hauſe und die Erſtgeburt von allem Vieh. Es war die zehnte und letzte Plage. Sie war den Aegyptern ſo ſchrecklich, daß jetzt Pharao die Iſraeliten ſelber nöthigte, fortzugehen. Moſes und Aaron hatten dem Volk befohlen, zum letztenmal in Aegypten zu Nacht zu eſſen und ſagten ihnen, wie. In jedem Haus wurde ein Lamm geſchlachtet, das nannten ſie das Oſterlamm, und aßen es ſtehend, mit Stäben in den Händen, als reiſefertige Menſchen. Unvermuthet kam der Befehl vom König, daß ſie ohne Aufſchub Aegyptenland verlaſſen ſollten. So brachen die Iſraeliten auf aus dem Lande ihrer Dienſtbarkeit und ihres Elendes mit großer Freude, mit ihrem Vieh und aller ihrer Habe, auch Gold und Silber, das ſie von den Aegyptern geliehen hatten, und mit ungeſäuertem Brodteig. Sie hatten nimmer Zeit, ihn auszubacken. Auch nahmen ſie die Gebeine Joſephs mit, denn alſo hatte Joſeph auf ſeinem Sterbebette befohlen. Aber kaum waren ſie hinweg, ſo eilte Pharao ihnen wieder nach mit großer Heeresmacht, und ereilte ſie am rothen Meere, welches Aegypten von Arabien ſcheidet. Aber die Waſſer des Meeres waren gewichen, zwar an einer ſchmalen Furth, daß die Kinder Iſraels trockenen Fußes hindurch gehen konnten. Als aber Pharao mit ſeinem

Heer ihnen nachſetzte, und auf dem Boden des Meeres ſtand, kehrten die Waſſer zurück, daß alle Aegypter umkamen. Auf ſolche Weiſe erlöste Gott die Nachkommen Iſraels. Mit ſechs und ſechszig Seelen war Jakob nach Aegypten gezogen, mit ſechsmalhunderttauſend Mann, ohne die Kinder, zog Moſes wieder hinaus. Vierhundert und dreißig Jahre hatten ſie in Aegypten gewohnt. Zum Gedächtniß dieſer Errettung feiern die Nachkommen Iſraels bis auf dieſen Tag alle Jahre ihr Oſterfeſt, und gedenken daran.

22.

Die Reiſe durch die Wüſte.

Aber die Kinder Iſrael waren damit noch lange nicht an dem Ziel ihrer Reiſe. Man muß zuerſt durch die Wüſte ziehen, ehe man nach Canaan kommt. Die Wüſte aber, durch welche die Iſraeliten ziehen mußten, iſt viele Tagreiſen lang und breit, eine unfruchtbare Einöde. Da iſt keine Straße und kein Fußpfad mehr. Da erblickt oft Tage lang das Auge, ſo weit es ſehen mag, nichts als Himmel und Sand, wo nicht kahle Felſen. Da iſt weit und breit keine menſchliche Wohnſtätte mehr, und kein Samenkorn fällt in die Erde. Durch dieſe Wüſte führte Gott die Kinder Iſrael, und nicht einmal den nächſten Weg. Aber wie brachte er ſie hindurch? — Am Morgen, wann ſie aufbrechen ſollten, ſtieg eine hohe Wolkenſäule vor ihnen auf, und gieng ihnen

voran des Weges, den ſie wandeln ſollten, in der Nacht aber eine Feuerſäule. Alle Morgen fiel es wie Thau vom Himmel. Es waren kleine runde Körnlein, ſüß wie Honig, und bedeckten weit und breit den Boden. Das iſt das Manna, oder Himmelsbrod, mit welchem ſie in der Wüſte genährt wurden. Von Zeit zu Zeit ſetzten ſich auch große Schaaren von Zugvögeln in dem Lager der Iſraeliten nieder, und boten ſich gleichſam ſelber zur Speiſe an. Zu rechter Zeit kamen ſie auch zu friſchen lebendigen Waſſerquellen, welche Gott zu ihrer Erquickung wunderbar in dem dürren verſengten Lande aus dem Sande oder aus den Felſen hervorſprudeln ließ.

Aber was für eine Freude wartete unterwegs auf Moſes? Kam nicht zu ihm aus dem Lande Midian ſein Schwiegervater Jethro, und brachte ihm ſeine Ehefrau und ſeine Kinder, den Gerſon und den Elieſer, daß ſie mit ihm zögen, und jetzt bei ihm blieben? So kann Gott erfreuen auch in der Wüſte. Der erfahrene Jethro gab ihm manchen guten Rath. Den befolgte Moſes. Denn Gott ermahnet den Menſchen, was er thun ſoll, nicht nur inwendig in ſeinem Gemüth, ſondern auch auswendig durch andere Menſchen, abſonderlich durch fromme Eltern und Verwandte. Wer auf Gott hört, der hört auch auf verſtändige und fromme Menſchen.

Als ſie aber an dem Berg Sinai angekommen waren und ſich gelagert hatten, ereignete ſich eine große Begebenheit. Moſes ſagte ihnen, daß ſie jetzt das Geſetz von Gott empfangen würden.

Am dritten Morgen, nachdem sie daselbst waren, erhob sich eine dicke Wolke auf dem Berg, und ein Donner und Blitzen, und der Ton einer sehr starken Posaune. Der ganze Berg Sinai rauchte und bebte, und der Posaunenton ward stärker, und das ganze Volk stand unten am Berg in rein gewaschenen Kleidern. Da ergieng eine Stimme aus der Gewitterwolke, die sprach:

„Ich bin der Herr, dein Gott!

Du sollst keine andere Götter neben mir haben.

Du sollst dir kein Bildniß, noch irgend ein Gleichniß machen, weder dessen, das oben am Himmel, noch dessen, das unten auf Erden, oder im Wasser unter der Erde ist. Bete sie nicht an, und diene ihnen nicht. Ich bin ein eifriger Gott, der die Sünde der Väter heimsuchet an den Kindern, die mich hassen, und thue Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die mich lieb haben und meine Gebote halten.

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.

Gedenke des Ruhetags, daß du ihn heiligest.

Sechs Tage sollst du arbeiten, aber am siebenten ist der Ruhetag des Herrn deines Gottes, da sollst du keine Arbeit thun.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, auf daß du lange lebest in dem Lande, das dir der Herr dein Gott geben wird.

Du sollst nicht tödten.

Du sollst nicht ehebrechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten.

Laß dich nicht gelüſten deines Nächſten Weibes, noch alles, was dein Nächſter hat."

Dieß ſind die zehn Gebote, die Gott den Kindern Iſrael auf dem Berge Sinai gegeben hat.

Merke: Gott hat die Kinder nicht vergeſſen. Er vergißt die Kinder nicht. „Du ſollſt deinen Vater und deine Mutter ehren."

Gieb mir, mein Kind, dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohl gefallen.

Bei dieſer und andern Gelegenheiten empfiengen die Iſraeliten auch noch viele andere ſchöne Geſetze der Gerechtigkeit, der Billigkeit und der Milde. „Du ſollſt dem Tauben nicht fluchen, und dem Blinden keinen Anſtoß in den Weg legen. Denn du ſollſt dich vor deinem Gott fürchten. Du ſollſt Wittwen und Waiſen und Fremdlinge nicht beleidigen. Du ſollſt das Alter in Ehren halten. Du ſollſt dich deines Viehes erbarmen. Du ſollſt keine Bäume beſchädigen."

Auch ließ Moſes die Bundeslade verfertigen. Darin wurden auf zwei ſteinernen Tafeln die zehn Gebote verwahrt. Sie war ein Zeichen der gnadenreichen Gegenwart Gottes in der Mitte des Volks. Weiter verfertigte er die Stiftshütte; das iſt ein koſtbares Zelt, unter welchem die Herrlichkeit Gottes, nämlich die Bundeslade, wohnte, und wo der Gottesdienſt gehalten wurde. Weiter verordnete er, wie es mit dem Gottesdienſte und mit den Prieſtern ſollte gehalten werden. Drei hohe Feſte ſollten jährlich gefeiert werden; das Oſterfeſt, das Pfingſt- oder Erntefeſt, das Feſt der Laubhütten oder der Weinleſe. Alle Mannsleute in Iſrael, aber auch Weiber und

Kinder, verſammelten ſich an dieſen Tagen bei der Stiftshütte, daß ſie mit einander fröhlich wären vor dem Herrn ihrem Gott, und ihm für ſeine Wohlthaten dankten, und als Brüder und Freunde beiſammen wären.

Schön und lieblich iſt es, wenn Brüder und Freunde aus entfernten Gegenden ſich wieder ſehen und einträchtig beiſammen ſind.

Alle Prieſter aber der Iſraeliten mußten aus dem Geſchlecht Levi ſeyn. Moſes und Aaron waren aus dem Geſchlecht Levi.

23.

Fortſetzung der Reiſe durch die Wüſte.

Alſo haben die Nachkommen Iſraels das Geſetz empfangen und ſind ein Volk Gottes geworden. O wie gerne werden ſie den Willen des Herrn ihres Gottes erfüllt haben, der ihnen ſo große Wohlthaten erzeigte! Nicht alle. Es war bei allem dem, von ſeiner Erwählung an bis zu ſeinem Untergang, ein ungeſchlachtes und widerſpenſtiges Geſchlecht, das Gott zu ſeinem Volk gewählt hatte, wie manchmal, wenn ein guter Menſch ſich eines fremden Kindes annimmt, und zieht es auf, mit Vaterstreue, und erlebt doch nicht viel Dank und Freude an ihm. Aber Gott weiß wohl, was er thut, und es wird ſich wohl zeigen. Mehr als einmal wollten die Iſraeliten wieder nach Aegypten in ihr Elend zurück-

kehren. Unaufhörlich murrten ſie gegen Moſes und Aaron, und wollten ihn ſteinigen. Das Manna wollte ihnen nimmer ſchmecken. Es war ihnen nicht mehr gut genug. Ja, man darf es faſt nicht ſagen, während als Gott mit Moſes auf dem Berge redete, beteten ſie unten ein Götzenbild, ein vergoldetes Kalb, an. Denn das Dichten des menſchlichen Herzens iſt böſe. Wegen dieſes Ungehorſams mußten ſie vierzig Jahre lang in der Wüſte herum irren. Unterdeſſen gab ihnen Moſes fortwährend ernſthafte Ermahnungen und ſchöne Weiſſagungen, daß ſie glücklich und geſegnet ſeyn ſollen in Canaan, und ſtark gegen ihre Feinde, ſo lang ſie treu bleiben werden dem Herrn ihrem Gott. Wenn ſie ihm aber untreu werden, ſo werde er ſie wieder verſtoßen aus dieſem ſchönen Land, und in die Gewalt ihrer Feinde geben. Auch das ſagte er zu ihnen: „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr dein Gott dir erwecken, aus dir und deinen Brüdern, dem ſollt ihr gehorchen.“

Aaron war unterdeſſen geſtorben, der Bruder des Moſes. Seine Ehegattin war ſchon geſtorben; ja er ſelbſt konnte die Freude nicht mehr erleben, daß er die Iſraeliten in das erſehnte Land hineinführte, und ſein mühſames Werk vollendete. Aber doch zeigte ihm Gott noch vor ſeinem Tode von einem Berg herab das Land, wo ſeine Väter Abraham, Iſaak und Jakob gelebt hatten, mit ſeinen fruchtbaren Gefilden, mit ſeinen Flüſſen und mit ſeinen fernen Bergen, das ſchöne Land, welches ihren Nachkommen zum Eigenthum verheißen war.

Auf gleiche Weiſe erheitert Gott noch manchem frommen Menſchen die letzten Tage ſeines Lebens.

Ehe

Ehe denn er ſtirbt, zeigt Er ihm noch eine Frucht ſeiner Thaten, und das Glück ſeiner Angehörigen in der Nähe, und nimmt ihn alsdann zu ſich. Alſo ſtarb Moſes, nachdem er das Land der Verheißung geſehen hatte.

Das iſt das Knäblein, welches einſt in einem Käſtlein in Aegypten im Waſſer lag, und von des Königs Tochter herausgezogen wurde. Das Knäblein hat Iſrael aus Aegypten geführt.

Aber alle Iſraeliten, die mit Moſes und Aaron waren aus Aegypten gezogen, die waren nach und nach in der Wüſte geſtorben bis auf Joſua und Caleb, und alle, welche jetzt an der Grenze von Canaan ſtanden, waren erſt in der Wüſte geboren, ein neues Geſchlecht, das anſtatt ihrer Väter war.

Herr Gott, du biſt unſere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden, und die Erde und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Der du die Menſchen läſſeſt ſterben, und ſprichſt: Kommet wieder, Menſchenkinder.

Zeige deinen Knechten deine Werke, und deine Ehre ihren Kindern.

24.

Joſua.

Einzug in das gelobte Land.

Aber wer wird jetzt das verwaiſte Volk in das Land ſeiner Verheißung führen? Der Menſch kann ſterben, aber Gott lebt. Gottes Arm iſt nicht zu kurz, daß er nicht helfen könnte. Hat nicht Gott den Geiſt des Joſua geweckt, daß er das angefangene Werk vollendete? Als ſie den Tod des Moſes dreißig Tage lang beweinet hatten, brachen ſie auf aus dem Lager und giengen durch den Jordan-Fluß. Voraus giengen zwölf Prieſter, die trugen die heilige Lade des Bundes, hinter ihnen zog das Volk. Trockenen Fußes zogen ſie durch den Jordan. Da waren ſie nun in Gottes Geleit endlich an dem Ziel ihrer vierzig jährigen Wallfahrt. Da begrüßten ſie das heilige liebe Land, von dem ſie ſchon ſo lange gehört, das Land, wo ihre Väter einſt gelebt und Gott mit ihnen geredet hatte, und wo ihre Gebeine begraben lagen. Da aßen ſie zum erſtenmal von den Früchten des Landes, es war in den Tagen der Gerſten-Ernte, und feierten ihr Oſterfeſt. Aber in dem Lande wohnten jetzt andere Geſchlechter, als in den Tagen Abrahams, abgöttiſche Menſchen, denen man grauſame Sachen Schuld gab, zum Beiſpiel daß ſie ihren erdichteten Götzen zu Ehren ihre eigenen armen Kinder lebendig verbrännten. Dieſe ſchloſſen ſich in ihre feſten Städte mit hohen Mauern ein, und wollten nicht leiden, daß ſich die Nachkommen Abrahams in dem Lande ausbreiteten und feſtſetzten. Da ent-

stand ein langer schwerer Krieg. Fast jeder Schritt Landes mußte mit Blut erkauft werden. Aber Gott gab den Waffen Israels den Sieg. Als sie nun fast alle Einwohner von Canaan vertilgt hatten, — doch nicht alle, — vertheilte ihnen Josua das Land nach ihren Geschlechtern oder Stämmen, als da sind: Ruben, Simeon, Juda, Sebulon, Isaschar, Dan, Gad, Asser, Naphthali, Benjamin, Ephraim, Manasse. Diese zwei sind die Söhne des Joseph, von denen Jakob gesagt hatte: „Sie sind mein.“ Die Nachkommen des Levi erhielten kein Land, weil sie Priester waren, sondern sie wurden in Städte vertheilt. Aus dem Gebirg Libanon herab, wo die Cedern wachsen, fließt der Jordan. Rechts und links an dem Jordan wohnten die Kinder Israel, zwischen der Wüste und dem Meere. Das ist das gelobte Land, oder das Land Canaan, mit seinen Palmen. Also ist den Nachkommen Abrahams die Verheißung wahr geworden, daß ihnen Gott wollte dieses Land zum Eigenthum geben.

Als Josua alles eingerichtet, und bis so weit vollendet hatte und alt war, versammelte er ganz Israel auf einen Landtag in Sichem, daß er von ihnen Abschied nähme, ehe er stürbe. Er erinnerte sie an alle Wohlthaten Gottes, daß sie ihm dankbar bleiben und nicht untreu werden sollten.

Unter anderm sagte er: „Behütet eure Seelen, daß ihr den Herrn euern Gott lieb habt. Siehe, ich gehe heute dahin, wie alle Welt, und ihr sollt wissen, daß nichts gefehlt habe an allem dem Guten, das euch Gott geredet hat. Es ist alles gekommen und keines ausgeblieben. Gleichwie nun alles Gute

gekommen ist, also wird auch Gott über euch kommen lassen alles Böse, wenn ihr übertretet den Bund des Herrn eures Gottes." — — „Fürchtet den Herrn und dienet ihm treulich und rechtschaffen. Wißt ihr einen bessern Gott, so wählet einen andern. Ich aber und mein Haus wollen dem Herrn dienen." Das Volk sprach: „Wir wollen dem Herrn unserm Gott dienen und seiner Stimme gehorchen."

25.

Gideon.

Nach dem Tode des Josua hatten die Israeliten kein gemeinschaftliches Oberhaupt mehr, welches sie in der Kraft des Gesetzes regierte, und zum Schutz der Heimath gegen ihre zahlreichen und mächtigen Feinde führte. Auch wurden sie neuerdings abgötisch. Sie hielten nicht, was sie Josua versprochen hatten. Ihr Herz war noch nicht an Gott gewöhnt. Aber wenn ihre Feinde an sie kamen, die Moabiter, die Philister, die Midianiter, die Ammeniter, dann kehrten sie wieder um von den Götzen und von ihrem bösen Wesen, und beteten zu dem frommen Gott ihrer Väter.

Herr, wenn Trübsal da ist, so suchet man dich.

Alsdann weckte Gott Helden auf unter ihnen. Diese befreiten sie wieder aus ihren Drangsalen, und regierten auch wohl nachher, so lange sie lebten,

über einen Stamm, oder über etliche, wie es kam, und hießen die Richter. Aber es war eine unsichere und jammervolle Zeit.

Wo keine rechtmäßige Obrigkeit in einem Lande ist, wo kein Gesetz in Ansehen steht, und der Listigste oder Stärkste die Oberhand behält, solchen Zeiten blüht kein Heil.

Die Midianiter und Amalekiter, zahlreiche Raubvölker, waren über Israel mächtig geworden. Wann die Israeliten ihre Felder eingesäet hatten, wann die hoffnungsvolle Saat am schönsten stand, kamen die Midianiter aus der Wüste hervor mit Heerden ohne Zahl. Die Heerden weideten die schönen Saatfelder ab, von der Wüste bis an das Meer, und wann die Feinde wieder heimzogen, nahmen sie auch die Lebensmittel der Israeliten mit, was sie fanden, ihre Schafe und Rinder. Als die Israeliten sich wieder zu dem Gott ihrer Väter wendeten, weckte Gott durch wunderbare Erscheinungen einen kraftvollen jungen Mann aus Manasse, daß er sein armes Vaterland erretten sollte. Gott kann durch schwache Menschenkraft, die ihm vertraut, große Wunder thun.

Dieser junge Held befreite mit einem Heerhäuflein von dreihundert muthvollen Männern das Vaterland von einem zahllosen Schwarm seiner Feinde, und ihr Feldgeschrei und Siegesruf war: „Schwerdt des Herrn und Gideon!“ Die Feinde flohen und ließen unermeßliche Beute zurück. Als Gideon von der Verfolgung seiner Feinde siegreich wieder kam, wollte ihn das Volk zum König erheben. „Sey Herr über uns, du und deine Nachkommen, weil

du uns von der Hand der Midianiter erlöset hast." Dadurch hätte nach menschlichem Ansehen Gideon seinem Vaterlande noch eine viel größere Wohlthat erweisen können, als durch den Sieg über die Midianiter. Aber Israel mußte noch schmerzhafter erfahren, was es heiße, ohne Obrigkeit und ohne Gesetze leben. Gideon sprach: „Ich will nicht Herr über euch seyn, sondern euer Gott soll Herr über euch seyn." Denn als ihn Gott berief, sein Vaterland zu befreien, ward ihm nichts davon gesagt, daß er sich für diese Wohlthat durch die Herrschaft sollte bezahlt machen. Gideon heißt auch Jerubbaal. Er starb in einem glücklichen Greisenalter. Gottesfürchtige Jugend bereitet sich ein gutes Alter. Nach seinem Tode fiel Israel wieder zum Götzendienst ab.

26.

Abimelech.

Gideon hinterließ siebenzig Söhne. Außer diesen aber hatte er noch einen Sohn, mit Namen Abimelech, der von einer Nebenfrau des Gideon war, die in der Stadt Sichem wohnte, eine nichtswürdige Seele. Abimelech gieng nach Sichem und redete mit den Brüdern seiner Mutter und mit ihrer ganzen Verwandtschaft. „Was ist euch besser, daß siebenzig Männer über euch herrschen, insgesammt Söhne von Jerubbaal, oder daß Einer über Euch Herr sey? Bedenket, daß ich eures Geschlechts bin."

Jene siebenzig Söhne des Gideon mochten wohl durch ihre Einigkeit und durch ihre Rechtschaffenheit

in einem großen Anſehen bei dem Volk ſtehen, aber der nichtswürdige Abimelech war von ihnen verachtet und ausgeſchloſſen. Die Männer von Sichem verſtanden die Meinung des Abimelech. Sie gaben ihm Geld aus einem Götzenhaus, ſo viel er bedurfte. Ohne Zweifel war es aus der Beute, die ſein Vater von den Midianitern erbeutet hatte. Mit dem Geld dingte er eine Schaar leichtfertige Männer, wie er ſelber einer war. Er griff mit ihnen ſeine Brüder, die Söhne ſeines Vaters, an, und ermordete ſie, einen nach dem andern, auf Einem Stein. Nur Jotham, der jüngſte unter ihnen, entgieng dem Mordſchwerdt ſeines Bruders. Man wußte nicht, wo er war hingekommen.

Nach dieſen ſchrecklichen Mordthaten traten die Männer von Sichem zuſammen, und wählten unter freiem Himmel den Abimelech zu ihrem König. Da hörten ſie von einem Berg herab eine Stimme. Auf dem Berg Griſim ſtand ein Mann, der kündete ihnen ihr künftiges Schickſal an, mit folgenden Worten:

„Höret mich, ihr Männer von Sichem!"

„Die Bäume giengen hin, daß ſie einen König über ſich ſalbeten. Sie ſprachen zum Oelbaum: Sey unſer König! Der Oelbaum antwortete ihnen: Soll ich meine Fettigkeit dahingeben, daß ich hingehe und über die Bäume ſchwebe?"

„Da ſprachen die Bäume zum Feigenbaum: Komm du und ſey unſer König! Der Feigenbaum ſprach zu ihnen: Soll ich meine Süßigkeit, und meine gute Frucht dahingeben, und hingehen, daß ich über die Bäume ſchwebe?"

„Da ſprachen die Bäume zu dem Weinſtock: Komm du und ſey unſer König! Der Weinſtock ſprach: Soll ich meinen Moſt dahingeben, und hingehen, daß ich über den Bäumen ſchwebe?"

„Zuletzt ſprachen alle Bäume zu dem Dornbuſch: Komm du, und ſey unſer König. Der Dornbuſch ſprach: Wenn es euch Ernſt iſt, mich zum König zu ſalben, ſo kommt, und vertraut euch unter meinen Schatten. Wo nicht, ſo wird Feuer aus dem Dornbuſch gehen, und die Cedern des Libanons verzehren." —

Der Mann auf dem Berg Griſim, der dieſes ſprach, war Jotham, der jüngſte Sohn Gideons, der dem Mordſchwerdt Abimelechs entgangen war.

„Und nun, ſo fuhr Jotham fort, wenn ihr recht und redlich gehandelt habt und wohlgethan an Jerubbaal und an ſeinem Hauſe, ſo ſeyd fröhlich über Abimelech und er ſey fröhlich über euch! Wo nicht, ſo wird Feuer ausgehen von Abimelech und die Männer von Sichem verzehren, und Feuer wird ausgehen von den Männern von Sichem, und den Abimelech verzehren."

Abimelech herrſchte mit blutigen Händen drei Jahre lang über Iſrael. In Sichem hatte er einen Burgvogt. Die Einwohner von Sichem und von Thebez empörten ſich gegen den König. Der Burgvogt gab ihm Kunde. Einer Namens Gaal zog ihm mit den wehrhaften Männern vor die Stadt hinaus entgegen. Abimelech ſchlug ſie in einer Feldſchlacht, eroberte die Stadt, tödtete die Einwohner, zerſtörte die Stadt, und ſtreute Salz darauf, daß bald Neſſeln

wuchſen. Noch hatte Sichem eine Burg und in der Burg einen hohen Thurm, der von hölzernen Balken gebaut war. Als der König erfuhr, daß viele Leute ſich in den Thurm geflüchtet hätten, umlegte er ihn, der wüthende Unmenſch, mit Feuer, und ließ niemand heraus. Das war das Feuer, das ausgieng von dem Dornbuſch, und die Cedern des Libanons verzehrte. Bei tauſend Menſchen, Männer und Weiber, wurden ein Raub der Flammen. Ein Gleiches wollte er in Thebez thun. Wilde Rachſucht findet keine Sättigung. Sie kommt erſt zur Ruhe, wenn ſie ſich ſelbſt zerſtört hat. Schon war Abimelech zu dem Thurm von Thebez gelangt. Schon legte er Feuer an, daß er ihn verbrennte. Da warf eine Frau ein Stück von einem zerbrochenen Mühlſtein herab. Der Stein fiel auf Abimelech, und zerſchmetterte den Kopf des Brudermörders und Tyrannen. Alſo bezahlte Gott dem Abimelech die Unthat, die er verübt hat, als er ſeine Brüder ermordete, und alle böſen Thaten der Männer von Sichem, und der Fluch Jothams traf an ihnen ein. Solches Heil blüht einem Volk, wo kein Recht und keine Geſetze gelten, wo Liſt und Gewalt die Oberhand behält.

27.

Jephtha.

Zu einer andern Zeit fielen die Ammoniter in Iſrael ein, in der Landſchaft Gilead, jenſeits des

Jordans. Die Iſraeliten bezogen ein Lager gegen ſie, aber es war niemand da, der den Muth gehabt hätte, ſich an die Spitze zu ſtellen, um den Feind anzugreifen. Sie kamen überein, daß derjenige, der den Angriff unternehmen würde, das Oberhaupt über ſie alle ſeyn ſollte. Aber auch ſo trat niemand hervor, der den Muth dazu gezeigt hätte, und es mochte damals mehr als einer zu dem andern geſagt haben: „wenn wir den verſtoßenen Jephtha wieder bei uns hätten, er wäre der Mann, der uns retten könnte.“ Jephtha war ein Jahr vorher von ſeinen Brüdern aus dem Hauſe des Vaters verſtoßen worden, aus Eigennutz und Feindſchaft. Er war nicht der Sohn ihrer Mutter, deßwegen wollten ſie ihn auch nicht theilen laſſen an dem väterlichen Erbe. Niemand in Gilead nahm ſich ſeiner an. Er floh aus ſeiner Heimath und von ſeinem Volk in eine fremde Landſchaft, und nährte ſich daſelbſt nach der Sitte jener Zeit durch ſeine Tapferkeit, ſo gut er vermochte. Deßwegen ſagten ſie: „wenn Jephtha wieder käme, er könnte uns retten.“ Eigennutz und Unverſtand bereitet ſich gar oft ſeine eigene Reue und Beſchämung. Als ſie ſich nicht mehr zu helfen wußten, ſchickten ſie Boten an den verſtoßenen und verlaſſenen Jephtha, daß er wieder zu ihnen kommen, und ihr Feldhauptmann und Oberhaupt werden möchte.

Wenn dein Bruder an dir geſündigt hat, und kommt wieder und ſpricht: „es reuet mich,“ ſo ſollſt du ihm vergeben.

Jephtha war, ungeachtet ſeines Schickſals, von Natur ein gar feiner Mann, und eben ſo hochherzig und friedliebend als tapfer. Zwar ſprach er anfänglich

mit den Boten, wie einem schwer beleidigten Gemüth wohl zu sprechen geziemt: „Seyd ihr es nicht die mich hassen, und aus meines Vaters Hause gestoßen haben? Warum kommt ihr nun in eurer Trübsal zu mir?"

Als er aber vernahm, in welcher Noth sie seyen, und daß sie alles wieder gut machen wollten, dachte er nicht mehr an die erlittene Beleidigung, sondern an das Vaterland, und folgte ihrer Einladung. Aber ein Mann, wie der hochherzige Jephtha war, will nicht sogleich zu den Waffen greifen und Blut vergießen. Bereitwilligkeit zum Frieden ist die schönste Zierde und das schönste Zeichen der wahren Herzhaftigkeit, die nicht früher angreift, als sie muß. Jephtha schickte zweimal Boten an den König von Ammon, daß er die Ungerechtigkeit seines Angriffs erkennen, und im Frieden seinen Rückzug nehmen sollte. Als aber der König sein Unrecht nicht erkannte und die Rede des Jephthas nicht anhörte, beschloß Jephtha eine Schlacht — es blieb ihm keine Wahl mehr übrig.

In der Schlacht siegte er mit kräftigem Schwerdt, schlug die Feinde bis über die Grenze, und befreite sein unglückliches Vaterland, und die, welche ihn zuerst aus demselben in die Fremde hinaus verstoßen hatten. O daß der fromme edle Held ein einziges unvorsichtiges Wort nie gesprochen hätte! Vor der Schlacht hatte er das Gelübde ausgesprochen, wenn er siegreich nach Hause zurückkommen würde, so wolle er das erste, was ihm zu seiner Hausthüre heraus begegnen würde, dem Herrn heiligen und ihm opfern, und dachte in der Bewegung seines Herzens nicht daran, daß er

der Vater eines einzigen Kindes sey. Daheim bereiteten sie ihm eine ehrenvolle Ankunft und eine fröhliche Bewillkommung, und als er nahe bei seinem Hause war, trat ihm zu seinem Entsetzen an der Spitze der Frauen und Jungfrauen, welche ihn begrüßen wollten, zuerst seine Tochter entgegen, sein einziges Kind. Man hielt es schon damals für eine schwere Gewissenssache, ein Gelübde zu brechen, das man Gott gethan hatte, und es ist auch eine Gewissenssache, und die Folge einer unnöthigen Verwegenheit. Gott will nur mit Dank und kindlichem Vertrauen geehret seyn, mit Liebe und Gehorsam, nicht mit Gaben und Opfer. Als Jephtha seine Tochter erblickte, und an sein Gelübde dachte, zerriß er vor Schrecken sein Gewand. Er sprach zu ihr mit zarten Worten: „Ach meine Tochter, wie betrübst du mich! Ich habe meinen Mund aufgethan gegen den Herrn, und kann es nicht mehr zurücknehmen." Die Tochter, eben so zarten Sinnes wie ihr Vater, verstand seine Worte und erwiederte mit kindlicher Ergebenheit: „Mein Vater, hast du deinen Mund aufgethan, so thue mir, wie es aus deinem Munde gegangen ist, nachdem der Herr dich gerächet hat an deinen Feinden." — Jephtha erfüllte sein Gelübde und herrschte hernach sechs Jahre lang bis an seinen Tod über die Israeliten in Gilead.

Also weckte der Herr dem bedrängten Volk von Zeit zu Zeit Helden und Heilande. Aber der Verheißene aus der Nachkommenschaft Abrahams, in welchem alle Völker sollen gesegnet werden, kommt noch lange nicht. Wiewohl es fängt bereits von weitem an etwas zu werden.

28.

Ruth.

Zu der Zeit, da die Richter regierten, war eine Theurung im Lande. Damals zog aus Bethlehem im Lande Juda ein Mann mit seinem Weibe Naemi und mit seinen zwei Söhnen hinweg in der Moabiter Land.

Der Mann starb. Da war Naemi noch allein mit ihren Söhnen. Diese heiratheten zwei Moabitische Töchter, Arpa und Ruth. Die Söhne starben auch. Da war Naemi noch allein mit ihren Schwiegertöchtern. Nach zehn Jahren, als sie erfuhr, daß die Theurung in dem Lande Israel wieder aufgehört habe, kehrte sie um in ihre Heimath, und ihre Schwiegertöchter begleiteten sie.

Unterwegs, als sie bedachte, wie arm sie jetzt wieder heimkomme und wie wenig sie im Stande seyn werde, für ihre Schwiegertöchter zu sorgen, sagte sie zu ihnen: „Kehret um, meine Töchter, eine jede in ihrer Mutter Haus! Gott thue an euch Barmherzigkeit, wie ihr an den Todten und an mir gethan habt. Ich kann euch nicht mit mir nehmen, denn mich jammert euer sehr." Die Schwiegertöchter weinten, und Arpa ließ sich endlich bewegen und kehrte wieder zurück. Naemi sprach zu Ruth: „Siehe, deine Schwägerin ist umgekehrt zu ihrem Volk und zu ihrem Gott!" Ruth antwortete: „Rede mir nicht ein, daß ich dich verlassen sollte. Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, dein Volk ist mein Volk, und dein Gott ist mein Gott. Wo du

stirbst, da sterbe ich auch. Der Tod muß mich von dir scheiden." Also sprach und that Ruth.

O Gott, wirst du solche Kindesliebe nicht vergelten, willst du dieses arme Herz nicht trösten!

Als Naemi wieder in Bethlehem angekommen war, ward es bald im ganzen Städtlein ruchbar. Alle Leute kamen zusammen und wunderten sich: „Ist das Naemi?" — Sie sprach, die kummervolle Frau: „Nennt mich nicht mehr Naemi, denn ich bin eine andre geworden. Reich zog ich aus, aber arm hat mich Gott wieder heim gebracht."

Als Naemi sich in Bethlehem wieder gesetzt hatte, es war ebenfalls in der Gersten-Ernte, gieng Ruth auf das Feld, daß sie Aehren aufläse. So groß war ihre Armuth. Sie wußte nicht, auf wessen Acker sie gieng — was weiß eine fremde Frau. Aber Gott führete sie zu den Schnittern eines reichen Mannes, mit Namen Boas, der ein Verwandter war ihres verstorbenen Mannes. Boas kam auf das Feld, und grüßte seine Schnitter: „Der Herr sey mit euch!" Die Schnitter dankten ihm: „Der Herr segne dich!" Es ist ein gutes Zeichen, daß ein reicher Hausvater sein Gesinde grüßt, wenn er auf das Feld kommt. „Was ist das für eine Weibsperson?" fragte er den Aufseher über das Gesinde. Der Aufseher sprach: „Es ist die Moabitin, die mit Naemi gekommen ist." Boas redete mit der Ruth, und gab ihr freundliche Worte, daß sie ja auf keinen fremden Acker gehen, sondern bei seinen Mägden bleiben solle, und so sie dürstete, oder wenn es Essenszeit wäre, sollte sie mit seinen Leuten trinken und essen. Ich weiß alles" sagte er, „was du gethan hast an deiner Schwie-

germutter, nach deines Mannes Tode, und daß du sie nicht verlassen hast. Der Gott Israels vergelte dir deine That, zu dem du gekommen bist, daß du unter seinen Flügeln Zuversicht hättest." Auch befahl er seinen Leuten, sie sollten freundlich gegen die Moabitin seyn, und ihr viel Aehren hinter den Garben liegen lassen. O, wenn doch alle glücklichen Leute wüßten, und bedächten, was ein freundliches Wort und eine feine Behandlung einem armen wunden Herzen für eine Wohltat und ein Balsam ist. Ruth brachte ihrer Schwiegermutter eine große Menge Aehren nach Hause, und erzählte ihr alles, und als die Mutter hörte, der Mann heiße Boas, sprach sie: „Er ist unser Verwandter. Gott segne ihn für seine Barmherzigkeit an den Lebendigen und an den Todten!"

Was will noch aus der Sache werden? Als Boas die rechtschaffene Aufführung der Moabitin mit eigenen Augen gesehen hatte, gewann er eine Liebe zu ihr, so arm sie war. Denn nicht das Geld, sondern die Tugend ist Reichthum. Auch erkannte sein biederes Gemüth eine Pflicht dazu. Denn ein solches Gesetz galt damals noch in Israel. Wenn ein verheiratheter Mann ohne Kinder gestorben war, so war sein nächster Verwandter schuldig, seine Wittwe zu heirathen, und sie durfte ihn darum ansprechen, ohne Anstand. Also heirathete der reiche gottesfürchtige Boas die arme Ruth, wiewohl er war unter den Verwandten nicht der Allernächste, und sie ward durch ihn zu einer glücklichen Frau.

So hat Gott ihre Kindestreue vergolten, und ihr armes Herz getröstet. Wie ist die Verheißung

so wahr geworden: „Du sollst deine Eltern ehren, so wird es dir wohl gehen."

Gott segnete diese fromme Ehe mit einem Sohne, den nannten sie Obed. Alle Einwohner in Bethlehem hatten eine Freude daran, und wünschten der Naemi Glück, daß ihr Gott einen Nachkommen gegeben habe „Der wird dich erquicken, sagten sie, und dein Alter versorgen, denn deine Schwiegertochter hat ihn geboren, die dich geliebt hat." Naemi aber nahm das Kindlein auf ihren Schooß, und wurde seine Erzieherin. Das war die Geschichte der frommen Ruth und aus einem ihrer Nachkommen wird noch etwas.

29.

Eli und Samuel.

Nach den Kriegshelden richtete der Priester Eli in Israel vierzig Jahre lang. Er wohnte in Silo, denn daselbst stand dazumal die Stiftshütte. Jährlich an den hohen Festtagen versammelten sich die Israeliten vor der Stiftshütte, daß sie Gott daselbst anbeteten und vor ihrem Gott fröhlich wären. Aber wie kann ein angefochtenes Herz fröhlich seyn? Eine angefochtene Frau stand von der Mahlzeit auf, und betete in ihrem Herzen, daß sie Gott mit einem Sohn erfreuen wollte. Wenn Gott ihre Bitte erfüllte, so wollte sie ihn Gott wiedergeben, daß er sein Lebenlang in der Stiftshütte dienen sollte. Eli sah ihr lange zu, wie sie doch nur ihre Lippen bewegte und weinte,

weinte, und weil es nach der Mahlzeit war, ſo meinte er, ſie ſey betrunken. Es ſprach endlich zu ihr der harte Mann, den Gott zum Segnen und zum Tröſten berufen hatte: „Wie lange willſt du betrunken ſeyn, gib deinen Wein von dir, den du getrunken haſt.“ Das war kein prieſterliches Wort. Das Weib ſprach: „Ach nein mein Herr, ich bin nicht betrunken, ſondern ich habe in meinem großen Kummer geredet bisher, und mein Herz vor Gott ausgeſchüttet.“ Eli ſprach: „Gehe hin in Frieden. Gott wird dir deine Bitte erfüllen,“ und das war prieſterlich geſprochen. Auch hat ihr Gott ihre Bitte erfüllt, und ihr einen Sohn gegeben den hieß ſie Samuel.

Nach Jahr und Tagen, als das Feſt ſich jährte, kam wieder die nämliche Frau zu Eli, und hatte ein friſches Söhnlein an der Hand und Eli kannte ſie nicht mehr. Die Frau ſprach: „Glaube mir, mein Herr, ich bin das Weib, das hier bei dir ſtand, da ich um dieſen Knaben bat. Gott hat meine Bitte erhört, ſagte ſie, und ſchaute ihr Kind mit mütterlichem Wohlgefallen an. Darum gebe ich ihn dem Herrn wieder ſein Lebenlang, weil er von dem Herrn erbeten iſt.“ Alſo ließ ſie ihren Sohn zurück in dem Schutze Gottes und in der Pflege der Prieſter, daß er den Gottesdienſt lernte, und gleichſam geiſtlich ſtudierte. Aber alle Jahre, wenn ſie wieder kam, und ihrem Kind zum Gruß ein neues Röcklein brachte, war Samuel wieder größer und kräftiger, und was noch mehr ſagen will, ſie hörte, daß er auch immer gottesfürchtiger und geſchickter werde, und bei allen Leuten beliebt ſey; das iſt die größte Freude auf der Welt, womit Gott die fromme Mutterliebe belohnen kann. Ja, es währte gar nicht lange, ſo

gab ihm Gott schon Offenbarungen in sein Herz und redete mit seinem Herzen, daß er ein Prophet ward, damit er den Willen Gottes aussprechen konnte den Menschen. Samuel hatte dazu eine große Probe der Frömmigkeit auszustehen. Denn des Priesters eigene Söhne, Hophni und Pinehas, welche dem jungen Samuel mit allen priesterlichen Tugenden hätten sollen ein Beispiel seyn, waren zwei leichtfertige und unwürdige Menschen, welche ihr priesterliches Ansehen zu den gröbsten Missethaten mißbrauchten, und das Volk lau machten im Gottesdienst. Aber Samuel ließ sich durch ihr Beispiel zu keinem Leichtsinn verführen. Ein gutes Gemüth will nur fester im Guten werden, wenn es die Abscheulichkeit des Lasters sehen muß. Samuel wurde immer fester im Guten.

Aber warum ließ der Priester es geschehen, daß seine Söhne solche Missethaten verübten? — Warum lassen noch viele leichtsinnige und schwache Eltern es geschehen, daß ihre Kinder verwildern? Eli warnte zwar seine Söhne: „Warum thut ihr solches? Das ist nicht ein gutes Geschrei, das ich von euch höre." — Aber damit war es auch gethan.

Ein solches Geschlecht kann nicht lange in Amt und Würde bleiben; Es muß enden auf eine oder auf die andere Art, durch Menschen oder durch Gott. Als Eli alt und hoch betagt war, rückten die Philister gegen Israel aus zu einem Krieg. Als Israel die erste Schlacht verloren hatte, griffen sie den Feind zum zweitenmal an, und nahmen die Bundeslade mit in das Lager, damit ihnen Gott desto gewisser den Sieg verleihen wollte. Die zwei jungen Priester

trugen die Bundeslade. Aber die Schlacht fiel deſſen ungeachtet noch trauriger aus, als die erſte. Eli ſaß daheim am Stadtthor und wartete auf Kundſchaft. Es kam ein Bote aus dem Treffen mit zerriſſenen Kleidern und Aſche auf dem Haupt. Eli fragte: „Wie geht es zu?“ Der Bote erwiederte: „Wie geht es zu? Iſrael iſt geflohen vor dem Feinde. Deine zwei Söhne ſind todt. Dazu, die Lade Gottes iſt genommen.“ So böſe lautete die Kundſchaft. Eli fiel vor Schrecken rückwärts von dem Stuhl und ſtand nimmer auf. Alſo endete ſein Prieſterthum. Nach ſeinem Tod ward Samuel Richter in Iſrael. Die Bundeslade aber ſchickten die Philiſter nach ſieben Monaten freiwillig zurück. Sie hatten kein Glück mit ihr.

30.

Samuel und Saul.

War Samuel einſt ein frommer und aufgeweckter Knabe, ſo war er jetzt auch ein eifriger und gerechter Vorſteher des Volks, und ſah ſtreng darauf, daß das Geſetz Moſes gehalten wurde, nicht nur auswendig in den Werken, ſondern auch mit inwendigem Gehorſam des Herzens. Jedermann, wer nicht ſehr ein gutes Gewiſſen hatte, fürchtete ſich vor ſeiner Gerechtigkeit und vor ſeiner Strenge. Damals war Iſrael wieder abtrünnig geworden, und diente den fremden Göttern. Samuel brachte ſie zu dem Gott ihrer Väter zurück. Da gab ihnen

Gott auch wieder Glück gegen die Philister, ihre Feinde. Sie eroberten alle Städte wieder, welche ihnen die Philister genommen hatten, und Samuel errichtete zum Andenken an der Grenze einen Stein, den er Eben Ezer, auf deutsch „Stein der Hülfe" nannte, und sprach: „Bis hierher hat der Herr geholfen." Als Samuel älter war, vertraute er einen Theil seines Richteramtes seinen Söhnen an. Aber seine Söhne traten auch nicht in seine Fußstapfen. Es kamen die Aeltesten von ganz Israel zu Samuel, und sagten ihm an, daß sie nimmer wollten von Richtern regiert seyn, sondern sie wollten auch einen König haben, wie andere Völker. Diese Rede gefiel dem Samuel gar übel. „Ist nicht Gott euer König, sagte er, und warum wollt ihr einen andern?" Aber sie beharreten auf ihrem Sinn. Samuel war damals in großer Bekümmerniß, und wußte nicht, wen er ihnen zum König geben sollte. Aber Gott läßt oft auf wunderbaren Wegen zusammenkommen, was sich finden soll. In dem Gebirge des Stammes Benjamin hatten sich die Eselinnen eines Mannes mit Namen Kis, der gleichwohl ein reicher Mann mag gewesen seyn, von der Weide verloren. Kis befahl seinem Sohne Saul, einen Knecht mit sich zu nehmen, und die vermißten Thiere zu suchen. Sie giengen durch das Gebirg Ephraim, durch zwei und drei Landschaften, und fanden nicht, was sie suchten. Sie waren jetzt in der Nähe einer Stadt auf einer Anhöhe, und Saul wollte bereits wieder umkehren, es war schon der dritte Tag, damit nicht der alte Vater daheim noch mehr bekümmert würde um seinen Sohn, als um die verlornen Thiere. Da that ihm noch sein Knecht den Vorschlag, in jene

Stadt hinauf zu gehen. Es ſey ein berühmter Mann Gottes daſelbſt, der ihnen vielleicht ſagen werde den Weg, den ſie gehen ſollten. In der Stadt begegnete ihnen ein Mann, den fragten ſie, wo der Seher anzutreffen ſey? Seher nannte man zu ſelbiger Zeit die Propheten. Der Mann war Samuel, und war um dieſe Zeit auch in die nämliche Stadt gekommen, daß er daſelbſt ein Opfer verrichtete. Samuel gewann in ſeinem Herzen die Ueberzeugung, daß dieſer Saul der ſey, den Gott zum König über ſein Volk Iſrael auserſehen habe. Er nahm ihn mit ſich zu dem Opfer, und that ihm auf dem Wege kund, was ſein und ſeines Hauſes herrliches Schickſal ſey. Aber der ſchlichte Sohn des Benjaminen Kis konnte es nicht begreifen. Ein ſolcher Gedanke wäre nie in ſein Herz gekommen. Des andern Tages, als er ſeine Heimreiſe antreten wollte, begleitete ihn der Prophet, und ſalbte ihn in der Stille zum König in Iſrael. Als er ihn entließ, ſagte er ihm Manches zum Voraus, was ihm auf der Heimreiſe begegnen würde. Was ihm der Prophet voraus geſagt, begegnete ihm. Alſo gelangte Saul wieder zurück in ſein väterliches Haus mit dem Wort in ſeinem Herzen, daß er nun bald als König in Iſrael erſcheinen werde. Sein Oheim fragte ihn, was der Prophet mit ihm geredet habe. Saul antwortete: Er ſagte uns, daß die verlorenen Thiere wieder gefunden ſeyen, was auch wirklich ſo war. Aber das Wort in ſeinem Herzen vertraute er ihm nicht an.

31.

Saul, der König in Israel.

Hierauf versammelte der Prophet die Stämme von Israel nach Mizpa, daß er ihnen nach dem Willen des Herrn ihren neuen König vorstellte. Saul war ein schön gewachsener kraftvoller Mann, um einen Kopf größer, als fast der größte Mann in Israel. „Da seht ihr, sprach Samuel, welchen der Herr erwählt hat, denn ihm ist keiner gleich in Israel.“ Als nun die Stämme den schönen ansehnlichen Mann erblickten, jauchzten sie vor Freude, und riefen: „Glück sey dem König!“ Doch waren auch lose Leute unter dem Volke, welche ihn verachteten, und sprachen: „Was kann uns dieser helfen?“ Aber Saul that, als hörte er es nicht. Saul war ein tapferer und gutmüthiger Mensch. Die Ammoniter belagerten die Stadt Jabes, und wollten allen Einwohnern das rechte Aug ausstechen. Sie hatten nur noch sieben Tage Zeit, sich zu ergeben. Die geängstigten Einwohner von Jabes schickten Boten nach Benjamin und in die Stadt Sauls, daß ihnen Hülfe und Rettung würde. Am siebenten Tage früh in der Morgenwache kam Saul mit helfender Hand in das Lager der Ammoniter. Er schlug sie, daß ihrer nicht zwei bei einander blieben, und rettete also die Einwohner von dem schrecklichen Unglück, das ihnen bevorstand. Damals sprach das Volk: „Nun gebt die her, welche den Saul nicht wollten zum Könige haben, daß wir sie tödten.“ Aber der biedere König

sagte: „Es soll auf diesen Tag niemand sterben; denn der Herr hatt heute Heil gegeben in Israel."

O, wenn doch alle Leute so dächten, nichts Böses zu thun, wenn ihnen Gott Heil gegeben hat. Gott gibt uns alle Tage Heil.

Mit diesem Sieg und mit dieser großmüthigen Rede gewann Saul alle Herzen. Alle huldigten ihm in Gilgal, und freuten sich sehr.

Als nun Samuel vor dem Volke und vor dem König sein Richteramt niederlegte, sprach er unter anderm die Worte: „Ich bin vor euch hergegangen von meiner Jugend auf bis auf diesen Tag. Von nun an geht euer König vor euch her. Siehe, hier bin ich! Antwortet wider mich vor dem Herrn und seinem Gesalbten, ob ich Jemands Ochsen oder Esel genommen habe, ob ich Jemand habe Gewalt oder Unrecht gethan, ob ich mir durch ein Geschenk habe die Augen blenden lassen?" — Das sind ein paar herzhafte Fragen. Mancher stellte sich lieber vor eine feindliche Batterie, als vor seine Verwandte oder Mitbürger, oder Untergebene, wenn er solche Fragen an sie thun müßte. Aber was antwortete dem Samuel ganz Israel? „Du hast uns kein Unrecht gethan, und von Niemands Hand etwas angenommen." Ein solches Zeugniß ist mehr werth, als ein gestohlener Ochs, ja mehr, als alles ungerechte Geld und Gut, besonders wenn ein Stündlein kommt, wo Geld und Gut zurückbleibt, und das Gewissen mitgeht. Das Gewissen geht mit.

Saul aber und Jonathan mit ihm, sein wackerer Sohn, verrichteten noch viele Heldenthaten, und retteten Israel von der Hand aller, die sie drückten.

Aber ſo tapfer der König war, ſo wenig war er klug. Als er immer mächtiger wurde, ſo ward er auch immer ſicherer und unvorſichtiger, und that dem Samuel nimmer die gebührende Ehre an, ſo er doch ein Prophet war, und in dem Namen Gottes mit ihm redete, und folgte ſeinen Ermahnungen und Vorſchriften nimmer. Dies geſchah beſonders in einem Krieg wider die Amalekiter. Da gieng etwas vor, was nicht hätte ſeyn ſollen. Der Prophet kam entrüſtet in das Lager, und redete zu dem König: „Weil du der Stimme des Herrn deines Gottes nicht gehorcht haſt, ſo hat der Herr heute das Königreich Iſrael von dir genommen.“ Nämlich daß die königliche Würde nicht bei ſeinem Geſchlechte bleiben, und ſein Sohn Jonathan nicht König werden ſollte nach ſeinem Tode.

Von dieſer Zeit an ſah Samuel den Saul nicht mehr, ſo lange er lebte. Saul aber wurde ſchwermüthig in ſeinem Herzen, und von Zeit zu Zeit überfielen ihn unruhige und ſchreckhafte Gedanken.

32.

David, der Hirtenknabe.

Nach dieſem gieng Samuel auf den Befehl Gottes nach Bethlehem in dem Lande Juda in das Haus eines Mannes mit Namen Iſai oder Jeſſe, daß er einen von ſeinen Söhnen in der Stille zum Nachfolger Sauls wählte. Denn aus den Söhnen dieſes

Mannes hatte ſich Gott einen zum König erſehen. Iſai hatte acht Söhne.

Iſai rief ſeinen erſtgebornen Sohn, den Eliab, und ſtellte ihn dem Propheten vor. Eliab gefiel dem Samuel wohl, denn er war ein gar ſchöner Mann. Aber der Herr ſprach zu Samuel: „Siehe nicht auf ſeine Geſtalt!" Denn es gehet nicht, wie ein Menſch ſiehet. Ein Menſch ſieht, was vor Augen iſt, aber Gott ſieht das Herz an.

Gib mir, mein Kind, dein Herz!

Iſai ließ ſeinen zweiten Sohn Abinadab an dem Propheten vorüber gehen. Der Herr hatte den Abinadab auch nicht gewählt. Iſai ließ ſieben Söhne vorüber gehen. Der Herr hatte deren keinen erwählt. An den achten dachte niemand. Er war auf dem Felde und hütete die Schafe ſeines Vaters, und wußte auch nicht, was daheim in dem väterlichen Hauſe Wichtiges vorgieng, während er vielleicht mit leichtem und frohem Sinn einen ſchönen Morgenpſalm auf der Harfe ſpielte. Samuel fragte den Iſai, ob denn das ſeine Söhne alle ſeyen, welche er jetzt geſehen habe. Iſai ſagte: Es ſey noch einer übrig, der Jüngſte, er hüte die Schafe. Dieſes war David. Samuel ließ ihn rufen. Da kam ein gar hübſcher Knabe, von ſchöner rother Farbe, mit ſchönen Augen und von guter Geſtalt. Der Herr ſprach: „Salbe ihn! Der iſt es." Da nahm Samuel das Oelgefäß, und ſalbte ihn mitten unter ſeinen Brüdern. Einen ſolchen Gang that David, von der Schafherde hinweg zur königlichen Salbung.

Samuel ſtarb nachher zu Rama in ſeiner Vaterſtadt, und das war der Knabe, dem ſeine Mutter

ein neues Röcklein brachte, wenn ſie auf das Feſt nach Silo kam. Der hat ſein Volk zu dem Herrn ſeinem Gott zurückgebracht, und zwei Könige in Iſrael geſalbet.

33.

Davids Kampf mit dem Rieſen.

David war in ſeiner Jugend und länger noch ein kecker Menſch, der friſch in ſeine Schickſale hineingieng. Aber ſo lang ihn ſein verſtändiges Herz vor der Sünde bewahrte, ſo lang bewahrte ihn Gott vor Unglück.

Die Philiſter führten einen neuen Krieg gegen Iſrael, und die drei älteſten Brüder des David waren bei der Landwehr. Der alte Iſai ſchickte den David in das Lager, daß er nach den Brüdern ſähe — — faſt denkt man wieder an den Joſeph — und gab ihm Lebensmittel mit für ſie, und zehn friſche Käslein für den Hauptmann. Im Krieg kann man alles brauchen. Als David an das Lager kam, in die Wagenburg, hörte er, daß das ganze Heer ausgezogen ſey und gegen den Feind ſtehe, und der Rieſe laſſe ſich wieder ſehen. Denn es war ein fürchterlicher Rieſe, mit Namen Goliath, in dem Heer der Philiſter! Der Rieſe war ſechs Ellen und einer Hand breit hoch. Sein Haupt war mit einem metallenen Helm bewaffnet, ſeine Bruſt mit einem metallenen Harniſch. Sein Schildträger gieng vor

ihm her. Er kam alle Tage heraus, und fragte sie, ob einer das Herz habe, mit ihm zu kämpfen. David ließ das Gefäß, das er trug, bei dem Gepäcke in dem Lager, und lief hinaus zu dem Heer und grüßte seine Brüder. David sah den Riesen mit seiner Rüstung und mit seinem langen Speer und Schwerdt, und hörte gar begierig zu, als die Leute mit einander redeten, was der König für eine Belohnung darauf gesetzt habe, wer den Riesen erlege, gleichsam als wenn er Lust dazu trüge. Sein Bruder Eliab machte ihm Vorwürfe, daß er nichts hier zu thun habe. „Ich kenne deine Vermessenheit wohl, sagte er zu ihm, und deines Herzens Tücke. Du bist gekommen, daß du den Streit sehest." Aeltere Brüder lieben es, in Abwesenheit der Eltern Vaterstelle an ihren jüngsten Geschwistern zu vertreten, und ihrer Unerfahrenheit mit Rath und Warnung zu Hülfe zu kommen, und thun ein gutes gottgefälliges Werk daran, wenn es mit Ueberlegung und Liebe geschieht. Aber Eliab that seinem Bruder Unrecht und redete mit ihm nicht wie Brüdern geziemt. David gab ihm gar nicht viel Gehör. Er wendete sich von ihm weg zu einem von dem Volke. „Was habt ihr gesagt? Was will der König thun, wer den Riesen erlegt?" Sie sagten ihm: „Wer den Riesen erlegt, den will der König reich machen, und ihm seine Tochter geben, und will seines Vaters Haus frei machen."

Auf das meldete sich David bei dem König, er wolle den Riesen erlegen. Der König ließ es nicht gerne geschehen. Er sprach: „Du bist noch ein Knabe und der Riese ist ein Kriegsmann von Jugend an." Als aber David von seinen Vorhaben nicht abstehen

wollte, ließ ihm endlich der König einen Helm aufsetzen und einen Panzer anlegen, und ein Schwerdt. Aber David nahm es nicht an. Er gieng leicht gekleidet, wie er war, dem Ungethüm entgegen mit seinem Hirtenstab und mit einer Schleuder, und suchte sich nur in einem Bach fünf glatte Steine.

Der Riese hatte seinen Spaß, als er den braunen Hirtenknaben heranschreiten sah. „Bin ich ein Hund, sagte er, daß du mit einem Stecken zu mir kommst?" — David sprach: „Du kommst zu mir mit Schwerdt und Spieß und Schild, ich aber komme zu dir im Namen des Herrn, des Gottes Israels, dessen Heer du verhöhnt hast." Mit diesen Worten legte er einen Stein auf die Schleuder, und ehe ihn noch der Riese mit seinem langen Schwerdt erreichen konnte, schleuderte ihm David den Stein so kräftig an die Stirne, daß er todt oder ohnmächtig niederfiel. Darauf nahm ihm David sein Schwerdt und hackte ihm mit seinem eigenen Schwerdt den Kopf ab. Als nun die Philister sahen, daß ihr Stärkster überwunden sey von einem Knaben, — flohen sie vor großem Schrecken, und die Israeliten verfolgten sie bis an die Thore ihrer Städte und erbeuteten ihr ganzes Lager. Saul nahm von dieser Zeit an den David in sein Haus und wollte ihn nicht mehr von sich lassen Jonathan aber, Sauls wackerer Sohn, gewann den David lieb, und sein Herz verband sich mit dem Herzen Davids und machten einen Bund mit einander, und jeder liebte den andern wie sein eigenes Herz. Ja es zog Jonathan seinen Rock aus, weil David nur ein ländliches Hirtenkleid anhatte, und gab ihn dem David, dazu auch seinen

Gürtel, ſeinen Bogen und ſein Schwerdt. Auch gab ihm Saul noch ſeine Tochter Michal zum Weibe. Alle Kriege, die Saul zu führen hatte, führte David klug und glücklich, und wurde immer mehr beliebt bei den Kriegshauptleuten und bei dem Volk. Wenn er aber zu Hauſe war und die unruhigen und ſchreckhaften Gedanken über den alten König kamen, ſpielte ihm David etwas auf der Harfe.

34

Davids Flucht und Gefahr.

Als der König ſah, daß David immer mehr beliebt wurde, ward er ihm gram in ſeinem Herzen, und trachtete ihn zu tödten. Ja ſogar, als David ihm einſt auf der Harfe ſpielte, warf er ſeinen ſcharfen Spieß nach ihm. Aber David beugte aus, daß der Spieß in die Wand fuhr.

David mußte zuletzt heimlich entfliehen, daß er ſein Leben rettete, aber Jonathan, ſein wackerer Freund, war ihm behülflich zur Flucht, und kam zu ihm heimlich, ſo lange er in der Nähe war, und gab ihm guten Rath, obſchon er wußte, daß David, und nicht er, nach dem Tode Sauls das Königreich erhalten werde. Als aber David mußte weiter ziehen, küßten ſie ſich, und weinten und erneuerten ihren Bund. „Was wir beide heute geſchworen haben im Namen des Herrn, das bleibe ewiglich.“

Gott, gieb jedem frommen Menſchen in Freude und Leid einen Jonathan zum Freund, und jedem Menſchen ein Gemüth, das eines Freundes werth ſey!

Als David entflohen war — daheim bei ſeinen Eltern wäre er nicht mehr ſicher geweſen — ließ er ſich zu ſeiner Bewaffnung das Schwerdt des Rieſen geben, denn er ſagte: „es gibt kein beſſeres.“ Mit dieſem zog er friſch in das Freie und ſammelte um ſich nach und nach eine Schaar, ſo zu ſagen ein Freikorps von ſechshundert Mann. Jeder, der zu ihm kam, war ihm recht, und er war ihr Hauptmann, aber nach ihm war Ithai. Mit denen zog er hin und her von einer Grenze des Landes zur andern, wie ein verſcheuchtes Hühnlein, daß er ſich gegen die Verfolgungen des Königs ſchützte. So lange der König lebte, verfolgte er ihn. Aber David war in Gottes Hand. Wen Gott beſchützt, der iſt auch unter den Feinden ſicher, und findet auch unter den Feinden Freunde. Der Feind und der Freund müſſen zu ſeiner Rettung behülflich ſeyn, und die weiſen Abſichten Gottes befördern. Ein Räuberhaufen aus der Philiſter Land fiel in der Gegend von Kegila ein, und beraubte die Tennen. David mit ſeinen Sechshunderten eilte herbei, griff die Räuber an, ſchlug ſie in die Flucht, und nahm ihnen alles Vieh hinweg, womit ſie ihren Raub wollten fortführen. Denn der edle Menſch nahm ſich überall des Angefochtenen und Verfolgten an, ob er gleich ſelbſt verfolgt war, und von einem Ort an den andern fliehen mußte. Das iſt ein großer Gottesſegen, daß gute Menſchen im Unglück ſich noch über andere erbarmen können, und ihnen beiſpringen und helfen

in der Noth, in welcher sie selber sind. Mit dieser wundersamen Güte ist das menschliche Herz von Gott gesegnet.

Als David die Räuber vertrieben hatte, zog er siegreich in der Stadt Kegila ein, daß er daselbst eine Zeitlang seinen Aufenthalt nähme. Saul erfuhr es, und hatte große Freude daran. Er kam heimlich mit Heeresmacht, daß er die Stadt umzingelte und ihn gefangen nähme, und die Einwohner waren undankbar und schlimm genug, sie hätten ihn ausgeliefert. Aber Gott warnte ihn, daß er auszog noch zu rechter Zeit in die Wüste, das heißt, in eine einsame Gegend, wo wenig Menschen wohnten. Siph hieß die Gegend. Aber wer suchte jetzt den frommen David in der Wüste auf? Wer kam zu ihm in die einsame Wüste? Jonathan, sein Herzensfreund, kam noch einmal zu ihm, und befestigte seinen Bund mit ihm. Er tröstete und stärkte seinen Muth, und es war die rechte Zeit. Denn die Einwohner von Siph, ungastliche Menschen, schickten zu Saul, und hinterbrachten ihm, daß David bei ihnen sey. Saul überfiel ihn abermal heimlich mit Heeresmacht, es war nur noch ein Berg zwischen ihnen. Saul zog an der einen Seite des Berges, David an der andern. Er war schon von ferne her umstellt und es war schon an dem, daß er umringt und gefangen wurde. Aber zur nämlichen Zeit fielen die Philister in das Land, daß sie Israel bekriegten. Da brach der König eilends auf, daß er den Feinden entgegen zöge, und stand für diesmal ab von David. Auf solche Weise rettete Gott den Bedrängten, als er keinen Rath mehr wußte, durch seine eigenen Feinde, die Philister.

Wenn ich mitten in der Angſt wandle, ſo erquickeſt du mich, und ſtreckeſt deine Hand über den Zorn meiner Feinde, und hilfſt mir mit deiner Rechten.

35.

David will den Nabal ermorden.

David beſchützte in der Landſchaft Maon eine lange Zeit die Heerden eines reichen Mannes, mit Namen Nabal, und lebte im Frieden mit ſeinen Hirten. Dreitauſend Schafe und tauſend Ziegen hatte Nabal auf der Weide und war doch ein unverſtändiger und böſer Mann. Reichthum und Verſtand iſt zweierlei.

Gott, gieb mir ein verſtändiges Herz!

Einſt ließ Nabal ſeine dreitauſend Schafe ſcheeren, und gab ſeinen Leuten eine große Mahlzeit, denn das war bei den morgenländiſchen Hirten ein reiches und herrliches Freudenfeſt. David ſchickte zu ihm zehn von ſeinen Jünglingen, die wünſchten ihm in ſeinem Namen Glück zur Schafſchur, und begrüßten ihn mit freundlichen und ſittigen Worten, daß er ihrem Herrn, dem David, zum Dank etwas mittheilen wollte von ſeiner reichen Mahlzeit und von ſeinem Segen. „Deine Hirten," ſagten ſie, „ſind mit uns geweſen, und wir haben ihnen nie etwas zu Leide gethan. Sie haben nie etwas verloren an der Zahl ihrer Schafe." Nabal aber antwortete

wortete den Jünglingen mit einer ſchnöden Rede: „Wer iſt der David? Es laufen jetzt der Knechte viel im Lande herum, die ihren Herren entlaufen ſind. Soll ich nehmen, was ich für meine Leute geſchlachtet habe, und es Leuten geben, die ich nicht kenne, wo ſie her ſind?“ — So ſprach der unverſtändige Mann! — Als David dieſe Antwort vernahm, befahl er im Zorn ſeiner Mannſchaft, jeglicher ſoll ſein Schwerdt an die Seite gürten, und mit ihm ziehen. Er ſelbſt gürtete ſein Schwerdt, und zog mit ihnen aus und war im erſten Zorn nichts anders Willens, als den Nabal und alle ſeine Leute zu überfallen und zuſammen zu hauen. In ſolche Gefahren ſtürzt ſich der Unverſtand und ſeine Schweſter, die Grobheit. Die Grobheit iſt die Schweſter des Unverſtands.

Als aber David auf dem Wege zu der großen Sünde war, die er begehen wollte, ſchickte ihm Gott, ſo zu ſagen, einen warnenden Engel entgegen, nämlich die Abigail, des Nabals verſtändige Hausfrau. Abigail war nicht zugegen, als Davids Boten mit Nabal redeten, und er mit ihnen. Als ſie aber von den Hirten vernahm, was Nabal geredet hatte, rüſtete ſie ohne Verzug ein Geſchenk für David, zweihundert Brode, fünf gekochte Schafe, auch Mehl und Wein, Roſinen und Feigen, und eilte damit dem zürnenden David entgegen. Abigail redete mit David freundliche und verſtändige Worte: „Sieh' es als eine Schickung Gottes an, daß ich zu dir komme, daß deine Hand kein Blut vergieße. Du wirſt des Herrn Kriege führen. Niemand müſſe dir etwas Böſes nachſagen können. Dein Herz ſey

frei von jedem Vorwurf! Bringe keine Blutſchuld auf den Thron von Iſrael!" — Ein gutes Gemüth iſt durch vernünftige Vorſtellungen leicht zu lenken. Es widerſtrebt den Ermahnungen nicht, die ihm Gott durch gute Menſchen zukommen läßt. David gieng in ſich und ſprach zu Abigail: „Gelobet ſey der Herr, der dich mir hat entgegen geſandt, und geſegnet ſeyſt du, und deine Rede; du haſt mich bewahrt, daß ich mir nicht ſelbſt habe Recht verſchafft mit Blut."

David empfieng von ihrer Hand, was ſie ihm gebracht hatte, und ſprach zu ihr: „Ziehe mit Frieden hinauf in dein Haus! Siehe, ich habe deiner Stimme gehorchet."

Alſo hat die Beſonnenheit eines Weibes den Zorn eines beleidigten Kriegshelden entwaffnet und ſechshundert Schwerdter in ihre Scheide zurückgebracht.

Gutes Wort findet gute Statt.

Unterdeſſen lebte Nabal daheim in Herrlichkeit und Freude und wußte nicht, daß ſein Leben nur an einem Faden hieng. Als er aber am andern Morgen von Abigail, ſeiner Frau, erfuhr, in welcher Todesgefahr er geweſen ſey, erſtarrte ſein Herz in ſeinem Leibe vor Schrecken. Nach zehn Tagen war er eine Leiche. Da bot ihr David ſeine Hand zur Ehe Es ward die verſtändige Abigail zur Ehefrau dem David, den Gott zum König über Iſrael erſehen hatte.

36.

David kommt heimlich in das Lager des Sauls.

Man kann den edeln Helden David nicht genug lieb haben. So sehr auch Saul ihn verfolgte und nach seinem Leben trachtete, so behielt doch David immer ein treues und frommes Herz gegen ihn. Er vergaß nie, daß es sein König, und sein Schwiegervater und seines Freundes Jonathan Vater sey. Einst war Saul wieder mit dreitausend Mann gegen ihn ausgezogen, und lagerte sich, daß er übernachtete auf dem Hügel Hachila. Er lag außen in der Wagenburg, und das Lager wurde nicht bewacht. Denn er meinte, David sey noch weit entfernt. Aber er war in seiner Nähe. David war keck genug; er schlich sich mit einem Vertrauten, dem Abisai, in der Nacht an des Königs Lager. Alles war in tiefem Schlaf. Er kam in die Wagenburg, wo der König lag und seine Leute um ihn her, und sein Spieß steckte zu seinen Häupten in der Erde. Da standen nun die zwei Wachenden und Gott unter den Schlafenden, und Abisai wollte den König mit dem Spieß erstechen. Aber David wehrte ihm. „Das lasse der Herr ferne von mir seyn, daß ich sollte meine Hand an den Gesalbten des Herrn legen." Sie nahmen nun den Spieß und den Wasserbecher des Königs von seinen Häupten, und kamen unbeschrieen wieder heraus. David begab sich gegenüber dem Lager auf einen Berg, und rief das Volk und den Feldhaupt-

mann des Königs an: „Was ſeyd ihr für Leute, daß ihr ſo euern Herrn, den König, bewachet! Siehe hier iſt der Spieß und der Becher des Königs in meiner Hand!“ Saul hörte die Stimme Davids und ſprach: „Iſt das nicht deine Stimme, mein Sohn David?“ David ſprach: „Es iſt meine Stimme, mein Herr König. Warum verfolgſt du mich?“ Was habe ich gethan, und was iſt unrecht in meinen Händen?“ Saul ſprach: „Ich habe geſündigt, mein Sohn David. Komm wieder, ich will dir kein Leid mehr thun.“ Aber David wußte wohl, daß er dem alten wunderlichen Mann nimmer trauen durfte. Er ſchickte dem König ſeinen Spieß und ſeinen Becher in das Lager zurück. „Der Herr,“ ſagte er, „wird jeglichem vergelten nach ſeiner Gerechtigkeit, und nach ſeiner Treue, denn du biſt heute in meiner Hand geweſen; aber ich wollte meine Hand nicht an den Geſalbten des Herrn legen.“

Dies war das letztemal, daß David den Saul ſah, und mit ihm redete, wiewohl von ferne. Er ſah ihn nachher nicht mehr.

Saul konnte mit ſeiner ganzen Heeresmacht den David nicht beſiegen. Aber David beſiegte ihn, und beugte ſein Herz mit einer großmüthigen That, und ſchied von ſeinem Feinde mit einem Gewiſſen ohne Schuld.

So will ich einſt ſcheiden von allen meinen Feinden.

37.

David in Ziklag.

David gieng mit ſeinen Sechshunderten über die Grenze. Denn er fürchtete, er möchte ſonſt dem Könige doch noch in die Hände fallen. Er nahm Dienſte bei Achis, einem König der Philiſter. Sie hatten fünf Könige. Achis räumte ihm die Stadt Ziklag ein. Daſelbſt hauſeten ſie mit ihren Weibern und Kindern und hatten fröhliche Tage, bis Ziklag von den Amalekitern ausgeplündert und verbrannt wurde. Die Philiſter verſammelten ſich nämlich zu einem neuen Krieg gegen Iſrael. Achis brachte auch den David und ſeine Sechshunderte mit. Aber die andern vier Könige trauten ihm nicht, weil er ſelber ein Iſraelite war. Sie wurden wieder zurückgeſchickt nach Ziklag. Als ſie aber dahin kamen, und ihre Frauen und Kinder begrüßen wollten und David die Abigail, ſeine verſtändige Hausfrau, da waren Frauen und Kinder und Vieh und alle Habe geraubt und weggeführt von den Amalekitern, und Ziklag war verbrannt. In drei Tagen war alles vorüber. Die armen Männer weinten laut auf der öden Brandſtätte, vornehmlich über den Verluſt ihrer Söhne und Töchter. Gute Eltern denken immer zuerſt an ihre Kinder. Das Unglück ihrer Kinder iſt ihnen ſchmerzhafter, als ihr eigenes. Aber David ſtärkte ſich in dem Herrn, ſeinem Gott. Er verfolgte die Räuber bis an den Bach Beſor. Dort blieben zweihundert von ihnen zurück. Sie waren zu müde, um mit den übrigen weiter zu gehen. Jenſeits des

Baches ſahen ſie einen fremden Menſchen liegen. David fragte ihn, wer er ſey. Der Fremde ſagte, er gehöre einem Amalekiter an. „Wir haben einen Streifzug gethan," ſagte er, „wir haben Ziklag ausgeplündert und angezündet." David that ihm nichts zu leid, er nahm ihn mit, daß er ihn zu den andern führte. Sie lagen weit und breit zerſtreut in der ganzen Gegend, aßen und tranken, und freuten ſich ihres großen Raubes. David griff ſie an, und ſchlug ſie mit kräftiger Fauſt, ſie waren ſeiner nicht gewärtig, und rettete alles wieder, was die Feinde genommen hatten, die Frauen, die Kinder, die Habe. Es fehlte nichts. Auch nahm er ihnen ab, was ſie ſonſt geraubt hatten. Die Beute war groß. Als er mit ſeinen Leuten an den Bach Beſor zu den Zweihunderten zurück kam, wollten ihnen die Sieger blos ihre Frauen und Kinder zurückgeben, aber an der wiedergeretteten Habe, und an der Beute ſollten ſie keinen Antheil haben, weil ſie nicht mit ihnen gekämpft hatten. David ſprach: „Ihr ſollt nicht alſo thun, meine Brüder, mit dem, was uns der Herr gegeben hat, der uns behütet, und die Feinde in unſere Gewalt gegeben hat." — Das Andenken, daß alles Heil von Gott kommt, macht die Herzen mild und gerecht. David gab jedem das Seinige wieder, und mehr noch dazu, und ſendete vieles von der reichen Beute den Aelteſten in Juda, ſeinen Freunden, zum Gruß. Alſo brav und edel handelte der Sohn Iſai's, wie einſt Abraham, ſein frommer Ahnherr, gehandelt hatte, und legte die Probe ab, daß er würdig ſey, nun bald den Thron von Iſrael zu beſteigen.

38.

David wird König in Iſrael.

Während dieſer Begebenheiten führten die Philiſter den Krieg mit Iſrael, und lieferten ihnen eine Schlacht. Die Schlacht fiel gar übel aus. Iſrael wurde übermannt und geſchlagen. Jonathan und noch zwei Söhne Sauls wurden getödtet. Als Saul ſich nicht mehr zu retten wußte, ehe ſich der König von Iſrael lebendig an die Feinde ergab, ſtürzte er ſich in ſein eigenes Schwerdt. Alſo ſtarben Saul und Jonathan, ſein wackerer Sohn, an einem Tage. David ſaß mit ſeinen Tapfern, mit den geretteten Weibern und Kindern wieder auf der Brandſtätte von Ziklag. Vielleicht fiengen ſie ſchon wieder an, ein wenig zu bauen für die erſte Noth, und hatten Kummer auf die lange Zeit, bis alles ſo ſeyn würde, wie es war. Aber auf einmal kommt ein Entlaufener aus der Schlacht, und bringt dem Helden David Sauls Königskrone und ſeine königliche Armbinde, in der Meinung, er werde einen Botenlohn bekommen, daß er genug habe für ſein Lebenlang. Nach ſeiner Ausſage wäre Saul noch nicht todt geweſen, nachdem er ſich hatte in ſein Schwerdt geſtürzt. Saul ſprach zu ihm: „Tritt her zu mir, und tödte mich — — denn mein Leben iſt noch ganz in mir.“ Da trat ich zu ihm, ſprach der Bote, und tödtete ihn, und nahm die Krone von ſeinem Haupte, und die Armbinde von ſeinem Arme, und habe es hergebracht zu dir. David faßte ſeine Kleider und zerriß ſie vor Schrecken und Betrübniß, den Boten aber,

der ihm die Todesbotſchaft und die Königskrone gebracht hatte, ließ er niederhauen von einem ſeiner Leute, weil er bekannte, er habe den König getödtet. „Dein Blut," ſagte er, „ſey über dir, denn dein Mund hat wider dich ſelbſt gezeuget," und daran that David in ſo fern recht. Der Menſch ſoll nie das Leben des Königs antaſten. Das Leben des Königs ſtehe in Gottes Hand!

David verließ nun die Brandſtätte von Ziklag und kehrte zurück in ſein Vaterland mit ſeinen Sechshunderten und kam nach Hebron. Daſelbſt ſalbten ihn ſeine Landsleute, die Männer von Juda, zu ihrem König, und hernach huldigten ihm auch die übrigen Stämme.

Das iſt der Nachkomme der frommen Ruth, die auf den Feldern von Bethlehem Aehren auflas. Aus ihm iſt etwas geworden. Der Vater des David war Iſai oder Jeſſe; der Vater des Iſai war Obed, welchen die Ruth dem Boas geboren hatte. Alſo kam das Geſchlecht der armen Ruth auf den Königsthron. Gott hat ihre Liebe noch nach ihrem Tod an ihren Nachkommen vergolten.

Aber David iſt noch nicht der Verheißene, in welchem alle Geſchlechter auf Erden ſollten geſegnet werden. Es muß noch ſchlimm werden, ehe der Verheißene kommt.

39.

Davids königliche Thaten.

Als die Philiſter die Leichname Sauls und ſeiner Söhne auf dem Schlachtfelde gefunden hatten, nahmen ſie ſelbige mit in ihre Heimath und henkten ſie zur Schmach außenwendig an eine ihrer Stadtmauern. Da gedachten die Männer von Jabes an das Heil, das einſt ihr tapferer König ihrer Stadt gebracht hatte, als ſie von den Ammonitern belagert waren, und holten in der Nacht mit eigener Lebensgefahr die theuern Leichname von den Mauern der feindlichen Stadt, und begruben ihre Gebeine in Jabes unter einem Baume.

Es iſt eine ſchöne Grabſtätte unter einem Baum, wie wenn ein müder Wandersmann unter einem ſchattenreichen Baume Kühlung und Erquickung ſucht. Er ſchläft ein Stündlein oder etwas, und ſteht alsdann wieder auf. Wiewohl die Männer verbrannten zuerſt die Leichname, daß ihnen nie mehr eine Unehre widerfahren möchte.

Als aber David die ehrenwerthe That der Männer von Jabes erfahren hatte, ließ er ſie vor ſich kommen und ſegnete ſie dafür. — „Gott thue an euch Barmherzigkeit und Treue," ſo ſprach er zu ihnen, „und ich will auch Gutes an euch thun, daß ihr ſolches gethan habt."

Alſo ehren gute Menſchen das Andenken ihrer Verſtorbenen und denken noch an ihre Wohlthaten, aber nicht mehr an ihre Fehler.

Nach diesem griff David die Feinde an, die noch von den Zeiten des Josua her im Lande waren, und besiegte sie. Er zog vor die Stadt Jerusalem und eroberte ihre Burg, Zion, die feste Burg. Von dieser Zeit an wohnte er und seine Nachfolger in Jerusalem in der Burg Zion. Es ist dieses die nämliche Stadt, in welcher einst Melchisedek ein König und Priester des höchsten Gottes war, welchem Abraham den Zehnten gab von seiner Beute. Also regierte jetzt daselbst ein Abkömmling des Abraham als König über das schöne Land, das Gott seinen Nachkommen verheißen hatte.

Daselbst errichtete er zwar auch die Stiftshütte, und brachte die heilige Bundeslade hinein, daß die schönen Gottesdienste unter seinen Augen gehalten würden. Aber inwendig in seinem Herzen hatte er seinem Gott einen viel heiligern Tempel gebaut, in welchem er gar schöne Gebete und Kinderlehren hielt.

Denn Gott wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gebaut. Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepflegt.

Folgendes sind einige Gebete und Kinderlehren Davids:

„Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen! — Aus dem Munde der Kinder hast du dir ein Lob bereitet. — Wann ich den Himmel sehe, deiner Hände Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet, was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich sein annimmst?„

Ferner:

„Du warſt meine Zuverſicht, da ich noch an meiner Mutter Brüſten war. — Du biſt mein Gott von meiner Mutter Leibe an.“

Ferner:

„Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne und dein Geſetz habe ich in meinem Herzen.“

Ferner:

„Kommet her, Kinder, höret mir zu: ich will euch die Furcht des Herrn lehren. Wer iſt, der gut Leben begehret, und gerne gute Tage hätte? Behüte deine Zunge vor Böſem, und deine Lippen, daß ſie nicht falſch reden. Laß vom Böſen, thue Gutes, ſuche Frieden, und jage ihm nach!“

David ermahnt auch die Kinder zu einem fleißigen Morgen- und Abendgebet:

„Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denk' ich an dich; wenn ich erwache, ſo rede ich von dir. Denn du biſt mein Helfer, und unter dem Schatten deiner Flügel rühme ich. Meine Seele hanget dir an; deine rechte Hand erhält mich.“

So kann jeder Menſch ſein Inwendiges, ſein Herz zu einem Kirchlein Gottes machen, wenn er ſolche Gebete und Lehren in ſich hinein nimmt und daran denkt, und alſo lebt.

„Gib mir, mein Kind, dein Herz.“

David ſprach: „Iſt auch noch Jemand übrig geblieben von dem Geſchlechte Sauls, daß ich Barmherzigkeit an ihm thue, um Jonathans willen?“ Es war noch ein Sohn des Jonathan übrig, mit Namen Mephiboſeth. Er wohnte in Lodebar und

war lahm an beiden Füßen. David gab ihm alle Aecker ſeines Großvaters Saul wieder. Mephiboſeth aber mußte nach Jeruſalem ziehen und alle Tage an dem Tiſche Davids eſſen, wie ſeine eigenen Kinder, daß er den Sohn ſeines Freundes bei ſich hätte, und ihm eine königliche Ehre anthäte.

40.

Davids Sünde und Reue.

Es folgt nun eine ſchlimme Geſchichte, und es wäre ja wohl beſſer, daß ſie ſich nicht zugetragen hätte. David fiel in eine große Sünde. Ein mächtiger König hat größere Gelegenheit und Verſuchung zur Befriedigung ſeiner Begierden, als ein anderer, wenn er Gott nicht ſtets vor Augen behält. Mancher, der ſich in ſeiner Armuth und Niedrigkeit wohl für fromm hält, wer weiß, wie er wäre, wenn er in Macht und Reichthum lebte, und ungeſtraft und ungeſcheut thun könnte, was er wollte.

Das Kriegsheer des Feindes lag vor einer feindlichen Stadt. Der König aber ſaß in Jeruſalem, und gewann eine Liebe zu der Ehegattin eines Kriegsmannes, Urias. Deßwegen befahl er ſeinem Feldhauptmann, dem Joab, daß er den Urias in den Streit ſtellte, da, wo er am härteſten war. Hernach mußte ſich das Volk hinter ihm abwenden, daß er von den Feinden erſchlagen wurde. Als Urias todt war, nahm David ſeine Ehegattin zum Weibe; Bathſeba

hieß ſie, und verſündigte ſich alſo ſchwer durch eine Begierde und durch eine künſtliche Mordthat.

Auch ein gutes Herz kann tief fallen. Aber je tiefer es gefallen iſt, deſto ſchneller muß es ſich auch wieder in die Höhe heben, und ſeinen Gott wieder ſuchen, den es verloren hat. Es kann nicht lang in der Sünde verharren, und ohne ſeinen Gott ſeyn. Sein Gott kommt ihm wieder entgegen. Der Herr ſandte den Propheten Nathan zu dem König. Der Prophet ſprach zu ihm: „Es waren zween Männer in der Stadt, der eine reich, der andere arm. Der Reiche hatte ſehr viel Schafe und Rinder. Aber der Arme hatte nichts, denn ein einziges kleines Schäflein, das er gekauft hatte, und nährte es, daß es groß ward bei ihm und bei ſeinen Kindern. Es aß von ſeinen Biſſen, und trank aus ſeinem Becher, und ſchlief in ſeinem Schoos, und er hielt es, wie eine Tochter. Als aber zu dem reichen Mann ein Gaſt kam, ſchonte er zu nehmen von ſeinen Schafen und Rindern, daß er dem Gaſt etwas zurichtete, und nahm das Schaf des armen Mannes, und richtete es dem Manne zu, der zu ihm gekommen war."

David ſah die Sache an, als ob ſie ſich wirklich zugetragen hätte, als ob ihn Nathan um den Spruch der Gerechtigkeit angehen wollte. Er entrüſtete ſich über die Frevelthat, und ſprach dem Mann, der ſolches gethan hätte, das Urtheil des Todes. Nathan erwiederte ihm: „Du biſt der Mann." Hierauf erinnerte er ihn, was ihm Gott für große Wohlthaten gethan habe, und wie er bereit ſey, ihm noch mehr zu erweiſen, und warum er denn des Herrn Wort verachtet und ſolches Uebel

vor dem Herrn gethan habe an dem Weibe des Urias und an ihm.

David erkannte ſeine Sünde und bereute ſie. Er ſuchte Barmherzigkeit und Troſt bei ſeinem Gott, und fand ihn.

Von dieſer Zeit an hatte David viel zeitliches Unglück. Aber ſein Gott, zu dem er wieder umgekehrt war, verließ ihn nicht.

41.

Davids Unglück.

Das erſte Unglück war der ſchmerzliche Verluſt eines Kindes, das ihm Bathſeba geboren hatte. Wiewohl, ſo lange das Kind krank war, und ſeinem frühen Tode entgegen ſchlummerte, betete zwar David unaufhörlich, daß ihm Gott ſein Kind erhalten wolle, und weinte, und wollte in dem großen Bekümmerniß nicht eſſen noch trinken, ſo ſehr man ihm zuredete. Das Kind ſtarb, und niemand hatte das Herz, ihm die Todesbotſchaft auszuſprechen. Sie kannten das verſtändige und fromme Herz ihres Königes nicht. Als aber ſeine Leute bedenklich um ihn herumſtanden, und leiſe mit einander redeten, und als er ſie fragte: „Iſt das Kind geſtorben?“ und ſie antworteten: „Ja,“ ſtand er auf, wuſch und ſalbte ſich nach morgenländiſcher Weiſe mit wohlriechenden Salben, und gieng vor allen Dingen in den Tempel, daß er Gott anbete, in deſſen Händen

die Schicksale der Menschen sind. Hernach aß und trank er an seiner königlichen Tafel, und war wieder, wie zuvor. Denn er sagte: „Ich weinte und fastete um das Kind, da es lebte. Denn ich gedachte, ob mir Gott gnädig seyn wird, daß das Kind lebendig bleibe. Nun es todt ist, was soll ich fasten? Kann ich es auch wiederum zurück holen? Ich werde wohl zu ihm fahren. Aber es kommt nicht mehr zu mir.

42.

Davids Flucht vor seinem Sohn Absalom.

Unter allem Unglück das schmerzhafteste verursachte dem König sein eigener nichtswürdiger Sohn Absalom. Absalom, der Nichtswürdige, bewegte in seinem Herzen den verruchten Gedanken, seinen Vater vom Thron zu verstoßen, und an seiner Statt sich zum König ausrufen zu lassen. Zu dem Ende trat er von Zeit zu Zeit des Weges an die Thore von Jerusalem früh Morgens, wann die Leute aus dem Lande in die Stadt kamen, und redete mit ihnen. Hörte er nun, daß jemand den König angehen und ihm eine Sache vortragen wollte, so sprach zu ihm der tückische Mensch: „Deine Sache ist recht und schlicht, aber du findest kein Gehör bei dem König. — O, wer setzt mich zum Richter im Lande, rief er aus, daß jedermann zu mir käme, daß ich

ihm zum Recht verhülfe?" Dazu, wenn ihm einer als einem königlichen Prinzen ſeine Ehre anthun wollte, geſtattete er es nicht, ſondern küßte ihn, wie einen Bruder und Freund. Das that den einfältigen und unerfahrnen Menſchen wohl, und alſo ſtahl er ſeinem Vater durch Verläumdung und Gleisnerei das Herz der Männer von Iſrael. Aber auch das wird nicht unvergolten bleiben. Es bleibt nichts unvergolten. Denn als Abſalom glaubte ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, ſagte er zu ſeinem Vater, er wolle in die Stadt Hebron gehen und dem Herrn einen Gottesdienſt thun; der ruchloſe Heuchler. In dieſer Stadt ſchickte er Boten aus in ganz Iſrael: „Wenn ihr hören werdet der Poſaunen Schall, ſo ſprecht: Abſalom iſt König." — Als David dieſes erfuhr, hielt er es für rathſam, zu fliehen mit der Kriegsmannſchaft, die in Jeruſalem war, daß der Aufrührer ſie nicht einſchlöſſe, und die Stadt zerſtörte, Jeruſalem, die volkreiche Stadt. Schon im Anfang der Flucht gab Gott ihm einen Troſt. Denn als er ſein Kriegsheer muſterte, das mit ihm zog, erblickte er auch den Ithai mit den Sechshunderten, und Ithai war kein Landeskind von Geburt. David ſprach: „Kehre um mit deinen Brüdern zu dem König, denn du biſt fremd. Geſtern biſt du gekommen, und heute willſt du mit mir gehen, und ich weiß ſelbſt noch nicht, wohin ich gehen werde." Aber Ithai ſprach: „An welchem Ort mein Herr, der König, ſeyn wird, es gerathe zum Leben oder zum Tode, da wird dein Knecht auch ſeyn." Solche Treue bewies Ithai ſeinem König. David gieng den Oelberg hinauf mit verhülltem Angeſicht und barfuß wie ein Büßender und weinte, und das ganze

Volk,

Volk, das mit ihm war, weinete auch. Als ſie aber nach Bachurim kamen, trat ein Mann heraus, Namens Simei, von dem Geſchlechte Sauls, mit rachſüchtigem und ſchadenfrohem Herzen. Er fluchte dem König, und warf nach ihm mit Steinen: „Hinaus, rief er, hinaus, du Bluthund, du heilloſer Mann.“ Abiſai wollte den unſinnigen Menſchen tödten.“ Aber David ſprach: „Laß ihn fluchen! Der Herr hat es ihn geheißen. Vielleicht wird Gott mein Elend anſehen und mir mit Güte vergelten ſein Fluchen.“

Wohl dem, der noch auf Gottes Segen hoffen kann, wenn die Menſchen ihm Böſes wünſchen!

Aber zum zweitenmal tröſtete ihn Gott, als er durch die Wüſte über den Jordan kam nach Mahanaim. Denn da fand er wieder viele biedere Männer, die ihm treu waren. Barſillai und andere Männer, die ihm treu waren, brachten zuſammen an Bettwerk, Geſchirr und allerlei Lebensmitteln, was nöthig war, daß ſie den König und ſein müdes Heer erquickten und verſorgten.

43.

Davids Sieg und Rückkehr nach Jeruſalem.

Unterdeſſen hatte Abſalom von dem Königsthron in Jeruſalem Beſitz genommen, und zog alsdann, der Verwegene, ſeinem Vater mit feindſeliger Heeres-

macht über den Jordan nach. In ſolche Verblendung läßt Gott die Ruchloſigkeit dahin gehen, daß ſie ihre Strafe finde. David ſtellte ſein tapferes und treues Heer gegen ihn zur Schlacht, und befahl noch den Hauptleuten: „Geht mir ſchonlich um mit Abſalom dem Jünglinge," der treue fromme Vater. — Er ſelbſt blieb in der Stadt, und zog nicht mit ihnen hinaus. Das feindliche Heer verlor die Schlacht, es war in einem Wald, und erlitt eine ſchreckliche Niederlage. Abſalom floh. Aber auf der Flucht blieb er mit ſeinen ſchönen langen Haaren unter einer Eiche hangen. Das Maulthier, auf welchem er ritt, lief unter ihm weg, daß er ſich nicht mehr loswickeln konnte, und ſo ſchwebte er in ſchrecklicher Todesangſt zwiſchen Himmel und Erde, bis Joab, der Feldhauptmann Davids, es erfuhr und herbei eilte. Ein Kriegsmann, den ſein Gang an der Eiche vorbeigeführt hatte, kam und ſagte dem Feldhauptmann an, was er im Wald geſehen habe. Der Feldhauptmann ſprach: „Wenn du das geſehen haſt, warum haſt du ihn nicht darnieder geſchlagen, ſo wollte ich dir geben zehn Silberſtücke und einen Gürtel." Aber der fromme und kluge Kriegsmann erwiederte ihm: Wenn du mir tauſend Silberſtücke auf die Hand gewogen hätteſt, ſo wollte ich dennoch meine Hand nicht an des Königs Sohn gelegt haben, denn ich habe wohl gehört, ſagte er, daß der König ſprach: „Hütet euch, daß nicht Jemand dem Knaben Abſalom Leid thue." Aber Joab ſprach: „Ich kann mich nicht bei dir aufhalten." Er nahm drei Spieße und ſtieß ſie dem Abſalom durch das Herz, als er noch lebte an der Eiche. Alſo ward auch das vergolten.

Wer Vater verstört und Mutter verjagt, der ist ein schändliches und verfluchtes Kind.

Ehre Vater und Mutter, daß es dir wohl gehe.

Dem guten König aber verursachte die Siegesbotschaft anfangs keine große Freude, weil sein Sohn getödtet war. Nein, er rief unaufhörlich: „O! Mein Sohn Absalom, wollte Gott, ich könnte für dich sterben! O Absalom, mein Sohn, mein Sohn!"

So sehr liebte der König seinen Sohn, auch noch nach seiner Unthat und nach seinem Tode. Das hat Gott in die Herzen der Eltern gegeben, daß sie also ihre Kinder lieben und ihren Undank vergessen können.

Nie will ich solche Liebe betrüben.

Als aber die Botschaft von dem Sieg des Davids zurück über den Jordan kam, da ward wieder auf einmal alles anders. Zuerst kamen mit großer Freude die Männer von Juda, die Stammesgenossen des Davids, daß sie ihren König begrüßten und wieder nach Jerusalem auf seinen Thron zurückführten. Es kam der heillose Simei voll Angst und Verzweiflung und warf sich vor den König nieder, daß er ihm seinen Unverstand verzeihen wolle. Also wendete sich das Blättchen. Vorgethan und Nachbedacht, hat manchen in groß Leid gebracht.

Aber David ließ ihm Gnade wiederfahren. Er sprach zu Simei. „Es soll dir kein Leid geschehen." Es kam auch wieder Barsillai der getreue, daß er seinem Könige Glück wünschte zu dem Sieg. David

wollte ihn mit sich nehmen nach Jerusalem, daß er ihm Gutes thäte zum Dank für seine Treue. Aber Barsillai bat sich keinen andern Dank aus, als den König zu begleiten bis an den Jordan. Er sey ein achtzigjähriger Mann, der nicht mehr schmecken könne, was er esse, und nicht mehr höre, was die Sänger und Sängerinnen singen. Er wünsche zu sterben in seiner Stadt und bei seines Vaters und bei seiner Mutter Grab. Doch empfahl er der Gnade des Königs seinen Sohn.

Da küßte der König zum Abschied den ehrlichen alten Mann, der seine Liebe und Treue auf eine solche Art bewähret hatte. Ei freilich, die wahre Liebe zu Gott und Menschen ist selbst ihr eigener Lohn, und begehrt keinen andern. David nahm den Sohn des Barsillai mit sich, daß er ihm Gutes thäte, und an dem Sohn die Treue des Vaters belohnte.

Hierauf kehrte David unter freudigen Begleitungen nach Jerusalem auf seinen Thron zurück, und erreichte noch ein hohes Alter. Er war einer der mächtigsten und berühmtesten Könige seiner Zeit. Israel war nie mächtiger, als unter seiner Regierung. Als er aber alt und schwach war worden, übergab er die Regierung seinem Sohne Salomon, und starb, und ward begraben in der Burg Zion.

44.

Der König Salomon.

Was der junge Salomon für ein Gemüth auf den Thron brachte, das spiegelte sich in einem Traum, denn er träumte im Anfange seiner Regierung. Gott sprach zu ihm: „Bitte, was ich dir geben soll.“ Salomon sprach: „Ich bin noch jung und ohne Erfahrung, so wollest du mir geben ein gehorsames Herz, daß ich dein Volk regieren möge, und verstehen, was gut und böse sey.“

Solch ein Gebetlein gefällt guten Kindern, welche es lesen. Sie wollen auch beten: Ich bin noch jung, gieb mir ein gehorsames Herz, daß ich verstehen möge, was gut und böse ist.

Gott sprach: „Weil du um solches bittest, und nicht um langes Leben, noch um Reichthum, noch um Sieg über deine Feinde, siehe, so thue ich nach deinen Worten, und gebe dir ein weises und verständiges Herz. Dazu was du nicht gebeten hast, gebe ich dir auch, Reichthum und Ehre und langes Leben, so du in meinen Wegen wandelst und meine Gebote hältst.“

Das alles ist dem Könige reichlich wahr geworden. Salomon war der weiseste und berühmteste König seiner Zeit, und hatte Frieden und Freundschaft mit allen Königen umher, daß Israel sicher wohnte unter seinen Weinstöcken und unter seinen Feigenbäumen, so lange er lebte.

So war auch Salomon der reichste König seiner Zeit. Unermeßlich waren seine Reichthümer von Gold

und Silber und Koſtbarkeiten, welche ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte, und ſeine Unterthanen leiſteten, und ſeine Freunde, die Könige, ſchenkten.

Salomon that die alte Stiftshütte ab, und baute Gott einen prachtvollen Tempel. Dieſer hatte, wie die Hütte, drei Abtheilungen: den Vorhof, das Heilige, und das Allerheiligſte, worin die Lade des Bundes war, und Salomon weihte ihn ein mit einem ſchönen und heiligen Gebet.

Auch baute er einen prächtigen Königspalaſt. Da duftete alles im Tempel und Palaſt von koſtbarem Cedernholz. Da funkelte alles von Gold und Silber und köſtlichem Geſtein. Goldene Schilde trug ſeine Leibwache. Kam nicht die Königin von Arabia eines weiten Weges mit großen Geſchenken, daß ſie ſeine Herrlichkeit ſchaute, und aus ſeinem Munde ſeine Weisheit hörte? Alſo reich und herrlich war Salomon, und war auch ein naher Abkömmling der Moabitin, die in den Feldern von Bethlehem einſt Aehren auflas.

Als Salomon den Tempel gebaut hatte, hatte er wieder einen Traum, der aber gleicht, wie in einem Gemüth geſtaltet, welches ſich ſelber nimmer trauen darf, und ſchon nahe an ſeinem Fall iſt. — Gott erſchien ihm zum andernmal, wie er ihm erſchienen war zum erſtenmal. Er ſprach:

„So du vor mir wandelſt, wie dein Vater David gewandelt hat, mit rechtſchaffenem Herzen und aufrichtig, daß du thuſt alles, was ich dir geboten habe, und meine Gebote und Rechte hältſt: ſo will ich beſtätigen den Stuhl deines Königreichs

über Israel ewiglich; wie ich deinem Vater David geredet habe, und gesagt: Es soll dir nicht gebrechen an einem Mann auf dem Thron von Israel. Werdet ihr euch aber von mir abwenden, ihr und eure Kinder, und nicht halten meine Gebote und Rechte, die ich euch vorgelegt habe, und hingehen und andern Göttern dienen, und sie anbeten, so werde ich sie ausrotten aus dem Lande, das ich ihnen gegeben habe, und das Haus, das ich geheiligt habe meinem Namen, will ich verlassen von meinem Angesicht, und Israel wird ein Sprichwort seyn unter allen Völkern, und das Haus wird eingerissen, daß alle, die vorübergehen, werden sich entsetzen und sagen: „Warum hat der Herr diesem Lande und diesem Hause also gethan?"

Auch das wird wahr werden.

Den Salomon, so weise er war, verführte sein Glück zur Sicherheit, und die Sicherheit zur Sünde. Die Sicherheit im Glück führt immer zur Sünde.

Salomon hatte viele heidnische Weiber genommen, die ihm wohl gefielen. Dieß war schon eine Uebertretung des Gesetzes. Als er nun alt war, neigten seine Weiber sein Herz zu den fremden Göttern, daß es nicht mehr ganz war mit dem Herrn seinem Gott. O wehe, wehe dem getheilten Herzen, wenn es mit dem Herrn seinem Gott nicht mehr ganz ist. Gott, und die Neigung zur Sünde können nicht lange in einem Herzen beisammen wohnen. Salomon verließ bald den Herrn seinen Gott, und seines Vaters Davids Gott, und baute Altäre den Götzen und Gräueln der Heiden, und betete sie an.

Alſo gab der König das erſte Beiſpiel ſelber zum Bruch des Geſetzes und Bundes, welchen Gott mit Iſrael gemacht hatte.

43.

Theilung des Königreichs. Könige in Iſrael.

Als nach dem Tode Salomons ſein Sohn Rehabeam zur Regierung gelangen ſollte, fielen auf einmal zehn Stämme in Iſrael von ihm ab. Nur der Stamm Juda und der kleine Stamm Benjamin blieben den Nachkommen Davids getreu. Von dieſer Zeit an iſt wenig Heil mehr in Iſrael. Wo ſich ein Volk entzweit, da iſt kein Heil mehr. Die zehn Stämme wählten einen eigenen König, den Jerobeam, und befreundeten ſich nie mehr mit ihren Landsleuten, den Juden und Benjaminen. Sie wandelten zu den Altären und in die Haine der Götzen. Aber nach Jeruſalem in den Tempel des Gottes ihrer Väter kamen ſie nicht mehr. Wer dem Gott der Väter treu blieb, hatte keine guten Tage. Wiewohl, wer ihn verließ, auch nicht.

Anfänglich wohnten die Könige der zehn Stämme in Thirza. Aber kaum ſaß einer auf dem Thron, ſo warf ein anderer ihn herab und tödtete ihn und ſein ganzes Geſchlecht, damit immer ein ſchlimmerer folgte.

Simri, ein Obriſter über die Kriegswagen des Königs Ela, ſaß zu Thirza in des Vogts Haus und trank. Als er betrunken war, gieng er in den Palaſt, ſchlug den König todt, und ſetzte ſich auf ſeinen Thron. Denn wenn der böſe Geiſt, der nicht von Gott iſt, einen Menſchen zu einer Unthat verleiten will, ſo macht er ihn vorher ſtolz, oder geizig, oder eiferſüchtig, oder desgleichen etwas, oder er gibt ihm zu trinken. Damals ſtand das Volk zu Gibethon im Lager. Als die Kunde in das Lager kam, daß der Wagenmeiſter auf dem Thron ſitze, wählten ſie Amri zum König, und zogen mit ihm, daß ſie ihn in Thirza mit Heeresmacht belagerten. Als dieſer ſah, daß er die Stadt nicht werde halten können, gieng er in den Palaſt, zündete ihn an, und verbrannte ſich und den Palaſt mit einander. Bös Beginnen, böſes Ende! Amri baute die Stadt Samaria, wo nachgehends die Könige der zehn Stämme ihren Sitz hatten, und war ärger als alle Könige, welche vor ihm geweſen waren. Aber er war noch nicht der ärgſte. Sein Sohn Ahab übertraf ihn an Abgötterei, und hatte eine Heidin mit Namen Iſebel zur Frau, und was die Heidin that, das war dem ſchwachen König recht.

46.

Elias der Prophet.

Ahab und Iſebel verfolgten alle Verehrer des Gottes Abrahams, welche im Lande der zehn Stämme waren, und alle Propheten, welche in ſeinem Namen

redeten, verfolgten sie auf den Tod. Wiewohl einer von seinen eigenen Hofbeamten, Obadiah, fürchtete Gott in der Stille und flüchtete hundert Propheten, welche er in Berghöhlen verbarg. Aber den Propheten Elias rettete Gott.

Elias war unter anderm ein wetterkundiger Mann. Die Wetterkunde hatte er von Gott. Er kam zu dem König und sprach: „So wahr der Herr lebt, der Gott Israels, vor dem ich stehe, es wird in diesen Jahren kein Thau und kein Regen fallen, bis ich es wieder sage.“ Was er sagte, das geschah. Der Wassermangel, die Theurung und zuletzt die Hungersnoth wurde immer größer. Anfänglich verbarg Gott den Propheten an dem Bach Chrith, der in den Jordan fließt, dort hatte er ein stilles und heimliches Leben. Die Raben nährten ihn, die an den Bach kamen. Das Wasser des Bachs löschte seinen Durst. Als aber nach und nach das Wasser auch vertrocknete, und die Raben nimmer kamen, führte ihn Gott gegen die Stadt Sarepta. An dem Thor dieser Stadt las eine arme Wittwe etwas Holz auf. Der Prophet sprach sie an, daß sie ihm ein wenig Wasser zum Trinken holen wollte. Indem sie hingieng, rief er ihr nach: „Bringe mir auch einen Bissen Brod mit.“ Die arme Frau erwiederte ihm: „So wahr der Herr, dein Gott, lebt, ich habe nur noch eine Handvoll Mehl im Cad und ein wenig Oehl im Krug, und habe da ein paar Hölzlein aufgelesen, daß ich mir und meinem Sohne noch ein Essen davon bereite, ehe wir sterben.“ Sie wußte nicht, wie sie ihr und ihres Kindes Leben fristen wollte, und Gottes Hülfe war ihr schon so

nahe. Der Prophet ſprach ſie an, ihm ein wenig Gebackenes zu bereiten. Sie könne hernach für ſich und ihren Sohn auch backen. „Fürchte dich nicht," ſagte er, „denn ſo ſpricht der Herr, der Gott Iſraels: das Mehl ſoll nicht verzehrt werden und dem Oehlkrüglein ſoll nichts mangeln." Die liebe Armuth hat oft ein größeres Vertrauen zu Gott und zu unbekannten Menſchen, als der Reichthum, der nur die Sorgen und die Furcht vor der Zukunft mehrt und ſo leicht die Herzen abkühlt. Die arme Frau theilte gutherzig ihr Letztes mit dem Propheten, und beherbergte ihn in ihrer Wohnung, bis die herbe Zeit vorüber war, und hatte es nicht zu bereuen. So lange Elias bei ihr war, hatte ſie keinen Mangel mehr. Das Mehl verzehrte ſich nicht, und das Oehl im Krüglein verſiegte nicht. Es iſt wohl zu glauben, daß es gute Menſchen aus der Nachbarſchaft waren, welche der armen Frau täglich ſo viel zum Unterhalt des Propheten zutrugen, daß ſie und ihr Kind auch davon zu leben hatten. Wiewohl Gott kann auch wunderbar die Seinigen retten und ſegnen, und die Gutmüthigkeit einer vertrauenden Seele belohnen. „Weg hat er alle Wege. An Mitteln fehlt's ihm nicht."

47.

Elias auf dem Berge Carmel.

Unterdeſſen wurde der Waſſermangel und die entſetzliche Noth in Samaria und in ganz Iſrael noch immer größer. Es dauerte ſchon in das dritte Jahr. Vergeblich ließ der König den Propheten in ganz Iſrael aufſuchen und die Leute eidlich vernehmen, ob ſie nichts von ihm wüßten. Die Noth wurde zuletzt ſo groß, daß der König ſelbſt mit Obadiah in das Land auszog, Waſſer und Nahrung für die Pferde zu ſuchen, der König auf einem Weg, Obadiah auf einem andern. Da kam dem wackern Obadiah auf ſeinem Weg unvermuthet der Prophet entgegen. „Melde mich an bei dem König.“

Obadiah meldete dem König, Elias ſey da, er ſey von ſelbſt gekommen. Der König ſprach zu dem Propheten: „Biſt du der Mann, der Iſrael unglücklich macht?“ Der herzhafte Prophet antwortete ihm: „Nicht ich mache Iſrael unglücklich, ſondern du und dein Haus, damit daß ihr Gottes Gebote verlaſſen habt, und laufet den Götzen nach.“ Elias beſchied den König und ganz Iſrael, wer mitgehen wolle, nebſt den Prieſtern und Propheten des Götzen auf den Berg Carmel, der am Meer ſteht. Elias ſtand allein gegen vierhundert und fünfzig Propheten des Abgottes. Aber viele von dem Volk waren in der Stille dem Propheten des Gottes Abrahams geneigt. Die Götzenprieſter opferten dem Götzen. Er gab kein Zeichen der Erhörung. Elias opferte dem Gott ſeiner Väter. Er gab ein Zeichen: „Gehe

nun hin," sprach Elias zu dem König, „iß und trink! denn es rauscht schon, als wenn es regnen wollte." Elias schickte hierauf seinen Knaben, daß er zum Meer schaute. Sechsmal gieng der Knabe hin und schaute, und sah nichts. Das siebentemal kam er wieder und sprach: „Es geht ein Wölklein auf, am Rande des Meeres, wie eines Menschen Hand." Augenblicklich ließ Elias dem König sagen: „Spanne an, und fahre heim, daß dich der Regen nicht überfalle," und ehe man sich's versah, war der Himmel schwarz von Wolken und Gewittersturm, und es kam nach langer Zeit zum erstenmal wieder ein großer Regen und segnete das lechzende Erdreich.

Aber man weiß nicht, ob man alles loben soll, was Elias that. Die Propheten sind auch Menschen. Als Gott auf dem Berge Carmel das Zeichen der Erhörung gab, rief das ganze Volk, er sey der wahre Gott. Diesen Augenblick benutzte Elias, und ließ alle Propheten des Abgottes ergreifen und tödten. Zwar die Zeiten brachten es so mit sich. Aber der allzugroße Eifer im Guten kann zu allen Zeiten selbst das Gute hindern und das Böse befördern. Als die Königin erfuhr, was Elias gethan hatte, verstockte sich ihr Herz. Sie that einen Schwur bei ihren Göttern, daß Elias des andern Tages ebenso sterben müsse, wie er desselben Tages ihre Propheten getödtet habe. Aber Gott rettete den Elias zum zweitenmal.

48.

Elias auf dem Berge Horeb.

Elias befand sich an dem Berg Horeb in Arabien in einer Höhle, und dachte daran in seinem Gebet, wie die zehn Stämme den Bund des Gottes ihrer Väter verlassen, und seine Altäre zerstört, und seine Propheten getödtet haben, und daß er allein noch übrig und des Lebens nicht sicher sey. Der Unmuth stellt sich alles Schlimme noch schlimmer vor, als es ist. Hatte nicht Gott durch den Obadiah noch hundert Propheten gerettet? In diesen schwermüthigen Gedanken erhielt Elias in seinem Herzen die Gewißheit, daß Gott an ihm vorübergehen und ihn trösten würde, wenn er aus der Höhle herausträte. Es stellte sich ein Gewitter an dem Himmel. Es gieng ein Sturmwind vorüber, der die Berge und Felsen zerriß, der Herr war nicht in dem Sturmwind. Elias erkannte die Nähe Gottes in dem Sturme nicht. Die Erde zitterte und bebte. Der Herr war nicht im Erdbeben. Die feurigen Blitze schossen. Der Herr war nicht in dem Feuer. Das Gewitter vergieng in einem leichten sanften Säuseln. Als der Prophet das Säuseln hörte, da that sein bekümmertes Herz sich auf und erkannte, daß der Herr vorübergehe. Er verhüllte sein Haupt und trat an den Ausgang seiner Felsenhöhle. Dort redete sein Herz mit Gott, und redete Gott mit seinem Herzen und tröstete ihn.

Gott ist allen Menschen nahe, und redet mit ihnen in den wunderbaren Erscheinungen und Verän-

derungen der Natur, im Gewitter, im Sturmwind, im Regen und Sonnenschein, wie es jeder nöthig hat, und verstehen kann. Mit den sichern und frevelhaften Gemüthern redet er im Gewittersturm, mit den frommen und bekümmerten in mildem Säuseln und Sonnenschein und in der schönen, sternenreichen Nacht, und tröstet ihr Herz.

49.

Elisa.

Elias berief auf Gottes Befehl den Elisa zu seinem Diener und Nachfolger im Prophetenamt. Elisa pflügte auf dem Felde mit zwölf Joch Ochsen. Als ihn der Prophet berief, bat er: „Erlaube mir, nur noch meinen Vater und meine Mutter zu küssen.“ Elias sprach: „Gehe hin und komme wieder.“ Ein Prophet, der mit Gott redet, hält etwas darauf, daß die Söhne ihre Eltern lieb haben, und nichts Wichtiges ohne ihren Willen und ohne ihren Segen unternehmen. Von der Zeit an folgte Elisa dem Propheten nach, und war bei ihm treu, bis ihn Gott von seiner Seite nahm.

Elias und Elisa waren auch heilkundige Männer. Die Heilkunde ward ihnen von Gott. In den Tagen des Elisa lebte Naeman, ein Kriegsobrister des Königs von Syrien. Er war mit der schrecklichen Krankheit des Aussatzes behaftet, und konnte nicht genesen, und war sonst von Natur ein gar milder und guter Mensch. Gott dachte auch an ihn, daß

ihm geholfen würde durch Elisa, als noch keiner von dem andern etwas wußte. Die Syrer thaten einen feindseligen Einfall in Israel, und führten unter anderm ein israelitisches Mägdlein aus seiner Heimath weg in die Gefangenschaft. Das Mägdlein kam in die Dienste der Frau des Naeman, und sagte einmal, als Naeman große Schmerzen litt: „Wenn er nur bei dem Propheten in Samaria wäre, er würde ihn bald von seinem Aussatz heilen." Naeman hatte Glauben an das Wort des Mägdleins. Er reiste mit Rossen und Wagen und vielen Geschenken fort, und kam vor die Wohnung des Propheten, und ließ ihm hineinsagen, daß er da sey, und was er wolle. Elisa ließ ihm wieder sagen: „Gehe hin und wasche dich siebenmal im Jordan." Naeman erzürnte sich, daß der Prophet nicht einmal zu ihm heraus käme. Er hätte ihm auch wohl die Ehre können anthun. Ein höfliches Betragen sieht jedermann wohl an. Auch hatte Naeman keinen Glauben an ein so einfältiges Mittel, als ihm der Prophet empfohlen hatte. An die Worte der Dienstmagd seiner Gemahlin hatte er Glauben, an die Worte des Propheten nicht. Er war schon im Begriff, unverrichteter Sache wieder nach Hause zu kehren. Da sprach noch zu ihm einer seiner Knechte ein verständiges Wort: „Lieber Vater, wenn der Prophet dich etwas Großes geheißen hätte, so würdest du es gethan haben. Warum solltest du das Kleine nicht thun, daß du dich in dem Jordan waschest?" Naeman gab der verständigen Rede Gehör. Als er sich siebenmal in dem Jordan gewaschen hatte, wie ihm der Prophet geheißen hatte, ward er gesund und rein. Sogleich kehrte der biedere Mann zu dem

Pro-

Propheten zurück, daß er ihm ſeinen Dank abſtattete. Nicht alle Leute thun es, wenn man ihnen geholfen hat. Er trat zu Eliſa hinein, und gelobte, daß er nun keinen andern Gott mehr anbeten wolle, als den Gott Iſraels, den Gott des Propheten. „Nimm meinen Segen," ſprach er zu dem Propheten, und bot ihm zum Geſchenk zehn koſtbare Kleider, ſechstauſend Goldgulden, zehn Centner Silber. War aber Naeman ein achtungswerther und hochherziger Mann, ſo war es Eliſa noch mehr. Eliſa nahm das Geſchenk nicht an. Er ſprach: „So wahr der Herr lebt, vor dem ich ſtehe, ich nehme es nicht." Denn er wußte wohl, daß Naeman durch Gottes Kraft, nicht durch ihn geneſen war, und wollte mit der wohlthätigen Prophetengabe, die ihm Gott verliehen hatte, kein Gewerb treiben. Es giebt Gutthaten, die mit keinem Gold können bezahlt werden. Es giebt Pflichten, für welche man keine Belohnung annehmen kann. „Ziehe hin," ſprach der Prophet, „im Frieden."

50.

Gehaſi.

Eliſa hatte damals einen Diener, mit Namen Gehaſi. Gehaſi war ein geldgieriger und verſchmitzter Geſelle. Ihn lüſtete nach dem ſchönen blanken Silber und nach den ſchönen farbenreichen Kleidern, die ſein Herr verſchmäht hatte. Er gieng heimlich

von Eliſa weg, und eilte dem Naeman auf ſeiner Heimreiſe nach. Als der gutmüthige Menſch ihn kommen ſah, ſtieg er von ſeinem Wagen ab, und gieng ihm noch entgegen und fragte ihn mit freundlichen Worten, was es bedeute, daß er ihm nachkomme. Gehaſi, der verſchmitzte, ſprach, es ſeyen ſo eben zwei Knaben von dem Propheten in Ephraim zu ſeinem Herrn gekommen. Sein Herr laſſe ihn bitten, ob er ihm nicht wolle einen Centner Silber und zwei ſchöne Kleider für ſie geben. Naeman gab ihm zwei Centner, nicht nur einen, und zwei ſchöne Kleider. Centner aber bedeutet hier eine gewiſſe Summe Geldes, weil in jenen Zeiten das Geld nicht gezählt, ſondern gewogen wurde. Zwei Diener des Naeman trugen ihm das Geld bis nach Ophel. In Ophel verbarg er es, und kam wieder zu dem Propheten, als wenn nichts geſchehen wäre. Eliſa ſprach zu ihm: „Woher Gehaſi?“ Gehaſi ſagte, er ſey weiter nirgends geweſen, wie die frechen Lügner thun, wenn ſie etwas zu verheimlichen haben. — Böſe That läßt ſich ſchwer verheimlichen. Eliſa hatte ſchon alles erfahren. Er ſprach zu ihm: „War das die Zeit, Silber und Kleider zu nehmen, daß du dir ein Landgut erwürbeſt?“ Denn Gehaſi wollte ſich Oelgärten und Weinberge dafür kaufen. Hierauf ward er mit der nämlichen Krankheit beſtraft, von welcher Naeman war befreit worden. Er gieng ausſätzig von dem Propheten weg, und wurde ſeines erſtohlenen Reichthums nicht froh. Erſtohlener Reichthum macht nicht froh, auch ohne Ausſatz nicht.

Aber wie mag ſich das gefangene iſraelitiſche Mägdlein in dem Hauſe des Naeman erfreut haben, als

ſein Herr geſund in ſeine Heimath zurückkam, und dem Gott Iſraels bekannte, und erzählte, was ſein Prophet für ein Mann ſey! Wie mag der fromme milde Menſch dem armen Kind den Dank vergolten haben, den er dem Propheten mußte ſchuldig bleiben!

51.

Untergang der zehn Stämme.

Zwölf Könige regierten noch nach Ahab in dem Reiche der zehn Stämme. Aber Iſrael wurde nicht gebeſſert, der Götzendienſt dauerte fort. Die Gottloſigkeit nahm überhand. Wie kann ein Land glücklich ſeyn, wie kann ein Land beſtehen, wie kann ein Ort, wie kann ein Haus beſtehen, wo die Gottloſigkeit das Regiment führt und keine Warnung mehr Gehör findet? Mehr als einmal verwüſteten die Syrer das ſchöne Land. Mit den Syrern konnte man noch zurecht kommen. Nach ihnen kamen die Aſſyrer, ein mächtiges Kriegsvolk, und machten das Land unterwürfig und zinsbar. Der König Hoſea wollte wieder falſch werden an den Aſſyrern, und war der letzte. Der König von Aſſyrien kam mit feindlicher Heeresmacht, eroberte Samaria und führte den König und faſt alle Einwohner des Landes hinweg in die Gefangenſchaft. Ihr Name iſt nicht mehr unter den Völkern. Es kamen Heiden in die verödeten Wohnplätze und beſetzten ſie. Mit ihnen vereinigten ſich die Wenigen, welche zurückgeblieben waren, und hießen Samariter von dieſer Zeit an. Alſo endete das Reich der zehn Stämme.

52.

Könige in Juda.

Aber in Jerusalem auf dem Thron Davids regierten nach der unglücklichen Theilung des Reichs über die Juden und Benjaminen nach einander zwanzig Könige. Rehabeam, der Sohn Salomons, war der erste. O daß die Juden und Benjaminen besser und glücklicher blieben, als ihre Brüder, die zehn Stämme! Jerusalem hatte zwar den rechtmäßigen Thron und den schönen neuen Tempel, das Priesterthum und das Gesetz. Aber sie waren darum nicht viel besser und nicht viel glücklicher. Auch die Juden liefen den fremden Göttern nach, und verwilderten immer in Gottesvergessenheit und Ungerechtigkeit, und die Schlimmsten unter ihnen übertünchten noch ihre Bosheit mit Heuchelei. Rehabeam selbst gab das erste Beispiel der Untreue an dem Gott Israels. Wiewohl Salomon, sein Vater, gab es vor ihm. Nur selten kam wieder ein weiser und frommer König auf den Thron. Ein solcher war Josaphat. Man muß gute Menschen nennen und ihr Andenken in Ehren halten.

Einige Jahre nach dem Tod Josaphats gieng ein königliches Kind verloren, und kam erst nach sechs Jahren wieder zum Vorschein in dem Tempel. Joram, der Sohn Josaphat, hatte die Athalia zur Gemahlin. Sie war eine Tochter Ahabs, des Königs der zehn Stämme, ein herrschsüchtiges und freches Weib. Nach dem Tode ihres Gemahls und nach dem

Tode ihres Sohnes Ahasia ermordete sie alle übrigen Kinder des königlichen Hauses, daß sie allein regierte, und es war ein einjähriges Knäblein da, mit Namen Joas. Das Knäblein kam abhanden, als die übrigen getödtet wurden. Es konnte Niemand sagen, wo es hingekommen war. Denn Gott wollte den Thron Davids noch nicht ohne Erben lassen. Es war noch nicht die Zeit dazu. Joseba, die Ehefrau des Priesters Jojada, eine Verwandte des Knäbleins, schaffte es mit seiner Amme auf die Seite, als die übrigen getödtet wurden, und übergab es den Priestern. Unter ihrer Aufsicht wurde es sechs Jahre lang geheim gehalten und erzogen in einem Seitengemach des Tempels, und war so zu sagen bei dem lieben Gott in der Kost und Pflege. Wiewohl alle Kinder sind in der Kost und Pflege Gottes, die Erwachsenen auch.

Nach sechs Jahren, als niemand an das verlorne Kind mehr dachte, die Königin am wenigsten, besetzte Jojada auf einmal den Tempel mit Priestern und Leviten und umstellte das ganze Gebäude mit bewaffneten Wehemännern, welche ihm treu waren. Als alles Volk begierig war, und wartete, was werden wolle, führte er ein schönes siebenjähriges Knäblein in den Tempel, und rief es aus, daß es Joas, der Sohn des Königs Ahasias sey, das Kind, welches im ersten Jahr seines Lebens verloren gegangen sey, von welchem seitdem Niemand mehr etwas erfahren habe.

Sie salbten den Joas zum König und setzten ihm ein Krönlein auf, wie ein siebenjähriges Kind es tragen kann, und der ganze Tempel erschallte von

Trompetenſchall und Saitenſpiel und Freudenruf. Das ganze Volk hatte eine Freude an dem lieben zarten Königskind mit ſeiner königlichen Krone. Alſo hat Gott dem Throne Davids den einzigen Erben erhalten.

Aber du treuer Prieſter Jojada, wie übel wird dir dein undankbarer Pflegling vergelten. Es wäre faſt beſſer, man wüßte es nicht. Zwar ſo lange Jojada lebte — er wurde hundert und dreißig Jahre alt — that der König nichts Unrechtes. Aber nach deſſen Tod vergaß Joas ſeines Gottes und der Wohlthaten ſeines Pflegvaters und Erretters. Wer Gott vergißt, der vergißt auch ſeiner Wohlthäter. Gott iſt unſer größter Wohlthäter. Joas führte den Götzendienſt wieder ein, und ließ den Zacharias, den Sohn ſeines Pflegevaters, ſteinigen, weil er Einwendung dagegen machte. Als aber Zacharias ſtarb, ſprach er weiter nichts, als: „Gott wird es ſehen und richten.“

Ahas, der vierte König nach Joas, errichtete Götzenaltäre in ganz Jeruſalem, und ließ den Tempel in Jeruſalem ſogar zuſchließen und baufällig werden, und die heiligen Lampen auslöſchen, daß der Tempel gleich war einem ausgeſtorbenen Haus, das keinen Herrn mehr hat, das feil iſt. Iſt es Wunder, daß in Zeiten, wie dieſe waren, ſogar das heilige Geſetzbuch verloren gieng, und nicht einmal gemangelt wurde?

Auf Ahas folgte Hiskias, ſein frommer Sohn. In ſeinen Tagen war es, daß die zehen Stämme weggeführt wurden, nach Aſſyrien. Der fromme

König Hiskias öffnete den Tempel wieder, und stellte ihn wieder her. Er richtete den Gottesdienst wieder ein, so gut man ihn noch auswendig kannte, und zerstörte die Altäre der Götzen. Ihm gleich war der dritte nach ihm, Josias. Er kam schon als ein Knabe von acht Jahren auf den Thron und blieb so fromm und dem Gott seiner Väter so treu bis an den Tod. Es kam dem Priester Hilkia in dem Tempel von ungefähr etwas in die Hände. Es war das verloren gegangene Gesetzbuch. Man las es zum erstenmal wieder vor mit allen seinen schönen Verheissungen und schrecklichen Drohungen. Man besserte, was noch zu bessern war. Aber der Thron des Königs David konnte nicht mehr lange bestehen. Die Nachkommen des Josias waren nicht mehr wie er. Jojakim, Jechonias und Zedekias sind die Namen der letzten Könige.

53.

Schicksale des Reichs Juda.

Wie kann ein Reich, wie kann ein Ort, wie kann ein Haus glücklich seyn und bestehen, wo Gottlosigkeit das Regiment führt? Das Reich Juda hatte, so lange es stand, fast unaufhörliche Kriege und feierte schlechte Siege. Kamen nicht schon unter dem ersten König Rehabeam die Aegypter und Mohren nach Jerusalem und nahmen die Schätze aus dem Tempel und aus dem Palaste des Königs weg und — Salomons goldene Schilde?

Kamen nicht die Syrer mit einer kleinen Macht, und eroberten ebenfalls Jerusalem, tödteten die

Oberſten der Stadt und führten allen Raub dahin? Es war im nämlichen Jahr, als Joas den Zacharias, den Sohn ſeines Pflegevaters Joſada, ſteinigen ließ. Doch tödteten ſie den König nicht, nahmen ihn auch nicht gefangen. Er ſollte nicht ſterben, wie ein tapferer Kriegsheld auf dem Schlachtfeld von des Siegers Hand, oder durch eines Königs Gericht. Sie ließen ihn krank zurück. Seine eignen Knechte tödteten ihn. — Gott hat es gerichtet. — Kein frevler Undank wird umſonſt begangen. Gott richtet. — Es ſchlug ein König der zehn Stämme den Amazia, den Sohn des Joas, und riß die Mauer der feſten Stadt Jeruſalem ein, daß ſie offen war vierhundert Ellen weit. Pekah, ein andrer König der zehn Stämme, ſchlug hundert und zwanzig tauſend Mann in Juda auf einen Tag, und führte zweimal hundert tauſend gefangene Weiber und Kinder nach Samaria, daß ſie gezwungene Mägde und Knechte ihrer Feinde würden, nach dem Kriegsgebrauch jener Zeit. Doch damals gieng ein Prophet in Samaria, mit Namen Obad, dem Zug entgegen. Der Anblick ſo vieler Unglücklichen bewegte ſein frommes und menſchliches Herz. Er redete mit den Anführern des Kriegsheeres: „Ihr habt die Männer getödtet. Wollt ihr auch die Weiber und Kinder zu ſolchem Elend verdammen? Sind nicht die Juden eure Brüder, wollt ihr eine ſolche Schuld vor Gott über das Land bringen?“ Die Vornehmſten des Volkes, die auch ein menſchliches Herz hatten, ſtänden ihm bei, und litten nicht, daß man die Gefangenen in die Stadt brachte. Sie wurden gaſtfreundlich bewirthet. Die Nackten wurden alle neu gekleidet von der Beute. Man gab

allen die Erlaubniß, in ihre Heimath zurückzukehren, und ſorgte für die Heimfahrt der Kranken unter ihnen bis an die Grenze, bis nach Jericho, der Palmen Stadt. So viel vermag eines frommen und angeſehenen Mannes Wort. Es hat ſo viele tauſend arme Wittwen und Waiſen von dem Schickſal der gezwungenen Knechtſchaft erlöst und in die geliebte Heimath zurückgebracht.

Nach allen dieſen Niederlagen und Entkräftungen wurde das jüdiſche Reich unterwürfig und zinsbar, bald den Aſſyrern, bald den Aegyptern, und es iſt ſchon ein wildfremdes Kriegsvolk aus entlegenen Gebirgen auf dem Weg, das letzte Gericht zu halten über das Land und über die Stadt voll Götzen-Altäre und Frevelthaten.

54.

Untergang des Reiches Juda.

In dieſen böſen und gefahrvollen Zeiten ſandte zwar der treue Gott Iſraels ſeinem Volk viele Propheten zur Warnung für die Gottloſen und zum Troſt für die Frommen, die mitten in der verkehrten Welt treu bei ihrem Gott blieben, und über das Unglück ihres Vaterlandes weinten. Als lebendige Gottesſtimmen ermahnten ſie ihre Zeitgenoſſen unermüdet zur inwendigen Beſſerung des Herzens. Die warnende Gottesſtimme fand kein Gehör. Als alle Ermahnungen fruchtlos blieben, verkündeten ſie

immer ernsthafter und furchtbarer den nahen Untergang.

Wo Gottesfurcht und Gerechtigkeit verschwunden sind, da ist der Untergang nicht ferne.

Hinwiederum verkünden die nämlichen Propheten zum Trost der Frommen und einer bessern Nachwelt, daß nach allen Trübsalen glückliche Zeiten und eine selige Wiedervereinigung der Menschen mit Gott zurückkehren werde.

„Der Herr wird sein Volk heimsuchen. Er „wird einen König geben aus dem Hause Davids, „der wohl regieren, und Recht und Gerechtigkeit „anrichten soll auf Erden. In allen Landen wird „Gottes Erkenntniß verbreitet, und Gott gepriesen „und verehrt werden, nicht mehr mit Opfer und „Gaben, sondern mit reinem treuen Herzen, und „mit frommer That. Gott wird sie reinigen von „aller Missethat. Er wird ihnen vergeben alle Miss„sethat, worin sie gegen ihn gesündiget haben."

Solcherlei Trost und Hoffnung gaben die Gottesmänner, die Propheten den Trauernden und ihren Nachkommen als einen Abschiedssegen mit in das lange lange Elend, welchem sie entgegen giengen.

Es kamen die Chaldäer, welche in Babylon das wildfremde grausame Kriegsvolk. Diese machen anfänglich das Judenland zinsbar, und führten zehntausend Gefangene weg, alle Vornehmen und Reichen sammt dem König Jechonias und seiner Mutter, alle Kriegsmänner, tausend Schmiede und Zimmerleute. Doch gaben die Feinde dem Land wieder einen König. Der König Zedekias wird falsch

und ſucht bei den Aegyptern Schutz. Das war ihr Letztes. Treuloſigkeit iſt das Letzte. Die Chaldäer kommen wieder, belagern und erobern Jeruſalem, und zerſtören es ſammt dem ſchönen Tempel, und daß das Elend groß würde, waren auch viele Edomiter in dem Kriegsheer der Chaldäer, Erbfeinde der Juden. Dieſe übten eine fürchterliche Rache aus mit Rauben, Zerſtören und Morden, und ſind die Nachkommen des Eſau, dem einſt Jakob, ſein Bruder, den Segen ſeines Vaters, und das Beſitzrecht von Canaan entzogen hat. So etwas vergißt die Zeit nicht. Nach der Eroberung aber führten die Chaldäer das jüdiſche Volk, und allen ihren Raub, die goldenen und ſilbernen Gefäße des Tempels hinweg in die Gefangenſchaft. Die Bundeslade kam abhanden. Es weiß niemand, wo ſie hingekommen iſt. Wenige, die anfänglich der Feind zurückgelaſſen hatte, flüchteten ſich wieder in das Land der Knechtſchaft ihrer Vorältern nach Aegypten, aus welchem doch Gott ihre Väter erlöſet hatte, auf das erfüllet würde, was der Ewige durch Moſes geſagt hatte.

Alſo iſt jetzt Iſraels zahlreiche Nachkommenſchaft, das heilige Volk Gottes verweht und zerſtoben, wie Spreu vom Winde zerſtoben wird, und der Heilige ſteht noch aus, in welchem alle Geſchlechter auf Erden ſollen geſegnet werden, und die Engel wollen nicht kommen, daß ſie ſeine Geburt verkünden. Aber: Wie ſagt zu Abraham der Unbekannte?

55.

Daniel.

Die Gefangenſchaft iſt nicht ſo zu verſtehen, daß die Juden in Gefängniſſe wären eingeſchloſſen worden, ſondern daß ſie in einem fremden Lande unter der Herrſchaft ihrer Sieger leben, auch gezwungene Dienſte thun mußten, und nicht mehr in ihr geliebtes Vaterland zurückkehren durften. Davon abgeſehen, hatten ſie in ihrer Gefangenſchaft gute Tage und böſe Tage, wie es jeden traf.

Der König der Chaldäer befahl, daß aus den Gefangenen die geſchickteſten und feinſten Jünglinge von vornehmem Geſchlecht ausgeſucht und zu ſeinem Hofdienſt erzogen, auch unterrichtet würden in chaldäiſcher Sprache und Schrift. Unter ihnen war Daniel. Dieſe Knaben wurden gut und vornehm behandelt, ja ſie erhielten ihre Speiſe und ihr Getränk von der Tafel des Königs. Aber Daniel und einige ſeiner Freunde hielten es für Sünde, Speiſen von einer heidniſchen Tafel zu eſſen, weil ſie unrein in ihren Augen waren. Darum wollten ſie lieber nur gemeines Gemüſe eſſen, und Waſſer trinken, als etwas thun, was gegen ihr Gewiſſen wäre. Der freundliche Aufſeher über dieſe Knaben ſagte ihnen, das ſey ſchon recht, aber es würde ihm große Gefahr bei dem König bringen, wenn der König ihnen anſähe, daß ſie nicht die gehörige Nahrung empfiengen. Daniel ſprach zu ihm, er möchte eine Probe nur von zehn Tagen mit ihnen anſtellen. Nach zehn Tagen ſahen ſie zu ſeiner Verwunderung beſſer und

vollkommener aus, als die andern Knaben alle. Von der Zeit an erhielten sie, wie sie es wünschten, täglich ihr Gemüse und Wasser, und gedeihten dabei immer besser. Darin ist kein Wunder zu suchen, aber eine gute Lehre. Nicht köstliche Speise und starke Getränke, auch nicht Vielessen, sondern Mäßigkeit und Ordnung und Gottesfurcht, daß man nichts Böses thue, das erhält den jugendlichen Körper gesund und giebt ihm ein schönes Wachsthum und kraftreiche Gliedmaßen. Als aber die Knaben vor den König gebracht wurden, ward unter allen niemand erfunden, der dem Daniel und seinen Freunden gleich wäre, auch waren sie klüger und verständiger, als alle Sternseher und Weisen im ganzen Reich. Daniel gewann durch seine Aufführung die Gunst aller Leute, die mit ihm umgiengen, und gelangte an dem Hof der Könige in Babel zu großer Ehre und Macht. Er wurde zuletzt Statthalter über den dritten Theil des Königreichs. Aber in aller Hoheit vergaß er sein armes Vaterland, und seine unglücklichen Landsleute nicht. Nein, er trauerte mit ihnen, er betete für sie, er tröstete sie mit Rath und mit That, und dachte unaufhörlich nach, was noch ihr künftiges Schicksal seyn würde. Denn er konnte den Gedanken nicht fassen, daß Gott das Volk auf immer verlassen habe, an welchem er, so lange Jahrhunderte hindurch, seine besondere Vorsehung bewiesen hatte. Auf gleiche Weise wurden zwei andere Juden, Esra und Nehemias, nach und nach angesehene und glückliche Männer. Zwar wie konnte ein Herz glücklich seyn, das Tag und Nacht an Jerusalem und an die vorigen Zeiten dachte?

56.

Heimkehr aus der Gefangenſchaft.

Man muß den Juden in ihrer babyloniſchen Gefangenſchaft zum Lobe nachſagen, daß ſie von dieſer Zeit an den Götzendienſt verabſcheuten, obgleich ſie unter Götzendienern wohnten. Sie bereueten ihre Sünden und trauerten und beteten. Sie hätten jetzt gern in Jeruſalem ihrem Gott gedient.

Auch weckte Gott wieder Propheten in der Gefangenſchaft, zum Troſt. Sagt nicht einer von ihnen:

„Wo ſich der Gottloſe bekehret von allen ſeinen Sünden, die er gethan hat, und hält meine Rechte und thut recht und wohl, ſo ſoll er nicht ſterben. Es ſoll aller ſeiner Uebertretungen, ſo er begangen hat, nicht gedacht werden; ſondern er ſoll leben um der Gerechtigkeit willen, die er thut. — Meineſt du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottloſen, ſpricht der Herr: und nicht vielmehr, daß er ſich bekehre von ſeinem Weſen und lebe?“

Ferner:

„Ich will das Verlorene wieder ſuchen und das Verirrte wieder bringen, und das Verwundete verbinden und des Schwachen warten; und will ihrer pflegen, wie es recht iſt,“

und ſah nicht Daniel, daß einer kam in des Himmels Wolken, wie eines Menſchen Sohn? Dem ward gegeben Gewalt, Ehre, und Reich, daß ihm alle Völker dienen ſollten ohne Aufhören.

Aber ſie waren ſo zerſtreut und hülflos, und die Chaldäer, ihre Sieger, waren ein ſo mächtiges und furchtbares Volk, daß vor Menſchen Augen an keine Rettung zu denken war. Schon mancher war in dem langen Elend geſtorben, der ſein Vaterland nimmer ſah. Mancher war ſchon in dem fremden Lande geboren und aufgewachſen, der Jeruſalem nur vom Hörenſagen kannte, und zu allen Schrecknissen für manchen von ihnen kam zuletzt auch noch ein furchtbarer Krieg in das Land. Man weiß was ein Krieg in einem Lande iſt. Aber wie iſt oft Gott ſo nahe, wenn er ſo ferne ſcheint? Wie zagt und zittert oft der Menſch vor ſeinem nahen Heil? Cores, der Perſer König, der auch Cyrus heißt, brach mit ſeinen tapfern Perſern unverſehens in das Land. Er belagerte Babel, die ſtolze Stadt, in welcher der Chaldäer hauste, und eroberte ſie. Alſo wurden die Juden Gefangene und Unterthanen der Perſer. Aber ſogleich im erſten Jahr ſeiner Regierung, was that der König Cores? Er gab Befehl, daß der Tempel Gottes in Jeruſalem wieder ſollte gebaut werden: „Und wer nun ſeines Volks iſt, ſagte der König, mit dem ſey ſein Gott, und er ziehe hinauf nach Jeruſalem und baue den Tempel ſeines Gottes!“ Alſo gab der König den Juden die Erlaubniß, wieder heim zu ziehen in ihr Vaterland, und ſie erhielten von den Leuten, von welchen ſie wegzogen, Silber und Gold, Gut und Vieh aus freiem Willen als Steuer zum Tempelbau. Ja, der König gab ihnen alle ſilbernen und goldenen Gefäße wieder, fünftauſend, vierhundert an der Zahl, welche der Chaldäer hatte weggeführt aus dem Tempel. Da richteten alle Trauernden wieder ihre Häupter auf, die Jeruſalem im

Herzen trugen, und freudige Prophetenstimmen wachten wieder auf.

„Jauchzet, ihr Himmel, denn der Herr hat es gethan; jauchze du Erde, und frohlocket ihr Berge und Wälder, denn der Herr hat Jakob erlöset und ist in Israel herrlich.“ — „Jerusalem, erhebe deine Stimme mit Macht! Sage den Städten Juda: Siehe, da ist euer Gott!“

Aber es giengen bei weitem nicht alle zurück, denen Cores dazu die Erlaubniß gab. Viele waren in dem Lande ihrer Gefangenschaft bereits angesessen und begütert. Nur vierzig bis fünfzig Tausend waren es, die anfänglich die Wallfahrt in das Vaterland antraten, Serubabel hieß ihr Anführer, und später erst kamen andere nach.

57.

Kümmerliche Zeiten.

Also waren jetzt wieder so viel Juden, gleichsam ein neuer Anflug, in der verödeten Heimath. Aber es gehörte eine große Liebe zu dem vaterländischen Boden und ein großes Vertrauen auf Gott dazu, daß sie nicht vor Betrübniß und Muthlosigkeit vergiengen, als sie an dem Ziel ihrer Reise und ihrer langen Sehnsucht waren. Die Wohnsitze ihrer Väter, Jerusalem, die schöne Stadt und ihr berühmter Tempel lagen noch von der Zerstörung her in ihren

Trüm-

Trümmern. Was damals die Wuth der Feinde nicht zertrümmern konnte, das war durch die Länge der Zeit selber zerfallen, dazu die Felder lagen noch von so vielen Jahren her verödet und verwildert. Da war viel wegzuräumen und herzustellen, und ob es gleich überall gebrach, so thaten die guten Leute alles, was sie vermochten, und sind ein Beispiel, was auch in der bösen Zeit der Mensch mit gutem Willen und Vertrauen auf Gott vermag, und wie Gotteskraft auch in den Schwachen mächtig ist. Zuerst errichteten sie zwar nur einen Altar und feierten das Laubhüttenfest, weil es die Jahreszeit mit sich brachte, obgleich sie noch keinen Segen in dem Lande heimgethan hatten. Ein frommes Gemüth preist Gott auch in kümmerlicher Zeit. Denn die Gnade des Herrn währet von Ewigkeit zu Ewigkeit, über die, so ihn fürchten.

Sonst baut man zuerst die Stadt oder das Dorf, hernach die Kirche. Die Juden dachten aber zuerst daran, wie sie den Tempel wieder bauen wollten. Aber was alte Leute unter ihnen waren, welche den Umfang und die Herrlichkeit des ersten Tempels noch gesehen hatten, die weinten vor Betrübniß, als sie den ärmlichen Anfang des neuen sahen. Man konnte das Wehklagen der Alten und die Freudengesänge der Jungen in der großen Menge nicht unterscheiden. Thränen und Freuden sind oft neben einander. Als die Samariter sahen, welche im Land der zehen Stämme wohnten, daß die Juden an einem Tempel bauten, wollten sie auch mithalten, daß sie auch daselbst beteten und opferten. Aber die Juden nahmen es nicht an. Sie wollten das Ihrige besonders haben. Deßwegen bauten die

Samariter für ſich einen eigenen Altar auf einem Berg bei Samaria und verläumdeten die Juden bei den perſiſchen Königen, als ob ſie Jeruſalem wieder feſt machen und dem König untreu werden wollten, ſo daß der Bau wieder eingeſtellt werden mußte, und alles neue Ungemach über die Juden ergieng viele Jahre lang, bis in Perſien der König Darius auf den Thron kam. Gott lenkte das Herz des Königs, daß er, wie Cores, gnädig gegen die Juden war, und daß ſie den Bau vollenden konnten und ihre Feſte feiern. Aber mit den Samaritern blieben ſie verfeindet auf unverſöhnliche Zeiten.

Der König ſchickte auch den Eſra aus Perſien heraus in die Heimath, welcher den Gottesdienſt und das Prieſterthum und die bürgerliche Ordnung nach der Weiſe der Voreltern wieder einrichtete, ſo gut es möglich war. Aber noch merkwürdiger, als er, iſt ſein nachmaliger Gehülfe Nehemias.

58.

Nehemias.

Nehemias war in Perſien Mundſchenk des Königs und reichte ihm den Becher an der königlichen Tafel. Es kam ein Mann Hanani aus der Heimath nach Perſien zurück; dieſen fragte Nehemias, wie es daheim ergienge. Er hoffte wohl eine erfreuliche Nachricht von ihm zu erfahren. Als er aber hörte, daß die Juden noch immer in Unglück und Verachtung lebten und die zerbrochenen Mauern und die verbrannten Thore von Jeruſalem noch nicht wieder hergeſtellt ſeyen, weinte er und betete, und hätte gern den König angegangen, daß er ihn ſeinen unglücklichen Brüdern zu Hülfe ſendete, und wagte es nicht. Aber ſein Gebet war von Gott erhört. Nehemias ſtand vor dem König in dem Schloſſe zu Suſa und reichte ihm den Becher. Der König betrachtete ihn und ſprach zu ihm: „Nehemias, was fehlt dir? Du biſt traurig?“ Nehemias ſprach: „Wie ſollte ich nicht traurig ſeyn, ſo die Stadt wüſte liegt, wo die Begräbniſſe meiner Väter ſind, und ihre Thore ſind verbrannt?“ Der König fragte ihn: „Was willſt du, daß ich thun ſoll?“ Da faßte Nehemias Muth in Gott und ſprach: „Daß du mich in mein Vaterland ſendeſt, daß ich Jeruſalem baue, wo meine Väter begraben liegen.“ Der König und die Königin, die neben ihm ſaß, fragten ihn: „Wie lange wird deine Reiſe währen? Wann wirſt du wieder

kommen?" Denn er war ihnen sehr werth. Sie wollten ihn nicht gerne von sich lassen. Doch gab ihm der König Urlaub auf unbestimmte Zeit und unterstützte ihn mit allem, was zur Reise und zu seinem Vorhaben nöthig war. Nehemias baute die Mauern von Jerusalem, und war Landpfleger des Königs im ganzen jüdischen Lande. Es baute auch Jeder nach Kräften auf die öden Brandstätten, daß Jerusalem bald wieder ein Ansehen gewann, wiewohl unter großen Anfechtungen und Gefahren. Aber der fromme und beherzte Landpfleger besiegte alle Hindernisse, denn Gottes gute Hand war mit ihm. Auch standen wieder Propheten auf, welche das Volk ermahnten und mit der Hoffnung besserer Zeiten den Muth belebten.

„Ich will alle Heiden, das heißt alle Völker, bewegen, und es wird kommen aller Völker Trost. Freue dich und sey fröhlich, o Zion! Denn siehe, ich will kommen und bei dir wohnen," spricht der Herr.

Die Samariter hatten anfänglich ihren Spott, als sie sahen, was diese ohnmächtigen Leute beginnen wollten. Als sie aber sahen, wie unter Gottes Schutz das gute Werk gedieh, wollten sie zu den Waffen greifen. Sie wollten gegen den Schutz des Allmächtigen Krieg führen. Aber sie vermochten es nicht. Nehemias ließ unter den Augen der Feinde den Bau fortführen, wiewohl mit gewaffneter Hand. Die Hälfte der Mannschaft stand unter den Waffen, während die andere Hälfte an der Arbeit war. Auch die Bauleute waren bewaffnet. Neben der Schaufel

oder dem Richtscheit lag das Schwerdt. Als die Feinde sahen, daß mit Gewalt nichts auszurichten war, wollten sie Falschheit und List versuchen. Die List ist eine gefährlichere Waffe, als das Schwerdt. Sanneballat, das Oberhaupt der Feinde, stellte sich auf einmal freundlich gegen den Nehemias, und bat ihn, daß er zu ihm käme: „Man hat dich bei dem König verläumdet, darum komm zu mir, daß wir uns berathschlagen.“ Aber Nehemias kam nicht. Ein anderer wollte ihn furchtsam machen. „Fliehe in den Tempel! Sie wollen kommen in der Nacht und dich tödten.“ Aber Nehemias sprach: „Sollte ein solcher Mann, wie ich bin, fliehen? Ich fliehe nicht.“ Mit solchem Muthe hatte ihn sein gutes Werk und sein Vertrauen auf Gott gestärkt. Wer auf frommes Werk seine Gedanken richtet, und mit seinem Gott im Frieden steht, hat sich nicht zu fürchten. Wer glaubt, fleucht nicht.

Nehemias war auch ein sehr uneigennütziger Mann und ein Freund der Armen. Es waren viele Arme und Verschuldete unter dem Volke. Denn die Reichen hatten ihr Vermögen an sich gezogen. Ihre Aecker und Weinberge waren schon verpfändet. Die ärmsten verkauften schon ihre Söhne und Töchter zur gezwungenen Knechtschaft. Da brach dem frommen Nehemias das Herz. Er berief die Vorsteher des Volks zu sich und sprach: „Wollt ihr gegen eure Brüder Wucher treiben? Was ihr thut, sagte er, ist nicht recht. Sollet ihr nicht als gottesfürchtige Leute handeln und euch schämen vor den Heiden?“ Solche Rede und sein eigenes schönes Beispiel bereiteten seinem Herzen eine große Freude:

Nehemias hatte, ſo lange er Landpfleger war, keine Einkünfte von ſeinem Amt angenommen, damit er das Land nicht beſchwerte, und bewirthete doch täglich hundert und fünfzig Gäſte an ſeinem Tiſche. Er lieh und half aus ſeinem Eigenen, wo er konnte, und redete Niemand darum an, daß er ihm etwas ſchuldig ſey. Er entzog ſich keiner Laſt in jener ſchweren Zeit. Seine Diener, die in ſeinem Solde waren, mußten an dem Bauweſen helfen und arbeiten, wie jeder andere. Als er nun ſo mit den Aelteſten des Volks redete und ſagte: „ich verlange nichts mehr zurück zu empfangen, was ich meinen ärmern Brüdern geliehen habe; was wollt ihr thun?“ ſprachen alle mit einem Wort und mit einem Herzen, daß ſie gleich thun wollten, wie er gethan hatte, und gaben ihren armen Brüdern die verpfändeten und verlorenen Aecker ohne Löſegeld zurück, dazu noch die Zinſen, welche ſie von ihnen ſchon erhalten hatten. Solch ein Mann war Nehemias, und war einer von den letzten, von welchen man ſo viel rühmliches ſagen kann. Es iſt nicht zu verwundern, daß ihn der König alſo liebte, und daß er zu ihm geſagt hatte: „Wie lange wird deine Reiſe währen, und wann wirſt du wieder kommen?“

59.

Die kümmerlichen Zeiten dauern fort.

Jerusalem war nun wieder gebaut. Der Gottesdienst war wieder eingerichtet. Auch das Land bevölkerte sich wieder allmählig. Aber die schönen Zeiten Davids wollten nicht mehr zurückkehren. Das Reich der Perser wurde von den Griechen erobert. Da wurden Abrahams unglückliche Nachkommen unterthanen der Griechen, wie ein anderes gemeines Volk.

Als die griechischen Feldherrn die eroberte Welt unter sich theilten, und zwar mit dem blutigen Schwerdt, wurden sie bald syrisch, bald ägyptisch, bald wieder syrisch.

Ein preiswürdiges Heldengeschlecht, die Maccabäer, machten das Land wieder frei von aller fremden Herrschaft. Viel Blut wurde um die edle Freiheit vergossen. Aber die schönen Zeiten Davids wollten doch nicht zurückkehren.

Nach diesem wurden sie zu ihrer letzten Schmach Unterthanen eines Edomiters, des Herodes und seiner Nachkommen. Damals wurde das Land auf der Abendseite des Jordans eingetheilt in Judäa, Samaria und Galiläa. Es kamen die Römer in das Land, die überall hinkamen, und setzten in Judäa ihre Landpfleger. In dieser langen Zeit der Trübsal war kein Prophet mehr erschienen. Kein Wort des Trostes richtete mehr die armen Gemüther

auf. Desto sehnlicher warteten sie auf den Verheißenen und nannten ihn zum Voraus mit schönen und gerechten Namen, Sohn Davids, ferner Messias oder Christus, das heißt der Gesalbte oder der König, ferner des Menschen Sohn, den Daniel, der Prophet, in des Himmels Wolken sah, ferner Sohn Gottes, Retter, Erlöser, Heiland. Denn je dunkler auf der Erde die Nacht der Trübsale ist, desto heller steht am Himmel der Stern der Weissagung. Aber die Thörichten hofften, er werde die Herrschaft der Römer in dem heiligen Lande zerstören und den weltlichen Thron Davids wieder herrichten, und hätten doch schon lange erkennen können, daß ein solcher, wie sie ihn erwarteten und wünschten, nicht kommen werde. — Gottes Gedanken sind nicht eure Gedanken, und seine Wege sind nicht eure Wege, sondern so viel der Himmel höher ist, als die Erde, so sind auch seine Gedanken höher, als der Menschen Gedanken.

Biblische Geschichten.

Zweiter Theil.

1.

Maria.

In Galiläa, in der Stadt Nazareth, ſaß in ihrer Einſamkeit eine tugendſame Jungfrau mit Namen Maria, die verlobt war mit einem Zimmermann, Namens Joſeph. Beide ſtammten aus Bethlehem in Juda und aus dem Blut des Königs David, und waren ungeachtet ihrer königlichen Herkunft faſt wieder ſo arm wie Ruth, ihre Geſchlechtsmutter, als ſie in den Feldern von Bethlehem Aehren auflas. Denn alſo wechſeln die menſchlichen Schickſale. Alles Irdiſche kehrt wieder zu ſeinem Anfang zurück, und ein reines Herz und Gottes Gnade bleibt noch immer der größte und ſicherſte Reichthum.

Zu der Jungfrau in ihrer Einſamkeit ſprach ein Engel: „Gegrüßet ſeyſt du, Maria! Der Herr iſt mit dir, du Gebenedeite unter den Weibern.“

Die Jungfrau erſchrack und dachte „Welch ein Gruß iſt das?“

Der Engel ſprach: „Fürchte dich nicht, Maria! Du haſt Gnade bei Gott gefunden. Siehe, du wirſt ſchwanger werden, und einen Sohn gebären,

dessen Namen sollst du Jesus heißen. Der wird groß und ein Sohn des Höchsten genennet werden, und der Herr wird ihm den Stuhl seines Vaters, David, geben, und er wird ein König seyn über das Haus Jakob ewiglich, und seines Königreichs wird kein Ende seyn." — Da sprach Maria zu dem Engel: „Wie soll das zugehen, da ich von keinem Manne weiß?" — Der Engel antwortete und sprach zu ihr: „Der heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten; darum auch das Heilige, das von dir geboren wird, wird Gottes Sohn genennet werden."

Weiter erfuhr Maria von ihm, daß auch Elisabeth, ihre Gefreundte, Hoffnung habe, Mutter eines Sohnes zu werden. Es war aber Elisabeth eine fromme Frau, die Ehefrau eines Priesters in Juda, der Zacharias hieß. Da sehnte sich Maria nach ihrer guten Gefreundtin, der Elisabeth, die ihr der Engel nannte, daß sie mit ihr reden und einer Seele sagen könnte, was ihr Gott durch den Engel habe geoffenbaret. Denn eine große Gnade von Gott will man nicht jedem rühmen, und kann es doch auch nicht allein in seinem Herzen verschließen. Maria gieng aus Galiläa über das Gebirg nach Juda, daß sie ihre Freundin besuchte. Elisabeth bewillkommte sie voll Freude, daß die Mutter ihres Herrn zu ihr komme. Maria aber freute sich, und preisete Gott in einem schönen Lobgesang dafür, daß er die Verheißung erfülle, die er Abraham und seinen Nachkommen gegeben hatte, und sie erkannten in ihrem demüthigen Herzen, wie groß die Gnade sey, die Gott ihr erzeige. „Gott hat die Niedrig-

keit ſeiner Magd angeſehen," ſagte ſie. „Siehe, von nun an werden mich ſelig preiſen alle Kindes Kinder, denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig iſt, und deſſen Name heilig iſt."

Arme Jungfrau, es kommt noch eine Stunde, in welcher dich Niemand wird ſelig preiſen.

Maria blieb drei Monate lang bei ihrer Freundin. Nachgehends wurde Eliſabeth mit einem Sohn erfreut, und ſie gaben ihm den Namen Johannes. Johannes wuchs, und ward ſtark im Geiſt, und als er erwachſen war, verbarg er ſich vor den Menſchen, und lebte in der Wüſte, in einſamen Gegenden. Aber ſein Vater Zacharias weiſſagte von ihm, daß er ein Prophet werden, und daß er vor dem Herrn hergehen und ihm den Weg bereiten werde.

2.

Die Geburt Jeſu.

Aber in welchem Palaſt oder Kirchlein wird der Sohn Mariä geboren werden? Wer wird ihm von Cedernholz die Wiege verfertigen und mit goldenem Blumwerk ſchmücken?

Der römiſche Kaiſer Auguſtus ließ einen Befehl ausgehen, daß alle Einwohner des Landes ſollten geſchätzt, das heißt: gezählt und aufgeſchrieben werden. Jeder mußte ſich in dem Ort ſeiner Heimath und

Herkunft ſtellen, daß er daſelbſt aufgeſchrieben würde. Demnach begab ſich auch Joſeph mit Maria, ſeinem vertrauten Weibe, aus Nazareth, ihrem Wohnorte, nach Bethlehem in Juda, weil ſie von dem Geſchlechte Davids waren, daß er ſich aufſchreiben ließe.

Es mögen damals viele Leute nach Bethlehem gekommen ſeyn, und war wenig Raum in dem Städtlein. Als aber Maria daſelbſt war, gebar ſie ihren Sohn, und fand keinen Raum, wohin ſie ihn hätte legen können, als in eine Krippe. Das war der Palaſt, in welchem das Kind geboren ward, welches ſein Volk ſollte ſelig machen von den Sünden. Denn Gott ſieht nicht auf das Auswendige.

Es waren in ſelbiger Nacht Hirten auf dem Felde, bei den Hürden, die hüteten ihre Heerden. Zu dieſen trat des Herrn Engel, und ſeine Klarheit umleuchtete ſie. Der Engel ſprach: „Ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird. Denn ſiehe, euch iſt heute der Heiland geboren, welcher iſt Chriſtus der Herr in der Stadt David, und das habt zum Zeichen, ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“ Ja, es ſammelte ſich um ſie die Menge der himmliſchen Heerſchaaren, die lobten Gott und ſprachen: „Ehre ſey Gott in der Höhe, Friede auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen. — Es mögen wohl die nämlichen Hirten geweſen ſeyn, in deren Eigenthum das Kind geboren wurde. Die Hirten giengen eilends nach Bethlehem, und fanden Maria und Joſeph und das Kind in der Krippe liegend. Da lobten ſie Gott, und erzählten,

was ihnen von diesem Kinde war gesagt worden, und alle, die es hörten, wunderten sich. Maria aber behielt alle diese Worte, und bewegte sie in ihrem Herzen.

Das ist die heilige Christnacht oder Weihnacht, in welcher Gott den Kindern schöne Gaben schenkt, daß sie sich jährlich ihrer Rückkehr freuen und das Kindlein lieben sollen, das in dieser Nacht zu Bethlehem geboren war. — Manches Kind will fragen: ob dieses der Verheißene sey? Ja es ist der Verheißene, in welchem alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden.

Der Name des Kindes ward genannt Jesus, welchen er empfangen hat von den Engeln, und heißt so viel als Seligmacher, weil er von Gott zum Retter und Seligmacher der Menschen bestimmt war.

3.

Darstellung Jesu im Tempel.

Es war ein Gesetz in Israel, von Moses her, eine Mutter, die ihren ersten Sohn geboren hatte, mußte ihn in den Tempel bringen, und für ihn ein Lamm opfern, oder, wenn sie zu arm war, ein Paar Turteltauben. Als nun Maria ebenfalls ihren Sohn in den Tempel brachte, und für ihn ein Paar Turteltäublein opferte, kam auch in der nämlichen Stunde

ein frommer und gottesfürchtiger Mann mit Namen Simeon in den Tempel, der ſchon ſo lange auf den Troſt Iſraels wartete, und von Gott die Gewißheit in ſeinem Herzen empfangen hatte, daß er den Tod nicht ſehen werde, es ſey denn, daß er vorher den Chriſt des Herrn geſehen habe. Alſo ward ihm noch am Abend ſeines Lebens die Verheißung erfüllt und ſein langes Warten geſtillt. Er nahm das theure Kind auf ſeinen Arm und lobte Gott, und ward ſo entzückt, daß er Gott anrief, er wolle ihn jetzt ſterben laſſen, er habe nichts Erfreulicheres mehr auf der Erde zu erleben. Es iſt dieſes eine wunderſame Regung in dem menſchlichen Gemüth. Schon viele fromme Menſchen, wenn Gott ihr Herz mit einer großen Freude erfüllte, haben gewünſcht, daß ſie jetzt ſterben möchten. Simeon betete: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden dahin gehen, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen, welchen du bereitet haſt ein Licht zu erleuchten die Heiden, zum Preis deines Volks Iſrael.“ Aber zu Maria, der Mutter Jeſu, ſprach er: „Es wird ein Schwerdt durch deine Seele dringen.“ Es kam auch Hanna, eine hochbetagte Frau, dazu, und preiſete Gott und redete von dieſem Kind zu allen, welche zugegen waren, und auf die Erlöſung hofften. Alſo freuten ſich dieſe frommen betagten Menſchen über die Geburt des geheimnißvollen Kindes, und über das Glück der Nachwelt, das ſie doch ſelber nicht mehr erleben konnten.

4.

Die Weisen aus Morgenland.

Es kamen auch von Gott ermahnt mit kostbaren Geschenken weise Männer aus Morgenland, aus einem entfernten Lande nach Jerusalem, und fragten: „Wo ist der neugeborne König der Juden? Wir haben seinen Stern gesehen im Morgenlande und sind gekommen, ihn anzubeten.“ Sie meinten, er sey in Jerusalem geboren, wo dazumal der unfromme König Herodes wohnte. Sie dachten nicht anders, als daß ganz Jerusalem werde voll Freude seyn, jedes Kind auf der Gasse werde ihnen Rede und Antwort geben können auf ihre Frage. O, wie verwunderten sie sich, als alles so stille war! Es war alles so stille, als wenn nichts geschehen wäre. Wen sie fragten, der wußte nichts von dem neugebornen Wunderkind. Sie kamen bis vor den König Herodes. Er wußte auch noch nichts. Er mußte erst von diesen landesfremden Menschen erfahren, was den frommen Hirten die Engel verkündet hatten, und die Nachricht war ihm auch so nicht erfreulich. Denn als die Weisen nach dem neugebornen König fragten, erschrack er, der arme Mensch, auf seinem Königsthron! Was den unschuldigen Hirten und dem gottesfürchtigen Simeon und allen frommen Menschen eine Freude war, darob erschrack er. Denn die Gottlosen haben keinen Frieden in ihrem Herzen. Herodes faßte den verruchten Gedanken, er wolle das Kindlein tödten lassen, daß es ihm nicht einst seine Krone nehme. Zu dem Ende

fragte er zuerst die Priester und Schriftgelehrten, ob sie ihm nicht könnten sagen, wo Christus sollte geboren werden? Sie antworteten ihm: Zu Bethlehem, denn also sey geschrieben durch den Propheten Micha. Hierauf schickte er die Weisen nach Bethlehem und sprach zu ihnen mit tückischer Verstellung: sie sollten sich ja sorgfältig nach dem Kind erkundigen, und wenn sie es gefunden hätten, sollten sie ihm wieder Nachricht geben, er wolle auch kommen und es anbeten. Die Weisen kamen nach Bethlehem und fanden das Haus, worin Jesus lag, und freuten sich sehr, die geraden und frommen Männer. Sie knieten vor dem Kindlein nieder, und schenkten ihm, Gold, Weihrauch und Myrrhen. Als sie aber ihren Heimweg wieder antreten wollten, warnte sie Gott, daß sie nicht nach Jerusalem zurückkehrten. Sie zogen auf einem andern Weg wieder in ihr Land. Darüber erzürnte sich der König Herodes, und fürchtete sich so sehr vor dem unschuldigen Kinde, daß er den grausamen Befehl ergehen ließ, alle Kinder in Bethlehem zu tödten, die zwei Jahre alt und jünger wären, damit er das rechte gewiß nicht verfehlen möchte. Aber der Menschen Grausamkeit und List vermag nichts gegen Gott. — Denn wo war damals das Kind Jesus und seine Mutter und sein Pflegvater Joseph? In Bethlehem nicht mehr, auch nicht mehr im Lande Juda, sondern in Aegypten. Denn dahin hatte sie Gott gehen lassen, daß das Kind gerettet würde. Als aber Herodes, der Blutdürstige, gestorben war, kehrten sie wieder zurück in das Land, und wohnten von der Zeit an wieder in Galiläa in der Stadt Nazareth.

5

Jesus der fromme Knabe.

Joseph, der Pflegevater Jesu, und Maria giengen als rechtschaffene Israeliten alle Jahre nach Jerusalem auf das Osterfest. Als nun Jesus das zwölfte Jahr erreicht hatte, nahm ihn seine Mutter zum erstenmal mit auf das Fest. Er war in so fern einer guten Hand anvertraut. Gute Mutterhand führt ihre Kinder frühe zur Gottseligkeit und zur Kirche an, wo Gott geehrt und sein Wort gelehrt wird. Als sie sich aber zur Heimreise wieder anschickten, war der Knabe Jesus nirgend vorhanden. Seine Mutter machte sich anfänglich keinen Kummer deßwegen. Sie dachte, er werde bei den Gefreundten und Bekannten seyn, die etwas früher von Jerusalem weggegangen waren, wie gar oft die Kinder lieber mit den Verwandten, als mit den Eltern gehen. Sie hoffte also, sie werde ihn am Abend in der Herberge schon wieder finden bei diesen Verwandten oder jenen. Denn sie wußte, daß er ein frommes und verständiges Kind sey. Ein verständiges Kind begibt sich in keine Gefahr. Die Mutter darf es schon bisweilen aus den Augen lassen. Als sie aber am Abend in die Herberge kamen, schon eine Tagreise weit von Jerusalem, wußten die Gefreundten und Bekannten auch nichts von ihm. — Da war auf einmal der Verheißene wieder verloren. — Der Verheißene kann nimmer verloren gehen. Seine Eltern begaben sich den Weg nach Jerusalem zurück, daß sie ihn suchten. Auf dem ganzen Heimweg

war von keinem verlornen Kind etwas zu erfragen. Sie ſuchten ihn einen ganzen Tag in Jeruſalem. Er war nirgends zu erfragen. Am dritten Tage, als ſie in den Tempel giengen, wie wenn ſie ein Gebet thun wollten, daß ihnen Gott ihr Kind wieder geben wolle, da ſaß er frohen Muthes im Tempel mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte, und ſie fragte, und viele Leute waren um ihn her verſammelt, und verwunderten ſich über ſeine Rede und Antwort, wenn die Lehrer ihn auch etwas fragten. Als ihn nun ſeine Eltern auf einmal ſo erblickten und jetzt wieder hatten, erſchracken ſie vor Freude, und ſeine Mutter ſprach zu ihm: „Mein Sohn, warum haſt du uns das gethan? Siehe, dein Vater und ich haben dich mit Schmerzen geſucht.“ Jeſus antwortete ihr: — „Was iſts, daß ihr mich geſucht habt? Wiſſet ihr nicht, daß ich ſeyn muß in dem, das meines Vaters iſt?“ Aber ſie verſtanden das Wort nicht.

Alſo gieng er jetzt mit ihnen zurück nach Nazareth, und war ihnen unterthan, und nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und bei den Menſchen.

Dieſes iſt die einzige Begebenheit aus den Jugendjahren Jeſu, welche man weiß. Von dem zwölften Jahre, bis zu dem dreißigſten Jahr ſeines Lebens weiß man nichts von ihm. Merke: Von gut gearteten und wohl erzogenen Kindern hört man in ihrer Jugend gewöhnlich nicht viel, als daß ſie ihren Eltern unterthänig ſind, daß ſie an Weisheit und Liebenswürdigkeit bei Gott und Menſchen zunehmen, und gerne in die Kirche und Schule gehen, wo viel Gutes zu hören und zu lernen iſt. —

Von wem man in ſeiner Jugend ſonſt viel zu reden hat, daran iſt ſelten viel Gutes.

Ich will mit Gottes Hülfe täglich verſtändiger und frömmer werden. Ich will meinen Eltern unterthan ſeyn. Ich will gerne da ſeyn, wo Gott geehrt, und Gutes gelehrt wird, daß ich Gott gefalle, und dem frömmſten Knaben Jeſus ähnlich werde.

Die Leute ſollen nicht viel von mir zu reden haben.

6.

Johannes der Täufer. Die Taufe Jeſu.

Als ſich die Zeit nahete, daß Jeſus die Werke der Erlöſung unter den Menſchen beginnen ſollte, erſchien zuerſt aus der Wüſte hervor Johannes, der Sohn des Prieſters Zacharias und der Eliſabeth, gleich wie ein Morgenſtern aufgeht, wenn die Sonne bald kommen will. Gott giebt oft ein Zeichen vorher, wenn er etwas Großes thun will, daß die Menſchen darauf achten und ſich darauf bereiten ſollen. Johannes taufte zur Buße, d. h. zur Beſſerung des Gemüthes, zur Umkehr von der Sünde zu Gott. „Thut Buße," ſagte er, „denn das Himmelreich iſt nahe. Sehet zu, bringt rechtſchaffene Früchte der Buße." Es kam zu ihm des Volkes eine große

Menge aus Jeruſalem und aus der ganzen Gegend, daß ſie ſich taufen ließen, und hörten, was ſie thun ſollten. Es fragten ihn viele aus dem Volk: „Was ſollen wir thun?“ Johannes ſagte: „Wer zwei Röcke oder Ueberfluß an Speiſe hat, der gebe dem, der nicht hat.“ — Es fragten ihn die Zollbedienten: „Was ſollen wir thun?“ — Johannes antwortete: „Fordert nicht mehr, als euch geſetzt iſt.“ — Es fragten ihn auch die Soldaten. Den Soldaten gab er das Gebot: „Thut Niemand Gewalt noch Unrecht, und laſſet euch begnügen an eurem Sold.“ — Daraus kann nun jeder andere ſchon abnehmen, was er in ſeinem Stand, Amt und Beruf zu thun und zu laſſen habe, und daß die Buße nicht gethan ſey mit leerer Einbildung, oder mit ſchönen Reden und abgelernten Gebeten, ſondern daß ſie fruchtbar ſey, vorderſamſt in Werken der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit. Das ſind die „rechtſchaffenen Früchte der Buße.“ Viele Leute kamen auf den Gedanken, Johannes ſey Chriſtus der Verheiſſene. Die Juden ſandten von Jeruſalem Prieſter und Leviten zu ihm, daß ſie ihn fragten: „Wer biſt du?“ Johannes bekannte: „Ich bin nicht Chriſtus.“ — „Was biſt du denn? Biſt du Elias?“ — Johannes ſprach: „Ich bin es nicht.“ — Oder biſt du ſonſt einer von den Propheten?“ — Er antwortete: „Nein.“ — Denn es war unter den Juden eine ſeltſame Sage, daß vor dem Meſſias der Prophet Elias oder der andern Propheten einer wieder kommen werde. Deßwegen war vielen von ihnen Johannes nicht gut genug. Es iſt eine böſe Untugend gar vieler Menſchen, daß ihnen Gottes Gnade,

so wie er sie ihnen anbietet, nicht gut genug ist, und daß sie etwas besonderes verlangen.

Als nun der wahrheitsliebende Johannes sein Bekenntniß abgelegt hatte, sprachen die Priester: „Was bist du denn, wenn du das alles nicht seyn willst?" Johannes sprach: „Ich bin die Stimme eines Predigers in der Wüste, bereitet dem Herrn den Weg." — Die Priester fragten ihn noch einmal: „Warum taufest du denn, wenn du nicht Christus bist?" — Darauf erwiederte Johannes: „Ich taufe mit Wasser. Aber einer ist mitten unter euch, den ihr nicht kennet. Der ist es, der nach mir kommt, welcher vor mir gewesen ist. Der wird mit dem heiligen Geist taufen."

Es war auch Jesus an den Jordan gekommen und verlangte ebenfalls getauft zu werden. Der demuthsvolle Johannes weigerte sich dessen im Anfang; denn er sprach: „Ich bedürfte eher, daß ich von dir getauft würde." Aber Jesus wußte wohl, was er zu thun hatte. Er sprach: „Es ist gerecht, daß ich die Taufe von dir empfange."

Es wurde aber in jenen warmen Gegenden also gehalten: wer sich taufen ließ, der tauchte sich ganz unter den Fluß, und kam alsdann wieder heraus, anzuzeigen, daß er jetzt gleichsam seine vorige Natur und Beschaffenheit ablege, welcherlei sie war, und daß er jetzt etwas anders sey und seyn wolle, wozu ihn Gott berufen habe, ein neuer Mensch.

Also war Jesus, der Sohn Mariä, getauft von Johannes.

Als Jesus getauft war, und aus dem Jordan heraufstieg, alsbald that sich die Klarheit des Himmels

über ihm auf, und Johannes ſahe den Geiſt Gottes gleich als eine Taube vom Himmel herabfahren und über ihn kommen. Denn die Taube iſt das ſchöne Sinnbild der Sanftmuth und des Friedens. Alſo kam der Geiſt Gottes auf Jeſum, der ein Geiſt der Sanftmuth und des Friedens iſt, und eine Stimme vom Himmel herab ſprach: „Dieß iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe.“

Das war die Taufe, welche Jeſus empfangen hatte.

7.

Die Verſuchung.

Die Stimme: „Dieß iſt mein lieber Sohn,“ hörte unter andern auch ein Unrechter. Jeſus gieng von ſeiner Taufe weg in die Wüſte, in eine einſame unangebaute Gegend. Dahin ſchlich ihm nach ein böſer Geiſt. Der böſe Geiſt ſchleicht gerne nach in die Einſamkeit. Als Jeſus daſelbſt vierzig Tage lang aller gewöhnlichen Nahrungsmittel ſich enthalten hatte, und endlich Hunger fühlte, ſprach zu ihm der Böſe: „Wenn du Gottes Sohn biſt, ſo ſprich, daß dieſe Steine Brod werden.“ — Jeſus aber ſprach zu ihm: „Der Menſch lebt nicht allein vom Brod, ſondern von jeglichem Wort, das durch den Mund Gottes geht.“ — Hernach führte ihn der böſe Geiſt nach Jeruſalem oben auf den Tempel, und ſprach zu ihm: „Wenn du der Sohn Gottes biſt, ſo laß dich hinab.“

Dazu führte er noch ein Sprüchlein an, und gab ihm eine falsche Deutung. „Es steht geschrieben," sagte er, „Gott wird seinen Engeln befehlen über dir, und sie werden dich auf den Händen tragen, daß du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest." — Darauf antwortete ihm Jesus: „Wiederum stehet auch geschrieben, du sollst Gott deinen Herrn nicht versuchen, d. h. der Mensch soll sich nicht im Vertrauen auf Gott in unnöthige Gefahr begeben. — Endlich führte ihn der böse Geist auf einen hohen Berg, und zeigte ihm, was von den Reichen der Welt und ihrer Herrlichkeit zu sehen war. Er sprach: „Das alles will ich dir geben, wenn du niederfällst und mich anbetest." — Da erkannte Jesus, mit wem er es zu thun habe. Er sprach zu ihm: „Hebe dich weg von mir, Satan! Denn es steht geschrieben: „Du sollst anbeten Gott deinen Herrn und ihm allein dienen." Da verließ ihn der Böse und die Engel traten zu ihm und dieneten ihm. Wo der Satan weichen muß, dahin kommen die Engel.

Also ward Jesus zur Sünde versucht, und hat in der Versuchung obgesiegt und ist gerechtfertiget als der Sohn Gottes.

Merke hierbei: Wer die Sprüchlein der heiligen Schrift mit Wissen falsch deutet, daß er die Sünde beschönige, der treibt des Satans Werk und böse Kunst. Wer sein will wie Jesus, der stärkt sich durch die guten Sprüchlein gegen die Sünde und gefällt Gott und den heiligen Engeln wohl.

8.

Die ersten Jünger Jesu.

Johannes sah Jesum wieder zu sich kommen, und sprach zu denen, die bei ihm standen: „Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt. Dieser ist es, von dem ich gesagt habe: Nach mir kommt ein Mann, welcher vor mir gewesen ist, denn er war eher als ich.“ — Ein andermal, als er Jesum wieder sah, sprach er zu seinen Jüngern ebenfalls: „Siehe, das ist Gottes Lamm!“ Zwei von ihnen begleiteten Jesum bis in seine Wohnung und blieben selbigen Tag bei ihm. Einer von den zweien, mit Namen Andreas, trifft nachgehends seinen Bruder Simon an und spricht zu ihm voll Freude: „Wir haben den Messias gefunden.“ Er führte ihn zu Jesus, und Jesus gab ihm einen neuen Namen, Kephas oder Petrus. Kephas und Petrus ist eins. Als Jesus wieder nach Galiläa umkehren wollte, traf er einen, Namens Philippus, an, und sprach zu ihm: „Folge mir nach!“ Philippus kommt zu Nathanael und verkündet ihm: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses und die Propheten geschrieben haben. Er ist Jesus, Josephs Sohn von Nazareth.“

Nazareth muß sonst ein verachteter Ort gewesen seyn. Denn als Nathanael den Namen desselben hörte, sprach er: „Was kann von Nazareth Gutes kommen?“ Philippus erwiederte ihm: „Komm selber und sieh es.“ Kurz oder lange vorher war

Nathanael allein unter einem Feigenbaum geſeſſen. Sey es nun, daß er daſelbſt ein frommes Gebet verrichtet, oder daß er ſonſt etwas Gutes gedacht oder gethan habe, genug, als ihn Jeſus gegen ſich kommen ſah, ſprach er von ihm: „Siehe, ein rechtſchaffener Iſraelit, in welchem kein Falſch iſt.“ Nathanael verwunderte ſich über dieſe Rede, und ſagte zu ihm: „Woher kennſt du mich?“ Jeſus gab ihm zur Antwort: „Ehe als dich Philippus rief, da du unter dem Feigenbaum wareſt, ſah ich dich.“ Darüber verwunderte ſich Nathanael noch mehr, und ſprach: „Rabbi, du biſt Gottes Sohn, du biſt der König in Iſrael.“ Rabbi aber iſt ein Ehrennamen, und heißt ungefähr ſo viel, als wenn man heut zu Tage ſagt Herr. Jeſus ſprach zu ihm: „Du glaubſt nun, weil ich dir geſagt habe, daß ich dich geſehen habe unter dem Feigenbaum. Du wirſt aber noch Größeres, als das, ſehen.“

Dieſe ſind nachher ſeine Jünger geworden, fromme Männer, welche er auserwählte, daß ſie Zeugen ſeiner Lehren und Thaten wären und von ihm lernten.

Als aber Johannes ſah, wie viele Menſchen ſich von ihm weg zu Jeſu wandten, ſprach der Demuthsvolle: „Meine Freude iſt nun erfüllet. Er muß wachſen: Ich aber muß abnehmen. Wer von der Erde iſt, der iſt von der Erde. Der vom Himmel kommt, der iſt über alle.“

9.

Von dem Reich Gottes.

Von dieſer Zeit an verkündigte Jeſus das Evangelium von dem Reich Gottes oder von dem Himmelreich, nämlich die gute Botſchaft, daß Gott die Menſchen lieb habe, und ſich über ſie erbarme, daß er ſie durch ſeinen Sohn von dem Irrglauben, und von den Gewohnheiten der Sünde erlöſen wolle, daß er ſie ſchon auf der Erde fromm und froh in Gott und ſelig im Himmel haben wolle. Fromme Menſchen ſind hier auf der Erde ſchon im Reich Gottes, fromme Kinder zum voraus.

Einſt brachten die Leute Kinder zu Jeſu, daß er ſie möchte anrühren und ſegnen. Die Jünger wehrten anfänglich den Leuten ab. Als es aber Jeſus ſahe, ſprach er zu ihnen: „Laſſet die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich. Wahrlich, ich ſage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet, wie ein Kindlein, der kommt nicht hinein.“ Als er dieſes geſagt hatte, drückte er die Kinder an ſein liebevolles Herz, legte die Hände auf ſie, und ſegnete ſie.

Mehr als einmal ſprach er zu dem Volk und zu ſeinen Jüngern: „Werdet wie die Kinder,“ nämlich wie die guten.

„Hütet euch,“ ſprach er, „auch, daß ihr keines von dieſen Kleinen irre machet, oder zur Sünde verführet, die an mich glauben, denn ich ſage euch,

ihre Engel im Himmel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel." Ferner: „Wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf."

Was ſagt hiezu mein Herz? Ich will Jeſum wieder lieben, der alſo die Kinder lieb hat und ſegnet. Ich will ſeine Ermahnungen zur Gottſeligkeit kindlich befolgen und mich ſeiner ſchönen Verheiſſungen erfreuen. Ich will meine Unſchuld bewahren, daß ich mein Leben lang und ewig in dem heiligen und ſeligen Reich Gottes bleibe, in welchem ich bin. Mein Engel im Himmel ſieht allezeit das Angeſicht ſeines Vaters im Himmel.

Von dem Jordan gieng Jeſus hinweg nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt, wie einſt ſeine Mutter ihn gelehrt hatte. Gute Mutterlehre geht dem Herzen nicht verloren. Damals kam zu ihm ein Mann in der Nacht mit Namen Nikodemus, ein vornehmer und gelehrter Mann. Er war aufmerkſam auf Jeſum geworden. Er wollte ihn genauer kennen lernen. Er hatte die Ahnung, daß er derjenige ſey, welchen Gott beſtimmt hatte, daß er die Menſchen von dem Irrthum und von der Sünde befreien ſollte. Er ſprach zu ihm: „Wir wiſſen, daß du ein Lehrer biſt, den Gott geſendet hat. Denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm." Jeſus redete mit ihm ebenfalls von dem Reich Gottes, und wie man gleichſam von neuem geboren und wieder ein Kind werden müſſe an Liebe und Vertrauen. Zum Abſchied und Andenken gab ihm Jeſus nachher das ſchöne Sprüchlein: „Alſo hat Gott die Welt geliebet, daß er

ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben."

Auch dieſes iſt ein Beſchreibung des Reichs Gottes mit andern Worten.

Nikodemus hielt von dieſer Zeit an Jeſum in Ehren, und war wohl einer von ſeinen getreuen Anhängern, wiewohl in der Stille.

10.

Das Weib von Samaria.

Jeſus kehrte hierauf von Jeruſalem wieder nach Galiläa in ſeine Heimath zurück. Nach Jeruſalem kam er nur zu den hohen Feſten und zu ſeinem Tod.

Auf der Reiſe, als er durch das Land Samaria zog, nahe bei der Stadt Sichar, ſetzte er ſich an einen Brunnen, der noch von Jakobs Zeiten her berühmt war, und war allein. Seine Jünger kauften Speiſe in der Stadt. Indem kommt aus der Stadt ein verſtändiges und merkſames Weib, Waſſer zu ſchöpfen aus dem Brunnen. Jeſus wollte ihr Gelegenheit geben, ihr Herz zu einer Rede gegen ihn zu öffnen. Er ſprach: „Gieb mir zu trinken." Denn weil der Brunnen tief war, mußte man ein Gefäß zum Schöpfen haben, und das Weib hatte ein ſolches mitgebracht. Das Weib wunderte ſich, daß ſie Jeſus um eine Gefälligkeit anſprach, weil

zwiſchen den Juden und Samaritern von alten Zeiten her keine Gemeinſchaft war. Aber Jeſus war nicht ſo. Er ſprach zu ihr: „Wenn du wüßteſt, wer der iſt, der mit dir redet, du würdeſt ihn bitten, daß er dir lebendiges Waſſer gebe.“ Wie das Waſſer zur Stärkung und Erquickung des leiblichen Lebens getrunken wird, alſo bot ihr Jeſus Stärkung und Erquickung für die Seele an. Die Frau ſprach mit redſeliger Antwort: „Biſt du mehr als unſer Vater Jakob, der uns dieſen Brunnen gegeben hat, und er hat daraus getrunken und ſeine Kinder und ſein Vieh.“ So hatte ſie von ihren Eltern gehört. Es iſt ſchön, daß man das Andenken der Vorfahren ehrt, und die Eltern den Kindern ſagen, wo ſie gelebt, und was ſie geſtiftet haben. Der heimathliche Boden wird ſo zu ſagen heilig dadurch. Jeſus redete weiter mit der Frau: „Wer des Waſſers trinket, das ich ihm gebe, den wird ewig nicht dürſten, ſondern es wird ihm ein Brunnen werden, der in das ewige Leben quillt.“ Das Weib wollte ihn noch nicht recht verſtehen. Jeſus ſagte zu ihr: „Rufe deinen Mann her.“ Das Weib ſprach: „Ich habe keinen Mann.“ Er erwiederte ihr: „Du haſt recht geſagt. Fünf Männer haſt du gehabt, und der, welchen du nun haſt, der iſt nicht dein Mann.“ Das kann nämlich heißen, daß er nicht ſey, wie ein Mann gegen ſeine Frau ſeyn ſoll, und daß es ſo gut ſey, als wenn er nicht ihr Mann wäre. An dieſer Rede erkannte ſie, daß Jeſus kein gewöhnlicher Menſch ſey. Sie ſagte: „Herr, ich ſehe, daß du ein Prophet biſt.“ Eine andere hätte jetzt ein Paar eigennützige oder vorwitzige Fragen an ihn gethan. Aber ſie hatte etwas Wichtigeres auf dem

Herzen; ſie ſprach: „Unſere Väter haben auf dieſem Berge gebetet, und ihr ſaget, Jeruſalem ſey der Ort, wo man Gott anbeten ſoll.“ Jeſus ſprach: „Es kommt die Zeit, wo ihr nicht auf dieſem Berg und nicht in Jeruſalem Gott anbeten werdet, ſondern die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater im Geiſt und in der Wahrheit anbeten. Denn Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.“ Das iſt ſchon ein Tröpflein des Waſſers, das die Seele erquickt und in das ewige Leben fließt: „Gott iſt der Vater aller Menſchen. Er iſt überall. Man kann ihn überall ehren. Jedes Gebet iſt ihm angenehm, wenn es aus dem Herzen geht und aufrichtig gemeint iſt.“ Das Weib ſprach: „Wenn der Meſſias kommt, der wird uns alles lehren.“ Sie wußte nicht, daß der nämliche, der mit ihr redete, es ſey. Man wartet oft noch auf Gottes Gnade, wenn ſie ſchon da iſt. Jeſus ſprach: „Ich bin es, der mit dir redet.“ Unterdeſſen kamen die Jünger und brachten Speiſe. Aber das Herz Jeſu war ſo erfreut über dieſe Gelegenheit, an einer Seele etwas Gutes zu thun, daß er nicht eſſen wollte. „Meine Speiſe“ ſprach er, „iſt die, daß ich den Willen thue deſſen, der mich geſandt hat.“ Unterdeſſen war das Weib in die Stadt geeilt, und kam wieder zurück mit vielen Einwohnern. Als dieſe Jeſum ſahen und hörten, glaubten Viele an ihn, daß er ſey der Welt Heiland. Ja ſie baten ihn, daß er bei ihnen bleiben möchte.

Wer die Wahrheit redlich ſucht, der findet ſie. Wo die Wahrheit redlich geſucht wird, da verſchwindet

der

der Religionshaß. Denn die wahrhaftigen Anbeter beten den Vater im Geiſt und in der Wahrheit an.

Jeſus blieb zwei Tage lang bei ihnen. —

11.

Die Predigt in Nazareth.

Als Jeſus wieder in Nazareth war, gieng er in die Schule. Damit iſt jedoch keine Kinderſchule gemeint. Wiewohl, Jeſus iſt auch in den Kinderſchulen. Wo zwei oder drei verſammelt ſind in ſeinem Namen, da iſt er mitten unter ihnen. In jenen Schulen aber kamen die Erwachſenen zuſammen am Sabathtag und laſen in den Büchern des Geſetzes und der Propheten und redeten darüber. Jeſus ſtand auf und wollte leſen, und las in dem Buche des Propheten Jeſaias: „Der Geiſt des Herrn iſt über mir, darum hat mich der Herr geſalbet. Er hat mich geſandt, den Elenden zu predigen, die verwundeten Herzen zu verbinden, zu predigen den Gefangenen eine Erledigung, den Gebundenen eine Befreiung, zu predigen ein gnädiges Jahr des Herrn."

Ueber dieſen Text redete er mit ihnen. Unter anderm ſagte er: „dieſe Schrift iſt heute vor euch erfüllt;" anzuzeigen, daß er derjenige ſey, in deſſen Namen der Prophet geſprochen habe.

Darüber hätten ſie ſich billig freuen ſollen, daß der bei ihnen klein war und groß wuchs, den Gott

zum Heiland der Menſchen geheiligt hatte. Sie hätten billig die erſten ſeyn ſollen, welche ihn als den Heiland anerkannten und liebten, weil er als ein frommes Kind unter ihren Augen aufgewachſen war. Anfänglich wunderten ſie ſich auch über ſeine holdſelige Rede. Aber zuletzt ſagten ſie ganz kaltſinnig: „Iſt er nicht Joſephs Sohn?“ Dieſe ſuchten nicht redlich die Wahrheit. Sie hatten keinen Glauben an ihn, weil er ihnen zu bekannt war. Jeſus ſprach daher: „Kein Prophet iſt angenehm in ſeinem Vaterland.“ — Zuletzt wollten ſie ihn ſogar tödten. — Solche große Verachtung thaten die Einwohner von Nazareth ſich ſelbſt an, daß ſie glaubten, ein Mann, der bei ihnen aufgewachſen war und den ſie ſo gut kennen, könne kein Prophet ſeyn, er müſſe wenigſtens von Jeruſalem kommen. Wer ſich ſelbſt und ſeine Heimath verachtet, iſt nicht auf rechtem Weg. Jeſus verließ die Stadt Nazareth und gieng nach Capernaum. Alſo ward er ſogleich im Anfang aufgenommen und geliebt von den fremden Samaritern, und verworfen von den Bekannten in Nazareth, wie noch geſchieht. Viele, die ihm ferne ſind, ſuchen und finden ihn. Viele, die ihm nahe ſind, verachten den Sohn Joſephs.

12.

Menſchenfreundliche Handlungen Jeſu.

Jeſus hatte von Gott auch wunderſame Gaben erhalten, kranke und gebrechliche Menſchen durch ſein

Wort gesund zu machen, auch andere wohlthätige und erfreuliche Thaten auszuüben, die kein Mensch sonst auszuüben im Stande ist, daß man erkennen sollte, wer er sey, und wer ihn gesendet habe.

Es kam ihm aus Capernaum ein Mann entgegen, und bat ihn, daß er doch mit ihm gehen und seinem kranken Sohn helfen wollte. Er hatte einen todtkranken Sohn zu Hause. Jesus sprach zu ihm: „Gehe hin! Dein Sohn lebt.“ Während als der getröstete Vater auf dem Heimweg war, kamen ihm schon seine Knechte mit der Botschaft entgegen, daß sein Sohn genesen sey. Es war in der nämlichen Stunde besser mit ihm geworden, als Jesus zu dem Vater sagte: „Dein Sohn lebt.“

Capernaum liegt am See Genezaret. Eines Morgens standen einige Fischer an dem See, die ihre Netze reinigten. Es war der nämliche Simon Petrus und Andreas sein Bruder, welche mit Jesus an dem Jordan waren bekannt geworden, ferner Johannes und Jakobus, die Söhne Zebedäi, und ihre Schifflein standen an dem See. Aber von Fischen war darin nichts zu sehen. In eines derselben stieg Jesus und befahl Simon Petrus, dem das Schifflein zugehörte, daß er ein wenig von dem Land wegführe, daß Jesus bequemer mit den Leuten reden könnte, welche ihm nachfolgten. Als er ausgeredet hatte, befahl er dem Simon, weiter in den See hineinzufahren, und die Netze auszuwerfen. Es gefiel Jesu, daß Simon so bereitwillig gewesen war, ihn in das Schifflein aufzunehmen. Er wollte ihm eine Wohlthat erweisen. Simon sprach: „Meister, wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.

Aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen." Diese Gutmüthigkeit und dies Vertrauen gefiel Jesu noch besser. Als Simon das Netz wieder aus dem Wasser ziehen wollte, war er nicht stark genug, so viel Fische waren darin. Er rief seinen Freunden, dem Johannes und Jakobus, daß sie auch mit ihren Schifflein kämen und ihm hülfen. Die Fische hatten in beiden Fahrzeugen kaum Platz. Als das Petrus sahe, fiel er vor Jesu nieder und sprach: „Herr, gehe von mir hinaus! Ich bin ein sündiger Mensch." Diese Demuth gefiel Jesu noch am besten. Er sprach zu Petrus: „Fürchte dich nicht!" Ja er sagte ihm, daß er noch viele Menschen zu Gott bekehren werde.

Das sind die Tugenden, die zu Jesu und zu seiner Nachfolge führen, guter Wille, Vertrauen und Demuth, die aus der Erkenntniß der Sünde entspringt.

Petrus und sein Bruder Andreas, Jakobus und sein Bruder Johannes folgten Jesu nach. Er liebte sie, und sie waren von dieser Zeit an fast immer bei ihm.

Jesus ist nicht arm an Wohlthaten. Wer sich ihm mit treuem Herzen ergeben hat, der hat es nie zu bereuen. Seine Barmherzigkeit ist täglich neu. Als er in das Haus des Petrus kam, fand er eine neue Gelegenheit, bekümmerte Gemüther zu trösten. Die Schwiegermutter des Petrus lag krank darnieder. Jesus griff ihre Hand an, da verließ sie die Krankheit. Sie stund auf wie ein Gesunder, und diente ihm.

13.

Heilung eines Gichtbrüchigen.

Einſt brachten ſie einen gichtbrüchigen Menſchen auf einem Tragbettlein zu Jeſu, daß er ihn heilte. Der arme Menſch war ſo krank, daß er nicht gehen konnte. Als ſie aber mit ihm an das Haus kamen, in welchem Jeſus ſich befand, waren daſelbſt ſo viele Leute verſammelt, und es ſtanden ſo viele vor dem Eingang des Hauſes, daß ihn die Träger unmöglich hinein bringen konnten. Deßwegen trugen ſie ihn auf das Dach, und liefen ihn durch das Dach herab, daß er zu dem Herrn käme, ob er ihn heilen möchte. Wie kann man einen kranken Menſchen auf einem Tragbett auf ein Dach bringen, wenn ſo viele Leute vor dem Hauſe ſtehen, daß man nicht zur Thür hinein kommen kann? Antwort: Die Dächer lagen damals, wie noch heut zu Tag in heißen Gegenden, flach und eben über den Häuſern, und waren nicht mit der gewöhnlichen Art von Ziegeln gedeckt. Der Raum war mit einer Bruſtwehr eingefaßt. Man kam daſelbſt zuſammen, man verrichtete Geſchäfte, man verrichtete ſein Gebet daſelbſt. Es führten auch wohl an einer Nebenſeite des Gebäudes Treppen von auſſen hinauf. Dazu waren die Häuſer meiſtens ſehr niedrig gebaut. Aber auf einer ſolchen Treppe konnte der Kranke ohne ungewöhnliche Mühe auf das Dach oder den ſogenannten Söller, und von da in das Haus gebracht werden, und verſtändige Kinder wollen etwas nicht ſogleich für unmöglich halten, weil ſie es aus Mangel

an gehörigen Kenntnissen dazu nicht geschwind begreifen können. Sonst wäre noch vieles unmöglich, was doch täglich geschieht.

Als aber der Kranke auf solchem Weg zu Jesu gebracht wurde, und der Herr dieses Vertrauen sah, sprach er zu ihm: „Mensch, deine Sünden sind dir vergeben.“ Etliche andere, die es hörten, sahen einander an, als ob sie sagen wollten: „Wie kann ein Mensch Sünden vergeben? Wer kann Sünden vergeben, als Gott?“ Jesus fragte sie: „Was ist leichter zu sagen, dir sind deine Sünden vergeben, oder zu sagen, stehe auf und wandle?“ Jedermann mußte denken, zu sagen sey es leichter: „Dir sind deine Sünden vergeben,“ aber schwerer sey es zu sagen: „stehe auf und wandle,“ weil es sich zeigen müsse, ob es auch geschieht. Jesus sagte daher: „Damit ihr nun sehet, daß des Menschen Sohn Macht hat auf Erden Sünden zu vergeben — stehe auf,“ sprach er zu dem kranken Menschen, „hebe dein Bett auf und gehe heim!“ Der Kranke stand auf, preisete Gott, denn er war durch das Wort Jesu genesen. Er trug selbst sein Bett heim, auf welchem er vorher mußte getragen werden, weil er nicht mehr gehen konnte.

14.

Matthäus.

Jesus gieng an einer Zollstätte vorbei. An der Zollstätte saß ein Mensch mit Namen Matthäus,

ſonſt auch Levis genannt, und war ein Zöllner. Dieſe Art Menſchen war den Juden ſehr verhaßt, beſonders auch um deßwillen, weil ſie wegen ihres Geſchäftes viel Verkehr mit den Heiden, mit den Römern hatten. Aber es giebt unter allen Ständen Leute, welche für das Reich Gottes geſchickt ſind. Matthäus war ein ſolcher und Jeſus verachtet Niemand, er weiß die guten Menſchen überall zu finden. Er ſprach zu dem Zöllner mit freundlichem Blick und Wort: „Folge mir nach!“ Dem Zöllner that das freundliche Wort ſo wohl. Er verließ die Zollſtätte und folgte Jeſu nach. Selbigen Abend ladete Matthäus Jeſum zum Eſſen ein. Zu dem Eſſen kamen auch andere Zöllner, gute Bekannte des Matthäus, auch Sünder, wie man ſie nannte, das heißt, Heiden. Daran hatten die Phariſäer ein großes Mißfallen. Es waren die Phariſäer eine Sekte unter den Juden, und hielten gar viel auf gewiſſe äuſſerliche Geſetze und Gebräuche, und ſonderten ſich von allen Menſchen ab, welche nicht ſo waren, wie ſie, als wenn ſie durch den Umgang mit ihnen verunreinigt würden. Es waren manche fromme und achtungswerthe Menſchen unter ihnen. Aber die meiſten meinten, das ſey die Frömmigkeit, daß man die Gebräuche beobachte, und heilig ausſehe. Es waren bösartige gefährliche Heuchler voll Stolz und Verdammungsſucht. Alle Heuchler ſind gefährliche Menſchen. Als nun dieſe bösartigen Phariſäer Jeſum bei dem frommen Zöllner ſahen, und andere Zöllner mit ihnen, thaten ſie den Jüngern des Herrn einen Vorhalt darüber. „Warum ißt und trinkt euer Meiſter mit den Zöllnern und Sündern?“ Jeſus aber, als er es hörte, gab ihnen

die gerechte und ſchöne Antwort: „Weil die Geſunden des Arztes nicht bedürfen, ſondern die Kranken, weil ich gekommen bin, die Sünder zur Beſſerung zu rufen, nicht die Gerechten.“

Ein andermal ſahen die Phariſäer, daß die Jünger Jeſu aßen und nicht vorher die Hände gewaſchen hatten, deßwegen ſprachen ſie zu Jeſu: „Warum waſchen deine Jünger die Hände nicht, ehe ſie eſſen?“ Säuberlichkeit und Waſchen, wenn man es nöthig hat, iſt eine gute Sache, und ſieht beſonders auch den Kindern ſchön an. Aber bei den Phariſäern war es nur ein abergläubiger Gebrauch. Sie ſagten, der Menſch wird unrein, wenn er unreine Speiße ißt, und die Speiße wird unrein, wenn man nicht zuerſt die Hände wäſcht, es mag ſonſt nöthig ſeyn, oder nicht. Jeſus aber ſprach zu ihnen: „Die Speiße, die in den Menſchen hineingeht, kann ihn nicht verunreinigen. Aber die böſen Gedanken, welche inwendig ſind und aus dem Herzen herauskommen, die verunreinigen den Menſchen.“

Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz!

Es war unter den Juden auch noch eine andere Sekte in den Tagen Jeſu, die Sadducäer. Sie waren faſt in Allem den Phariſäern entgegen. Zwar hielten ſie das Geſetz Moſis in Ehren und lehrten, daß man nur in der Tugend die Ruhe und den Frieden des Herzens finden könne; die Satzungen und Gebräuche der Phariſäer verachteten ſie. Auch wollten ſie nichts von den Engeln wiſſen, und behaupteten, nach dem Tode ſey Alles aus; die unglück-

lichen Menſchen! Wiewohl Jeſus hatte nicht ſo viel mit ihnen zu ſchaffen, als mit den Phariſäern. Sie verurſachten ihm nicht ſo viel Anfechtungen, als dieſe.

15.

Der Kranke zu Bethesda.

Als einſt Jeſus wieder in Jeruſalem auf einem Feſte war, beſuchte er an einem Sabbathtag unter andern auch die Hallen des heilſamen Bades zu Bethesda. Da ſaßen und lagen unaufhörlich viele Kranke von aller Art, Blinde, Lahme, Abgezehrte, und warteten auf die Bewegung des Waſſers. Denn dieſes Bad war nicht immer gleich kräftig und heilſam, ſondern nur zu gewiſſen Zeiten bewegte ein Engel das Waſſer.

Sobald nun das Waſſer bewegt wurde, und wallete, augenblicklich giengen die Kranken hinein, oder wer nicht gehen konnte, der hatte einen Sohn, oder einen Bruder, oder einen Freund, der ihm hineinhalf, daß er geſund wurde, denn wer zu rechter Zeit hineinkam, der wurde geſund. Nur ein armer kranker Mann hatte Niemand. Er lag ſchon acht und dreißig Jahre an dieſem Ort, und nährte ſich unterdeſſen ohne Zweifel von Almoſen. Aber zu dem Köſtlichſten, was ein Menſch haben und wünſchen kann, zur Geſundheit, half ihm Niemand. Es waren immer Andere da, und das Bad hatte nur fünf Abtheilungen oder Hallen. Arme Menſchen haben

im Unglück wenig Freunde auf der Erde, aber einen im Himmel. Gott weiß jedem ſeine Zeit. Jeſus fragte den kranken Menſchen: „Willſt du geſund werden?“ Der Kranke dachte nicht daran, daß ſeine Freudenſtunde ſo nahe ſey. Er meinte, dieſer freundliche fremde Mann, den er nicht kannte, wolle nur auch etwas mit ihm reden, wie leutſelige Menſchen zu thun pflegen. „Herr,“ ſagte er, „ich habe keinen Menſchen, wenn das Waſſer ſich bewegt, der mir hineinhelfe, und bis ich komme, ſo ſteigt ſchon ein Anderer vor mir hinein.“ Darauf ſprach Jeſus zu ihm voll Güte und Erbarmen: „Stehe auf! Nimm dein Bett mit dir, und gehe hin!“ Da ſchwanden auf einmal ohne das Waſſer und ohne den Engel alle Schmerzen aus den Gliedern des lange geprüften Mannes. Da drang wieder das erquickende Gefühl des Wohlſeyns und der Kraft durch ſein ganzes Weſen. Er ſtand auf, geſund und ſtark, nahm ſein Bett und gieng fort.

Gutgeſinnte Menſchen freuen ſich jetzt noch über die unverhoffte Rettung, die dieſem armen Menſchen wiederfahren iſt, und haben Jeſum lieb dafür. Sie ſagen, das ſey eine ſchöne gottgefällige Feier eines heiligen Tages, daß man unglückliche Menſchen beſuche und ihnen Troſt und Hülfe bringe. Die Juden aber, als der Geneſene mit ſeinem Bett durch das Volk gieng, ſagten zu ihm: „Weißt du nicht, daß heute Sabbath iſt? Es ziemt dir nicht, am Sabbath das Bett zu tragen.“ Es war nämlich durch ein Geſetz des Moſes verboten, an einem ſolchen Tag eine Laſt zu tragen. Aber hier iſt mehr als Moſes! Der Geneſene antwortete ihnen: „Der mich

gesund gemacht hat, der sprach zu mir: „Nimm dein Bett und gehe hin!“ Er meinte auch, so Einer könne ein Wort mehr reden, aber wer es war, konnte er ihnen nicht sagen. Nachher aber fand ihn Jesus im Tempel wieder, und sprach zu ihm, als wenn er vorher etwas vergessen hätte, oder weil er es ihm nicht vor den Leuten sagen wollte: „Siehe zu,“ sprach er, „du bist nun gesund worden, sündige hinfort nicht mehr, daß dir nicht etwas Aergeres widerfahre.“ Denn der Genesene hatte sich seine lange schmerzhafte Krankheit durch eine Sünde zugezogen. Die Sünde bringt nichts Gutes. Als nun die Juden erfuhren, daß es Jesus gewesen sey, verfolgten sie ihn, und wollten ihn tödten, weil er solches gethan hatte an einem Sabbathtage. Unter einem so verkehrten Geschlechte lebte der fromme Menschensohn. Jesus sprach hierauf zu ihnen: „Mein Vater ist unaufhörlich wirksam, nämlich auch am Sabbathtag, und ich bin es auch. Was der Vater thut, das thut auch der Sohn.“

Die Juden trachteten nun noch mehr ihn zu tödten, weil er Gott seinen Vater nannte, und sich ihm gleich machte. Aber Jesus fuhr fort, sich zu rechtfertigen, „daß der Vater den Sohn liebe, und ihm Alles übergeben habe, auf daß alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren, der ihn gesandt hat. „Wundert euch deß nicht,“ sagte er, „denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, und werden hervorkommen, die Gutes gethan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Böses gethan haben, zur Auferstehung des Gerichts. Wahrlich ich sage euch, wer meinen Worten Gehör giebt, und glaubt dem, der mich

geſandt hat, der kommt nicht in das Gericht, ſondern er iſt vom Tod zum Leben hindurch gedrungen." Hierauf ließen die Juden von ihm ab, obgleich er ihnen noch mit kräftigem Wort ihre Untugend vorhielt, denn ſeine Stunde war noch nicht da.

16.

Die zwölf Apoſtel.

Der Herr gewann immer mehr Jünger, und wo er ſich ſehen ließ, verſammelte ſich um ihn eine große Menge von Menſchen aus allen Orten des Landes. Viele brachten ihm ihre Kranken, daß er ſie heilte, und ihren Kummer, daß er ſie tröſtete. Viele wollten auch ſeine holdſeligen Reden hören, und von ihm lernen, wie man fromm und ſelig wird. Wo er hingieng, begleiteten ſie ihn. Aber oft entzog er ſich den Augen des Volks und der Jünger, daß er allein wäre und mit Gott redete. Einſt als er eine ganze Nacht allein auf einem Berg zugebracht und gebetet hatte, am Morgen darauf, als ſich ſeine Jünger wieder um ihn verſammelten, wählte er zwölf von ihnen, welche er wollte, nach der Zahl der Stämme in Iſrael. Dieſe ſollten von nun an, ſo viel als möglich immer um ihn ſeyn, und alle ſeine Thaten ſehen, und alle ſeine Reden hören, und noch beſonders von ihm lernen, daß ſie recht durchdrungen würden von ſeiner heiligen Lehre und von ſeiner Liebe, und daß ſie nach ſeinem Tode in die Welt ausgiengen und ſeine Zeugen würden bei der

Nachwelt, und viele Menschen in das Reich Gottes führten, weshalb er sie auch Apostel nannte, das heißt: Gesandte.

Die Namen aber der zwölf Apostel sind: Simon, genannt Petrus, und Andreas sein Bruder, Jakobus und Johannes, die Söhne Zebedäi, Philippus und Bartholomäus, welches Nathanael ist, der Nämliche, welcher einst fragte: „was kann aus Nazareth Gutes kommen," zu welchem Philippus sprach: „komm und siehe es!" Dies sind sechse. Der siebente ist Matthäus, den Jesus von der Zollstätte rief, lauter bekannte Männer, zu denen wir bereits eine Liebe haben. Der achte heißt Thomas, der neunte Jakobus, des Alphäus Sohn, der zehnte Judas mit dem Zunamen Thaddäus, der eilfte Simon von Cana. Diese haben sich gleich den übrigen, jeder in seiner Stunde und bei der Gelegenheit, die Gott ihm gab, zu Jesu gewendet und sind ihm treu geblieben bis in den Tod.

Mancher Knabe, der auch Simon oder Andreas, Jakobus oder Johannes, Philippus oder Thomas heißt, wird erinnert, daß er seinen Namen zum Andenken und zur Ehre eines heiligen Apostels trage, und, gleichermaßen, Jesu Christo mit Liebe und Gehorsam bis in den Tod treu bleiben soll, dem Herrn der Apostel.

Der zwölfte Jünger heißt Judas mit dem Zunamen Ischarioth. Man muß ihn auch nennen.

17.

Die Bergpredigt.

Als einſt viel Volk bei Jeſu verſammelt war, gieng er mit ſeinen Jüngern auf einen Berg und lehrte das Volk, und gab ihm Ermahnungen zur Gottſeligkeit.

Folgendes ſind einige Sprüche zur Gottſeligkeit aus der Rede Jeſu, Lehren des Himmelreichs, lebendiges Waſſer, das in das ewige Leben quillt:

Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.

Selig ſind die Barmherzigen, denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

Ich ſage euch, daß ihr nicht ſchwören ſoll.

Eure Rede ſey Ja, Ja, Nein, Nein; was darüber iſt, das iſt vom Uebel.

Liebet eure Feinde; ſegnet, die euch fluchen; thut wohl denen, die euch haſſen; bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmel. Denn er läßt ſeine Sonne aufgehen über Böſe und über Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Darum ſollt ihr vollkommen ſeyn, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen iſt.

Wenn du Almoſen gibſt: ſo laß deine linke Hand nicht wiſſen, was deine rechte thut.

Wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein, und ſchließe die Thüre zu, und bete zu deinem Vater im Verborgenen, und dein Vater, der in das Verborgene ſieht, wird dirs vergelten öffentlich. Wenn ihr betet, ſollt ihr nicht viel plappern, wie die Heiden, denn ſie meinen, ſie werden erhöret, wenn ſie viel Worte machen. — Darum ſollt ihr auch ihnen nicht gleichen. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr ihn bittet.

So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben. Wo ihr aber den Menſchen ihre Fehler nicht vergebet, ſo wird euch euer Vater eure Fehler auch nicht vergeben.

Ihr ſollt euch nicht Schätze ſammeln auf Erden, da ſie die Motten und der Roſt freſſen, und da die Diebe nachgraben und ſtehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da ſie weder Motten noch Roſt freſſen, und da die Diebe nicht nachgraben, noch ſtehlen. Denn wo euer Schatz iſt, da iſt euer Herz.

Sehet die Vögel unter dem Himmel an! Sie ſäen nicht, ſie erndten nicht, ſie ſammeln nicht in die Scheuern, und euer himmliſcher Vater nährt ſie doch. Schauet die Blumen auf dem Felde, wie ſie wachſen! Sie arbeiten nicht, auch ſpinnen ſie nicht, und doch iſt Salomon in aller ſeiner Herrlichkeit nicht gekleidet geweſen, wie eine derſelben. Wie viel mehr wird denn Gott für euch ſorgen, ihr Kleingläubigen!

Trachtet am erſten nach dem Reich Gottes, und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.

Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maas ihr meſſet, wird euch gemeſſen werden.

Bittet, ſo wird euch gegeben, ſuchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfähet, und wer da ſuchet, der findet, und wer da anklopfet, dem wird aufgethan.

Alles, was ihr wollet, daß euch die Leute thun ſollen, das thut ihr ihnen auch. Das iſt das Geſetz und die Propheten.

Es werden nicht Alle, die zu mir ſagen: „Herr, Herr!“ in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Jeſus, der ſein Geſchlecht und ſein Volk ſo ſehr liebte, gab bei dieſer Gelegenheit ſeinen Zeitgenoſſen auch noch andere Ermahnungen und Lehren der Klugheit, bei welchen man an die damaligen Umſtände denken muß. Der Arme fand damals vor den Richterſtühlen kein Recht und keinen Schutz. Ja, er ſetzte ſich oft den größten Gefahren und Mißhandlungen aus, wenn er es nur wagte zu klagen, zumal gegen einen Heiden vor dem heidniſchen Gericht. Jeſus warnt davor ſeine Zuhörer: „So jemand mit dir richten will um deinen Rock, ſo laß ihm auch den Mantel, oder wenn er dich nöthigen will, eine Meile weit mit ihm zu gehen,

so gehe mit ihm zwei, oder wer dich schlägt auf den rechten Backen, dem biete auch den linken dar." Das heißt: „Laß dir lieber alles Unrecht gefallen, ehe du vor den Richter gehst." Aber nicht alles, was Jesus seinen Zeitgenossen sagt, gilt auch für alle Menschen und für alle Zeiten. Wiewohl Sanftmuth, Nachgiebigkeit mit Ehre und Klugheit ist in allen Zeiten zu empfehlen, und schon manchem, welchem die Streitsucht oder die Eigennützigkeit, oder die Rachbegierde nicht erlauben wollte, einmal ein Unrecht zu ertragen, hat sich dadurch in das größte Unglück gestürzt. Ein Körnlein Goldes ist in allem, was Jesus gesprochen hat, für den, der es suchen und erkennen mag.

18.

Der Hauptmann zu Capernaum. Der Jüngling zu Nain.

Jesus fuhr fort, wohlthätige Handlungen zu verrichten an allerlei unglücklichen Menschen.

Es lebte in Capernaum ein römischer Hauptmann, ein Heide, der einen todtkranken Knecht hatte, und hielt seinen Knecht werth. Dieser brave Mann scheute sich Jesum selbst um eine Wohlthat anzusprechen, eben weil er ein Fremder im Lande, und ein Heide war. Er hielt sich dessen nicht für würdig, und war es doch viel mehr, als so manche, die den rechten Glauben haben wollen, und doch ihr

armes Geſinde in der Krankheit verderben laſſen. Er bat daher die Aelteſten von der Stadt um ein gutes Wort für ihn. Die Aelteſten ſprachen zu Jeſu: „Er iſt es werth, daß du ihm dieſe Wohlthat erweiſeſt. Denn er hat uns lieb, und hat uns unſere Schule erbauet.“ Ein ſo ſchönes Zeugniß gaben dieſem Fremdlinge die Juden, die ſonſt alle Fremdlinge haßten. Jeſus, der Menſchenfreund, der jedem frommen Gemüth ſo gut war, gieng augenblicklich mit den Aelteſten und war ſchon nahe an dem Hauſe des Hauptmanns. Da ſchickte ihm der brave Mann eilig einige ſeiner Freunde entgegen und ließ ihm ſagen: „Ich bin nicht würdig, daß du unter mein Dach geheſt. Du darfſt ja nur ein Wort ſprechen, ſo iſt mein Knecht geſund.“ Er glaubte ohne Zweifel, Jeſus würde nicht gerne in das Haus eines Heiden gehen. Dieſe feine Denkungsart und dieſes Vertrauen erkannte Jeſus mit Wohlgefallen. Er ſprach zu dem Volk, das ihn begleitete: „Solchen Glauben habe ich in Iſrael nicht gefunden.“ Aber es werden viele kommen,“ ſagte er, „von Morgen und von Abend (die nicht von Abraham abſtammen) und werden doch mit Abraham, Iſaak und Jakob im Himmelreich ſeyn.“ Dem braven Hauptmann aber ließ er ſagen: „Dir geſchehe, wie du geglaubt haſt.“ Er hatte recht geglaubt. Sein Knecht ward geſund in der nämlichen Stunde.

Einſt als er zu einer Stadt mit Namen Nain kam, eben trugen ſie einen todten Jüngling hinaus, den einzigen Sohn einer Wittwe, und meinten, ſie tragen ihn auf den Begräbnißplatz. Nein, ſie trugen ihn nur Jeſu entgegen. Als Jeſus die weinende

Mutter sah, die ihr Einziges und Bestes und Letztes, ihren Sohn, zu seinem Grabe begleiten wollte, jammerte ihn derselbigen. Er sprach zu ihr: „Weine nicht!“ Er rief dem todten Knaben zu: „Ich sage dir, stehe auf!“ Da richtete sich der Todte auf und redete, und Jesus gab ihn seiner Mutter wieder.

19.

Die Schicksale Johannes des Täufers.

Aber warum kommt Johannes der Täufer so lange nicht mehr zum Vorschein? Johannes der Täufer kommt nicht mehr zum Vorschein. Herodes der König fand ein unerlaubtes Wohlgefallen an Herodias, der Ehefrau seines leiblichen Bruders Philippus, und verehlichte sich mit ihr, als Philippus, ihr rechtmäßiger Eheherr, noch lebte. Da trat zu ihm Johannes, der fromme und unerschrockene Mann, und sprach zu ihm mit wenigen, aber schweren Worten: „Es ist nicht recht, daß du sie hast.“ Wegen dieser Rede ließ Herodes den frommen Johannes binden und in das Gefängniß legen, auf Anstiften seiner Frau. Denn es ist ein schweres Wort, „was du thust, ist nicht recht,“ wer es hören muß, und wen es angeht, und wer nichts darauf antworten kann.

Als aber Johannes im Gefängniß die Werke Christi hörte, sandte er zwei von seinen Jüngern zu ihm, und ließ ihn fragen: „bist du, der da kommen soll, oder sollen wir eines andern warten?“

Die Jünger Johannes kamen zu rechter Zeit, nachdem Jesus viele Kranke geheilt und den Jüngling von Nain von den Todten auferweckt, und viele bekümmerte Gemüther mit dem Troste des Evangeliums erquickt hatte. Jesus antwortete ihnen auf ihre Frage nicht Ja, und nicht Nein. Ja und Nein sind leichte Wörtlein. Sie gehen geschwind vom Munde. Jesus sprach zu ihnen vor allem Volk, das dabei stand: „Gehet hin, und saget dem Johannes wieder, was ihr sehet und höret. Die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ Das ist eine Antwort, gegen welche sich nichts sagen läßt.

Diese Botschaft brachten dem Johannes seine Jünger, daß er sich daran aufrichtete bis zu seinem Tod. Denn die rachsüchtige Königin war mit der Gefangennehmung des Johannes noch nicht zufrieden. Sie wartete nur auf eine Gelegenheit, ihn tödten zu lassen. Die Gelegenheit kam bald. Herodes begieng seinen Jahrstag und gab vielen Vornehmen aus Galiläa ein großes Gastgebot. Die Tochter der Herodias tanzte vor ihnen und gefiel dem König wohl. Der König sprach zu ihr: „Bitte von mir, was du willst! Ich will es dir geben.“ Dieses war ein gefährliches Wort, und Herodes bestätigte es ihr noch vor allen Anwesenden mit einem leichtfertigen Eid. Die Tochter fragte ihre Mutter: „Was soll ich begehren?“ Die Mutter, kurz besonnen, antwortete ihr: „Das Haupt Johannes des Täufers.“ Wie die Mutter, so die Tochter. Sie

kam zu dem König zurück: „So will ich, daß du mir gebeſt alſo gleich auf einer Schüſſel das Haupt Johannes des Täufers!“ Auf eine ſolche Bitte war Herodes nicht gefaßt. Aber aus Scheu vor den Anweſenden, daß er ein König ſeyn, und ſein Wort nicht halten ſollte, ſchickte er in das Gefängniß, und ließ den frommen Täufer enthaupten, die Tochter empfieng ſein blutiges Haupt, wie ſie begehrt hatte, und brachte es auf einer Schüſſel ihrer Mutter. Es war dem König mehr daran gelegen, vor leichtfertigen Menſchen gerecht zu erſcheinen, als vor Gott.

Eines ſolchen Todes ſtarb Johannes, der Jugendgenoſſe Jeſu, und Vorbote des Reichs Gottes, durch die Schwachheit eines Königs und durch die Rachſucht eines ehrloſen Weibes. Zu ſolchen Gräuelthaten kann ein Herz gebracht werden, das die Scheu vor Gott ausgezogen, und ſich der Sünde und Leichtfertigkeit ergeben hat. In welchem Herzen eine Sünde herrſcht, in demſelben finden auch die andern ihre Einkehr.

Als Johannes enthauptet war, begruben ſeine Jünger den entſeelten Leichnam ihres theuren Lehrers, daß ihm keine Verunehrung widerführe, und kamen hernach zu Jeſu und klagten ihm ihr Leid.

20.

Das Gleichniß vom Säemann.

Während als dieſe erſchreckliche Sünde an Johannes vollbracht wurde, fuhr Jeſus fort, die Menſchen in

das heilige und ſelige Reich Gottes einzuladen. Es wird zu gleicher Zeit viel Gutes unter den Menſchen durch Gottes Geiſt im Stillen befördert, wann zu gleicher Zeit der Feind des Guten viel Böſes ſtiftet.

Warum ſind ſo viel böſe Menſchen auf der Welt? Warum folgen ſie nicht alle der Einladung in das heilige und ſelige Reich Gottes?

Jeſus trug oft ſeine Lehren in ſchönen Gleichniſſen und Erzählungen vor. Auch die Kinder hören Gleichniſſe und Erzählungen gern.

Es gieng ein Säemann aus, zu ſäen ſeinen Samen, und indem er ſäete, fiel etliches Samenkorn auf den Weg, und die Vögel fraßen es auf. Etliches fiel auf das Steinichte, das nicht ſo viel Erde hatte, und gieng bald auf, weil es nicht tief in die Erde kam. Als aber die Sonne aufgieng, welkte es, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrete es. Etliches fiel unter die Dornen, und die Dornen giengen mit auf, und erſtickten es. Etliches fiel in ein gutes Erdreich, und trug Frucht dreißigfältig, ſechszigfältig und hundertfältig.

Was will dieſes Gleichniß ſagen? Wie deutet es Jeſus ſeinen Jüngern aus?

Der Same iſt das Wort Gottes, die Lehre. Der Säemann ſäet das Wort.

Etliches fiel auf den Weg. Mancher Menſch hört das Wort, die Lehren und Ermahnungen Jeſu, und nimmt ſie nicht zu Herzen. Das Wort geht ſeinem Herzen verloren. Es kann keine Früchte bringen. Etliches fiel auf das

Steinichte. Manche Menſchen nehmen das Wort mit Freuden an. Aber es wurzelt nicht. Sie ſind wetterwendiſch. Eine Zeitlang glauben ſie. Hernach, wann Trübſal kommt, fallen ſie ab. Etliches fiel unter die Dornen. Manche Menſchen hören das Wort. Aber in ihrem Herzen liegt die irdiſche Sorge, und die Wolluſt dieſes Lebens, und erſtickt den guten Keim. Darum ſind noch ſo viele böſe Menſchen auf der Welt und folgen nicht alle der Einladung in das heilige und ſelige Reich Gottes. Aber etliches fiel auf ein gutes Erdreich. Das bedeutet die, welche das Wort aufnehmen und bewahren in einem feinen guten Herzen, und bringen nach Vermögen gute Frucht.

Was will ein Kind aus dieſem Gleichniß und ſeiner Deutung abnehmen? Iſt nicht die Schule einem ſolchen Acker gleich? Rührt nicht Jeſus mit ſo manchem ſchönen Sprüchlein die zarten Herzen an, und ſäet das Wort? Wie ſteht es um mein Herz? Bewahre mich, mein Gott, vor Unachtſamkeit, vor Leichtſinn, vor böſen Begierden! Erhalte in mir ein feines und gutes Herz! Mein Leben ſey fruchtbar an guten Geſinnungen und Thaten!

21.

Die Verwandtſchaft Jeſu.

Solches und Anderes lehrete Jeſus. Einſt als er lehrete, und viele Leute um ihn herum ſaßen, kamen ſeine Mutter und ſeine Brüder und wollten etwas

mit ihm reden. Jemand aus dem Volk ſagte zu ihm: „Deine Mutter und deine Brüder ſind draußen und fragen nach dir.“ Jeſus ſprach: „Wer iſt meine Mutter, und wer ſind meine Brüder?“ Mit dieſen Worten ſtreckte er die Hand über ſeine Jünger aus, und ſprach: „Siehe das iſt meine Mutter und das ſind meine Brüder. Denn wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, das iſt mein Bruder, und meine Schweſter und meine Mutter.“

Ein andermal war eine Frau durch ſeine Rede ſo ſehr bewegt, daß ſie mit lauter Stimme ausrief: „Selig iſt der Leib, der dich getragen hat, und die Brüſte, die du geſogen haſt.“ Das heißt, daß Maria eine glückliche Mutter ſey, weil ſie einen ſolchen Sohn habe. Da ward ihr bereits etwas erfüllt an ihrer ſchönen Hoffnung, daß ſie ſelig preiſen würden alle Kindeskinder. Ohne Zweifel hatte Jeſus große Freude daran, daß ſeine Mutter ſo glücklich geprieſen und um ſeinetwillen geehrt und geliebt wurde. Doch ſprach er: „Ja ſelig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren.“

22.

Mehrere Wunderwerke Jeſu.

An einem Abend fuhr Jeſus mit ſeinen Jüngern über das Meer, an welchem Capernaum liegt. Mehrere andere Schiffe zogen ebenfalls mit. Jeſus, von den wohlthätigen Handlungen des Tages ermüdet, legte im Hintertheil des Schiffes ſein Haupt auf

ein Kissen und entschlief. Unterdessen erhob sich ein heftiger Sturm auf dem Meer und die Wellen schlugen in das Schiff. Als sich die Jünger nimmer erwehren konnten, das Schiff war schon voll Wasser, weckten sie Jesum: „Herr, hilf uns! Wir verderben. Fragst du nichts darnach, daß wir zu Grunde gehen?" Also riefen die Jünger, und gar oft scheint es so, daß der, welcher allein kann helfen, nichts darnach frage, wenn alles zu Grunde gehen will. Aber Jesus bedrohete den Wind, und sprach zu dem stürmischen Meer: „Sey still und verstumme!" Da legte sich der Wind und das Meer ward stille.

„Wie seyd ihr so furchtsam," sprach er zu den Jüngern. „Daß ihr doch keinen Glauben habt!" Die Leute aber, welche mitschifften, verwunderten sich und sprachen: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind!"

Als das Schifflein wieder zurückkam, war schon wieder eine große Menge Volks am Ufer versammelt. Ein Obrister der Schule, mit Namen Jairus, wartete ängstlich auf die Rückkehr Jesu, weil er ein sterbendes Kind daheim hatte, das ihm so lieb war. Er fiel vor Jesu nieder und sprach zu ihm: „Meine Tochter ist in den letzten Zügen. Du wollest kommen, und deine Hand auf sie legen, daß sie gesund werde und lebe." Die ganze Menge des Volks begleitete Jesum, weil sie das Wunder gern sehen wollten, das er thun würde. Denn viele folgten ihm nur aus Neugierigkeit nach, aber nicht alle. Es drängte sich eine Frau herzu, die schon zwölf Jahre lang an einer beschwerlichen Krankheit litt. Sie hatte schon ihr ganzes Vermögen an ihre Ge-

neſung verwendet, und es ward nicht beſſer. Dieſe Frau hatte das Vertrauen, daß ſie würde geſund werden, wenn ſie Jeſum nur anrührte. Als ſie nun ſein Kleid von hinten anrührte, fühlte ſie alsbald, daß ſie von ihrer Plage geneſen ſey. Jeſus ſtand ſtille. Er ſchaute um, und fragte: „Wer hat mich angerührt?“ Petrus ſprach: „Das Volk drücket dich, und du fragſt noch: wer hat mich angerührt?“ Die Frau aber fiel furchtſam vor ihm nieder, als wenn ſie etwas Unrechtes gethan hätte, und ſagte ihm die ganze Wahrheit. Jeſus ſprach zu ihr: „Meine Tochter, dein Glaube hat dich geſund gemacht. Gehe hin im Frieden“

Aber was wird unterdeſſen aus des Jairus todtkrankem Töchterlein? Indem Jeſus Obiges redete, und ſtillſtand, kam aus dem Hauſe des Jairus eine Botſchaft zu ihm: „Deine Tochter iſt jetzt geſtorben. Bemühe den Meiſter nicht.“ Jeſus ließ den tiefgebeugten Vater nicht zum Ausbruch ſeines Schmerzes kommen. Er ſprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, vertraue nur! deine Tochter wird gerettet.“ Bis ſie aber an das Trauerhaus gelangten, waren daſelbſt ſchon viele Leute verſammelt, die weinten und wehklagten, und übten die Gebräuche aus, die nach Landesart in den Trauerhäuſern vorgenommen wurden. Jeſus ſprach: „Weinet nicht, das Kind iſt nicht todt, es ſchläft.“ Etliche lachten über das ſchöne troſtreiche Wort. Gar oft lacht der Unverſtand. Jeſus aber ſorgte dafür, daß alle Leute hinweggeſchafft wurden, daß das Töchterlein nicht erſchrecken ſollte, wenn es aufwachte aus ſeinem tiefen Todesſchlaf. Ein menſchenfreundliches Gemüth giebt auf alles Acht. Es durfte Niemand da bleiben,

als die Eltern des Kindes und die drei Jünger Petrus, Jakobus und Johannes. Als ſie nun ſo allein an dem Bett des erblaßten Mägdleins ſtanden, ergriff es Jeſus bei der Hand und ſprach: „Kind, ſtehe auf," wie wenn am Morgen eine Mutter ihre Kinder weckt. Sie ſtehen friſch und munter auf und begrüßen das freundliche Tageslicht. Alſo ſtand auch auf den Ruf Jeſu das entſchlafene Töchterlein des Jairus auf, daß ſich auch ſeine Eltern vor Schrecken und Freude entſetzten. Jeſus aber befahl, man ſolle dem Kinde etwas zu eſſen geben. In der Beſtürzung und Freude hatten es die Eltern faſt vergeſſen.

So tröſtete und erfreute er bei jeder Gelegenheit. Wohin er gieng, gieng Wohlthun mit. Sein Wort, ſein Werk und jeder Schritt war Segen und Erbarmen.

23.

Ausſendung der Jünger.

Einmal ſendete Jeſus auch die zwölf Jünger aus, daß ſie in den umliegenden Gegenden das Reich Gottes ankündigten und die Kranken heilten. Er wollte ſie, ſo lange er noch bei ihnen war, an ihren künftigen Beruf, und an die Gefahren ihres Berufs gewöhnen, denn ſie waren anfänglich gar furchtſam, nachher zwar auch noch. „Siehe," ſprach er, ich ſende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe! Fürchtet euch nicht. Hütet euch aber von den Men-

ſchen: denn ſie werden euch überantworten in ihre Rathhäuſer, und werden euch geißeln in ihren Schulen, und man wird euch vor Fürſten und Könige führen um meinetwillen. Ihr werdet gehaſſet werden von Jedermann, um meines Namens willen. Wer aber bis ans Ende beharret, der wird ſelig. — Der Jünger iſt nicht über ſeinen Meiſter, noch der Knecht über ſeinen Herrn. — Was ich euch ſage in Finſterniß, das redet im Licht, und was ihr höret in das Ohr, das prediget auf den Dächern. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle. — Kauft man nicht zwei Sperlinge um einen Pfennig? Noch fällt derſelben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber ſind auch die Haare auf eurem Haupte alle gezählet. Darum fürchtet euch nicht!" Es iſt alles erfüllt worden, wiewohl nicht das erſtemal ſchon. Gott führt die Menſchen nicht ſogleich auf einmal in ihre ſchwerſten Prüfungen. — Das erſtemal giengen die Jünger im Schutze Gottes hin, und verkündigten das Evangelium, und kamen wieder, nicht anders als wie Säeleute zu thun pflegen. Sie gehen hin und ſtreuen die Saat aus, und kommen wieder heim. Hernach bekümmern ſie ſich weiter nicht mehr viel darum. Die fruchtbaren Sämlein liegen in der Erde, manches geht zu Grunde, aber die übrigen gehen ſelber auf, wenn ihre Zeit da iſt.

Ein andermal ſendete Jeſus ſiebenzig Jünger aus, je zwei und zwei, mit gleichen Befehlen und Ermahnungen, wie die zwölfe. Dieſe giengen glei-

chermaßen hin, und ſäeten das Wort und kamen wieder heim. Nach ihrer Rückkehr erzählten ſie Jeſu voller Freuden, daß ihnen auch die Geiſter unterthan ſeyen in ſeinem Namen. Jeſus aber ſprach zu ihnen: „Darüber freuet euch nicht, daß euch die Geiſter unterthan ſind. Aber darüber freuet euch, daß eure Namen im Himmel angeſchrieben ſind.“

Als Jeſus ſah, wie nach und nach das Evangelium überall bei dem unwiſſenden und gemeinen Volk Eingang fand, freute er ſich im Geiſt, und ſprach: „Ich preiſe dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, daß du ſolches den Klugen und Weiſen verborgen haſt, und haſt es den Unmündigen geoffenbaret.“ Nämlich, daß man erkenne, ſeine Lehre ſey nicht die menſchliche Weisheit, ſondern ſie ſey von Gott gegeben. „Kommet her zu mir,“ ſprach er, „alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd. Ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig, ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, denn mein Joch iſt ſanft und meine Laſt iſt leicht.“

24.

Jeſus ſpeiſet mehrere Tauſend Menſchen mit wenig Nahrungsmitteln.

Wie ſein Vater im Himmel, ſo dachte auch Jeſus an die Nahrungsbedürftigkeit der Menſchen. „Ich

will ihre Speise segnen und ihren Armen Brods genug geben." Als der Herr seine Jünger wieder bei sich hatte, — es mag ihm wohl gewesen seyn, wie einem Vater, wenn er seine Kinder wieder hat, — gieng er mit ihnen in ein Schiff, daß sie in eine einsame Gegend führen und ein wenig ruheten. Denn es waren immer viele Menschen um ihn versammelt, die ihm ihre Kranken brachten, und begierig waren, seine Lehren zu hören, und wenn auch viele nach und nach wieder fortgiengen, es kamen eben so viele wieder nach. Es gieng aber auch ein Weg zu Lande an denselben Ort, wohin sich Jesus begeben wollte, als ob er bedacht hätte, er wolle es den Leuten doch nicht ganz unmöglich machen, zu ihm zu kommen, er wolle sich finden lassen, wenn jemand so viel daran gelegen sey, daß er einen so langen Weg ihm nachgehe. Also folgte ihm das Volk nach, und nahmen noch andere mit, und kamen ihm zuvor. Es versammelten sich fünftausend Mann um ihn, ohne die Weiber und Kinder, als er an das Ufer trat. Der Anblick dieser Menschen rührte das Herz Jesu von Neuem. Sie kamen ihm in dieser abgelegenen Gegend vor, wie verlorene Schafe, die keinen Hirten haben. Er hatte nun schon ein wenig ausgeruht. Er fieng von Neuem an, sie zu belehren, und sich mit ihnen zu beschäftigen bis an den Abend. Am Abend sagten zu ihm die Jünger: „Es ist öde hier, und der Tag hat sich geneiget. Laß das Volk von dir, daß sie in die Ortschaften gehen, und sich Speise kaufen, denn sie haben nichts zu essen." Jesus sprach: „Es ist nicht nöthig, daß sie hingehen, gebt ihr ihnen zu essen," als ob es

nur eine Kleinigkeit wäre, so viele Menschen zu sättigen, wenn man sich nicht dazu versehen hat. „Was meinst du, sagte er zu Philippus, „wo kaufen wir Brod, daß diese essen?" Das sagte er freundlicher Weise, gleichsam anzudeuten, daß er schon Rath wisse, um zu hören, was die Jünger dazu sagen würden. Sie hätten wohl sagen dürfen: „Herr, wo du bist und helfen willst, da ist keine Noth." Aber sie waren noch gar einfältig. Andreas sagte, es seyen fünf Gerstenbrode da, und ein Knabe habe zwei Fischlein. „Aber was ist das," sprachen sie, „unter so Viele?" Jesus befahl nun, ohne weiteres, daß das Volk sich setzen sollte in Reihen zu Fünfzigen und Hunderten, damit alles in der Ordnung geschehen und nichts übersehen werden möchte. Ordnung erleichtert alles Geschäft, besonders wenn mit wenigem viel soll ausgerichtet werden. Hierauf nahm Jesus die fünf Brode und die zwei Fische und schaute zum Himmel auf, betete und dankte darüber, brach sie, und gab sie den Jüngern, daß sie dem Volk austheilten. Die Leute aßen alle und wurden satt, und konnten sich nicht genug verwundern, daß der himmlische Segen gar kein Ende nehmen wollte und zuletzt noch viel übrig war.

Zu einer andern Zeit speiste Jesus auch viertausend Mann auf gleiche Weise.

Bei dieser Gelegenheit gab er noch ein schönes Beispiel von Sparsamkeit und Werthschätzung der göttlichen Gaben. Ohngeachtet er so reich an Segen war, so befahl er seinen Jüngern doch, das Uebrige zu sammeln, daß nichts umkäme. Sie sammelten noch mehrere Körbe voll, gleicherweise, wie Gottes Segen in manchen Stücken immer größer wird, je

mehr man ihn gebraucht, je dankbarer man ihn genießt, und das Ueberflüssige zu Rath hält. Nähret nicht Gott auch von einer geringen Aussaat viele Tausend Menschen und vieler Tausend Eltern Kinder, noch ohne die zahllosen Geschöpfe, die nicht säen und nicht ernten, und wenn alle gegessen und gelebt haben, ist nicht auch in der großen Haushaltung Gottes jährlich viel mehr noch übrig, als anfänglich gesäet ward? Kein sterblicher Mensch ist im Stande, das göttliche Geheimniß und das Wunder zu ergründen, daß aus einem Weizenkorn in der fruchtbaren Erde ein schöner hoher Halm und eine Aehre voll neuer Körner heraus wachsen, und sich noch einmal und immer fort bis ins Unendliche vervielfältigen könne, daß der Segen, der in einem einzigen Saatkorn verborgen liegt, zur Ernährung vieler Tausend Menschen genügen kann.

Einst, als die Juden nicht dulden wollten, daß sich Jesus den Sohn Gottes nannte, sprach er zu ihnen: „Thue ich nicht die Werke meines Vaters, so glaubet mir nicht."

25.

Das Bekenntniß der Jünger.

Als die Leute sahen, wie sie Jesus mit so wenigen Mitteln wunderbar erquicket und gesättiget hatte, sprachen sie: „dieser ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll." Ja sie wollten ihn thörichter Weise zum König machen. Aber er entzog

sich

ſich ihnen und gieng auf einen Berg, wo er mit Gott redete: denn ſein Königreich iſt nicht von dieſer Welt.

Des andern Tages aber in Capernaum, als ſie Jeſus wieder zu einer Gott wohlgefälligen Denkungsart ermahnte, meinten doch wieder Etliche, es ſey nicht genug, daß er ſie mit irdiſchem Brod geſättiget habe, Moſes habe ihren Vätern Brod vom Himmel gegeben. Solche Ausflüchte ſuchen die Menſchen, denen es nicht recht ernſt iſt, gottſelig zu ſeyn. Sie wollen aus Lohn fromm ſeyn, nicht aus Liebe und Vertrauen. Jeſus aber ſprach zu ihnen das geheimnißvolle Wort: „Eure Väter haben das Manna gegeſſen in der Wüſte, und ſind geſtorben. Ich bin das Brod des Lebens, das von Himmel kommt.“

Damals verließen ihn viele von ſeinen Anhängern, und wandelten nicht mehr mit ihm. Da ſprach der Herr zu ſeinen Jüngern: „Wollt ihr auch von mir weggehen?“ Petrus antwortete ihm: „Herr, wo ſollen wir hingehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes.“

Je mehr man Jeſum kennt, deſto weniger will man ihm untreu werden.

Jeſus antwortete ihnen: „Habe ich nicht euch zwölfe erwählt, und Einer von euch iſt ein Teufel.“ Er meinte den Judas Iſcharioth.

Bei einer andern Gelegenheit fragte er ſie: „Für was halten mich die Leute? Wer ſagen ſie, daß des Menſchen Sohn ſey?“ Sie ſprachen: „Etliche ſagen, du ſeyſt Johannes der Täufer; Andere, du ſeyſt Elias, noch Andere, du ſeyſt der alten

Propheten Einer." — Aber Johannes war ja enthauptet. Wer konnte ihn für Johannes halten? Antwort: Ein böses Gewissen. Herodes fürchtete sich und sprach: „Es ist Johannes der Täufer, den ich enthauptet habe. Darum thut er solche Thaten." Ein böses Gewissen und geheime Furcht vor den Todten sind gerne beisammen. Ein gutes Gewissen hat sich vor Niemand zu fürchten, nicht einmal vor den Lebendigen, noch weniger vor den Todten. Jesus fragte weiter seine Jünger: „Wer sagt denn ihr, daß ich sey?" Petrus sprach abermal: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn."

Damals sagte auch Jesus seinen Jüngern seine künftigen Schicksale voraus, daß er müsse nach Jerusalem gehen, und viel leiden von den Hohenpriestern und Schriftgelehrten, und getödtet werden und am dritten Tag auferstehen.

26

Die Verklärung Jesu.

Unter allen Jüngern des Herrn waren Petrus, Jakobus und Johannes seine Vertrautesten. Einst nahm er sie mit sich auf einen hohen Berg, daß er ihnen etwas von seiner Herrlichkeit zeigte. Auf dem Berg ward er verklärt vor ihren Augen. Sein Angesicht leuchtete wie die Sonne, und seine Kleider wurden weiß, wie das Licht. Moses und Elias erschienen und redeten mit ihm. Da war den guten Jüngern so wohl. Sie hätten nimmer von dem

Berg der Verklärung hinweggehen mögen. Petrus sprach: „Herr, hier ist gut seyn. Willst du, so wollen wir drei Hütten bauen, für dich eine, für Moses eine, und für Elias eine.“ Als er aber noch redete, überzog sie eine lichte Wolke, und eine Stimme aus der Wolke sprach: „Dieß ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören.“ Die Jünger erschracken und fielen zur Erde nieder, so schön und himmlisch die Worte waren, welche die Stimme sprach. Jesus aber rührte sie an, und sagte: „Stehet auf! Fürchtet euch nicht!“ Als sie aber ihre Augen aufhoben, sahen sie nur noch Jesum, den Moses und Elias sahen sie nicht mehr. Es war fast nur ein vorübergehender Augenblick, in welchem sie seine Verklärung sahen. Auf dem Heimweg verbot er ihnen, daß sie von dieser Erscheinung zu Niemand etwas sagten, bis er von den Todten auferstanden sey.

Demnach sahen die drei Jünger etwas von der Herrlichkeit Jesu, wie das irdische Auge sie wahrnehmen konnte. Aber noch gar viel herrlicher verklärte er sich ihnen doch in seiner Liebe, in seinen fortgesetzten wohlthätigen Handlungen und in seinen erfreulichen Himmels-Lehren.

27.

Das Gleichniß vom verlornen Schäflein.

Des Menschen Sohn ist gekommen, selig zu machen, das verloren ist. Was dünket euch, sprach er, wenn irgend ein Mensch hundert Schaafe hätte, und Eins unter denselbigen sich verirrte, läßet er nicht die neun und neunzig auf den Bergen, gehet hin und sucht das Verlorene, und wenn es sich begibt, daß er's findet, wahrlich, ich sage euch, er freuet sich darüber mehr, als über die neun und neunzig, die nicht verirret sind. Also auch ist es vor eurem Vater im Himmel nicht der Wille, daß Jemand von diesen Kleinen verloren werde. Es ist im Himmel Freude über einen Sünder, der sich bessert auf der Erde.

28.

Von dem verlornen Sohn.

Ein Mann hatte zwei Söhne. Der Jüngere sprach: „Gieb mir, Vater, das Theil der Güter, das mir gehört." Darauf theilte er ihnen das Gut. Nicht lange hernach nahm der jüngere Sohn sein Vermögen zusammen, zog damit in ein anderes Land, und verpraßte sein Vermögen. Als er nun alles verzehret hatte, kam eine Theurung in das Land.

Er fieng an zu darben, und wendete ſich an einen Bürger des Landes, der ſchickte ihn auf ſeinen Acker, daß er die Schweine hütete. Abends wenn er heim kam, wünſchte er ſich zu ſättigen mit der Nahrung, die man den Schweinen vorwarf, aber niemand gab ſie ihm. Endlich gieng er in ſich, und ſprach: „Wie viele Taglöhner hat mein Vater, die Speiſe genug haben, und ich verderbe vor Hunger. Ich will zu meinem Vater gehen, und zu ihm ſagen: „Ich habe geſündiget in dem Himmel und vor dir. Ich bin nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße, mache mich zu einem deiner Taglöhner.“

Er that, wie er ſich vorgenommen hatte. Als ihn der Vater von ferne erblickte, wie er herzukam in ſeiner Armuth und in ſeinem Elend, jammerte ihn ſeiner. Er gieng ihm entgegen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Der Sohn ſprach: „Vater, ich habe geſündiget im Himmel und vor dir. Ich bin nicht werth, daß ich dein Sohn heiße.“ Aber der Vater befahl ſeinen Knechten: „Bringet das beſte Kleid her und leget es ihm an, und einen Ring an ſeine Hand und Schuhe an ſeine Füße, und bringet ein gemäſtetes Kalb her und ſchlachtet es. Laſſet uns eſſen und fröhlich ſeyn, denn dieſer mein Sohn war todt, und iſt wieder lebendig worden. Er war verloren, und iſt wieder gefunden worden.“ Alſo fiengen ſie an fröhlich zu ſeyn.

Der älteſte Sohn war damals auf dem Felde. Als er nach Hauſe kam und die Geſänge und den Reigen hörte, fragte er einen von den Knechten, was das bedeute. Der Knecht ſagte: „Dein Bruder iſt wieder gekommen. Dein Vater hat ihm ein

gemästetes Kalb geschlachtet in der Freude, daß er ihn wieder hat." Darüber ward der Bruder zornig und wollte nicht hineingehen. Der Vater gieng zu ihm hinaus, und redete mit ihm. Der Sohn sprach: „Siehe so viele Jahre diene ich dir, und habe dein Gebot noch nie übertreten, aber mir hast du noch nie ein Böcklein gegeben, daß ich mit meinen Freunden fröhlich wäre. Jetzt da dein Sohn gekommen ist, der sein Gut mit leichtfertigen Leuten verschlungen hat, hast du ihm ein Kalb geschlachtet." Darauf erwiederte ihm der Vater: „Mein Sohn, du bist allezeit bei mir, und alles, was mein ist, das ist dein. Du sollst aber fröhlich und gutes Muthes seyn. Denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig worden. Er war verloren, und ist wieder gefunden."

Was sagt die Geschichte von dem verlornen Sohn? „Leichtsinn führt zur Sünde, Sünde führt ins Unglück, Unglück weckt zur Erkenntniß und Reue. Die Reue rechter Art führt zu dem Vater. Kein Vater kann den Thränen seines unglücklichen und reumüthigen Kindes sein Herz verschließen. Er nimmt es mit Erbarmen wieder an, und mit Freude, wenn es gebessert ist." — Gott ist der erbarmende Vater aller Menschen, welche sich mit Vertrauen zu ihm wenden. Seine Barmherzigkeit ist größer als der Menschen Barmherzigkeit.

29.

Von dem Phariſäer und dem Zöllner.

Es giengen zwei Menſchen in den Tempel, daß ſie beteten, einer ein Phariſäer, der andere ein Zöllner. Der Phariſäer ſtand für ſich abgeſondert, und betete alſo: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher, oder auch wie dieſer Zöllner. Ich faſte zweimal in der Woche, und gebe den Zehnten von allem, was ich habe.“ Der Zöllner aber ſtand von ferne und wollte nicht ſeine Augen aufheben gegen den Himmel, ſondern er ſchlug an ſeine Bruſt und ſprach: „Gott ſey mir Sünder gnädig!“

Was lehrt der Heiland der Menſchen in dieſem Gleichniß?

Wer ſich ſelbſt für fromm hält, und iſt es nicht, wer ſich nur vor groben Unthaten hütet, und nur äußerlich ſchöne Werke thut, und verachtet die andern, der iſt noch ferne von der Gnade Gottes. Gott widerſtehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade.

„Wahrlich,“ ſprach Jeſus, „der Zöllner gieng hinab, gerechtfertiget in ſein Haus vor dem Phariſäer. Denn wer ſich ſelbſt erhöhet, der wird erniedrigt werden. Wer ſich aber ſelbſt erniedrigt, der wird erhöhet werden.“

30.

Von dem Unbarmherzigen.

Es hielt ein König Rechnung mit ſeinen Knechten oder Dienern. Unter dieſen kam ihm einer vor, der war ihm zehntauſend Pfund zu bezahlen ſchuldig; dieß iſt nach alter Geldrechnung eine ſehr große Summe, die kaum ein Diener ſeinem Herrn erſetzen kann, wenn er ſie veruntreut hat. Da nun der Knecht nicht hatte, zu bezahlen, befahl der Herr, ihn, ſeine Angehörigen und alles, was er hatte, zu verkaufen. Dazumal verkaufte man noch Menſchen zu gezwungener Knechtſchaft. Da fiel der Knecht nieder, und betete und ſprach: „Herr, habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ Es erbarmte ſich der Herr über ihn, und ließ ihn frei, und ſchenkte ihm die ganze Schuld. Als dieſer hinausgieng, begegnete ihm einer ſeiner Mitknechte, der ihm hundert Groſchen ſchuldig war, dieſen griff er an, und würgete ihn, und ſprach ebenfalls: „Bezahle mir, was du mir ſchuldig biſt.“ Da fiel ſein Schuldner auch vor ihm nieder, und bat ihn: „Habe Geduld mit mir, ich will dir alles bezahlen.“ Aber er wollte ſich nicht erbarmen, ſondern ließ ihn gefangen ſetzen, bis er alles bezahlte. Als dieſes die andern Diener des Königes ſahen, wurden ſie ſehr betrübt, und hinterbrachten ihm alles, was geſchehen war. Da forderte ſein Herr ihn vor ſich, und ſprach: „Du Böſewicht, deine ganze Schuld habe ich dir erlaſſen, weil du mich bateſt. Sollteſt du dich denn nicht auch erbarmen über deinen Mitknecht, wie ich mich über dich erbarmet habe?“

Darauf überantwortete er ihn in das Gefängniß, bis er alles bezahlte.

Alſo, ſpricht Jeſus, wird euch mein himmliſcher Vater auch thun, ſo ihr nicht vergebet von Herzen ein jeglicher ſeinem Bruder ſeine Fehler.

Petrus fragte Jeſum: „Herr, wie oft muß ich denn meinem Bruder vergeben? Iſts genug ſiebenmal?“ Jeſus ſprach zu ihm: „Ich ſage dir nicht ſiebenmal, ſondern ſiebenzigmal ſiebenmal“ — das heißt, ungezählt ſo oft, als du glauben kannſt, daß ihn ſein Fehler gereue.

Auch der Gebeſſerte fehlt noch ſo oft, und Gott vergibt ihm täglich. Warum ſoll der ſchwache Menſch nur ſiebenmal vergeben?

31.

Von dem barmherzigen Samariter.

Es fragte Jeſum ein Schriftgelehrter: „Meiſter, was ſoll ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?“ Die Frage wäre gut. Jeſus ſprach zu ihm: „Wie ſteht im Geſetz geſchrieben? Wie lieſeſt du?“ Der Schriftgelehrte antwortete: „Du ſollſt Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften und von ganzem Gemüth; und deinen Nächſten als dich ſelbſt.“ Die Antwort war auch gut. Jeſus ſprach zu ihm: „Thue das, ſo wirſt du leben.“ Der Schriftgelehrte wollte ſich rechtfertigen. Er ſchämte ſich, daß er eine Frage ſollte gethan haben, die er und jedes Kind ſich ſelbſt

konnte beantworten. Er fragte daher weiter: „Wer iſt denn mein Nächſter?“ Jeſus antwortete ihm: „Es gieng ein Menſch von Jeruſalem nach Jericho und fiel unter die Mörder. Die Mörder zogen ihn aus, und ſchlugen ihn und ließen ihn halb todt liegen. Es zog ein Prieſter dieſelbe Straße hinab, ſah ihn und gieng vorüber. Es kam ein Levite an die Stelle, ſah ihn auch, und gieng vorüber. Es kam auch ein Samariter dahin, und als er den Verwundeten ſah, jammerte ihn ſeiner. Er gieng zu ihm und verband ihm ſeine Wunden. Er nahm ihn auf ſein Thier und führte ihn in eine Herberge und pflegte ſeiner. Den andern Tag, als er weiter reiste, bezahlte er den Wirth, und ſprach zu ihm: „Nimm dich ſeiner ferner an, und wenn es etwas mehr wird koſten, ich will es dir bezahlen, wenn ich wieder komme.“

„Was dünket dich,“ ſprach Jeſus zu dem Schriftgelehrten, „welcher unter dieſen Dreien iſt der Nächſte geweſen, dem, der unter die Mörder gefallen war?“ — Der Schriftgelehrte ſprach: „Der, welcher die Barmherzigkeit an ihm gethan hat.“ Die Antwort war wieder gut. Jeſus ſprach zu ihm: „So gehe hin, und thue desgleichen!“

Nämlich ich bin jedem ſein Nächſter, und jeder iſt mein Nächſter, den ich mit meiner Liebe erreichen kann, jeder, den Gott zu mir führt, oder zu dem mich Gott führet, daß ich ihn erfreuen oder tröſten, daß ich ihm rathen oder helfen kann, auch wenn er nicht meines Volkes oder meines Glaubens wäre.

Thue das, ſo wirſt du leben.

32.

Von den Talenten.

Ein reicher Mann zog auf lange Zeit von Hauſe hinweg, und vertraute bis zu ſeiner Wiederkunft einigen von ſeinen Dienern einen Theil ſeines Vermögens an, daß ſie es in ſeiner Abweſenheit durch treue Verwaltung beſſern und mehren ſollten. Einem derſelben gab er fünf Centner, dem andern zwei Centner, dem dritten einen Centner. Centner aber, oder auch Talent, bedeutet, wie ſchon geſagt worden, eine beſtimmte Summe Geldes, weil in den älteſten Zeiten das Geld nicht gezählt, ſondern gewogen wurde.

Der erſte war ein treuer Diener ſeines Herrn. Er erwarb mit ſeinen fünf Talenten noch fünf Talenten. Der andere war auch ein treuer Diener. Er erwarb mit ſeinen zwei Talenten auch noch zwei. Der dritte wickelte ſein Talent in ein Tüchlein, und vergrub es unter die Erde. Nach langer Zeit kam der reiche und vornehme Mann in ſeine Heimath wieder, und hielt Rechnung mit ſeinen Dienern. Der erſte trat herzhaft und freudig herzu und ſprach: „Herr, du haſt mir fünf Talente gegeben. Siehe da! Ich habe damit fünf andere erworben.“ Sein Herr erwiederte ihm: „Du frommer und getreuer Knecht! Du biſt über wenigem getreu geweſen. Ich will dich über viel ſetzen. Gehe ein zu deines Herrn Freude.“ Der zweite trat ebenfalls herzhaft herzu und ſprach: „Ich habe mit meinen zwei Talenten noch zwei andere erworben.“ Der Herr erwiederte ihm: „Du frommer und getreuer Knecht, du biſt auch über wenigem getreu geweſen. Ich will dich über viel ſetzen. Gehe ein zu deines Herrn

Freude.“ Der dritte trat auch herzu und sprach: „Herr, ich wußte, daß du ein harter Mann bist. Deswegen habe ich dein Geld in die Erde verborgen. Siehe, da hast du das Deine.“ Ueber diese unverständige und boshafte Aufführung zürnte der Herr, wie billig. Er nahm das Geld und gab es einem von den andern. Diesem Unwürdigen vertraute er nichts mehr an. Er ließ ihn in ein finsteres Gefängniß setzen.

Verstehe: Die Talente bedeuten die Gaben und Kräfte, welche Gott jedem Menschen gegeben hat, daß er sie anwende zum Guten. Gott theilt die Gaben und Kräfte ungleich aus. Einer hat mehr empfangen, der andere weniger. Wer sein Weniges treu anwendet, des freuet sich Gott, und segnet seine Treue. Wer es nicht anwendet, an dem hat Gott kein Wohlgefallen, und kann dem Unfleiß und der Untreue keinen Segen schenken.

33.

Von den Arbeitern im Weinberg.

Es gieng ein Hausvater am Morgen aus, daß er Arbeiter miethete in seinen Weinberg, und ward mit ihnen eins um einen Groschen zum Taglohn, und sandte sie also in den Weinberg. Er gieng wieder aus um die dritte Stunde des Tages, und sah andere auf dem Marktplatz müßig stehen. Zu denen sprach er: „Gehet ihr auch hin in den Weinberg! Ich will euch geben, was recht ist.“ Ein Gleiches that er um die sechste und um die neunte Stunde. Endlich um die eilfte Stunde des Tages gieng er aus und fand noch einige müßig stehen.

Er fragte ſie: „Was ſtehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Sie antworteten ihm: „Es hat uns Niemand gedinget.“ Auch zu dieſen ſprach er: „Gehet in meinen Weinberg, und was recht iſt, ſoll euch werden.“ Am Abend um die zwölfte Stunde des Tages ließ er ſämmtliche Arbeiter ausbezahlen, und ließ anfangen bei den letzten. Dieſe kamen und empfiengen ein jeglicher einen Groſchen. Darüber murreten ſie und ſprachen: „Dieſe haben nur eine Stunde gearbeitet, und du haſt ſie uns gleichgemacht, die wir des Tages Laſt und Hitze getragen haben.“ Da ſagte zu einem von ihnen der Hausvater: „Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Biſt du nicht mit mir eins geworden um einen Groſchen? Nimm, was dein iſt! Oder habe ich nicht Macht zu thun, was ich will, mit dem Meinigen? Sieheſt du darum ſcheel, daß ich ſo gütig bin?“ Das ſagte der Hausvater.

Bawahre mich, o Gott, vor Mißgunſt, wenn du gegen Andere gütig biſt. Ich will nicht um Lohn fromm ſeyn, und deinen Willen thun, mein Gott, von dem ich Alles habe!

34.

Von dem Unbeſtand des Irdiſchen.

Aber ſo viele fromme Menſchen auf der Erde ſind arm und unglücklich, und ſo manche böſe Menſchen ſind reich und leben alle Tage herrlich und in Freuden.

Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat.

Es war ein reicher Mann, ſein Feld hatte wohl getragen. Da gedachte er bei ſich ſelbſt: „Was will ich thun? Ich habe nicht genug Raum, wohin ich meine Frucht ſammle. Das will ich thun, ich will meine Vorrathshäuſer abbrechen, und größere bauen, und will darin ſammeln, Alles, was mir gewachſen iſt, und alle meine Güter, und will ſagen zu meiner Seele, du haſt einen großen Vorrath auf viele Jahre. Habe nun Ruhe, iß und trink und ſey gutes Muthes!" Aber Gott ſprach zu ihm: „Du Thor, in dieſer Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weſſen wird das ſeyn, das du geſammelt haſt?"

So arm iſt der Menſch, der ſich Schätze ſammelt, und nicht reich iſt in Gott.

35.

Von dem reichen Mann und dem armen Lazarus.

Was die Erde ſchuldig bleibt, darüber wird Rechnung im Himmel gehalten.

Es war ein reicher Mann, der kleidete ſich mit Purpur und köſtlicher Leinwand, und lebte alle Tage herrlich und in Freuden. Es was aber ein Armer, mit Namen Lazarus, der lag vor ſeiner Thür voller Schwären und begehrte ſich zu ſättigen von den Broſamen, die von des Reichen Tiſche fielen.

Es begab ſich aber, daß der Arme ſtarb, und ward getragen von den Engeln in Abrahams Schoos, das heißt, an den Ort, wo die Frommen nach ihrem Tode glücklich, und für ihre Leiden getröſtet werden. Der Reiche aber ſtarb auch und ward begraben. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er ſeine Augen auf, und ſah Abraham von ferne und Lazarum in ſeinem Schoos. Da rief er und ſprach: „Vater Abraham, erbarme dich meiner, und ſende Lazarum, daß er das Aeuſſerſte ſeines Fingers ins Waſſer tauche, und kühle meine Zunge; denn ich leide Pein in dieſer Flamme.“ Abraham aber ſprach: „Gedenke, Sohn, daß du dein Gutes empfangen haſt in deinem Leben, und Lazarus dagegen hat Böſes empfangen, nun aber wird er getröſtet, und du wirſt gepeiniget, und über das alles iſt zwiſchen uns und euch eine große Kluft befeſtiget. Wir und ihr können nicht zuſammen kommen.“ Da ſprach er: „So bitte ich dich, Vater, daß du den Lazarus ſendeſt in meines Vaters Haus. Denn ich habe noch fünf Brüder, daß er ihnen bezeuge, auf daß ſie nicht auch kommen an dieſen Ort der Qual.“ Abraham ſprach zu ihm: „Sie haben Moſes und die Propheten. Laß ſie dieſelbigen hören.“ Er aber ſprach: „Nein, Vater Abraham; ſondern wenn einer von den Todten zu ihnen gienge, ſo würden ſie Buße thun.“ Abraham erwiederte ihm: „Hören ſie Moſes und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, wenn jemand von den Todten auferſtünde.“

Mache dich auf der Erde würdig für das heilige und ſelige Reich Gottes, das im Himmel iſt. Werde reich in Gott!

36.

Begebenheiten auf der Reise nach Bethania.

Einst gieng Jesus wieder nach Jerusalem auf ein Fest. Es war die Zeit schon ziemlich nahe, daß er sollte von der Erde genommen werden. Auf dieser Reise wollte er in einem samaritanischen Flecken Herberge halten. Aber niemand von den Einwohnern wollte ihn unter sein Dach aufnehmen, oder mit Nahrung erquicken, wegen des Hasses der Samariter gegen die Juden, weil sie sahen, daß Jesus nach Jerusalem gehen wollte auf das Fest.

Diese Unfreundlichkeit that den Jüngern Jakobus und Johannes so wehe und entrüstete sie so sehr, daß sie sprachen: „Herr, willst du, so wollen wir sagen, daß Feuer vom Himmel falle, und verzehre sie!" Also kann denken und sprechen der arme Mensch, der selbst Schonung und Nachsicht mit seinen eigenen Schwachheiten unaufhörlich bedarf. Jesus aber fragte sie: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seyd" — nämlich des Geistes der Sanftmuth, des Friedens, der Liebe. — „Des Menschen Sohn," sagte er, „ist nicht gekommen, die Menschen zu verderben, sondern zu erhalten." So dachte und sprach der Heilige, der vom Himmel ist.

Als sie auf selbiger Reise in einen andern Flecken kamen, begegneten ihm zehn unglückliche Menschen, welche mit dem Aussatz behaftet waren, und Einer von ihnen war ebenfalls ein Samariter. Es ist aber

der

der Aussatz in jenen Gegenden eine der schmerzhaftesten und eckelhaftesten Krankheiten. Wer davon befallen war, der war ausgeschlossen von aller menschlichen Gesellschaft wegen der Eckelhaftigkeit und Gefahr. Als diese Unglücklichen Jesum erblickten, blieben sie von ferne stehen, und riefen ihm zu, daß er sich ihrer erbarmen, und sie reinigen wollte. Jesus sprach zu ihnen: „Gehet hin und zeiget euch den Priestern.“ Denn wenn Jemand glaubte, von dem Aussatz geheilt zu seyn, so mußte er sich von dem Priester besehen lassen, und von ihm für rein erklärt werden. Soll ein menschlicher Priester urtheilen, ob ein Kranker rein sey, den Jesus gesund und rein gemacht hat? Jesus wollte das Gesetz und die Ordnung nicht verletzen. Es gebühret sich alle Gerechtigkeit zu erfüllen, auch wenn man es sonst nicht nöthig hätte. Als nun die zehen hingiengen, wurden sie rein; der Samariter, der unter ihnen war, ward es auch. Jesus entzog ihm den Segen seiner Wunderkraft nicht, obgleich seine Landsleute ihm kein Obdach und keine Erquickung verwilligt hatten. Denn des Menschen Sohn war ja nicht gekommen, die Menschen verderben zu lassen, sondern zu erhalten.

Einer von ihnen, als er sah, daß er gesund geworden war, kehrte wieder um, und dankte Jesu und pries Gott mit lauter Stimme. Es war der nämliche Samariter, die übrigen waren Juden. Jesus sprach: „Sind ihrer nicht zehen rein worden? Wo sind die Neun? Hat sich sonst keiner gefunden, der Gott die Ehre gäbe, als dieser Fremdling? Gehe hin, sprach er zu ihm. Dein Glaube hat dir geholfen.“

Nicht weit von Jeruſalem an dem Oelberg war ein Flecken, Bethania. Dort beſuchte Jeſus einen Freund mit Namen Lazarus und deſſen Schweſtern Martha und Maria. Alle drei Geſchwiſter wurden durch dieſen Beſuch hoch erfreut. Martha gab ſich alle Mühe, ihren werthen Gaſt gut zu bewirthen. Maria aber ſaß zu den Füßen Jeſu und hörte ſeinen Reden zu. Martha ſprach zu Jeſu: „Herr, fragſt du nicht darnach, daß mich meine Schweſter läßt allein dienen? Sage ihr doch, daß ſie es auch angreife!“ Jeſus antwortete ihr: „Martha, Martha, du haſt viele Sorge und Mühe. Maria hat das gute Theil erwählt.“

Wer Jeſum herzlich liebt, wer ſeine Worte hört, und darnach lebt und thut, wer dieß zu ſeiner größten Sorge macht, der hat das gute Theil erwählt.

37.

Ausſprüche Jeſu.

Jeſus benutzte ſeinen Aufenthalt in Jeruſalem abermal, daß er das irregeführte Volk durch ſchöne Lehren einladete in das Reich Gottes. Er ſprach unter andern:

„Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deß, der mich geſandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede. So ihr bleiben werdet an meiner Rede, ſo ſeyd ihr meine rechten Jünger. Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und

die Wahrheit wird euch frei machen. Wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht."

„Ich bin ein guter Hirte — ein guter Hirte läßt sein Leben für die Schaafe. — Ich kenne die Meinen und bin bekannt den Meinen. — Meine Schaafe hören meine Stimme, und sie folgen mir, und ich gebe ihnen das ewige Leben, und Niemand wird sie mir aus meiner Hand reißen. Der Vater, der sie mir gegeben hat, ist größer denn Alles, und Niemand kann sie aus meines Vaters Hand reißen. Ich und der Vater sind eins."

Als er aber sagte: „Ich und der Vater sind eins," hoben die Juden Steine auf, und wollten ihn steinigen. Denn die Zahl seiner Feinde und ihre Bosheit wurden immer größer. Es haßten ihn aber die Pharisäer und die Priester, weil er ihre Untugenden öffentlich mit Worten strafte, und ihre Scheinheiligkeit nicht mehr bestehen konnte. Viele aber von dem Volk hiengen ihm an, denn sie glaubten, daß er der Sohn Gottes sey, und daß er Israel erlösen werde.

38.

Auferweckung des Lazarus.

Als der Herr sich wieder aus Jerusalem entfernt hatte und jenseits des Jordans sich aufhielt, erkrankte in Bethania Lazarus. Martha und Maria, seine Schwestern, ließen Jesu sagen: „Herr, den du lieb hast, der liegt krank." Jesus sagte es seinen Jüngern.

Nach einigen Tagen aber ſprach er zu ihnen: „Lazarus, unſer Freund, ſchläft. Aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke.“ Nämlich er war unterdeſſen geſtorben. Deswegen ſagte Jeſus mit einem ſo milden und ſchönen Wort: „Er ſchläft.“ Die Jünger erwiederten: „Wenn er ſchläft, ſo wird es beſſer mit ihm.“ Denn ſie nahmen es für den natürlichen Schlaf. Da ſagte Jeſus frei heraus: „Lazarus iſt geſtorben. Aber wir wollen zu ihm gehen.“

Ehe ſie Bethania noch erreichten, kam ihnen Martha entgegen. „Herr,“ ſprach ſie, „wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.“ Jeſus antwortete ihr: „Dein Bruder wird auferſtehen. Ich bin die Auferſtehung und das Leben, wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich ſtürbe.“ Jeſus wollte noch nicht in den Ort und in das Haus gehen. Er ließ die Maria, die andere Schweſter, in der Stille rufen. Er wollte mit den armen bekümmerten Gemüthern allein reden. Es waren aber viele Freunde des Lazarus von Jeruſalem im Haus, daß ſie die Trauernden beſuchten und tröſteten, wie die Liebe zu thun pflegt. Als dieſe ſahen, daß Maria aufſtund, und hinausgieng, ſagten ſie: „ſie will an das Grab gehen und weinen,“ und giengen ihr nach. Alſo kamen ſie mit ihr zu Jeſu. Sie ſprach auch wie ihre Schweſter: „Herr, wäreſt du hier geweſen, mein Bruder wäre nicht geſtorben.“ Alle weinten mit ihr — auch Jeſu, dem Freund der Trauernden, giengen die Augen über. Als die Anweſenden es bemerkten, ſprachen einige zu einander: „Siehe, wie hat er ihn ſo lieb gehabt.“ Andere aber meinten, da Jeſus ſchon ſo große Wunder verrichtet hätte, ſo hätte er ja wohl auch verhüten

können, daß Lazarus nicht geſtorben wäre Denn die menſchliche Kurzſichtigkeit eilt mit ihren Urtheilen immer den weiſen göttlichen Führungen voraus. Unterdeſſen ließ ſich Jeſus zu dem Grab ſeines Freundes führen, und befahl, den Stein abzuheben. Es lag blos ein Stein darüber. Martha wollte Bedenklichkeiten dagegen machen, weil er doch ſchon vier Tage lang todt lag. Sie meinte, Jeſus wollte den Verſtorbenen nur noch einmal ſehen, weil er ihm ſo lieb geweſen war. Jeſus erwiederte ihr, daß ſie die Herrlichkeit Gottes ſehen werde, ein herrliches Werk der göttlichen Allmacht. Als nun der Stein abgehoben, und die Gruft geöffnet war, in welcher der Todte lag, ſchaute Jeſus zum Himmel auf und betete, und rief alsdann mit lauter Stimme in das Grab: „Lazarus, komm heraus!" Da that ſich das Auge des Erblaßten zu einem neuen Leben auf, da erhoben ſich ſeine Gebeine zu einem neuen Leben. Er kam hervor, wie wenn er nur geſchlafen hätte, und kehrte nachher mit den Seinigen in ihre Wohnung zurück. Das war das herrliche Werk, das Jeſus durch Gottes Kraft verrichtete, daß er den Todten zum Leben erweckte. Der Tod iſt nur der Weg zu einem neuen Leben.

Viele von den Begleitern der Maria glaubten nun an Jeſum, als ſie die Auferweckung des Lazarus geſehen hatten. Einige aber von ihnen meldeten in Jeruſalem den Phariſäern, was Jeſus gethan hatte. Damals beſchloſſen die Prieſter und Phariſäer, ihn zu tödten. Jeſus aber entfernte ſich in eine andere Gegend, bis ſich das Oſterfeſt nahete.

39.

Die Salbung in Bethania.

Sechs Tage vor Ostern kehrte Jesus nach Bethania zurück, daß er von da nach Jerusalem gienge zu dem Osterfest. Unterwegs bereitete er seine Jünger noch einmal auf sein Schicksal vor. Sein Herz war mit Todesgedanken erfüllt, denn er wußte alles, was ihm diesmal in Jerusalem wiederfahren würde. „Siehe," sprach er, „wir ziehen hinauf gen Jerusalem, und des Menschen Sohn wird den Hohenpriestern und Schriftgelehrten überliefert werden, und sie werden ihn zum Tode verurtheilen. Sie werden ihn den Heiden überantworten, daß er verspottet, gegeiſſelt und gekreuzigt werde. Aber am dritten Tag wird er auferstehen." Solches wiederholte er seinen Freunden zur Vorbereitung und zum Trost. Aber sie verstanden es nicht. Ihr Herz konnte den traurigen und erfreulichen Sinn dieser Worte nicht fassen.

Aber welch ein lieber willkommener Gast war er, als er wieder nach Bethania zu seinen getrösteten Freunden kam. Sie wußten auch nicht, daß er nur auf dem Weg zu seinem Tod bei ihnen einkehrte. Ein Freund, Namens Simon, bat ihn zur Mahlzeit. Lazarus, den er von dem Tod erweckt hatte, saß mit zu Tische. Die geschäftige Martha wartete auf. Die stille Maria aber trat während der Mahlzeit zu Jesu mit einem Gefäß voll köstlichen Nardenöls. Denn im Morgenland gehörte das zu den guten Gebräuchen, wenn man einem werthen Gast

eine beſondere Ehre erzeugen wollte, daß man ſein Haupt mit koſtbaren wohlriechenden Salben oder Oelen befeuchtete. Dieſe Ehre wollte das fromme zarte Gemüth der Maria dem Herrn anthun. Weil ſich Jeſus diesmal nicht in ihrem eigenen Hauſe bewirthen ließ, ſo wollte ſie ihm ihre unausſprechliche Liebe und Dankbarkeit in dem Hauſe des Simon an den Tag legen. Sie öffnete das Gefäß und benetzte mit dem köſtlichen duftenden Balſam, der darin war, das Haupt, ja auch die Füße Jeſu und trocknete ſie demuthsvoll wieder mit ihren Haaren. Dieſe Ehrenbezeugung nahm Jeſus mit freundlichem Wohlgefallen auf. Sie kam aus einem frommen Herzen, das ganz von Dank und Liebe und Demuth erfüllt und bewegt war.

Aber wie ungleich ſind die Gemüther der Menſchen! Wie kann auch das edelſte Gemüth mißkannt und getadelt werden! Einer von den Jüngern, Judas Iſcharioth, ein finſterer Geſelle, ſprach: „Hätte man dieſe Salbe nicht für dreihundert Groſchen verkaufen, und das Geld unter die Armen vertheilen können?“ Es war ihm nicht um die Armen zu thun, ſondern um ſich: denn er empfieng das Geld für die gemeinſchaftlichen Ausgaben und für die Almoſen in ſeine Verwaltung, und war daran ein Dieb. Aber auch einige andere Jünger, die doch ſo gutmüthig waren, ließen ſich durch ſeine Reden irre leiten, und ſagten das Nämliche, was er.

Wie mögen der armen Maria dieſe Reden ſo wehe gethan haben! Doch Jeſus nahm ſich ihrer an, und tröſtete ſie mit ſeinem Beifall. Den Redlichen, wenn die Menſchen ſeine guten Abſichten

nicht verſtehen, tröſtet der Himmliſche mit ſeinem Beifall. „Laßt ſie zufrieden," ſprach Jeſus, „was bekümmert ihr ſie? Sie hat ein gutes Werk an mir gethan. Arme habt ihr allezeit um euch, und ſo ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun. Mich aber habt ihr nicht allezeit." Ja er gab ihrer Handlung noch eine ſchöne rührende Bedeutung, daß Maria ihn durch dieſe Salbung bereits zu ſeiner Begräbniß eingeweiht habe, weil man in jener Zeit auch die Geſtorbenen vor ihrer Begräbniß zu ſalben pflegte. „Wahrlich," ſprach er, „ich ſage euch, wo das Evangelium gepredigt wird in aller Welt, da wird man auch das ſagen zu ihrem Gedächtniß, das ſie gethan hat."

Alſo ſteht es jetzt auch hier geſchrieben, daß es geleſen werde zu ihrem Gedächtniß.

Viele fromme Worte, Werke und Thränen der Dankbarkeit und Liebe ſind ſchon aus manchem bewegten Herzen hervorgegangen, von denen Niemand mehr etwas weiß, wiewohl im Himmel ſind ſie nicht vergeſſen. Aber was die fromme Schweſter des Lazarus in dem Hauſe des Simon that, bleibt unvergeſſen, auch auf der Erde, wie Jeſus geſagt hat. Wo das Evangelium verkündet wird in aller Welt, da ſagt man auch zu ihrem Gedächtniß, was ſie gethan hat, und erfreut ſich ihres frommen zarten Sinnes bis auf dieſe Stunde.

40.

Einzug in Jeruſalem.

Des andern Morgens begab ſich der Herr nach Jeruſalem — er gieng von dieſer Zeit an jeden Morgen nach Jeruſalem, aber am Abend kehrte er nach Bethania zu ſeinen Freunden zurück. Diesmal beſtieg er unterwegs eine Eſelin. Dieſes Thier, das bei uns ſo armſelig ausſieht, kommt im Morgenland zu einem ſchönen und anſehnlichen Wuchs. Jedermann, auch die Vornehmſten, bedienten ſich dieſer Thiere zum Reiten ohne Anſtand. Als aber Jeſus gegen die Stadt und in die Stadt kam, ſchien es, als ob ſich ganz Jeruſalem auf einmal zu ihm bekehren wollte. Eine große Volksmenge kam ihm entgegen und begleitete ihn. Viele legten ihre langen und breiten Oberkleider über den Weg, auf welchem er ritt. Andere brachen Zweige von den Bäumen und ſtreuten ſie auf den Weg. Alles Volk, das vorangieng und nachfolgte, rief mit lauter Stimme: „Hoſianna dem Sohn Davids! Gelobt ſey, der da kommt in dem Namen des Herrn!“ Auch die Kinder riefen ein freudiges Hoſianna darein. Wiewohl als Jeſus von der Anhöhe herabkam und die Stadt vor ſich ſah, fieng er an zu weinen. Denn er ſah im Geiſt das große Unglück voraus, welches die Einwohner durch ihre Gottloſigkeit, durch ihre Scheinheiligkeit, durch ihre Verſtocktheit ſich zubereiteten. Der Menſch bereitet meiſtens ſein Unglück ſich ſelbſten zu, und erkennt es erſt, wenn es zu ſpät iſt. „O, wenn du es wüßteſt,“ ſprach Jeſus, „ſo würdeſt

du bedenken zu dieſer deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Aber es iſt vor deinen Augen verborgen.“ Als aber Jeſus in die Stadt gekommen war, und in den Tempel, und die fröhlichen Kinder noch immer Hoſianna, Hoſianna riefen, fragten ihn die Prieſter, ob er nicht höre, was dieſe ſagen. Sie meinten nämlich, er ſolle ihnen wehren. Das that Jeſus nicht, der die Kinder ſo lieb hat. Nein, zu den ſtolzen Prieſtern ſprach er: „Habt ihr nicht geleſen: Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hat ſich Gott ein Lob bereitet.“

Aber das alles, und was Jeſus ſonſt noch lehrte und that, das erbitterte nur noch mehr den Haß ſeiner Feinde gegen ihn. Böſe Menſchen können es nicht anſehen, daß die Guten geehrt und geliebt werden. Sie beſchuldigten ihn, daß er das Volk gegen den Kaiſer empören und ſich zum König erheben wollte, der fromme friedliche Menſchenſohn, der die Sünder bekehren und retten und in das ſelige Reich Gottes bringen wollte.

41.

Die Wittwe am Gotteskaſten.

In den letzten Tagen vor ſeinem Tode ſaß einmal Jeſus dem Gotteskaſten des Tempels gegenüber, als eben die Leute ihre Gaben hineinlegten. Viele Reiche giengen vorüber und legten große Geſchenke nieder, die ihres Reichthums würdig waren. Zwiſchen ihnen

aber kam in dürftigem Gewande eine arme Wittwe und legte auch zwei Scherflein, so viel als ein Heller ein. Sie glaubte nicht, daß jemand auf sie achte, als der im Himmel wohnt, und auf Alles achtet. Aber Jesus übersah es nicht, und legte einen höhern Werth auf dieses kleine Opfer der frommen Armuth, als auf die großen Gaben des Reichthums. Er sprach zu seinen Jüngern: „Wahrlich, ich sage euch: Diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, als die andern alle. Denn die andern alle haben von ihrem Uebrigen etwas beigesteuert. Diese aber hat von ihrer Armuth Alles, was sie hatte, sie hat ihre ganze Nahrung eingelegt."

42.

Verkündigung von der Zerstörung Jerusalems und dem jüngsten Gericht.

Als sie aus dem Tempel giengen, und diesen großen Bau noch einmal betrachteten, sprachen zu Jesu die Jünger: „Herr, siehe welche Steine, und welch ein Bau ist das!" Sie freuten sich, daß sie auch zu einem Volk gehörten, welches einen solchen Tempel hatte, wie man noch heut zu Tag sich freut, und fast etwas darauf einbildet, wenn man eine schöne und reinlich gehaltene Kirche hat. Jesus sprach zu ihnen: „Seht ihr das Alles? Wahrlich, ich sage euch, es wird hier nicht ein Stein auf dem andern

bleiben, der nicht zerbrochen werde. Ihr werdet hören von Kriegen und Kriegsgeſchrei. Es wird ſich empören ein Volk über das andere, und ein Königreich über das andere, und werden ſeyn Peſt und theure Zeit und Erdbeben hin und wieder. — Sie werden euch verfolgen und überantworten in ihre Schulen und Gefängniſſe. Sie werden euch vor Könige und Fürſten ziehen, und ihr werdet gehaſſet werden von Jedermann um meines Namens willen. — Wenn ihr aber ſehen werdet die Stadt Jeruſalem mit einem Kriegsheer belagert, dann merket, daß die Zeit ihrer Verwüſtung da iſt."

Bei dieſer Gelegenheit ſprach Jeſus auch von der letzten Vollendung aller Dinge und von ſeiner Wiederkunft zum Gericht am Ende der Welt.

Von ſeiner Wiederkunft zum Gericht ſprach er alſo:

„Wenn des Menſchen Sohn kommen wird in ſeiner Herrlichkeit, und alle heiligen Engel mit ihm, dann wird er ſitzen auf dem Stuhl ſeiner Herrlichkeit; und werden vor ihm alle Völker verſammelt werden, und er wird ſie von einander ſcheiden, gleich als ein Hirt die Schafe von den Böcken ſcheidet; und wird die Schafe zu ſeiner Rechten ſtellen, und die Böcke zur Linken. Da wird dann der König ſagen zu denen zu ſeiner Rechten: „Kommt her, ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt. Denn ich bin hungerig geweſen, und ihr habt mich geſpeiſet. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich getränkt. Ich bin ein Fremdling geweſen, und ihr habt mich beherberget. Ich bin nackt geweſen, und ihr habt

mich bekleidet. Ich bin krank geweſen, und ihr habt mich beſucht. Ich bin gefangen geweſen, und ihr ſeyd zu mir gekommen.“ Dann werden ihm die Gerechten antworten und ſagen: „Herr, wann haben wir dich hungerig geſehen, und haben dich geſpeiſt? Oder durſtig, und haben dich getränkt? Wann haben wir dich einen Fremdling geſehen und beherberget, oder nackt und haben dich bekleidet? Wann haben wir dich krank oder gefangen geſehen, und ſind zu dir gekommen?“ Der König wird antworten, und ſagen zu ihnen: „Wahrlich, ich ſage euch: Was ihr gethan habt Einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan.“ Dann wird er auch ſagen zu denen zur Linken: „Gehet hin von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt dem Teufel und ſeinen Engeln. Ich bin hungerig geweſen, und ihr habt mich nicht geſpeiſt. Ich bin durſtig geweſen, und ihr habt mich nicht getränket. Ich bin ein Fremdling geweſen, und ihr habt mich nicht beherberget. Ich bin nackt geweſen, und ihr habt mich nicht bekleidet. Ich bin krank und gefangen geweſen, und ihr habt mich nicht beſucht.“ Da werden ſie ihm auch antworten und ſagen: „Herr, wann haben wir dich geſehen hungerig oder durſtig, oder einen Fremdling, oder nackt, oder krank, oder gefangen, und haben dir nicht gedient?“ Dann wird er ihnen antworten und ſagen: „Wahrlich, ich ſage euch: was ihr nicht gethan habt Einem unter dieſen Geringſten, das habt ihr mir nicht gethan.“ Dieſe werden in die ewige Pein gehen, aber die Gerechten in das ewige Leben.“

43.

Judas Iſcharioth.

Unterdeſſen hielten die Prieſter und Aelteſten des Volkes in der Wohnung des Hohenprieſters Kaiphas einen Rath, wie ſie Jeſum mit Liſt in ihre Gewalt bringen könnten. Sie hatten nicht das Herz, ihn öffentlich gefangen zu nehmen. Sie fürchteten Widerſtand und Aufruhr. Denn es waren damals viele Freunde und Anhänger Jeſu aus Galiläa und dem ganzen Lande in Jeruſalem wegen des Feſtes verſammelt. Einige riethen ſogar, man ſolle warten, bis das Feſt vorüber wäre. Indeſſen kam von des Herrn eigenen Jüngern Judas Iſcharioth und that ihnen das Anerbieten, er wolle ihn unbeſchrieen in ihre Hände liefern. Iſcharioth der Böſewicht ſprach zu den Prieſtern: „Was wollt ihr mir geben, ich will ihn euch verrathen.“ Die Prieſter boten ihm ein Schmach- und Sündengeld von dreißig Silberlingen an, welches ſo viel iſt, als ungefähr fünfzehn Thaler. Um das Sündengeld von dreißig Silberlingen verkaufte ſich Judas zu der ſchrecklichen That, ſeinen Herrn und Meiſter zu verrathen, und wird ſchlechten Gewinn davon haben. Aber iſts nicht ſchon einmal geſagt? Wen der böſe Geiſt zu einer ſchrecklichen That verleiten will, den macht er vorher rachſüchtig oder eiferſüchtig oder geldbegierig.

Nach dieſem kehrte der Tückiſche und Verworfene zu Jeſu und ſeinen andern Jüngern zurück, als wenn nichts geſchehen wäre. Er gab jetzt auf alle ihre Schritte und Worte Acht.

An dem Tag, als man pflegte das Oſterlamm zu eſſen, ſprach Jeſus zu den Jüngern Petrus und Johannes: „Gehet hin in die Stadt und bereitet das Oſterlamm. Es wird euch ein Menſch begegnen, der einen Krug mit Waſſer trägt. Folget ihm nach, und wo er hineingeht, da wird euch der Hausherr einen großen gerüſteten Saal zeigen. Daſelbſt richtet es für uns zu." Die Jünger fanden es alles ſo, und thaten ſo, wie ſie der Herr geheißen hatte. Am Abend kam er mit den übrigen Jüngern, ſetzte ſich und ſprach: „Mich hat herzlich verlangt, das Oſterlamm mit euch zu eſſen, ehe denn ich ſterbe." Wenn nur einer nicht dabei geweſen wäre! Jeſus gerieth während der Mahlzeit in eine tiefe Bewegung ſeiner Seele. „Wahrlich," ſprach er: „ich ſage euch, einer unter euch wird mich verrathen." Er kannte ſeinen Verräther wohl, aber er wollte ihn noch nicht nennen. Er wollte ihn noch ſchonen und ihm Gelegenheit geben, ſein entſetzliches Vorhaben aufzugeben und ſich zu beſſern.

Aber wer einmal im Böſen ſo weit gegangen iſt, wer ſich ſo vom Satan hat verſtricken laſſen, o Gott, wie ſchwer iſt es, daß ein ſolcher Unglückſelige wieder beſſer werde!

Die guten Jünger ſahen einander voll Schrecken an, ob ſo etwas möglich ſey, und wen er wohl meine. Es fragte ihn Einer nach dem Andern in dem Bewußtſeyn ſeiner Unſchuld: „Herr, bin ichs?" Jeder wünſchte von Jeſu das tröſtliche Wort zu vernehmen, daß er ihm ein ſolches Verbrechen nie zutrauen könne. Nur den Judas ließ das böſe verrathene Gewiſſen noch nicht zur Sprache kommen. Petrus winkte dem Johannes, der den nächſten

Platz neben Jesu hatte, daß er ihn fragte, wer es sey? Da tauchte Jesus einen Bissen ein und sprach: „Der ist es, dem ich ihn gebe.“ Er gab ihn seinem Verräther. Da sprach endlich auch der verstockte Sünder in seinem bösen Bewußtseyn: „Herr, bin ichs?“ Jesus sprach: „Du bists!“

Es war nichts mehr an ihm zu schonen. Sein Herz war befangen in der Bosheit und Verstockung.

Bewahre mich, mein Gott, daß ich nie von deinen Wegen weiche, nie deine leitende Vaterhand verlasse!

44.

Die Stiftung des heiligen Abendmahls.

Nach dem Genuß des Osterlamms stiftete Jesus ein neues Erinnerungsmahl, das heilige Erinnerungsmahl seines Todes und seiner Liebe bis in den Tod. Zu dem Ende nahm er das Brod, segnete es, und brachs, er gab es seinen Jüngern und sprach: „Nehmet, esset! Das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Das thut zu meinem Gedächtniß.“ Desselbigen gleichen nahm er auch den Kelch, segnete ihn und sprach: „Trinket alle daraus! Das ist mein Blut des neuen Testaments, das für Viele vergossen wird zur Vergebung der Sünden.“

Die Jünger aßen von dem Brod und tranken von dem Wein, und befestigten mit Jesu den Bund der Treue und der Liebe bis in den Tod.

Das

Das iſt das heilige Abendmahl oder Nachtmahl, welches ſeitdem in allen chriſtlichen Kirchen auf der Erde von den Bekennern Jeſu gefeiert wird, daß ſie ſeines Todes und ſeiner Liebe dabei gedenken, und daß ſein Leib und Blut mit ihnen vereinigt werde, und ſie heilige und ſtärke zum ewigen Leben.

45.

Reden Jeſu zu ſeinen Jüngern. Begebenheiten in Gethſemane.

Es ſprach der Herr zu ſeinen Jüngern: „Ich bin noch eine kleine Weile bei euch. Liebet euch unter einander, wie ich euch geliebet habe, daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, wenn ihr Liebe untereinander habt.“ Petrus fragte ihn, wo er denn hingehe? Der Herr erwiederte ihm: „Wo ich hingehe, kannſt du mir diesmal nicht folgen.“ Petrus ſprach: „Warum ſoll ich dir nicht folgen können? Ich will mein Leben für dich laſſen. Wenn dich alle verlaſſen, ich verlaſſe dich nicht.“ Jeſus ſprach zu ihm: „Du wollteſt dein Leben für mich laſſen? Wahrlich, ehe der Hahn kräht, (das heißt, ehe der Tag kommt,) wirſt du mich dreimal verläugnen.“

Auch mit andern Worten ermahnte und tröſtete er ſie, und verſprach ihnen die Sendung und den Beiſtand des heiligen Geiſtes, wann er nicht mehr bei ihnen ſeyn würde. „Ich will den Vater bitten,

und er ſoll euch einen andern Tröſter geben, daß er bei euch bleibe ewiglich, den Geiſt der Wahrheit; derſelbige wird euch in alle Wahrheit leiten."

Endlich betete er auch noch für ſie und für alle, die durch ihr Wort noch an ihn glauben würden, daß wir eins bleiben mögen in ihm, und daß uns Gott einſt zu ihm bringen wolle in ſeine Herrlichkeit, die ihm Gott gegeben hat.

Nach dieſen Worten gieng er mit ihnen in einen Garten, Gethſemane genannt.

In dem Garten ſprach er zu ihnen: „Setzet euch hier! Ich will dort hingehen und beten." Doch nahm er mit ſich den Petrus, Jakobus und Johannes. Jetzt fieng er an zu trauren und zu zagen. „Meine Seele," ſprach er, „iſt betrübt bis in den Tod. Bleibet hier, und wachet mit mir." Alsdann gieng er noch einige Schritte weiter allein, warf ſich in ſeiner Seelenangſt auf die Erde nieder, und betete, daß ihn Gott vor den ſchrecklichen Leiden bewahren wolle, die auf ihn warteten. „Mein Vater," ſo betete er, „wenn es möglich iſt, ſo gehe dieſer Kelch an mir vorüber. Doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt." Als er zu ſeinen Jüngern zurückkam, wie wenn er Troſt bei ihnen ſuchen wollte, ſchliefen ſie. Da ſprach er zu ihnen: „Könnt ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen? Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet." Das Nämliche that er zum zweiten- und zum drittenmale, wie in der Betrübniß und Angſt zu geſchehen pflegt. Bald iſt das geängſtete Herz lieber allein und betet. Bald ſucht es wieder Troſt und Stärkung bei freundlichen Menſchen. Als er zum drittenmal wieder kam, und

die Jünger ſchlafend fand, ſprach er: „Ach, wollt ihr denn nur ſchlafen und ruhen! Siehe die Stunde iſt hier, daß des Menſchen Sohn in der Sünder Hände überantwortet werde. Stehet auf," ſprach er, „laßt uns gehen. Siehe mein Verräther iſt da." Als er aber noch redete, kam in den Garten Judas, der Böſewicht, und brachte mit ſich eine Schaar von Gerichtsdienern und Kriegsknechten mit Fackeln, mit Schwertern und mit Stangen. So gieng er zu Jeſu hin, grüßte und küßte ihn: „Gegrüßet ſeyſt du, Rabbi!" Dieſes Zeichen hatte er mit ſeinen Begleitern verabredet: „Welchen ich küſſen werde, der iſt's." Denn ſie kannten Jeſum nicht, im Dunkeln gar nicht. Es war ein tiefer Schmerz für das fromme heilige Gemüth Jeſu, daß das ſchöne Zeichen der Freundſchaft und der Liebe, Gruß und Kuß, zu einer ſo ſchändlichen Treuloſigkeit konnte gemißbraucht werden. „Wozu," ſprach er, „biſt du gekommen? Judas, verratheſt du des Menſchen Sohn mit einem Kuß?" Als aber die Jünger ſahen, was aus der Sache werden wolle — der fromme Jeſus wurde angegriffen und wie ein Verbrecher gefangen genommen — wollten ſie anfänglich Gewalt gegen Gewalt gebrauchen. Petrus griff ſogar einen der Kriegsknechte mit gezogenem Schwerte an und verwundete ihn. Nur Jeſus blieb ruhig und beſonnen in dem bedenklichſten und furchtbarſten Augenblicke. Wo der gewöhnliche Menſch nicht mehr weiß, was er thut, gibt Gott Beſinnung und Ruhe dem frommen und unſchuldigen Herzen. Er ſprach zu Petrus: „Stecke dein Schwert in die Scheide, denn wer das Schwert gebraucht, kommt durch das Schwert um. Oder ſoll ich den Kelch nicht trinken, den mir mein

Vater gegeben hat?" Denn er wußte, daß Gott den Menſchen große Wohlthaten durch ſeinen Tod erweiſen wollte. Alſo ließ er ſich willig binden und aus ihrer Mitte hinwegführen. In dieſem Augenblick verließen ihn alle Jünger und flohen.

46.

Die Verläugnung des Petrus.

Jetzt führten ſie den Herrn noch in der Nacht vor Kaiphas, den Hohenprieſter, wo auch ſchon einige andere Prieſter und Rathsherren verſammelt waren und auf ihn warteten. Sie hielten ein kurzes vorgängiges Verhör über ihn, daß ſie wüßten, weſſen ſie ihn beſchuldigen wollten, und daß ſie einig wären in ihrem Urtheil, wenn am folgenden Morgen das Gericht über ihn gehalten würde.

Sie wurden einig in ihrem Urtheil, daß er ſterben müſſe, weil er bekannt hatte, er ſey Chriſtus, der Sohn Gottes. Denn das nannte der Hoheprieſter mit ſcheinheiligem Entſetzen eine Gotteslästerung.

Aber wer ſtand unterdeſſen in dem Vorhof des Hohenprieſters unter den Gerichtsdienern und dem Geſinde? Petrus und noch ein Jünger waren Jeſu von ferne wieder nachgefolgt bis in den Vorhof des Palaſtes, daß ſie ſähen, wie es ihm ergehen werde. Sie glaubten, es würde ſie, zumal in der Nacht, niemand erkennen. Als ſie aber da ſtanden und ſich wärmten bei einem Kohlfeuer, und der Schein

davon das Angeſicht des Petrus erhellte, faßte ihn eine Magd des Hohenprieſters in's Auge und erkannte ihn. Sie ſprach zu ihm: „Auch du warſt mit dem Jeſu von Galiläa.“ Da überlief den Jünger plötzlich eine Furcht. Er läugnete mit den Worten: „Ich weiß nicht, was du ſagſt.“ Es ſprach eine andere Magd, als ſie ihn erblickte: „Dieſer war auch mit dem Jeſu von Nazareth!“ Petrus läugnete zum zweitenmale und ſchwur: „Ich kenne den Menſchen nicht.“ Nach einiger Zeit — es gieng ſchon dem Morgen entgegen — ſprachen einige der Anweſenden: „Wahrlich, er war auch dabei.“ Ja, es fragte ihn einer von den Gerichtsdienern ins Geſicht: „Sah ich dich nicht im Garten bei ihm ſtehen?“ Da betheuerte Petrus in der Angſt zum drittenmal: „Ich kenne den Menſchen nicht.“ Bald darauf krähete der Hahn. Unterdeſſen hatten die Diener Jeſum ebenfalls in den Vorhof geführt, daß ſie, bis der Tag käme, ihn bewachten. Es geſchah unter den zungerechteſten Mißhandlungen. Als aber der Hahn krähte, wandte Jeſus ſich um, und ſchaute den Petrus an. Da gedachte der Jünger an die Worte ſeines Herrn: „Ehe der Tag kömmt, wirſt du mich dreimal verläugnen.“ Es gieng der arme Jünger mit verhülltem Angeſicht hinweg, und beweinte ſeine Vermeſſenheit und ſeinen Fall in bittern Thränen.

Er konnte nicht mehr mit Jeſu reden, und die Schmerzen ſeiner Reue vor ihm ausweinen. Aber Jeſus kannte ſeinen Jünger doch. Der Himmliſche ſieht in das Herz.

47.

Die Verurtheilung Jeſu.

Der Todestag Jeſu war angebrochen. Mit dem frühen Morgen verſammelte ſich der hohe Rath der Juden. Da ſprachen ſie das Todesurtheil über ihn aus, wie ſie in der Nacht es beſchloſſen hatten. Es war von nichts anderm mehr die Rede. Zwar einer von ihnen, Joſeph von Arimathia, willigte nicht in ihren Rath, Nikodemus auch nicht, der einſt in der Nacht zu Jeſu gekommen war. Sie liebten und ehrten ihn, aber ſie konnten ihn nimmer retten. Hierauf führten ihn ſeine Feinde vor den römiſchen Statthalter oder Landpfleger Pontius Pilatus, daß er das Todesurtheil beſtätigte und vollziehen ließe. Sie ſelbſt durften es nicht vollziehen. Es zog auch viel zuſammengelaufenes Volk mit, wie zu geſchehen pflegt. Unter ihnen waren ohne Zweifel Gedungene von den Phariſäern. Die Bosheit und Rachſucht erlaubt ſich alle Mittel, daß ſie ihre gottloſe Abſicht erreiche. Pilatus fragte ſie: „Was habt ihr für eine Klage gegen dieſen Menſchen?“ Sie ſprachen: „Das Volk macht er aufrühriſch, und verbietet dem Kaiſer die Schatzung zu geben, und ſagt, er ſey der König.“ Sie beſchuldigten ihn nämlich, als wenn er ein weltlicher König ſeyn und dem Kaiſer die Herrſchaft über das Land entziehen wollte, die Boshaften. Pilatus verhörte ihn: „Biſt du der Juden König?“ Jeſus antwortete ihm: „Ein König bin ich. Aber mein Reich iſt nicht von dieſer Welt.“ Pilatus überzeugte ſich bald von der Unſchuld des

frommen Jeſus, und gedachte daran, ihn zu retten. Deswegen hörte er es nicht gerne, daß Jeſus den Ausdruck gebrauchte: „Ich bin ein König.“ Er hätte lieber gehört „Ich bin kein König.“ Aber Jeſus ſprach: „Ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit bezeugen ſoll.“ Pilatus gab den Juden unverholen den Beſcheid, daß er keine Schuld an ihm finde. Aber ſie beharrten darauf, daß er ſterben müſſe, nach ihrem Geſetz müſſe er ſterben. Denn ſie kannten den Pilatus wohl, daß er kein feſter und herzhafter Mann ſey. Pilatus ſchickte Jeſum zu Herodes, weil Herodes Fürſt von Galiläa war; damals aber befand er ſich in Jeruſalem. Herodes verſpottete ihn, und ſchickte ihn wieder zurück.

Pilatus wendete ſich nun an das gemeine Volk, welches ſich vor dem Richthaus verſammelt hatte. Das Volk hatte ein altes Recht, auf das Oſterfeſt einen von den Gefangenen frei zu bitten. Damals ſaß ein Aufrührer und Mörder gefangen, mit Namen Barrabas. Pilatus redete das Volk an: „Soll ich euch den Barrabas losgeben, oder Jeſum?“ Er hoffte, das Volk würde um Jeſum bitten. Aber ſie baten um Barrabas. Er fragte ſie: „Was ſoll ich denn mit Jeſu anfangen?“ Sie antworteten: „Kreuzige ihn!“

O, wo ſind die guten Menſchen, die wenige Tage vorher den Einzug Jeſu mit Hoſianna feierten? Die ſeinen Einzug mit Hoſianna feierten, ſind nicht da. Viele ſind daheim und trauern und kommen erſt am Pfingſtfeſt wieder. Wann die Rotte der Böſen triumphirt, ſo trauern die Guten und beten.

Pilatus machte noch einen Versuch, das Mitleiden des Volks durch Grausamkeit zu erregen. Er ließ den frommen Jesus geisseln. Nach der Geisselung legten ihm die römischen Kriegsknechte einen Purpurmantel um. Sie flochten eine Krone von Dornen und setzten sie auf sein Haupt. Sie gaben ihm einen Stab in die Rechte. Sie knieten spottweise vor ihm nieder und sprachen: „Gegrüßet seyst du, der Juden König!" Sie standen wieder auf, nahmen den Stab aus seiner Hand, und schlugen damit auf sein Haupt. Als er diese und noch mehr Mißhandlungen ausgeduldet hatte, stellte ihn Pilatus mit seinen Striemen, mit seinen Wunden, in seinem Blute wieder vor das Volk. „Seht doch," sprach er, „welch ein Mensch!" Aber die empörte Rotte beharrte darauf, daß er sollte gekreuziget werden. Ja die Priester drohten zuletzt dem Landpfleger mit dem Kaiser. „Lässest du diesen los," sprachen sie, „so bist du des Kaisers Freund nicht." Da setzte sich endlich Pilatus auf den Richterstuhl und that den Ausspruch, daß Jesus sollte gekreuziget werden. Doch wusch er seine Hände und sprach: „Ich bin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten, sehet ihr zu!" Also bezeugte der Richter mit eigenem Munde, daß er einen Unschuldigen gerichtet habe.

Als Judas, der Verräther, sah, daß Jesus zum Tode verurtheilt wurde, da reute ihn seine schreckliche That. Er brachte das Blut- und Sündengeld den Priestern wieder. Er sprach: „Ich habe Unrecht gethan, daß ich unschuldig Blut verrathen habe." Aber böse Menschen haben mit einander keine Barmherzigkeit. Sie sprachen: „Das geht uns nichts an.

Das iſt deine Sache. Da ſiehe du zu.“ Solche Abſolution gaben ihm die Prieſter auf ſeine Beichte. Damit warf er verzweiflungsvoll das Blutgeld, die dreißig Silberlinge, in den Tempel, ſuchte einen einſamen Ort und erhenkte ſich. Ein ſolches Ende nahm der Jünger, der um dreißig Silberſtücke ſeinen Herrn mit einem Kuß verrathen hatte. Solchen Gewinn brachte ihm ſein Frevel. Solchen Gewinn bringt der Frevel.

48.

Die Kreuzigung.

Eine große Menge Volks, Böſe und Gute, begleitete Jeſum zu ſeiner Kreuzigung. Unter ihnen waren fromme Weiber, die weinten und wehklagten über ſein Schickſal. Aber Jeſus wandte ſich um zu ihnen und ſprach: „Ihr Töchter von Jeruſalem, weinet nicht über mich! Weinet über euch ſelbſt und über eure Kinder!“ Denn er dachte abermals an das große Unglück, das bald über Jeruſalem kommen mußte, und in ſeinem eigenen Schmerz verlor er das Mitleiden mit dem fremden nicht. Als ſie mit ihm nach Golgatha gekommen waren, dort kreuzigten ſie ihn. Sie kreuzigten auch noch zwei Mörder mit ihm, Einen zu ſeiner Rechten, den Andern zu ſeiner Linken, und ſpotteten über ihn. Aber der fromme Dulder betete und ſprach: „Vater, vergib ihnen! Sie wiſſen nicht, was ſie thun.“ Das war das erſte Wort, welches Jeſus am Kreuze ſprach. Viele,

die vorübergiengen, läſterten ihn und ſchüttelten das Haupt. Auch die Hohenprieſter ſpotteten ſeiner: „Er hat andern geholfen, und kann ſich ſelber nicht helfen. Iſt er Chriſtus, der Sohn Gottes, ſo ſteige er herab. Er hat Gott vertraut, der helfe ihm nun.“ Selbſt Einer von denen, welche mit ihm gekreuziget waren, war noch im Stande, im eigenen entſetzlichen Schmerz der Schmerzen des Unſchuldigen zu ſpotten. Aber der andere ſprach zu ihm: „Fürchteſt du dich auch nicht vor Gott, der du gleiche Strafe leideſt? Zwar wir empfangen billig, was unſere Thaten werth ſind. Dieſer aber hat nichts Unrechtes begangen.“ Hierauf ſprach er zu Jeſu: „Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommſt.“ Jeſus antwortete gerne auf fromme Rede. Er gab dem Bittenden den Troſt: „Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn.“ Gegenüber dem Kreuze ſtand die Mutter Jeſu mit einigen Freundinnen. Das war die ſchmerzvolle Stunde, in welcher ſie Niemand ſelig pries. Es ſtand auch neben ihr Johannes, der Jünger, den Jeſus ſo lieb hatte. Als er ſeine Mutter und ſeinen geliebten Jünger erblickte, ſprach er zu ihr: „Siehe, das iſt dein Sohn,“ und zu dem Jünger ſprach er: „Siehe, das iſt deine Mutter.“ Das Wort der Liebe und des Vertrauens verſtand des Jüngers frommes Herz. Er nahm die Mutter Jeſu von Stunde an zu ſich, daß er ihr kindliche Liebe und Pflege beweiſe.

Der Himmel verhüllte ſich in ſchwarze Wolken. Es verbreitete ſich eine Finſterniß in der ganzen Gegend. Jeſus rief: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ Das war der Augenblick

ſeines höchſten Schmerzes. Aber wenn der Schmerz am höchſten iſt, iſt ſeine Auflöſung am nächſten. Wenn wir von Gott verlaſſen ſcheinen, iſt Gott am nächſten bei uns. Jeſus ſprach: „Mich dürſtet," daß er vor ſeinem Tode ſich noch einmal erquickte und auf ſein nahes Ende ſtärkte. Sie gaben ihm Eſſig zu trinken. Als er den Eſſig getrunken hatte, und das nahe Ende fühlte, rief er mit lauter Stimme: „Es iſt vollbracht" — „Vater," rief er, „in deine Hände befehl ich meinen Geiſt." Das war ſein letztes Wort. Da waren ſie aufgelöst die Schmerzen des frommen heiligen Dulders. Da neigte er das müde Haupt und ſtarb.

Aber nicht umſonſt hatte ſich der Himmel in furchtbare Wolken verhüllt. Die Erde erbebte, daß Felſen zerſprangen und die Gräber aufgiengen. Ja der Vorhang im Tempel zerriß, der das Allerheiligſte des Tempels bedeckte. Als der Hauptmann der römiſchen Wache das Erdbeben wahrnahm, ſprach er: „Wahrlich, er iſt ein frommer Mann und Gottes Sohn geweſen." Das Volk aber ſchlug an ſeine Bruſt, und kehrte wieder um. Man weiß nicht, was man dazu ſagen ſoll.

49.

Das Begräbniß.

Die Kreuzigung des Herrn geſchah an einem Freitag. Selbigen Abend brach der Sabbath an des Oſterfeſtes, ein ſehr heiliger Tag bei den Juden. Des-

wegen mußten die Gekreuzigten am nämlichen Tag abgenommen werden. Ehe ſie den Leichnam Jeſu herabnahmen, ſtach ihn noch einer der Kriegsknechte mit einem Speere in die Seite. Es floß Blut und Waſſer aus der Wunde. Während aber als die Freunde Jeſu bekümmert waren, was dem Leichname des theuren Erblaßten noch für eine Unehre widerfahren könnte, kam der reiche und vornehme Rathsherr, Joſeph von Arimathia, zu Pilatus, und bat ihn, daß er ihm den Leichnam Jeſu zum Begräbniß überlaſſen wolle. Es kam auch Nikodemus. Dieſe beiden nahmen den entſeelten Leichnam, und wickelten ihn mit koſtbaren Gewürzen in eine feine Leinwand ein. Joſeph beſaß nicht weit von dem Orte, wo der Herr gekreuziget war, einen Garten. In dem Garten war ein zubereitetes neues Grab, in welchem einſt er ſelbſt wollte begraben werden. Es war in einen Felſen eben hineingehauen. In das Grab legten den Leichnam Jeſu ſeine Freunde, und wälzten vor die Oeffnung einen großen ſchweren Stein, als wenn jetzt Alles am Ende wäre.

50.

Die Auferſtehung des Herrn.

Es war noch nicht Alles am Ende. Der Verheißene kann im Grabe nicht bleiben. Die Verheißung kann nicht ſterben. Wie ſprach der Herr zu ſeinen Jüngern? Des Menſchen Sohn wird gekreuziget und getödtet werden. Aber am dritten Tag wird er auferſtehen.

Der thränenreiche Sabbath war vorüber. Am Sonntag frühe — freundliche Morgenſterne mögen am Himmel geſtanden ſeyn — im Schimmer der freundlichen Morgenſterne giengen einige fromme Frauen, Freundinnen und Verwandte Jeſu, ebenfalls mit Specereien hinaus zu dem Grabe. Sie wollten dem theuern Erblaßten auch noch die letzte Pflicht der Liebe anthun, und ihn einbalſamiren nach der Sitte ihrer Zeit. Unterwegs ſprach kummervoll eine zu der andern: „Wer wälzet uns den Stein von dem Grabe?“ Aber wie oft will der ſchwache Menſch noch ſorgen, wann Gott ſchon geſorgt hat? Als ſie in den Garten kamen, war der Stein ſchon weggewälzt. Das Grab war offen. Es war kein Leichnam mehr darin. Ein Engel ſaß zur Rechten, gleich einem Jüngling, in einem langen weißen Gewand. Vor ſeinem Anblick erſchracken die Weiber. Der Engel ſprach: „Entſetzet euch nicht! Ihr ſuchet Jeſum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er iſt nicht mehr hier, er iſt auferſtanden.“ Ja, er zeigte ihnen die leere Stätte, wo Jeſus gelegen war. „Gehet hin,“ ſprach er, „und ſagt es ſeinen Jüngern. Was ſuchet ihr den Lebendigen bei den Todten?“

Der Menſch kann eine große Freude nicht ſchnell faſſen. Ja, die größte Freude ſelber iſt ein Schrecken. Die Frauen flohen mit Schrecken und Freude aus dem Garten in die Stadt, und verkündeten den Jüngern, was ſie geſehen und gehört hatten. Aber die Jünger glaubten ihnen nicht. Die Rede der Frauen war ihnen wie ein Traum. Wiewohl zwei von ihnen, Petrus und Johannes, giengen ſelbſt

hinaus zu dem Grab, und fanden es, wie die Frauen geſagt hatten. Die Leinwand, in welche Joſeph den Erblaßten gewickelt hatte, lag beiſammen an einem Ort. Ein Tuch, welches ihm um das Haupt gelegt war, lag nicht bei der Leinwand. Es war beſonders zuſammen gelegt an einem eigenen Ort.

51.

Maria Magdalena.

Aber wird ſich der Auferſtandene nicht ſelbſt erzeigen und ſeine zweifelnden und traurenden Freunde tröſten?

Eine von den Frauen, Maria Magdalena, glaubte nichts anderes, als daß der Leichnam in der Nacht hinweggetragen und an einen andern Ort gebracht worden ſey, und wußte nicht, von wem und wohin. Sie hatte deswegen keine Ruhe in der Stadt. Sie kehrte in den Garten zurück, ſie ſetzte ſich zu dem verlaſſenen Grab, ſchaute hinein, als ob ſie ihn ſehen müßte, oder als ob ſie ſich zu neuen Thränen ſtärken wollte, und wartete, bis jemand käme, der ihr ſagen könnte, wo der theure Entſchlafene läge. Da ſtand hinter ihrem Rücken auf einmal eine männliche Geſtalt und redete ſie an: „Weib, was weineſt du? Wen ſucheſt du?“ Maria meinte, es ſey der Gärtner. Es war nicht der Gärtner. Fromme Kinder wollen ſchon vermuthen, daß es der Auferſtandene war, und haben auch noch

kaum das Herz es recht zu glauben. Maria sprach zu dem Mann, den sie nicht kannte: „Herr, hast du ihn weggetragen, so sage mir, wo du ihn hingelegt hast, daß ich ihn hole.“ Es redete sie der Unbekannte mit ihrem Namen an: „Maria,“ sprach er mit sanfter Stimme, und enthüllte ihr sein Angesicht. Es war der Auferstandene, und offenbarte sich ihr, daß er lebe, daß ihn Gott wieder auferweckt habe von dem Tode. Maria schrie mit einem freudigen Erschrecken: „Rabbuni, d. h. mein Herr. Mehr konnte sie im ersten Augenblick nicht sagen. Als sie aber niederkniete und seine Kniee umfassen wollte, wehrte er ihr und sprach: „Rühre mich nicht an! Ich bin noch nicht aufgefahren,“ sprach er, „zu meinem Vater. Gehe aber zu meinen Brüdern und sage ihnen: „Ich fahre auf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott, und zu eurem.“

Wie mag die fromme Maria sich des Auferstandenen gefreut haben, des Lebenden, den sie einen Augenblick vorher noch als todt beweinte.

Den Abend lang währet das Weinen, aber am Morgen die Freude.

Du hast mir meine Klage verwandelt in einen Reigen. Du hast mein Trauergewand mir ausgezogen und mich mit Freuden umgürtet.

Maria, die getröstete und hocherfreute, eilte zu den Jüngern zurück, und verkündete ihnen, daß sie den Herrn gesehen, und was er mit ihr geredet habe.

52.

Der Gang nach Emahus.

Am nämlichen Sonntag giengen zwei Jünger mit einander nach Emahus, einem Flecken nahe bei Jeruſalem. Sie waren nicht von den Eilfen, aber ſie redeten mit einander von dieſen Begebenheiten und waren traurig. Zwar wußten ſie ſchon, daß die Frauen das Grab leer gefunden, und daß Engel mit ihnen geredet hatten. Aber ſie hatten noch keinen großen Glauben an die Auferſtehung. Da trat der Auferſtandene zu ihnen, nicht in ſeiner bekannten Geſtalt, ſein Antlitz war ihnen nicht enthüllt, und geſellte ſich zu ihnen, wie Wanderer auf der Straße manchmal zu thun pflegen. „Was ſind das für Reden," fragte er ſie, „die ihr mit einander wechſelt, und warum ſeyd ihr ſo traurig?" Die Jünger gewannen ein Zutrauen zu dem theilnehmenden fremden Mann. Sie ſprachen zu ihm: „Biſt du der einzige unter den Fremdlingen in Jeruſalem, der nicht wiſſe, was in dieſen Tagen geſchehen iſt?" Sie meinten, es müſſen alle Menſchen wiſſen, und alle an das denken, was ſie ſo traurig machte, und ſo ſchwer in ihrem Herzen lag. Er fragte ſie, was ſie meinten. Er wollte ihnen Gelegenheit geben, ihr Herz durch Mittheilen zu erleichtern. Sie ſprachen: „Das von Jeſu, welcher ein Prophet war, mächtig in That und Worten vor Gott und allen Menſchen. Unſere Prieſter," ſagten ſie, „haben ihn zum Tode überliefert, daß er gekreuziget wurde. Wir aber hofften, er ſollte Iſrael erlöſen." Hierauf fieng er an, ihnen aus den

Schriften

Schriften des Moſes und aus den Propheten zu erklären, daß ja Chriſtus ſolches leiden mußte, damit er in ſeine Herrlichkeit eingehen könnte. Den Jüngern wurde bei dieſen Reden ſo wohl in ihrem Herzen. Es bewegte ſich in ihrem Herzen eine wunderbare Liebe zu dieſem freundlichen Fremdling. Es wäre ihnen nicht lieb geweſen, als ſie nach Emahus kamen, wenn er weiter gegangen wäre. Sie ſprachen zu ihm: „Bleibe bei uns! denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget.“ Jeſus blieb gerne bei ihnen.

Als ſie aber mit einander in der Herberge waren, und zu Tiſche ſaßen, brach er das Brod, dankte und gab es ihnen. Da erkannten ſie ihn, daß er es ſey, an der Art, wie er pflegte das Brod zu brechen. Als ſie ſich aber erſt recht freuen und noch viel mit ihm reden wollten, verſchwand er vor ihnen. Da ſchauten ſie einander an und einer ſprach zu dem andern: „Brannte nicht unſer Herz in uns, als er mit uns redete auf dem Wege, und uns die Schrift erklärte?“ Sie eilten hierauf noch an dem nämlichen Abend nach Jeruſalem zurück, daß ſie den andern Jüngern erzählten, was ihnen begegnet ſey.

53.

Jeſus beſucht ſeine Jünger.

Die Jünger ſaßen denſelbigen Abend beiſammen, und die Thüren waren verſchloſſen aus Furcht vor den Juden. Aber von was redeten ſie wohl, als

von ihrem Herrn und Meister und von dem leer gefundenen Grab und von dem Zeugniß, und wie gerne sie ihn selbst sehen und mit ihm reden wollten, daß sie auch recht getrost und fröhlich seyn könnten. Da stand auf einmal der Auferstandene unter ihnen in seiner bekannten, lieben Gestalt und grüßte sie mit den schönen Worten: „Friede sey mit euch!" Doch fuhren sie vor Schrecken zusammen. Denn es war ihnen nicht anders, als erzeigte sich ihnen ein Geist. Jesus trat näher zu ihnen und zeigte ihnen seine Seite und seine Hände und beruhigte sie: „Ich bin es selber," sagte er, „fühlet mich an! Ein Geist hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr an mir sehet." Ja er aß mit ihnen von einem Fisch und etwas Honigseim. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

Das war der heilige Ostersonntag, der noch jährlich mit Freude und Hoffnung in allen christlichen Kirchen gefeiert wird im Frühjahr, wann die ersten Samenkerne aus der Erde aufgehen, und so zu sagen auch ihre Auferstehung halten.

Der Tod ist verwandelt in das Leben, in den Sieg. Gott sey gedankt, der uns den Sieg gegeben hat durch Jesum Christum unsern Herrn!

Thomas war nicht zugegen, als der Herr den Jüngern erschien. Als er zu ihnen kam, riefen sie ihm voller Freude entgegen: „Wir haben den Herrn gesehen." Thomas glaubte ihnen nicht. Er antwortete: „Wenn ich nicht mit meinen Händen die Wundenmale seines Körpers befühle, so will ichs nicht glauben." Nach acht Tagen waren sie abermal

beiſammen und die Thüren waren verſchloſſen, und Thomas war bei ihnen. Es war, wie wenn ſie warteten, ob er wieder kommen werde um die nämliche Zeit. Er kam wieder, und ſprach zu Thomas: „Reiche nun deine Finger her, und befühle meine Wundenmale, und ſey nicht ungläubig, ſondern gläubig.“ Als Thomas Jeſum erkannte, daß er es ſey, ſprach er zu ihm mit freudigem Entzücken: „Mein Herr und mein Gott!“ Jeſus aber ſprach zu ihm: „Weil du mich geſehen haſt, Thomas, ſo glaubeſt du. Selig ſind, die nicht ſehen und doch glauben.“

Alle die Jeſum Chriſtum nie geſehen und doch lieb haben, und an ihn glauben, wiewohl ſie ihn nicht ſehen, werden ſich einſt, gleich dem Thomas, freuen mit unausſprechlicher und herrlicher Freude.

54.

Erſcheinung Jeſu am galiläiſchen Meer.

Die Jünger waren auf kurze Zeit wieder in Galiläa. Petrus und einige von ihnen fiſchten auf dem See. Am Morgen ſtand Jeſus an dem Ufer, und fragte: „Kinder, habt ihr nichts zu eſſen?“ Er liebte ſie, als wenn ſie ſeine Kinder wären. Wen man herzlich und vertraulich liebt, den nennt man ſein Kind. Die armen Jünger hatten nichts, womit ſie ihren Herrn bewirthen konnten. Sie hatten die ganze Nacht hindurch nichts gefangen. Aber wo Jeſus iſt,

da ist kein Mangel. Es war bald für ein Mahl gesorgt. Als sie das Mahl genossen hatten, schaute er unter andern vertraulichen Gesprächen den Jünger an, der ihn dreimal verläugnet hatte, und sprach zu ihm mit beweglichen Worten: „Simon, hast du mich lieber, als mich diese haben?“ Denn vor der Gefangennehmung Jesu hatte Petrus gesagt: „wenn dich alle verlassen, so will ich dich nicht verlassen;“ als wenn er eine größere Liebe zu Jesu hätte, als Johannes und die andern Jünger. Deswegen fragte er ihn: „Hast du mich lieber?“ Er wollte ihn zur Erkenntniß seiner selbst, zur Demuth und zur Gerechtigkeit gegen die andern Jünger führen. Selbsterkenntniß führt zur Demuth und zur Gerechtigkeit. Petrus begehrte nicht mehr besser zu seyn, als die andern Jünger. Er antwortete demüthig und wahr. „Herr, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Lämmer!“ Zum zweitenmal fragte er ihn: „Hast du mich lieb?“ Petrus gab ihm die nämliche Antwort. Jesus sprach zu ihm: „Weide meine Schafe.“ Er fragte ihn zum drittenmal: „Hast du mich lieb?“ Petrus gab ihm zum drittenmal die Antwort: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe.“ Jesus sprach abermal zu ihm: „Weide meine Lämmer.“ Solche Gelegenheit gab er seinem Jünger, der ihn dreimal verläugnet hatte, daß er ihm dreimal seine Liebe bekennen konnte, und tröstete ihn. Gott gibt jedem guten Menschen, der aus Schwachheit gefehlt hat, Gelegenheit, seine Sünde zu erkennen, und nimmt das Bekenntniß seiner Treue und seiner Liebe mit Wohlgefallen an, und tröstet ihn.

55.

Letzte Reden Jesu an seine Jünger. Himmelfahrt.

Jesus sprach zu seinen Jüngern: „Es muß alles erfüllet werden, was von mir geschrieben ist.“

„Also ist's geschrieben, und also mußte Christus leiden und auferstehen am dritten Tag, und predigen lassen in seinem Namen Buße und Vergebung der Sünden unter allen Völkern.“

Wiederum sprach er zu ihnen: „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden.“

Dieses ist das Gesetz der heiligen Taufe, mit welcher die Kindlein getauft und in das Reich Gottes aufgenommen werden, daß sie Christo angehören und bei ihm bleiben und in dem wahren Glauben an ihn fromm und selig werden mögen.

„Siehe,“ sprach Jesus, „ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.“

Auch wiederholte er ihnen die Verheissung des heiligen Geistes und befahl ihnen, in Jerusalem beisammen zu bleiben, bis die Verheißung erfüllt werde. Aber alles, was er redete, deutete darauf, daß er bald werde von ihnen scheiden. Vierzig Tage, nachdem er von dem Tode erstanden war, verweilte er noch auf der Erde, erschien seinen Jüngern und

lehrte sie. Er hatte ihnen noch gar manches zu sagen, was sie früher nicht verstanden hatten.

Zuletzt nach allen diesen Reden und Erscheinungen führte er sie gen Bethania. Dort fragten sie ihn, wann er wieder kommen werde, wann er das Reich Israel wieder aufrichten werde. Sie erhielten aber die Antwort: Es gebühret euch nicht Zeit und Stunde zu wissen, welche der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sondern ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen, und werdet meine Zeugen seyn in Judäa und in Samaria und bis an das Ende der Welt."

Nach diesem hob Jesus die Hände auf und segnete sie, und fuhr auf gen Himmel. Eine Wolke nahm ihn weg vor ihren Augen. Als sie ihm aber nachsahen, wie er gen Himmel fuhr, standen bei ihnen zwei Männer in weißen Kleidern und sagten zu ihnen: „Ihr Männer von Galiläa, was stehet ihr und sehet gen Himmel? Dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen." Hierauf beteten die Jünger ihn an, und kehrten zurück nach Jerusalem, nicht mehr mit Traurigkeit und Angst, sondern mit großer Freude.

Das ist der Verheißene, in welchem alle Geschlechter der Erde sollen gesegnet werden, geboren in Bethlehem, schon in seiner Kindheit verloren und wieder gefunden am dritten Tag in Jerusalem, getauft vor Johannes im Jordan, versucht in der Wüste, gesendet von Gott, zu stiften das heilige Reich Gottes auf der Erde und die selige Wiedervereinigung der Menschen mit Gott, geliebt von den Guten, verfolgt von

den Bösen, verrathen von seinem Jünger, gekreuziget, gestorben und begraben, am dritten Tag auferstanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel.

Also hat ihn Gott erhöhet und hat ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen ist, daß in seinem Namen sich alle Kniee beugen und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sey.

56.

Die erste christliche Gemeinde.

Während als die Jünger in Jerusalem beisammen waren und auf die Verheißung warteten, in der Zwischenzeit ernannten sie einen von den übrigen Nachfolgern Jesu, Namens Matthias, daß er der zwölfte unter ihnen seyn sollte, anstatt des Judas Ischarioth. Es wäre nicht nöthig gewesen. Gott wird schon selber noch einen auserwählen, daß er der zwölfte sey, welchen in selbigen Tagen noch niemand dafür ansah. Hundert und zwanzig Seelen waren beisammen. Dieses war der Anfang und erste Keim der christlichen Kirche auf der Erde. Das Reich Gottes ist einem Senfkorn gleich, oder einem andern kleinen Samenkern, den ein Mensch nimmt, und in seinen Garten bringt. Er wächst und wird ein großer Baum. Durch Gottes Segen wird das Kleine groß.

57.

Die Ausgießung des heiligen Geistes.

Am Pfingstfest der Juden, fünfzig Tage nach der Auferstehung, waren die Jünger alle einmüthig beieinander. Auf einmal ergieng ein gewaltiges Brausen vom Himmel, und erfüllte das ganze Haus, worin sie saßen, und Flämmchen wurden sichtbar. Damals empfiengen die Jünger den heiligen Geist, den ihnen Jesus verheißen hatte. Es gieng nämlich in ihrem Inwendigen eine sonderbare und schnelle Veränderung vor, welche niemand beschreiben kann, was sie war, und wie sie zugieng. Denn niemand weiß, was in den Menschen ist, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist. Sie waren jetzt auf einmal ganz andere Menschen, als sie vorher waren gewesen. Alle Kräfte ihres Geistes und Gemüthes waren erhöht und geheiliget. Sie redeten mit andern Zungen, nachdem der Geist ihnen gab auszusprechen. Insbesondere aber ward ihr Herz belebt von Freudigkeit und Muth, das Evangelium des Auferstandenen vor allen Menschen kund zu thun. Alle Furchtsamkeit war jetzt verschwunden, welche bisher ihre Herzen gefangen hielt.

Als das Brausen gehört wurde, liefen die Leute zusammen in das Haus, wo die Jünger waren, wie die Neugierde zu thun pflegt.

Unter ihnen waren auch viele fremde Juden aus allen Gegenden der Welt, welche zur Feyer des Festes nach Jerusalem gekommen waren. Sie hatten schon vorher von den Jüngern gehört. Sie meinten,

sie würden einfältige Menschen antreffen, die in ihrer galiläischen Sprachweise nicht einmal erträglich mit andern Leuten reden könnten. Ey, wie verwunderten sie sich, als sie diese hocherleuchteten und hochberedten Männer sahen, und von den großen Thaten Gottes reden hörten. Sie sprachen zu einander: „Sind nicht diese alle, die da reden, aus Galiläa? Wie hören wir denn, ein jeglicher die Sprache, in welcher wir geboren sind? Was will das werden?" Einige aber trieben sogar ihren Spott, und behaupteten, die Jünger seyen betrunken, wiewohl es war erst die dritte Stunde am Tage. Die Leichtfertigkeit sucht überall Gelegenheit zum Spott. Ein besonnenes Gemüth findet überall Gelegenheit zum Nachdenken. Petrus stand auf, und hielt an sie eine Rede, wie Gott schon in den Tagen der Propheten den heiligen Geist verheißen habe, und jetzt werde diese Verheißung erfüllt. „Jesum von Nazareth," sprach er, „den Mann von Gott, — den habt ihr gekreuziget und getödtet; den hat Gott auferwecket, deß sind wir alle Zeugen — und nun, nachdem er durch die Rechte Gottes erhöht ist, hat er uns den heiligen Geist gegeben, und Gott hat ihn zu einem Herrn und Christ gemacht."

„Thut Buße," sprach er, „und lasset euch taufen auf den Namen Jesu Christi zur Vergebung der Sünde — denn euer, und eurer Kinder ist diese Verheißung, — und aller, die ferne sind, welche Gott rufen wird."

Selbigen Tag ließen sich taufen gegen dreitausend Menschen, und ihre Anzahl wurde täglich größer.

Das war das erste christliche Pfingstfest, welches ebenfalls noch heut zu Tag in allen Kirchen gefeiert

wird, fünfzig Tage nach Oſtern, wenn Gottes lebendiger Odem durch den blühenden Frühling weht, und das Jahr befruchtet. Jeder Sonntag iſt ein Gedächtnißfeſt, erſtens, für Gottes leibliche Wohlthaten in der Schöpfung, zweitens, für die Auferweckung Jeſu von den Todten, drittens, für die Sendung des heiligen Geiſtes, ein heiliger und erfreulicher Tag, ein heiliger Dreieinigkeits-Tag.

58.

Die erſte Verfolgung.

Gleichwie um Pfingſten oder bald hernach gewöhnlich die erſten Gewitter kommen — aber ſie ſchaden wenig, vielmehr ſie befördern die Fruchtbarkeit des Jahres, und der Sturmwind trägt die fruchtbaren Samenkernlein weiter — alſo brachen auch bald nach dem Pfingſtfeſt die erſten Verfolgungen über die Bekenner Jeſu aus, wie er ihnen vorausgeſagt hatte.

Als Petrus mit Johannes in den Tempel gieng, zu beten, heilte er im Vorbeigehen einen lahmen Menſchen, welcher vor einer Thüre des Tempels lag, und bettelte. Wer auf guten Wegen geht, dem gibt Gott Gelegenheit zu guten Thaten. Petrus ſprach zu dem lahmen Menſchen: „Gold und Silber habe ich nicht. Was ich aber habe, gebe ich dir. Im Namen Jeſu Chriſti ſtehe auf und wandele.“ Der Apoſtel war ſeiner Rede und ihres Erfolges ſo gewiß, daß er dem Kranken die Hand reichte, um

ihn aufzurichten. Augenblicklich stand der Lahme auf, gieng mit ihnen in dem Tempel herum und lobte Gott. Alle Leute, welche im Tempel waren, liefen herzu, daß sie den wunderthätigen Apostel sähen. Petrus wollte nicht dafür angesehen seyn, daß er so etwas im Stande sey. Ein wahrer Bekenner Christi will nicht mehr scheinen, als er ist. Er will nicht für seine Kunst und Weisheit ausgeben, was Gottes Kraft und Weisheit durch ihn thut. Petrus belehrte sie, daß dieser Lahme nicht durch ihn, sondern durch den Glauben an Jesum Christum genesen sey, welchen Gott auferweckt habe von den Todten.

Als nun die Priester hörten, welche im Tempel waren, daß die Apostel von dem verhaßten Namen Jesu lehrten, setzten sie dieselben aus dem Tempel hinweg gefangen, wie gemeine Verbrecher oder Unruhstifter, bis an den andern Morgen. Nichts desto weniger vermehrte sich die Gemeinde des Herrn abermal an selbigem Tage auf fünftausend Männer. Die Saaten waren aufgegangen, die in den Tagen Jesu gesäet wurden. Die Zeit der Ernte gieng an. Des andern Tages wurden zwar die Apostel vor Gericht gestellt, vor die nämlichen Richter, welche Jesum zum Tod verurtheilt hatten, aber Gott ließ ihnen kein Leid widerfahren. Sie wurden wieder in Freiheit gesetzt, ob sie gleich herzhaft bekannten, es sey dem also, daß Gott den Jesus von Nazareth, welchen sie gekreuzigt haben, von den Todten auferweckt habe, und es sey kein ander Heil, und es sey auch kein anderer Namen den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden. Ein rechtschaffener Bekenner Jesu muß herzhaft seyn. Er darf nichts

bemänteln noch verheimlichen. — Die Prieſter verboten zwar den Apoſteln, daß ſie nicht mehr lehren ſollten von Jeſu. Aber die Apoſtel ſprachen: „Urtheilet ſelbſt, ob es vor Gott recht ſey, daß wir euch mehr gehorchen, als Gott. Wir können es nicht laſſen, daß wir nicht reden ſollten, was wir geſehen und gehört haben.“

Alſo gaben die heiligen Apoſtel die erſte Probe ihres Lehrvortrags in einem Haus, das zweitemal ſchon in dem Tempel, das drittemal ſchon vor dem Gericht der Hohenprieſter und Aelteſten und Schriftgelehrten. Petrus bekennt jetzt ſchon vor den Hohenprieſtern, was er wenige Wochen vorher vor einer Magd verläugnet. Gott hilft den Schwachen weiter.

Als nun die Jünger fortfuhren, von Jeſu zu lehren, und ſeine Auferſtehung zu verkündigen, wurden ſie abermal in das Gefängniß geſetzt. Aber Gott erlöste ſie. Auf einmal waren ſie wieder in dem Tempel und lehrten. Die Hohenprieſter ſprachen zu ihnen: „Haben wir euch nicht ernſtlich verboten, daß ihr nicht lehren ſollt in dieſem Namen?“ Sie ſprachen den Namen Jeſu gar nicht aus, ſo verhaßt war er ihnen. Aber die Apoſtel antworteten: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menſchen.“ Es wurde im Rath die Rede davon, ſie zu tödten. Aber einer von den Herren des Raths, mit Namen Gamaliel, ein Mann wie Nikodemus und Joſeph, ſprach: „Nehmt euch in Acht, was ihr thut mit dieſen Leuten! Iſt ihr Werk von Menſchen,“ ſagte er, „ſo wird es untergehen. Iſt es aber von Gott, ſo könnt ihr es nicht dämpfen.“ Es war von Gott.

Sie konnten es nicht dämpfen. Die Apoſtel wurden abermal in Freiheit geſtellt, wiewohl nicht ohne ſchmerzhafte Mißhandlungen, wie ihnen Jeſus vorher geſagt hatte.

59.

Stephanus.

Die Apoſtel und die, welche durch ihr Wort waren glaubig geworden, führten anfänglich ein ſchönes gemeinſames Leben. Sie waren alle ein Herz und eine Seele. Ja ſie führten eine gemeinſchaftliche Haushaltung unter der Aufſicht der Apoſtel, und reichten beſonders den verlaſſenen und unglücklichen Wittwen ihre tägliche Nahrung. Als aber die Menge zu groß wurde und Unordnungen vorgiengen, wählten ſie auf den Rath der Apoſtel ſieben unbeſcholtene und fromme Männer, welche dem Geſchäft vorſtehen ſollten. Einer von ihnen hieß Stephanus.

Stephanus war neben ſeiner Frömmigkeit auch ein ſchöner, aber zugleich ein wortſeliger und ein reizbarer Mann. Man ſah ihm wohl an, daß er noch ein Neuling und kein Apoſtel war. Seine Reizbarkeit beförderte ſeinen Tod. Er wurde wegen der Lehre vor den Rath geführt. Es traten falſche Zeugen gegen ihn auf und beſchuldigten ihn, wie er ſollte geſagt haben, Jeſus von Nazareth werde den Tempel zerſtören und die Geſetze ändern, die Moſes gegeben habe. Dieſe Elenden wußten nicht einmal etwas

Neues zu erſinnen. Sie brachten wieder die nämliche Beſchuldigung vor, welche Jeſu war zur Laſt gelegt worden. Alle, die im Rath ſaßen, ſahen Stephanum an, er ſtand unter ihnen wie ein Engel. Als ihn aber der Hoheprieſter fragte: „Iſt dem alſo?“ begann er zu reden, und nannte ſie zwar in ſeiner Anrede, zuerſt gar fein, liebe Brüder und Väter, und erinnerte ſie an die Wohlthaten, die Gott ſeinem Volk erzeigt habe, von Abrahams Zeiten an, bis er auf David und Salomon kam, der dem Herrn den ſchönen Tempel baute. Als er aber des Tempels erwähnte, und nun wieder an die Beſchuldigung dachte, wegen welcher er verklagt war, und als er ſchon erhitzt war in ſeiner Rede, verlor er die Faſſung ſeines frommen Gemüths ſo ſehr, daß er anfieng, ſie zu ſchimpfen. Das that kein Apoſtel. Er nannte ſie Halsſtarrige und Unbeſchnittene, was damals eine große Beleidigung war, und warf ihnen vor, daß ihre Väter die Propheten getödtet haben, und ſie ſelbſt ſeyen nicht beſſer. Niemand läßt gern ſeine Väter ſchimpfen, ſich auch nicht. Sie knirſchten vor Zorn über dieſe Worte, und als er zuletzt noch ſprach, „ich ſehe den Himmel offen und des Menſchen Sohn ſtehen zur Rechten Gottes,“ riſſen ſie ihn ohne Recht und Richterſpruch zur Stadt hinaus und ſteinigten ihn. Als er aber fühlte, daß er jetzt bald ſterben werde, rief er: „Herr Jeſu, nimm meinen Geiſt auf.“ Ja er betete für ſeine Mörder und ihre Genoſſen, daß ihnen Gott dieſe Sünde nicht behalten wolle. Eines ſolchen Todes ſtarb der fromme Stephanus, und es ſtand ein junger Phariſäer dabei, Namens Saulus, als ſie ihn ſteinigten, und hatte ein beſonderes Wohlgefallen an ſeinem Tode. Der

junge Pharisäer ist derjenige, den Gott auserwählte, daß er unter den Jüngern der zwölfte sey, und sah ihn damals niemand dafür an. Gott behielt ihm diese Sünde nicht

---

60.

Saulus.

Die Heftigkeit der Rede des Stephanus machte den Namen Jesu noch viel verhaßter, als er vorher war, und seine Steinigung war der Anfang und die Losung zu einer allgemeinen Verfolgung. Die ganze Gemeine in Jerusalem floh auseinander und zerstreute sich in das ganze Land und bis in Syrien hinein, also, daß jetzt die Bekenner Jesu und die Boten seines Reichs in ganz Judäa und Samaria und über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet waren, in Galiläa ohnehin. Denn was bewirkt das Ungewitter und der Sturm? Er trägt die fruchtbaren Samenkernlein weiter.

Aber der schlimmste unter allen, welche die Gemeine in Jerusalem zerstörten, war der junge Pharisäer, der an dem Tode des Stephanus so großes Wohlgefallen gefunden hatte. Ja er verfolgte jetzt die Bekenner des verhaßten Namens bis in die fremden Städte, daß er sie gebunden nach Jerusalem führte. Als er zu solchen Zwecken sich nach Damaskus in Syrien begab, — sein Gewissen mochte ihn wohl bisweilen beunruhigen, ob er auch

auf guten Wegen ſey — Gott läßt keinen ungewarnt auf böſen Wegen gehen — plötzlich umleuchtete ihn eine Helle vom Himmel. Er fiel auf die Erde, und hörte eine Stimme: „Saul, warum verfolgſt du mich?“ Er ſprach: „Herr, wer biſt du?“ Die Stimme antwortete: „Ich bin Jeſus, den du verfolgeſt.“ Er fragte: „Herr, was willſt du, daß ich thun ſoll?“ Die Stimme ſprach: „Gehe hin in die Stadt! Da wird man dir ſagen, was du thun ſollſt.“ In der Stadt, in Damaskus beſuchte ihn auf Gottes Befehl ein Jünger mit Namen Ananias und unterrichtete ihn, und taufte ihn. Von der Zeit an war er ein anderer Menſch; und war er von Jeruſalem gekommen, daß er die Bekenner Jeſu verfolgte, ſo ward er jetzt ſelber einer, und lehrte in den Schulen, daß Jeſus ſey Chriſtus der Sohn Gottes. Alſo ward er ein Apoſtel, und weil er ein anderer Menſch war worden, ſo änderte er auch ſeinen Namen, und nannte ſich Paulus, und die ihn vorher fürchteten, liebten ihn jetzt, und freuten ſich ſeiner Bekehrung.

61.

Der Mohr.

Zur nämlichen Zeit taufte Philippus auch einen Mohren, den Schatzmeiſter der Königin Kandaces aus Mohrenland. Denn Chriſtus will allen Menſchen ein Heiland ſeyn. Der Mohr kam dem Heiland auf halbem Weg entgegen, doch wußte er es nicht. Er war nach Jeruſalem gekommen, daß er daſelbſt

betete

betete in dem Tempel. Er war schon wieder auf dem Heimweg, aber Gott ließ ihn, so zu sagen, nimmer aus den Augen. Er schickte ihm den Philippus zu. Der Mohr fuhr langsam auf seinem Wagen und las in dem Buch des Propheten Jesaias einen schweren Spruch von einem, der sich geduldig wie ein Lamm habe martern und tödten lassen. Sein Leben sey von der Erde hinweggenommen. Aber niemand vermöge die Dauer desselbigen auszusprechen. Philippus redete den Mohren an, ob er auch verstehe, was er lese. Manche Menschen wollen lieber unwissend seyn, als unwissend scheinen. Sie schämen sich zu fragen, was sie nicht wissen. Lernen, was man noch nicht weiß, ist keine Schande und führt oft zu großem Heil. Der redliche und bescheidene Mohr schämte sich nicht. Er sprach: „Wie kann ich verstehen, was ich lese, wenn mich niemand anleitet?" Er bat den Philippus, daß er wolle zu ihm sitzen, und ihm erklären, was es sey, wovon der Prophet rede. Philippus setzte sich zu ihm und lehrte ihn das Evangelium, die gute Botschaft von Jesus. Ein treues Gemüth versteht bald was ihm von Jesus gesagt wird. Der Mohr hatte ein treues Gemüth. Als sie des Weges an ein Wasser kamen, sprach er: „Was hindert's, daß ich mich taufen lasse?" Philippus fragte ihn: „ob er von ganzem Herzen glaube?" Der Mohr erwiederte: „Ich glaube, das Jesus Christus Gottes Sohn sey." Auf dieses Bekenntniß empfieng er von Philippus die Taufe und ward ein Jünger Jesu Sonst weiß man zwar nichts von ihm. Es war auch ein Saatkorn, das weiter zog.

62.

Cornelius.

Zur nämlichen Zeit taufte Petrus auch einen welſchen Hauptmann in Cäſaria, einen Heiden aus Rom. Der Hauptmann war fromm und gottesfürchtig ſammt ſeinem ganzen Hauſe, wohlthätig gegen die Armen und eifrig im Gebet. Es kam zu ihm ein Engel und ſprach: „Corneli, dein Gebet und deine Almoſen ſind vor Gott, und nun ſende Männer gen Joppe und laß zu dir rufen Simon mit dem Zunamen Petrus, der wird dir ſagen, was du thun ſollſt.“ Petrus war damals in der Stadt Joppe, aber er würde ſchwerlich mit den Boten des Hauptmanns in das Haus eines Heiden gegangen ſeyn und ihn getauft haben, wenn ihn Gott nicht durch eine wunderbare Erſcheinung dazu ermuntert hätte. Denn Petrus und alle ſeine Anhänger ſtanden damals noch im Wahn, Jeſus ſey nur den Juden ein Heiland, obgleich er den heiligen Geiſt hatte. Denn auch der heilige Geiſt und alle Gnade Gottes thut an den Menſchen nicht alles auf einmal, ſondern er gibt denen, die ihn annehmen, Trieb und Gelegenheit, täglich verſtändiger und frömmer zu werden, und leitet in die Wahrheit. Gott gab dem Apoſtel durch die ſonderbare Erſcheinung zu erkennen, daß jetzt zwiſchen Juden und Heiden kein Unterſchied mehr gelte. In jedem Volk ſey ihm angenehm, wer ihn fürchtet und recht thut.

Als Petrus zu dem Hauptmann kam, war in dem Haus eine große Freude und Hoffnung. Es waren alle Freunde und Verwandte des Hauptmanns

verſammelt. Der Hauptmann fiel zu den Füßen des Apoſtels nieder und wollte ihn anbeten. Aber der hochherzige Apoſtel richtete ihn auf, und ſprach: „Ich bin auch ein Menſch!“ Als ſie die erſten Reden mit einander gewechſelt hatten, that ihm Petrus das Evangelium kund, daß Gott verkündet habe den Frieden durch Jeſum Chriſtum, der da ſey ein Herr über Alles, daß ihn die Juden gekreuziget und getödtet haben. Aber Gott habe ihn auferweckt am dritten Tage und habe ihn verordnet zum Richter der Lebendigen und der Todten, und daß, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen. So war immer die Rede der Apoſtel. Dabei blieben ſie für den Anfang ſtehen. Das iſt das Fundament ihrer Lehre.

Als Petrus erkannte, daß das Evangelium von dem Hauptmann und ſeinen Freunden freudig angenommen wurde, ließ er ſie ebenfalls taufen, und blieb bei ihnen noch etliche Tage.

63.

Das Evangelium verbreitet ſich nach Rom.

Aber der eifrigſte unter allen, man darf es wohl ſagen, war Paulus, der jüngſte unter den Apoſteln. Paulus, erfüllt und belebt von dem heiligen Geiſt, reiſete umher in allen Ländern und in den vornehmſten Städten, wo damals Juden und Schulen waren, lehrte das Evangelium unter den Juden und Heiden

mit großer Gefahr, und ſtiftete und erbaute anſehnliche Gemeinden oder Kirchen, zum Beiſpiel in einer Stadt, Namens Antiochia. In Antiochia blieb er mit ſeinen Freunden und Gehülfen ein ganzes Jahr. Daſelbſt wurden auch die Bekenner des Evangeliums zum erſtenmal und ſeitdem Chriſten genannt, das heißt, Angehörige Chriſti, Königlich Geſinnte, nämlich ſolche, welche ſich zum Reich Gottes zählen, und Chriſtum als ihren Herrn und König erkennen und verehren. Denn Chriſtus heißt ſo viel als ein Geſalbter, das iſt, ein König.

Als der Apoſtel die ganze Gegend, welche er zu durchreiſen vermochte, in einen ſchönen Pflanzgarten des Chriſtenthums verwandelt hatte, kam er endlich wieder nach Jeruſalem. Die Juden in Jeruſalem warteten ſchon lange auf ihn, daß ſie ihn tödteten. Es entſtand wegen ſeiner ein Aufruhr ſelbſt in dem Rath. Der römiſche Kriegsobriſte, der in der Burg lag, rückte mit der ganzen Beſatzung aus, und führte den Apoſtel als Gefangenen in die Burg. Damals ſprach zu ihm der Herr: „Fürchte dich nicht, Paulus! denn wie du von mir in Jeruſalem gezeuget haſt, alſo mußt du auch in Rom zeugen.“ Es war aber Rom damals die berühmteſte und mächtigſte Stadt in der Welt, und die Reſidenz des Kaiſers.

Die Juden faßten einen neuen Mordanſchlag gegen ihn. Vierzig Juden verſchworen ſich, ſie wollten nichts eſſen und nichts trinken, bis ſie ihn getödtet hätten. Es hätte können ein langer Faſttag werden. Denn der Obriſte ließ ihn in der Nacht mit hundert Mann zu Fuß, ſiebenzig Reitern und zweihundert Schützen nach Cäſaria abführen vor den

Landpfleger Felix, daß man ſagen kann, das Evangelium ſey mit einem römiſchen Kriegskommando geflüchtet und gerettet worden, daß es nach Rom, in die Hauptſtadt der Welt, gebracht wurde. Zwei Jahre lang ſaß Paulus gefangen, und ward nicht losgeſprochen und nicht verurtheilt. Doch durften die Seinigen zu ihm kommen und ihm dienen. Es widerfuhr ihm nichts Böſes. Nach zwei Jahren kam ein anderer Landpfleger, Namens Feſtus, in das Land. Die Juden verlangten von ihm, daß er den Apoſtel nach Jeruſalem beſcheiden ſollte zum Verhör. Denn ſie hatten den Anſchlag gegen ihn noch nicht aufgegeben, ihn zu tödten. Der neue Landpfleger ſchien zuletzt nicht abgeneigt dazu. Aber der Apoſtel faßte einen herzhaften Entſchluß zu ſeiner Rettung. Er ſprach: „Ich ſtehe vor des Kaiſers Gericht. Ich begehre mein Recht von dem Kaiſer.“ Denn er wußte wohl, in welcher Gefahr er wäre, wenn er nach Jeruſalem wäre gebracht worden. War der Apoſtel kurz entſchloſſen, ſo war es der Landpfleger auch: „Auf den Kaiſer haſt du dich berufen, zum Kaiſer ſollſt du ziehen.“

Um dieſelbe Zeit beſuchte den neuen Landpfleger der König Agrippa, welcher jüdiſch war und von dem Geſchlechte des Herodes. Der Landpfleger bat den König, er wolle den Gefangenen ein wenig verhören; er verſtehe die jüdiſchen Religionsſachen beſſer, als er. Paulus hielt eine Rede an den König, und bewies ihm alles ſo ſchön aus den Propheten, daß der König zu ihm ſagte: „Es fehlt nicht viel, du überredeteſt mich, daß ich ein Chriſt würde.“ Er iſt keiner geworden. Wenig iſt gar oft ſo viel als

Alles. Doch überzeugte er sich von der Unschuld des Apostels, und daß man ihn könnte frei stellen, wenn er sich nicht auf den Kaiser berufen hätte. Paulus wurde in ein Schiff gebracht, daß er nach Rom geführet würde vor den Kaiser. Einige Getreue begleiteten ihn. Sie wollten ihren theuern Freund und Lehrer nicht verlassen. Auch war der Hauptmann, der die Gefangenen in Aufsicht hatte, gütig gegen ihn, aber die Fahrt auf dem Meer war sehr gefährlich. Viele Tage und Nächte lang erschien weder Sonne noch Gestirn. Sie hatten schon alle Hoffnung des Lebens verloren. Nicht weit von der Insel Melita zertrümmerte das Schiff. Aber Alle kamen noch glücklich an das Land. Endlich kamen sie wohlbehalten nach Rom. Auf solche Weise entgieng der standhafte Apostel durch Gottes gnädige Fürsorge den Nachstellungen seiner Feinde in Jerusalem und der Todesgefahr auf dem Meer. „Der Herr hat seinen Engeln befohlen über dir: — Aus sechs Trübsalen wird dich der Herr erlösen und in der siebenten wird dich kein Unfall rühren."

In Rom geschah ihm diesmal nichts. Er blieb zwei Jahre lang daselbst für sich, und lehrte dort von Jesu mit großer Freudigkeit und unverboten.

64.

Die Vermächtniſſe der Apoſtel.

Weil die Apoſtel nicht bei allen ihren Gemeinden oder Freunden zu gleicher Zeit ſeyn konnten, ſo ſchrieben ſie ihnen in der Abweſenheit auch von Zeit zu Zeit Briefe. In den Briefen ſtärkten ſie ihre Freunde in ſchönen Sprüchen zum ſtandhaften Glauben an Chriſtum und an ſeine Wiederkunft, und ermahnten ſie zum Vertrauen auf Gott in mancherlei Trübſalen und zu einem gottſeligen Sinn und Leben.

Folgende ſchöne Sprüchlein ſchenkten die heiligen Apoſtel der Jugend zum Andenken:

Der Apoſtel Paulus ſagt:

„Ihr Kinder, ſeyd gehorſam euern Eltern, denn das iſt dem Herrn gefällig.“

„Die Liebe ſey nicht falſch! Haſſet das Arge! Hanget dem Guten an.“

„Die Liebe thut dem Nächſten nichts Böſes.“

„Des ungeiſtlichen loſen Geſchwätzes enthalte dich! denn es hilft viel zum ungöttlichen Weſen. Böſe Geſchwätze verderben gute Sitten.“

„Eure Rede ſey allezeit lieblich.“

„Vermahnet die Ungezogenen.“

„Leget die Lügen ab und redet die Wahrheit.“

„Seyd nicht träge, was ihr thun ſollt.“

„Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind und war klug wie ein Kind, und hatte kindiſche Anſchläge. Da ich aber ein Mann ward, legte ich ab, was kindiſch war.“

Der Apoſtel Petrus ſagt:

„Ihr Jungen, ſeyd unterthan den Aelteſten, und haltet feſt an der Demuth.“

„Vergeltet nicht Böſes mit Böſem, noch Scheltworte mit Scheltworten.“

„Nach dem, der euch berufen hat und heilig iſt, ſeyd auch ihr heilig in allem euerem Wandel.“

Johannes der Apoſtel ſagt:

„Meine Kindlein, ſündiget nicht!“

Die Apoſtel vollendeten ihre irdiſche Laufbahn einer nach dem andern. Johannes überlebte ſie alle. Er war der letzte, den der Herr zu ſich nahm, wiewohl er ſah ſeine Herrlichkeit noch einmal auf der Erde, wie ein irdiſches Auge ſie zu ſchauen vermag. Johannes ſaß einmal auf einer Inſel, genannt Pathmos, im wogenden Meer, und dachte im Geiſt an des Herrn Tag, das heißt, an des Herrn Zukunft, und hörte hinter ſich eine laute Stimme. Er ſchaute nach der Stimme. Da ſah er ſieben goldene Leuchter, und zwiſchen den Leuchtern wandelte eine Geſtalt, gleich eines Menſchen Sohn, angethan mit einem langen Gewand, und um die Bruſt begürtet mit einem goldenen Gürtel, und glänzte wie die Sonne. Er wandelte zwiſchen den Leuchtern und ſprach zu dem Jünger: „Fürchte dich nicht! Ich bin der Erſte und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und ſiehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüſſel des Todes und der Hölle. Schreibe, was du ſiehſt und was da iſt, und was geſchehen ſoll hernach.“

Johannes ſchrieb an ſieben Gemeinden. An die Gemeinde zu Smyrna ſchrieb er:

„Sey getreu bis in den Tod, ſo will ich dir die Krone des Lebens geben."

Johannes hörte die Lobgeſänge, die alle Himmel dem Todten und dem Lebendigen ſingen.

Er ſah in geheimnißvollen Reden und Bildern, in ſchreckhaften, in lieblichen Bildern, was zukünftig ſey.

Viele fromme Menſchen und viele vorwitzige Menſchen wollen die Bilder deuten. Aber ſie vermögen es nicht.

Keine Weiſſagung, die in Bildern geſchieht, wird verſtanden, ehe ſie erfüllt wird, am wenigſten ihre Zeit. Von dem Tag und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, ſondern allein der Vater.

Es ſoll nicht unter euch ſeyn ein Zeichendeuter! Die Bilder ſind Zeichen.

Wiewohl Johannes ſieht nach dem Ablauf aller Trübſale eine Zukunft, welche ſo ſchön iſt, daß ſich ein frommes Gemüth billig darauf freuen mag.

Johannes ſah einen neuen Himmel und eine neue Erde. Denn der erſte Himmel und die erſte Erde vergieng. Gottes Hütte wird bei den Menſchen ſeyn, und er wird bei ihnen wohnen, und ſie werden ſein Volk ſeyn und er wird ihr Gott ſeyn. Gott wird abwiſchen alle Thränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr ſeyn, wann das Erſte vergangen iſt. Es wird keine Nacht dort ſeyn, und ſie werden nicht bedürfen des Lichts der Sonne. Denn Gott der Herr wird ſie erleuchten. —

Es ſpricht, der todt war und der lebt:

„Siehe, ich komme bald, und mein Lohn mit mir, zu geben einem jeglichen nach ſeinen Werken."

Beſchluß.

Alle dieſe Geſchichten und Lehren ſind getreulich ausgezogen aus dem Buch der heiligen Schrift, alten und neuen Teſtaments, welches Buch von Gott den Menſchen gegeben iſt, daß wir daraus von Kindheit an ſollen unterwieſen werden zur Seligkeit durch den Glauben an Chriſtum Jeſum.

Einen andern Grund kann niemand legen, denn der gelegt iſt, welcher iſt Chriſtus.

Suchet in der Schrift, denn ihr habt das ewige Leben darinnen, und ſie iſt's, die von mir zeuget.

Als Paulus der Apoſtel in der Stadt Beroe das Evangelium predigte, forſchten ſie täglich in der Schrift, ob es ſich alſo verhielte.

Forſchet, ob es ſich alſo verhalte!

Bibliſche Zeittafel nach runden Zahlen.

Von der Erſchaffung der Erde ſind verfloſſen

bis zur Sündfluth . . ungefähr .	1650	Jahre
bis auf Abraham	2000	—
bis auf Moſes	2450	—
bis zum Einzug der Iſraeliten in das Land Canaan nach dem Tode des Moſes	2490	—
bis zum König Saul	2920	—
bis zur Regierung Davids . . .	2930	—
bis zur Theilung des Königreichs nach dem Tode Salomons	3010	—
bis zum Untergang des Reiches Iſrael	3270	—
bis zum Anfang der babyloniſchen Gefangenſchaft	3380	—
bis zur Rückkehr der Juden aus der babyloniſchen Gefangenſchaft unter dem König Cores oder Cyrus . .	3450	—
bis zur Geburt Chriſti	4000	—

Von hier an beginnt die chriſtliche Jahrzahl, und es ſind nach gemeiner Rechnung verfloſſen von der Geburt Chriſti

bis zu ſeiner Kreuzigung, Auferſtehung und Himmelfahrt	33	—
bis zur Reiſe des Apoſtels Paulus nach Rom	60	—

Siebenzig Jahre nach Chriſti Geburt iſt Jeruſalem von einem römiſchen Kriegsheer belagert und ſammt dem Tempel zerſtört worden. Von dieſer Zeit an hat ſich das Chriſtenthum und ſein Schatten, das Judenthum, in die ganze Welt ausgebreitet. In allen Theilen der Welt ſtehen chriſtliche Kirchen, und erheben ſich fromme Herzen und Hände zu Gott und dem Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti. Das Werk war von Gott. Sie konnten es nicht dämpfen.

Bibliſche Aufſätze.

1.

Bar Enaſch oder des Menſchen Sohn.

Es iſt bekannt, daß Chriſtus ſich ſelber faſt am liebſten und öfterſten des Menſchen Sohn nennt, und daß man über dieſen Namen wohl eben ſoviel wiederſtreitende, und unſichere Meinungen hat, als über die Perſon deſſelben. Ja die bibliſche Encyklopädie behauptet ſogar unter dem Artikel „Gott“ in ihrer gewöhnlichen edlen Schreibart: „es haben die Herrn „Exegeten nun ſchon ſo viele Federn darüber ver„kaut, und am Ende doch nichts genießbares heraus„gebracht,“ und Herr Ammon hat in ſeiner bibliſchen Theologie einen reichlichen Beitrag dazu geliefert, ſo jedoch, daß es mir ſcheint, er habe nicht lange Zeit genommen, die Feder zu zerkauen.

Meine Meinung über den Sinn des Ausdrucks Menſchen Sohn iſt auch nicht neu, vielmehr ſehr alt, und ich will wünſchen, daß ſie die allerälteſte ſey. Denn ich halte dafür, es ſey für hetruriſche Vaſen und exegetiſche Meinungen ſchlechtes Lob, wenn ſie neu ſind.

Zwar erklärt ſich des Menſchen Sohn ſelber nirgends darüber, warum er ſich ſo nennt, und die bibliſchen Schriftſteller, die uns ſeine Reden aufzeichnen, finden es auch nicht nöthig, und es folgt daraus:

entweder, daß der Ausdruck überall keiner Erklärung bedarf, ſondern im buchſtäblichſten und allgemein verſtändlichen Sinn genommen werden müſſe, ſo daß alsdann Menſchen Sohn ſo viel ſagen wollte, als der Sohn eines Menſchen, nicht eines andern zeugungsfähigen Weſens von irgend einer Art;

oder, daß es wenigſtens damals ein bekannter und allgemein verſtandener Ausdruck geweſen ſey, für die Nachwelt aber nicht viel darauf ankomme, daß ſie ihn richtig verſtehe, ſondern jeder Leſer der heiligen Urkunden salva fide et salute dabei denken dürfe, was ihm einleuchtet;

oder, daß er ein Geheimniß enthalte, das wir nicht verſtehen ſollen und zu verſtehen nicht nöthig haben.

Und dies iſt nach meinem Urtheil der Fall bei allen in der Bibel ſelber nicht erklärten und doch vieldeutigen, dunkeln, oder dafür gehaltenen Ausdrücken, z. B. Bild Gottes im alten Teſt. — Schlange, Geneſ. 3. „Nehmet eſſet das iſt mein Leib ꝛc.“ Und ſo mich jemand anders als ein Gelehrter fragen ſollte, was ein Cherub ſey, ſo möchte ich ihm wohl antworten: „Ein Cherub, das iſt ein Cherub; und ſo du einmal an die Planken des Paradieſes kommſt,

gern

gern hinein möchteſt, und nicht kannſt, oder wenn dir einmal die Bundeslade zu Geſicht kommt, ſo wirſt du ihn dort an der Pforte, und hier auf dem Deckel ſchon erkennen."

Aber des Menſchen Sohn iſt kein Cherub, ſondern tauſendmal tauſend dienen ihm, und zehn tauſendmal tauſend ſtehen vor ihm.

Ich will von den Meinungen über dieſen Namen nur diejenige anführen, welcher die meinige gerade gegenüber ſteht. Man ſagt:

des Menſchen Sohn habe ſich aus Beſcheidenheit ſo genennt, um ſeine Niedrigkeit anzuzeigen, und es ſey dem Sohn Gottes entgegen geſetzt.

Iſt nicht dem alſo. Denn

1) hatte des Menſchen Sohn keine Urſache das Volk und die Seinen viel an ſeine menſchliche Niedrigkeit, wohl aber an ſeine göttliche Hoheit zu erinnern;
2) war des Menſchen Sohn nicht beſcheiden, wenn von der Würde ſeiner Perſon die Rede war; er hatte es auch nicht Urſache zu ſeyn;
3) hätte er alsdann ohne Zweifel eher Sohn des Weibes als des Menſchen geſagt.

Nach meiner Anſicht iſt im Sprachgebrauch des Zeitalters Jeſu, Menſchen Sohn ſo wie Gottes Sohn erhabene Titulatur des Meſſias, und wird daher mit dieſem als ſynonym gebraucht, und es iſt ſo wenig daran, daß durch jene beiden Benennungen ſeine beiden Naturen angedeutet worden, als

wenig daran iſt, daß ſie durch das Ἀπάτωρ und Ἀμήτωρ im Brief an die Hebräer zu erweiſen ſind, obgleich ein heiliger Kirchenvater behauptet, Chriſtus ſey inſofern dem König und Prieſter Gottes zu Salem ähnlich, weil er göttlicherſeits keine Mutter und menſchlicherſeits keinen Vater hatte, und alſo wie der Zehnd-Herr Abrahams ohne Vater und ohne Mutter war.

Uns klingt nun freilich die meſſianiſche Titulatur Menſchen Sohn nicht erhaben. Aber laßt uns nur ſogleich den gemeinen chaldäiſchen Ausdruck Bar Enaſch dafür ſubſtituiren, und das Diplom vorlegen, in welchem der Meſſias mit dieſem Titel belehnt wird.

Danielis 7, 13. 14.

„Ich ſah im nächtlichen Geſicht und ſiehe! Mit des Himmels Wolken kam's wie eines Menſchen Sohn (Bar Enaſch) bis zu dem Alten. Und es ward ihm gegeben Sultanſchaft (Scholtan) und Ehre und Königthum. Alle Völker und Stämme werden ihm dienen. Seine Sultanſchaft iſt eine Sultanſchaft des Aeons (Scholtaneh, scholtan alam) ſie endet nicht, und ſein Königthum wird nicht zerſtört."

Nun ſcheint es zwar mir freilich nicht, daß unter dem Menſchenſohn hier der Meſſias, oder irgend Ein Individuum, ſondern eine ganze Nation zu verſtehen ſey, nämlich das heilige Volk Gottes. Denn

1) Daniel ſah zuerſt 4 Ungeheure nach einander aus dem Meere aufſteigen, und dieſe Bilder bezeichnen auch nicht einzelne Perſonen, ſondern nach V. 17. vier Reiche, Regierungen, machthabende und übende Völker.

2) Des Menſchenſohn iſt das 5te zu dieſen Bildern und bedeutet ebenfalls ein Volk, nämlich das heilige Volk Gottes und ſeine allgemeine und nimmerendende Herrſchaft auf Erden (nach V. 17. 18 und 27.) die auf jene vier erfolgen wird. Dieſe Anſicht iſt wichtig, weil ſich daraus erklärt, wie der Seher auf den Ausdruck und das Bild eines Menſchenſohns verfällt.

Vier Raubthiere gehn voraus, unter ihrem Bilde rücken ihm vier Regierungen unter die Augen, deren Charakter Grauſamkeit und Zerſtörungswuth iſt. Aber die Regierung des heiligen Volks iſt eine Regierung des Friedens und der Seligkeit. Sie erſcheint unter dem Bilde der ſanften und edlen Menſchengeſtalt.

Allein es kommt gar nicht darauf an, wie unſer einem der Wiederſchein jener Viſion im dunkeln Worte vorkommt, ſondern vielmehr wie er den Zeitgenoſſen Jeſu vorkam, und dieſe trugen das, was von dem heiligen Volk geſagt wird auf den Repräſentanten deſſelben, den Meſſias über. Er iſt der Bar Enaſch, niemand weiß von etwas anderm, und man muß glauben, daß Jeſus das Wort in dem nämlichen Sinn gebrauche, da er es als bekannt vorausſetzt, und nirgends ſagt, daß ers in einem andern Sinne nehme.

Daß aber die Zeitgenoſſen und er das Wort ſo nahmen, iſt wenigſtens aus dem neuen Teſtament glaublich zu machen. Denn

1) wir haben eine Stelle, Joh. Kap. 12, 32. 34. wo das Volk beide Ausdrücke, Meſſias und

Bar Enaſch gerade zu als ſynonym vertauſcht. Chriſtus ſagt: „Ich werde erhöhet werden von der Erde.“ Das Volk erwiedert: „Wir haben gehört im Geſetz, daß der Meſſias ewig bleibe; wie ſagſt denn du: der Bar Enaſch muß erhöhet werden? Was ſollen wir uns unter einem ſolchen Bar Enaſch vorſtellen?“ Dieſe Verwechslung iſt deſto merkwürdiger, indem Chriſtus keinen Anlaß dazu gab und nicht ſagte: des Menſchen Sohn, ſondern: Ich werde erhöhet werden, und ſie beweiſt, daß ſie einen idealiſchen Bar Enaſch kennen, und das was Jeſus von ſich ſagt mit ihm unvereinbar finden, weil ſie, (nach meinem Gefühl) ſpöttiſch oder verachtend fragen: was iſt das für ein Bar Enaſch?

2) Manche Ausſprüche Jeſu erhalten Licht und Nachdruck, wenn man das Wort in dieſem eminenten Sinne, und mit Rückblick auf die Viſion des Daniels nimmt, z. B.

Matth. 25, 31. „Wenn aber der Bar Enaſch kommen wird in ſeiner Herrlichkeit ꝛc.“

Marc. 13, 26. „Dann werden ſie ſehen den Bar Enaſch kommen in den Wolken. — “

Joh. 5, 27. „Gott hat ihm Vollmacht gegeben das Gericht zu halten, weil er der Bar Enaſch iſt.“

Matth. 19, 28. „In der Palingeneſie, wenn der Bar Enaſch den Thron ſeiner Herrlichkeit beſtiegen hat ꝛc.“

Für meinen exegetiſchen Sinn iſt der danieliſche Bar Enaſch in dieſen Stellen unverkennbar. Und

nach dieſer Grundlage können wir nun auch zu andern Stellen überſchauen, wo er eigentlich für uns in den Wolken, das heißt, nicht ſo kennbar erſcheint.

Einige derſelben widerſtreiten zwar der hier vorgetragenen Idee nicht, begünſtigen ſie aber auch nicht; andre ſcheinen ihr geradezu entgegen geſetzt zu ſeyn. Aber es hat nichts zu ſagen.

Denn man kann auf die Frage: warum wohl Jeſus unter mehrern gleichgeltenden Benennungen des Meſſias gerade die des Bar Enaſch zu ſeinem Lieblingsnamen gemacht habe, entweder dergleichen thun, man habe ſie nicht gehört, weil man ſie nicht zu beantworten weiß, oder man kann ohne Gefahr alſo antworten:

Weil den ſanften Sohn Mariä dieſer Name am ſchönſten und lieblichſten anſprach, weil er von uns wußte, daß der Bar Enaſch in der danieliſchen Viſion den Raubthieren gegenüber geſtellt das Bild der Sanftheit und Güte ſey, und er den Charakter dieſes Bildes ausgeprägt in ſeinem Herzen fand und erkannte.

Und ſo konnte er denn wohl auch ſagen z. B.

„Des Menſchen Sohn iſt gekommen zu ſuchen und ſelig zu machen, das verloren iſt.“ — Luk. 19, 10.

Item: „Des Menſchen Sohn iſt nicht gekommen, daß er ſich dienen laſſe, ſondern daß er diene, und gebe ſein Leben zur Erlöſung ꝛc.“ Matth. 20, 28.

Fehlt in ſolchen Fällen dem Bar Enaſch das danieliſche Attribut der Himmelswolken — er ſteht

deſto ſchöner da im reinen Tagesſchimmer ſeiner Humanität und in der Morgenröthe des Reichs Gottes.

Wenn er aber ſelber ſich oft und immer als den Bar Enaſch dachte und fühlte, und am liebſten ſo nannte, wen mag es endlich befremden, wenn er zuletzt gerade zu und ohne alle Anſpielung oder Beziehung dieſen Namen dem Ich ſubſtituirte, und oft weiter nichts damit ſagen wollte als Ich?

Dies war der Fall in Stellen wie folgende:

„Wer ſagen die Leute, daß der Bar Enaſch ſey?" — „Ihr aber, wer ſagt ihr, daß Ich ſey?" Matth. 16, 13 — 15.

Und ſo konnte er denn auch ſagen:

„Die Füchſe haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Neſter, aber der Bar Enaſch, d. i. Ich habe nicht, wohin ich mein Haupt hinlege." Matth. 8, 20.

„Der Bar Enaſch d. i. Ich, gehe dahin, wie von mir geſchrieben ſteht ꝛc." Matth. 26, 24.

„Der Bar Enaſch d. i. Ich muß viel leiden ꝛc." Marc. 8, 31.

wiewohl in beiden letzten Stellen Bar Enaſch auch noch als gleichbedeutendes Synonym von Meſſias gelten kann.

Um aber neben dieſe, wie ich hoffe, älteſte Bedeutung, noch eine, wie ich ebenfalls hoffe, nagelneue zu ſtellen, weil doch auch neben alten Vaſen neues Steingut von Rothenfels Töpferwaare iſt, ſo ſcheint es mir, wenn Sohn Gottes, wie

einige wollen, nur ſo viel als Liebling Gottes ſagen wolle, (ὁ υἱος μου, i. e. ἐν ᾧ ἐυδοκησα), man könnte mit dieſer Erklärung auch eine glückliche Anwendung auf des Menſchen Sohn machen: Der Liebling des menſchlichen Geſchlechts, deliciae generis humani, ἐν ᾧ ἐυδωκουσιν ἀνθρωποι.

2.

Zur Anordnung der Geſchichte des letzten Paſchamahls Jeſu.

(Joh. 13, 1—30. verb. mit Luc. 22, 24—30.)

In welchen Theil des Abends gehört das Fußwaſchen, im Verhältniß gegen das Oſterlamm?

Vor daſſelbe? — Aber man ſaß ja ſchon. V. 4. 12. Alſo in daſſelbe. —

Noch nahe am Anfang? Oder näher dem Ende?

Das letzte nicht; denn nachdem Jeſus wieder ſitzt, wird noch der Biſſen eingetaucht und vieles geredet. Alſo nahe an den Anfang. — Jeſus war eben geſeſſen, die übrigen noch im Sitzen begriffen. Jeſus ſteht wieder auf und waſcht die Füße.

Aber wozu niederſitzen, und ſogleich wieder aufſtehn? Zu einem Geſchäft, das ohnehin vor die Mahlzeit gehörte

Hier giebt Lucas Aufſchluß V. 24: „Es erhob ſich ein Zank ꝛc.“ Es iſt faſt nicht zu überſehen:

a) Daß der Zank vor dem Fußwaſchen geſchah. — Denn wie konnte er ſich ſpäter, und doch am nämlichen Abend, und im nämlichen Zimmer erheben, nachdem die eindrückliche Scene des Fußwaſchens geſchehen war, wenn die Jünger nur halbwegs einer Belehrung und Korrektion fähig waren.

b) Dieſer Zank ſey die Veranlaſſung zum Fußwaſchen worden. Denn auf dieſe Art erklärt ſich letzteres, nachdem Jeſus bereits geſeſſen war, nebſt der damit verknüpften Belehrung ſehr natürlich. Er zeigt ihnen daran, daß in ſeinem Reich von keiner irdiſchen Hoheit und keinem Rang die Rede ſey, und der größte unter ihnen nur durch Beſcheidenheit und Demuth groß ſey.

c) Daß beides Zank und Korrektion vorgefallen ſey über dem Sitzen zum Oſterlamm.

Daß dieſe Rangſucht auch damals ſchon zu den Kindereien des Zeitalters gehörte, zeigt im Allgemeinen Luc. 14, 7. und in Bezug auf die Jünger insbeſondere Marc. 10, 37.

Dieſer Zank hat hier ſeine natürlichſte Veranlaſſung. Während des Oſterlamms hatten ſchon ganz andere Reden und Gegenſtände den Gemüthern eine Richtung gegeben, daß von ſolchem keine Rede mehr hätte werden ſollen.

Es hat vielleicht der Ausdruck bei Luc. 22, 30. „Ihr ſollt ſitzen ꝛc.“ wenn nicht abſichtliche Beziehung doch dunklen Zuſammenhang in der Seele Jeſu mit dem Streit ums Sitzen.

Der Text des Johannes entſpricht in der Zeitangabe δειπνου γενομενου, nach Piscators Leſeart gar γενομενου: als die Mahlzeit eben ward oder geſchah.

Zuſammenſtellung.

Das Oſterlamm ſollte eben anfangen.

Jeſus hatte ſich geſetzt. Joh. 13, 4.

Die Jünger folgen nach; darüber entſtand ein Streit, jeder will der vornehmſte ſeyn. Luc. 22, 24.

Jeſus ſteht wieder auf, waſcht die Füße, um die Jünger durch eine ſinnliche und eindrückliche Handlung zu belehren und zu beſchämen. Joh. 13, 4.

Jeſus ſetzt ſich wieder, erklärt ſeine ſymboliſche Handlung, das Oſterlamm beginnt.

Eine andere Schwierigkeit: Jeſus ſagt bei allen Evangeliſten, einer unter ihnen werde ihn verrathen. Bei Johannes werden alle Jünger verlegen. — Nur Petrus winkt leiſe. Wie es ſcheint fragt Johannes. Leiſe antwortete dann auch Jeſus. Judas empfängt den Biſſen, und geht alsbald hinaus. Bei Matthäus und Marcus fragen die Jünger einer nach dem andern laut. Jeſus ſpricht: „der mit mir in die Schüſſel taucht, der iſts;“ und Judas wars.

Sind beide Erzählungen auf zwei verſchiedne Handlungen zu deuten? Schwerlich.

Sollen beide Erzählungen das nämliche ſagen? Die Abweichungen wären doch zu groß und zu beſtimmt.

Fielen beide Aeuſſerungen der Jünger auf das nämliche: „Wahrlich, wahrlich" vor? So ſcheints:

Jeſus ruft: „Wahrlich, wahrlich einer unter euch wird mich verrathen." Johannes 13, 21. Matth. 26, 21.

Die Jünger ſind in Verlegenheit.

Petrus winkt. — Johannes fragt — Jeſus antwortet: „der iſts dem ich den Biſſen eintauche und gebe." Joh. 13, 26.

Es ſcheint Jeſus habe überhaupt reihenweiſe die eingetauchten Biſſen herum gegeben. Als er ſich dem Judas näherte, habe ihn eine innere Empfindung übernommen. Laut habe er ausgerufen: „Wahrlich ꝛc." Während Petrus winkte fuhr Jeſus im Herumgeben fort. Als Johannes eben fragte, reichte er dem Judas den Biſſen. So erklärt ſich Jeſu Antwort.

Unterdeſſen erhoben ſich auch die übrigen Jünger. Etwa einer fragt — dann ein anderer — zuletzt alle. Jeſus ſagt: „der mit mir in die Schüſſel taucht." Es war Judas. — So lange ihm auch ſein Gewiſſen Stummheit aufgelegt hatte, ſo kann er doch nicht anders, er muß jetzt fragen: „Bin ichs?" Jeſus: „Ja du biſts."

Als er den Biſſen genommen hatte, gieng er hinaus. Joh. 13, 30.

Aber nun eine neue Frage:

In welchen Zeitpunkt der ganzen Scene fiel dieſe Begebenheit?

In das Oſterlamm? — So hätte Judas, was doch allgemein angenommen wird, dem Nachtmahl

nicht beigewohnt, nicht beiwohnen können, der Verrathene, Entdeckte, Beſchämte.

Hinter das Oſterlamm, in oder hinter das Nachtmahl? — Wohin tauchte alsdann noch Jeſus den Biſſen ein?

Ich habe hier eine eigene Vermuthung.

Wie wenn das Herumgeben der eingetauchten Biſſen ſelber des Nachtmahls Anfang geweſen wäre? Brod tauchte Jeſus ein, gabs herum und ſprach „das iſt mein Leib," — und unterbrach die Handlung, als er an den Judas kam, mit den Worten: „einer unter euch wird mich verrathen."

Prüfung dieſer Hypotheſe nach den bibliſchen Stellen.

Von den 4 Evangeliſten ſind 2 Augenzeugen Matthäus und Johannes. Dieſer ſchweigt vom Nachtmahl ganz. Was ſagt Matthäus?

Kap. 26, 21. *Ἐσθιοντων αὐτων*: „als ſie aßen ſprach er zu ihnen: „einer unter euch wird mich verrathen."

— — 26. *Ἐσθιοντων δε αὐτων*: „als ſie nämlich aßen nahm Jeſus das Brod."

Ich geſtehe daß das 2malige *Ἐσθιοντων αὐτων* zu keinem Beweis hinreiche, und δε nicht gerade nämlich heiſſen müſſe. Ich führe das zweimalige *Ἐσθιοντων* nur als merkwürdig an, und begnüge mich, daß es der Hypotheſe mehr vortheilhaft als nachtheilig iſt. Die Glaubwürdigkeit der Hypotheſe liegt in dem natürlichen Zuſammenhang und der Wahrſcheinlichkeit der Sache.

Auſſer dem Matthäus erzählen noch drei die Nachtmahlsſcene, die keine Augenzeugen waren.

1) Marcus erzählt dem Matthäus nach; durch Einſchiebung des V. 20. ὁ ἐμβαπτομενος μετ' ἐμοῦ, wird das δε: nämlich, prägnant.

2) Paulus, habe er die Kunde woher er will, trennt offenbar das Herumgeben des Brods im Nachtmahl von dem Herumgeben des Kelchs, rechnet das erſte noch zur Mahlzeit, dem eigentlichen Oſterlamm, und ſcheint ſich eine mit der Hypotheſe übereinſtimmende Idee von der Sache zu machen.

   1. Kor. 11, 23. nimmt Jeſus das Brod in der Nacht da er verrathen war (während des Oſterlamms.)

   — — 25. deſſelbigen gleichen auch den Kelch, nach dem Oſterlamm μετα το δειπνησαι.

3) Lucas iſt ſeinem Paulus konform.

Einwürfe.

Den

1ten Einwurf hiegegen könnte das feine Gefühl im erſten Augenblick machen. Hat die Idee nicht etwas unbelikates, wenn Chriſtus von eingetauchten triefenden Brodbiſſen ſagt: „das iſt mein Leib ꝛc.“? Es könnte ſo ſcheinen. Allein bedenken wir, daß es nicht die Lammsfettbrühe war, worein Jeſus tauchte, ſondern ein Gefäße (τρυβλιον) mit

Eſſig, worin Kräuter lagen, die bittern Salſen des Moſes (2 Moſes 12, 8) ſo verliert das Symbol nach meinem Gefühl das unanſtändige, wird edel, und wenn man will, ſogar bezeichnend. Brod tauchte er in die bittern Salſen, und ſpricht: „Nehmet hin und eſſet ꝛc.“ Er hätte nach der myſtiſchen Sprache des vorigen Zeitalters, oder nach der blos bilderreichen des jetzigen ſagen können: wie wir das Brod in die bittern Salſen tauchen, ſo wird mein Leib in bittere Leiden und in die blutige Todestaufe getaucht werden.

2tens könnte man einwenden, daß alle die Evangelien, welche ſo genau, das: „Nahms, dankte, brachs, gabs und ſprach,“ erzählen, gerade das Eintauchen übergehn.

Einer, Matthäus konnte es übergehn. Er dachte ſich wohl das Brod noch nicht als Symbol und noch weniger das Eintauchen deſſelben als ſymboliſche Handlung. Er übergiengs, weil er es als einen gewöhnlichen bei jedem Oſterlamm vorkommenden Umſtand anſah. Daß Jeſus das Brod nahm und den Jüngern gab, mußte er freilich ſagen, wenn er etwas erzählen wollte. Daß ers brach und dankte, erzählen die Jünger immer, wenn ſie auch von einer andern Mahlzeit reden. Die Jünger in Emmaus erkannten ihn daran, daß er (an der eignen Art, wie er) das Brod brach.

So konnten alsdann die übrigen das Eintauchen auch übergehn, um ſo mehr, wenn ſie die Erzählung des Matthäus vor Augen oder im Sinne hatten.

Itens möchte man ſagen, daß die erſte Kirche es beim Nachtmahl nicht ſo fort hielt.

Es iſt die Frage: ob nicht? Doch ſehr bald mußte das Eintauchen auſſer Gewohnheit gekommen ſeyn, und ſehr natürlich. Das erſte Zeitalter hielt wohl nicht ſo ängſtlich wie ein folgendes die Beobachtung jedes kleinen zufälligen Umſtands als weſentlich zu dem Nachtmahl, wenn es Nachtmahl heiſſen ſollte. Sie mußten wohl wiſſen und merken, was zum Nachtmahl gehörte, und was nicht, und wiſſen, daß Chriſtus das Gefäß nicht hatte aufſtellen laſſen, um das Brod des Nachtmahls, mit deſſen Einſetzung er ein Gedächtmißfeſt ſeines Todes ſtiftete, einzutauchen, ſondern daß er letzteres eintauchte, weil das Gefäß daſtand. Späterhin als das Oſterlamm auſſer Gang kam, blieb auch wie natürlich das Eſſiggefäß weg, und das Brod wurde uneingetaucht herumgegeben. Es that zum Zweck die nämlichen Dienſte, trocken oder naß.

Zuſammenſtellung.

Man ſaß noch an der Tafel des Oſterlamms. Jeſus ergriff das Brod, brachs, tauchte es in die Schüſſel und gabs den Jüngern reihenweis herum mit den (wohl nur beim Erſten ausgeſprochenen) Worten: „Nehmet hin und eſſet ꝛc.“ Als er bald an Judas kam, brach ihm eine lebhaftere Empfindung das Stillſchweigen, über einem Gedanken, der ſchon von Anfang in ſeiner Seele lag: „Einer unter euch wird mich verrathen.“ Aber er fuhr fort mit Herumgebung des Brods. Petrus winkt unterdeſſen. Leiſe forſcht Johannes. Leiſe antwortet Jeſus: „dem

ich eben jetzt den Biſſen eintauche und gebe.“ Drüber fragt etwa einer und dann ein anderer und zuletzt die übrigen Jünger laut: „bin ichs?“ Keiner verlangte zu wiſſen wer es wäre, jeder wollte nur hören, daß ers nicht ſey. Unterdeſſen ſcheints, wenn die Worte ἐμβαψας, Matth. 26, 23. etwas beſtimmt bezeichnendes ſagen ſollen, Judas ſey, nachdem er den erſten Biſſen empfangen hatte, noch einmal, entweder mit wirklicher Verſtockung, oder um das böſe Bewußtſeyn zu verbergen, in die Schüſſel gefahren. Jeſus, vielleicht halb entrüſtet über dieſe ſchamloſe Unbefangenheit, beantwortet die Frage eines jeden mit den Worten: „der iſts der mit mir in die Schüſſel tauchet.„ Nun blieb Judas keine Wahl übrig, als auch zu fragen: „bin ichs.“ Jeſus mit dürren Worten: „Du biſts.„ Satan fährt alſo mit dem Biſſen in ihn, d. h. in dieſem Augenblick ſtieg der Groll des beſchämten Judas auf einen noch höhern Grad, ſein Vorſatz Jeſum zu verrathen, befeſtigte ſich ganz, er gieng hinaus, um ihn augenblicklich zu erfüllen. — Als er weg war, nahm Jeſus den Kelch, nach dem Abendmahl ꝛc.

Niemand wird ſich daran ſtoßen, daß auf dieſe Art das Nachtmahl einer gemeinen Mahlzeit ſo ähnlich ſähe. Wenn man hoffentlich ſich nicht vorſtellt, daß Jeſus einen Prieſterrock angezogen, Brod und Wein auf einen Altar gelegt, die Einſetzungsworte darüber geſprochen habe, ſo ſah allerdings das erſte Nachtmahl einer gemeinen Mahlzeit ähnlich. Ob es gleich ſehr zweckmäßig und angemeſſen iſt, daß wir nach 1800 Jahren das nämliche Nachtmahl, als Gedächtnißfeſt ſeines Todes, als ſymboliſches Bekenntniß

unſers Glaubens an ihn, als Erneuerung unſerer Gelübde, und als Mittel zur Stärkung unſeres Glaubens und unſrer Treue mit aller Feyer und Würde einer gottesdienſtlichen Handlung begehen.

Anmerkung zu den Worten: er gieng hinaus. Joh. 13, 30.

Als Judas Miene zum Aufbruch machte, ſprach Jeſus: „Was du thun willſt, das thue bald.“ Gewöhnlich nimmt man dies in Bezug auf den Vorſatz Juda, Jeſum zu verrathen. Die Jünger wußten nicht, wozu er ihm das ſagte. Deſto leichter möglich daß wirs auch nicht wiſſen. Vielleicht ſollte es nur heiſſen: „es iſt mir lieb, wenn du gehſt.“ Denn Jeſus ſcheint es zu ſagen, indem Judas gerade aufbricht.

3.

Judas Iſcharioth.

Der an ſich ſchon traurige Charakter des Judas erſcheint in der ſchwärzeſten Farbe, wenn man auf die Umſtände blickt, unter welchen ſein teufliſcher Vorſatz zur That reifte.

Jeſus ſammelte voll Liebe und Zärtlichkeit ſeine Jünger noch einmal zum Oſterlamm und Judas war dabei. „Mich hat herzlich verlangt das Oſterlamm mit euch zu eſſen, ehe denn ich leide ꝛc.“ Welche Liebe und Innigkeit! Oeffnung des reinſten, edelſten liebenswürdigſten Herzens. Und die Seele Judas ward nicht bewegt.

Jeſus ſtiftet das Nachtmahl, auch Judas iſt von dem Brode am innigſten Freundesmahl und trinkt von dem Kelche des Bundes, und der Weihung zur unverbrüchlichen Treue. Und ſeine Seele wird nicht gerühret.

Jeſus waſcht ſeinen Jüngern die Füße, und belehret ſie ſanft und milde über die Gegenſtände eines kindiſchen Zanks von Rang und Größe in ſeinem Reich, waſcht ſie auch dem Judas. — Wer ihn auch nicht geliebt hätte, wer auch während eines dreijährigen Umgangs mit ihm keine Ahndung ſeiner höhern Geſandtſchaft und Würde aufgefaßt hätte, ſollte über dieſem Anblick den Gedanken aufgegeben haben, dieſem ſanften, anmaſſungsloſen natürlich guten Menſchenſohn Kummer und Leiden zu bereiten, ſollte Mitleiden empfunden, und, wenn er ſich denn auch

durchaus mit den Eigenheiten des Mannes nicht vertragen konnte, wenigſtens dieſen Entſchluß gefaßt haben, ſich in gutem Frieden von ihm zu ſcheiden, und ihm nie etwas in den Weg zu legen. Judas nicht alſo.

Jeſus ward betrübt im Geiſte und machte ſeinen Jüngern mit tiefer Herzensbewegung kund, was Judas für ein verborgenes Geheimniß zwiſchen ſich und den Prieſter hielt. „Einer unter euch wird mich verrathen.“ Um den Undankbaren ganz aus dem Zweifel zu ziehen, ob er nur rathe oder gewiß wiſſe, ob ihm nur etwas oder alles bekannt ſey, erklärt er ſich beſtimmter. „Du Judas biſt es!“ Und Judas entdeckt, verrathen und beſchämt, fällt Jeſu nicht zu Füßen, um ſeine Reue vor ihm auszuweinen, — Armer, Verlorener, es war dir eine andere Reue vorbehalten! — reißt ſich nicht weg, um das Angeſicht Jeſu und ſeiner Mitſchüler ewig zu fliehen und ſeine Schande zu verbergen. — Er geht hinaus um ihm nach einigen Stunden in Gethſemane wieder unter das Geſicht zu treten.

So reifte unter dieſen heiligen Geſprächen und Auftritten, in der Nähe und im Hauch der Liebe ſein feindſeliger Entſchluß zur verbrecheriſchen That. Der Ton, die Mienen, der Blick eines Mannes, der die letzte Stunde des Umgangs mit ſeinen Freunden genoß ꝛc., that nur eine und die unerwarteſte Wirkung auf ihn. Immer ſchwärzer und giftiger miſchten ſich und gäheten in ſeinem Herzen Melancholie, Groll, Rachſucht und Geiz, bis ers nicht mehr aushalten konnte, bis es rief in ſeiner Seele: jetzt gewiſſer als je — jetzt ohne Rückſicht auf irgend

eine Bedenklichkeit und Einſprache ſoll er verrathen ſeyn. So ſtehest du da, Unglücklicher, in der Geſchichte der Religion, unter den manigfaltigſten Bildern menſchlicher Charaktere der Tugend, der Schwachheit, der Verirrungen und des Laſters — allein, und ohne gleichen als demüthigendes Denkmal der äuſſerſten Verworfenheit, die ein Geſchöpf: Menſch genannt, erreichen kann.

Und doch — wenn wir auf den natürlichen Temperaments-Charakter Judas und alle Umſtände mit ſehen, entwickelt ſich die Begebenheit, wie ſie ſich faſt allein entwickeln konnte.

Das Temperament des Menſchen war, wie es mehrere noch gibt, ohne zu dem nämlichen Grad von Bösartigkeit auszuarten, melancholiſch, verſchloſſen, unzufrieden, unfähig für ſtille, reine, herzliche Freuden, ungeſchickt für frohen vertraulichen Umgang, für Herzensfreundſchaft und Liebe, noch ungeſchickter für ihre gefällige Aeuſſerung. Jedes Menſchenherz muß ſeine Gegenſtände haben, woran ſich ſeine Neigungen anſchlieſſen, mit denen es ſie im ſtillen beſchäftigen und unterhalten kann, auf die es im Umgang und in den Verhältniſſen des Lebens bezieht, was ſich auf ſie beziehen läßt. Wer ſich nicht am Anblick einer Frühlingsblume freuen und weiden kann, wer auf einem blühenden Morgengefilde, umgeben von frohen Geſchöpfen, umhaucht vom Balſam der Morgenluft, oder wer bei dem Anblick des ſternenvollen Himmels nichts Befriedigendes empfindet, wer ſich nicht im Kreiſe einer lieben Familie oder guter Menſchen freuen, Freude geben und Freude nehmen kann, wem der Gedanke, etwas Gutes für die Menſchen zu

verſuchen, oder ausgeführt zu haben, nicht die Seele füllt, der ſucht etwas anders, bis er etwas findet. Judas warf ſeine Neigung auf das Geld.

Jedes Menſchenherz iſt vermöge ſeiner Stimmung für gewiſſe Verirrungen und Schwachheiten fähig. Ein Beobachter und Forſcher, der es ſoweit gebracht hätte, daß ihm in der Menſchenkunde kein Geheimniß mehr übrig wäre, müßte die guten und böſen Charaktere ſo zu paaren wiſſen, daß faſt je zu einem Paar, einem beſſern und einem ſchlimmern, das nämliche Temperament zu Grunde läge. Die Fehler, denen der natürliche Charakter des Judas am nächſten lag, und zum Theil durch die Geldliebe noch näher gebracht wurde, ſind Neigung alles von der ſchlimmen Seite anzuſehen, eine gewiſſe Empfindlichkeit, wo kein Menſch ihn beleidigen wollte, Argwohn, Eiferſucht, Schadenfreude, Argliſt, und völlige kalte Menſchenfeindſchaft.

Judas hatte ſich in die Geſellſchaft der Anhänger Jeſu begeben. Es war nicht möglich, daß der finſtere, verſchloſſene, heimtückiſche Mann nicht nach und nach einen Unterſchied in dem gegenſeitigen Betragen der übrigen gegen einander und in dem Betragen gegen ihn bemerkt hätte, daß er nicht kälter behandelt, weniger geſucht und geſchätzt wurde. Dieſe kalten Blicke, dieſe rauhen Töne, dieſe abgebrochene Rede, dieſe Uebergehungen und Zurückſetzungen gruben ſich tief und unauslöſchlich in ſeine finſtere Seele ein, und erzeugten und nährten in ihr Mißtrauen, Eiferſucht, Haß und Groll. Finſterer und hämiſcher ward er, kälter und zurückgezogener wurden ſie. Trauet es dem größten Menſchenkenner und dem edelſten Menſchenfreunde Jeſus Chriſtus zu, daß

er ihn ſchonte und trug, — aber mehr als ſchonen konnte er ihn doch nicht, konnte ihn nicht ſo lieben und an ihm ſich freuen, ſo mit dem Ausdruck der innigſten Herzensgefühle in Blick und Ton ihm begegnen wie dem Johannes und den übrigen. Hätte das Judas nicht gefühlt?

Jeſus ſchonte ihn, aber wohl ſchwerlich ſo klug und duldend die Jünger. Ueber alle erbittert, allen gram, ſah er dann wie der Meiſter ſie liebte, mehr als ihn, ſie anhörte, belehrte, tröſtete, ganz Herz und Seele bei ihnen war, und von ihnen geehrt und geliebt wurde, und ſein Haß pflanzte ſich über von den Geliebten auf den Liebenden. Haß, der nach und nach alle möglichen guten Gefühle des Danks und Wohlgefallens an der Sanftheit Jeſu in ſeinem Herzen erſtickte, und alle beſſere Beſtimmungen von ſeiner Seele entfernte.

Jeſus wird in Bethanien geſalbet. Wozu dieſer Unrath ꝛc. meint Judas, und die andern Jünger ſchienen mit ihm einzuſtimmen. „Laſſet ſie mit Frieden ꝛc.“ ſagt Jeſus. Sanfter, liebender, ſchonender gegen den Tadler und die Angefochtene konnte er ſich nicht in das Mittel legen, und doch ſchien einmal die Seele des Gefühlloſen geſtimmt, Gift zu ſaugen aus der Blüthe der Sanftmuth, Groll zu nähren aus der Liebe. „Rede ich nicht ſeine eigenen Worte?“ ſchien er zu denken. (Luc. 12, 33.) „Hätte ein anderer es zuerſt geſagt, mit welchem Beifall würde ſeine fromme Erinnerung aufgenommen worden ſeyn. Aber was du ſagſt Judas iſt Thorheit und Fehler!“ Hier ſchien der Gedanke in ihm aufzuwachen, ihn zu verrathen; und die Hoffnung Geld zu gewinnen,

ſich bei den mächtigen Feinden Jeſu Verdienſte zu machen, eine andere neue Laufbahn zu eröffnen, dort ſeine Rechnung zu finden, die ihn hier betrogen hatte, vielleicht die, die ihn jetzt verachteten, um ſeine Gunſt noch buhlen zu ſehen, machte den Gedanken zum Vorſatz, und das was noch nachfolgte, zur That.

Jeſus ſetzte ſich mit ſeinen Jüngern und hielt unter den gefühlvollen Reden eines ſcheidenden Freundes das Oſterlamm und Nachtmahl. Wir meinen die Sprache der Liebe, die ſo rein und warm aus ſeinem Herzen ausgieng, hätte noch eine gute Fiber in dem Herzen des Jüngers berühren und in Schwingung ſetzen ſollen. Aber wenn Judas noch etwas ſah und hörte, wenn er fühlte, ſo fühlte er, gerade je herzlicher und liebender die letzten Unterhaltungen Jeſu waren, deſto ſtärker und bitterer, daß ſie ihn nicht angiengen, und ſein ſchwarzer Vorſatz befeſtigte ſich, ſtatt daß er erſchüttert wurde.

Die Jünger ſtritten wer (vermuthlich im neuen Reich) der größte ſein ſollte. Und Jeſus ſteht auf ihnen die Füße zu waſchen, der Meiſter den Jüngern, um ſie durch Handlung und Wort zu belehren, daß ſie in ſeinem Reich keine weltliche Macht zu ſuchen hätten, und daß der Geiſt unter ihnen nur durch Liebe, Beſcheidenheit und Sanftmuth groß ſey. „Für mich eine unnöthige Belehrung," dachte der menſchenfeindliche Judas. „Es iſt mir noch nie eingefallen zu fragen, ob ich der größte oder der kleinſte (der erſte oder der letzte), der vorgezogenſte oder der vergeſſenſte ſeyn würde, wenn das Reich Gottes käme. O ich darf nur ſehen und hören, darf nur zurückdenken an meine Erfahrungen, um ungefragt und

ungezankt meinen Platz zu finden." Er ließ ſich die Füße waſchen von der Hand ſeines Lehrers und Herrn; aber ſchwarz, wie in der Hölle gefärbt blieb ſeine Seele.

Jeſus ward betrübt im Geiſte — aber was wirkte das mehr auf einen Menſchen, der nun einmal in Jeſu einen Gegenſtand ſeines Haſſes erblickte, alle Gefühle der Liebe gegen ihn erſtickt hatte, und die beſſern Gefühle der Menſchlichkeit, die auch bei dem Jammer eines Feindes rege werden, nicht kannte?

Jeſus ward betrübt im Geiſte, zeugte und ſprach: „einer unter euch wird mich verrathen" — und tauchte den Biſſen ein und ſprach: „der iſts dem ich ihn gebe." Und er gab ihn dem Judas, und Judas nahm ihn, um in der nämlichen Sprache gleichſam zu antworten: „Ja ich werde dich verrathen, jetzt gewiſſer als je, jetzt ohne alle Rückſicht auf Bedenklichkeit und Schonung." Als er den Biſſen genommen hatte, fuhr der Satan in ihn.

Ich glaube nicht, daß Judas nur die Prieſter anführen, ihnen das Geld abnehmen, und dann Jeſum machen laſſen wollte, der ſich ſchon wieder aus ihren Händen losreiſſen würde. Die Geſchichte ſagt etwas anders.

Auch glaube ich nicht, daß er Jeſum in der Vorausſetzung, daß er nicht getödtet würde, verrathen habe. — War er im Stande ihn zu Gefängniß, gerichtlichem Proceß und Geiſſelung zu verrathen — ſo verrieth er ihn auch zum Tode.

Judas ſetzte, glaub ich, gar nichts voraus, bekümmerte ſich jetzt um keine Folgen, fühlte nichts, als ſeine Rachſucht, dachte nichts als 30 Silberlinge.

Indeß ſtieg die Behandlung, der er Jeſum preis gegeben hatte, bis zu einem gewiſſen Punkt, wo ihn ſeine That reuete. Gehofft mußte er alſo haben, daß es bis zu dieſem Punkt nicht kommen würde.

Möglich; vielleicht auch nicht. Der Reu konnte er immer fähig bleiben. O es wird noch manchem auſſer Judas, ganz anders zu Muthe nach der That, als es vor ihr war. Immer ein kleiner, wenn ſchon nur kleiner Troſt, für den, den die Erfahrung betrübt, wie weit ein Menſch ſich verirren kann. — Auch Judas blieb noch der Reue fähig.

Und wenn ſie erwachen ſollte, wann konnte, wann mußte ſie's eher, als da das Judas ſahe, daß er zum Tode verdammt war?

O wäreſt du noch einmal an ihm vorbei geführet worden, der du mit einem Blick der Liebe deinem Petrus verzieheſt, und mit einem Blick des Troſtes einem reuevollen Mörder die Bitterkeiten des Todes verſüßteſt! — aber das war ſeine Stunde. Hart und mitleidlos fuhren den Reuevollen, den Troſtloſen, am Rande der Verzweiflung taumelnden die Prieſter an: „Was kümmert uns das? da ſiehe du zu.“

Der Unglückliche hat ſeine Laufbahn vollendet, und iſt wenige Schritte über das Ziel der höchſten erreichten Bosheit hinaus auf einem ſchrecklichen Wege ſeinem Richter entgegen gegangen.

4.

Tod und Leben Jeſu.

„Wie viel gutes hätte Jeſus bei einem längern Leben noch ſtiften können!“ — ſo ſpricht oft, wer ſein Schickſal von der menſchlichen Seite anſieht, um menſchliche Gefühle an der Geſchichte deſſelben zu erwärmen, ſich menſchlich für ſie zu intereſſiren. „Habe ſein Tod die wohlthätigſten Folgen gehabt, und die nothwendigſten Bedingungen unſrer Beglückung erfüllt, es wäre 40 Jahre ſpäter für das alles noch Zeit geweſen.“

„Da fiel er nach wenigen Jahren ſeines wohlthätigen Lebens, ein Opfer des Neides und des Stolzes und der Prieſter Rachſucht. Wie vieles iſt mit ihm verloren!“

Nichts verloren, antworte ich — und viel gewonnen. Auch einen Augenblick menſchlich von der Sache zu ſprechen, — man kann nur dann von einem Menſchen ſagen, mit Gewißheit, es ſey viel durch ſeinen Tod verloren, wenn er während eines kurzen Lebens ſchon viel gethan hat. Jeſus hat nicht viel gethan — nicht viel thun können verſteht ſich.

Er hat Blinden das Geſicht, Tauben das Gehör gegeben, Tode erweckt ꝛc., lauter unbedeutende, auſſerweſentliche individuelle Wohlthaten, wodurch keine bleibenden Folgen in Wirkſamkeit geſetzt, und kein Zweck ſeiner Sendung erfüllt ward.

Das Volk ſah's — und es fruchtete nichts.

Er predigte und lehrte — tauben Ohren.

Er nahm Jünger an, und flößte ihnen durch ſeine reine Herzensgüte und Gotteſsthaten unzertrennliche Anhänglichkeit an ſeine Perſon ein. Daraus konnte etwas werden. Aber auch ſie waren am Scheidungsmahl nach 3 Jahren noch ſo ſchwach, noch ſo kindiſch, noch ſo irrlich, noch ſo gemeine Juden, kann ich ſagen, als am erſten Tage.

Es fehlte irgendwo. —

Jeſus mußte ſterben, wenn ſein längeres Leben etwas nützen ſollte.

Jeſus mußte wieder leben, wenn ſein Tod nicht ſollte umſonſt ſeyn.

Die Zeitgenoſſen Jeſu alle, und wer mehr als ſeine eigenen Anhänger, hatten bei allem, was er that und ſagte — ganz andere Dinge im Kopf. Für alle ſeine Thaten andere Beziehungen und Ausſichten, für alle ſeine Reden, einen andern Sinn als er, und wo der ihrige nicht hineinzubringen war, da hatten ſie keinen — da half kein Reden, da half kein Erklären, kein Beweiſen — ſie blieben Juden.

Das heißt ſie erwarteten einen Meſſias, der ein irdiſches Reich aufrichten würde.

Dieſe Idee hieng mit der Idee des Meſſias ſo nahe zuſammen, daß ſelbſt Jeſus den Irrthum ſchonen mußte; die gewiſſeſte Folge, wenn er ihnen voreilig ſagte, ich bin euer Traummeſſias nicht, war der Gedanke: Er iſt kein Meſſias.

Das fühlte Jeſus ſo gewiß, daß er kaum jemals es wagte, von ferne gegen das Vorurtheil zu ſprechen,

daß ers hie und da faſt begünſtigte, und wenn direkte Fragen über die Aufrichtung des Reichs an ihn geſchahen, faſt in eine Art von Verlegenheit zu gerathen ſchien, und ſehr behutſam der Antwort auswich und ein anderes Geſpräch einleitete.

Unterdeſſen ſäete er unermüdet und auf Hoffnung ſeinen beſſern Samen unter die Dornen, damit etwas da wäre, das aufſproſſen konnte, wenn die Dornen weggeſchafft würden. Dieſe Ausſaat ſchien der Zweck ſeines Lebens zu ſeyn.

Jeſus mußte etwas Entſcheidendes thun, um das Vorurtheil über ſeine Perſon auszurotten, aber das Entſcheidende mußte zugleich von der Art ſeyn, daß der Glaube an ſeine Perſon, der ſich vorher auf das ſchwankende Vorurtheil gründete, zu rechter Zeit gefaßt, aufrecht erhalten und auf einen beſſern Grund befeſtiget würde.

Jeſus mußte ſterben, und die Vorurtheile derer, welche von ihm etwas anders hofften, als er gewähren wollte, mit ſich ins Grab nehmen. War dies nicht das einzige, dann ſo war es das ſicherſte und kürzeſte Mittel.

Aber die Jünger mußten durch Liebe und Vertrauen ſo an ihn geſchloſſen werden; der Gedanke: er iſt der Meſſias! mußte ſo auſſer allem Zweifel bei ihnen ſeyn, daß die Stärke der Liebe und des Vertrauens noch einige Tage anwirken konnte, bis er wieder käme, um ihren Glauben auf einen beſſern Grund zu ſtellen.

Jener Zweck bei den Jüngern ſchien erreicht durch einen dreijährigen Umgang. — Jeſus ſtirbt.

Troſtlos weinen die Seinen an ſeinem Grabe. Ihre meſſianiſchen Träume waren verſchwunden; aber nicht ihre Liebe zu ihm. Daß er ein unglückglücklicher Prophet war, daß er Iſrael hätte erlöſen können, trauten ſie ihm zu. Luc. 24, 19—21.

Jeſus aber kehrte ins Leben zurück — was wollen wir denn mit dem frommen Wunſch: wenn er länger gelebt hätte! Ein erhabenes, mächtiges, thätiges, göttliches Leben, lebte und lebt er auf der Erde und im Himmel.

Jeſus hatte durch ſeinen Tod die falſchen Hoffnungen ſeiner Anhänger zernichtet, durch ſeine Auferſtehung hat er den Glauben an ſeine Perſon befeſtiget. Einem Auferſtandenen konnten und mußten ſie alles glauben. Jetzt war es Zeit ihnen die Schrift zu eröffnen. Luc. 24, 44—47.

Es iſt leichter einem Befangenen nach der Geſchichte und Vollendung der Begebenheiten den rechten Geſichtspunkt zu zeigen, aus dem er ſie anſehn muß, um ſie zu verſtehen und harmoniſch zu finden, als ihn vorher zu überzeugen, daß das was geſchehen ſoll, geſchehen müſſe.

Jeſus ließ ſich nicht mehr vor der großen Menge ſehen.

Wie die Jünger an ihn ſich anſchmiegten, ſo hatten die Oberſten einmal ihren Haß und das Volk ſeine Vorurtheile gegen ihn.

Sie hätten ihm nicht geglaubt. Luc. 16, 31.

Sie hätten ihn noch einmal gekreuziget. Joh. 12, 10.

Aber ſeine Jünger lehrte und befeſtigte er, und ſetzte ſie in den Stand, das zu werden für die Welt, was er ihr nicht ſeyn konnte.

Jeſus verließ die Erde, nicht wie ein menſchlicher Wohlthäter, der mit ſeinem Tode ſein Geſchäft vollendet oder unvollendet verläßt, er ſetzt mit göttlicher Macht und Wirkſamkeit fort, was er auf der Erde in Knechtsgeſtalt anfieng, und auf der Erde nie ſo vollenden konnte.

Ausgießung des heil. Geiſtes.

5.

Ueber den Ausdruck der heiligen Schrift:

Dieb in der Nacht.

Bekanntlich war bei den Lacedämonern das Stehlen erlaubt, und bei den Ciliciern etwas dergleichen ſogar adelich, und ſtünde nicht das 7te Gebot ſo klar im Dekalogus, ſo wollte ich gerade zu behaupten, es habe ſich bei den Juden auch ſo verhalten, theils weil ſie Betrüger und Diebe von jeher waren, und noch ſind, theils weil alsdann die Vergleichung zwiſchen dem Tag des Herrn und dem Heranſchleichen eines nächtlichen Diebs, (1. Theſſ. 5, 1 — 4 und 2. Petr. 3. 10) die jetzt unedel iſt, edel wäre.

Denn obwohl kein Simile über ſein Tertium Comparationis hinausgeſtreckt werden ſoll, ſo wählt

doch jeder beſonnene Menſch, auch wenn er keine Aeſthetik gehört hat, für würdige und liebe Gegenſtände, würdige und edle Bilder, und es wäre den Apoſteln Paulus und Petrus zu verdenken, wenn ſie wirklich den majeſtätiſchen Tag des Herrn, wenn ſie die lange verheißene und ſehnlich erwartete Zukunft ihres Chriſtus mit einem nächtlichen „Diebsbeſuch" verglichen hätten. Auch würde die Rückweiſung auf Matth. 24, 43. und Apok. 3, 3. ſie ſchlecht entſchuldigen, theils aus andern Gründen, theils aus dieſem, weil nicht jeder mit Schicklichkeit von einem andern ſagen darf, was dieſer ohne Unſchicklichkeit von ſich ſelber ſagen konnte.

Allein ganz gegen die gewöhnliche Weiſe, nach welcher man ſonſt den Dieb nicht ſieht, wenn er ſchon da iſt, ſieht man hier einen Dieb obgleich keiner da iſt; denn die exegetiſchen Augen ſehn anderſt als die gemeinen, bald wie die Augen der Kakerlaken, gar wunderhelle, wo alles am dunkelſten iſt, bald wie die Augen der Hexe zu Endor, Etwas, wo Nichts iſt.

Meine Gründe, was den Dieb betrifft, ſind nahe beiſammen, und laſſen mir Zeit, ein Paar Ideen von dem Tage des Herrn ſelbſt voran zu ſchicken.

1) Idee und Name iſt alt. Mehrere Propheten nennen ſchon den Tag des Herrn (Jom Jehovah) oder ſcheinen ihn zu ſchildern. Jeſaiä 13, 9. Joel Kap. 2. und 3. Amos 5, 18 — 20. Zephan. 1, 14. — 17. Aber ſie haben nicht einen und denſelben Gegenſtand im Auge, am wenigſten einen Zeitpunkt

in den Fernen des N. Teſt. oder am Ende der Welt. Jeder bezeichnet damit etwas anders und nahes.

2) Allen indeß iſt es der Tag einer entſcheidenden Schlacht oder Eroberung zum Wohl oder Weh des jüdiſchen Volkes. Jeſ. 13. iſts Eroberung von Babylon durch die Perſer und Meder; Kap. 34. Vertilgungskrieg gegen Edom; Amos 5, 18 — 20. eine Schlacht, in welcher das Schickſal von Iſrael ſollte entſchieden werden; Joel 3. Schlacht in der Ebene des Gottesgerichtes (vulgo Thal Joſophat) und Sieg über Tyrus und Egypten. Selbſt Kapitel 2. wo Joel eine Heuſchreckenverheerung zum Tage des Herrn macht, wandelt er augenblicklich und mit hohem Talent der Darſtellung die Heuſchrecken in ein unwiderſtehlich vordringendes und eroberndes Kriegsheer um.

3) Jehovah iſt an ſeinem Tage perſönlich gegenwärtig. Er bietet ſelber die Perſer und Meder auf, Jeſ. 13, 3. 4.; rückt voran an ihrer Spitze V. 5; kommandirt die Schlacht gegen Edom Kapitel 34, 6. 7; kommt herab ins Thal Joſophat zum Gericht, Joel 3, 17; kommandirt aus dem Hauptquartier zu Zion V. 31 u. ſ. w.

4) Die Schilderung Joel 3, verbunden mit der bekannten Vorſtellung der Hebräer, nach welchen Schlachten als Entſcheidungen von Völkerprozeſſen durch den Ausſpruch Jehovahs erſcheinen, begründet die Behauptung, daß der Tag Jehovah's als ein „Gerichtstag" müſſe gedacht werden. „Die Völker werden von Jehovah gerichtet", und „die Völker werden geſchlagen, unterjocht, vertilgt" iſt einerlei.

Die ſiegenden Heerſcharen heißen daher auch Heilige, d. h. Geweihte, und Werkzeuge des ſtrafenden Willens Gottes Jeſ. 13, 2. 3.

5) Am Tage Jehovah's ſchauern die Himmel zuſammen, die Erde erbebt bis in ihre Fundamente, die Sterne erblaſſen, Sonne und Mond ſind verhängt. Todesangſt ergreift die Bewohner der Erde. Jeſ. 13, 8 — 10. Kapitel 34, 4. Joel 2, 10. Kapitel 3, 20. Amos 5, 20. Zephan. 1, 14 — 17. Die Ausleger verſtehn künſtlich unter Himmel und Erde die Staaten, die am Tage Jehovah's untergehn, unter Sonne, Mond und Sternen aber, den König, die Königin und den Adel. Mir aber ſcheint das alles ohne weitere Bedeutung nur poetiſche und ſymboliſch gewordene Dekoration vom Tage des Herrn zu ſeyn.

6) Eine Kopie des hebräiſchen Jom Jehovah iſt Matth. 24. und in den Parallelkapiteln der übrigen Evangeliſten im neuen Teſtament nicht zu verkennen. Auch hier erſchüttern ſich alle Kräfte der Natur, Sonne und Mond werden finſter, die Sterne fallen vom Himmel, das Meer und die Waſſerwogen brauſen, den Leuten wird bange ꝛc. Auch hier erſcheint des Menſchenſohn perſönlich. Er kommt in den Wolken, mit allen heiligen Engeln, er ſetzt ſich auf den Richterſtuhl und verſammelt die Völker um ſich her zum Gericht.

7) In unſern zwei Stellen 1 Theſſ. 5, 1—4 und 2. Petr. 3, 10. wird der „Tag des Herrn" ausdrücklich genannt, und Petrus hüllt ihn in die bekannte Dekoration des Jom Jehovah ein: Die Himmel zergehen mit großem Krachen ꝛc.

8) Die

8) Die ganze Offenbarung Johannis iſt nichts anders, als eine große Ausführung der prophetiſchen Idee vom Tag des Herrn, und gibt nicht der Seher ſeinen Gegenſtand ſelber an? Offenb. Joh. Kap. 1, 10. Ἐγενομην ἐν πνευματι ἐν τῃ κυριακῃ ἡμερᾳ. Zwar ſagts ein Ausleger dem andern ſeit Jahrhunderten nach, Johannes ſeye entzückt geweſen im Geiſt an des Herrn Tag, ſey zu verſtehn an einem Sonntag, und wie Hr. HR. W * * * zu glauben Urſache findet am Oſterſonntag. Hätte aber der erſte von ihnen den beſſern Gedanken des Hrn. GR. W * * * gehabt, unter der ἡμερα κυριακη die ἡμερα κυριου zu verſtehn, und zu überſetzen: „Ich war im Geiſt in den Tag des Herrn hinausverſetzt,“ und hättens ihm die andern, wie zu erwarten ſtünde, ebenfalls nachgeſprochen, wie ungereimt würde mans finden, wenn jetzt einer angeſtochen käme und behauptete: Johannes habe mit der ἡμερα κυριου nicht ſo faſt den Gegenſtand ſeiner Viſion bezeichnen, als vielmehr den Wochentag, auf den ſie ihm fiel, datiren wollen, als ob das nämliche nicht eben ſo gut an einem Montag, und wär es auch Simonis Judä, hätte geſchehen können.

9) Hieraus folgt, wenn wenigſtens die erſte Hälfte des hermeneutiſchen Grundſatzes wahr iſt, daß das neue Teſtament aus dem alten, nicht das alte aus dem neuen erklärt werden müſſe, ſeine Richtigkeit hat, daß es nicht unexegetiſch wäre, den Tag des Herrn im neuen Teſtament poetiſch zu faſſen, und die Zerſtörung Jeruſalems und gänzliche Auflöſung des jüdiſchen Staates durch die Römer ſammt dem davon abhängenden ſichern Fortgang der chriſtlichen Religion darin zu finden, wenn nicht

andere Gründe eine ſolche Interpretation verbieten. Ja man könnte, wer mit Gefahr weit gehn wollte, bei den heiligen Engeln, an deren Spitze des Menſchen Sohn erſcheint, an Jeſ. 13. denken, und darunter verſtehn „die römiſchen Cohorten.“ Ἄγγελος Werkzeug Jehovens. Ἅγιος geweiht zum Dienſte Jehovens. Mikdaschè Jehovah, kelè Saamo.

10) Nun iſt aber freilich wahr, daß die citirten Stellen des neuen Teſtaments Ankündigungen enthalten und Ermahnungen dazu, die auf etwas größeres als auf den Untergang des jüdiſchen Staates durch die Römer zu gehen ſcheinen. Aber eben ſo wahr, daß die prophetiſchen Bilderzüge, die anerkannt die Zerſtörung Jeruſalems zeichnen, ſich ſehr mit denen verwiſchen, die etwas anderes als die Zerſtörung Jeruſalems zu zeichnen ſcheinen, und daß man wenigſtens verſucht werden könne zu glauben, des Menſchen Sohn habe ſich ſelber eine totale Veränderung der Dinge ins Herrliche und Große, die Eröffnung des ſeligen Reichs Gottes auf der Erde mit der Zerſtörung Jeruſalems zuſammen und als Eins gedacht. Auch wäre weiters nichts daran auszuſetzen, wenn er ſichs ſo gedacht hätte, und weiter nichts. Geſteht er doch ſelber, von dem Tag und der Stunde wiſſe niemand auch der Sohn nicht. Allein die Sache hat doch einen Hacken. Denn ſo wenig es in meinen Augen den Sohn herabſetzt, daß er nicht Alles wiſſe, was der Vater weiß, ſo wenig möchte ich doch von dieſem Sohne glauben, daß er etwas behauptet habe, was er nicht weiß.

Ich will auch nichts behaupten, was ich nicht weiß. Die Exegeſe, die eine dienende Magd der Dogmatik iſt, weiß Rath. Allein ſie ſollte die ge-

bietende Mutter der noch unerzogenen, und was ſchlimmer iſt, der oft ungezogenen Dogmatik ſeyn.

So viel vom Tage des Herrn — aber der Dieb? „Ein Dieb kommt nicht, denn daß er ſtehle.“ Allein der Κλεπτης ἐν νυκτι des Neuen Teſtaments iſt nicht der deutſche „Dieb in der Nacht“ den man henkt, ſondern der hebräiſche Gannabh ballajla, der auch ein ehrlicher, und ſogar ein geprieſener Mann ſeyn kann. Das hebräiſche גנב hat nämlich einen weitern Umfang als das verächtliche deutſche Wort „Dieb“ und bezeichnet auch den Krieger im unerwarteten Ueberfall, oder den Sieger im Sturm, mit der Nebenidee, daß er Beute mache, was in den Augen der Vorwelt nicht ſo entehrend war, als im Feldzug 1793 in den Augen des elſäßer Landſturms. Denn als ihnen die Oeſtreicher im Bienenwald ein halbes Dutzend übel bewachte Kanonen weggenommen hatten, und ſie nach wie vor von den Vorpoſten aus mit dem Ehrentitel „Königsmörder“ begrüßten, waren die Söhne der blutigen Freiheit auch nicht ſtumm, ſondern riefen zurück: „Kanonendiebe!“

Mein Gewährsmann iſt Joel Kapitel 2.; nicht weil dort die Heuſchrecken ebenfalls einen Tag des Herrn repräſentiren, ſondern weil dort, indem er ſie in furchtbare Krieger verwandelt, und im Sturmmarſche malt, im Augenblick der Eroberung ein Gannabh über die Mauer ſpringt. Man muß das ganze Gemälde überſchauen:

Stoßt in die Trompete zu Zion! Feldgeſchrei töne
Von dem heiligen Berg! „Auf, auf ihr Bürger des Landes!“
Denn es rückt der Tag Jehovens in furchtbare Nähe.

Ha, ein dunkler finſtrer Tag, in Wolken verhüllet
Und in Gewitterdunſt! Statt des erfreuenden Frühlichts
Breitet ſich über den Bergen ein zahllos mächtiges Volk aus;
Nie ſah die Vorwelt desgleichen, nie wirds die Nachwelt erleben.
Vor ihm ſengt das Feuer, und hinter ihm lecket die Flamme;
Einem Paradieſe glich, eh' es einbrach, die Erde,
Eine Wüſte nach ihm her und Rettung unmöglich.
Siehe, ſie ſprengen daher, wie Reuter auf ſchnaubenden Roſſen,
Rauſchend, wie die Wogen herab vom Gipfel der Berge,
Praſſelnd, wie die Flamme, wenn ſie durch Stoppeln dahin fährt,
Wie ein mächtiges Heer zur Schlacht gerüſtet einherrückt,
Dem die Völker zittern, und alle Geſichter erblaſſen.
Stürmend bringen ſie an, wie Krieger, erklimmen die Mauren,
Weichen nicht, unaufgehalten rücken ſie vorwärts,
Keiner den andern verdrängend und in gehaltenen Reihen
Stürzend in das Geſchoß und immer wieder geſchloſſen.
Jetzt durchziehn ſie die Stadt und, über die Mauren ſich ſchwingend,
Stürzen ſie durch das Fenſter ins Haus. — —

— כַּגַּנָּבִים sagt Joel. Wie übel gegriffen, wie matt und unedel auch hier, wenn man, um dem meiſterhaft aufgeführten Dichtergebilde, ſeinen Schlußſtein zu geben, das letzte Hemiſtich ſo ergänzen wollte

— — „wie Diebe, die ſtehlen!"

Wie richtig gehalten hingegen und treffend,

wie vollendet bis zum letzten fehlenden Pinſelſtrich, wenn wir überſetzen, und ſchließen:

— — „wie plündernde Sieger.“

Ein Zeuge reicht freilich, wenigſtens im Gerichtsſaale nicht zu, einen angeſchuldigten Dieben zum ehrlichen Manne zu machen. Aber der Prophet Obadjah iſt auch noch da, „auf daß alle Sache beſtehe auf zweier oder dreier Zeugen Munden.“

(V. 1.) Kunde wird uns vom Herrn. Ein Aufgebot
geht durch die Völker:
„Gegen Edom zum Krieg!“ —
(V. 3.) — — — — Dein Uebermuth hat dich betrogen,
Der du in Burgen wohnſt, auf hohen Alpen und pochend
Frageſt: Wer wird hinab mich in die Ebene bringen?
(V. 4.) Schwinge dich auf mit dem Adler und niſte
zwiſchen den Sternen;
Dennoch ſtürz' ich dich hinab. So ſpricht der Herrſcher Jehova.
(V. 5.) Wenn ſie dich überfallen die Gannabim
und die Zerſtörer
In der Nacht, wie wirſt du dann geſcheret, wie
werden
Deine Schätze ſie rauben —“ יִגְנְבוּ׃“

So die zwei Propheten! Und man hätte alſo für die Ausſprüche der zwei Apoſtel wenigſtens die Wahl bei dem Κλεπτης ἐν νυκτι nach eigenem Gefühl an den Dieb mit Brecheiſen und Dietrich, oder an den Anführer einer tapfern und glücklichen Avantgarde zu denken, wenn nicht Paulus, ſelber der dritte fehlende Zeuge, die Wahl entſchiede:

Auch Paulus erwartet ja den Herrn an ſeinem Tage im Coſtüme der Propheten an der Spitze

eines Heeres und ſein ganzer Aufzug iſt militäriſch. Woher denn ein Dieb?

1. Theſſ. 4, 16." Der Herr wird mit einem Feldgeſchrei (בְּתְרוּעָה) unter Commandoruf (ἐν φωνῇ Ἀρχαγγέλου) und mächtigem Trompetenſchall daher kommen.

— Kap. 5, 2. Ihr ſelbſt wißt, daß des Herrn Tag kommen wird, wie ein nächtlicher Ueberfall. (K. ε. N.)

— — V. 3. denn wenn ſie werden ſagen: es iſt Friede, es hat keine Gefahr, ſo wird ſie das Verderben ſchnell überfallen, wie der Schmerz ein ſchwangeres Weib, und werden nicht entfliehen.

— — V. 4 Ihr aber lieben Brüder, ſeyd nicht in der Finſterniß, daß euch der Tag nicht wie ein Κλεπτης überfalle.

— — V. 8. — angethan mit dem Krebs des Glaubens und der Liebe und mit dem Helm der Hoffnung zur Seligkeit."

Sichtbar erhält ſich hier der Apoſtel nach der Weiſe der Propheten in einer Reihe zuſammen gehörender Bilder, in welcher der Dieb ſo wenig als irgend an einem andern Ort außer dem Galgen an ſeinem Platz iſt.

Und ſo ſey er denn auch hier gerichtet nach Urthel und Recht!

Anhang.

Hr. Pf. E***, der dieſe Abhandlung las, zweifelt, ob die hier angenommene Bedeutung von Κλεπτης auch aus Profan-Griechen könne belegt werden.

Ich ſage, wir ſind auf hebräiſchem und helleniſchem Boden, nicht auf profan griechiſchem, und wären wir doch nur auf dem attiſchen.

Denn fürs erſte wird bei Xenophon Mem. Soer. III. 1. 6. unter mehrern Eigenſchaften, die ein guter Feldherr haben ſoll, auch die gefordert, ὁτι στρατηγον εἰναι χρη — κλεπτην (ipsissimo verbo.)

Und dann will der Schriftſteller damit nicht einmal ſagen, daß er plündern müſſe, ſondern die Kunſt verſtehe, unbemerkt heranzurücken, dem Feind in der Beſetzung wichtiger Poſten durch Geſchwindigkeit zuvor zu kommen, wie zwei Stellen aus der Anabasis beweiſen.

Anab. IV., 6. 11. κλεψαι τι πειρασθαι λαθοντας και ἁρπασαι φθασαντας ἡν δυνωμεθα μαλλον, ἡ προς ἰσχυρα χωρια και ανδρας παρεσκευασμενους μαχεθαι.

— V., 6. 9. ἡν δε και δυνηθητε τα τε ὀρη κλεψαι και φθασαι λαβοντες.

Auch bei Ariſtophanes im Plutus Act. 1. Scen 1. v. 27. nennt Chremylus ſeinen Sclaven Karion, wenn er ihn loben will, ſey es auch mit einer muthwilligen Anſpielung auf die andere Bedeutung des Wortes πιςοτατον και κλεπτιςατον. (maxime taciturnum nach der Gloſſa.)

Nach dem Atticismus ließe ſich alſo die pauliniſche Stelle ohne allen Gedanken an einen Dieb ſo überſetzen.

„Ihr ſelbſt wißt, daß des Herrn Tag kommen wird, wie ein Kriegsherr in der Nacht, (von deſſen Ankunft man nichts merkt, oder: früher als man meint.)

6.

Bemerkungen zu einigen Stellen der Evangeliſten.

1) Matth. 6, 11.

„Unſer täglich Brod gieb uns heut.“

In der Vorſchrift dieſer Bitte liegt keine Verpflichtung, für den morgenden Tag unbeſorgt zu ſeyn. Denn

1) ſcheint der Ausdruck „heute“ nicht einmal wörtlich verſtanden zu ſeyn, ſondern in Vergleichung mit Luc. 11, 3. ſo viel zu ſagen: Laß es uns nie an unſerer täglichen Nothdurft gebrechen.

2) Aber geſetzt, wir ſollen nur für heute beten, ſo iſt es zweierlei: Sorgen und Beten. Man benutzt die gegenwärtige Gelegenheit, wenn man wegen der Zukunft, und dem, was in der Zukunft geſchehen kann, ungewiß iſt.

Wir thun alſo, was uns zu thun obliegt, das heißt, wir ſorgen auf eine chriſtliche Weiſe, billig auch für die Zukunft, weil wir nicht wiſſen, ob wir die Gelegenheit morgen wieder finden, die wir heute durch Sorgloſigkeit verſäumen würden.

Hingegen empfehlen wir das, was wir nicht thun können, Gott, das heißt, wir beten billig nur für heute, weil wir gewiß wiſſen, daß Gott, wenn wir morgen wieder beten, wieder eben ſo geneigt iſt, als heute, uns zu erhören, und daß er, wenn wir morgen nicht beten können, doch thun wird, was uns heilſam iſt. Selbſtſorge für die Zukunft iſt gerechtes Mißtrauen in unſere eigene Kraft. Gebet für die Zukunft könnte ungerechtes

Mißtrauen in Gottes Vorsehung und stets gleiche Güte scheinen.

a) Matth. 11, 2—6.

Gewöhnlich wird die Gesandtschaft Johannis so erklärt, daß er auch seine Jünger von der Wahrheit überzeugen wollte, von der er selbst längst überzeugt war.

Kann aber diese Gesandtschaft nicht auch gewissen Zweifeln, die seine einsame, traurige Lage (V. 2.) in ihm erweckte und nährte, zuzuschreiben seyn? Wie oft zagt auch der frömmste, glaubigste Christ in einer düstern, unglücklichen Lage an Wahrheiten, von denen er sich in heitern Stunden vielleicht aus bessern Gründen überzeugt hatte, als die Gründe Johannis für die Messias-Würde jemals seyn konnten. — Er hatte sich der bevorstehenden glücklichen Veränderung, die sein Freund und Schüler Jesus stiften würde, schon im Geiste gefreuet, fühlte sich als dessen Vorbote, arbeitete, wirkte mit, und da saß er nun, wer weiß wie lange schon, im dumpfen Kerker, wahrscheinlich oft genug, wenn auch nicht immer, allein, umgeben von Dunkelheit und Stille, unthätig; seine Säfte schleichen, durch keine Bewegung noch frische Luft gestärkt. Er kann sich seine Lage nicht erklären, — nicht erklären, warum Jesus für ihn und für die Nation so unthätig ist, sieht ihn seinem Ziele um keinen Schritt näher kommen, und hört doch immer Thaten von ihm erzählen, die einen ausserordentlichen, zu großen Absichten bestimmten Mann ankünden. Unter diesen Umständen schwankt er zwischen Glaube und Zweifel, dürstet nach Ge-

wißheit, und wendet ſich — am liebſten an Jeſum ſelbſt: Biſt du, der da kommen ſoll?

Hier half nicht Ja noch Nein Die beſte Antwort war: „Gehet hin und ſaget Johanni wieder, was ihr ſehet und höret. Die Blinden ſehen, und die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget. — Und ſelig iſt, der ſich nicht an mir ärgert."

Dieſer Beiſatz Jeſu ſcheint faſt dieſe Erklärung zu beſtätigen. Jeſus ſcheint ſelbſt die Veranlaſſung der Geſandtſchaft vermuthet zu haben.

Jeſus antwortet alſo mit That, nicht mit Wort. Ein Beweis ſeines guten Gewiſſens, des Gefühls ſeiner Würde, der Wahrheit ſeiner Sendung. Fragt einen Haushalter: Biſt du treu und ehrlich? Jeder, auch der treuloſeſte, wird ſagen: Ja. Aber der wirklich treu und ehrlich iſt, wird ſagen: Hier ſind meine Rechnungen, da meine Kaſſe, dort meine Geſchäfte. Gehet hin und ſehet.

Jeſus befriediget die Wißbegierde der Fragenden zwar vollkommen, aber doch ſo, daß er ihnen ſtatt deutlicher Antwort Data gibt, ſie in den Fall ſetzt, ſelber denken zu müſſen, aber auch in den Stand, ſich die Frage ſelber zu löſen. Er verſchafft ihnen dadurch den Vortheil, zu wiſſen, nicht nur daß, ſondern auch warum ſie ihn für den Meſſias halten müſſen.

3) Matth. 11, 7—10.

Wenn je in einer Rede Jeſu ein Anſtrich von Ironie darf angenommen werden, ſo ſcheint es, daß ſie hier anzunehmen ſey.

Fand Jemand in dem Johannes keinen groſsen Mann, keinen Propheten, ſo lag die Schuld an dem, der es nicht fand, an der Abſicht, die ihn hinaus in die Wüſte trieb, an vorgefaſsten Meinungen ꝛc. — nicht an dem Johannes.

Wer mag läugnen, daſs wohl mancher, der hinausgieng, den Johannes zu hören, der Menge nachlief, ohne zu wiſſen warum, mit der Menge ſtehen blieb, anfänglich den Johannes angaffte, ohne zu wiſſen, was er ſah, mit der Menge aushielt, und, indeſſen daſs Johannes lehrte, vor langer Weile dem Schilf des Jordans zuſah, mit dem der Wind ſpielte?

V. 7. „Ihr habt nichts Groſses an Johannes gefunden (ſagt Jeſus), wie klug ihr doch ſeyd. Das Rohr, das der Wind bewegte, ſchien euch wohl gröſsere Aufmerkſamkeit zu verdienen, als daſs ihr auf ihn hättet horchen mögen. Kein Wunder!“

Eben ſo mag Mancher, der den Mann im härenen Kleide erblickte, ſogleich eine widrige Meinung gefaſst haben. Was ſoll mir der Sonderling ſagen können, dachte er, und gieng ſeinen Weg.

V. 8. „Wie klug! (ſagt Jeſus) war es euch um den Anzug des Mannes zu thun? Wolltet ihr einen fein geſchmückten Weltmann ſehen? Wahrhaftig! ſo hättet ihr nicht ſollen in die Wüſte gehen. Da müſſet ihr freilich ein andermal nach Hof gehen, — aber auch dort keine Wahrheit erwarten.“

V. 9. „Wer mit unbefangenem Geiſt, mit richtigem Begriff, was zu einem Propheten gehöre, hinausgieng, einen Propheten zu ſehen, der fand auch einen Propheten, und mehr denn einen Propheten.“

4) Matth. 20, 16.

„Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt.“

Traurige Worte, wenn ſie ſagen wollen: es iſt der Beruf vieler, gottſelig zu leben in dieſer Welt, aber wenige ſind es, die ſich durch Erfüllung ihres Berufs Gottes Beifall erwerben. Traurige Worte, wenn ſie ſagen ſollen: Die Menſchen ſind zu einem ewigen Glück geſchaffen, aber wenige werden es finden und genießen. Gott ſey gedankt, das ſagt der ſanfte, ſchonende Jeſus nicht, der nicht, der gekommen iſt zu den Menſchen, daß ſie Leben und volle Genüge haben ſollen. Was er bei dem traurigen Anblick deſſen, das täglich vor ſeinen Augen geſchah, von beſonderen Umſtänden ſeiner Zeit, von einer einzelnen Menſchenklaſſe in Hinſicht auf eigene Vorurtheile zu einer Nation ſagt, die ſich allein für berufen, und eben dadurch auch für unfehlbar erwählt hielt, das will er nicht ſo allgemein ausgedehnt wiſſen. „Ihr haltet euch allein für berufen,“ ſcheint er zu den ſtolzen engherzigen Iſraeliten ſagen zu wollen, — „o es ſind noch viele auſſer euch! Ihr haltet euch alle für auserwählt? — Ihr ſeyds bei weitem nicht alle.“

Ganz anders ſpricht Jeſus, wenn er ſeinen Blick von dem Juden weg über die ganze Menſchheit erhebt. „Es werden viele kommen von Morgen und Abend, und mit Abraham, Iſaak und Jakob im Himmelreich ſitzen.“ (Matth. 8, 11.)

5) Matth. 22, 34—46.

Jeſus wurde erſt von Phariſäern, V. 15—22, dann von den Sadducäern, V. 23—33, dann wie-

der von den Phariſäern, V. 34—40, durch verfängliche Fragen auf die Probe geſetzt und angefochten. Vermuthlich waren die Meinungen über das größte Gebot getheilt, und es ſchien, daß Jeſus, welchem Gebot er auch den Vorzug gäbe, es mit einer oder mehreren Partheien verderben müſſe. So ſchützt demnach auch den Rechtſchaffenſten und Ehrlichſten ſeine Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit nicht vor heimtückiſchen und gefährlichen Nachſtellungen. Aber dieß iſt ſein entſcheidender Vorzug: er ſiegt in den Nachſtellungen durch ſeine Rechtſchaffenheit und Ehrlichkeit. Jeſus erwiedert auf die verdächtige Frage: Du ſollſt lieben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe; dies iſt das vornehmſte und größte Gebot. — Das andere iſt dem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt; und ſeine Feinde ſchämten ſich und verſtummten. Jeder Phariſäer hätte auf die Frage: welches iſt das größte Gebot? nothgedrungen von denjenigen Geboten ſchweigen müſſen, gegen welche er ſich vor den Augen des Volkes ſchon groben Vergehungen ſchuldig gemacht hatte. Aus Klugheit würde er dasjenige für das wichtigſte ausgegeben haben, welches er noch am meiſten gehalten zu haben ſich einbilden konnte. Nur Jeſus, der ſeinem Vater gehorſam war bis zum Tode, und der das Leben wagte für ſeine Freunde, nur er konnte alle, alle Gebote in eins zuſammenfaſſen, und ſeine hämiſchen Nachſteller mit der Erklärung ſchlagen: Du ſollſt lieb haben Gott deinen Herrn von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe; dies iſt das vornehm

ſte und größte Gebot. — Das andere iſt dem gleich: Du ſollſt Deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

6) Matth. 24, 29.

Sonne und Mond werden ihren Schein verlieren, und die Sterne vom Himmel fallen, und der Himmel Kräfte ſich bewegen.

Viele Exegeten, unter dieſen einſt Leß, deuten dieſe Bilder aus den Propheten alſo: Himmel, jüdiſcher Staat, Sonne, Mond, Sterne, die Erſten im Staat, Gewalthaber, König, Prieſter ꝛc. Sinn: die Erſten im Staate werden ihres Glanzes, ihrer Macht und Würden beraubt, er ſelbſt (der Staat) erſchüttert und aufgelöſt werden.

Man darf nur mehrere prophetiſche Stellen zuſammen nehmen, um das prädikate akkommodirte in dieſer Deutung zu finden.

1) Gewöhnlich brauchen die Propheten dieſe und ähnliche Bilder, wenn ſie von dem Tag des Herrn reden, oder ihn im Sinne haben.

2) Tag des Herrn iſt kein beſtimmter Tag, auch nicht Bezeichnung der Zeit für irgend eine beſtimmte Begebenheit, worin etwa alle Propheten übereinſtimmten. Dem Joel z. B. iſt's eine nahe Begebenheit, die ſchon durch die Heere Gottes, die Heuſchrecken, eingeleitet iſt. Indem er im erſten Kapitel jene Landplage geſchildert hat, fährt er Kapitel 2 fort: Blaſet die Poſaunen zu Zion; denn der Tag des Herrn kommt und iſt nahe. — Was er ſich darunter denket, klärt Kap. 4. auf, ſiehe V. 19. Mächtige Befreiung der Iſraeliten von dem Druck und der Herrſchaft ihrer Nachbarn durch

glänzende Siege. Dem Jeſaias Kap. 13 iſt's Zerſtörung von Babylon durch die Meder, Befreiung und Rückkehr der Israeliten. Jeremias ſpricht in ähnlichen Ausdrücken von der Zerſtörung Jeruſalems durch die Chaldäer.

3) Der Tag des Herrn iſt alſo Ausdruck für jede große Begebenheit, die
   a) durch politiſche Veränderungen in der Welt merkwürdig,
   b) von Jehova beſchloſſen und ausgeführt,
   c) in Beziehung auf Israel ſtrafend oder rettend gedacht wird.

4) Dem Joel iſt's ein finſterer, dunkler, nebliger Tag; die Erde zittert und der Himmel bebt; Sonne und Mond werden finſter, und die Sterne verhalten ihren Schein.
   Dem Jeſaias erſcheint der Tag des Herrn grauſam, zornglühend, die Sterne des Himmels und ſeine Orionen ſcheinen nicht mehr. Verfinſtert geht die Sonne auf, und der Mond gibt kein Licht mehr; der Himmel wird erſchüttert und die Erde bebt.
   Jeremias ſieht den Himmel an, er iſt finſter; die Berge, ſie beben.

5) Dieſe ganze Schilderung iſt nichts anders, als poetiſche Dekoration des Tages Jehovens. Alle Propheten brauchen ſie, wenn ſie von noch ſo verſchiedenen Dingen reden. (Beiſpiele ähnlicher Dekorationen finden ſich Jeſ. 11, 6—8. zur neuen Regierung des großen Königs.) Die erſten Keime, aus denen ſich dieſe Nationalvorſtellung ent-

wickelte, finden ſich ſchon hiſtoriſch in den Büchern Moſis, die erſten poetiſchen Entwickelungen in den Pſalmen.

6) Alle dieſe Bilder kehren im neuen Teſtamente wieder — auch dort nichts anders, als Dekoration zum Tage des Menſchenſohns.

Altes Teſtament.	Neues Teſtament.
Tag Jehovens.	Tag des Menſchenſohns. Tag des Herrn. Petr. und Offenb. Joh.
Finſter, der Himmel bebt, die Erde zittert.	Sonne und Mond verlieren den Schein. Die Sterne fallen vom Himmel. Seine Kräfte bewegen ſich. — Die Himmel vergehen mit großem Krachen ꝛc.
Jehova kommt.	Des Menſchen Sohn kommt.

7) Marc. 6, 16.

„Da es aber Herodes hörte, ſprach er, es iſt Johannes, den ich enthauptet habe."

Der machte dieſes, jener etwas anders aus Jeſu. Einer hielt ihn für den Elias, ein Anderer für einen alten, und wieder ein Anderer für einen neuen Propheten. Nur Herodes kam auf den beſondern Gedanken: den ich enthauptet habe, Johannes, der iſt's, der iſt von den Todten auferſtanden. Aber ſehr natürlich kam er auf

den

den Gedanken. Denn er hatte ihn ja — enthauptet Dieß ſind die Wirkungen des böſen Gewiſſens.

Jeder freute ſich der Thaten Jeſu, und ahnete in der Wiederkunft eines alten Propheten oder in der Erſcheinung eines neuen glückliche Ausſichten, ſah es als einen Beweis der Gnade Gottes über ſein Volk an: „Gott hat ſein Volk heimgeſucht.“ Nur Herodes — ſah ein Geſpenſt, und ahnete nichts Gutes. Wieder ein Beleg zu einem alten und wahren Spruch: Der Gottloſe fleucht und niemand jagt ihn.

8) Marc. 14, 27, 28.

In dem 28ten Vers liegt meines Bedünkens eine ſchöne und nicht allgemein bemerkte Fortſetzung des im 27ten aufgeſtellten Bildes.

„Der Hirt wird geſchlagen werden, und die Schafe werden ſich zerſtreuen.“

Jeſus ſcheint mir nämlich hier in dem Ausdrucke des Vorangehens in der Perſon eines Hirten fortzuſprechen; der Hirt zeigt ſich, die zerſtreuten Schafe ſammeln ſich um ihn, er geht voran, ſie folgen ihm. Joh. 10, 4. 27.

„Ihr werdet euch zerſtreuen, wenn ich von euch genommen bin. Aber nach meiner Auferſtehung werdet ihr euch wieder bei mir verſammeln. Galiläa iſt der Ort, wohin ihr mir nachkommen werdet.“

9) Luc. 5, 18 — 26.

Macht, Sünden zu vergeben, iſt ſo viel als Macht, die Folgen der Sünden zu heben.

Die Folgen aber der Sünde ſind zweierlei, natürliche, die aus der Sünde ſelbſt herfließen,

nicht anders als herfließen müſſen, und poſitive, die Gott gleichſam noch extra den Uebertretern in der Ewigkeit anzuthun gedroht hat.

Gewöhnlich wenn man von Vergebung der Sünden ſpricht, denkt man nur an dieſe letztere Art von Folgen der Sünden. Vergebung der Sünden heißt alsdann Nachlaß der ewigen Strafen.

Da die natürlichen Folgen nur der Herr der Natur, die poſitiven nur der Geſetzgeber aufheben kann, ſo iſt beides gegen den Ausſpruch des 23. V. gleich ſchwer, oder gleich leicht, wie man will. Hingegen iſt kein Zweifel, daß der welcher das eine thut, ſich dadurch legitimirt, auch das andere thun zu können. Denn Beides kann nur Einer.

Rühmt ſich hingegen ein Menſch, der für einen Betrüger gehalten wird, als Bevollmächtigter Gottes, eines oder das andere thun zu können, ſo iſt es freilich leichter zu ſagen: Die ſind deine Sünden vergeben, d. h. du biſt losgeſprochen von der ewigen Verdammniß, — als zu ſagen: ſtehe auf und wandele d. h. ſey frei von den natürlichen, jetzt dich drückenden Folgen deiner Sünden. Denn da jenes ſich wohl ſagen, der Erfolg aber keineswegs ſich wahrnehmen läßt, ſo kann auch der, welcher es geſagt hat, aus dem Nichterfolg nicht als Betrüger überwieſen werden. Wer ihm glauben mag, kann glauben. Es iſt aber nichts entſchieden.

Schwerer iſt es in dem Fall zu ſagen: ſey frei von den natürlichen Folgen deiner Sünden. Denn hier muß der Erfolg des Machtſpruchs augenblicklich entſcheiden; der Kranke z. B. muß geſund werden,

oder der Betrüger iſt widerlegt. Jeſus ſcheint alſo zu ſagen: Ihr glaubt nicht daß ich Sünden vergeben kann? Wohlan, Sünden vergeben und dieſen Kranken heilen, gehört zuſammen; wer das eine kann, muß auch das andere können. Aber es iſt ſchwerer das eine als das andere zu ſagen. Ich ſage alſo das Schwerere, um euch zu zeigen, daß ich das Leichtere auch könne.

Er hat's geſagt — und gethan.

10) Luc. 11, 14 — 16.

Vergebens glaubt der Zweifler, der Unchriſt, der Laſterhafte, wenn Gott noch Zeichen und Wunder thun würde, daß es ihm alsdann möglich oder leichter ſeyn würde, zu glauben und fromm zu ſeyn. Er bleibt ungebeſſert und unüberzeuget, nicht weil es den natürlichen Mitteln, die uns Gott anbietet, an Ueberzeugungs- und Beſſerungskraft fehlte, ſondern weil er ſich nicht mag überzeugen und beſſern laſſen.

V. 14. Jeſus lehrt einen Stummen ſprechen, und alles Volk verwundert ſich. — Aber wer aufmerkſam auf die Natur ſeyn wollte, wäre es dem weniger wunderbar, daß wir von Jugend auf ſprechen können? oder waren wir nicht alle auch einmal ſtumm?

V. 15. Jeſus lehrt einen Stummen ſprechen, und ſiehe es wird ihm für Zauberey ausgelegt. Würde der, der die Wahrheit nicht annimmt und ausübt, weil er ſie nicht leiden mag, würde der nicht auch eine Einwendung, einen

Zweifel ſelbſt gegen das Wunder haben, das ihm die unangenehme Wahrheit zu beſtätigen ſchiene?

V. 16. Jeſus thut ein Zeichen an einem Stummen und nun verlangt man ein Zeichen vom Himmel. Alſo ſelbſt Wunder ſättigen den Wunderſüchtigen nicht. Sieht er eins, ſo will er mehrere; ſieht er ein großes, ſo will er noch ein größeres ſehen.

So wahr iſt es, was der Heiland Kap. 16, 31. ſagt: Hören ſie Moſen und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferſtünde.

11) Luc. 23., 43. 44.

1. Es iſt ſchwer zu glauben, daß der Schächer, der um Aufruhrs Willen gekreuziget ward, ſo aufgeklärt ſollte geweſen ſeyn, um an ein regnum Christi non hujus mundi zu glauben, woran ſelbſt ſeiner Jünger keiner glaubte, worüber Chriſtus ſelber zu ihnen nie deutlich ſprach. Wahrſcheinlicher iſt es, daß er eine Wiederkunft Chriſti zur Herſtellung ſeines Reiches erwartete.

a) Es war ſo ein dunkler Glaube unter den Juden, durch Propheten geweckt, daß der Meſſias durch große Leiden zu ſeiner Königswürde müſſe geweihet werden.

b) Chriſtus ſelber ſprach oft von ſeinem Tod und einer herrlichen Wiederkunft in des Himmels Wolken.

c) Erfaſſe eine lebendige Hoffnung mit ganzer Seele. Der Glaube an ſie werde deinem

Herzen Bedürfniß, ſo tödtet der Tod ihn nicht. Du erwarteſt eher ſeine Erfüllung nach dem Tode. Laß den Neger in Amerika ſterben. Er hält in der Todesminute den Troſt noch feſt, er werde ſeine vaterländiſchen Palmen wieder ſehen. Dein Meſſias ſterbe, ehe du ihn, und die ſüßen Hoffnungen aufgibſt, die an ihm ſich feſthielten, wird dir eine neue Hoffnung Bedürfniß werden: er kommt wieder.

2. Eben dieſe Tendenz des menſchlichen Gemüthes weckte unter den Juden den Auferſtehungsglauben. Wen ſein Schickſal in eine jammervolle Periode des Lebens warf, wer keine Hoffnung vor ſich ſah, das Beſſere, das dem Schlimmern folgt, noch zu erleben, und den Tag des Meſſias zu ſehen, der erwartete von ihm Erweckung vom Tod, und neues Leben in ſeinem Reich. Glaube an Auferſtehung, nicht zum ewigen Himmelsleben, ſondern zum Reiche des Meſſias, war unter den Juden zur Zeit Chriſti Volksglaube. Was ſagt nun der Schächer, der mit zu dieſem Volke gehört?

„Rufe auch mich wieder ins Leben zurück," oder:

„Erkenne mich wieder, wenn du in deiner Königskraft und Würde, wenn du als Meſſias (ἐν τῇ βασιλείᾳ σου) wieder kommſt!"

„Laß mich wieder mit dir aus dem Schattenreich zurückkehren, und ein Genoſſe deines Reichs ſeyn, der ich dich jetzt in das Reich der Schatten begleite!"

3. Die Gegenſätze ſind nun fühlbar in der Antwort Jeſu:

„Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn."

18) Joh. 8, 2 — 11.

V. 2. Mit den edelſten Abſichten beſchäftigt, mit ganzer geſammelter Seele, vom heiligſten Eifer belebt, ſitzt Jeſus im Tempel unter dem Volke und lehret.

V. 3 — 6. Und eine boshafte verkehrte Menſchenart, Schriftgelehrte und Phariſäer dringen an ihn, und unterbrechen ihn, mit einer boshaften, nichtswürdigen Frage. Ankläger einer Ehebrecherin, aber zehnmal ſtrafwürdiger als die Beklagte ſelbſt, fragen ſie: Meiſter dieſe hat den Tod der Steinigung nach unſerm Geſetz verdient, was ſagſt aber du dazu?

V. 6. Jeſus bückte ſich und ſchrieb mit dem Finger auf die Erde.

Schwerlich wollte er mit dieſer Geberdung etwas anders ſagen, als: Ich will nichts mit euch zu thun haben; ihr verdient nicht, daß ich ein Wort an euch verliere.

V. 7. Sie aber ſetzten ihm zu und drangen in ihn, bis er ihrer müde ſie endlich mit der Erklärung abwies: Steiniget ſie. Der rein iſt unter euch, mache den Anfang.

V. 8. Und bückte ſich wieder und ſchrieb: d. h. Weiter habe ich euch nichts zu ſagen. Ihr könnet gehen.

Oder bückte er ſich, um ihnen eine Verlegenheit, eine Beſchämung zu erſparen? Denn

V. 9. Sie fühlten ſich in ihrem Gewiſſen. Theils ſagte es einem jeden, daß er mit der Steinigung den Anfang nicht machen dürfe, theils fühlten ſie, daß ſie keine beſſere Behandlung als dieſe verdient hätten. Und giengen hinaus einer nach dem andern. Die älteſten machten den Anfang und die jüngern folgten nach.

V. 10. 11. Nun hatte Jeſus nichts mehr zu ſchreiben. Mit menſchenfreundlichem Herzen widmete er der Unglücklichen einige Augenblicke — ſie zu tröſten und zu beſſern.

13) Joh. 18, 6.

V. 6. „Sie wichen zurück und fielen zu Boden."

Die Wirkung von dem edlen Muth Jeſu Chriſti auf die rohen Kriegsknechte und Häſcher war ein wenig ſtark und unerwartet, wenn ſie natürlich war. Und ein Wunder hier zu ſuchen geht nicht an, da es nichts genutzt hätte, auch wirklich nichts genutzt hat. Jeſus wollte den Händen der Wache nicht entgehen, ſondern ſich gefangen nehmen laſſen freiwillig.

V. 8. „Suchet ihr mich, ſo laſſet dieſe gehen." Wie ſchicket ſich dieſe Rede Jeſu zu dem Vorhergehenden? Man denkt ſich die Wache betäubt oder betroffen, auf der Erde liegend oder wieder aufgerafft. Kein Wort, daß die Jünger in Anfechtung waren.

Verſuch einer andern Erklärung.

Ἀπηλθον εἰς τα ὀπισω, nicht rückwärts,

ſondern auf die Hinterſeite Jeſu (wo die Jünger waren). Dieſer ſchien ihnen ſchon der Mann nicht zu ſeyn, den ſie feſt nehmen ſollten. Es war ihnen ohne Zweifel ſehr wichtig gemacht, wie ſie des Menſchen ſich mit Vorſicht und Liſt bemächtigen müßten. Auf alle Fälle wollten ſie ſehen, wer noch dahinten im Dunkeln ſey.

Και ἐπεσον χαμαι, die Jünger nämlich als die Wache kam, entweder aus Furcht und Schrecken oder aus Klugheit, ſich zu verbergen.

Jetzt fragt Jeſus noch einmal, wen ſuchet ihr? und erklärt ihnen: ſuchet ihr mich, ſo laſſet Dieſe gehen.

Einwendungen.

1. Es iſt allerdings eine harte Auslaſſung des Nominativs in ἐπεσον χαμαι, wenn die Jünger ſollen gemeint ſeyn. Allein die Dunkelheit läge nicht in dieſer Stelle, ſondern in dieſer Zweideutigkeit des ὀπισω vorher. Hat ſich Johannes die Hinterſeite in Anſehung Jeſu dabei gedacht, und denkt man ſichs ſo mit ihm, ſo iſt es ſo natürlich, daß das ἐπεσον nur auf die Jünger gehen könne, daß es nicht nöthig war ſie zu nennen. Ueberdieß iſt es den bibliſchen Schriftſtellern gewöhnlich, ſich auf längſt vorhergegangene Nomina zu beziehen, ohne ſie wieder neuerdings zu nennen.

2. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Petrus in dem nämlichen Augenblick ſich aufgerafft und der Wache mit dem Schwerdt ſich widerſetzt haben ſollte, wie V. 10. erzählt wird; allein

a) geſchah es auch nicht im nämlichen Au. Nach der Scene, die Joh. erzählt, muß der Auftritt mit Judas erſt geſchehen ſeyn. Matth. 26, 48 — 50. Unterdeſſen hatte Petrus einige Zeit ſich zu erholen.

b) That er den Angriff in dem nämlichen Augenblick, da an Jeſum Hand gelegt wurde, und es iſt begreiflich, und dem Charakter Petri gemäs, daß er, der zur eigenen Vertheidigung in der erſten Ueberraſchung keinen Muth hatte, und von der Zaghaftigkeit der übrigen mit ergriffen wurde, jezt in dem Augenblick, wo er Jeſum in den Händen ſeiner Feinde ſah, aus Liebe zu ihm, und in der Erinnerung ſeines Verſprechens, alle eigene Gefahr vergaß und von raſchem Muth belebt, das Schwerdt zur Vertheidigung Jeſu zog. — Mag endlich nicht auch dieſer Umſtand einen Unterſchied machen, daß er vielleicht den Feinden, die das erſtemal auf ihn losgiengen, jezt auf dem Rücken war? Wenigſtens iſt dieſe Situation die natürlichſte und die Wunde von der Art, daß ſie eben ſowohl oder noch eher durch einen Hieb von hinten her, als von vornen zu erklären iſt.

14) Joh. 20, V. 2 — 17.

Johannes der ſchuldloſe Schoosjünger Jeſu erzählt, wie die Leidensgeſchichte, ſo auch das Vernehmen der Jünger bei ſeiner Auferſtehung, mit ſo kunſtloſer Einfalt, mit ſo ausführlicher Umſtändlichkeit in Dingen, die uns unbedeutend ſcheinen, bei denen aber er, weil er dabei war, gern ver-

weilte, mit ſo viel Natur, daß auch der entſchloſſenſte Zweifler in Verſuchung gerathen muß — wenigſtens einige Augenblicke lang zu glauben.

V. 2 — 8. Der andre Jünger (Johannes ſelbſt) der Jeſum am meiſten liebte, iſt auch bei der Nachricht, daß das Grab offen und leer ſey, der ungeduldigſte, der ſich am meiſten intereſſirt — lauft Petro zuvor, kommt ans Grab, blickt hinein, ſieht die Linnen, und ſteigt — nicht hinab. Wer ſollte es von dem ſanften zärtlichen Mann erwarten, daß er ſich allein und zuerſt in ein Gewölbe wagte, wo ein Todter (immerhin ſein beſter Freund) gelegen hatte, wo er vielleicht noch in einer Ecke lag, wo vielleicht Trug und Liſt der Feinde im Spiel war.

Petrus kommt nach und ſieht — der raſche, kühne Petrus, überall der vorderſte, iſt auch hier Petrus. Er ſteigt ohne Bedenken hinab, will ſehen, wie er ſich in den Gerichtshof drang, um zu ſehen; wie er ſich in die Wellen des Meeres warf, um zu fühlen.

Und nun erſt, als Johannes ſieht, daß alles ſicher ſey, geht auch er hinein.

So wagt es ein Schüchterner, ein Bedenklicher, ein Zärtlicher nicht etwas Todtes zu berühren, oder an einen, ihm verdächtigen Ort zu gehen, oder eine, ihm unbekannte Speiſe auf bloſes Zureden zu koſten. Es muß zuerſt ein Kühnerer ihm mit ſeinem Beiſpiel vorangehen, ihm die Furcht benehmen, Muth und Entſchloſſenheit bei ihm wecken.

Gleicherweiſe ſcheint mir in dem Betragen der Maria ungekünſtelte Natur hervor zu blicken.

V. 11. Wie ein Kind, das einen geliebten Gegenſtand an dem Ort, wo es ihn ſonſt anzutreffen gewohnt war, nicht mehr findet — es bricht in Thränen aus, ſchaut nach dem leeren Platz, oder was ſonſt die Urſache ſeiner Thränen iſt, einmal um das andere zurück, als ob es das Vermißte ſehen müßte, als ob es den geliebten Gegenſtand mit dem wehmüthigen Blicke zurückzaubern, als ob es das Auge zu neuen Thränen ſtärken wollte: — ſo ſteht die weiche weibliche Seele am Grabe und weint — bückt ſich wieder und ſieht hinein.

V. 14. 15. So ſieht ſie ſich um, als ob ihr jemand helfen müßte, ſo drängt ſich, in dem ſie den vermeintlichen Gärtner ſieht, ihr Anliegen aus der Bruſt: „Herr haſt du ihn weggenommen?“ ehe ſie ihm ſagen konnte, warum ſie weine, oder wen ſie ſuche, als ob alle Welt ſich intereſſiren und die Urſache ihrer Thränen wiſſen müßte.

V. 16. Wie wir in einem ſtarken Affect, beſonders in großer Betrübniß und Angſt, auf Gegenſtände um uns her keine Aufmerkſamkeit verwenden, oder nur ſchwache Eindrücke faſt ohne Bewußtſeyn von ihnen empfinden, oft ſelbſt in der Größe des Kummers und der Angſt die gegenwärtige Rettung nicht einmal bemerken, ſo ſieht Maria Jeſum an, und kennt ihn nicht, redet mit ihm, und kennt ihn nicht. Es war ihr nicht darum zu thun, zu wiſſen, wen ſie vor ſich habe, ſie will nur wiſſen, ob er den Geliebten, aus dem Grab, wohin ſie augenblicklich zurückſchaut, weggenommen habe.

Und Jeſus ruft ihr: Maria! und ſie wird aufmerkſam, kehrt ſich wieder um, faßt ihn ins Geſicht, es iſt Jeſus; ein Wort, ein Schrei: Rabbuni! iſt alles, was ſie aus der gedrängten Bruſt hervorbringen kann.

Iſt es anders, als wenn wir an einem Freund ohngefähr vorbeigehen, an den wir nicht gedachten, deſſen Gegenwart ſo nahe, uns nicht wahrſcheinlich, nicht möglich ſchien, deſſen Geſtalt ſich, ſeit wir ihn das letztemal ſahen, verändert hat. Wir ſehen ihn flüchtig an, und gehen an ihm vorbei. Erſt wenn er uns mit Namen nachruft, ſchauen wir zurück und betrachten ihn aufmerkſamer. Die Seele macht in unbegreiflicher Geſchwindigkeit den Schluß: dieſer Menſch kennt mich, folglich muß ich ihn auch kennen, wenn ich ihn genauer betrachte. Der Ton ſeiner Stimme weckt vielleicht ſchon das Bild in der Seele. Kurz wir kennen ihn und nennen ſeinen Namen.

So erkennt Maria den Herrn, ruft Rabbuni, und will ihm im erſten Gefühl der Herzenserleichterung und Freude um den Hals fallen, oder zu Füßen ſtürzen, und ſeine Kniee umarmen. (V. 17.)

Johannes ſagt zwar das nicht. Aber Jeſus ſagt es in den Worten: „Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren ꝛc.“ Jeſus will nur nicht angerührt ſeyn. Und wie gegründete Urſachen konnte er nicht haben? Konnte nicht der Affect der Maria zu ausſchweifend werden? Konnte ſie nicht durch ihr Benehmen Aufſehen erregen und Leute herbei ziehen, denen er ſich nicht wollte offenbaren? Noch ſchien ſie im erſten Ausbruch

des Affects nicht an das Auſſerordentliche des ganzen Auftritts zu gedenken; aber hätte ſie nicht im Augenblick der Umarmung der Gedanke mit Schrecken und Entſetzen befallen müſſen: Wen umarme ich da? Er iſt ja geſtorben, er iſt todt; wie ſteht er denn vor mir? Wie gefährlich konnte ihr erſt der Uebergang aus Betrübniß und Angſt zur Freude, und aus dem höchſten Gefühl der Freude und des Entzückens, zum höchſten Grad des Schreckens werden!

Und wie natürlich die Erklärung Jeſu: „Ich bin noch nicht aufgefahren ꝛc.“ Unmöglich können die Worte heißen: Umarme mich nicht eher, als bis ich aufgefahren bin ꝛc. Entweder haben ſie keinen Sinn, oder den ganz natürlichen: „Mäſſige deinen Affect. Es iſt ja noch Zeit, ich bin noch da, ich bin noch nicht aufgefahren, und fahre noch nicht auf.“

15) Joh. 21, 18 — 23.

Ein Grund für die Johanneität des Kapitels ſcheint der 18te und 19te V. zu ſeyn.

Johannes liebt das beſonders, dunkle, räthſelhafte Ausſprüche Jeſu, die man eine Zeit lang gar nicht verſtand, und zu denen man in einer nachfolgenden Begebenheit den Schlüſſel zu finden glaubte, ſammt ihrer ſpätern Erklärung in ſein Evangelium einzuflechten. Z. B. Kapitel 2, 19—22. Kap. 6, 70. 71, ꝛc. So auch hier.

V. 22 kommt eine ähnliche dunkle Rede vor, aber die Erklärung dazu hatte der Jünger noch nicht, und beugt blos einer kühnen Ausdeutung derſelben vor, ohne eine andere geben zu können.

7.

Einige Ideen bei der Lectüre der Apostelgeschichte auf daß wenn ich Pfarrer werde.

Kap 2, V. 1—3.

Gott gibt sichtbare Zeichen, daß etwas unsichtbares vorgeht.

Die Ausgießung des heil. Geistes (reichliche Mittheilung der Kräfte) geschah nicht durch das Brausen, aber während desselben.

Auch die physische Befruchtung der Erde geschieht unter Donner und Blitz.

Denke bei ungewöhnlichen Erscheinungen, es geht irgend etwas vor, das ich nicht weiß.

Kap. 3.

Auf guten Wegen gibt Gott Gelegenheit zu guten Thaten.

Petrus hatte kein Geld, aber etwas besseres, was kein Geld bezahlt — „Ihr wisset die Gnade unsers Herrn Jesu Christi, daß wir durch seine Armuth reich wurden."

Die Apostel machen selber kein Aufsehen von der Sache. Es gibt sich von selbst.

Kap. 4.

Die erste Probe ihres Lehrvortrags gaben die Apostel in einem Haus, das zweitemal schon im

Tempel, das drittemal ſchon vor dem Collegium der Oberſten und Aelteſten und Schriftgelehrten, und aller die da waren von der Hohenprieſter Geſchlecht.

Petrus bekannt nun vor Hannas und Caiphas, was er vor wenig Wochen vor der Magd in dem Pallaſt des Caiphas verläugnete.

Kap. 6, 5.

Aus den Namen zu ſchließen, waren unter denen Diakonen mehr Griechen als Hebräer. Prochorus, Nikanor, Timon, Parmenas ſcheinen Nationalgriechen zu ſeyn.

Auch gegen Stephanus treten falſche Zeugen auf. Aber die elenden Schächer wiſſen nicht einmal eine neue Anklage zu finden. Sie gebrauchen wieder die alte.

Unter den äußern Verfolgungen war es ein gefährliches Symptom, daß zwiſchen den Ebräern und Griechen ſchon im Innern Mißvergnügen entſteht. Es wird ſich zeigen, Gamaliel, ob dieſe Lehre von Gott iſt.

Kap. 7.

Stephanus hält eine breite Rede — ſcheint noch lange nicht fertig zu ſeyn — vergißt ſich V. 51 im Eifer und fängt an zu ſchimpfen. So hat Petrus nicht geſprochen. Unmittelbar darauf wird er weggeſchleppt und geſteiniget. Er ſcheint weniger ein Märtyrer des Evangeliums als ein Opfer ſeiner Unvorſichtigkeit zu ſeyn. Warum ſtarb früher ein unbedeutender Diakon, als ein Apoſtel?

Kap. 8.

Stephanus ſchadete durch ſeinen unzeitigen Eifer. Jetzt erſt geht die Verfolgung an. Aber die Lehre iſt von Gott. Ihr könnt ſie nicht dämpfen. Die Verfolgten zerſtreuen ſich, und das Evangelium kommt nach Samaria ꝛc.

Gottes Weisheit macht gut, was menſchliche Thorheit verderbt.

V. 1. „Ohne die Apoſtel."

Gute Gründe, warum die Apoſtel in Jeruſalem blieben. Es war gefehlt, wenn ſie auch giengen.

V. 4. Jeder war ſchon ſo gut als ſelber ein Apoſtel.

V. 14. Ein anderer Grund für Petrus und Johannes, nach Samaria zu gehen, war jetzt vorhanden.

V. 16 — 40. Der Engel des Herrn ſprach zu Philippo — d. i. Es trieb ihn etwas, er mußte gehen — und den Kämmerer finden.

Oft treibts uns auch ſo, und wir finden Gelegenheit zu einer guten That.

Glaubt, wenns euch ſo treibt, und die Gelegenheit zu einer guten That ergibt ſich, und ſie wird uns ſo leicht, daß ihr Werkzeuge Gottes für einen großen Zweck ſeyd. Aber ihr erfahrts nicht, was euere That für Folgen hat, und was Gott durch ſie ſegnet.

Philippus erfuhr es wahrſcheinlich auch nicht, der Geiſt des Herrn rückt ihn weg. Er erfuhr wahrſcheinlich nichts mehr von dem Erfolg. Der Kämmerer ſah ihn nicht mehr.

8.

Bemerkungen zu 1. Corinth. Kap. 15. Vers 12 — 20. und V. 42 — 44.

Wir hätten weiter keine Urſache zu großer Betrübniß, wenn uns, (nur die Unſterblichkeit der Seele vorbehalten), keine Hoffnung zur Wiederbelebung des Körpers gemacht würde. Unſer, der Seele, Schickſal wäre nicht bejammernswürdig. Denn der Körper war doch nur der geringere, ſchwächere, vergängliche Theil unſers Weſens. In ihm hatten unſre Krankheiten und Schmerzen, und ſelbſt der Tod ſeinen Grund. Er wars, der ſo oft die freie Wirkſamkeit der Seele hinderte, ihre Heiterkeit trübte, ihre Freuden verbitterte. Er wars, deſſen Pflege uns ſo viel Sorgen, Arbeiten und Aufwand koſtete; er wollte immer geſpeiſet, getränket, gekleidet und geſchmücket ſeyn. Was wäre es Kummer, wenn die Seele dieſe Bürde auf immer abwürfe? Auch ſein Schickſal wäre nicht traurig, oder ungerecht. Er war Erde aus Erde, — was kann er beſſers als in die Erde zurück kehren und Erde werden? Die Natur gab uns ihn von der Erde umſonſt. Die Natur nährte ihn 50, 60, 70 Jahre von der Erde umſonſt. Was könnte ſie billigeres fordern, als daß wir ihn, wenn er uns nicht mehr brauchbar iſt, der Erde zurückgeben, ihr die Schuld heimzahlen, das lang genoſſene Kapital ohne Zinſen?

Indeſſen war er doch 50, 60, 70 Jahre lang der treue Gefährte des Geiſtes, theilte mit ihm unver-

droſſen Liebes und Leides. Und wer trennt ſich gern auf immer von dem ſteten, treuen Gefährten des Lebens? Zudem war er dem Geiſt, neben manchen Leiden, auch die Quelle mancher Freuden. Durch ihn empfand der Geiſt das Wohlgefühl der Geſundheit und Stärke. Wir ſahen ſo viel ſchönes durch dieſes Auge, hörten ſo viel angenehmes durch dieſes Ohr. Er kam ſo oft der Seele zu Hülfe; nur durch ihn realiſirte ſie ihre Gedanken und Entwürfe. Selbſt ſeine Mängel und Bedürfniſſe mußten ihre Vollkommenheiten ausbilden, indem ſie die Denk- und Erfindungskraft derſelben in ſteter Uebung und Thätigkeit erhielten.

Deſto angenehmer und troſtreicher alſo die Hoffnung, daß auch er wieder belebt, wieder mit der Seele vereiniget ſoll werden.

Und dieſe Hoffnung gründet ſich auf die Auferſtehung Jeſu. 1. Cor. 15, 12 — 20.

Jeſus iſt auferſtanden. Alſo iſt Auferſtehung möglich und wahrſcheinlich, es mögen nun der grübelnden Vernunft noch ſo viele Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten einfallen. Sie mögen immerhin ihr unauflöslich ſcheinen. Genug; es hat einer die Probe gemacht, und den ſchweren Beweis durch die That geführt. Und aber dieſer eine iſt es, der uns ſchon vorher ſeine und unſre Auferſtehung angekündet, und geſagt hat: daß es, wie ihm, ſo auch uns ergehen werde.

Sinke alſo immerhin in die Erde mein Leib. Du ſinkeſt in eine ſichere, ruhige Zuflucht, bis die Stunde der Trennung vorüber iſt. Wie der un-

bewehrte Landbewohner bei herannahender Kriegsgefahr ſeine Koſtbarkeiten in die Erde vergräbt, um ſie dort am ſicherſten wieder zu finden, wie der Ackersmann die zarten Pflanzen des Sommers bei herannahendem Winter unter die Erde birgt, um ſie dem wiederkehrenden Frühling am ſicherſten aufzubewahren, ſo wirſt du der ſorgfältigen Pflegerin Natur in die Erde zurückgegeben, kehrſt in deine Heimath zurück, bis der Frühling anbricht, den kein Winter mehr endiget.

Und noch um ſo viel angenehmer iſt dieſe Hoffnung, da der wiederbelebte Körper frei ſeyn wird von allem, was ihn vorher läſtig und hinfällig machen, und die Vollkommenheit des Geiſtes ſtören konnte.

So erſtand Jeſus mit einem verherrlichten Körper. So werden wir auch erwachen. Phil. 3, 21.

Was für ein Unterſchied zwiſchen dem jetzigen und dem zukünftigen verherrlichten Körper ſey, lehrt Paulus 1. Cor. 15, 42. 43. 44.

1. Es wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich.

2. Es wird geſäet in Schwachheit. Hätten wir zu erwarten, daß der Körper wieder mit den nämlichen Schwachheiten, Krankheiten, Gebrechen ꝛc. auferſtehen würde, wie mancher würde den ſeinigen nicht wieder verlangen. Aber nein — er wird auferſtehn in Kraft.

3. Es wird geſäet in Unehre. Schmückt den Leichnam mit dem ſchönſten Gewand, legt ihn

in einen ſilbernen Sarg, die ganze Gemeinde begleite ihn, der Prediger lobe ihn — und doch mag ihn Niemand mehr anrühren. Das iſt keine Ehre. Man eilt, ihn aus dem Haus zu ſchaffen. Das iſt keine Ehre. Man verſchließet ihn in einen engen Sarg, in ein finſteres Loch, ſchaufelt Erde und Steine über ihn hinab. Das iſt keine Ehre. Man läßt ihn liegen und geht fort, ſchaut nimmermehr nach ihm zurück, denkt nimmer an ihn. Keine Ehre. Aber es wird auferſtehen in Herrlichkeit. Das ſeidene Sterbekleid wird zurück bleiben, und der Auferſtandene wird ſeiner zur Verherrlichung nicht mehr bedürfen. Die Erblaßten werden einander wieder ſehen und anrühren und umarmen mögen, und ſich nicht ob einander entſetzen.

4. Es wird geſäet ein natürlicher Leib, der Leib des Erdenbewohners, und wird auferſtehen ein geiſtiger Leib, wie er ſich in den Himmel ſchickt.

9.

Keren Happuch, Jephthas Tochter.

Nicht leicht wird ein geneigtes Mitglied der theologiſchen Geſellſchaft*) die Geſchichte der Tochter Jephtha leſen, es trete dann das unglückliche Geſchöpf in allen Reitzen einer ſchönen Jugend, und einer edlen Natur vor ſeine Phantaſie.

*) Theol. Geſellſchaft zu Lörrach, an welche H. diſe Abhandlung ſandte.

Berger, in der praktiſchen Einleitung in das alte Teſtament bedauert, daß uns die Geſchichte ihren Namen nicht aufbewahrt habe, wiewohl man ihr in der Geſchwindigkeit jeden andern leihen kann, z. B. Keren Happuch; und wenn der weichherzige Bruder Walt, in dem herrlichen Buch der Flegeljahre ſich bekanntlich in Unbekannte, zwar zum Theil aus Koburg, zum Theil aber auch aus dem Buch der Richter verliebt, ſo kann man ſich ohngefähr vorſtellen in welche.

Aber beſſer wäre es gethan, wenn wir die Unglückliche noch retten könnten, und es dürfte ſich vielleicht die Mühe lohnen, die Acten noch einmal durchzugehen.

Bekanntlich iſt hier die Hauptſtelle, Buch der Richter Kap. 11. V. 31. und bekanntlich kommt alles darauf an, ob die letzte Silbe in dem Zeitwort wehaalithihu das Verhältniß des Accuſativs, oder des Dativs bezeichne. Im erſten Fall hieße es richtig: „ich will es, nämlich was mir zuerſt aus meiner Hausthüre entgegen kommt, opfern ein Brandopfer.“

Im zweiten Fall hieß es: „ich will ihm, nämlich Jehovah, opfern ein Brandopfer.“

In dieſem Fall hat das Gelübde zwei Theile:

1) Ich will das was mir zuerſt entgegen kommt Jehovah heiligen, d. h. dem Tempel weihn.
2) Ich will Jehovah außerdem ein Brandopfer bringen.

Nun iſt nicht zu läugnen, daß in der Regel und faſt ohne Ausnahme die Suffix-Silben hinter den Zeitwörtern den Accuſativ bezeichnen, und alſo

die Ueberſetzung: „Ich will es opfern," die natürliche und dem Sprachgebrauch angemeſſene ſeye.

Aber doch auch nicht zu läugnen, daß eine ſolche Silbe ein und das andere Mal den Dativus bezeichne, z. B. Nethathanj du haſt mir gegeben, Joſ. 15. V. 19. und namentlich im Buch der Richter Kap. 21. V. 22. chonnunu otham wo die Worte gar keine andere Bedeutung zulaſſen.

So gewiß aber und anerkannt es iſt, wenn eine Stelle in der gewöhnlichen Conſtruction genommen ganz und gar keinen grammatikaliſchen Sinn mehr gibt, daß alsdann die ungewöhnliche, aus der ſich ein ganz natürlicher Sinn heraus hebt, die richtige ſeye, ſo wenig iſt es gewiß, wenn die nämliche Stelle, nach dem gewöhnlichen und ungewöhnlichen Sprachgebrauch einen grammatikaliſchen Sinn anbietet, daß darum nothwendig und unbezweifelbar die gewöhnliche allemal die richtige ſeyn müſſe.

Aber allerdings können alsdann nur noch äußere Gründe entſcheiden, und allerdings müſſen dieſe ſehr ſchwer und durchgreifend ſeyn, wenn ſie für die Ausnahme des Sprachgebrauchs entſcheiden ſollen.

Hier kommt nun zuvörderſt alles darauf an, ob Jephtha pſychologiſch und moraliſch der Mann ſeyn konnte, der im Stande war, das Gelübde eines Menſchenopfers zu thun, oder irgend ein Gelübde durch Kindesmord zu befriedigen.

Allerdings, ſagen die Freunde des Verbrennungs-Prozeſſes, und ſchließen alſo:

Jephtha, als uneheliches Kind aus des Vaters Hauſe verſtoßen, ward ein Räuberhauptmann. Ergo

hat man ſich in ihm nichts anders als einen rohen, unwiſſenden Barbar vorzuſtellen. Ergo liegt es gar nicht auſſer ſeinem Charakter ſolch ein Gelübde zu thun und zu halten.

Das gibt nun die andere Parthie gutmüthig zu und denkt nicht einmal an den kleinen Vortheil dabei, daß einem unwiſſenden Barbaren ein kleiner Verſtoß gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch auch zu verzeihen wäre, ſondern ſie ſagen: der Hoheprieſter würde es nicht zugegeben haben, und ähnliches, was wenig Stich hält, ſtatt wie die Berthoenſer in der Schrift zu forſchen, ob es ſich auch alſo verhalte.

Nein, es verhält ſich nicht alſo, und von dem wenigen, was uns die Schrift von Jephtha erhalten hat, iſt, wenn wir keinen Krebsſchluß von ſeinem Gelübde auf ſeinen Charakter machen wollen, alles entſchieden für ihn, und für den Dativus questionis. Denn

1) War Jephtha kein Räuber in dem Sinn, wie das Wort genommen wird und genommen werden muß, um ſeiner Reputation zu ſchaden. Wer Jephtha's Metier einen Namen geben will, muß wenigſtens vorſichtig ſeyn, und einen ſolchen wählen, der den Begriffen des damaligen Zeitalters angemeſſen iſt, und auf den Sohn des Iſai auch paßt, der das nämliche Metier im Großen trieb, und Hebr. 11. V. 32 neben Jephtha genannt wird. Auf alle Fälle beweiſ't Davids Beiſpiel, daß man das, was beide waren, ſeyn kann, ohne deßwegen ein roher Barbar zu ſeyn.

2) Jephtha war wenigſtens noch ein recht glaubiger Iſraelite. Denn er führt Jehovahs Krieg, ſo erwartet er auch von Jehovah ſeinem Gott den Sieg,

und thut nicht etwa einem kananäiſchen Götzen, keinem Molach, ſondern Jehovah ſein Gelübde.

3) Gibt Jephtha den Aelteſten von Gilead V. 7-10 doch eine gar feine Audienz:

„Seyd ihr nicht die nämlichen, die mich aus meines „Vaters Hauſe vertrieben haben? Warum kommt „ihr nun in eurer Noth zu mir? —

„Eben darum kommen wir (nämlich es gut zu „machen, oder weil wir in der Noth ſind) und „komm mit uns, und führe den Krieg gegen „die Söhne Ammons und ſey unſer Ober„haupt! —

„Wenn ich mit euch gehe, den Krieg zu führen „gegen die Söhne Ammon, und Jehovah gibt „mir über ſie den Sieg, werde ich alsdann euer „Oberhaupt ſeyn?" — —

Er gieng mit ihnen, und ſie ſetzten ihn über ſich zum Feldherrn und zum Oberhaupt.

Man weiß faſt nichts hierüber zu ſagen, was nicht von ſelbſt in die Augen ſpringt, aber lauter Gutes für Jephtha, z. B. daß die Männer von Gilead, die ſeinen Charakter beſſer als wir kennen müſſen, und namentlich ihre Abgeordneten an ihn, doch ein großes Vertrauen gegen den ſchwer beleidigten Mann an den Tag legen, und daß gegen einen Mann, wie Jephtha das größte Vertrauen nicht zu groß war; er vergißt nicht, was er ſich ſelbſt ſchuldig iſt. Er will nicht dafür angeſehen ſeyn, daß er den Männern von Gilead für ſeine Begnadigung noch Dank ſchuldig ſey. „Seyd ihr nicht meine Feinde? Warum denn „kommt ihr in eurer Noth zu mir?" Aber geneigt zu helfen, und wo möglich das Vaterland, deſſen

Rechte

Rechte ihm entriſſen waren, und die nämlichen, die ſie ihm entriſſen hatten, zu retten, begnügt er ſich mit dieſer kleinſten und leichteſten Genugthuung, und geht mit. Kennt die theol. Geſellſchaft ein ſchöneres Beiſpiel zu dem evangeliſchen Gebot: „So dein Feind zu dir käme und ſpräche, es iſt mir leid, ſo ſollſt du ihm vergeben?

Oder könnte ein Ariſtides in dem nämlichen Fall ſich würdiger benehmen? Es iſt nicht zu läugnen, und auf alle Fälle verzeihlich, daß auch die Hoffnung, ſeine eigene Lage zu verbeſſern, auf ſeine Entſchließung einwirkte. „Wenn ich mit euch gehe, werde ich dann euer Oberhaupt ſeyn?“ Aber auf alle Fälle ward die Herrſchaft ihm angeboten, nicht Er war es, der ſie eigennützig zur Bedingung machte.

4) Man könnte erwarten, daß nun Jephtha unverzüglich ſich an die Spitze des Giliaditiſchen Landſturms ſtellen, und die Angriffe gegen ſeine Feinde beginnen würde.

Aber Nein, unerwartet geht er nach Mizpa, „und Jephtha redete alle ſeine Worte zu Mizpa vor Jehovah.“ Einverſtanden kann dieſes nichts anders heißen, als er trug die ganze Verhandlung dem Prieſter vor, und verſchaffte ihr durch ſeine Genehmigung Rechtskraft, und es ergibt ſich daraus nichts geringeres, als daß Jephtha ein beſonnener Mann müſſe geweſen ſeyn, und daß der unwiſſende Barbar, die Moſaiſche Verfaſſung, und ihre Form, doch ſo ziemlich kannte, und ſie entweder als rechtſchaffener Iſraelite in Ehren hielt, oder doch als ein kluger Mann beobachtete.

5) Aber auch jetzt noch greift Jephtha den Feind

nicht an. Vielmehr legt hier die Bibel zwiſchen ſeine Ernennung zum Feldherren und zwiſchen die Schlacht noch eine Erſcheinung ein, die in der ganzen Geſchichte der übrigen Feldherren von Iſrael kein gleiches Beiſpiel mehr hat.

Jephtha iſt es, der zur gütlichen Beſeitigung der Fehde noch einen Verſuch macht, und eine diplomatiſche Unterhandlung mit dem Feind eröffnet. Jephtha ſetzt in einer hiſtoriſchen Deduction die Grundloſigkeit der ammonitiſchen Anſprüche, und die Rechte Iſraels an das angeſprochene Land auseinander, und reinigt ſich und ſein Land von aller Schuld an dieſem Krieg. Eine ſchöne Beurkundung, nicht nur ſeiner guten Bekanntſchaft mit der Geſchichte, und den Rechten Iſraels, ſondern auch eines rechtlichen, gemäßigten und friedlichen Karakters. Nur ſie iſt die Baſis, auf welcher des Sieges Ruhm eines Helden unvergänglich ruht. Erſt nach einem fruchtloſen Verſuch zum Frieden und zur Schonung des Menſchen und Bürgerbluts, greift der Feldherr an das Schwerdt, und ſchlägt die Söhne Ammons von Aroer bis Minith 20 Städte, und bis nach Abel Keramin oder wie Luther ſagt, bis an den Plan der Weinberge, eine große Schlacht.

6) Aber auch ein zartfühlender Menſch und Vater muß Jephtha geweſen ſeyn, wenn dieſe feine und ſchöne Seite des Karakters, anders ſich darin beurkundet, daß er ſeiner Tochter das geſprochene Wort und ihr Schickſal nur leiſe und andeutend zu verſtehen gibt, ohne es auszuſprechen. „Meine Toch„ter wie beugeſt du mich — denn ich habe meinen „Mund gegen Jehovah aufgethan, und kann es

„nicht zurück nehmen," und die Antwort und das Benehmen der Tochter ſpricht eine Kindesliebe aus, und deutet auf eine Erziehung und einen Karakter hin, den man unter den Familien der Räuberbanden wohl ſchwerlich ſuchen wird. Sich ſcheuend die Räuberin der Gewiſſensruhe ihres Vaters zu werden, oder [redacted] Bitten und kindliche Thränen, das Herz ihnen ſchwer zu machen, oder auch nur durch einen Schein von Vorwurf oder Ausweichung Ihn zu betrüben, willigt ſie in ſein Gelübde ein, welches es auch ſeye, und findet, was gegen allen Verdacht einer Apathie oder ſchaafsmäßigen Dummheit ſchützen muß, den hinreichenden Erſatz für jede Aufopferung entweder in dem Ruhm ihres Vaters, oder in dem Siege Iſraels. „Thue mir mein Vater wie es aus „deinem Munde gegangen iſt, nachdem der Herr dich „gerächet hat an deinem Feind." Ein Benehmen, ich möchte ſagen einer edlen Römerin würdig, wenn ich wüßte, daß eine Fürſtentochter Iſraels damit mehr geehrt würde, als ſie es durch ſich ſelbſt ſeyn kann.

Es iſt zwar möglich, daß wir in dieſen Worten nicht mehr den Jephtha und ſeine Tochter, ſondern nur noch den Schriftſteller hören, der weiter nichts ſagen will, und nichts zu ſagen hat, als Jephtha habe ſeiner Tochter ihr Schickſal angekündigt, und ſie habe ſich ihrem Schickſal unterworfen. Allein ſo ſtehts da, ſo habe der Vater geſprochen, und ſo wiederum die Jungfrau, und wenn wir den hiſtoriſchen Boden verlaſſen wollen, ſo iſt freilich vieles andere auch möglich, z. B. daß die Ammoniter gar nicht im Lande waren.

7) Die Bibel gibt uns im 12. Kap. zwar noch einen Beitrag zur Geſchichte, aber kaum mehr zur Karakteriſtik des Jephtha ſeinen Sieg über Ephrahim. Doch iſt er auch hier wieder nicht der angreifende Theil. Er führt auch hier einen Noth- und Vertheidigungskrieg und mißbraucht den Sieg zu keinen Eroberungen. Die Heimathsprobe aber durch Schibboleth hat zu ſehr das Gepräge eines Muthwillens auf dem Vorpoſten, als daß man annehmen könnte, was doch der Text nicht ſagt, daß der Feldherr den Befehl dazu ertheilt, oder auch nur Wohlgefallen daran gefunden hätte.

Mit ſolchen Strahlen einer ſchönen Glorie geht der Feldherr von Gilead, eine kurze Erſcheinung an uns vorüber; ein großmüthiger und beſonnener Mann, ein rechtglaubiger Iſraelite, wohl vertraut mit den Geſetzen und Rechten Jehovah's ſeines Gottes, ſiegreich in der Schlacht, aber geneigter zum Frieden, ein zärtlicher Vater, und für eine edle Erziehung und Behandlung durch die Liebe und Folgſamkeit ſeiner Tochter ſchmerzlich belohnt. Doch ehe ich den Schluß präcipitire will ich zwar mit Umgehung alles bekannten und ſchon oft wiederholten Räſonnements über dieſen Gegenſtand, nur noch zwei Bedenklichkeiten anführen und beleuchten, die mich bisher wohl begleitet haben. Die erſte: Was iſt dabei gewonnen, den Jephtha auf einmal zu einem unbeſonnenen Mann umprägen zu wollen, da doch ſelbſt das Gelübde, das erſte was ihm aus ſeiner Thüre begegnete zum Leibeigenthum des Tempels zu weihen, zumal von dem Vater eines einzigen Kindes ausgeſprochen, ſchon die größte Unbeſonnenheit war. Antwort: Nein, es war die kleinſte. Die größte wäre,

das Gelübde des Brandopfers geweſen. Nun iſt es aber vor Gott und Menſchen billig und recht, einen ſonſt verſtändigen und unbeſonnenen Mann, wenn er von zwei Uebereilungen Eine nothwendig muß begangen haben, lieber die kleinſte, als die größte zuzutrauen, lieber diejenige, bei welcher Er, als ein verſtändiger und geſetzter Mann noch beſtehen kann, als die, welche ihn wirklich zum unwiſſendſten Barbaren und ſinnloſeſten Fanatiker umſtempeln mußte. Soviel iſt dabei gewonnen. Erheblicher aber, und vielleicht am allererheblichſten iſt die zweite Bedenklichkeit; wenn der Gebrauch einer ungewöhnlichen, ja man kann ſagen, einer höchſt ſeltenen Konſtruktion, einen ſolchen Mißverſtand nicht nur veranlaſſen kann, ſondern faſt nothwendig herbeiführen muß, wie derjenige wäre, wenn der Verfaſſer des Buchs der Richter den Gedanken, Jephtha habe ſeine Tochter dem Tempeldienſt gewidmet, ſo ausdrückte, daß man glauben könnte und faſt müßte, er habe ſie zum Brandopfer gebracht, ſo ſeye dem ſprechenden oder ſchreibenden zuzutrauen, daß Er in ſolchem Fall, den ohnehin ungewöhnlichen Ausdruck ſorgfältig vermeiden, und ſich des unmißdeutbaren, d. h. des gewöhnlichen bedienen werde, wornach der Unſrige ſtatt Haalithihu würde geſagt haben Hoelithi lo. Es iſt faſt wahr. Aber ich könnte ſchon im allgemeinen ſagen, der Gebrauch einer ungewöhnlichen und man darf faſt ſagen einer fehlerhaften Sprachweiſe ſeye allemal ein Verſehen. Aber gerade, wenn es der Schriftſteller begeht, ſeye er ſich deſſen nicht bewußt, ſonſt wäre es keines, und Er könne alſo auch an Möglichkeit eines Mißverſtandes nicht denken, den er veranlaßt. Aber wie, wenn der Unſrige dieſe

Vorſicht, die wie künſtliche Hebräer, aber Fremdlinge ſeiner Zeit und ſeiner Heimath, ihm zumuthen, gar nicht einmal nöthig gehabt hätte? Wie wenn von ſeinen Zeitgenoſſen es gar keinen hätte einfallen können ihn zu mißverſtehen, weil es ihnen gar nicht möglich war, an ſo etwas zu denken, zumal wenn die Sprachweiſe, die den Dativus mit dem Accuſativus verwechſelt — es geſchieht ja noch heut zu Tage ſelbſt von den gebildeteſten Menſchen, vielleicht gar die übliche und bekannteſte war? Je unglaublicher und unbegreiflicher wenigſtens dasjenige wäre, was ein Schriftſteller oder jeder vernünftige Mann zu ſagen ſcheinen kann, deſto unbeſorgter darf es ſeyn, daß man ihn ſo verſtehen werde, und müſſe wie Er's meint, und wenn heut zu Tage in mehr als einer Gegend von Deutſchland ein reicher und edel denkender Mann, einer armen Verwandten ſagte, oder ſchriebe: ich will für deine Bedürfniſſe ſorgen, und dich auf den Winter ein Schwein ſchlachten laſſen, oder wie die Stellung in der Bibel es mit ſich bringt: ich will dich ſchlachten laſſen ein Schwein, ſo würden ſie den Mißgriff vielleicht bemerken, vielleicht darüber lächeln, aber alles andere eher, als der Obrigkeit eine Anzeige thun, daß ſie in Gefahr des Todes ſeye, und es gehörte nur ein Fremdling aus einem ſpäten Zeitalter dazu, der den Verdacht eines Verwandten Mords auf ihn werfen möchte. Sollte man nicht ſo etwas auch in unſerer Stelle mit Grund annehmen können, und ſogar nothgedrungen annehmen müſſen, da auch ſelbſt die Bibel, die doch gut Hebräiſch verſteht, kein leiſes Wort der Mißbilligung über ein ſchreckliches Gelübde und ſeine Vollziehung ausſpricht? Sie richtet ſonſt laut und ernſt jede

Unthat, jeden Frevel an der Verfaſſung und dem Geſetz. „Das Land iſt entweiht. Es iſt ein Greuel „in Iſrael geſchehen.“ Sie bringt damit Niederlagen und andere Unglückfälle in Verbindung, die ſich oft erſt nach einem Menſchenalter ereignen. Ihre Deteſtationen hallen noch im neuen Teſtament und namentlich in dem Brief an die Hebräer wieder. Nur nach dem abſcheulichſten aller Verbrechen gegen Natur und Geſetz, nach Kindesmord zur Ehre Gottes auf Iſraelitiſchem Grund und Boden verübt, kräht kein Hahn, und namentlich der Brief an die Hebräer führt den Jephtha unter den Helden auf, die durch den Glauben Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirkt, und die Verheiſſung empfangen habe. Und Jephtha hätte dieſen Greuel doch verübt, und die Bibel wüßte es, und geſtünde noch, daß ſie es wiſſe? doch ich will der theologiſchen Geſellſchaft keine Zumuthung machen. Es iſt allerdings ſchon vieles geſchehen, was niemand begreift. Ich begnüge mich, wann ſie ſich überzeugen will, daß wir gar keine Urſache haben, den Jephtha für etwas anders, als für einen beſonnenen, mit den Geſetzen und Rechten Iſraels bekannten, edlen Fürſten und Feldherrn zu halten, und daß das Verbrechen, welches in dem Wort Haalithihu liegen ſoll, von einem ſolchen Manne begangen, und das Stillſchweigen der Bibel hiezu eine ganz und gar unerklärbare und beiſpielloſe Erſcheinung ſeye, viel unerklärbarer und beiſpielloſer als der Gebrauch eines Suffixes bei dem Zeitwort, in einer andern Verbindung als des Accuſativ's. Ich aber meines Orts geſtehe, wenn ich eine Hermenutick der Bibel zu ſchreiben hätte, daß ich vielleicht 3 bis 4 neue Grundſätze, aber dieſen einen gewiß

hineinſtiften würde, daß wenn eine grammatikaliſche Regel deren Unterbau ohnehin ſchon durch ein paar Ausnahmen gleich als durch Steinpholaden benagt wird, nicht nur das Leben einer Jungfrau, ſondern auch die ganze Reputation eines biedern und achtungswerthen Mannes aufs Spiel ſetzt, ſo gelte die Ausnahme.

10.

Hiob. Kapitel 3.

Michaelis überſetzt V 3: Der Tag gehe unter da ich geboren bin; die Nacht die ſprach: es iſt ein Männlein empfangen, und verſteht die Nacht der Empfängniß, um dem Widerſpruche auszuweichen, daß Hiob am Tag und doch auch bei Nacht müſſe geboren ſeyn.

Dieſer Deutung ſteht manches entgegen:

a) Das אָמַר הוֹרָה גָּבֶר

b) Daß die Verwünſchung des Geburstages in dem ſonſt fein detaillirten Gedicht der Verwünſchung der Empfängnißnacht voran geht.

c) Die Verwünſchung der Nacht ſelbſt, die nicht wie eine Empfängnißnacht, ſondern wie eine Geburtsnacht geſchildert wird. Mich. fühlt das Letzte ſelbſt und hilft in der Anmerkung nach: Hiob wünſche, daß in der betrübten Nacht

Nacht, in der er gezeuget ward, auch kein anderer möchte geboren ſeyn. Aber wie hart und willkührlich gedeutet.

Viel natürlicher und einfacher ſcheint mir die Ueberſetzung: Der Tag gehe unter, an dem ich geboren ward oder die Nacht in der man rief: es iſt ein Knabe da. וְהַלַּיְלָה

Wie wenige Menſchen wiſſen die Tageszeit in der ſie geboren ſind, da ſie doch in unſern Zeiten leichter zu bemerken, zu behalten und allenfalls aus dem Taufbuch zu erfahren iſt. Hiob wußte ſie auch nicht. Feiner Kunſtgriff des Dichters, er bahnt ſich damit den Weg von der kraftvollen Verwünſchung und Schilderung eines unglücklichen Tages zur Verwünſchung und Schilderung einer ſolchen Nacht überzugehn und einen ſchönen Parallismus auszuführen.

Schöner ſteter Gang der Dichtung:

Wäre der Tag nie erſchienen, an dem ich geboren bin. Oder: die Nacht nicht, die mir das Daſeyn gab. Das iſt: Wäre ich nicht geboren! V. 3—10.

Oder wenn ich geboren werden ſollte, warum nicht todt, warum ſtarb ich nicht im Werden? V. 11.

Oder wenn ich lebte, warum nährte und verpflegte man mich? V. 12.

Hiob brach ſein Schweigen, und verwünſchte ſeinen Tag; es antwortete Hiob und ſprach:

Verloren ſey der Tag an dem ich geboren bin,
oder die Nacht die mir das Daſeyn gab.

Jener Tag, wäre er finſter geblieben,
hätte Gioah von oben nach ihm nicht gefragt,
keines Lichtſtrahls Schimmer ihn erhellet.
Ach, daß Finſterniß und öde Nacht ihn ergriffen
und Wolken ihn verhüllt
und ſein Unglück ihn zurückgeſchreckt hätte.
Jene Nacht, Dunkel verhülle ſie,
hätte ſie doch an keinen Tag ſich angeſchloſſen,
an die Zahl der Monden ſich nicht gereihet.
Ha! dieſe Nacht, wäre ſie geblieben unfruchtbar
und kein Geburtsgeſchrei hätte in ihr ertönt.
Hätten ihr geflucht die Zauberer der Tage, die bereit
ſind aufzuregen den Leviathan.
Ach, daß die Sterne ihrer Dämmerung erloſchen wären.
Vergeblich hätte ſie auf den Tag gewartet
und die Augenwimpern der Morgenröthe nicht erblickt!
Sie, die den Leib meiner Mutter nicht verſchloſſen
und meinen Augen meinen Jammer nicht verborgen hat.
Warum ſtarb ich nicht von der Mutter Leibe weg
als ich ins Daſeyn trat; warum erblaßt ich nicht.
Warum fand ich einen Schooß der mich aufnahm
und Brüſte die mich ſäugten.
Ich läge nun und hätte Ruhe; ich ſchliefe und mir wäre wohl,
bei den Königen und Führern der Völker, die ſich Denkmale baueten,
bei goldreichen Fürſten, die ihre Palläſte mit Schätzen fülleten,
wie eine unreife Geburt, die verborgen wird, wäre ich nie geweſen,
wie Kinder, die das Licht nicht ſahen.

Dort hören die Vorurtheile zu zittern auf,
es ruhen die Erſchöpften an Kraft.

Mit einander feiern die Sklaven,
  ſie hören nicht mehr die Stimme des Drängers.
Der Niedrige und der Hohe iſt dort eins,
  frei der Sklave von ſeinem Herrn.
Ach warum gab er den Unglücklichen das Licht
  und Leben den trauernden Herzen,
  die des Todes vergeblich warten,
  ihn gerne heraufgrüben aus verborgener Tiefe,
  die ſich freuen über einen Leichenzug
  und heiter werden, wenn ſie auf ein Grab ſtoßen.
Dem Mann, der keinen Ausweg ſieht,
  dem's Gloah verzäunt hat um und um.
Von meiner Speiſe ſind meine Schmerzen da,
Wie Waſſerſtröme ſchallen meine Klagen.
Schreckvolle Ahndungen ergriffen mich,
  ſie ſind erfüllt.
Was ich fürchtete, mir ward's.
Ich habe keinen Frieden, keine Ruhe, keine Erquickung.
Schrecken umgibt mich.

J. P. Hebels
ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Predigten.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1832.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts
München

Inhalt

des fünften Bandes.

Seite.

Predigt am dritten Sonntage des Advents 1794 über 2 Theſſ. 1, 6 — 10.

Die Zukunft Jeſu Chriſti, des Richters und des Vergelters. 1

Predigt am vierten Sonntage des Advents 1795 über Epheſ. 6, 5 — 9.

Tröſtende und warnende Belehrungen, welche der Apoſtel den Dienenden und ihren Herrſchaften ans Herz legt. 15

Predigt am erſten Sonntage nach Epiphaniä 1792 über Luc. 2, 41 — 52.

Wie Jeſus in ſeiner Kindheit von Joſeph und Maria behandelt wurde. 29

Predigt am zweiten Sonntage nach Epiphaniä 1794 über Pſalm 139, 1 — 12.

Gott iſt allgegenwärtig und allwiſſend. . . 42

Seite.

Predigt am Sonntage Septuageſimä 1792 über Matth. 20, 1 — 16.

Ungleiche Dauer des Lebens einzelner Menſchen. 56

Predigt am Sonntage Oculi 1795 über Epheſ. 5, 1 — 9.

Verwahrung unſers Glaubens, unſerer Grundſätze und Gefühle gegen Wirkungen leichtſinniger und verführender Worte. 68

Predigt am Sonntage Oculi 1796 über 2 Cor. 5, 19 — 21.

Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt. 82

Predigt am Sonntage Judica 1793, über Ebr. 9, 11 — 15.

Zwei Grundſätze des Evangeliums Jeſu. . . 95

Predigt am Sonntage Jubilate 1793, über Joh. 16, 16 — 23.

Weisheit und Güte iſt auch das, daß uns der Schöpfer über manches, was uns wichtig ſcheint, nicht ſo deutlich belehrt hat, als wir wünſchen. 109

Predigt am Sonntage Exaudi 1800, über Luc. 20, 9 — 18.

Das Gleichniß vom Weinberg. 124

Predigt am erſten Sonntage nach Trinitatis 1803, über Luc. 16, 19 — 31.

Warnungen gegen Gleichgültigkeit bei den Leiden unſerer Nebenmenſchen. 138

Seite.

Predigt am dritten Sonntage nach Trinitatis 1792, über 1 Petr. 5, 6 — 11.

Anweiſung zur Zufriedenheit mit unſern Schickſalen. 150

Predigt am vierten Sonntage nach Trinitatis 1794, über Apoſtelgeſch. 5, 30 — 31.

Die göttliche Wahrheit und Güte rechtfertigt ſich ſchon jetzt an den Gefühlen, die die Grundſätze und Thaten des Menſchenfreundes und Verehrers Gottes begleiten, und einſt in dem unausbleiblichen Segen ſeiner Arbeit und dem frohen Ausgang ſeiner Schickſale. 164

Predigt am fünften Sonntage nach Trinitatis 1793, über Luc. 5, 1 — 11.

Klage über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtloſe Sorgen. 184

Predigt am ſechsten Sontage nach Trinitatis 1796, über Luc. 5, 27 — 39.

Das Herz des Menſchen vom Himmel iſt größer, denn das Herz der Menſchen von der Erde. 199

Predigt am ſechsten Sonntage nach Trinitatis 1800, über Luc. 5, 27 — 39.

Religion muß lebendig und kräftig im ganzen Leben, im Handeln, Genießen und Dulden wirkſam ſeyn. 214

Predigt am achten Sonntage nach Trinitatis 1798, über Joh. 15, 1 — 14.

Was iſt es, das uns zu Chriſten macht? . 229

Seite.

Predigt am achten Sonntage nach Trinitatis 1802, über Joh. 15, 1 — 14.
Treue über Tod und Grab. 243

Predigt am eilften Sonntage nach Trinitatis 1799, über Luc. 18, 9 — 14.
Die Erkenntniß ſeiner ſelbſt. 255

Predigt am ſechsten Sonntage nach Trinitatis 1793, über Luc. 7, 11 — 14.
Die Wege der göttlichen Weisheit, Güte und Erbarmung. 268

Predigt

am dritten Sonntage des Advents 1794

über 2 Theſſ. 1, 6—10.

Gott, du ſchaueſt mit heiligem Ernſt auf die Thaten der Menſchen. Gott, du wiegeſt mit gerechter Wage dem Guten und dem Böſen Vergeltung für ſeine Thaten zu. O, warum vergeſſen wir es ſo leicht, wenn wir gutes und wenn wir böſes thun, wenn wir einſam weinen, und wenn wir der Unſchuld Thränen bereiten, daß du uns allgegenwärtig und aufmerkſam umgibſt, und die Thränen die wir weinen, und die Thränen, die wir erpreſſen, für die Rechnung einer fernen Zukunft aufzeichneſt! Warum gedenken wir der Ewigkeit nicht, wenn uns dieſſeits des Grabes die Einwirkung deiner Allmacht in unſer Schickſal nicht tröſtet noch ſchreckt! Wandeln wir doch alle, weinend oder frohlockend, an der Hand der Tugend oder des Leichtſinns, immer näher den Enthüllungen einer unausweichbaren Zukunft entgegen. Iſt es doch unſer beſter Troſt, und unſer letzter Glaube, daß einſt ein Richter auf unſerm

Grabe ſtehen, und Leben über die Schlummernden und Wohl oder Wehe über die Auferweckten ausrufen werde. Gott, dein Sohn iſt einmal erſchienen, und hat vor den Augen der Forſchenden, der Irrenden und der Zweifler deine Wahrheit und Güte gerechtfertiget. Er wird wieder kommen und den Beweis deiner Wahrheit gegen alle Zweifel der Zaghaften, und gegen alle Ausflüchte der Boshaften ausführen, und das Werk, das er einſt im Staube und in Knechtsgeſtalt begann, allmächtig und herrlich ausführen. Es freue ſich ſein Verehrer, wenn ihm auch die Erde nur Anlaß zur Klage gäbe, ſeines großen Tages! Es bebe, und beſinne ſich, und beſſere ſich der Leichtſinnige! Laß uns alle, durch Sinn und That, in Geduld und Liebe, dem frommen menſchenfreundlichen Bilde Jeſu Chriſti ähnlich werden, daß er uns einſt als die Seinigen erkenne und zur Theilnehmung an den Freuden ſeiner Erlöſung bezeichnen möge. V. U.

Text 2. Theſſ. 1, 6—10.

Auch die Theſſalonicher, mit welchen ſich Paulus in unſerm Texte unterhält, mußten es nach ihrem Uebergang zu der Religion Jeſu Chriſti bald erfahren, daß zeitliche Ruhe und Menſchengunſt und Erdenfreuden das letzte ſey, was in ihrem Zeitalter von dem Bekenntniß eines Gekreuzigten zu erwarten war. Auch ſie hatten ihren redlichen Theil von dem Vermächtniß empfangen, das Jeſus in den Tagen ſeines Todes ſeinen Anhängern hinterlaſſen hatte: ihr werdet weinen und wehklagen, und die Welt wird ſich freuen; ihr aber werdet traurig ſeyn, doch eure Traurig-

keit soll in Freude verkehrt werden. Es war eine enge Pforte, und ein schmaler blutiger Pfad, auf welchem die Bekenner eines Religionslehrers, dessen Verfolger und Mörder noch lebten, in das Reich Gottes eingehen konnten, und nur eine Religion wie die seinige, die den Menschen so richtig und wahr in seine Verhältnisse zwischen Himmel und Erde einsetzte, die so unwiderstehbar in den Verstand, und so sanft und wohlthätig in das Herz eindrang, die den Glauben an eine bessere Zukunft mit so bewährten Unterpfändern gegen die kummerhaften Erfahrungen einer schlimmen Gegenwart belegen konnte, nur eine Religion wie die seinige war im Stand, ohne alle äußere Gewalt und Vorsprache, gegen allen Druck und Drang, mitten in Kampf und Sturm sich stille zu gründen, die härteste Angriffe von innen und aussen im Zeitraum ihrer blödesten Schwäche zu überleben, von Gefängnissen aus, und von Blutgerüsten herab zu triumphiren, und den spätesten Zeiten und den entferntesten Gegenden das Glück der Erkenntniß Gottes und des Glaubens an Jesum Christum zu überliefern. Solch ein Trost der bessern Zukunft gegen die Erfahrungen einer traurigen Gegenwart ist es, mit dessen Zusicherung der Apostel in unserm Texte die Geduld und den Glauben der Thessalonicher in allen ihren Trübsalen und Verfolgungen belohnt und unterstützt. „Es ist recht bei Gott, Trübsal zu vergelten denen, die euch Trübsal anlegen. Euch aber die ihr Trübsal leidet, Ruhe mit uns, wenn nun der Herr Jesus wird offenbaret vom Himmel." Sie haben ihre Thränen schon lange ausgeweint, und die Ruhe an

einem beſſern Orte gefunden, die ſie auf der Erde vergeblich erwarteten, und ihre Verfolger ſind auch hingegangen an ihren Ort. Aber der Troſt und die Warnung lebt noch über ihren Gräbern, daß noch ein Tag bevorſtehe, an welchem ein Richter herabkommen werde, um über ihre Sache, und über die Sache aller, die um Glauben, Unſchuld, Tugend, Hoffnung und Unſterblichkeit im Kampfe ſind, zu ſprechen. Dieſen Troſt, und dieſe Warnung laßt uns auffaſſen, und den Gedanken an die Zukunft Jeſu Chriſti des Richters und Vergelters zum Gegenſtand unſerer Betrachtung widmen.

Oder ſollte dieſer Troſt und dieſe Warnung, dieſer frohe und ſchreckliche Gedanke an die Zukunft eines Vergelters kein Bedürfniß mehr ſeyn? Haben alle Stürme, welche er einſt dämpfen, und gegen welche er Geduld und Muth einflößen ſollte, ausgewüthet? Haben ſie's überall, und haben ſie's unter jeder Geſtalt? Und wenn die Kampfſchwerdter gegen Bekenntniſſe, Meinungen und Gebräuche abgeſtumpft und verroſtet ſind, wird auch nirgends keine Unſchuld mehr verläumdet, keine Tugend verfolgt, keine Gutmüthigkeit mißbraucht, kein guter Wille verſchmäht, keine Aufopferung und Mühe menſchenfreundlicher Thaten verkannt, keine Thränen, kein Flehen und kein Troſt geängſtigter Herzen verſpottet? Wird kein Streben und Ringen nach Heiligung und Vollkommenheit erſchwert, und keine leichte ſchlüpfrige Bahn dem Leichtſinn und der Bosheit geebnet und mit Blumen beſtreut? — Sind wir gegen unſer eigenes Herz, und ſeine leiſen Regungen,

und seine raschen Aufwallungen, so verwahrt, daß uns der Aufblick zu einem herannähernden Richter und Vergelter unwichtiger würde? O die Anfechtungen gegen Bekenntnisse und Meinungen waren nicht das Gefährlichste, sie rissen nur in das Gewand der Religion; die Angriffe, die durch Spott und Druck und Verführung auf Glauben und Rechtschaffenheit und Hoffnung geschehen, zielen der Religion nach dem Herzen; und mit welchen Waffen könnte sie sich vertheidigen und retten, wenn sie nicht der Gedanke an die Zukunft, und an den Sieg der Zukunft standhaft und aufrecht erhielte? Ergreifet den Schild des Glaubens, — sagt Paulus zu den Ephesern.

Wenn wir unsere Andacht mit dem Gedanken an Jesum Christum, den Richter und Vergelter, beschäftigen wollen, so haben wir drei Fragen zu berühren:

1. Wird er kommen?
2. Was haben wir von seiner Zukunft zu erwarten?
3. Zu welchen Gesinnungen werden wir durch unsere Erwartung verpflichtet?

1. Es ist nicht einerlei Sache, ob wir nach biblischen Aussprüchen und Versicherungen überhaupt die Erscheinung eines Richters und Vergelters, und eine Rechtfertigung der Gottheit über Alles, was von jeher den Menschen unbegreiflich schien, erwarten sollen, und ob wir sie auf die Art, mit den Vorzeichen, mit den Umständen, mit den Verzierungen erwarten dürfen, die jedem seine eigene Einbildungskraft vormalt, der sich gerne mit den Bildern einer verschleierten Zukunft beschäftiget. Die Einbildungs-

kraft der Menschen hat keine Regel. Wir kommen mit unserer Vernunft am Ende auf allen verschlungenen Wegen auf Eine Wahrheit. Unser Glaube, unsere Hoffnungen, unsere Tröstungen treffen zuletzt bei den nämlichen Verheißungen der Religion Jesu Christi zusammen, aber jedem malt seine Einbildungskraft seine eigenen Träume mit eigenen Bildern und Farben aus. Nein, so kann der Richter und Vergelter nicht erscheinen, wie sich jeder seine Zukunft einbildet; Sinnlosigkeit und Widerspruch müßte sein Gewand seyn. Laßt uns also für jetzt diese Bilder unserer Vorstellungen, diese Muthmaßung, über die wir uns selbst und andern keine Rechenschaft geben können, auf die Seite stellen. Es wird ein Richter und Vergelter sich offenbaren. Die ewigen, tiefverborgenen, aber immer weisen und unfehlbaren Rathschlüsse der Gottheit werden sich aufklären. Anbetung und Dank und Bewunderung wird in jeder guten Seele an die Stelle der Klage und des Zagens treten. Aber wir rathen und forschen vergebens. Es ist das Gepräge der Werke Gottes: indem wir alle forschen und rathen und jeder seine Meinung faßt, so enthüllet sie ihren Weg und ihre Absicht auf eine Art, die keiner erforscht, und keiner gerathen, und keiner gemeint hat, überschwenglich über alles, was wir meinen und verstehen.

Es wird Vergeltung und Gericht sich offenbaren. Wir gründen unsern Glauben auf die Wahrheit, daß ein Gott über den Wolken wohne, der die Frommheit seiner Verehrer und die Bosheit seiner Verächter bemerkt, und die Klage

und den Jammer ſeiner Geſchöpfe vernimmt, ein Gott, der nicht ungerecht, ein Gott, der nicht grauſam ſeyn kann, ein Gott, der im langen Laufe der Jahrtauſende es noch nicht vergeſſen hat, daß er einſt eine Erde mit allem Gepräge der Weisheit und Güte zu den wohlthätigſten Abſichten erſchaffen habe, der nicht etwa thut wie Menſchen, die über neuen wichtigern Angelegenheiten Verſuche ihrer müßigen Zeit auf die Seite ſtellen, und allmählig die Erinnerung an ſie, oder die Neigung ſie auszuführen, ganz aus der Seele verlieren. Je weniger ſich alſo dieſſeits des Grabes die Wege der Vorſehung ausſpüren und ihr Schweigen erklären läßt, wenn Alles um Rath und Hülfe und Troſt, wenn Unſchuld und Gerechtigkeit um Rache ſchreit, je lauter die Erfahrungen der Erde vom Anbeginn bis zum Ende dem Glauben und der Hoffnung zu widerſprechen ſcheinen, mit der wir den Namen der Gottheit ausſprechen, je weniger oft die Thaten der Menſchen und ihre Schickſale ſich entſprechen, je unerklärlicher und zweckloſer jedem vielleicht ein großer Theil ſeiner Schickſale dieſſeits des Grabes bleiben muß, deſto gewiſſer muß die Gottheit einmal hervortreten, und den Sieg ihrer Weisheit, Gerechtigkeit und Güte denen darſtellen, die einſt hofften und die zweifelten, die in der verlaſſenſten Stunde zagten, und die über den Zagenden ausriefen: Wo iſt nun ihr Gott? Seht ihr eine That herzlicher Menſchenliebe mit Undank vergolten, ſeht ihr einen Sohn, der dem alten Vater die letzte Thräne, die ſein Auge noch hat, durch Vorwürfe und Härte abpreßt, ſeht ihr einen Armen, Verrathenen, dem die glatte Zunge der Verführung den Troſt des Glaubens und die Unſchuld

der Seele raubt, ſeht ihr einen Verehrer Gottes ungetröſtet und einen Boshaften ungebeſſert aus der Welt gehn; o es gibt keinen ſtärkeren Grund des Glaubens, daß eine Wage der Vergeltung über den Wolken ſchwebe, als dieſe Erfahrung. Wenn ihr dieſe nicht anerkennt, ſo gebt den Gedanken an Gerechtigkeit und Güte, gebt den Gedanken an Gott und Vorſehung, gebt Glaube und Liebe und Hoffnung auf. Segne Gott und ſtirb!

Es wird ein Vergelter und Richter ſich offenbaren. Wir gründen dieſen Glauben auf die Zuſage Jeſu Chriſti, des Lehrers, der von Gott kam. Mehr als einmal, bei mehr als einer Gelegenheit, kündiget er ſeine Zukunft in den Wolken des Himmels an, und nie zuverſichtlicher, nie warnender und tröſtender, als in den Tagen, wo er ſelber auf dem blutigen Wege des Todes hingieng, um ſich ſeinem Richter zu rechtfertigen, wo die Feſtigkeit ſeines Tons und die Ruhe ſeines Antlitzes, und ein frommer heiliger Aufblick zu Gott im Angeſicht des Todes jedem ſeiner Worte das zweifache Gepräge der Wahrheit aufdrückte. Was wollen wir? Haben wir je, wo uns eigene Anſchauung und Erfahrung verließ, ſeinem Worte geglaubt, hat je eine Zuſicherung und ein Troſt von ſeinen freundlichen Lippen, und aus ſeinem frommen Herzen, eure Schwachheit aufgerichtet, eure trauernde Seele erheitert, euch fühlbar gemacht, daß ihr im Schooße einer liebenden Vorſehung ruht, euern forſchenden ſehnenden Blick über das Grab hinaus befriedigt? Hat ers? So müßt ihr ihm Alles glauben — oder Nichts. Er war euer Erlöſer nicht, wenn er nicht

euer Richter ist. Er war nicht da, wenn er nicht wieder kommt.

2. Der Richter und Vergelter wird sich offenbaren. Was haben wir von seiner Erscheinung zu erwarten?

Es ist recht bei Gott, zu vergelten Trübsal denen, die Trübsal anlegen. Entfernet hier vor allen Dingen den Gedanken an Abkühlung einer erhitzten Rachsucht in den Leiden derer, die einst Leiden bereiteten. Gott kennt diese Regung menschlicher Schwachheit nicht, denn er will nie den Tod des Sünders, sondern er will, daß sich der Gottlose bekehre von seinem Wesen und lebe. Das sanfte heilige Herz Jesu Christi kannte sie nicht. Denn sterbend betet der Mensch Jesus Christus: Vater vergieb ihnen, sie wissen nicht was sie thun. Paulus will sie nicht in den Herzen seiner Jünger aufwecken, wie konnte er ihnen sonst anderswo zurufen: Seyd meine Nachfolger, gleich wie ich Christi. Demohngeachtet ist es recht bei Gott zu vergelten Trübsal denen, die Trübsal anlegen. Furchtbar ernsthaftes Wort! Es ist Gerechtigkeit, nicht Rache. Es ist Heiligkeit und Ernst eines ewigen Gesetzes. Es ist Natur der Sache, es ist unabhängige Entwicklung der Folge aus der That, herbe bittere Frucht eines giftigen Saatkorns. Launen lassen sich umstimmen, Leidenschaften lassen sich besänftigen, Rache läßt sich versöhnen. Gerechtigkeit und Gesetz und Natur ist unbeweglich und ewig; über Schmeichelei, über Bestechung durch Gaben, Worte und Thränen erhaben. Furchtbar ernsthaftes Wort! Das Flehen und Jam-

mern der geängſteten Menſchheit verhallet nicht in der Luft; die Thräne der unterdrückten Armuth und Blödigkeit verrinnt nicht im Sande; das Blut der gemarterten Unſchuld bleicht nicht an dem Gewande ihres Peinigers. Gott wird an ſeinem großen Tage Trübſal vergelten denen, die Trübſal anthun.

Er wird aber auch Ruhe beſcheren allen Unſchuldigen, Gerechten und Edeln, die Trübſal duldeten. Dank des Erlöſers für die Leiden, die ſie um ſeines Namens willen litten, Dank für das Vertrauen auf ſeine Verheißungen, Dank für die Hoffnungen mit denen ſie ihm über Zeit und Grab hinaus in die Ewigkeit nachſchauten, wird ſie dann tröſten. Ihren milden liebenden Sinn, den ſie für die Menſchen unter allem von Menſchen bereiteten Elend in einem frommen Herzen bewahrten, den wird ſeine Menſchenliebe, — auch ſie dauerte einſt allen Undank aus, — belohnen. O wie wird er die Güte, für welche ihr Kränkungen empfiengt, wie groß und göttlich die Güte, die ihr gegen Kränkungen zurückgabet, ſegnen! Für manche geheime Thräne, die ihr jetzt den Menſchen verberget, für manche dem Herzen abgerungene Edelthat, die jetzt nur ihr und euer Schöpfer kennt, werdet ihr von Menſchen und Engeln Belohnung und Segen empfangen. Manches angefochtene und verläumdete Werk der Gottſeligkeit, das euch Seufzen für Freude zollte, wird der freundliche Blick des Richters und das Gewiſſen derer, die euch einſt verdammten, rechtfertigen. — Ewige Freude wird auf eurem Haupte ſeyn. Wonne und Freude wird euch ergreifen,

aber Traurigkeit und Seufzen werden von euch fliehen.

Gott wird dann auch (ſo glauben und hoffen wir) er wird durch die Enthüllung ſeiner verborgenen Regierung rechtfertigen, was uns auch dann noch unbegreiflich bleiben müßte, wenn am Ende aller Verwirrungen die Unſchuld nur geweint hätte, um getröſtet zu werden, wenn die Bosheit nur gefrevelt hätte, um zu büßen. Er walte nur! Er hülle ſich in Dunkel und Unbegreiflichkeit! Er verziehe, oder komme! Er wird die Weisheit ſeiner ach ſo oft, und ſo kühn, und ſo kindiſch getadelten Rathſchlüſſe an einem ſchönen Orte hinausführen zum Sieg. Wir denken uns, jeder, wie er kann, Zukunft und Gericht, Himmel und Hölle, Ende und neuen Anfang. Aber es iſt auch hier noch in keines Menſchen Herz gekommen, was Gott vor unſern Augen, und durch unſere Schickſale und durch unſere Thaten, — ſelbſt durch unſere Thorheiten bereitet. Am Ende denkt keiner mehr, und kann keiner mehr von Gott erwarten, als was ſeine menſchliche Weisheit und ſein menſchliches Herz aus den Hülfsquellen göttlicher Macht darzuſtellen vermochte. Fühlen wir es nicht, daß dieſe verunglückte Zuſammenſetzung aus menſchlicher Schwäche und göttlicher Größe das nicht ſeyn kann, was er gewähren wird, der eben ſo weiſe als allmächtig, eben ſo gut als weiſe iſt? Er wird überſchwenglich thun, über alles was wir ahnden und verſtehen.

3. Laßt uns noch der Geſinnungen gedenken, zu welchen uns der Glaube an ſeine Zukunft verpflichte.

Wir wollen hier, und jetzt am kaum begonnenen Anfang unſers Daſeyns, noch nicht über die Wege Gottes urtheilen, durch Klage und Tadel dem ſteten, feſten und ſichern Gang ſeiner Rathſchlüſſe nicht vorſchreiten, nicht über unſern Richter richten, wir, deren Erfahrungen uns ſo oft Demuth und Beſcheidenheit predigen. Wiſſen wir doch nicht, ob uns das, was uns am Morgen begegnet, am Abend Thränen oder Freude bringen werde. Mit welchem Kennerauge wollten wir es denn ermeſſen, wie die herausgeriſſenen abgebrochenen Erfahrungen unſers Lebens in den allumfaſſenden Plan der göttlichen Weisheit ſich einfügen, und durch welche Folgen der Morgen unſers Daſeyns, hier am Grabe, uns eine Ewigkeit hinab unvergeßlich und fühlbar bleiben wird. Laßt uns ausſprechen, wenn uns die Spuren der göttlichen Gerechtigkeit ganz aus dem Auge verſchwinden: Unbegreiflich o Gott ſind deine Gerichte und unerforſchlich deine Wege. Einſt werden wir's enden mit dem Lobgeſang: Stark iſt deine Hand und hoch iſt deine Rechte; Gerechtigkeit und Gericht iſt deines Stuhles Veſte; Gnade und Wahrheit iſt vor deinem Angeſichte.

Wir wollen an die Vergeltung denken, und uns auch hüten, daß wir nicht Trübſal anrichten. Nicht aus kalter Ueberlegung und Vorſatz. O deſſen Geiſt hat nie in das freundliche Antlitz Jeſu Chriſti geſchaut, das um Schonung für ſeine Brüder fleht, der kalt und überlegt einen Menſchen quälen kann. — Nicht in der Hitze

aufgewiegelter Leidenschaft. Die Hitze der Leidenschaft ist bald verflogen, aber das Wort, das ihr entfährt, hallet in der Ewigkeit wieder; die That, die sie gebiert, lebt die Unsterblichkeit eines Gewissens aus. — Nicht aus Leichtsinn und Unbedacht. Der Trost, einst vor dem Gerichte Gottes unter Brüdern zu stehn, sanft und gut und lieb aus keinem Auge Vorwurf und Klage zu fürchten, den Genossen seiner Zeit im Pilgerlande dort mit Dank und Liebe und mit dem Gruß der Unsterblichkeit wieder zu begegnen, der Trost ist der bedächtlichsten Aufmerksamkeit auf unsere Mienen, Worte und Thaten werth.

Wir wollen uns aber der Ruhe im Himmel freuen, auch wenn wir Trübsal leiden. Hier der Sturm, dort die Ruhe; hier der Kampf, dort der Sieg; hier der Drang der Menschen, dort der Friede Gottes. Betet für eure Beleidiger um Besserung und Gnade. O ihr habt die Meinung Jesu Christi, wenn er euch den Trost der Zukunft aus den Wolken zeigt, ganz verstanden, wenn der Gedanke an die Vergütung aus seinen Händen eure Brust vor Rachsucht, und eure Lippe vor Fluch über eure Feinde bewahrt, wenn er euch Versöhnlichkeit und Gebet für eure Beleidiger abgewinnt.

Lasset uns endlich durch Heiligung unserer Gesinnungen, durch herzliche Liebe Gottes und treue Befolgung der Gebote Jesu Christi unsre Hoffnungen befestigen. — Lasset uns darreichen in unserm Glauben Tugend und in der Tugend Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Ge-

duld, und in der Geduld Gottſeligkeit, und in der Gottſeligkeit die Liebe. Die Erde hat der Lockungen zur Thorheit und Verirrung viele. Gebt durch das Andenken an die Zukunft dem Geiſte, dem Unſterblichkeit gebührt, Uebergewicht und Sieg in den Verſuchungen, die ihm kurze vergängliche Freuden zum Tauſch für ſein himmliſches Erbtheil bieten. Lebt dem Himmel, dem ihr entgegen geht, nicht der Erde, die ihr zurücklaßt, nicht der Erde, die nimmer ſeyn wird, wenn ihr anfangen werdet zu ſeyn. Wirket und hoffet in dem Geiſte Jeſu Chriſti, der einſt auch auf der Erde begann und im Himmel vollendete. Nehmt den Beifall Gottes, nehmt den Segen eurer Brüder, nehmt den Troſt eures Gewiſſens in die ernſthafte Stunde des Todes mit, und erwacht dann einſt wann er kommt zur frohen Erndte eurer Hoffnungen.

Mitgenoſſen ſeiner Leiden
Sind wir, einſt erndten wir auch Freuden
Mit ihm, dem Ueberwinder ein.
Laßt uns kämpfen, laßt uns ringen,
Mit unſerm Haupt hindurchzudringen,
Und ſeiner Freuden werth zu ſeyn!
Er, unſre Zuverſicht,
Verläßt die Seinen nicht.
Wir ſind ſtille.
Die Gott vertrau'n,
Die werden ſchau'n
Wie herrlich er die Seinen führt. — Amen.

Predigt

am vierten Sonntage des Advents 1795

über Epheſ. 6, 5 — 9.

Gott, du biſt an Majeſtät und Seligkeit über die erſten, glücklichſten der Menſchen unendlich erhaben, und doch uns allen ſo nahe mit Güte und Erbarmung, nahe dem Engel, der ſich freut des Anſchauens vor deinem Thron, und nahe dem Menſchen, der die Thräne ſeines Jammers noch in den Staub der Erde weint. — Dich trennt von uns die große Kluft: Unendlichkeit; aber uns vereinigt mit dir Glauben an die Unendlichkeit deiner Liebe. Wir ſind — Menſchen, und du — es nennt dich kein Name; wir dein Werk, und du unſer Schöpfer; wir eine geringe Zahl deiner Knechte, und du Gebieter in einem unermeßlichen Reich. — Aber du biſt unſer Vater, und wir deine Kinder.

Gott, wir ziehen den Blick herab von deiner Höhe in unſere eigene Mitte. Wie verſchwunden und vernichtet iſt aller Unterſchied, der uns noch voneinander trennt! Wie fließen alle unſre Namen und Würden zuſammen in dem Namen: des Alldeherrſchenden Knechte! des Allerbarmenden Kinder!

Doch es iſt dein Werk, o Vater, daß wir durch mancherlei Verhältniſſe getrennt, und wieder verbunden ſind. Du haſt uns auseinander geſtellt, den höher, jenen tiefer, daß wir deſto ungeſtörter zuſammenwirken mögen zu einem Zweck in Glaube, Liebe und Hoffnung. Laß jeden an ſeiner Stelle die Weisheit und Güte deiner Abſicht erkennen! Gib milden chriſtlichen Sinn denen, die befehlen können, Treue und Zufriedenheit denen, die gehorchen müſſen. Dein Geiſt ſage es zur rechten Stunde, jenen, daß ſie auch einen Herrn, und dieſen, daß ſie auch einen Vater im Himmel haben. V. U.

Text. Epheſ. 6, 5 — 9.

Von hohen himmliſchen Verkündigungen geht der Apoſtel im Anfang des Briefes an die Epheſer aus. Eine, ſtatt aller: Gott hat gewirket überſchwengliche Kraft in Chriſto, da er ihn von den Todten auferwecket hat, und geſetzt zu ſeiner Rechten im Himmel, über alle Fürſtenthümer, Gewalt, Macht, Herrſchaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen; und hat alle Dinge unter ſeine Füße gethan, und hat ihn geſetzet zum Haupt der Gemeine über alles. — Von hohen Verkündigungen geht die Betrachtung des Apoſtels im Anfang aus, und findet ſich am Ende wieder in der vertraulichen Mitte der Menſchlichkeit auf Erden, und löſet ſich auf in herzlichen Ermahnungen zu einem gottesfürchtigen Sinn und Thun in den gemeinen und bürgerlichen Beziehungen des

Lebens. Wir haben euch einen Theil derſelben vorgeleſen, Ermahnungen, die er ſo freundlich und doch ſo ſtark Dienenden und ihren Herrſchaften an das Herz, und in das Gewiſſen ſpricht. Sie gehen von ganz andern Gründen aus, und führen auf eine ganz andere Seite hin, als die iſt, von welcher dieſes Verhältniß gewöhnlich betrachtet wird; und, laßt es uns nicht überſehen, ſie bürgen uns ſehr für den Glauben, daß es eine Religion von dem Gott der Liebe ſey, die den Menſchen ſo milde und erbarmend, und ſo ernſthaft auch in ſeinen letzten vergeſſenſten Verhältniſſen mit ihrem Troſte und mit ihren Geboten aufſucht und findet.

Wir beſchäftigen uns in dieſer Stunde mit den tröſtenden und warnenden Belehrungen, welche der Apoſtel

1) den Dienenden,

2) ihren Herrſchaften ans Herz legt.

Es liegt in der uralten Einrichtung der Dinge, daß Menſchen aus irgend einer Abſicht in andrer Menſchen Dienſte ſich begeben, und um irgend eine Bedingung ihre Kräfte für fremden Vortheil aufwenden. Allerdings iſt es, wenn ſchon nicht in jedem, doch in manchem Betracht eine etwas traurige Lage, in welcher wir einen Theil dieſer Menſchen erblicken, die auch Gottes ſind. Arm von Geburt, oder durch Schickſal, oder auch durch Schuld, müſſen ſie den Unterhalt für ihres Lebens dringendſte Bedürfniſſe im Dienſte anderer glücklicherer

Menſchen ſuchen. Ihr Schickſal hat ſich zum Theil von ihrer Kindheit an ungünſtig angeſponnen. Sie ſind aufgewachſen ohne die Vortheile einer glücklichen Erziehung, ohne Ausbildung ſo mancher Fähigkeit ihres Körpers oder ihrer Seele, durch welche ſich andere in eigenem Geding Obdach, Nahrung, Freuden, Ehre, Freunde und Gönner zu verſchaffen wiſſen. Ohne Eigenthum und ohne Freund giengen ſie aus in die Welt, Fremdlinge ohne Anſprache von der Stunde an, als ſie die Noth aus der väterlichen Hütte vertrieb. Sie gaben angeerbte Rechte der Natur dahin, um auch Speiſe für ihren Hunger, und Kleidung für ihre Blöße zu finden, in einer Welt, die ſo reich an Segen für ihre Geſchöpfe iſt. Sie ſäen, aber nicht auf ihren Acker; ſie erndten, aber nicht in ihre Scheune. Wollen ſie einſt auch einen eigenen Heerd ſich bauen, und eigenes Brod im kraftloſen Alter ohne Sorgen eſſen, und auf eigenem Lager ſterben, ſo müſſen ſie, was die Natur umſonſt zu verleihen ſchien, um Arbeit und Mühe, um Plage und Schweiß, um Dulden und Schweigen zum zweitenmal den Menſchen abkaufen.

Traurig in ſeiner Art, wenigſtens für das Gefühl derer, die eines beſſern Schickſals ſich freuen; aber auch ſo nicht ohne Aufſchluß, nicht ohne Troſt und Segen. Die Erde iſt Gottes und was in ihr iſt. Gott waltet in ſeinem Reich auf unerkannten Wegen; er ſtellt mit verborgenem Arm, dem Keiner widerſteht, Könige an die Spitzen ihrer Völker, und arme Taglöhner an den Pflug in einer fremden Furche, gibt mit verborgener Hand, die nicht karg, aber immer weiſe abwägt, von dem was ſein iſt,

wie viel er will und um welche Bedingung er will, läßt Manchen ſüße Freuden des Daſeyns ſchon hier genießen, und ſpart ſie der Tugend und Hoffnung des Andern für die Ewigkeit auf.

Jeſus Chriſtus ſitzt zur Rechten Gottes über Fürſtenthum, Gewalt, Macht, Herrſchaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieſer Welt, ſondern auch in der zukünftigen, nicht zum Unglück für den, der arm iſt, wie er es war, und ſo gehorſam wie er, und der duldet, ſchweigt und hofft — nur halb wie er.

Mit dieſem Gedanken in der Seele wendet ſich Paulus an ſeine Knechte und lehret ſie erſtens, ihren Beruf von der rechten Seite anſehen: „Glaubet, daß ihr dem Herrn dient und nicht den Menſchen.“ —

Iſt das wahr? — Gott fordert doch von uns, daß wir mit frommem Sinn ihn im Himmel und unſere Brüder auf Erden lieben ſollen, daß wir unſere Gaben, welcherlei und wie viel wir deren erhalten haben, nicht verſcharren, wie jener unnütze Knecht gethan, ſondern unſrer Menſchenliebe durch Beiſtand und Hülfe, die wir Menſchen leiſten, Wahrheit, Kraft und Leben ertheilen, Unverdroſſenheit und Treue in unſerm Beruf und an unſern Pflichten zu Tag legen, in allen unſern Schickſalen ſeiner Fügung uns unterwerfen, ihm vertrauen, zufrieden ſeyn, dulden, was er uns auflegt, unſere Prüfungen aushalten, beten und hoffen, wenn's uns zu ſchwer und zu lange drückt, und an den

Himmel denken. Das will doch Gott, und das thun iſt Gehorſam, iſt Gottesdienſt.

Aber dieſe Tugenden, laſſen ſich nicht in Abgeſchiedenheit von den Menſchen, mit ruhenden Händen im Schooße, auch nicht immer in der Fülle und den Freuden guter Tage üben. Sie wollen im geſchäftigen Leben, in irgend einer Verbindung mit Menſchen, in irgend einer Laufbahn des wechſelnden Glückes gepflegt und gereift werden, ſey es auf dem Thron, wo Sorge und Leid den Menſchen auch zu finden weiß, oder in den mancherlei Aemtern, wo oft Ehre und Belohnung um ſchwere Pflichten, um Ruhe des Gewiſſens, um ernſte Sorgen erkauft wird, oder bei den Waffen, wo Glanz und Elend, Sieg und Wunden, Ehre und Tod ſo nahe beiſammen ſind, oder ſey es im bürgerlichen Gewerbe, im Handel und Wandel, oder im — armen Geſindes Dienſt.

Aber in welche Verbindung wir mit den Menſchen treten wollen, und mit welchem Vertrag, unter welchen Umſtänden und unter welchen Abwechslungen des Schickſals, das iſt nicht immer unſre Wahl, ſeltener als wir wähnen, ſondern deß, der da herrſcht über Fürſtenthum, Gewalt, Macht, Herrſchaft, und alles, was genannt mag werden. Und ſo ſind wir freilich auf ungleichen Stufen, mit ungleichen Kräften an ungleiche Arbeit geſtellt. Gott weiß es, — er weiß auch warum ſo, und nicht anders. Aber wir haben alle einen Beruf, hier an unſrer Stelle, hier mit unſrer Kraft, hier an unſerm Tagwerk, durch Dank und Zufriedenheit Gottes Vorſehung anzuerkennen, ihn durch Gehorſam zu ehren, und

durch des Gehorſams Freudigkeit, uns ſeiner Gnade werth zu machen, und unſer aller Dienſt iſt in dieſem Vereinigungspunkt Gottesdienſt. — So auch eure Tugend, Arme, Müde, Kummervolle, Mißhandelte vielleicht! auch eure Tugend die ihr im Dienſte leiblicher Herrn übet, — Gottesdienſt iſt ſie.

So belehrt Paulus ſeine Knechte über ihren Beruf, und unterrichtet ſie dann zweitens, mit was für einem Sinn ſie die Pflichten deſſelben erfüllen ſollen. — „Ihr Knechte ſeyd gehorſam euern leiblichen Herren mit gewiſſenhafter Furcht und tückeloſer Einfalt des Herzens, als Chriſto; nicht mit Dienſt allein vor Augen, als den Menſchen zu Gefallen, ſondern als die Knechte Chriſti, daß ihr ſolchen Willen Gottes thut von Herzen mit gutem Willen.“

Seyd der Herrſchaft, der ihr euer Wort gegeben habt, von der ihr Unterhalt und Lohn empfanget, mit unverdroſſenem Dienſte gewärtig, fördert ihren Nutzen, wehret ihren Schaden! Verwaltet, was euch anvertraut iſt mit gewiſſenhafter Treue, als unter Gottes Augen! Macht euch durch Geſchmeidigkeit, Zufriedenheit und eingezogenen chriſtlichen Wandel ihrer Milde und ihres Zutrauens werth.

Fragt nicht unmuthsvoll: warum bin ich eines Menſchen Knecht? Ihr ſeyd Knechte Gottes. Rechnet nicht, ob euer armer Lohn all der harten Zumuthungen und all des peinlichen Duldens werth ſey? Ihr arbeitet nicht um Menſchenlohn, ſondern

um Gottes Gnade, die euch segnet in der Armuth, die euch tröſten wird im Alter, und reich macht im Tode. Seyd nicht verdroßen in der Arbeit, die eines Andern iſt. O ihr erarbeitet euch ein großes, ſicheres Eigenthum, Freudigkeit zu Gott, den Ruhm der Ehrlichkeit und Treue, und den Troſt eines unbeſchwerten Gewiſſens am Grabe.

Seyd nicht gehorſam nur vor Augen, als den Menſchen zu Gefallen; die Augen des Herrn ſchauen an allen Orten beide, die Böſen und die Frommen. Rächet euch ſelbſt gegen Härte und Mißhandlung nicht durch Verdroßenheit und Untreue! Wie könntet ihr ſonſt in der Probe des Gehorſams und der Treue zu Gott beſtehen? Wird es euch ſauer, ſehr ſauer, oft faſt unmöglich euren leiblichen Herrn gehorſam zu ſeyn in allen Dingen, thut es gern um eures himmliſchen Herrn willen, der für euch gehorſam war bis zum blutigen Tode, und den jetzt mit euch die Engel Gottes anbeten.

So belehret ſie Paulus über den Umfang und die Tiefe ihrer Pflichten, und öffnet dann drittens, einer Menſchenklaſſe, für welche die Gegenwart ſo wenig Aufmunterung hat, eine troſtreiche Ausſicht in die belohnende Zukunft. „Wiſſet, was ein Jeglicher Gutes thun wird, das wird ihm der Herr vergelten, er ſey Knecht oder eigener Herr.“

Ihr dienet ihm; glaubt gewiß, er wird euch lohnen, nicht wie Menſchen Lohn geben, eine kümmerliche Gabe, ſondern wie Gott nur lohnen kann. Er wird euch jetzt in eurer Prüfung ſchon froh ma-

chen mit ſeiner Gnade, euch Gnade geben vor dem Angeſichte der Menſchen, euch durchführen aus einem Jahr eures Lebens in das andere mit ſtarkem Arm, der mächtige und getreue Gott. Er wird euch nicht verlaſſen im Alter, und wenn ihr grau werdet, bis auch eure Feierſtunde ſchlägt, und er euch ruft: du frommer und getreuer Knecht, du biſt über Wenigem getreu geweſen, ich will dich über Viel ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude. O es wird euch wohl werden, wenn ihr dieſe Stimme hört, ihr werdet eines freundlichen Herrn Angeſicht ſchauen, werdet ruhen von eurer Arbeit, euch freuen ſeines Dankes und ſeiner Treue, und im Genuß eures herrlichen Lohns die ausgeweinten Thränen eurer Mühe vergeſſen.

Auf ſolche Art tröſtet der menſchenfreundliche Paulus ſeine Brüder mit der Zuſicherung ihres künftigen beſſern Lohns. Die beſte Erleichterung, die er, — ſelber kein reicher noch mächtiger Mann im unmittelbaren Dienſte des Herrn, — für ihre gegenwärtige Lage ihnen geben kann, iſt die, daß er auch ihre Herren zu einem chriſtlichen Sinn und Betragen gegen ihr Geſinde mit kurzem nachdrücklichem Ernſte ermahnt.

Er erinnert ſie erſtens an ihre Verhältniſſe. „Ihr Herren thut auch daſſelbige gegen ſie.“ Erkennet daß auch ihr Pflichten gegen dieſe Menſchen habt, und erfüllet ſie.

Glaubet nicht, daß ihr durch unverkürzte Darreichung des bedungenen Lohns, alles, alles was

ihr ihnen schuldig seyd, auf einmal abthut, oder euch vollends ein Recht zu allen Mißhandlungen an sie erkauft. Ihr bezahlt ihre Arbeit — und nicht mehr. Aber ihr bleibt ihnen im Rückstand mit einer großen heiligen Pflicht, die kein Gold bezahlt, — mit der Pflicht, die der Mensch dem Menschen, der Erlöst'e Gottes seinem Mitgenossen an der himmlischen Gnade schuldig ist, unangesehen, welcher vor dem Andern die Knie beugt, — mit der uneigennützigen, theilnehmenden, bessernden Liebe. Sie sind was ihr, Mensch, auch mit solchen Gefühlen, Bedürfnissen, Wünschen und Schwächen, mit welchen die Menschlichkeit euer Herz in eurem Busen in Anspruch nimmt. Sie sind Kinder desselben Gottes, den ihr in den Stunden des freudigen Dankes oder des heißen Flehens Vater nennt. Sie sind Erlöst'e des Herrn, von dem ihr einst im Kampfe des Todes Trost, und an der Pforte der Ewigkeit den Blick der Gnade erwartet. Sie waren es, ehe sie eure Knechte wurden; sie bleiben es, wenn sie nicht mehr eure Diener sind; sie werden es in ihrer schönsten vollendeten Würde seyn, wenn sie mit euch und den Engeln vor Gott stehen.

Hierauf gründet Paulus zweitens seine Warnung: „Lasset das Dräuen.“ Laßt unchristliche Härte.

Macht es denen, die euch dienen, nicht zu schwer, in dem Dienst, den sie euch erweisen, einen Gottesdienst zu erkennen. O ihr würdet es ihnen schwer machen, wenn eure Eigennützigkeit ihnen Geschäfte und Lasten auflegen wollte, unter denen ihre Kräfte leiden und allmählig erliegen müßten. Denn

Gott iſt getreu, er läßt keinen verſucht werden über Vermögen. Gott legt Laſten auf, aber Gott hilft auch. Ihr würdet es ihnen ſchwer machen, eures Dienſtes als eines Gottesdienſtes zu warten, wenn eure Kargheit ſie für ihre müden Tage und für ihre halben Nächte kaum vor peinlichem Hunger und Verkümmerung ſchützen wollte. Denn Gott thut ſeine milde Hand auf und ſättiget alles was da lebet mit Wohlgefallen. Ihr würdet es ihnen ſchwer machen, wenn euer Stolz oder eure Hitze, oder eure Laune durch ſchreckende Blicke, durch rauhe Töne und Verwünſchungen ihr Zutrauen gegen euch verſchließen, und ihr Gefühl erbittern könnte. Denn Gott iſt allen freundlich, und erbarmet ſich aller ſeiner Geſchöpfe. Ihr würdet es ihnen ſchwer machen, wenn eure Rache für menſchliche Schwächen und verzeihliche Fehler ſich durch harte Behandlung an ihnen kühlen könnte. Denn Gott iſt barmherzig, geduldig, von groſſer Gnade und Treue, er vergiebt Miſſethat, Uebertretung und Sünde. Endlich würdet ihr es ihnen ſchwer machen, wenn euer Undank zur Zeit ihrer Noth und ihres Jammers ihren Dienſt und Aufopferungen vergeſſen, und ihnen Troſt und Unterſtützung, ſo ihr anders dazu fähig ſeyd, verſagen könnte. Denn wie ſich ein Vater erbarmet über ſeine Kinder, ſo erbarmt ſich der Herr über die, ſo ihm dienen.

Doch Paulus unterſtützt ſeine Warnungen noch drittens mit dem Nachdruck eines beſondern Be-

weggrundes. „Wisset daß auch euer Herr im Himmel ist, und ist bei ihm kein Ansehen der Person."

Er sitzt und herrscht — etwa nicht über euch? weil ihr so mächtig und so reich seyd, daß ihr einem armen Menschen wohl oder wehe thun könnt? — o über Fürstenthum, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles was genannt werden mag, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen, sitzt auf dem Thron, ein Sachwalter und Schutzherr der armen kummerhaften Menschheit, um einst auch euch zu fragen: Was hast du gethan, dem Geringsten meiner Brüder?

Menschen! Verehrer Gottes! Christen! die Religion thut ein Großes an euch. Sie schützt euch mit ihren besten dringendsten Ermahnungen gegen den Trotz, gegen die Untreue, gegen den Verrath eures Gesindes. Gebt ihr ihre Ehre und ihren Dank! Sie muß auch das Gesinde in eurem Dienst gegen Härte und Mißhandlung schützen.

Laßt uns hier, mit einem Blick auf die Quelle, aus welcher des Apostels Ermahnungen fließen, stille stehen, und einen verlorenen Faden aus dem Anfang unsrer Betrachtung wider aufsuchen.

Wenn der Apostel das Verhältniß zwischen Knecht und Herrn ins mitleidige segnende Auge faßt, so ist es bei weitem nicht bloß das Verhältniß, wie es unser milderes Zeitalter noch kennt. Seine Knechte sind die Leibeigenen, angeborene oder angekaufte Sclaven jenes Zeitalters und jener Gegend, zum

Theil noch unter der uneingeschränkten Willkühr heidnischer Gebieter, und allen grausamen Mißhandlungen roher Menschen preisgegeben, die die milderen Gesetze des Christenthums nicht kannten, und die Gesetze der Menschlichkeit nicht fühlten, arme Menschen, denen in ihrem Elende das Evangelium von der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes auch erschien, aber mit dem ernsten Gebot: Ihr Knechte seyd gehorsam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern. Gesteht ihrs, daß es eine achtungswerthe Religion sey, die Religion des Paulus, die so als ein Schutzengel über bürgerliche Ordnung und Ruhe schwebt, und selbst Mißbräuche nicht mit stürmendem Eifer unter noch größeres Elend begrabt, sondern sie duldet und schont, um sie allmählig mit leiser Hand wegzurücken, und etwas Besseres an ihre Stelle zu bringen?

Diese Religion spricht mit Ernst und Würde zu dem Menschen, auf welcher Stufe von Macht, Ehre und Reichthum er sich befinden mag, und tröstet ihn auch, wenn Sorge und Leid seiner Tage Freude verbittert, und seiner Nächte Schlummer stört. Sie sucht auch den armen, hülflosen, verlassenen Menschen in den Hütten seines Elendes heim, aber sie erläßt ihm um all sein Dulden, Harren und Schweigen — keine einzige seiner Pflichten. Gesteht ihrs, daß es eine wohlthätige Religion ist, die die Menschheit mit allen ihren Gliedern, so in Liebe umfaßt, so aufmerksam, und so nahe mit ihren Tröstungen und Warnungen um die Paläste und um die Hütten wacht?

Sie hat den Menschen milde und erbarmend,

und doch ſo ernſthaft, auch in ſeinen letzten vergeſſenſten Verhältniſſen mit ihrem Troſte und mit ihren Geboten aufgeſucht und gefunden. Es iſt die Religion von dem Gott der Liebe, von dem Herrn und Vater Aller. O dieſe Ermahnungen des Paulus ehren ſie, (wer es fühlen mag), mehr als Stimmen der Engel vom Himmel; ſolche Tugenden die unter ihrer Pflege reifen, bürgen für ihren himmliſchen Urſprung mehr als Zeichen und Wunder. Dieſe Religion zu ehren iſt Pflicht; ihre Gebote zu erfüllen, iſt Segen; ſie erfüllt zu haben auf der Erde, iſt Einweihung für den Himmel.

So ihr Solches erkennet, ſelig ſeyd ihr, wenn ihrs thut. Amen.

Predigt

am erſten Sonntage nach Epiphaniä 1793

über Luc. 2, 41 — 52.

Gott, du haſt uns ein liebes aber auch ein wichtiges Geſchäft übergeben, als du das Glück der Menſchheit in die Hände der Menſchheit legteſt. Es iſt ein edler Beruf, deine wohlthätigen Abſichten zum Segen und Troſt der Menſchheit zu erfüllen. Es iſt ein himmliſcher Gedanke im letzten ſchwindenden Augenblick des Lebens, Tugend und Menſchenglück erhalten, vermehrt, und der Welt die wir verlaſſen, übergeben zu haben. Aber ſchwer drücken die Seufzer der Verwahrloſ'ten, wenn ſie Rath und Leitung von uns vergeblich erwarteten, wenn ſie unſerm trüglichen Beiſpiele folgten, und mit uns in traurige Abwege verirrten. Bewahre du uns vor ſorgenloſem Leichtſinn, ſchenke uns Weisheit und Kraft, mehre in uns und durch uns Tugend und Gottſeligkeit. Laß uns denen, die auf uns achten, lehrreiche und einladende Beiſpiele des Guten geben, ſie zur Vollkommenheit, der wir entgegeneilen, nachziehen, und wirke du die Vollendung, wo wir Schwache nur

wünſchen und wollen können. Laß uns auch heute erfahren, daß Segen und Kraft die fromme Betrachtung deines Wortes begleite. B. U.

Text Luc. 2, 41 — 52.

Es iſt nicht nur für Eltern, nicht nur für Lehrer und Erzieher, nicht nur für Vorſteher des Staates, ſondern für alle Menſchen eine wichtige und für jeden Menſchenfreund eine angenehme Pflicht in dem noch kindiſchen, vor unſern Augen aufproſſenden Theil unſerer Lebensgenoſſen ſchon das künftige Menſchenalter zu lieben und zu ehren, es gleichſam in ſeiner Wiege zu pflegen, zu ſeiner Bildung und Veredlung durch That und Wort das Größere oder Kleinere, das Nähere oder Entferntere beizutragen, was Jeder zu thun Zeit und Gelegenheit und Kraft fühlt, — ſchon eine wichtige heilige Pflicht, wenigſtens unſre Fehler und Unvollkommenheiten nicht durch unvorſichtige Beiſpiele auf die Nachwelt fortzupflanzen; aber eine Pflicht die viele Klugheit, viele Aufmerkſamkeit und Behutſamkeit, viele Geduld und Sanftmuth, — ein von Menſchenliebe durchdrungenes Herz erfordert. Wir müſſen eigentlich ſelbſt gut ſeyn oder es werden, müſſen den Grund der Tugend nicht in den Jüngeren, ſondern in uns ſelbſt anlegen, um ſie ſicher und wirkſam auf die Jüngeren fortzupflanzen. Die Art, wie Jeſus in ſeiner Kindheit von Joſeph und Maria behandelt wird, kann uns Anlaß werden, — ich wiederhole es, nicht den Eltern allein, ſondern jedem, dem Menſchenwohl am Herzen liegt, an einzelne Theile dieſer Pflicht, dieſer eigentlichen Angelegenheit der Menſchheit ſich zu erinnern.

1) Sie lehren uns wie wichtig es ſey, der bildſamen Jugend mit guten Beiſpielen vorzuleuchten, und geben Gelegenheit

2) zu zeigen, wie wichtig es ſey, ſie zur Ausübung des Guten zur rechten Zeit ſelber zu gewöhnen.

Wie große Werke auch ſchon die Vorſehung durch die Geſetze der Natur, Verbindung von Umſtänden und Aneinanderreihen von Begebenheiten unter den Menſchen ausführte, ſo war doch das Werk, das ſie durch Jeſum Chriſtum thun wollte, allerdings ſo groß und einzig, daß keine vereinigte Kraft der Natur, und kein Zuſammentreffen der günſtigſten Umſtände, es zu ſeiner Reife allein bringen konnte. Die Erlöſung des gefallenen Menſchengeſchlechts war im Himmel beſchloſſen; es ſollte auch durch einen Aufwand von himmliſchen Kräften wieder für den Himmel gewonnen werden. Indeſſen hat Gott den ſtillen verborgenen Gang der Natur noch nie zwecklos durch Wunder geſtört, noch nie etwas anderes durch Wunder gethan, als was ohne ſie unmöglich war. Und ſo müßte uns ſchon eigene Ueberlegung es wahrſcheinlich machen, wenn es uns auch nicht die evangeliſche Geſchichte lehrte, daß auch bei dieſer höchſten Wohlthat der Gottheit natürliche Mittel mit übernatürlichen Veranſtaltungen ſich ſchön und ſegnend vereinigten, wie ſich in der Perſon des angebeteten Wohlthäters die himmliſche Gottheit mit der irdiſchen Menſchlichkeit ſchön und ſegensvoll vereinigte. Betrachten wir alſo Jeſum, den wir heute als zwölfjähriges Kind an der Hand ſeiner frommen Mutter nach Jeruſalem wandeln ſehen, noch ganz

von der menschlichen Seite, abgesondert von dem, was an ihm mit steigenden Jahren den Geist höherer Abkunft immer sichtlicher ahnden ließ, und zuletzt, in den entscheidendsten Beweisen so unverkennbar darstellte; betrachten wir ihn, so wie ihn der Evangelist ansehen mußte, um von ihm sagen zu können: er nahm zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, — so war es ein natürlicher, aber ein zweckmäßiger und wirksamer Umstand, daß der bestimmte Retter der Menschheit, der zukünftige Genosse himmlischer Vollkommenheiten von seiner ersten Lebensstunde an mit edeln Menschen umgeben war, und an Joseph, an Maria und andern ächten Israeliten lernen konnte, was Sanftmuth und stille Tugend und herzliche Gottesergebenheit sey, ehe er erfuhr, daß auch Wildheit und Härte, und stolzirendes Laster, und unselige Gottesvergessung auffer der stillen Hütte wüthete, in der sein Herz der Tugend und Menschheit geweihet wurde.

Unser Evangelium stellet uns eine einzelne Probe dar, mit welcher Gewissenhaftigkeit Joseph und Maria die Gesetze der Religion vor den Augen des aufmerksamen Kindes beobachten. Alle Männer in Israel waren verpflichtet, auf das Fest der Ostern nach Jerusalem, — wie sich das Gesetz ausdrücket, vor dem Herrn zu erscheinen, dort den Ewigen, der sie aus Egypten geführt und ihnen ihr gutes Land gegeben hatte, gemeinschaftlich zu preisen und zu verehren, dort das Herz mit neuem Vertrauen gegen den Gott ihrer Väter zu beleben, durch neue Huldigungen ihm sich zu widmen, und das Band, das

sie

ſie alle umſchlang zur Einigkeit, Verträglichkeit und Liebe feſter zu knüpfen.

Und Joſeph, ſagt unſer Evangelium, ehrte das Geſetz und gieng alle Jahre nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt. Und Maria, die durch das Geſetz nicht gebunden war, ehrte das Geſetz, und gieng gleichwohl alle Jahre nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt. Wer fühlt es nicht, daß es in die bildſame Seele des Kindes wirken mußte, wenn es ſah, mit welcher herzlichen Freude ſie ſich jedesmal zur Anbetung Gottes in ſeinem heiligen Tempel vorbereiteten, wie gewiſſenhaft ſie jedesmal hinaufwandelten, mit welchen Rührungen ſie zurückkehrten, mit welcher Herzlichkeit ſie ſich noch lange Zeit über das Gute, was ſie gethan, geſehen und gelernt hatten, unterhielten. — Wie wichtig konnte ſo in ſeinen Augen Religion und Geſetz werden! Wie mußte ſich die jugendliche Seele ſehnen und freuen in dem Gedanken, einſt auch in den Tempel ſeines Vaters zu wandeln, mit ſo vielen ſeiner Brüder den Ewigen anzubeten, und aus dem Munde geprieſener Lehrer Sprüche der Weisheit und Wahrheiten zu vernehmen!

Beiſpiele, die guten und böſen, machen einen ſtillen aber tiefen Eindruck auf das Herz der Kinder, und Eindrücke aus der Kindheit bleiben oft für das ganze Leben unvertilgbar; ſo wichtig iſt es, ſie durch gute Werke zu bilden.

Beiſpiele machen einen ſtillen aber gewiſſen und tiefen Eindruck. Wir, durch mancherlei Gedanken, Sorgen und Wünſche und Abſichten unaufhörlich

beſchäftiget, wir können oft da ſtehen, ohne genau zu bemerken, was um uns her geſchieht, was ſchon ſo oft vor unſern Augen geſchehen iſt; oder wir bemerken es, bemerkens mit Aufmerkſamkeit, und es bleibt keine Spur davon in unſrer Seele zurück. Unſre Denkungsart hat ihre Richtung ſchon genommen, die Geſinnungen ſind durch Grundſätze und Gewohnheit ſchon beſtimmt, unſer Urtheil über gut und böſe ſchon entſchieden. Unſre Bildſamkeit iſt dadurch verloren gegangen, daß wir uns nun einmal übel oder gut gebildet haben. Aber wie ſtille lauſchet dagegen das Ohr, wie aufmerkſam verweilet das Auge eines Geſchöpfes, deſſen ganze Thätigkeit ſich noch auf Beſchäftigung der Sinnen einſchränkt, und wie ganz anders nimmt die Seele das auf, was Auge und Ohr ihr zuführen! Da ſind noch keine ſchon gewonnene Erfahrungen, keine ſchon ergriffene Grundſätze, die ihr das böſe Beiſpiel unſchädlich machen, und ſie nur zur Nachahmung des Beſſern anfeuern könnten. Das Beiſpiel ſelbſt muß ihr erſt zur Erfahrung werden. Der Werth, den ſie auf die Perſon legt, beſtimmt für ſie den Werth der Handlung, und nach der Handlung bilden ſich in ihr die Grundſätze, oder etwas, das die Stelle der Grundſätze vertritt, und ihre Bildung vorbereitet. Das ſchwache Geſchöpf hat verdachtloſes Zutrauen; das unerfahrene Geſchöpf ehret das Alter mit unverweigerter Achtung; das ſchuldloſe Geſchöpf hat Abſcheu vor dem Namen Untugend und Schande, und ahndet die Möglichkeit nicht, daß das nicht gut, nicht vortheilhaft, nicht ſeiner Nachahmung werth ſey, was Perſonen ſo unbefangen und regelmäßig thun, deren Verſtand und Herzensgüte es nach ihren Jahren mißt.

Und ſolche Eindrücke aus den Jahren der Kindheit ſind gewöhnlich für das ganze Leben unvertilgbar. Die erſten Bilder gehen ganz und ungeſchwächt in die Seele, und wählen ſich da, wo noch alles leer iſt, gleichſam den geheimſten, vortheilhafteſten, haltbarſten Platz. Indem der zweite Eindruck den erſten ſchwächen und verdrängen ſoll, iſt ſeine beſte Kraft und Lebhaftigkeit verloren, und je ſpäter er kommt, deſto unwillkommener, deſto wirkungsloſer gleitet er ab. — Und hat die Seele einmal gewiſſe Meinungen und Regeln angenommen, hundertmal beurtheilt ſie alsdann aus ihnen richtig oder falſch die nachkommenden Erfahrungen, eh' es ihr einmal einfällt, nach dieſen den Grund oder Ungrund ihrer angenommenen Meinungen und Regeln zu prüfen. Und wer hätte es noch nicht gefühlt, wie wichtig einzelne Handlungen uns für immer bleiben, wenn ſie in unſern zarteſten Jahren eine ſtarke, wie werth, wenn ſie eine angenehme Wirkung auf uns hatten? Sie bleiben unſre Lieblingstugend oder Fehler für immer. Wie unwichtig ſie auch ſcheinen, ſo reihen ſich hundert ähnliche und verſchwiſterte an ſie an. Sie geben vielleicht dem ganzen Charakter ſeine Richtung, allem andern, was wir thun ſeine Eigenheit.

Die Evangeliſten laſſen in der Lebensgeſchichte Jeſu von unſerm Texte an bis zu ſeiner Taufe im dreißigſten Jahr eine große Lücke; aber wo er als männlicher Lehrer ſeines Volks und der Menſchheit wieder auftritt, vergeſſen ſie nicht es zu bemerken, wie er jedes Jahr, in welchem Theil des Landes er weilte, hinaufgieng nach Jeruſalem auf das Oſterfeſt. Dann ſuchte er den Tempel wieder, wo er einſt als

Jüngling saß, und den Lehrern zuhörte; dann flossen aus seinen Lippen andere Lehren und Antworten, Ueberzeugung, Beruhigung und Trost in so viele hundert irrende, traurende, schmachtende Seelen. Dann lernten Blinde die Spuren Gottes in der Schöpfung erkennen, Stumme jauchzten Lobgesänge, und Taube hörten die großen Thaten Gottes aussprechen. Es war ein feierlicher Gang zum Osterfest, der ihn auch damals nach Jerusalem führte, als er die göttliche Wahrheit seiner Lehre und den Bund der Verheissungen Gottes mit Blut und Tod besiegelte.

So wichtig, so folgenreich, so entscheidend kann das werden, was wir urtheilen und lassen und thun, nicht bloß um unser selbst, nicht bloß um der wesentlichen und unmittelbaren Folgen, sondern auch um deren willen, deren Aufmerksamkeit und Nachahmung wir unsern Wandel nicht entziehen können; und nicht minder ist es wichtig, daß wir ebenso aufmerksam als sie auf uns selber sind. Und da alle erzwungene Aufmerksamkeit uns nicht vor einzelnen gefährlichen Uebereilungen verwahren könnte, so müssen wir selber gut werden, die Fehler, um sie nicht mit ihrem Unsegen auf die Nachwelt zu vererben, in uns selber ausrotten, und mit ungezwungenen liebenswürdigen Tugenden einladend vorangehen.

Doch die Eltern Jesu erinnern uns noch an eine zweite Pflicht. Als Jesus zwölf Jahr alt war, — dies ist das Alter welches das Gesetz bestimmte, — nahmen sie ihn mit sich nach Jerusalem. — Der Tag, auf den das fromme Kind so lange sich gefreut

hatte, war nun da. Alles Gute, worauf er durch ſie ſo oft aufmerkſam worden, wartete nun auch auf ihn, und ward ihm zu Theil. Wenn er auch von jetzt an noch länger zunehmen mußte an Alter und Weisheit, ſo war er doch nun durch Jahre und Seelenkraft vorbereitet genug, den Zweck ſeiner Wallfahrt zu fühlen, in dem Tempel mit aufwallenden Empfindungen der Andacht zu beten, an der Stelle wo er vor zwölf Jahren dem Herrn dargeſtellt wurde, mit Thränen der kindlichen Unſchuld ſeine Gelübde ſelber zu bekennen, und ſein Leben der Gottheit zu heiligen, den Tempel Gottes und das Werk Gottes für immer lieb zu gewinnen. Er kam nicht zu früh und unvorbereitet; denn er ſaß unter den Lehrern daß er ihnen zuhörte und ſie fragte. — Er kam nicht zu ſpät, denn noch war es ſeiner unverſtimmten Seele Zweck und Wonne, zu verweilen in dem, das ſeines Vaters iſt.

Die Zarten, die in der Mitte der gereiften Menſchheit nachblühen, zu jedem Guten, das ſie ſchon durch Beiſpiele kennen, ſelber und zur rechten Zeit anzuleiten: dies iſts, was wir noch aus dem Betragen Joſephs und Mariä nachahmen wollen.

Zur rechten Zeit, das heißt: nicht zu frühe. Denn es iſt einer von zwei Fällen jedesmal unvermeidlich, wenn die Seele ſich Beſchäftigungen unterziehen ſoll, zu denen ſie noch keine verhältnißmäßige Kraft beſitzt: das Gute, wie leicht es auch ſcheint, wird ein ſchwerer mühſamer Zwang, wie liebenswürdig es auch iſt, ein trauriges gehäſſiges Geſchäfte; oder die Natur, die keinen zweckloſen

Zwang geduldig erträgt, weiß ſich immer zu helfen; es geht ein unvermerkter Betrug, ein täuſchender Wechſel der Kräfte in der Seele vor. Der Körper übernimmt die Geſchäfte des Geiſtes, das Gedächtniß nimmt auf, was dem Verſtand zur Nahrung und Uebung gegeben ward, und läßt es unbenutzt liegen und veralten an ſeiner Stelle, die Sinnlichkeit lernt tändeln mit den heiligſten Angelegenheiten des Herzens. Armes Geſchöpf, wenn Körper, Gedächtniß und Sinnlichkeit ſchon ſo frühe Stellvertreter deines Geiſtes, Verſtandes und Herzens werden, und den Beſitz ihrer Rechte vielleicht auf immer an ſich reißen!

Zu rechter Zeit das heißt: nicht zu ſpät. Jedes Gute, jede Wahrheit, jede gefaßte Lehre der Religion und der Weisheit, jede Vollkommenheit, der Gedanke ſchon etwas Gutes gethan zu haben, und das Bewußtſeyn es thun zu können, iſt Vortheil und Glück, gibt der Seele Gefühl und Muth und Eifer. Wahrheit und Tugend iſt das Eigenthum der Geiſter. Einem Menſchen das Gute, deſſen er fähig iſt, das Erbtheil, das ihm als Mitgabe zu ſeinem Daſeyn vom Schöpfer gebühret, zwecklos vorenthalten, — heißt es ihm mißgönnen, heißt ſich verſündigen an dem Schöpfer und an ſeinem Geſchöpfe.

Nicht zu ſpäte. Die ſchlummernden Kräfte der Seele wachen eine nach der andern auf, ob wir ſie wecken und beſchäftigen oder nicht. Sie fühlt, ſie verſuchet, ſie übet ſich, und je mehr ſie ſich übet, deſto mehr gewinnt ſie an Stärke; je gewagter ſie

ſich verſuchet, deſto mehr lernt ſie ihre Stärke fühlen. Jede Fähigkeit, jede aufkeimende Neigung iſt Anlage zu einer Tugend oder zu einem Laſter, zum Stolz oder zum Edelmuth, zum Trotz und Eigenſinn, oder zu Muth und Standhaftigkeit, zur Wohlthätigkeit oder Verſchwendung, zur Sparſamkeit oder Geiz, zur gewiſſenhaften Gottesverehrung oder zum Unglauben, zum vernünftigen Glauben oder zum Aberglauben. Hier iſt der wichtige gefahrvolle Zeitpunkt. Wenn wir die Anlagen nicht bilden, die aufſtrebende Kraft nicht richten, ſo iſt ſie dem gefährlichen Zufall, oder einem noch ſchlimmern Rathgeber, der Sinnlichkeit überlaſſen, die am früheſten da iſt, am ſchlaueſten ihren Vortheil benutzt, aber ſelten Tugenden bildet. Der Samenkern, den die Natur in die Erde warf, geht ohne euer Zuthun auf unter Sonnenſchein und Regen. — Aber durch eure Pflege gedeihet der aufſtrebende Keim zum ſchlanken fruchtbaren Baum. Kommt ihr zu ſpät, ſo iſt er verſchoſſen in wildes Geſträuch.

Nicht zu ſpäte. Wir haben nichts zu ſäumen; das Ziel, das die Natur dem Menſchen zur Lebensdauer geſetzt hat, iſt ſo kurz, des Guten, das er lernen und gewöhnen und vollenden ſoll, ſo viel, die Erndte ſo groß, und der Stunden zur Arbeit ſo wenige. Es wartet auf die, welche uns nachfolgen, noch ſo vieles, was wir ſchon ſollten gethan haben, daß es nicht gleichgültig iſt, ob ſie einige Monate oder Jahre früher oder ſpäter fähig werden, ihr Tagewerk zu beginnen, der lohnenden Ewigkeit entgegen zu wirken, ob die beſten glücklichſten Augenblicke benutzt oder verloren werden.

Ich wiederhole es, chriſtliche Zuhörer, die Betrachtungen, die wir angeſtellt haben, gehören zu einer Pflicht, die viele Klugheit, viel Aufmerkſamkeit und Behutſamkeit, Geduld und Sanftmuth erfordert. Aber es iſt eine Pflicht, deren Erfüllung uns von einer großen Verantwortung befreit, eine Pflicht, deren Erfüllung mit großem Troſt und Segen lohnt, eine Pflicht, die wir der Menſchheit, zu der wir gehören, in deren Mitte uns ſo viel Freude und Vortheil zu Theil wird, unerlaßbar ſchuldig ſind. Auch wir ſind einſt unter guten und böſen Beiſpielen aufgewachſen, haben hier unter Leitung und Rath den guten Weg ſicher gefunden, haben dort, uns ſelbſt überlaſſen, gefahrvoll und zufällig das Beſſere oder Schlimmere auf immer ergriffen.

Die Edlen, deren Beiſpiele und Ermahnungen wir unſere beſſere Bildung verdanken, ſchlummern zum Theil ſchon lange im ſtillen Grab. Aber uns haben ſie die Wahrheit und Tugend, die uns beglückt, als ein heiliges anvertrautes Gut, für die Nachwelt übergeben, und ſind mit dem Troſt aus der Welt gegangen, daß wenn auch ihr Name vergeſſen wird, die Nachwelt von ihrem Eifer für Religion und Rechtſchaffenheit die glücklichen Früchte genießen werde. Die Leichtſinnigen, deren begangene Fehler noch in den unſrigen ſich erneuern, ſind auch ihren Weg dahin gegangen. Fühlen wir, was für ein trauriges Erbtheil ſie uns hinterlaſſen haben, ſo laßt uns die, denen wir einſt den Schauplatz und das Andenken unſerer Thaten überlaſſen werden, beſſer berathen. Laßt uns weiſe ſeyn und aufmerkſam, laſſet uns Gottesfurcht und Tugend üben, ſie faßt

alle Weisheit in ſich. Es iſt ein wunderbarer Zuſammenhang der Dinge in der Natur, den wir nicht zu berechnen vermögen. Das Wort, das du heute redeſt, verhallet nicht. In der Seele, die es jetzt auffaſſet, tönet es vielleicht nach einem halben Jahrhundert laut oder leiſe wieder, und gebieret ein Verbrechen oder eine Edelthat, eines Menſchen Wohl oder Weh. Der Gedanke kann einſt unſere Ruhe oder Verzweiflung am Rande des Grabes entſcheiden: ich gehe den Weg meiner Väter, die Hand der Zeit wird die letzte Spur meines Daſeyns auslöſchen, aber unerkannt laſſe ich Fluch oder Seegen mit meinen Thaten zurück. Ja wir gehen dahin, wir überlaſſen die, welche unſrer hinabſinkenden Leiche nachſehen, ihrem Schickſal, aber einſt werden ſie uns als Zeugen wieder zur Seite ſtehn, und auf uns hinweiſen, wenn der Richter ihre Thaten prüft. Mögen es alsdann Stimmen des Dankes und Blicke des Segens ſeyn, welche uns wieder an Thaten erinnern, die wir im Lande der Sterblichkeit für die Ewigkeit vollbrachten! Amen.

Predigt

am zweiten Sonntage nach Epiphaniä 1794

über Pſ. 139, 1 — 12.

Gott, wir wandeln auf ungewiſſen, wunderbar verſchlungenen Wegen jeder ſeinen Lebensgang. Hinter uns nach verwiſcht Unbeſtand und Vergeſſenheit die Spur die wir zurückließen, und vor unſerem Auge deckt Unwiſſenheit eine nahe, ach oft ſo trübe, oft ſo ängſtlich erwartete Zukunft, und wenn ſie da iſt — doch eine traurige Zukunft. Wir kennen das Ziel, das unſer am Ende der überſtandenen Lebensmühe erwartet, Ruhe des Grabes. Aber auf welchen verborgenen Pfaden, wie leicht dahin, oder wie ſteil und mühſam hinan, wie nahe vor unſerm Fuß, oder wie fern ins einſame öde Alter hinaus wirs erreichen werden, Gott, das wiſſen wir nicht. Aber du beſtimmteſt und überſchauteſt, ſchon ehe wir waren, die Stunden unſers Werdens, und den Au-

genblick unſers Verſchwindens, und die Wege auf welchen wir den Zweck unſers irdiſchen Daſeyns ganz und glücklich erreichen ſollen. Nein, wir wandeln auf keinem ungewiſſen Pfade, wir irren in keine bahnloſe verlorene Einöde hinaus; denn wir gehen, wohin deine Hand uns führt, und ſie führt uns keinen Schritt umſonſt, der uns nicht einem großen glücklichen Ziel näher und ſicherer entgegen brächte, in keine Gefahr, für die du nicht einen Ausgang, in kein Leiden, dem du nicht ſeinen Troſt und ſein Ende beſtimmt hätteſt. Selbſt dem Grabe haſt du ſeinen Segen, dem letzten furchtbarſten Wechſel der Schickſale den ſüßeſten Troſt; hinter ſeiner Nacht geht uns der lichte fröhliche Morgen deiner Ewigkeit auf. O laß dieſe Gedanken uns zur Ruhe und zum Troſt in jeder Lage des Lebens werden, den Gedanken, daß du uns ſiehſt und kenneſt und führeſt, zum Vertrauen, das Vertrauen zur Liebe, die Liebe zur billigen Folgſamkeit, und die Folgſamkeit zum Gewinn des ewigen Lebens werden. Tröſte, befeſtige und heilige uns auch in dieſer Stunde. B. U.

Pſ. 139, 1 — 12.

Gott iſt allgegenwärtig und allwiſſend. So heißt die große troſtvolle Wahrheit die der Verfaſſer des 139ten Pſalms durch den gefühlvollen Ausdruck ſeines Glaubens und ſeiner Ueberzeugungen bekennt. Laßt uns über ihren Sinn, der ſo offen da liegt, nicht wortreich grübeln, und ihre Beweiſe, die ſich dem innern und äußern Sinne des Menſchen ſo nahe andrängen, nicht wiederholend darſtellen. Gott iſt allgegenwärtig und allwiſſend, — dieſe Worte ſagen nichts anders, als: alle

seine Eigenschaften, seine ganze Gotteskraft wirkt zu allen Zeiten und an allen Orten ohne Rast und Wechsel, ungetheilt und ungeschwächt von einem fernen Ende der Schöpfung bis zum andern und in jedem Theil derselben, um jeden Menschen her so ganz und innig, als ob sie hier und nirgends sonst zu wirken und zu walten hätte. Fordert ihr Beweise, — holt sie vom Himmel herab, wo die Sonne von ihm geführt noch jetzt wie vor Jahrtausenden die gemessenste Bahn dahin wandelt, und ihre Spur alle Tage mit neuem Segen bezeichnet, wo sie aus ungemessener Ferne herab Knospen der Erde aufthut, und ihre Früchte zur Nahrung und Erquickung der Menschen reift. Ruft sie vom fernen Meere herbei, das sich im Schimmer der Morgenröthe färbet. Fordert sie aus der Erde herauf, die alles aufnimmt, und alles verjüngt und vervielfältigt wider gibt, die Tage und Nächte Säfte läutert und scheidet und mischt, um ihre Oberfläche fast an jedem Punkt mit Segen und Wohlthat in der mannigfaltigsten Gestalt zu bestreuen. Spüret ihnen in euern eigenen allgemeinen und einzelnen Erfahrungen nach. Nur der Mensch, der mit unbegreiflicher Gedankenlosigkeit durch das Leben schlendert, oder der sich gewaltsam von den leitenden Händen einer guten Vorsehung losriß, um eigene verlorene Wege zu gehen, kann sich weigern mit dem Verfasser des Psalms zu preisen: „Herr du erforschest mich und kennest mich; ich sitze oder stehe auf, so weißest du es, du verstehest alle meine Gedanken von ferne; ich stehe oder liege, so bist du um mich, und siehest alle meine Wege,

denn ſiehe es iſt kein Wort auf meiner Zunge, das du Herr nicht alles wiſſeſt; du ſchaffeſt es was ich vor oder hernach thue, und hälſt deine Hand über mir; — und wie David bald nach unſerm Texte fortfährt: Deine Augen ſahen mich, als ich noch unbereitet war, und waren alle Tage auf dein Buch geſchrieben, die mir werden ſollen, als derſelben keiner da war

Ja ſich ſelbſt iſt der Menſch durch ſein Leben, durch ſeine wunderbare Erhaltung, durch die Kräfte ſeines Geiſtes und Körpers, durch das wundervolle, oft verſteckte, aber nirgends verfehlte Zuſammenſtimmen ſeiner Thaten und ſeiner Schickſale ein naher lauter und unverwerflicher Zeuge, daß ein allmachtsvolles, höchſt weiſes und gütiges Weſen ihm nahe ſey und ihn kenne, iſt ſich ſelbſt durch die Bemerkung, wie er überall ſo genau und glücklich in eine lange vor ihm geweſenen Einrichtung und Verbindung der Dinge paßt, ein lauter Beweis, daß ihn Gott auch lange vorher ſah, ehe er kam, den Tag, an welchem er auf den Schauplatz und in den Wirkungskreis der Menſchen eintrat, beſtimmte, ihm die Zahl ſeiner Stunden, ſein Tagewerk, ſeine Leiden und Freuden zuzählte.

Gewichtvoll iſt dieſe Wahrheit, und reich an Troſt und Ermunterung ſind ihre Folgerungen; laßt uns noch mit einigen und den wichtigſten derſelben uns in dieſer Stunde beſchäftigen.

Gott kennt jeden Menſchen, ſeine ganze Lage und alle ſeine Verbindungen, und kannte ihn lange ſchon, ehe er kam.

Die erſte Folgerung die wir aus dieſem Satze machen iſt die: Jeder Menſch iſt alſo in ſeiner Art ein wichtiges Weſen, ein gezähltes Glied im Ganzen, beſtimmt zum Mitwirken an den wohlthätigen Abſichten des Schöpfers, an Menſchenglück und Menſchenfreuden und allmähliger, wenn ſchon langſamer, Veredlung der irdiſchen Menſchlichkeit zu himmliſcher Engelsreinheit und Güte. Keiner miſcht ſich ſeinem Schöpfer unbemerkt in das Gewimmel der Lebendigen (und ohne Einfluß); denn deine Augen ſahen mich, da ich noch unbereitet war. Keiner tritt dem Ewigen unvermißt von dem Schauplatz ab; denn es waren alle Tage auf dein Buch geſchrieben, die mir werden ſollten, als derſelbe keiner da war. Keiner lebt und wirkt oder feiert von dem Vater und Richter der Menſchen unbeobachtet; denn du erforſcheſt mich und kenneſt mich, ich ſitze oder ſtehe auf ſo weiſſeſt du es, du verſteheſt alle meine Gedanken von ferne. Keiner entzieht ſeinen Rath, ſeinen Troſt, den Segen, den er zum freundlichen Wohlthun empfieng, die Kraft, die ihm zur willigen Hülfe verliehen war, ſeinem Freund, ſeinem Bruder, ſeinem Vaterland, der Menſchheit unvermißt. Denn nicht als eine ungezählte Nulle erſchien er ohne Zweck ohne Ueberſicht und Zuſammenhang, ward von keinem ſpielenden Ohngefähr in dieſer Zeit an dieſen Ort hingeworfen. Er traf ein großes dringendes Geſchäft an, das noch ferner auf ſeine Vollendung wartete, als er die Erde betrat, und als ſich ſein Sinn zum Ueberlegen aufheiterte, ſeine Bruſt zum Gefühl ſich erwärmte und ſein Arm ſich zur Thatkraft ſtärkte. Unwiſſenheit, Irrthum, Untugend, Bedürfniß, Mangel, Schwäche, Gebrechen, Thränen und Leiden ohne Zahl, Leiden auch

da, wo ſie vielleicht mit manchem Glück des Lebens durchflochten erträglicher ſcheinen, aber nur deſto empfindlicher ſchmerzen. Sie zu mindern iſt das Geſchäfte und der Beruf der Menſchen und auf jeden wartete ſein Theil. Jeden ſtellte ſein Schöpfer dahin, wo noch eine Lücke auf ihn wartete, wo er am unentbehrlichſten war, und am urſprünglichſten mitwirken konnte zur Freude des Himmels und zur allmähligen Stillung des menſchlichen Sehnens und Hoffens. Wunderbar ineinandergreifend, aber von einer weiſen Hand geknüpft ſind nicht nur die bedeutenden Schickſale, ſondern faſt noch mehr die kleinen zufällig ſcheinenden Umſtände des menſchlichen Lebens. Als Gott in weiſem Maße die Güter des Glücks vertheilte, und hier einem Armen vor meinen Augen Brod und die Kraft es zu erwerben verſagte, da war auf mich gerechnet, auf meine Aufmerkſamkeit, wo Kummer und Elend einen meiner Brüder drücke, auf mein Herz, auf den Segen, der in meiner ſparſamen Hand zur Erquickung eines Schmachtenden wohl noch zureichte. Wenn ich in den Geſchäften des Berufes oder in jeder andern Abſicht, gerade in dieſer Stunde, gerade auf dieſem und keinem andern Wege wandle, und ein Verunglückter, der auf Hülfe harret, wimmert mir von Ferne entgegen, ein Leichtſinniger eilt vor meinen Augen einer Frevelthat zu, eine Gefahr ſchwebt über einen Sorgloſen ihm ungeſehen herab; Gott ſah auch ſeine Lage und den nahen Augenblick, der ihn einem unvermeidlichen Elend zu übergeben droht. Aber es war auf mich gerechnet, auf den Ruf der Menſchlichkeit in meiner Bruſt, auf meine Hülfe, und ihre Vollendung, nah an dem wichtigen Augenblick, der

vielleicht über das ganze Glück oder Unglück, über Leben oder Tod, über Seligkeit und Verderben eines Menschen traurig und unwiderruflich entschieden hätte. Wohl ist des Elendes und Gebrechens viel unter der Sonne. Aber Gott stieß keinen Armen ohne Aussteuer unter die Bedürfnisse des Lebens hinaus, dem er nicht einen Glücklichern zum Zeitgenossen und nahen Gefährten auf dem Pilgerwege nach der Ewigkeit zugestellt hätte, schlug keine blutende Wunde, für die nicht in einer nahen Hand irgendwo heilender oder lindernder Balsam lag, nahm keinem lächelnden Säugling den Vater ins Grab, für den nicht ein Pfleger und Erzieher übrig bliebe. So verwahloßte der gute Vater im Himmel seine armen Geschöpfe nicht.

Laßt uns also mit Aufmerksamkeit, mit Treue und frommem Eifer die Absicht erfüllen, wozu uns Gott schon von Ewigkeit in den Plan seiner wohlthätigen Regierung aufnahm und verwebte. Laßt uns wirken, so lange es Tag ist, beglücken und helfen so lang unsre Kräfte zureichen, trösten und segnen, so lange unser Herz noch einen Trost und einen Segen übrig hat, daß nicht irgendwo die Menschen, daß nicht der Schöpfer umsonst auf unsern Beitritt zu einer guten Sache harre, daß nicht irgendwo auf der Erde, die so reich an Segen und Wohlthat ist, ein Elend durch unser Säumen fortdaure, und ein trostloses Auge länger weine. Laßt uns auch das Kleinste, was uns Zeit, Gelegenheit und Kraft zu thun gestattet, mit der Freudigkeit und mit dem Vertrauen thun, daß es in dem weisen Plan des Schöpfers an das Große anschließt,

und

und in das Bedeutende übergeht, und an ſeinem Platze, ſo wichtig und unentbehrlich war, als die bewunderte und geprieſene That, durch welche ſich ihr Stifter den Ruhm eines Menſchenwohlthäters und großen Mannes erwarb.

Gott kennt jeden Menſchen, ſeine ganze Lage und alle ſeine Bedürfniſſe. Unſre zweite Folgerung hieraus iſt die: Jeder Menſch iſt alſo in ſeiner Art ein wichtiges Weſen, von Anbeginn her ein Gegenſtand der väterlichen Fürſorge Gottes, beſtimmt zum Mitgenuß an den großen Wohlthaten des Schöpfers, an den ſüßen reichen Gaben der Natur, an Menſchenglück und Menſchenfreuden, dieſſeits des Grabes und in der Ewigkeit.

Siehe die Sonne an; ſie ſcheinet dir. Als ſie der Schöpfer durch das Wort: es werde, an das Firmament rief, dachte er auch an dich und deine Bedürfniſſe, und freute ſich der Freude, der Heiterkeit und des Segens, der dir einſt im freundlichen Strahl dieſer Sonne begegnen würde. Das erſte unſchuldsvolle Lächeln, womit du einſt den freundlichen Schimmer des Tages begrüßteſt, war ein Wiederſchein von dem freundlichen Antlitz deines Vaters, als er die Sonne ſchuf. Siehe die Frucht des Baumes an, die deinen Gaumen erquickt und dein Leben ſtärkt. Sie bildete ſich in einer verſchloſſenen Knoſpe, ſie ſchlief in zarter Blüthe, ſie ſchwoll und reifte im Sonnenſtrahl, und erquickte ſich im Regen und Thau für dich. Von wie fernen Augenblicken her war für die Erquickung des kurzen Augenblickes, in welchem du ſie genieſeſt, mitgeſorgt! Als du noch lange

nicht geboren warst, fiel der Samenkern in die Erde und er wuchs unter Sonnenschein und Regen, unter Sturm und Stille zu dem Baum, der dir, wenn du kämest, deine Frucht entgegen bieten sollte. Noch nie war dein Hunger früher da als die Speise, die ihn sättigen, noch nie dein Durst früher als die Quelle, die ihn stillen sollte. Als Gott über alle Samen und Pflanzen der Erde austrief: **seyd fruchtbar und mehret euch, und bedecket die Erde**, und als er das Verhältniß, ihre Vermehrung, und die innere Kraft ihrer unverfolgbaren Fortdauer nach der Zahl und Reihe der Lebendigen bestimmte, die noch ferne Jahrtausende hinab sollten geboren werden, da warst auch du mit allen deinen Bedürfnissen eingezählt und nicht vergessen. — Siehe nach Nazareth und nach Golgatha, dort lehrte und handelte und duldete in bescheidener Knechtsgestalt ein Friedensbote vom Himmel auch für dich. Als du die Last des Lebens noch nicht fühlen konntest, hob sich schon aus seiner liebenden Brust der einladende Zuruf: **Kommet zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken**, stieg schon auf ihr das Flehen, zu dem Vater der Menschen: **Ich bitte für alle, die durch das Wort meiner Zeugen glauben werden an mich, daß sie eins seyen in uns, gleich wie ich Vater in dir, und du in mir.** Und als du noch nicht sündigen konntest, floß schon das Blut des Gerechten, auch zur Erlösung für deine Sünden. — Schaue endlich über dich zu den Gestirnen des nächtlichen Himmels, sie flimmern auch dir durch Nacht und ängstliches Dunkel den Trost herab, daß noch eine Ruhe verhanden sey dem Volke Gottes. Und

der auf der Erde einen Platz für dich aufbewahrte und mit Blumen und Freuden ausgeschmückt, mit Speisen und Segen umlegt hat, der hat dir auch eine Stätte zugedacht und verbehalten im Himmel.

Diese Bemerkungen müssen uns bei jeder auch der kleinsten Gabe, die Freuden des Genusses versüßen, inniger und wärmer unsern Dank entflammen, fruchtbarer das Gefühl der wohlthätigen Nähe Gottes, der Liebe und des Vertrauens zu ihm erwecken und stärken. Wir alle, die wir uns auf seiner Erde freuen, sind sein, — wandelnde Kinder an seiner Hand, Pfleglinge seines sorgenden Herzens, und in jedem Augenblick, wo uns seine Luft umhaucht und seine Gaben nähren, Gegenstände seines Andenkens und seiner väterlichen Liebe. Keinen, auch den Aermsten und Letzten nicht, läßt er das Gute mitgenießen, weil es ohnehin da ist. — Es ist alles da, daß wirs genießen, die nahe Gegenwart unsers Vaters fühlen, seine Allwissenheit an süßen lieben Proben erkennen, und uns seiner Güte dankbar freuen sollten.

Gott kennt jeden Menschen, seine ganze Lage und seine Bestimmung, und kannte ihn lange schon, ehe er kam. Also sind auch alle unsre zukünftigen Schicksale, wie zitternd wir auch oft ihrer schwankenden Erscheinung entgegensehen, schon lange ins Reine gebracht. Für unsre Sorgen ist schon gesorgt. — Ziehet eure Aufmerksamkeit von den Gefilden der Natur nach einigen lehrreichen Auftritten der evangelischen Geschichte zurück. Als ein guter Mensch

in Kapernaum sich in seinen Schmerzen wand, und in einer langen leidensvollen Krankheit jammerte, gieng schon ein noch besserer vom Berge herab, um ihn nach wenigen Stunden durch ein Wort zu heilen. Schon acht Jahre lang stöhnte zu Bethesda ein Kranker hülflos und vergessen, und verzweifelte vielleicht an Menschen und Gott, in der nämlichen Stunde, als der geboren wurde, der ihm noch nach langen dreißig Jahren sagen mußte: Stehe auf, nimm dein Bette und gehe heim. Und zum umgekehrten Fall ein Belege. Gutmüthig freute sich die Mutter zweier Söhne ihres Traumes, daß ihre Kinder an den Schicksalen Jesu vor allen seinen Jüngern den nächsten und unmittelbarsten Antheil nehmen könnten. Sie sollen trinken, sprach er, von dem Kelch, der mir bereitet ist, und getauft werden, mit der Taufe, da ich mit getauft werde. Aber schon war der bittere Kelch gefüllt, und die blutige Todestaufe beschlossen, durch welche sich des Menschen Sohn zu seinen Erlösers-Freuden weihen mußte.

Wir Menschenkinder sehen nur mit zweifelhafter Wahrscheinlichkeit in die Begebenheiten des folgenden Tages hinüber, rathen ungewiß auf den dritten, spüren vergeblich den Entwicklungen der folgenden nach, und müssen es erwarten von einem Tag zum andern, was jeder für eine eigene Plage, und für eine eigene Freude habe. Wenn wir daraus so gerne und so natürlich den Schluß machen, daß unser Lebensglück von Zufall und Ungewißheit, von tausend nicht zu berechnenden Umständen und Zusammentreffungen abhänge, wenn wir oft unser Herz so gutwillig den

grämlichen Wirkungen dieſes Schluſſes überlaſſen, — die Sorge des folgenden Tages drückt uns jedesmal ſchwerer als die Laſt des gegenwärtigen, das Ungewiſſe treibt ängſtlicher umher als das Gewiſſe, und keine harte Wendung unſerer Tage peiniget ſo empfindlich, als der Gedanke an ihre noch unbekannten Folgen. — Aber wenn wir denn ſo gerne und ſo natürlich den Schluß machen, daß das, was wir nicht ſehen, ungewiß, zufällig, den Launen der Zukunft überlaſſen ſey, ſo wollen wir wenigſtens gerecht ſeyn. Gott ſah alles, ehe es kam, darum ſind unſre Schickſale bedächtig angelegt, ſchon ins Reine gebracht und entſchieden: in dieſen Sätzen wollen wir wenigſtens unſere eigene Art zu ſchlieſſen wieder anerkennen, und in dem Gedanken, daß Güte und Erbarmung ſeine Rathſchlüſſe gebiert, und Weisheit ſie ausführt, uns beruhigen. Die Zukunft, wie ſie vor ſeinen Augen offen liegt, kommt ſo gewiß, als die Vergangenheit da war. Ob ſie uns Leiden oder Freuden, dem Kranken Geneſung oder Tod bringen werde, welcher von uns allen, die wir hier leben und hoffen, zunächſt an den Pforten der Ewigkeit ſtehe, und welcher von uns allein unter einer fremden noch nicht geborenen Nachwelt übrig bleiben, und am letzten nach allen ſeinen Lebensgenoſſen in die Ewigkeit nachfolgen werde, wir ſinnen ihm vergeblich nach, aber von Gott ſind alle Tage in ein offenes Buch geſchrieben, die noch werden ſollen. Ob eure Freunde, eure Lieben, eure Eltern und Kinder, ferne von euch lächeln oder weinen in dieſem Augenblick, ob ihr ſie wieder ſehen werdet oder nicht, — ihr könnt das Angenehmere nur hoffen, aber euer Vater kennet ſie; ſie ſitzen oder ſtehen auf, ſo weiß er es, und hält ſeine Hand über ſie.

Dieſen troſtreichen Glauben laßt uns feſt halten, und für den groſen und wichtigen Theil unſers Schickſals, der ſo gar nicht von unſern Wünſchen abhängt, ſo ganz in dem Schoße einer räthſelhaften Zukunft eingehüllet liegt, die Gewährleiſtung eines glücklichen Ausgangs an der Allgegenwart und Allwiſſenheit, an der Allmacht und Güte des Schöpfers ergreifen. Oft wenn wirs am wenigſten vermuthen, iſt für unſer Bitten ſchon Erhörung, für unſer Mißtrauen ſchon Beſchämung, aber auch Demüthigung für Uebermuth und Warnung für Sicherheit auf dem Wege. Und gegen Klage und Tadel über Gottes geheimnißvolle Regierung bereitet ſich in dem, was wir ſo betroffen anſtaunen, die Rechtfertigung ſeiner Mittel durch die Erreichung ſeiner Abſicht, und die Rechtfertigung ſeiner Abſichten durch unerwartete Auflöſung aller Verwirrungen, und durch glückliche Vollendung unſerer Beſtimmung.

Laßt uns aber auch hier froh und dankbar in die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers mitwirken, durch Aufmerkſamkeit, Sorgfalt und frommen Sinn ihren glücklichen Gang befördern. Eigenſinn, Sicherheit und Vermeſſenheit zerreißt die zarten Fäden, einen nach dem andern, woran der gute Menſchenvater uns zum freudigen Gefühl eines glücklichen Daſeyns leiten wollte. Der letzte bricht, und ein verlorenes Erdenkind irret in ein Elend hinaus, wohin es ſein Schöpfer nicht führen wollte.

Gott iſt allgegenwärtig und allwiſſend. Laßt uns die alten Zeugen dieſer Wahrheit am Himmel und auf Erden achtſamer bemerken und feſter um-

faſſen, wenn Menſchen, die geſtern kamen, und morgen nicht mehr ſind, es darauf anzulegen ſcheinen, unſern Glauben an Gott und Vorſehung zu erſchweren, wenn Kleinmuth und Ungeduld den Schöpfer in ſeiner Welt, den Arm ſeiner Allmacht und den weiſen Grundſatz ſeiner Regierung in den Begebenheiten ihrer Tage nicht mehr anerkennen. Nein, ſo lange ſich die Bahn der himmliſchen Geſtirne nicht zerſtörend verwickelt, ſo lange Keime der Erde entſproſſen und Blüthen unſerm Auge ſchmeicheln, und Früchte unſerm Genuſſe entgegenreifen, ſo lange in unſerer Bruſt Wärme und Leben ſtrömt, und alle Päuſe der Natur mit dem Lobgeſang der Morgenſterne ſo rein und volltönig zuſammenſtimmen: **Gott iſt und herrſcht unveränderlich und ewig**, ſo lange ſoll das Räthſel eines Augenblicks, und der Ruf der Hölle: **wo iſt nun ihr Gott?** unſern Glauben nicht irre machen. Gott iſt nahe: dieſen Troſt laßt uns der ungewiſſen Zukunft, jeder drohenden Gefahr, der bitterſten Prüfungsſtunde des Lebens, dem Grabe und der Ewigkeit in einer männlichen ruhiger Bruſt entgegen tragen. Amen.

Predigt

am Sonntage Septuageſimä 1792

über Matth. 20, 1 — 16.

Erhabener und gütiger Gott, du wohneſt in heiliger Höhe, und höreſt die Lobgeſänge der Engel, die deinen Namen preiſen; aber auch das Stammeln deiner Kinder hier unten im Staube, die Opfer unſers Danks, unſrer Gelübde und unſers Gehorſams ſind dir angenehm. Und ob du ſchon, allervollkommenſtes Weſen, unſrer Verehrung nicht bedarfſt, und wir Ohnmächtige dir keine Seligkeit geben noch zurückhalten können, ſo ſegneſt du doch jeden guten Gedanken an dich mit frohen Empfindungen, das fromme Gebet mit gnädiger Erhörung, und die gute That mit Beifall und großer Belohnung. Möge denn auch dein guter, wohlgefälliger vollkommener Wille ſtets unſre Richtſchnur ſeyn! Möge unſer ganzes Leben dir dem Vater des Lebens durch Gottſeligkeit geheiliget, und deine Verehrung unſre höchſte Wonne und Glückſeligkeit werden! —

Herr, wir wallen dir und deiner Ewigkeit entgegen, wo wir in einer noch würdigern Verehrung deines Namens noch ſeliger werden ſollen. Führe uns den Weg, den wir wandeln ſollen; du biſt unſer Gott, dein guter Geiſt leite uns auf ebener Bahn. B. U.

Matth. 20, 1 — 16.

Ein Hausvater geht zu verſchiedenen Zeiten des Tages, ſelbſt noch in den Stunden des ſchon heran-dämmernden Abends auf den Markt, um Arbeiter wo er deren müſſig ſtehen ſah, in ſeinen Weinberg zu miethen. Ein Betragen, das ſich noch erklären ließe, wenn der Arbeit viel, jeder längere Aufſchub nachtheilig, und an müſſigen Leuten ein Mangel geweſen wäre. Aber in der zwölften, das heißt, in der letzten Stunde des Tags, wenn er ſeine Arbeiter zuſammenruft, und jedem von den letzten an, die kaum eine Stunde arbeiteten, bis zu den erſten, die des ganzen Tages Laſt und Hitze getragen hatten, ohne Unterſchied gleichen Lohn austheilt, ſo war es kaum zu verwundern, wenn ſein Betragen Jedermann, und beſonders einem Theil der Arbeiter ſelbſt räthſelhaft und ganz unerklärbar ſchien. Und doch handelt auch der große gemeine Hausvater alles deſſen, was unter der Sonne gedeiht und lebt, der weiſe und gerechte, in dem Gang ſeiner Rathſchlüſſe und Verhängniſſe, in manchem Betracht auf die nämliche Weiſe. Denn wenn das Lebensalter eines Menſchen ein Tag der Arbeit in dem Weinberge des Herrn, wenn die Stunde des Todes das Zeichen iſt, das dem müden Arbeiter Endigung des Geſchäfts und Ruhe ankündiget, wenn die Ewigkeit für Treue und Arbeit die Belohnungen reicht, — ſo iſt es gewiſſer-

maßen einerlei, ob er Menſchen, die zu gleichem Zwecke zur nämlichen hohen Glückſeligkeit geſchaffen ſind, in ungleichen Zeiten zu der Arbeit ruft, oder ob er ſie in ſo ganz verſchiedenen Stunden, den einen früher, den andern ſpäter, zur Rechenſchaft und Veranſtaltung wieder abfordert. Und wie oft, wie täglich haben wir die Gelegenheit zu bemerken, wie er hier einem ſchon um die ſechste, da einem um die neunte Stunde, dort einem andern erſt wenn er des Tages Laſt und Hitze ausgeduldet hat, die Feierſtunde ankündiget! Wie oft fragt unſer erſtaunter Sinn: warum mußte dieſer Jüngling in der Blüthe ſeiner Jahre wieder ſterben, und mit ihm ſo manche unentwickelte Fähigkeit begraben werden? Warum ward jener als Mann in der Hälfte ſeiner Tage dahin gerafft, und warum verirrt ſich dort der müde und lebensſatte Greis gleichſam über die Grenze ſeines Daſeyns hinaus und kann nicht ſterben? Wenn auf alle gleicher Lohn im Himmel wartet, warum machte es die Vorſehung jenem ſo leicht, dieſem ſo ſchwer ihn zu erringen? Oder wenn jedem nach dem Verhältniß deſſen, was er gethan hat, ſoll gelohnet werden, warum gönnte ſie dieſem ſo viele, jenem ſo kurze Zeit, den Samen guter Thaten auszuwerfen, ſich Schätze zu ſammeln im Himmel?

Und gleichwohl ſind auch hierin Gottes Wege gerecht, weiſe und gut, dem, der ſie mit frommem Sinn und Vertrauen wandelt, und das Ziel, das er ergreifen ſoll, nicht aus den Augen verliert. Wir werden mit euch von der ungleichen Dauer des Lebens einzelner Menſchen, ſo reden, daß wir

1) die Gerechtigkeit, Weisheit und Güte Gottes darin begreiflich zu machen suchen; und
2) heilsame Regeln für unser Verhalten daraus herleiten.

Sind die Lebensstunden wenige oder viele und des Lebens Freude in größerm oder geringerm Maße, Wohlthat aus der Hand des Schöpfers, so ist jede solche Wohlthat des Dankes und freudigen Genusses aus dem innersten Gefühl dessen, dem er sie gönnte, werth. Die Erfahrung, daß Andere dieselben länger und reichlicher genießen, berechtigt zu keiner Unzufriedenheit und Klage, und benimmt ihr nichts von dem Werth, den sie haben würde, wenn Keiner glücklicher wäre. Mit welchem Schein sollten wir den Ewigen tadeln können, daß er dem nicht alles gab, dem er nichts schuldig war? Der ist ungerecht, der einem Einzigen nicht gönnt, was er ihm schuldig ist, — aber der ist mehr als gerecht, er ist überschwenglich unbegreiflich gut, und der freudigsten Verehrung würdig, der unzählig Vielen, zwar in den ungleichsten Maßen, Leben und Freude zutheilt, aber auch dem Letzten, der am wenigsten empfieng, doch noch mehr gab, als er fordern konnte. — Wie kurz und hinreichend könnten wir also jeden Tadel und Zweifel über die Rathschlüsse der Vorsehung mit der Rechtfertigung des Hausvaters aus unserm Evangelium beantworten: Mein Freund ich thue dir nicht unrecht.

Doch alle Verhängnisse des Ewigen sind zu weise und zu gut, als daß sie dieser Abfertigung bedürften. Die ungleiche Lebensdauer der Sterblichen

hat nicht in einer zufälligen, zwecklosen, stets abwechselnden Willkühr des Schöpfers, sondern meistens in der natürlichen Einrichtung aller Dinge, die er so schön, so stet, so übereinstimmend und vollkommen miteinander verband, ihren natürlichen Grund, in dem Grad von Stärke und Dauerhaftigkeit, die die Natur seinem Körper geben konnte, in der Mischung seines Bluts, in der Luft, die er athmet, in der Nahrung, die er genießet, in hundert andern natürlichen, oft klein scheinenden, oft nicht bemerkten Umständen, in der ungleichen Sorgfalt, mit der der Mensch, ein freies Geschöpf, das edelste Geschenk des Schöpfers selber bewahrt. Gott hätte jeden Menschen mit gleicher Beschaffenheit des Körpers und Geistes von seiner Geburt an ausrüsten, er hätte in jeder Brust eine gleiche Mischung von Temperamenten veranstalten, er hätte alles was auf Gesundheit und Leben Einfluß haben kann, für jeden gleich bestimmen müssen; oder er müßte der Wirkung jedes Zufalls, der diese traurige Einförmigkeit für immer stören würde, jedesmal durch unmittelbare Dazwischenkunft zuvorkommen, das heißt, er müßte durch unaufhörliche Wunder die heiligen Gesetze der Natur, und den schönsten Schmuck des Menschen, die Freiheit zernichten, wenn er uns keinen Anlaß zu jenen Fragen über den Gang seiner Verhältnisse übrig lassen wollte.

Aber diese Bemerkung müsse uns nicht betrüben, diese unabänderliche Ordnung ist darum keine harte, grausame Ordnung. Sie ist Wohlthat; Wohlthat für das Ganze. — Wenn auch wir Kurzsichtige dem Allweisen eine andere Einrichtung

der Dinge für eine gleichmäßige Dauer der menſchlichen Lebenszeiten vorſchlagen könnten, ſo wären wir doch wenigſtens keineswegs berechtigt, auf eine größere Ausdehnung der Lebensſummen im Ganzen, ſondern höchſtens auf eine gleichförmigere Austheilung anzutragen. Wir würden alle Lebensfriſten der Sterblichen gegeneinander berechnen und vergleichen, und uns nach allem Recht und Billigkeit mit dem Theil, der jeden träfe, das heißt, mit dem mittlern begnügen müſſen. Und ſo würden unſre Tage von der ſchönen langen Reihe, die wir mit frohen getroſten Hoffnungen bis ans ferne Grab hin vorausſehen, auf weniger als die Hälfte herabſchwinden. Und nun frage ich kühn jeden, der die Frage beherzigen mag: wollen wir, wenn uns das Leben werth iſt, lieber auf der blumenvollen Bahn, wenn auch ihr Ende ſich in der Ferne vor unſerm Blick verliert, mit Hoffnung und Vertrauen fortwandeln, oder den gewiſſen nahen Abgrund, der ſie auf einmal abſchneidet, von dem erſten Schritt an, ſtets und immer näher, und immer furchtbarer vor unſern Augen ſehen? Wollen wir es lieber für möglich halten, daß wir um die dritte Stunde des Tages ſterben können, oder für gewiß, daß wir um die ſechste ſterben müſſen? Doch rücket das Lebensziel ſo weit hinaus, als ihr wollet, das Maß der Laufbahn derer, die vor uns dahin fielen, könnte uns keinen Augenblick im Zweifel laſſen, wo die unſrige ſich ſchließen würde, und dieſe traurige Gewißheit müßte alle ſchreckliche Folgen, welche die Kenntniß zukünftiger Schickſale überhaupt haben würde, deſto furchtbarer nach ſich ziehen, je bedeutender das letzte, der Tod, — von allen Schickſalen des Lebens iſt. Der

Jüngling, vor dem entscheidenden Augenblick noch lange gesichert, würde noch häufiger als jetzt in verkehrtem irdischen Sinne dahinwandeln, und das Wichtigste, das Nöthigste, die Heiligung seines Herzens, die treue Ausübung seiner Pflichten — das Geschäft des ganzen Lebens auf den kleinsten traurigsten Theil desselben verschieben. Der Mann würde alle Schrecken des Todes, welche die Natur jetzt wohlthätig in einen Augenblick zusammenpreßt, der oft vorbei ist, eh' er empfunden wird, Jahre lang fühlen, und todt seyn, eh' er stürbe. Der Glückliche jedes Alters würde seine Freuden kaum halb empfinden, wenn er sein Ende schon so nahe sähe, und der Leidende seine Schmerzen zwiefach fühlen, wenn ihm die Stunde der Auflösung noch so ferne dämmerte. Der Träge würde schon in den besten Jahren seine Kräfte der Welt entziehen, und in Unthätigkeit entschlummern, wenn er berechnen könnte, daß er, um seine Zeit noch fortzuleben, nicht mehr zu arbeiten nöthig hätte. Der leichtsinnige Wollüstling würde schwelgen und verschwenden, um seine Rechnung und sein Leben mit einander zu schließen Furcht und Sicherheit, zwei Plagen, die sich jetzt in schöne, wohlthätige Tugenden — Wachsamkeit und Hoffnung zusammenmischen, würden einzeln das Glück der Menschen untergraben. Die schöne Erde, reich an Kraft und Leben und Freude, würde in dieser Ecke ein trauriges Leichenhaus, in der andern ein lärmender Tummelplatz der Sichern und Trunkenen seyn. Ist es schön und wahr, was Salomo von Glück und Unglück sagt: Am guten Tage sey frohen Muthes und wisse, auch der böse ist gut, denn Gott schuf diesen neben jenem, daß

der Menſch nicht wiſſen ſoll, was künftig iſt, — ſo iſt es hier noch viel wahrer und einleuchtender: Gott reißt den Greiſen von dem Jüngling weg — und den Jüngling von der Seite des Greiſen, daß der Menſch zu ſeinem Glück nicht wiſſen ſoll, was zukünftig ſey.

Und dieſe Wohlthat für die Menſchheit im allgemeinen iſt auch Wohlthat für jeden Einzelnen, den es trifft, um die dritte Stunde den Weinberg zu verlaſſen, oder des Tages Laſt und Hitze zu tragen. Der Ewige, der Allweiſe, Allgütige, Alles Ueberſchauende, dem es für keinen Zweck an Mitteln fehlt, in deſſen Händen jedes Mittel wohlthätiger Endzweck, und jeder Endzweck Mittel zu neuen Wohlthaten iſt, ſicherlich hat er die Geſetze der Natur, die Ordnung und Verkettung der Dinge nicht ſo obenhin entworfen, daß das Beſte Aller, nicht auch das Beſte jedes Einzelnen wäre. Sicherlich entgieng ſeiner Weisheit die Wahrheit nicht, die unſerm ſchwachen Verſtand ſo einleuchtend iſt, daß allgemeines Wohl auf dem ſicherſten einzigen, Gottes würdigſten Wege befördert wird, wenn ers mit jedem Einzelnen wohl machet. — Gottes Wege ſind oft vor uns in Dunkel verhüllt, aber allemal ſind ſeine Rathſchlüſſe beſſer als unſre Wünſche. — Genug, daß der Jüngling auf der Bahre wenigſtens hier nichts verliert, was er dort nicht in reichlichem vergeltendem Maße anträfe, und der Greis am wankenden Stabe kommt zu keinen Freuden im beſſern Leben zu ſpät. Wie Chriſtus zu Nazareth und Jeruſalem, ſo iſt er hier und dort in dem was ſeines Vaters iſt. Wir dürfen uns nur die Kluft

zwischen diesem und jenem Leben nicht zu groß und den Uebergang nicht so unnatürlich denken. Der Mensch, der einmal das Leben empfangen hat, ist hier wie dort unsterblich. Gerade wo er zu sterben scheint, fließt das zeitliche und ewige Leben in eins zusammen. Was er hier oder dort Gutes genießet, ist ein Theil der Glückseligkeit, zu deren Genuß er ins Leben tritt. Wo er hier aufhörte, wird er dort wieder anfangen, und dort wie hier wachsen, und durch jedes gute Geschäft seine Kräfte zu einem noch bessern üben, durch jede reine Freude seinen Sinn zum Genuß einer noch reinern fähig machen und veredlen. Hier und dort ists gut. Aber welches ist für jeden das beste? — Das, was für jeden Gott wählt.

Sind die Verhängnisse des Ewigen auf diese Art gerecht, weise und gut, so lasset auch uns, christliche Zuhörer, die Umstände, in welche er uns versetzte, weise benützen, und aus den Gesetzen des Schicksals, denen er uns unterworfen hat, Wohlthaten für uns gewinnen.

Laßt uns das Ende des Lebens nie vergessen, um den Weg des Lebens nie zu verfehlen. Wir sind da, um in dem Geschäfte des Herrn, jeder auf seinem Platz und nach seinen Kräften, mit Treue und Unverdroßenheit zu arbeiten, bis er uns abruft, um unser Tagewerk zu prüfen, und uns den Lohn zu ertheilen. Die Hinsicht auf die bevorstehende Stunde der Ablösung, Tod heisset sie, müsse diesen Eifer und Muth weise, heilig, nützlich zu leben, oft von neuem anfachen, unterhalten und verstärken. Nur

dann

dann haben wir auf der Welt glücklich gelebt, wenn wir ſie glücklich verlaſſen können. — Wahrlich der Tod iſt nicht etwa mit einem andern unangenehmen unvermeidlichen Zufall von der Art zu vergleichen, daß es Weisheit wäre, ihn ſo lange aus dem Sinne zu ſchlagen, bis wir ſeiner gedenken müßten, daß wir, wenn er nahe genug wäre, uns auch noch geſchwind genug auf ſeinen Empfang vorbereiten könnten. — Der Tod, daß ich es ſage, iſt Zweck des Lebens, wenn er anders Uebergang zur Vollkommenheit und Seligkeit ſeyn ſoll. — Wir leben weil wir ſterben ſollen, wenn wir anders nicht ohne Abſicht, ohne Zweck, ganz ohne Beſtimmung leben.

Laßt uns daher an der Vollendung des Geſchäftes unſers Lebens, der Heiligung, Tugend und Menſchenliebe, eben um deswillen deſto eifriger und ungeſäumter arbeiten, weil der weiſe und göttliche Hausvater uns nicht wiſſen läßt, wie viel Zeit wir noch zur Vollendung übrig haben, — ob wir morgen noch werden thun können, was wir heute nicht gethan haben. Es gibt Fälle, deren Folgen ſo wichtig ſind, daß ihre bloße Möglichkeit auf die Entſchließungen und das Betragen eines Vernünftigen die nämliche Wirkung haben muß, als ihre völlige Gewißheit. Und was iſt möglicher an uns, als das, was wir täglich an Andern geſchehen ſehen? Was iſt wichtiger als eine Handlung, deren Unterlaſſung oder Vollendung unſerm Glück für alle Ewigkeit einen Abbruch oder Zuwachs gibt, — vielleicht unſer Glück oder Unglück entſcheidet? Wiſſen wir alſo noch einen Fehler an uns zu verbeſſern, noch eine Ungerechtigkeit gut zu machen, noch einem Beleidigten unſere Reue

zu bezeugen, noch eine Wohlthat zu vergelten, noch einen Traurigen zu tröſten, einen Hungrigen zu ſättigen, einen Irrenden auf die gute Bahn zurückzuführen, einem Bethörten die Augen zu öffnen, verborgene Verdienſte ans Licht zu ziehen, gekränkte Unſchuld zu retten, ein gutes Beiſpiel zu geben, — laßt es uns heute, im zweifelhaften Fall — am letzten Tag unſers Lebens, thun. — Sehen wir die Sonne noch einmal aufgehen, und noch einmal ihren Lauf vollenden, ſo haben wir nichts verloren, und vieles gewonnen; der morgende und jeder folgende Tag wird uns wieder eine ſchöne Laufbahn eröffnen, er wird uns noch genug, er wird uns wieder Unvollkommenheiten entdecken, von denen wir uns reinigen können, er wird uns noch Hülfsbedürftige, Schwache, Leidende zuführen, die auf unſre Hülfe warten; er wird uns wieder Gelegenheit anbieten, Gott den Vollkommenen beſſer kennen zu lernen, ihn inniger zu lieben und zu verehren, uns feſter an ihn anzuſchließen. Auch in dieſer Abſicht iſt die Erndte groß und der Arbeiter nicht ſo viele, daß einer am Markte müßig ſtehen dürfte.

In dieſer Verfaſſung laßt uns alsdann ruhig erwarten, ob uns der Ewige früh oder ſpät abrufen werde. Schlägt die Stunde bald, — die Trennung von dem, was uns lieb war, die Zernichtung ſo mancher lange genährten Hoffnung müſſe uns nicht troſtlos machen. Schlägt ſie ſpät, — die Laſt und Hitze die wir noch zu tragen haben, müſſe keine Ungeduld und Klage in unſerm Herzen erwecken. Der gütige Vater mißgönnt uns keine geringere Freude, als um uns eine größere dafür zu geben. Er legt uns kein

ſo ſchweres Leiden auf, als um uns mit einem noch ſchwereren verſchonen zu können.

Und mit gleichem Vertrauen laßt uns auch noch die Wege der Vorſehung in dem Schickſale deren verehren, die an unſerer Seite leben und ſterben, ſo dunkel und unbegreiflich ſie auch unſerm Blicke ſcheinen mögen. Befremdet es uns doch nicht, wenn der Gärtner verſchiedene Pflanzen zu verſchiedenen Zeiten aus einem Pflanzenbeet in das andere verſetzt, wenn er die eine früher, die andere ſpäter vor dem herannahenden Winter in Sicherheit bringt, wenn er dieſe Blume bis an den ſpäten Abend der Luft ausſetzt, und jene nur einige Stunden am freundlichen Strahl der Sonne ſich erquicken läßt; — wir trauen ihm zu, daß er die Natur jeder Pflanze kenne, nichts ohne Urſache thue, ſich von Erfahrungen leiten laſſe. Mit wie viel gerechterem Zutrauen und größerer Ruhe dürfen wir dem zuſehen, was der allwiſſende, allweiſe und gütige Hausvater in ſeinem Pflanzgarten für die Ewigkeit thut!

Laßt uns zur Befeſtigung aller dieſer Entſchließungen und Geſinnungen mit einem belehrenden und troſtreichen Blicke auf das Vorbild jeder Vollkommenheit auf Jeſum Chriſtum ſchließen. Er trat in Menſchengeſtalt auf die Erde, um ein großes Werk zu vollenden; und ſein Grundſatz war: ich muß wirken die Werke deß, der mich gesandt hat, ſo lange es Tag iſt. Er kam, um des ſchwülſten Tages Laſt und Hitze zu tragen, und ſein Grundſatz hieß: nicht wie ich will, ſondern Vater wie du willſt. Amen.

Predigt

am Sonntage Oculi 1795

über Epheſ. 5, 1 — 9.

Weiſer Vater, auch das gehört zu unſerer Erziehung auf Erden und zur Uebung unſerer Kräfte für himmliſche Zwecke, daß wir oft mit unſerm Verſtande und oft mit unſerm Herzen unter dem Einfluſſe fremden Beiſpieles und Zuredens ſtehen. Du haſt unſerm Geiſte die höchſte Erleuchtung und die muthigſte Belebung, unſerm Herzen die wärmſten frohſten Gefühle gegönnt, und heilige Bande geknüpft, als du uns fähig machteſt unſre Weisheit, unſre Hoffnungen, unſern Glauben einander mitzutheilen, und wohlthätige Erfahrungen, woran die Menſchheit Jahrtauſende geſammelt hat, zu bewahren. Wir wollen nicht unthätig klagen, daß durch dieſe wohlthätige Anlage unſerer Natur auch eine Lücke für den Irrthum zu unſerm Verſtand, und ein Weg für die Verführung zu unſerm Herzen

offen blieb. Aber laß uns wachen für unsre Unschuld und für unsre Seelenruhe. Laß uns aus allen Meinungen der Menschen prüfen, was da sey dein guter wohlgefälliger und vollkommener Gotteswille. Lehre uns den Irrthum auch unter dem verdachtloseſten Schein der Wahrheit, die Heuchelmiene der Verführung auch unter dem mißbrauchten Schein der Freundschaft erkennen und meiden. Lehre uns thun nach deinem Wohlgefallen, denn du bist unser Gott; dein guter Geist führe uns auf ebener Bahn. B. U.

Epheſ. 5, 1 — 9.

Seyd Gottes Nachfolger als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe, gleich wie Christus uns geliebet hat. Mit dieſen Ermunterungen geht der Apoſtel in unserm Texte von den Ermahnungen zur allgemeinen brüderlichen, wohlthätigen Menſchenpflicht, auf einige Warnungen vor den herrſchenden Gewohnheiten und Sünden in der Stadt der Epheſer, und auf das pflichtmäßige Verhalten in den beſondern Verhältniſſen des häuslichen Lebens über. Welche wohlgemeinte Warnungen vor Irrſal und Sünden und Elend, — und welche Ermahnung zu irgend einer Geſinnung oder Pflicht, die Gott gefällt, unſre Natur veredelt, und unſer Glück erhöht, ließe ſich nicht an jene ſchönen, das Herz erhebenden Aufforderungen anknüpfen: Seyd Gottes Nachfolger als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe, gleich wie Christus uns geliebet hat, — an ſie, die alles umfaſſen, was die

freieſte Vernunft dem Menſchen zum Geſetz, und das edelſte Gefühl zum Bedürfniß, und die reinſte Religion zur Bedingung ewiger Freuden machen kann, — an ſie, die auch mit der ſchwerſten Pflicht die wirkſamſten Ermunterungen und belebenden Segen in das Herz führen, jede Verläugnung des irdiſchen Sinnes und jede fromme That zu dem Werth eines kindlichen Gehorſams gegen unſern höchſten Vater, und einer dankbaren Liebe gegen unſern beſten Wohlthäter Jeſum erhöhen!

Wir heben von den gedrängten Warnungen und Ermahnungen unſers Textes eine aus. Wäre ſie, ſo wie ſie es verdient, angehört, zu Herzen genommen und befolgt worden, manches giftige Unkraut, das unter den Menſchen umherkriecht, und ſeine Ranken oft um die unſchuldigſten Herzen ſchlingt, wäre in dem kalten feuchten Boden wieder erſtorben, in welchem es entſtand; manche troſtleere Stunde würde da und dort weniger durchſeufzt, manche in Leichtſinn und Frevel verlebte weniger bereut; jene wohlthätigen Stützen, an denen die ſchwache Menſchheit ſich anlehnt, jene ehrwürdigen Stützen, auf denen Jahrtauſende lang das Glück der Menſchheit ruhte, wankten nicht; der ſorgliche Menſchenfreund ſchaute nicht mit trübem ahndendem Blick und mit bangem Herzen in die Zukunft hinaus. — Laſſet euch, ſagt Paulus, Niemand verführen mit vergeblichen Worten, denn durch ſolche kommt Unglück. Wir reden, durch dieſe Worte veranlaßt, von der Verwahrung unſers Glaubens, unſrer Grundſätze und Ge-

fühle gegen Wirkungen leichtsinniger und verführender Worte. Wir werden

1) davon reden, wie nöthig und wichtig dieſe Verwahrung ſey, und

2) einige Anleitung und Ermahnung dazu mittheilen.

Unſer Vater!
Laß uns wachen, gib uns Kraft,
Daß wir ſtets auf deinen Wegen
Heilig und gewiſſenhaft,
Und im Glauben wandeln mögen.
Du kannſt uns die Kraft verleihn,
Treu bis in den Tod zu ſeyn.

Höre uns, denn wir ſind dein,
Theuer Dir o Gott erkaufet,
Sind auf dich, um dein zu ſeyn,
Vater, Sohn und Geiſt getaufet.
Ewig, ewig laß uns dein,
Laß uns ewig ſelig ſeyn. Amen.

So lange nach der Bemerkung des gröſten Menſchenkenners Jeſu Chriſti und dem Geſetz unſrer geiſtigen Natur die Fülle und die Ueberwallungen der Gefühle, Wünſche, Neigungen und Grundſätze des Herzens, durch Sprache ſich ergieſſen und ankündigen, wird in den Bekenntniſſen und Urtheilen der Menſchen die wichtige Verſchiedenheit herrſchen, die ihre Geſinnungen von einander entfernt, und ihre Thaten gegen einander auszeichnet, und wir werden mit der nämlichen Sorgfalt uns hüten müſſen, jene ohne Prüfung anzunehmen, als dieſe ohne Wahl nachzuahmen.

Die Menſchheit faßt auch wohl in ihren klei-

nern Abtheilungen Glieder von der größten Verschiedenheit und vielseitigem Widerspruche zusammen: Weise und Thoren; — Bedächtige und Immerfertige zu That und Sprache; — die durch Grundsätze und Erfahrung, und die ohne Wage und Maßstab durch den Aussenschein der Dinge und durch den Eindruck des Augenblicks in ihren Urtheilen sich leiten lassen; — die, von tiefen Gefühlen der Ehrfurcht durchdrungen, Gott und den Vater Jesu Christi anbeten, und in der Religion Nahrung für edlen Sinn, Ermunterung und Segen zur Tugend, süße Herzensfreude und milden Trost gegen alle Bedrängnisse finden, und andere, die fern von diesem Heiligthum den Frieden ihres Herzens suchen; — solche, die ein edles Gefühl in einem freien und guten Herzen bewahren, und andere, welche die edlern Gefühle des Herzens unter den lebhaftern der Sinnlichkeit mißhandeln und tödten; — friedliche Menschenfreunde, die gerne sich da in den Zusammenhang der Dinge fügen, wo die Vorsehung sie eingerückt hat, und Unzufriedene, die der leisen Berührung der Verhältnisse als einem ungebührlichen Druck ihre Kraft entgegenstemmen; — großherzige Menschenfreunde, die ihre Zeit, ihren Vortheil, ihre Kraft und ihr Leben dem Wohl ihrer Brüder zum Opfer bereit halten, und Engherzige, die nur sich in dem Mittelpunkte der Schöpfung sehen, und für fremde Freuden oder Seufzer gar wenig Empfindung haben.

Und überall wird aus Absicht und ohne Absicht, bei jeder herbeigezogenen Gelegenheit oder in einem unbewachten Augenblick, die Bemerkung bestätigt, daß dessen der Mund übergehe, wessen das Herz

voll iſt, und die Sprache nicht geben könne, was das Herz nicht hat.

So Mancher wuchert mit ſeinen Grundſätzen oder Gefühlen, mit ſeiner Wahrheit oder ſeinem Irrthum, durch Bekenntniß und Urtheil, durch Zureden oder Abmahnen, durch Schmeicheln oder Drohen, durch Billigung oder Tadel, durch Wunſch oder Klage, durch Witz und Scherz und Spott, zum Fluch oder Segen um ſich her.

Nicht Jeder iſt ſchon entſchieden, das was er werden kann, noch viel weniger, das was er werden, noch weniger, das was er in jedem Augenblick, an jedem Tage ſeyn ſollte.

Laſſet es uns nicht läugnen, es gehört eine große Seele und ſeltene Stärke des Geiſtes dazu, ſich ſelber genug, unabhängig von andrer Meinung, ſich Lehrer, Freund, Wegweiſer, Rathgeber und Geſetz zu ſeyn, — und es ſetzt genaue Prüfung oder ſeltenes Glück voraus, wo wir fremder Aufmunterung, fremden Rathes und Urtheils bedürfen, dem ſicherſten und beſten zu folgen. Und laßt es uns nicht bergen, es liegt etwas in dem menſchlichen Herzen, wodurch ſich Leichtſinn ſchneller als Beſonnenheit, das gefällige Uebel leichter, ſchneller und ſicherer als die ernſte Weisheit und Tugend mittheilet, wie das rankende Unkraut einen Acker ohne Pflanzung und Pflege ſchnell überſpinnt, wenn der Pflanzer nur durch Arbeit und Mühe, und lange Geduld, die Saat, die ihn nähren und belohnen ſoll, zur Reife bringt. So nöthig iſt auch für den Feſtern und Ge-

übteren die Warnung des Apostels: Lasset euch nicht verführen durch vergebliche Reden.

Tausende, zu eigener Prüfung und Entschließung ungeneigt oder ungewöhnt oder ungeschickt, unterwerfen sich', ach zu oft ohne Noth und eben so oft ohne Wahl, einer fremden Vormundschaft und Leitung, und hängen mit ihren Gefühlen, mit ihrem Glauben, mit ihren Entschließungen, mit der ganzen Ruhe ihres Lebens von der Einsprache deren ab, mit welchen sie der Zufall am nächsten und am öftersten zusammenführt.

Wunderts euch, wenn dann ein Armer unter dem Einfluß fremden Leichtsinnes, oft fremder Absichten, von Thorheit zu Thorheit, von Sünde zu Sünde übergeht? Einsprache, Zureden und Verführung ach sie flößen so oft unbilliges Mißtrauen gegen die edelsten Menschen in das Herz, sie fachen so oft den schwachen Funken des Mißvergnügens zur Flamme der Feindschaft und des Unfriedens im Schooße der Freundschaft und der Familien an, umrauschen so oft das Ohr, daß es die freundliche Ansprache zur Versöhnung, daß es Rath und Belehrung nicht vernehmen kann, geben dem Besten oft den Schein des Schlimmen und der verderblichsten That den Anstrich unschuldiger Freude, führen durch Ueppigkeit zu Mangel, durch Noth zur Untreue, durch Ausschweifung zum Verderben. — Und armer verrathener Mensch, wenn unter dem Honig der Ueberredung das betäubende Gift des Aberglaubens oder das ätzende Gift des Unglaubens in deine Seele schleicht, wenn ihr Strom das Hochgefühl für Men-

ſchenwerth und Tugend und das warnende Gefühl vor Unſitte und Laſter in deinem Herzen verſchwemmt, wenn du zu dem fürchterlichen Schwefellicht hinangedrungen biſt, welches das, was andern Menſchen ehrwürdig, heilig und wohlthätig ſcheint, in den Schatten der Thorheit und des Vorurtheils zurückwirft, wenn Eckel vor der Alltagswelt, in der du leben mußt, deine verwöhnte Seele füllt, und du in Träumen, die nur ein trauriges Erwachen endigen kann, die Zwecke vergiſſeſt, zu welchen dich der Schöpfer weiſe und wohlmeinend in dieſe Verbindung der Dinge eingewebt hat, wenn Leidenſchaften in deiner Seele aufgeſchmeichelt, und aufgereizt, und aufgewühlt werden, die deiner Beſinnung Flucht oder ewige Fehde ankündigen, wenn die Worte keinen Sinn und keinen Segen mehr für dich haben: Seyd Gottes Nachfolger, als die lieben Kinder, und wandelt in der Liebe gleichwie Chriſtus uns geliebet hat; — die Quelle der Freuden in deinem Herzen iſt alsdann vertrocknet, die Sehnen deiner Kraft zu edeln Thaten ſind abgeſchnitten, deine Knie ſind gelähmt, daß du nicht hinaufſteigen kannſt die hohe Bahn zur Menſchenwürde und zum freien Blick über Zeit und Grab in die Ewigkeit. Gott bewahre dich vor Leiden, du haſt ihrem Kampf keine Stärke, ihren Schrecken keinen Troſt mehr entgegen zu tragen. Aber du haſt dir ſelbſt ſo viele Leiden bereitet, haſt dir einen bittern Kelch gefüllet, deſſen keine Allmacht dich überheben wird. Gott befreie dich von deinen Feſſeln und ſöhne dich mit der Wahrheit und Tugend aus, ehe deine Stunde kommt, eh' an deinem Grab die verachtete und verhöhnte Wahrheit ſich bei deinem Geiſt

in ihre Rechte zurückſetzt, um dich vorzubereiten auf dein Gericht, — nicht tröſtend dich durch das finſtere Thal hinüber zu führen zum Licht und Leben und Frieden.

Traurig iſt der Zuſtand eines der Verführung Preis gegebenen Menſchen; bedenklich ſchon die ferne Annäherung an ſeine Gefahr. Laßt uns übergehen zu der Frage, wie wir unſern Glauben, unſre Grundſätze und Gefühle gegen die vergeblichen Worte der Verführung bewahren.

Schonet euer Herz und eure Gefühle, wo es ſeyn kann, vor der Gelegenheit oft zu ſehen und zu hören, was nicht frommet. Trauet euch nicht mehr zu, als ihr vielleicht ertragen könnt. Setzet eure Kräfte auf keine unnöthige Probe. Es iſt Natur, in ſeiner Art wohlthätige Natur unſers Geiſtes und Körpers, ſich allmählig an manches gewöhnen zu können, und allmählig erträglich, vielleicht gut zu finden, was in den erſten Augenblicken unſer Gefühl empfindlich verwundete. Aber auch das Wohlthätigſte kann durch Unbehutſamkeit und falſche Anwendung zum Unſegen werden. Ein unverdorbenes Herz wird anfänglich, wird einmal vor unheiligem Urtheil und leichtfertigem Spott über die Majeſtät der Gottheit, über Religion und alles was noch im äußerſten Schimmer ihres heiligen Glanzes liegt, über Sitte, Tugend, Ordnung und Würde des Menſchen, zuſammenſchauern. O daß es dieſe Himmelswarnung verſtehen möge! In dieſer Stärke wird es vielleicht ſie ſchon das zweitemal nimmer fühlen; es wird vielleicht bald die unwillkührlichen Regungen

ſeiner beſſern Gefühle läſtiger finden als den Stachel, der ſie aufweckt, bald vielleicht auch dieſer Regung nimmer fähig ſeyn, und am Ende lachen über ſeine verſchwundene Gewiſſenhaftigkeit, während ſein Schutzengel über ſeine Verirrungen weint. So ſind ſchon oft gefühlvolle Menſchen in kaltblütige Peiniger ihrer Brüder, oft fromme glaubige Beter in troſtloſe Zweifler verwandelt worden. Die zarte Pflanze Gottes verſchießt in ein Dorngebüſch, das den Vorübergehenden blutig ritzt. O biete Niemand ſeinen Glauben, ſeine Gefühle, ſeinen Frieden, ſein Herz ſo ſchnöde und verrätheriſch feil!

Prüfet erſt die Urtheile der Menſchen, ehe ihr ſie durch Beifall des Herzens zu den eurigen macht, ihr Zureden, eh' ihr es befolgt. Bringt es euch näher dem großen himmliſchen Vorbilde, deſſen Nachahmung euch Paulus in unſerm Texte empfiehlt? Läßt es euch den troſtvollen Gedanken: Gott iſt mein Vater! und die Würde: ich ſein geliebtes Kind, zur ewigen Beglückung durch Tugend in ſeinem Schooße gepflegt? Oder führt es euch in eine ſüßere, liebere, glücklichere Kindſchaft ein, wenn es euch aus dieſer hinwegreißen ſollte? Erwärmt es euch zu einer Liebe gegen die Menſchen, wie die iſt, mit der Jeſus Chriſtus euch geliebet hat? Oder zündet es eine heiligere Flamme in euren Herzen an, wenn die erloſchen iſt, die der ſanfte liebende Geiſt Jeſu Chriſti in euch anfachte? Schauet zurück und um euch, ob es das iſt, wobei Menſchen froh im Leben, muthvoll im Leiden, ruhig und groß im Tode waren. Denket den Folgen nach, ob ſie euern Frieden und eurer

Brüder Glück befördern werden. Fragt euch, ob das, was ihr meinet und wollet, gedeihlich wäre für viele, wenn viele es meinten und wollten. Würde es der Menschheit zum Fluche gereichen, o so ist es sicherlich auch euer Segen nicht. Der alles regieret, und aller Menschen Vater ist, hat den Frieden des Einzelnen zu fest an den Frieden aller angeknüpft; und was ist das allgemeine Wohl, wenn es sich nicht aus der Liebe, aus dem Frieden, aus der Freude aller ungestört und ungetrübt zusammen bildet? —

Der Geist des Menschen ist zu dieser wichtigen Prüfung nicht immer reif, nicht immer stark, auch nicht immer ruhig und frei genug. Und doch wenn wir die Schranken unsrer Einsichten und die Unsicherheit unsrer Erfahrungen fühlen, wenn allzugroßes Unglück uns zum Zweifel an Gott oder allzugroßes Glück zur Sicherheit bereitet, wenn Leidenschaften mit der Vernunft in Berathschlagung treten, wenn wir zwischen unsern verschiedenen Pflichten wanken, wenn sich unsre Grundsätze und Gefühle theilen, wenn wir nur mit halbem Gewissen den Schritt zur Erfüllung unsrer Vorsätze thun, dann ist uns der Rath von Andern so nöthig, der fremde Erfahrungen zu unsrer Weisheit macht; dann ist nach Salomons Ausspruch: ein Freund lieblich um Raths willen der Seele, wie das Herz sich freuet der Salbe und Rauchwerks. Aber laßt dann nicht jedes Wort der Zurede in eure Seele gehen, wo es der Zufall euch herführt. Vertrauet nicht die Unmündigkeit des Geistes einem noch Unmündigern an. Haltet euch mit Offenherzigkeit und Zutrauen an

die, welche die Vorſehung in die engſten Verhältniſſe der Liebe, der Zärtlichkeit, der Verwandtſchaft und Freundſchaft mit euch geſetzt hat, an diejenigen, deren Schickſal mit dem eurigen, deren Freude mit eurem Glücke, deren Ruhe mit eurer Rettung unzertrennlich verbunden iſt; an die, welche Tage und Nächte für euch arbeiten und ſorgen; an die, welche ſchon oft durch guten Rath ihre Weisheit bei euch und Andern bewährt haben, die ſich ſchon durch viele Proben des Edelmuths und der Liebe den ehrwürdigen Namen eurer Freunde, eurer Rathgeber, eurer Lehrer, eurer Wohlthäter, eurer Väter, eurer Schutzengel erworben haben. Wo du Rath bedarfſt, ſagt Sirach, ſo ſuche ihn bei weiſen Leuten, und beſprich dich mit den Verſtändigen, und richte alle deine Sachen nach Gottes Wort; geſelle dich zu frommen Leuten.

Machet euch aber auch in guten Stunden gegen Anfechtung und Gefahr ſtark. Bereichert euren Verſtand mit heilſamen Erkenntniſſen, erweitert eure Einſichten, befeſtiget euren Glauben und eure Ueberzeugungen, veredelt eure Gefühle, belebet eure Hoffnungen, ſtärket eure Kräfte durch Erinnerung an eigene und durch den Hinblick auf fremde Erfahrungen, durch Aufmerkſamkeit auf die Natur und Welt, am meiſten aber durch Bekanntſchaft und Beſchäftigung des Geiſtes mit den Belehrungen eurer wohlthätigen Religion. Macht ihre Wahrheit, ihre Kraft, ihren Segen und Troſt durch Ausübung ihrer Vorſchriften dem Herzen fühlbar und theuer. Seyd Gottes Nachfolger als die lieben

Kinder und wandelt in der Liebe gleichwie Jesus Christus euch geliebet hat. Betet oft und mit Andacht des Geistes zu Gott eurem Vater und dem Vater Jesu Christi, daß er eure Unschuld, euer Gewissen, euern Seelenfrieden bewahren und durch die Leitung seines guten Geistes zwischen den Krümmungen des irdischen Lebens auf dem guten Weg zum himmlischen Leben erhalten wolle. Keine irdische Weisheit und keine himmlische Religion bietet euch ein wirksameres Verwahrungsmittel gegen die Gefahren eurer Seele; die große, lichte, heilige Seele Jesu Christi kannte selbst kein besseres. Weihete und stärkte er sich nicht selbst durch nächtliches Gebet zu den Thaten und Leiden seiner Tage? Waffnet er nicht seine schwachen Jünger gegen das Herannähern der bedenklichsten Stunde mit der Ermahnung: Wachet und betet daß ihr nicht in Anfechtung fallet? Betet er nicht selbst für seine Jünger, daß sein Glaube nicht aufhöre? — Durch diese Uebungen stärkt und bewähret eure Seelen. Verführung und List dringt nur in leere Falten des Herzens ein. Ein Herz, das des Glaubens, der Tugend der Hoffnung voll ist, ein Herz, das die heilige Flamme der Gottes- und Menschenliebe ausdehnt und bis in die letzten Fibern erwärmt, ist gegen die Wirkung vergeblicher Worte gesichert.

Lasset uns alle durch Nachfolge Gottes, und durch Liebe in dem Geiste Jesu Christi einer den andern zu immer reinerem Sinn, und in höherer Vollendung erwecken, unterstützen und stärken. Laßt uns, — ferne von dem Fehler, unsre Ueberzeugungen

und

und Grundſätze anzupreiſen, auszupredigen, aufzudringen, — wo es Zeit und Noth iſt, durch Ermahnung, Warnung und Rath, unſre ſchwächeren Brüder vor Irrthum, Vermeſſenheit und Elend bewahren, und durch ein frommes Leben zeigen, welch ein Glaube, und welcher Geiſt uns beherrſche, und durch Männlichkeit in der Stunde der Verſuchung, durch Mäßigung im Glück, durch Geduld im Leiden, durch den Blick zum Himmel, wenn wir am Grabe ſtehen, den Triumph der Gottesfurcht und Tugend über den Spott des Unglaubens und die vergeblichen Worte der Verführung verherrlichen. Amen.

Predigt

am Sonntage Oculi 1796

über 2. Cor. 5, 19 — 21.

Als die Menſchen in der Irre gingen, wie verlorne Schafe die keinen Hirten haben, Gott da ſahest du herab auf unſer Geſchlecht, und ſprachſt: ich will nicht, daß Jemand verloren werde, und gabſt uns deinen Sohn, daß er unſre Weisheit und unſre Gerechtigkeit, unſere Heiligung und Erlöſung würde. Wir danken dir für dieſen theuren Erretter; er hat uns durch ſeine Lehre deine Wahrheit, durch ſein Leben das Bild eines vollkommenen dir wohlgefälligen Menſchen, durch ſeinen Tod unſre Erlöſung, und durch Auferſtehung und Heimgang zu dir unſre Beſtimmung kund gethan in lebendiger Kraft und That. Laß an keinem unter uns deine wohlthätigen Abſichten verloren ſeyn. Laß alle, die es noch nicht glauben wollen, erkennen, daß Heil in ihm, und kein beſſerer Name den Menſchen gegeben ſey, darinnen ſie mögen ſelig werden, als der Name Jeſus. Gib allen, die es erkennen, deinen Geiſt, der ſie zum Vertrauen und zur Liebe erwecke und an ihrem

Leben das Leben Jeſu Chriſti darſtelle in Heiligkeit und Gerechtigkeit. Wir beten nicht für die, die es erkannt haben, und im Glauben deines Sohnes und in deiner Liebe wandeln. Sie ſind dein. Und ob ſie auch noch unter Thränen zu ihrem Ziele wandeln, ſo ehren ſie doch deine Züchtigungen, und freuen ſich deiner väterlichen Leitung. Und ob ſie auch noch oft mit ſich ſelber um Glauben, Tugend und Hoffnung im Kampfe liegen, ſo halten ſie ſich doch im Gefühl ihrer eigenen Schwachheit nur feſter an dich, deſſen Kraft in den Schwachen mächtig iſt. Und ob auch der ſterbliche Menſch in ihnen noch erliegen muß im Kampf mit dem letzten Feinde, dem Tod, ſo freut ſich doch dann der unſterbliche ſeines vollendeten Pilgergangs, und der ahndungsvollen feierlichen Nähe ſeiner Heimath, und geht ſiegend über Ungemach und Sünde, über Grab und Tod auf dem Wege ſeines Herrn hinein zu ſeines Herrn Freude.

Laß uns alle ſo fromm und froh und ſelig werden! V. U.

Text. 2. Cor. 5, 19 — 21.

Es kann keinem, der Bibel lieſt, und mit Aufmerkſamkeit und Anwendung ſie lieſt, unbemerkt geblieben ſeyn, wie die Apoſtel des Herrn, in welchem Theil der chriſtlichen Religionsweisheit ſie ſich mit ihren Zuhörern oder Leſern befinden, doch allemal und auf allen Wegen wieder zu der Wahrheit zurückkommen: Chriſtus hat gelebt für unſre Heiligung und iſt geſtorben für unſere Sünde nach der Schrift, und hat ſich durch ſeine Auferſtehung gerechtfertiget und dargeſtellt als unſern Erlöſer und Herrn.

So Paulus in dem Kapitel unſers Textes. Er ſchaut in dem Anfang deſſelben mit dem Sehnen eines Pilgers im fremden Lande hinüber nach den Hütten, die nicht zerbrechlich ſind, nach dem Hauſe, nicht mit Händen gemacht, das ewig iſt im Himmel; tröſtet dann ſich und die Seinigen, daß ſie, ſo lange ſie im Leibe wohnen, dem Herren wallen, und im Glauben wandeln um zum Schauen zu gelangen; ſtellt den ſchönen Grundſatz auf, der in ſeiner Seele Erde und Himmel zuſammenbringt: wir fleißigen uns, wir ſeyen daheim oder wir wallen, daß wir ihm wohlgefällig werden, und knüpft an dieſen Grundſatz den ernſten Gedanken: wir müſſen alle offenbar werden vor dem Richterſtuhl Chriſti, auf daß ein Jeglicher empfahe, nach dem er gehandelt hat bei Leibes leben, es ſey gut oder böſe.

Wie von einem heiligen Schauer des Gerichts ergriffen, aber mit dem feſten Muth eines guten Gewiſſens legt er hierauf ſeinen Corinthern und ſich Rechenſchaft ſeiner Berufstreue ab. Er erinnert ſich, wie ihm einige zur Laſt legen, daß er hier im Eifer zu viel und dort in der Mäßigung zu wenig thue, und entſchuldigt ſich: thun wir zu viel, ſo thun wir es Gott, ſind wir mäßig, ſo ſind wir euch mäßig, und gleichet das weniger oder mehr in der ſchönen Rechtfertigung aus, (wer mag ſie antaſten?). die Liebe Chriſti dringt mich alſo, der für uns alle geſtorben iſt, auf daß wir alle ihm leben mögen, und kommt dann unvermerkt auf den Inhalt unſers Textes, wg

er wieder im vollen Gefühl ſeines apoſtoliſchen Berufes ankündiget: Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ſich ſelber, und hat unter uns aufgerichtet das Wort der Verſöhnung. — So ſind wir nun Botſchafter an Chriſti Statt, denn Gott verſöhnet durch uns. So bitten wir nun an Chriſti Statt, laſſet euch verſöhnen mit Gott.

So liegt ihm und allen Apoſteln dieſe Wahrheit immer am hellſten und lebhafteſten in der Seele. Sie iſt der Standort, den ſie immer im Auge behalten; der Mittelpunkt, an dem ihre Belehrungen und Ermahnungen, ihre Warnungen und Tröſtungen, ihr eigener Glaube auf der Erde und ihre Hoffnungen im Himmel an unſichtbaren Fäden zuſammenhängen.

Keinem, der zum Chriſtenthum, und zum Chriſtenthum der Apoſtel ſich bekennt, kann alſo auch die Wichtigkeit dieſer Lehre unbemerkt oder zweifelhaft geblieben ſeyn. Ihr irret auf täuſchendem Abwege, verlaſſen von der Hand eurer ehrwürdigen Führer der Genoſſen und Zeugen Jeſu Chriſti, die er ſelbſt gebildet, und mit ſeinem Geiſte genähret, ausgeſendet hat, ſein Evangelium zu verkündigen, und die Menſchen ihm zuzuführen, wenn ihr überall auf eurem Wege Chriſtus-Weisheit und Chriſtus-Tugend und Chriſtus-Lehre zu erblicken glaubtet, und doch nirgends Chriſtus ſelber mehr fändet, den Gekreuzigten und den Auferſtandenen, des Menſchen Sohn in dürftiger Knechtsgeſtalt, und den Herrſchenden auf

dem Thron des Vaters; wenn ihr den Gesetzgeber über dem Gesetz, mitten unter den schönen Verheissungen ihre Bürgschaft, und im tiefen durchgreifenden Gefühl eurer Verpflichtung zur Heiligung und Verähnlichung mit Gott, den verlöret, den euch Gott gemacht hat zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung

Lasset uns hören, was Paulus über die Person und den Zweck Jesu für Aufschluß gibt. Gott war in Christo, so lehrt uns unser Apostel. Jesus erschien unter den Menschen eines Weibes Sohn, und ward durch Jahre, Bildung und Erfahrung, was er seyn sollte, reich an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen, war Mensch unter den Menschen, und seinen Brüdern gleich, nannte sich am liebsten und öftersten des Menschen Sohn, und gieng, obgleich zum ewigen Leben und Wirken bestimmt, doch den Weg, den wir alle wandeln, durch den Tod ins Grab; und seine Bedürfnisse, seine Klagen, seine Leiden, seine Thränen, die letzten menschlichen Seufzer seiner sterbenden Brust sind uns theure köstliche Zeugen, daß er uns angehört, und daß das, was in seiner Seele unter allen Stürmen standhaft auf Gott vertraute, eines Menschen Glaube, und das was in ihm so himmlisch fühlte, so innig liebte und erbarmte und segnete, eines Menschen Herz, und seine Tugend und Heiligkeit eines Menschen errungenes Ziel, und sein Leiden, Tod und Auferstehen eines Menschen Gang zur Unsterblichkeit war. Möchte er von Gott für uns bestimmt gewesen seyn, zu welcher höhern oder geringern Absicht er wollte, kein Engel hätte uns das er-

ſetzen können, was Jeſus von Nazareth uns durch ſeine reine Menſchlichkeit iſt.

Aber Gott war in Chriſto. Laßt uns nicht verwegen und mit undankbarer Mühe an dem geheimen Sinn dieſer Worte grübeln. Sie ſind unverſtändlich dunkel, und unverkennbar deutlich und klar. Dunkel im Buchſtaben und klar in lebendiger Kraft und That.

Als in einer einſamen heiligen Stunde der hohe Gedanke mit unnennbar großem himmliſchem Gefühl und einer nimmer zu beſiegenden Stärke in ſeiner Seele ſich gebar: ich kann, ich will, ich muß meiner armen, irrenden, troſtloſen Brüder Retter werden, ich will den Menſchen durch Beiſpiel und Lehre, durch Leben und Tod, Vertrauen und Liebe und Tugend, und der Gottheit durch Gebet und Thränen und Gehorſam Begnadigung abwerben, ja ich will ſie erlöſen aus der Hölle und vom Tode erretten, — da war Gott mit ihm. Als am Jordan im heiligen hehren Tempel der Natur die Glorie des Himmels über ihm ſchwebte, und ſeinem großen Entſchluß die ſegnende Beſtätigung und Weihe gegeben ward: dies iſt mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe, und als es ſo rein und einſtimmend, ſo neu und doch ſo bekannt, ſo ernſthaft feierlich und doch ſo lieb und kindlich in ſeiner Seele und in ſeinem innerſten tiefſten Gefühl antwortete: du biſt mein Vater, von Ewigkeit haſt du mich gezeuget, — da war Gott mit ihm — O wenn er mit verklärtem Antlitz Worte der Weisheit, der Heiligung und des Troſtes, die noch nie

auf der Erde, nur im Himmel gehört wurden, aussprach, und in seinem Herzen das Gefühl der Wahrheit und der Liebe, und der Hoffnung bis zum Gefühl der Seligkeit Gottes zusammenfloß, und wenn er des Erfolgs getrost wie Gott mit ausgestreckter Hand das stürmende Meer besänftigte, in das verschlossene Ohr des Tauben rief: Hephata thue dich auf, und in das stille Behältniß des Todes gebot: Lazarus, ich sage dir: komme heraus, — da war Gott mit ihm, und Schöpferstimme Gottes rief aus dem Munde des Sohnes Mariä. — Als ers seinen Lieben auf dem Wege des Todes zum Troste gab: Ich gehe hin, aber ich komme wieder, — (nur ein kurzer Seitengang ins Grab, und dann ein frohes Wiedersehen am Wege von der Erde zum Himmel), — und als im heiliger Schimmer der Sonntagsfrühe, am dritten Tag der Getödtete und Beweinte ins Leben zurückkehrte, um seinen Frieden zu bringen den Eilfen, und Verständniß der Schrift den Jüngern auf dem Wege, und Glauben dem Thomas und Versöhnung dem Petrus, und als sie ihn sahen und ihm glaubten und sich freuten seines Lebens und seines Sieges und seines Heimganges zu dem, der ihm gesandt hatte, — da war Gott in ihm. Und als sie nach seinem Hingang alle seine Verheißungen erfüllt sahen, und seine unsichtbare Nähe an unverkennbaren Wirkungen erkannten, und den Segen seines Evangeliums ausser ihnen mit frohem Erstaunen überschauten, und in ihnen mit stiller Seligkeit fühlten, da bekannten sie: Gott war in Christo, und nun ist er verklärt in Gott, und Gott war verklärt in ihm.

So faßts Paulus an einem andern Orte zuſammen: Er iſt geboren von dem Geſchlechte Davids nach dem Fleiſch, aber kräftiglich erweiſet ein Sohn Gottes nach dem Geiſt, der da heiliget ſeit der Zeit, da er auferſtanden iſt von den Todten, nämlich Jeſus Chriſtus unſer Herr.

Gott verſöhnte die Welt, ſo fährt er in unſerm Texte fort, mit ihm ſelber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu, und hat unter uns aufgerichtet das Wort der Verſöhnung. — Laßt uns nun, dem Sinn dieſer Worte ſo nahe als möglich zu kommen, nachdenken, was Jeſus von Nazareth, dieſer Größte und Einzige, dieſer Verwandte der Göttlichkeit und des Menſchen — was er als Menſchen Sohn dem Schöpfer und was er als Gottes Sohn dem Menſchen war.

Als Menſchen Sohn war er dem Schöpfer, was wir ihm alle ſeyn ſollten. Sein reines wohlbehaltenes Ebenbild in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die vor ihm gefällig iſt; der demüthigſte, hingegebenſte Verehrer der Gottheit, ohne Murren; das liebende ſehnende Kind ohne Mißtrauen; der Menſchen Freund und Gehülfe und Tröſter ohne Eigennutz; Fleiſch und Blut, aber ohne Sünde; mitten in der Welt unter Heiligen und Sündern, unter Schwachen und Boshaften, allen lockenden und drohenden Verſuchungen an ſeine Sinnen, an ſein Gefühl und an ſein Herz, an ſeine Liebe und an ſeine Hoffnung ausgeſetzt, aber ohne Fall. Er gab ſeine Seele, als ihm das Auge brach, ſo rein und heilig in die

Hände seines Gottes zurück, als sie von seinem Gott ihm eingehaucht war, nur durch Leiden und Versuchung köstlich bewährt, Gottes ewiger Gnade und aller Seligkeit des Himmels durch eigene Gerechtigkeit werth. Das war Jesus von Nazareth unser Bruder, der Einzige. Habt ihr noch nie gehört, wie eine einzelne Familie oder eine ganze Gemeinde um eines Einzigen willen, der ihr angehörte, sich geehrt fühlte, oder wie eine gesunkene Familie an einem Einzigen, der in seiner Person ihre vorige Würde wieder herstellte, sich auch wieder aufzurichten strebte? Wohl fühlt sie jetzt am stärksten, wie tief sie herabgesunken ist, wenn sie sich neben diesem Einzigen betrachtet. Nichts desto minder freut sie sich seiner, und nimmt Antheil an seiner Ehre und an seinem Glück. Wenn sie bemerkt, wie er sich ihrer nicht schämt, sie nicht verachtet, sich gerne zu ihr bekennt, sie gerne zu ihm hinaufziehen will, o dann bricht allen, die ihm angehören, das Herz; sie nennen ihn ihren Freund und Vater und Engel, sie lieben ihn und vertrauen auf ihn, hoffen an seiner Hand und durch seine Fürsprache Schonung Verzeihung und Achtung wieder zu erhalten, bemerken es, wie sie um seinetwillen geschont und geachtet werden, und bemühen sich, — wenigstens die edlern unter ihnen, — seines Namens und seiner Fürsprache und des Glücks, zu dem er ihnen verhelfen will, würdig zu werden. Ist es euch nicht, als ob ihr Jesu des Menschen Sohns, und seiner Tugend und Liebe euch auch freuen müßtet, ihn lieben, und ihm vertrauen möchtet, etwas von ihm zu erwarten hättet, durch Annehmung seines Sinnes, und Nachahmung seiner Tugenden euch empor he-

den, seines Namens werth, und seiner Ehre bei Gott würdig werden möchtet? Und wenn ihr euch neben ihn vor Gott stellt, mit Scham und Reue, mit Liebe und Hoffnung, ihm gerne ähnlich zu werden wünschet, und doch fühlt, wie unähnlich ihr ihm noch seyd; ist es euch nicht, als ob ihr sagen müßtet zu Gott: um des Einen willen, der meines Geschlechtes ist, und mich liebt, weil ich ihn liebe, und ihm ähnlich zu seyn mit heißer Seele mich sehne, um des Einen willen, der für alle sich dir geheiliget und geopfert, und an dem Tage seines Fleisches für mich gebetet hat, — flehe ich zu dir o Gott um Schonung, Versöhnung und Gnade, um Kraft zum neuen Leben, und dann um Erhörung seiner Bitte, daß ich schauen und mich freuen möge seiner Herrlichkeit, die du ihm gegeben hast! Tausende haben schon so empfunden und so gebetet, und sich an ihm zur Hoffnung und Tugend ermannt, und die Bibel hat sie nicht ohne Trost gelassen, denn sie sagt uns auch was Christus als Gottes Sohn den Menschen ist.

Gott war in Christo, — und wer ihn sah, der sah den Vater, und was er von dem Vater gehört hatte, das redete er. Des Menschen-Sohn, sagt er, ist nicht gekommen, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde; — wer an ihn glaubt, der wird nicht gerichtet. Das ist der Grundsatz seines Herzens, den er bekennt, dies sein Beruf von Gott, den er ankündiget, dies die Ueberschrift zu jedem Kapitel seines Lebens. Vergebung und Besserung ist der große Inhalt seiner Lehre, im stil-

len Umgang mit ſeinen Vertrauten und in der lauten Predigt am Gotteskaſten des Tempels, und auf dem Berge. Beſſerung und Vergebung, wenn er Gott kennen lehrte, den Richter und den Vater, den Heiligen und den Erbarmenden, und wenn er den Menſchen mit ſich ſelber bekannt machte in den geheimſten Falten ſeines Herzens. Vergebung und Beſſerung, wenn er Unwiſſende belehrte, Schwachen Muth einſprach, Gefallene aufrichtete, Leidenden wohl that, Traurige tröſtete, Fromme ſegnete, und Laſterhafte erſchütterte, und über Verſtockte weinte. Vergebung und Beſſerung, wenn er ſelbſt das einladende Bild eines vollkommenen Menſchen in ſeinem Wandel und zum belehrenden Muſter und zur ermunternden Nachahmung aufſtellte, und mit unerſchöpfter Herzensgüte und Langmuth Schwachheiten trug, Beleidigungen verzieh, und für ſeine Feinde betete. Vergebung und Beſſerung, wenn er ſich ſelbſt für die Sünden der Menſchen zum Opfer weihte, und zur Beruhigung deren, die ihm glaubten, und deren, die noch zweifelten, ein heiligendes Leben mit einem verſöhnenden Tode beſchloß. So hängts die Bibel zuſammen; ſo unſer Text. Sie redet nie von unſrer Vergebung, ohne ſie anzuknüpfen an den Tod Jeſu. Sie redet nie von dem Tode Jeſu, ohne unſre Vergebung als ſeine ſchöne wohlthätige Frucht ihm zur Seite zu ſtellen. Mag ſie uns hier noch dunkel ſprechen; einſt wenn wir ſo manches Andre werden verſtehen lernen, was wir jetzt nicht verſtehen und doch glauben, werden wir auch dieſen Zuſammenhang einſehen, und niederfallen und anbeten und danken.

Gott war in Chriſto, und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber, und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu. Gehet bei dieſer troſtvollen Ankündigung des Apoſtels an einer Ermahnung des Apoſtels nicht vorbei, ſie heißt: Laßt euch denn verſöhnen mit Gott. Nehmet die Zuſicherung der Geduld und Langmuth und Gnade, die euch Gott durch Chriſtum entgegenbietet, dankbar an, und erfüllet ihre einzige aber unerläßliche Bedingung. Sehet auf Jeſum Chriſtum, belebet durch ſeine Aufforderungen euren Muth zur Heiligung, erwärmet an ſeiner himmelreinen Tugend euer Herz. Nähret mit ſeiner Weisheit euren Geiſt. Nehmet zu an Kindlichkeit gegen Gott, in Vertrauen, Liebe und Gehorſam, daß er in eurem Sinn und Wandel den Geiſt und die Liebe und Heiligkeit ſeines Sohnes erkenne. Sollte das Anſchauen der Tugenden Jeſu Chriſti euch noch nie das Sehnen abgenöthiget haben, auch ſo gut und vollkommen und ſelig zu ſeyn? Solltet ihr noch nie in einer ſtillen wehmüthigen Stunde über eure Fehler getrauert, und um Troſt zum Himmel geblickt, — euch nie nach einem von jedem Vorwurf reinen und frohen Bewußtſeyn der Gnade Gottes im Glück und Unglück geſehnt haben? Sollte dies zuvorkommende Erbarmen, dieſes, daß Gott die Welt verſöhnet hat mit ſich ſelber, nichts in eurem Herzen rege gemacht haben, kein leiſes Gefühl der Beſchämung, der Reue, des Dankes, der Freude, kein neues nie empfundenes oder doch lange vermißtes Gefühl der Kindesliebe, keinen Entſchluß, euch verſöhnen zu laſſen mit Gott? O der hat nie im Ernſt an Gottes ſtarken Eifer gegen die Miſſethat, und an ſeine Barmherzigkeit für alle, die ſeine

Gebote halten, geglaubt, der ſich nicht ermuntert und gedrungen fühlt, den Bund der Verſöhnung durch Sinnesbeſſerung einzugehen. Es iſt ein gefährlicher und ein ſchrecklicher Gedanke, — ein gefährlicher Gedanke, im Vertrauen auf die Gnade des Richters zu verachten die Gnade des Richters, und doch liegt ſo etwas in der Seele deſſen, der eine Verſöhnung glaubt und ſie gleichwohl nicht annimmt; — und ein ſchrecklicher Gedanke: meiner Uebertretung iſt bereits zu viel, wozu kann nun Reue und Beſſerung mir mehr nützen, meine Vergehungen klagen meine Tugenden an! und doch liegt ſo etwas in der Seele deſſen, der keine Verſöhnung hofft, und gleichwohl Schuld und Uebertretungen mehrt. Gott bewahre euch vor der verborgenen Gefahr des einen und vor der Troſtloſigkeit des andern. Er laſſe euch mit heiligem Schauer wahrnehmen ſeinen Ernſt, wenn er euch Gehorſam gebietet, und mit aufmunterndem Troſte ſein Erbarmen über alle, die mit den Thränen der Reue im Auge, und mit dem Entſchluſſe der Beſſerung im Herzen, zu ihm kehren. Er laſſe euch mit heiligem Schauer erkennen die ſteile Höhe zum Ziel, das ihr zu erreichen habt, und mit froher Zuverſicht die Gewißheit, daß ihrs erreichen werdet. Wandelt ihm mit Demuth und Vertrauen, mit Gebet und Wachſamkeit, in Glauben und Liebe, mit ausharrendem Muthe entgegen. Und Segen des Himmels über euch, wenn ihrs erreicht habt! Amen.

Predigt

am Sonntage Judica 1793

über Ebr. 9, 11—15.

Gott, du haſt mit väterlicher Güte für die Erziehung und Bildung des menſchlichen Geſchlechts geſorgt, und deinen gefallenen Kindern mit göttlichem Erbarmen die Wiederkehr zu dir geöffnet und erleichtert. Du willſt nicht den Tod deiner Geſchöpfe, ſondern daß der Sünder umkehre und lebe. Möchten doch alle durch ein vertrauendes Herz zu dir, durch lebhafte Gefühle des Dankes, durch wirkſame Ueberzeugung von der Güte deiner Abſichten, und durch Folgſamkeit gegen deine belehrenden Winke, ſo gute Kinder werden, wie du ein guter erbarmender Vater biſt! Möchten alle, die Jeſus Chriſtus erlöſet hat, auf welchen verlorenen Wegen ſie noch dahin irren, deſto ſchleuniger umkehren, deſto inniger danken, deſto herzlicher lieben, je tiefer ſie gefallen waren, und je höher du ſie begnadiget haſt! Laß auch uns den Werth unſerer Erlöſung ſtets mit

ganzem Herzen schätzen, und unser Glück durch stete Besserung und Vervollkommnung unsern Geistes bewahren. Laß uns auch heute durch Betrachtung deines Wortes wieder weiser und besser werden. Leite uns in deiner Wahrheit. V. U.

Ebr. 9, 11 — 15.

Die ganze Abhandlung, aus der wir euch einen kleinen Theil vorgelesen haben, beschäftiget sich damit, die christliche Religionsverfassung mit der jüdischen, von welcher sie ausgieng, zum Vortheil der ersten in Vergleichung zu setzen.

Wie deutlich auch in allen Religionsanstalten des israelitischen Volkes die Worte vom Sinai sich widerholten: Ich bin ein starker eifriger Gott — aber ich thue Barmherzigkeit, so war doch das Ganze mehr unvollkommenes Bild, als Wesen und Geist. — Gesetze, die mehr Handlungen einschränkten, als Gesinnungen veredelten, Strafen, die mehr abschreckten als besserten, religiöse Beschäftigungen, die eher darauf berechnet schienen, ein sinnliches Volk sinnlich zu leiten, als den Geist zu nähren und zur Vollkommenheit aufzuheben, Entsündigungen und Gelübde, die wohl, wie unser Text sagt, eine leibliche, das heißt, eine äußerliche gesetzliche Reinigung für jeden einzelnen Fall gewährten, aber die Quelle der Vergehungen im Herzen nie ganz verstopften: — dies waren fast die vorzüglichsten Bestandtheile jener ersten Verfassung. Sie war ohne Zweifel dem Zeitalter, für welches sie gegeben war, und der Menschenklasse, welche dadurch sollte gebildet werden, angemessen. Aber es mußte sich aus dem dämmernden Schattenbilde, wenn es von Gottes Finger

sollte

ſollte entworfen ſeyn, noch etwas beſſeres aufhellen. Es hat ſich aufgehellet, als Jeſus, ein Lehrer von Gott geſendet, unter ſeinem Volke auftrat. Laßt uns aus unſerm Texte vernehmen, wie er der gereiften Menſchheit die Wahrheit ohne Hülle rein und lichtvoll darſtellte, durch welche beſſere Anſtalten er die erſten verdrängte und erſetzte.

Er machte der gefallenen Menſchheit die Abſichten Gottes bekannt; und ſein Evangelium ruht auf zwei Grundſätzen:

1) Gott will Sünden vergeben, denn er iſt barmherzig.
2) Gott will des Sünders Beſſerung, denn er iſt heilig.

„Chriſtus iſt gekommen, —" ſo heißt es in unſerem Text, — „daß er ſey ein Hoherprieſter der zukünftigen Güter durch eine größere und vollkommenere Hütte, die nicht mit der Hand gemacht iſt, das iſt, die nicht alſo gebauet iſt. Auch nicht durch der Opferthiere Leben und Blut, ſondern er iſt durch ſein eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen und hat eine ewige Erlöſung erfunden."

Chriſtus betrat die Erde; — er, den ſchon auſſerordentliche Erſcheinungen bei ſeiner Geburt, den ſchon lange vorher eine Reihe von Begebenheiten und Winken, faſt die ganze Geſchichte ſeines Volks als eine auſſerordentliche Perſon ankündigte; der bald durch That und Lehre jede Erwartung erfüllte.

die man von einem Propheten, von dem größten und letzten der Propheten, von dem Retter seines Volks sich machen konnte, der durch ein Leben, wie es noch kein Sterblicher gelebt hatte, durch Gesinnungen wie sie noch in keiner Seele sich entwickelt, und in keinem Herzen gewirkt hatten, durch himmlische Güte, durch himmlische Herzensreinigkeit, durch himmlische Geistesruhe und Klarheit, als ein Himmlischer im bescheidenen Gewande der Menschlichkeit umher wandelte; der sich selbst als Gottes Bevollmächtigter an die Menschen, als Gottes Liebling und Eingeborner ankündigte, und die Wahrheit seiner großen Aussage durch unzählige Beweise unterstützte, aber durch keine unwürdige Handlung in den mannigfaltigsten mißlichsten Lagen seines Lebens widerlegte, durch keine zweideutige verdächtig machte.

Jesus betrat die Erde und sein ganzes Leben war ein zusammenhängender Beweis, daß er von Gott gekommen war.

Er starb, und seinen Tod begleiteten ausserordentliche Ereignisse, wie sie seine Geburt begleitet hatten. Seinen Tod zeichnete eine Seelenruhe, eine Geistesgröße, eine aufstrahlende Ueberzeugung von naher himmlischer Vollendung aus, wie sie noch kein Sterblicher mit sich ans Grab genommen hatte. Aus seinem Tode entwickelte sich ein Beweis seiner himmlischen Abkunft, der alle andere in sich vereinigte, vollendete und krönte, ein Beweis, den nicht mehr er, sondern Gott, der anerkannt wahrhaftige, für ihn ausführte. Nur Gott konnte den zum Tode Gemarterten, den vor den Augen seiner Feinde und Freunde

Erblaßten, den Schlummernden im Grabe zum neuen verherrlichten Leben auferwecken. Er kam wieder, um wieder zu gehen, bestätigte seine Göttlichkeit, um sie wieder bestätigen zu können. Wie vierzig Tage früher der sterbliche Leib hinabgesunken war ins Grab, so wallte nun der verklärte mit dem Geiste vom Himmel seinen Freunden sichtbar zum Himmel empor.

Jesus verließ die Erde, und sein Tod und alles, was sich aus seinem Tode entwickelte, war ein zusammenhängender Beweis, daß er zu Gott gieng, wie er von Gott gekommen war.

Gottes Bevollmächtigter an die Menschen, Gottes Liebling und Eingeborner, was hat er der gefallenen Menschheit, was hat er denen, die über ihre Vergehungen trauern, die am Ende des Lebens mit Schrecken ins Grab und mit Schrecken auf das vollendete Leben zurückschauen, denen, die mit banger Erwartung dem Gerichte Gottes entgegen gehen mußten, über ihre Lage, ihr Schicksal, und über den Sinn ihres Schöpfers für einen Aufschluß gegeben?

Christus ist gekommen, daß er sey ein Hoherpriester der zukünftigen Güter. Wendet eure Aufmerksamkeit auf einige merkwürdige Umstände in dem Betragen und in der Aeusserungen Jesu.

Er wandelte unter den Menschen, um ein sichtbares Bild des unsichtbaren Gottes darzustellen. Wer mich siehet, sagt er, der siehet den Vater! Und siehe, was sich in seinem Bilde ausdrückte, war eine unerschöpfliche Herzensgüte, war

alles umfassende und alles erquickende Menschenliebe, war herzliche Barmherzigkeit und Drang zu helfen, wo er einen Leidenden sah, war eine Langmuth und Geduld, die durch keine traurige Erfahrung ermüdet wurde, bis der letzte schwache Schimmer der Hoffnung einen Unglücklichen zu retten erloschen war. Er suchte gerne Sünder auf und beschäftigte sich mit ihnen, nicht weil sie böse waren, sondern weil er sie bessern wollte, die trauernden trösten wollte. Selbst denen, die durch persönliche Beleidigungen gegen ihn sich versündigten, o er vergab ihnen am ersten und liebsten. Ueber jede Rachsucht erhaben, sich selbst einer Würde bewußt, die keine Beleidigung verletzen und keine genommene Rache erhöhen kann, bedauerte er nur den Unglücklichen, der seinen Retter verkannte, und seine Rettung verwarf, trauerte er nur über die Hindernisse, die seine wohlthätigen Absichten aufhielten und einschränkten, seufzte er nur über die betrübte Erfahrung, daß Menschen Sanftmuth mit Trotz, Herzlichkeit mit Härte, Liebe mit Haß vergelten konnten, und kannte für alle Beleidigungen nur eine, die süßeste und edelste Genugthuung, wenn er durch beharrliche Milde ein Herz erweichen und gewinnen, es für sich, für die Tugend und für den Himmel gewinnen konnte.

So waren die Gesinnungen und das Betragen Jesu Christi, als er unter den Menschen lebte, und wer ihn sah, sah den Vater.

Schon diese Aufmerksamkeit auf den eigenthümlichen Charakter dieses Menschenfreundes, und auf sein Benehmen gegen einzelne Personen, mußte die

niedergeſchlagene Menſchheit mit ſüßen Ahndungen und mit der tröſtlichen Hoffnung aufrichten, daß Gott liebe, und Gott verzeihe, wie ſein Geſandter durch Liebe, Verſöhnung und Gebet für ſeine Beleidiger, Beleidigungen vergalt.

Aber Jeſus hat in einer ſo wichtigen Angelegenheit nicht nur Ahndungen und Hoffnungen erweckt, ſondern auch durch laute, beſtimmte, allgemeine, oft wiederholte, in den mannigfaltigſten Ausdrücken dargeſtellte Erklärungen jede leiſe Ahndung zum freudigſten Troſt, jede ſchimmernde Hoffnung zur lichtvollen Gewißheit erhoben. Wir rufen nur wenige ſeiner Verſicherungen ins Gedächtniß zurück. — „Uebet Barmherzigkeit, auch euer Vater im Himmel iſt barmherzig." — „Vergebet von Herzen euerem Nächſten ſeine Fehler, auch euer Vater im Himmel will eure Fehler euch verzeihen." — „Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt in die Welt, daß er ihr Urtheil ſpreche, ſondern, daß die Welt durch ihn ſelig werde." — „Es wird Freude, Freude im Himmel ſeyn, über einen Sünder, der auf Erden Buße thut."

Jeſus zu einem traurigen Tod beſtimmt, zu jedem traurigen Schickſal für das Beſte der Welt entſchloſſen, gab endlich auch noch den Menſchen zur letzten völligen Beruhigung die Weiſung, in dem Blute das er vergießen, in dem Kampf, den er kämpfen, in dem Tode, den er ſterben würde, die Tilgung ihrer Schuld und die letzte Vollendung ihrer Ret-

tung anzuerkennen und zu ergreifen; und seine Apostel fassen diese Erklärung auf, und machen die Wahrheit, daß Jesus für unsre Sünden gestorben sey, zur Grundlage ihrer Belehrungen, worauf sie unsre Ruhe, unsern Trost, unsre Zuversicht am Grabe, und die wirksamsten Ermahnungen zur Liebe Gottes, zum Leben nach dem Sinne Jesu, zum Ringen nach himmlischer Glückseligkeit gründen. War auch diese Wahrheit für eine Art von Menschen wichtig, — sie ist es für alle und zu allen Zeiten; aber war sie es für eine Art von Menschen vorzüglich, so war sie es für die, unter welchen die Apostel zuerst als Lehrer auftraten, und die von Jugend auf, gleichsam zwischen Altären erzogen, keine andere Entsündigung als durch Blut und Tod und Opfer kannten. In diesem Sinne sagt der Verfasser unsers Textes: nicht durch der Opferthiere Blut, sondern er ist durch sein eigen Blut in das Allerheilige eingegangen.

So belehret Gott die Sichern, daß Abweichung von der Tugend Verderben, die Leichtsinnigen, daß Rettung und Hülfe nöthig sey, ladet die Zagenden mit freundlichem Vaterblick zur Versöhnung, bietet den Schwachen die Hand, und tröstet die Trauernden mit erhabenem göttlichem Trost.

Wir haben euch einen großen und wohlthätigen aber doch erst einen Theil der Aufträge Jesu an die Menschen vorgetragen. Der zweite ist eben so wichtig: Gott will des Sünders Besserung, denn er ist heilig.

So das Blut der geschlachteten,

und die Asche der verbrannten Opferthiere reiniget die Unreinen zu der leiblichen Reinigkeit; wie viel mehr wird das Blut Christi, der sich selbst ohne allen Wandel, durch den heiligen Geist, Gott geopfert hat, unser Gewissen reinigen von den todten Werken, zu dienen dem lebendigen Gott!

Gott ist heilig; wir geben euch fast nur einen andern Ausdruck für die nämliche Sache. Er ist auch in seiner Heiligkeit gütig, ganz gütig, denn er will durch unsre Heiligung nur unser Glück. Ewige Vergebung, die nie unsern Dank entflammte, nie Gottes- und Menschenliebe in uns erweckte, nie die Gewissen reinigte von den todten Werken, wäre eine Arznei, die den Kranken von einem Tag zum andern bei dem Leben erhielte und nie gesund machte. Ewig durch Vergebung getröstet, und nimmer gebessert, würden wir uns nie zu der Vollkommenheit, deren die geistige Natur des Menschen fähig ist, emporheben, den süßen Frieden, den eigene Tugend gewähret, nie genießen, und der bessern Freuden des Himmels nie würdiger werden. Wir könnten selbst im Himmel nur ein erborgtes kümmerliches Daseyn haben, würden in den Wohnungen der Seligen uns befinden, Zeugen ihrer Seligkeit seyn, und des völligen Mitgenusses ihres Glücks uns unfähig fühlen.

Laßt uns den Gang verfolgen, wie der Lehrer der Menschheit die für den Himmel Erlösten zur himmlischen Tugend anleitet.

Er macht Besserung und Eifer der Tugend einmal für allemal zur unabläſſigen Bedingung, unter der wir allein der göttlichen Begnadigung, eines ruhigen Ganges durchs Leben, einer frohen Zuversicht im Tode, und eines seligen Heimganges zu Gott uns getrösten können. Sein Evangelium weiß keinen Trost für den, der nicht die Sünde sondern nur die Strafen scheut; es will nicht die Folgen aufheben, um die Ursachen zu mehren, nicht Uebertretungen tilgen, um neuen Uebertretungen Raum zu machen, nicht das Ansehen Gottes dem Muthwillen der Leichtsinnigen preisgeben, nicht durch Straflosigkeit das Verbrechen gutheißen. Ja wenn es das könnte, sein Stifter wäre nicht von Gott gekommen, er hätte den Vater nie gesehen. Es will, wenn es möglich wäre, den Himmel, nicht die Hölle, auf Erden versetzen. Tönt es doch von dem Jordan her: thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen. Daher hören wir auch aus dem Munde des sanftesten Menschenfreundes, der das Verlorene suchen und selig machen wollte, die traurigste Ankündigung für die, welche nur Herr Herr zu ihm sagen, aber den Willen seines Vaters im Himmel nicht thun; und furchtbar, schrecklich furchtbar ist das Urtheil, wenn der verdammen muß, der zu den Menschen kam, um alle selig zu machen, schrecklich der Fluch, wenn er selbst von denen Lippen bebt, die nur des Segnens gewohnt sind.

Der göttliche Menschenfreund macht uns aber nicht nur Tugend zur Pflicht, er lehret uns auch, was Gott gefällige Tugend sey. Es war eine Zeit, in der Menschen aufhörten, sich um das Gute und

Böse in ihren Handlungen zu bekümmern. Es kam bald eine Zeit, in der die lichten Begriffe von gut und böse in ihrer Seele erloschen, und die feine Grenzlinie zwischen Tugend und Laster sich verlor. Es kam wieder eine Zeit, in der sie umkehren wollten, und nicht konnten. Der blöde Verstand, unfähig die Wahrheit wieder zu finden, das erschlaffte Herz, unvermögend sich zur himmlischen Vollkommenheit empor zu heben, schufen sich selbst Grundsätze und Pflichten, zwecklose Büßungen, kalte Ceremonien, einzelne gleisnerische Werke, todte Werke, wie sie unser Text nennt. Jesus Christus stellet uns Gott als den Geist dar, in dem sich alle Vollkommenheiten vereinigen, und leitet daher die Pflicht, ihn im Geiste und in der Wahrheit zu verehren, nicht mit todten Werken zu dienen dem lebendigen Gott. Er macht den Menschen mit seiner erhabenen Würde und mit seiner wahren Bestimmung bekannt, und lehrt ihn durch Selbstbeherrschung jene erhalten und diese erreichen. Er stellt uns die Menschen als Mitgeschöpfe Gottes und unsre Brüder zur Seite, und lehrt uns durch Güte gegen sie dem Schöpfer Dank und uns selbst Liebe erweisen. Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Dies ist das vornehmste und größte Gebot. Das andere ist dem gleich: Du sollst den Nächsten lieben als dich selbst.

Das Evangelium des göttlichen Menschenlehrers bezeichnet aber nicht nur die Gesinnungen und Thaten, die gut sind, sondern stellet sie auch von ihrer

liebenswürdigſten Seite dar, und empfiehlt ſie durch die edelſten Beweggründe. Es mildert durch ſo viele ſchöne Wahrheiten das Herz, und ruft ſeine beſſern ſanftern Gefühle, deren es fähig iſt, ſo wirkſam hervor, daß ihm das Liebenswürdige der chriſtlichen Tugend bemerkbar werden, und der Wunſch in ihm erwachen und wirken muß, ſo gut, ſo rein, ſo edel zu werden Es macht den Einfluß unſers Verhaltens auf unſre Ruhe und Freude fühlbar, erinnert uns unaufhörlich, daß wir unſterblich ſind, und bringt jede unſrer vorübergehenden Handlungen mit unſerm ewigen Schickſal in Zuſammenhang, gründet Tugend auf Wahrheit und Unſterblichkeit. Es ſchöpft aus keiner andern Quelle als tief aus der Natur des Menſchen ſelbſt. Ich darf ſagen: es lehrt nicht und befiehlt nicht; es giebt dem Verſtande die Richtung ſich ſelbſt zu belehren und zu überzeugen, dem Herzen die Stimmung ſich ſelbſt die heiligſten und unverbrüchlichſten Geſetze aufzulegen.

Das Evangelium von Jeſu belebt endlich durch die Lehre von der Verſöhnung den Muth nach der Vollkommenheit, die er empfiehlt, mit Vertrauen zu ringen. Ohne Zweifel eines der wichtigſten Verdienſte, die der Erlöſer um unſre Seligkeit hat. Redet einem Unglücklichen, der durch Schuld oder Mißgeſchick von ehemaligem Wohlſtand in Armuth herabgeſunken iſt, von Klugheit, Sparſamkeit und Fleiß, ſo viel ihr wollt, preiſet ihm die Vortheile dieſer Tugenden, ſo beredt ihr könnt; ihr kommet zu ſpät. Je ſchwerer, je unmöglicher es ihm ſcheinen muß, ſich wieder zu ſeinem vorigen Glücke em-

porzuſchwingen, deſto muthloſer wird ihn eure Beredſamkeit machen, ihn, der ſchon ſein Beſtes verloren hat, deſto gleichgültiger gegen den traurigen Reſt machen, der ihm noch übrig iſt. Ebenſo leget einem Greiſen, der zum Grabe wankt, die ſchönſten Lebensplane vor, öffnet ihm die glänzendſten Ausſichten. Ihr werdet ihn einen Augenblick in dieſe Täuſchung hinzaubern, aber er wird auch mit den Worten des Nikodemus fragen: kann ein Menſch auch wieder in ſeiner Mutter Leib gehen, und geboren werden, wenn er alt iſt? — Ebenſo ſchildert dem ſündigen Erdenſohn den ſüßen Frieden mit Gott, den Troſt des Gewiſſens, das Glück der Gerechten. Seine Thränen werden Zeugen ſeiner Rührung ſeyn, aber je ſcheuer er zum Himmel aufblicken muß, je gewiſſer ihn ſein Herz verdammt, deſto fruchtloſer wird euer beſter Rath an ihm verloren ſeyn. Wer ſetzt mich Verlorenen wieder auf die unerreichbare Stufe zurück, auf die mich mein Schöpfer geſtellt hat, von der ich ausgehen muß, um mich mit unbelaſtetem Gewiſſen zur Vollkommenheit zu erheben? Jeſus Chriſtus ſetzt dich zurück, wenn er ſagt: Mein Sohn, deine Sünden ſind dir vergeben, gehe hin, und ſündige nicht von neuem.

So hat Gott durch Chriſtum die Gefallenen begnadiget; ſo will er die Begnadigten heiligen. Laßt uns, chriſtliche Zuhörer, die wir ſeinen Namen nennen, und getauft ſind auf ſeinen Tod, unſern Troſt, wenn unſer Gewiſſen zagt, Licht und Leitung, wenn es irrt, Aufmunterung, wenn unſer Muth erbebt, in dieſem Evangelium ſuchen. Laßt uns durch

Vertrauen auf Gott unſern Glauben an Jeſu Verheißung, durch Veredlung unſers Sinnes und Wachsthum in jeder Tugend unſere Huldigung zu ſeiner Wahrheit beweiſen. Ihr ſeyd Menſchen, gewiß fühlt euer Herz die Größe ſeiner Liebe, den Werth ſeiner Aufopferung, und Regungen des Danks für beide. Nehmet die Wahrheit: Dank der Lippen lohnt ihm nicht, ihr könntet ihm nur durch die Freude danken, keine ſeiner Wohlthaten an euch verloren zu ſehen. Es preiſe dich, Freund der Menſchen, die Geſinnung guter Herzen, es verherrliche dich auf Erden der Segen guter Thaten, es lohne dir im Himmel die Freude der Gerechten, die, von deiner Wahrheit geleitet, den Weg zu dir gefunden haben. Amen.

Predigt

am Sonntage Jubilate 1793

über Joh. 16, 16 — 23.

Noch ſtehen wir von ferne, du unſer Schöpfer und Vater, noch ſchauen und beten wir aus dem Staube zu dir empor. Aber dein Geiſt gibt unſerm Geiſte das tröſtende Zeugniß, daß wir deine Kinder ſind, die einſt nicht im Tode erliegen, nicht umſonſt und nicht ewig mit Erdenſchwachheit kämpfen, ſondern durch Wahrheit und Vollkommenheit dir näher kommen ſollen. Leite du uns zwiſchen den mannigfaltigen Irrwegen, die ſich in Elend und Jammer verlieren, an Täuſchung und Schein vorbei, auf dem guten Wege, der zum ſeligen Ziele führt. Laß uns mit Demuth forſchen und zunehmen in deiner Erkenntniß, mit frommem Eifer zum höhern Leben uns vorbereiten, und dann mit Geduld und Vertrauen auf die Stunde harren, in der wir Irrthum, Schwachheit und Sünde zurücklaſſen, und mit den Engeln vor deinem Thron anbeten ſollen in ewiger

Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit. Heilige uns auch in gegenwärtiger Stunde zu diesem großen Beruf. V. U.

Joh. 16, 16 — 23.

Es gehört mit in das Loos der Endlichkeit und Eingeschränktheit, andächtige Zuhörer, in die Mischung der Vorzüge, welche uns über das Thier erheben, mit den Unvollkommenheiten, die uns unter den Engel herabsetzen, daß das Streben des menschlichen Geistes nach Aufschluß über so viele unerkannte Gegenstände, die uns doch so wichtig sind, und unergründete Schicksale, die uns doch so fühlbar treffen, stets aufgeweckt und rege erhalten, und doch, so lange wir unter der Sonne wandeln, nie befriedigt werden soll. Auch der Gleichgültigste wird wenigstens durch sein eigenes Schicksal und durch Begebenheiten, die nahe genug unter seinen Augen vorgehen, und der Aufmerksamere noch durch so viele andere Veranlassungen oft genug zu Fragen, Muthmaßungen und Zweifeln aufgefordert, in denen er sich oft desto unwegsamer verirrt, je länger er die Spur verfolgen will, die ihn zur Wahrheit zu führen scheint.

Warum läßt Gott, wenn er eben so allmächtig, als heilig und gut, eben so heilig und gut als allmächtig ist, warum läßt er gleichwohl so viel absichtlich Böses, und so viele unglückliche Wendungen der besten Absichten in einer Welt zu, wo doch alle einzelne Handlungen, ihr Beginnen und ihre Folgen unter seiner leitenden Vorsehung stehen? Warum muß so oft die gekränkte Unschuld, — vielleicht ohne

Rechtfertigung, ungetröſtet, unbedauert leiden, und das verwegene Verbrechen ſiegt? Warum gab Gott hier dem edeln Menſchenfreund zu einem gefühlvollen liebenden Herzen nicht auch das Vermögen, die heiße Zähre des Jammers auf dem Angeſichte eines Unglücklichen zu trocknen? Und durch welche ſeltſame Wahl der Vorſehung kam dort Kraft und Vermögen, ſo viele zu tröſten und zu beglücken mit einem Herzen zuſammen, das keine fremde Noth und keine fremde Freude fühlen kann? — Warum mußte hier der Säugling, der kaum die Erde begrüßte, wie eine geſehene und verſchwundene Erſcheinung wieder dahin ſterben? Warum mit dem Jüngling voll der herrlichſten Anlagen die ſchöne Hoffnung für künftiges Menſchenwohl in den Staub fallen? Warum der kraftvolle Mann aus einem wohlthätigen Wirkungskreis, und aus der Mitte unverſorgter, troſtloſer Kinder ins Grab wandeln, und dort harrt der arme verlaſſene Greis, den keines Kindes liebende Hand mehr pfleget, keines Enkels freundlicher Blick tröſtet, mit müdem, gebrochenem Blick auf ſeine Erlöſung, und Gott läßt ihn nicht ſterben? — Was iſt Gott? Wo iſt er? Wo iſt der Himmel? Wie wird einſt unſer künftiger Zuſtand von dem jetzigen verſchieden ſeyn? Welche Quellen der Glückſeligkeit wird uns die Ewigkeit öffnen? Faſt lauter Fragen, auf die uns ſelbſt der große Menſchenlehrer keine andere als die vorläufige Antwort ertheilt: es kommt ein Tag, an demſelbigen werdet ihr nichts mehr fragen.

So ſtaunten einſt die Jünger Jeſu Chriſti über dem bevorſtehenden Schickſal ihres göttlichen Freun-

des. „Was iſt's, daß er ſagt: über ein kleines, ſo werdet ihr mich nicht ſehen, und aber über ein kleines, ſo werdet ihr mich ſehen, denn ich gehe zum Vater.“ Und Jeſus, ſtatt eines Aufſchluſſes, gibt ihnen ein neues, noch größeres Räthſel: „Weinen werdet ihr und wehklagen, und die Welt wird ſich freuen, ihr aber werdet traurig ſeyn; — doch wenn ich euch wieder ſehe, wird Ruhe und unentreißbare Freude in eure Seelen zurückkehren, und an demſelbigen Tage werdet ihr mich nichts fragen.“

Wir haben eines Gegenſtandes erwähnt, der unſers weitern Nachdenkens nicht unwerth iſt.

Weisheit und Güte iſt auch das, daß uns der Schöpfer über manches, was uns wichtig ſcheint, nicht ſo deutlich belehrt hat, als wir wünſchen.

1) Gottes Abſicht iſt weiſe und gut.
2) Mögen auch wir uns weiſe in unſerer Lage benehmen.

Eine Menge wichtiger Wahrheiten, deren Erkenntniß ſchon für unſer jetziges Leben von Folgen iſt, die uns Licht auf dem Wege, den wir wandeln ſollen, Muth zu edlen Entſchließungen, Troſt und Freude in den Widerwärtigkeiten des irdiſchen Lebens gewähren können, ſollen uns darum nicht verſchloſſen ſeyn, weil ſie der Schöpfer uns nicht eben

so nahe als manche andre vor die Augen gelegt, und dem ersten flüchtigen Anblick bemerkbar, verständlich und einleuchtend gemacht hat. Er wollte uns in die Nothwendigkeit versetzen, sie zu suchen, wenigstens die Spuren, die er uns in der Natur vorgezeichnet hat, die Winke, mit welchen er uns in der Offenbarung aufmerksam macht, selber zu verfolgen. Aufmerksamkeit auf die Werke Gottes, Blicke in unser vergangenes Leben, wie zum Beispiel schon manches, was einst düster und traurig begann, lichtvoll und froh sich endigte, fromme Betrachtung der Lehren, welche die Religion uns aufstellt, Betrachtung mit einfachem geradem Menschensinn und gutem offenem Herzen, diese Beschäftigung wird uns in der großen Lection Gotteserkenntniß gewiß immer weiter führen, uns in die Rathschlüsse und Führungen des Ewigen immer mehr mit festem beruhigtem Blick eindringen lassen, und die Ahndungen, mit denen sich das Herz so gerne von Zeit und Erde, von Tod und Grab hinweg in die Zukunft über den Wolken erhebt, immer mehr berichtigen, mit den Einsichten des Verstandes in Einigung bringen, und so zur frohen Ueberzeugung erheben. Wahrheit, die Frucht eigenen Nachdenkens, Ueberzeugung auf Erfahrung gebaut, wird dann unserm Herzen werther, unserm Leben gegenwärtiger, wirksamer zu Trost und Freude und fruchtbarer zu allen Tugenden seyn. Wahrheit die Frucht eigenen Nachdenkens, und Ueberzeugung auf Erfahrung gebaut, wird uns am längsten, und ausdauernd gegen die Lockstimme der Sinnlichkeit, gegen unselige schwankende Zweifelsucht, und gegen die leichtfertige

Ueberredungskunſt des Spötters und Verführers bewahren.

Doch auch der aufmerkſame Geiſt, wie ſehr er nach Licht und Wahrheit dürſtet, wird ſeine Grenzen finden, und über die lichtern Gegenden hinaus ſich bald wieder in Dämmerung und Nacht verlieren, wenn er noch lange weiter forſchen möchte über ſeine jetzige und künftige Beſtimmung, Verhältniſſe und Schickſale.

Sehr natürlich, wir ſind Menſchen und keine Engel. Wir können und ſollen jetzt noch nichts anders als Menſchen ſeyn. Die Wahrheit iſt nicht ferne von uns; ſie liegt aufgedeckt in unſrer Mitte; der Engel ſchaut ſie da mit leichtem Blick, wo wir ſie mühſam ſuchen und nicht finden. Aber uns mangelt als Menſchen die Fähigkeit ſie zu bemerken und zu unſerm Eigenthum zu machen. Das irdiſche Auge ſieht ſie nicht, denn der unvollkommene Verſtand würde ſie doch nicht faſſen; der Verſtand faßt ſie nicht, denn das ſinnliche Herz würde ihren hohen Werth doch nicht fühlen; das Herz fühlt ſie nicht, denn unſere ſchwache Kraft würde ſie doch nicht zur Weisheit und Glückſeligkeit benutzen können.

Wir ſind Menſchen, Geſchöpfe wunderlichen Sinnes. Irgendwo mußte Gott unſerm Wiſſen und Verſtehen eine Grenzlinie ziehen, wenn er uns nicht zu ſich auf den Thron der Allwiſſenheit erheben wollte. Vergebens wähnen wir in der Stunde des bangen Zweifels, oder wenn wir ſtaunen über die Unbegreiflichkeit unſerer Schickſale,

daß ein belehrender Wink von oben, ein Blick in die nächste Zukunft uns beruhigen würde. Wenn zum Beispiel dem Unglücklichen die Stimme der Wahrheit aus dem Munde Gottes dem irdischen Ohre vernehmbar die trostvolle Versicherung gäbe: dein jetziges Schicksal, wie traurig es auch scheine, führt dich der Glückseligkeit wohlthätig entgegen; bald würde er lüstern seyn, zu wissen, auf welchen Wegen, durch welche Zusammenhänge sich sein gegenwärtiges Geschick in Segen und Wonne auflösen würde. Oeffnete ihm die Vorsehung auch diesen Blick, geschwind genug würde er zu dem nämlichen Zwecke viele andere Mittel wissen, und staunend fragen, warum Gott das unzweckmäßigste, (so dürfte es ihm scheinen), warum er das langsamste und kostbarste unter allen wählte. Der Habsüchtige sammelt nie genug; der Unruhige arbeitet sich nicht müde; und der Kleinmüthige banget sich nie satt, der Zweifler findet des Zweifelns, und der Forschsüchtige des Fragens kein Ende. — Irgendwo mußte Gott unserm Wissen und Verstehen eine Grenze ziehn, und hat er sie nicht weit genug gezogen? Mit welchen schönen, fruchtbaren, trostvollen Wahrheiten weiß sich schon die Vernunft selber zu berathen? Mit welchen göttlichen, kraftvollen, zum Himmel heiligenden Belehrungen hat die höhere Offenbarung den Verstand bereichert? Wie führt uns nicht jede duftende Blume des Feldes einem allmachtsvollen liebenden Schöpfer entgegen? Wie erinnert uns nicht jede leise Berührung des Gewissens, was unsre Bestimmung, unsre Pflicht und Würde sey? Wie strahlt uns vom sternenvollen Himmel die Unsterblichkeit, Fortdauer über dem Grabe des Menschen, und Fortdauer über den

Trümmern der Erde entgegen? Und neben uns leben so viele Geschöpfe, die kein Strahl der Vernunft erheitert, die, mit dem gegenwärtigen Augenblick beschäftigt, den vorigen vergessen, und den künftigen nicht ahnden.

Wir sind Menschen, und müssen es seyn, so lange wir auf dieser Erde wandeln, und in diese Einrichtung der Dinge passen wollen. Größere Vollkommenheit würde uns nur desto öfter erinnern, und desto drückender es fühlen lassen, daß wir hier im fremden Lande wallen, daß Schatten und Schein uns allenthalben umgibt, und die Vergänglichkeit auf dem Fuße nachfolgt, daß die Erde unsern unsterblichen Geist, und er die Erde nichts angeht. Es war Gott ein Leichtes, die Kraft unsers Geistes zu höherer Erkenntniß zu erwecken. Aber der nämliche geschärfte Blick, der uns auf manche vielleicht wichtige, vielleicht heilsame Erkenntniß führen würde, der würde uns auch über Geheimnisse belehren, die uns zu unserm Glück verborgen sind. Welche neue Weisheit könnte uns lohnen, mit welchem Vortheil könnte sie uns das unermeßliche Elend vergüten, das uns unausbleiblich treffen müßte, wenn wir zum Beispiel den Zusammenhang unsrer jetzigen und künftigen Schicksale verstehen, also auch aus den Begebenheiten des gegenwärtigen und vergangenen Lebens die Begebenheiten der folgenden Tage mit Gewißheit berechnen könnten? Wir dürften nur unsre künftigen Schicksale vorher wissen, ach wie würde dann der Aengstliche zittern und der Sichere pochen! Wie würden Weisheit und Tugend in allen Ständen und-

Altern scheitern, und Glückseligkeit ein fremder Name seyn! Die besten Freuden der glücklichen Stunde wären verloren, wenn wir sie so ferne und langsam herannähern sähen; und das Unglück würde uns erdrücken, ehe es käme. Wir würden darben, ehe wir arm wären, kraftlos da liegen, ehe wir krank würden, und todt seyn für uns und die Welt, ehe wir stürben. Die sanfte Hoffnung, die jetzt das Bessere nur wahrscheinlich glaubt, würde in Sicherheit ausarten, und die heilsame Wachsamkeit, die das Schlimmere nur für möglich hält, in trostlose Verzweiflung verwildern. Schön sagt Salomo: „Am guten Tage sey gutes Muthes und den bösen halte auch für gut; denn Gott schuf diesen neben jenem, daß der Mensch nicht wissen soll, was zukünftig ist.

Wir sind Menschen, und sollen es seyn, um einst mehr zu werden. Keine für uns wichtige Wahrheit soll uns ewig verschlossen, kein Glück unerreichbar bleiben. Der ganze edle Schatz ist unser, uns aufbewahrt in den Händen unsers Vaters. Aber weise theilt er uns das Gute in einzelnen sparsamen Gaben zu, um uns den Genuß zu verlängern und zu vermehren, und den Wachsthum unserer Kräfte durch Uebung zu befriedigen. Der Plan unsrer Beglückung durch Wahrheit und Tugend ist für unsere unsterbliche Dauer berechnet. Es wäre ein unkluger Vater, der seinen Kindern alle Freuden, die er ihnen zugedacht hat, auf einmal in den Schooß schüttete. Er würde sie nicht erquicken, sondern betäuben, nicht Freude sondern Gleichgültigkeit in ihnen erwecken, und sich selbst der Mittel berauben, ihre fortdauernde Folgsamkeit

zu belohnen, und ihren wachsenden Eifer zu ermuntern. So erzieht Gott seine Unsterblichen nicht. Langsam führt er uns von Stufe zu Stufe zur Weisheit und Vollkommenheit empor. Wir schauen immer näher die Wahrheit auf ihrem erhabenen ewigen Thron, und übersehen, je höher wir kommen, desto lichtvoller den reinen Zusammenhang dessen, was uns nur darum verwirrt und mangelhaft scheinen muß, weil unser Auge nur einen unbedeutenden Theil des Ganzen zu messen vermag; und der große belehrende Tag bleibt nicht aussen, auf den uns Christus in unserm Evangelium vertröstet: Ihr werdet mich nichts mehr fragen.

Gottes Absichten sind weise und gut; mögen auch wir uns weise und gut in unsrer Lage benehmen.

Unsre Pflicht ist es, unsre geistige Kraft zu üben, mit Demuth zu forschen nach Wahrheit. So thöricht und vermessen es wäre, in Geheimnisse eindringen zu wollen, die Gott unserm Auge verborgen hat, so unverantwortlich würde es seyn, die Kraft des Geistes, die er dem Menschen zum Eigenthum gab, schlummern zu lassen im Dienste der Eitelkeit, gleichgültig zu seyn gegen die Belehrungen, die uns mit so großem Aufwand in der Natur und Offenbarung aufgestellt und überliefert sind, sich selbst fremde zu bleiben, die Kenntniß seiner ganzen Pflicht, die edelsten Beweggründe zu ihrer Erfüllung, Nahrung des Glaubens, Tugend und Freude sich selber zu versagen. Wir haben noch vieles zu lernen, noch manches Irrthums Ungrund

zu erkennen, noch manchen Zweifel und Wahn zu berichtigen, noch an manche troſtvolle Wahrheit den Glauben in uns zu befeſtigen. Betrachtet in den Werken der Natur wie in einem Spiegel die Eigenſchaften und Größe ihres Schöpfers. Verfolget in euern Erfahrungen wie an einem zarten Leitfaden ſeine Führungen und Abſichten. Leihet euer aufmerkſames Ohr den Belehrungen des Evangeliums von Jeſu Chriſto, und öffnet ſeiner höhern Gottesweisheit den Verſtand und das Herz. Werdet weiſe zur Seligkeit. Die Güter, die wir von der Erde uns zum Schatze ſammeln, fordert einſt die Erde an uns zurück; die beſſere Weisheit des Geiſtes geht mit ihm in die Ewigkeit hinüber, und wird dort die Grundlage ſeines höhern Wachsthums. Die Fähigkeit und Geſchicklichkeit des Körpers verſchwindet mit ihm auf der Erde; die beſſere Kraft, die wir in unſerm Geiſte wecken und ausbilden, macht uns zu unſerer Beſtimmung im Himmel fähig.

Nur ſollen wir, indem wir Wahrheit und Aufſchluß ſuchen, über den minderwichtigen Fragen und Gegenſtänden die wichtigſten nicht vergeſſen. Wer bin ich? Wem verdanke ich Leben und freudiges Daſeyn? Wozu bin ich da? Wozu habe ich jede meiner Anlagen, meine Vorzüge vor allen ſichtbaren Geſchöpfen der Erde empfangen? Habe ich bisher meinem Schöpfer in Anbetung, Dank und Vertrauen gehuldiget? Habe ich nie den Frieden ſeiner Geſchöpfe geſtört? Bin ich auch keinem den Dank, die Belehrung, den Rath, den Troſt, die Hülfe, die Liebe ſchuldig geblieben, wozu die Stimme meines Verſtandes, die Gefühle meines

Herzens und der ausdrückliche Wille meines Schöpfers mich aufforderte? Dauert nicht irgendwo noch eine Unvollkommenheit, ein Leiden auf meine Rechnung fort? Welche Fehler habe ich noch abzulegen? Was macht mich weiser, beſſer und beruhigter? Herrſchet der Geiſt Jeſu Chriſti in meinen Geſinnungen? Wohnet ſein Friede in meinem Herzen? Erneuert ſich das Bild ſeiner menſchenfreundlichen Tugenden in meinem Leben? Ich werde vielleicht morgen nicht mehr unter den Sterblichen wandeln, aber werde ich bereit ſeyn, vor dem Richterſtuhl der Wahrheit und Gerechtigkeit zu erſcheinen, und das Leben der Ewigkeit zu beginnen? Dieſe gewichtvollen Fragen ſind es, die uns näher als jede andre angehen, die wir uns beantworten können und ſollen, deren Aufſchluß uns zur Seligkeit kann weiſe machen. Dieſe gewichtvollen Fragen machet in den Stunden der Einſamkeit, des Ernſtes und Nachdenkens zum Gegenſtand eurer Unterſuchungen, — und laßt Gott in ſeiner Regierung walten. Laſſet ihn dafür ſorgen, wie er die Unſchuld, wo ſie unterdrückt wird, hervorziehen und krönen, wie er Religion und Tugend gegen Unglauben, Spott und Verfolgung retten, wie er eure Sache und die Sache der Menſchheit ausführen werde zum Ende.

Doch es ſoll nicht bloß die letzte erzwungene Entſchließung menſchlicher Ohnmacht ſeyn, mit der wir Gott überlaſſen, was wir nicht ändern können, und endlich aufhören zu fragen, wo er keine Antwort ertheilt; vielmehr ſollen wir *aus dem, was wir wiſſen, über das, was wir nicht wiſſen, uns beruhigen*, mit Freuden unſere Schick-

ſale und die theuerſten Angelegenheiten des Herzens in die beſſern Hände des Allesvermögenden und Alliebenden legen, und ihn mit dem kindlichen Zutrauen ehren, daß er, deſſen Wege ſo weit wir ſie kennen, tadellos und gut ſind, auch weiter hinaus alles ausführen werden zu einem guten und ſeligen Ende. —

Die Bahn die ich zu durchwandeln habe, die Leiden und Freuden, die meiner noch warten, ſind zwar meinem forſchenden ſpähenden Blicke noch verborgen; aber ich ſchaue in mein vergangenes Leben zurück, und verkenne die Spuren eines unſichtbaren Führers nicht, der mir auch im Unglück nie Kraft zum Dulden, nie Troſt gebrechen ließ, und oft mit unerwarteter Hülfe, und Freuden, die ich nicht zu hoffen wagte, mein zagendes Herz beſchämte. Ich weiß nicht, wie nahe oder fern mein Grab mir offen ſteht; aber das weiß ich: es ſind alle Haare auf meinem Haupte gezählt, und es fällt keines herunter ohne den Willen meines himmlichen Vaters. Ich verlaſſe die Erde, und auf ihr alle, die ich liebe, alle, die mir kummervoll und troſtlos nachweinen; aber ich weiß daß ſie unter dem Auge einer ſorgenden Vorſehung zurückbleiben, und daß mein Daſeyn oder Hingang, ich das ſchwache Erdengebilde, an ihrem Plan und Gang nichts irre machen noch ändern kann. Dunkelheit liegt über den Gräbern; aber aus dem Dunkel trat im Glanze der Unſterblichkeit ein Mann hervor, der uns Wiedererwachen aus des Grabes Nacht, und eine Wonne ankündiget, die kein irdiſches Auge ſehen, kein Ohr vernehmen, und kein Herz begreifen kann. Die Erde iſt

ſchön und wonnereich; wie ſchön muß der Himmel, wie groß die Wonne ſeyn, mit welcher Gott den Unſterblichen die Banzigkeit des irdiſchen Todes bezahlt! —

Aber wir wandeln noch dieſſeits des Grabes. Unſre Pflicht iſt es nach dem Maß unſrer gegenwärtigen Kenntniſſe zu handeln, der Ewigkeit die uns über alles belehren und alles vollenden wird, auf dem Wege der Tugend entgegen zu wallen. Denn alle erworbene Erdenweisheit, und alle Engelsweisheit, wenn wir ſie vom Himmel herabzaubern könnten, wäre ein todter vergrabener Schatz, wenn ſie nicht beſſernd und heiligend in unſern Geſinnungen wirkte, und zu edler Thätigkeit unſer Leben beſeelte. Wir wollen alſo den Schöpfer jetzt noch nicht ſo wie der Engel erkennen; laßt uns ihn ſo, wie er dem Menſchen erkennbar iſt, verehren, vor dem Allmächtigen in Demuth anbeten, dem Allweiſen Vertrauen, den Liebevollen und Erbarmer lieben, vor dem Auge des Allſehenden wandeln, und dem Willen des Heiligen und Gerechten durch unſern Wandel entſprechen. Wir wollen nicht eindringen in den Plan ſeiner Weltregierung; laßt uns ſeine Abſichten, ſo wie ſie unſerm Auge erkennbar ſind, befördern, das Gute lieben, befördern und ausbreiten, wo wir es finden, dem Unglücklichen die Schale des Troſtes und die Hand der Hülfe reichen, keine Thränen, als wo es möglich iſt, Thränen des Dankes und der Freude in die Augen unſrer Brüder preſſen, auch fremder Vergehungen Folgen einſchränken, durch unſern Beitritt zur guten Sache Jeſu Chriſti, Glau-

den, Wahrheit und Tugend in der Welt erhalten und fortpflanzen, das Leben des Himmels auf der Erde beginnen, und des Himmels Freuden durch Sanftmuth und Liebe auf die Erde herabziehen.

Ein Leben der Gottſeeligkeit gewidmet führt uns der belohnenden Ewigkeit entgegen, und die Ewigkeit iſt es, die uns einſt über alles belehren wird. Wenn die Verhältniſſe der Erde ſich in die Verhältniſſe des Himmels auflöſen, dann wird vor unſerm Auge Alles Licht, Zuſammenhang und Ordnung ſeyn. Dort werden unſre Klagen in Dankgeſänge, unſre Zweifel in Wahrheit, unſer Staunen über das Unbegreifbare in frohe Bewunderung des Begriffenen ſich umwandeln. Und an demſelbigen Tage, ſagt Jeſus, werdet ihr mich nichts fragen.

Dort werd ich das im Licht erkennen,
Was ich auf Erden dunkel ſah,
Das wunderbar und heilig nennen;
Was unerforſchlich hier geſchah.
Da denkt mein Geiſt mit Preis und Dank
Die Schickung im Zuſammenhang. Amen.

Predigt

am Sonntage Exaudi 1800

über Luc. 20, 9 — 18.

Erfreut mit vielfachen Gaben, an Geiſt und Körper und Glück, reich an Gelegenheit und wohl auch an Mitteln gutes zu wirken in deinem Reich, geſtärkt mit der Ahndung der Unſterblichkeit auf einer Erde voll Gräber, blicken wir zum Himmel auf und bekennen: Alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe iſt von dir, Vater des Lichts!

O daß wir denn auch deine wohlthätigen Abſichten verſtehen, und in der Anwendung unſerer Kräfte und in dem Genuſſe unſers Glücks ſie nie aus den Augen verlieren mögen! Daß wir an unſerer Stelle Gutes um uns her in deinem Reiche befördern und ſelber beſſer werden mögen, Vater des Lichts.

Dazu ſtärke uns der fromme Glaube an deine Nähe und Aufſicht über uns, auch wenn du ferne ſcheineſt; es ſtärke uns dazu der ernſte Gedanke an den verborgenen Tag der Rechenſchaft und der Vergeltung. Erleuchte in dieſer Stunde durch dein Wort unſern Verſtand, das Gute zu erkennen. Heilige unſer Gemüth, es zu wollen. Gib zum Beginnen Muth, und Kraft zur Vollendung. V. U.

Text Luc. 20, 18.

Die Gleichnißrede, welche wir euch vorgeleſen haben, ſtellt eigentlich unter ihren verſchleiernden Bildern das Betragen der Iſraeliten gegen die edeln und erleuchteten Männer dar, die von Zeit zu Zeit von der Vorſehung geweckt unter ihnen auftraten, und ihnen die Wahrheit ſagten. So verfolgten ſie ihre Propheten; ſo ſank Zacharias Barachiä Sohn blutig nieder zwiſchen dem Tempel und dem Altar; ſo endete noch in den Tagen Jeſu der ernſte Lehrer der Wahrheit und frohe Vorbote des nahen Himmelreichs; — und Jeſus ſelbſt, von dem alle Propheten zeugeten, der letzte und vollendende in der großen Reihe, der Sohn vom Vater geſendet ſeinen Brüdern zur Rettung. Ja ſie nahmen dich, du Edelſter und Wohlthätigſter, und tödteten dich, und warfen dich hinaus vor den Weinberg. Das iſt der Stein, den die Bauleute verworfen haben, und der zum Eckſtein geworden iſt, ein feſter ſicherer Grund des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung denen, die ihr Beſtes und Heiligſtes auf ihn bauen mögen, und ein Stein des Anſtoßes, ſchmerzhaft verwundend und tödtlich verletzend, denen, die mit thörichter feindſeliger Wuth gegen ihn anlaufen, daß ſie ihn zer-

splittern möchten. So kündigt Jesus unter seinen Zeitgenossen jenen frevelnden Verfolgern der Wahrheit und ihrer Boten, der Tugend und ihrer Verehrer, auch ihr vergeltendes Schicksal an: der Herr des Weinbergs wird kommen, und diese Weingärtner tödten, und seinen Weinberg andern austhun. Es liegt in diesem Gemälde, das Jesus seinen Zeitgenossen vorhält, die ernste Lehre: es ist dem Leichtsinn, und dem Frevelsinn nichts so ehrwürdig und heilig, das er nicht verachten und mißhandeln und mit Füßen treten könnte, und es ist nichts so wohlthätig, so erfreuend, so tröstend und heilend das nicht durch Verachtung, Mißbrauch und Mißhandlung im nämlichen Grade zerstörend würde, wie es wohlthätig seyn kennte; kein Segen auf Erden und im Himmel, den sich der Verächter der Wahrheit und der Tugend nicht könnte in Fluch verwandeln. Aber laßt uns zur Erbauung für diese Stunde die gehaltvolle Gleichnißrede des Erlösers noch von einer andern uns nähern, und dem Herzen ansprechendern Seite mit einander betrachten.

Seinen Weinberg, den er gepflanzt hatte, vertraut ein Mensch, der sich auf lange Zeit entfernen will, einer Anzahl von Arbeitern zur Wartung oder Nutznießung an. Diese während seiner Abwesenheit einer ungestörten Willkühr überlassen, mit ungebundener Hand zu schalten und zu walten, verlieren bald das Verhältniß gegen ihren Herrn und den fernen Tag seiner Rückkehr aus den Augen, und fangen an, das, was ihnen anvertraut war, als Eigen-

thum anzusehen und zu mißbrauchen. Zwar sendet der Herr des Weinbergs Boten um Boten und zuletzt seinen lieben Sohn, um nach seinen Früchten zu sehen. Aber zu spät und umsonst. Keine Warnung warnt die Sichern mehr, bis er selber kommt und Rechnung hält, und verfährt wie recht ist.

Erkennet ihr hierin den Grundstrich eines menschlichen Verhältnisses, einen Zug des menschlichen Herzens? Wie jene Weingärtner an ihrem Orte, so sind wir in dem großen Garten, den Gott gepflanzt hat, durch unsere inneren Fähigkeiten und Kräfte, und durch unsere äußeren Verbindungen, Gelegenheiten und Güter von Gott bestimmt und angewiesen, zu seinen großen heiligen und wohlthätigen Absichten, jeder an seinem Orte in seinem engen oder weiten Wirkungskreise, thätig zu sern. Und was wir in uns oder außer uns gutes besitzen, ist nicht unser Eigenthum sondern anvertrautes Gut.

Wie jene Weingärtner an ihrem Orte, vergißt der Mensch so leicht und so gerne und darum so oft, was er ist, und verlieret bald auf längere bald auf kürzere Zeit den fernen Tag der Rechenschaft aus den Augen.

Wie jenen Weingärtnern, so schickt auch uns der Herr des Weinberges von Zeit zu Zeit Boten, daß wir ihnen gäben von der Frucht des Weinbergs. Kennet ihr sie? O wenn wir sie nicht kennten, wie wahr wäre es, daß der Mensch in leichtem flüchtigem Sinne, oder in tiefem mit irdischen Entwürfen befangenem, von irdischen Geschäften angestrengtem

Sinne selbst die Winke und Ermahnungen übersehen kann, durch welche ihn die erziehende Vorsehung an das erinnern will, was er in Gefahr ist, so leicht zu vergessen!

Unsere innern Fähigkeiten und Kräfte und unsere äußern Glücksgüter sind von einer höhern, weise vertheilenden Hand wie der Weinberg nur anvertrautes Gut. Durch keine Verjährung und durch keine Erbschaft, noch weniger durch Mißbrauch und Ungebrauch kann es unser Eigenthum werden. Zwar wir begründen unser Recht zu manchem ausser uns mit Testament und Taufschein, und bedürfen zu so manchem, was uns Natur verlieh, keines von beiden; und was könnten wir mehr unser Eigenthum nennen, als was wir mit Sorgfalt und Wachen und Arbeiten in uns ausgebildet und ausser uns gesammelt haben? Aber wie oft erfahren und empfinden wir es, daß die menschlichen Ausdrücke, mit welchen wir unter Menschen unsere Vorzüge und Verhältnisse richtig bezeichnen, leerer Schall, und dem, der ihn fest hält, Trug und Täuschung werden, sobald unser Geist an den unsichtbaren Ewigen denkt, der mitten unter den Menschen doch der nächste um uns ist, und wenn alle Menschen sich von uns, oder wir von ihnen uns zurückgezogen haben, uns nahe bleibt!

Gerecht und edel von Menschen geachtet, und wenn auch mit Recht, werfen wir uns vor dem Allsehenden und Heiligen nieder, und beten: **Wer kann merken, wie oft er fehle? Verzeihe mir die verborgenen Fehler.** — Ehre gebend

und

und Ehre fordernd untereinander nach menſchlicher Billigkeit und Recht, treten wir zurück, und beugen uns vor dem Erhabenen, und bekennen: Herr du biſt würdig zu nehmen Preis und Ehre und Kraft, denn durch deinen Willen ſind alle Dinge geſchaffen. — Glücklich geſchätzt von Andern, wenn auch mit Recht, und geſchmeichelt durch das Urtheil, daß wir es ſeyen, und reich an Weisheit und Kraft, unſere Wünſche zu erfüllen, gehen wir in unſer Kämmerlein, und haben doch noch eine Thräne zu weinen, und eine Klage die vor Menſchen nicht laut ward, und im tiefen Gefühl unſerer Ohnmacht einen Wunſch an Gott, der allein überſchwenglich thun kann. Dieſen Unterſchied, dies zweierlei der Verhältniſſe, wenn wir uns neben Menſchen ſtellen, die uns gleich ſind, und wenn wir vor Gott ſtehen, der über uns iſt, laßt uns auch dann nicht aus dem demüthigen Herzen verlieren, wenn wir den Blick in uns auf unſers Geiſtes Kraft oder außer uns auf das alles werfen, was wir unſer Eigenthum und unſer Glück nennen. Laßt uns auch hier ein anderes Gefühl mit einem andern Ausdruck bekennen: „Was ich nur Gutes habe, iſt deine milde Gabe, du Vater alles Lichts, das Daſeyn und das Leben, ward mir von dir gegeben, und ohne dich vermag ich nichts.“ — „Sowohl Verſtand als Kräfte zum nützlichen Geſchäfte, hab ich von deiner Huld, dein iſts, wenn gute Thaten dem Vorſatz wohl gerathen.“ — O wir ſollten ja das ſtille Gefühl und den lauten freudigen Genuß, und jeden Gebrauch unſers Glückes oft mit der Erinnerung

heiligen; der Herr hats gegeben, wenn auch aus dem einzigen Grunde, damit wir, wenn eins oder das andere hier auf dem Schauplatz des Wechsels und Unbestandes uns wieder entrissen würde, damit wir unserm Herzen tröstend wieder sagen könnten: der Herr hats genommen.

Was wir unser Eigenthum nennen, ist anvertrautes Gut, — und wozu?

Werfet einen Blick auf die zahllosen Werke und Anstalten Gottes, auf welche ihr wollt, auf die Sonne, die aus hoher Himmelsferne herableuchtet, auf den Regentropfen, der am Pflanzenkeim der Erde ihr Bild zurückwirft, auf die Knospe, die von beiden gestärkt und erquickt ihre Blüthen entwickelt und den Segen ihrer Früchte ausbreitet; die größte Kraft feiert nicht; die kleinste und schwächste arbeitet nicht wirkungslos, stille und unbemerkbar und langsam, aber nicht wirkungslos; die verschiedenartigste störet nicht; jede wirkt ein in den großen Wirkungskreis an ihrem Orte, und in ihrer berechneten Stunde, und wirkt zu einem großen unverkennbaren wohlthätigen Zweck ihres Urhebers; und die unübersehbarste Mannigfaltigkeit, und eine Ungleichheit, für welche wir weder Maß noch Zahlen haben, theilt sich segnend mit, und gleicht sich vergütend aus in der Erhaltung und Ordnung und Vollkommenheit des Ganzen; und Gott sieht herab auf sein Werk, und freuet sich, daß alles gut ist, der Gott der Weisheit und der Liebe.

Und werfet, wenn ihr eine neue Welt voll unübersehbarer Mannigfaltigkeit und befremdender Un-

gleichheit, voll ſcheinbaren Wiederſpruchs im wohlberechneten Plane der Einheit ſehen wollt, einen Blick auf das, was euch das nächſte iſt, die Menſchheit. Neben dem Weiſen, der mit kühnem Blicke die Sterne des Himmels mißt, wandelt ſein Bruder, und heftet den fernſten Blick auf das Ackerfeld, das ſeinen Bedürfniſſen Brod giebt; und neben dem Fröhlichen in ſeiner Kraft, ſchleicht der Traurende an ſeinem Stab, und zwiſchen der aufkeimenden Kindheit und zwiſchen dem niederſinkenden Alter ſtehet ihr die gedeihliche Mannesſtärke, und neben der Schüchternheit den Muth, und an der Schwelle des glücklichen Reichen den Lazarus in ſeiner Armuth. Und wir ſind alle deine Kinder, Gott der Weisheit und der Liebe, in dieſer Welt um uns her voll Kräfte, die nimmer ſtocken, voll Ordnung, die ſich nimmer verwirrt, voll Segen, der nicht ausbleibt, und haben, was jedem davon zu Theil ward, von deiner weiſe vertheilenden Hand, und die Leiden die uns daran erinnern, daß wir auf der Erde, und nicht im Himmel ſind, auch von deiner Hand, und ſind durch die mannichfaltigſten Bande, der Gefühle, der Bedürfniſſe, der Schickſale, der Geſetze miteinander verbunden; keiner dem andern fremde, und können durch unverdroſſenen weiſen und liebenden Gebrauch unſerer Kräfte und Gaben unſer aller Wohl befördern und ſegnend mittheilen und vergütend ausgleichen, und fühlen, daß wir's können, und wiſſen, daß wir's ſollen.

Wir wiſſen, daß wir's ſollen, und mit welcher Verantwortung wir's ſollen. Sagte es uns auch nicht unſer Herz, es iſt eine von den Ermahnungen,

die Jesu immer so nahe lagen, eines von den Bildern, das in seinem belehrenden Vortrage so oft wiederkehrt, das Bild eines weisen Hausvaters, der seinen Hausgenossen in ungleichem Verhältnisse seine Güter anvertraut, Treue von jedem und weise redliche Anwendung fordert, und am Tage der Rechnung, erwartet oder unerwartet, nicht ausbleibt; der die Treue, womit der eine zehn, der andere fünf Pfund verwaltete, mit gleichem Wohlgefallen ehrt, und mit der schönsten, würdigsten Belohnung, mit höherem Zutrauen ehrt, und eben so furchtbar gerecht als milde und gütig dem Engherzigen, der sein Pfund verscharrte, und dem Leichtsinnigen, der es gewissenlos verschleudert, das Zutrauen entzieht, dessen er nicht werth war, und den strafenden Gefühlen seines Gewissens und seiner Unwürdigkeit ihn überläßt. —

Wundert euch nicht, daß es ihm in allen seinen Belehrungen so nahe lag. Es lag mit der Stärke des eigenen Gefühls und Bewußtseyns in seinem frommen Herzen, und leuchtete mit der Stärke und dem Segen der Wahrheit aus seinem wohlthätigen Leben. So bekennet er: ich muß wirken die Werke dessen, der mich gesendet hat, so lange es Tag ist; und er wirket sie am heitern und am trüben Tage mit Gebet und Freudigkeit und Thränen, und ist am niedersinkenden Abend noch nicht fertig, wenn ihm der Vater noch ein gutes Herz entgegenführt, das er mit neuer Kraft zur Tugend stärken, oder ein wundes Herz, das er in Trost vom Himmel einhüllen kann. — So betet er über seine Jünger. Einst hatte er sie,

wie vom Zufall ihm entgegengebracht, ſelber gefunden an der Zollſtätte und am Meer. Drei Jahre lang waren ſie der Gegenſtand ſeiner unterrichtenden und erziehenden Liebe. Sein Geiſt war es, der in ihnen glaubte und liebte, und hoffte und duldete. Sein Segen und ſeine Wohlthat war der große himmliſche Schatz, der für eine ſpäte ferne Nachwelt in ihren Seelen ſich ſammelte. Aber betet über ſie: heiliger Vater, ſie waren dein, und du haſt ſie mir gegeben, und ich habe ſie erhalten in deinem Namen, die du mir gegeben haſt, und umfaßt ſein ganzes wohlthätiges Leben mit einem Blick, und betet: Ich habe dich verklärt auf Erden, ich habe das Werk vollendet, das du mir gegeben haſt, das ich thun ſollte.

So glaubte und ſo lehrte Jeſus, und ſo tönet es ihm noch von dem Munde und aus dem Herzen ſeiner Apoſtel nach. Wir ſind durch unſre Kräfte Haushalter über Gottes Geheimniſſe, und Gott fordert von uns, daß wir treu erfunden werden. Und es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt, und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt Ein Herr, und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirket Alles in Allem, damit in einem Jedem die Gaben des Geiſtes ſich erzeigen mögen zum gemeinen Nutzen; — und wer was ihm anvertrauet ward, zum Guten reichlich und in Hoffnung ſäet, der wird freudig erndten, und wer kärglich und

verdroſſen ſäet, der wird auch kärglich erndten.

Welchen Ernſt und welche Freudigkeit und welchen Segen zum treuen Gebrauch der verliehenen Kräfte könnten dieſe Belehrungen der Religion gewähren, die über unſere Verhältniſſe zu Gott, uns ſelber und die Dinge auſſer uns ſolch himmliſches Licht verbreiten! — Aber wie leicht vergißt es der Menſch im Gedränge der Sinnlichkeit, die ihm ſo viele Zerſtreuungen bietet! Wie leicht verrückt ihn bald Stolz und bald der Eigennutz, bald wilder Hang nach ſinnlicher Ergötzung und bald der ſchwere Hang nach Ruhe und Bequemlichkeit aus dem Standpunkt, auf dem er in ſeiner Demuth ſo groß, in ſeiner Schwachheit ſo ſtark, in ſeiner Armuth ſo reich, in ſeiner Treue ſo belohnt, und in Glauben und Hoffnung ſo ſelig ſeyn könnte!

Und der Herr des Weinberges iſt wie ferne über das Land gezogen, und beobachtet, ſo ſcheint es, den treuen Eifer des Redlichen nicht, und warnet und ſtraft, ſo ſcheint es, die Untreue des Sorgloſen und Verwegenen nicht. Und er wird wohl nicht mehr zur Rechnung kommen, ſo denkt das leichtſinnige Herz, und mißbrauchet ſein Eigenthum; oder es mißbrauchet ſein Eigenthum und denkt gar nichts.

O daß wir uns nicht täuſchen mögen! Er iſt uns nahe. Nahe in unſern Schickſalen, wer darauf achten mag. Wer überraſcht uns oft mit einem Segen, den wir nicht ſuchten und nicht erwarteten, und

wer entzieht uns oft das Liebſte, und das Verwahrteſte unter Schloß und Riegel? Eine verborgene Hand wägt uns ab und zu, und wir wiſſen freilich nicht immer, aber oft gar wohl warum.

Er iſt uns nahe in den unwillkührlichen heiligen Rührungen, die ſo oft das gute weiche Herz beſuchen, und im kalten und harten ſeltener und doch noch oft, und ſpät hinaus noch zucken. Aber ſie kommen und ſchwinden, wie eine verhallende Stimme, wie der Wind, du hörſt ſein Sauſen wohl, aber du achteſt nicht, von wannen er kommt.

Er iſt uns nahe in dem Gewiſſen, wer darauf achten mag, in dem Gewiſſen, das oft einen frohen Tag ohne Gott noch in der Mitternacht mit ſeinen Stacheln bezahlt, und das den Redlichen am Abend eines mühevollen heißen Tages ſanft einſchlummern, und heiter zu einer neuen Reihe guter Thaten erwachen läßt. So ſchlummert er am letzten Abend ſeines Lebens noch ein, und erwacht ſo von der Stimme geweckt: du Guter biſt über wenigem getreu geweſen, ich will dich über viel ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.

Und wo wäre uns Gott nicht nahe? Er iſt es in den Boten, die er uns ſendet, daß wir ihnen geben von der Frucht ſeines Weinberges. Ihr kennet ſie! Es ſind die Seinen, die das ſuchen, was ihr ihnen ſeyn könnt, und das bedürfen, was von Gott für ſie in eurem Herzen oder in eurer Hand liegt; die Unwiſſenden, die euern Rath, die Unerfahrenen, die eure Warnung, die Zarten, die eure

Pflege und Erziehung, die Armen, welche eure erfreuende Gabe, die Angefochtenen, welche eure Vertheidigung, die Niedersinkenden, die eure helfende rettende Hand bedürfen. Es ist das nasse, trübe Auge, das euch um Trost und Linderung anflieht, und jedes blutende Herz, das euch seine Wunden aufdecket.

Dies sind seine Boten, die Gott uns sendet, und der Ruf der Menschlichkeit aus ihnen ist ihre Anweisung an uns; und es ist etwas in uns, das ihre Aechtheit wohl anerkennt. So möge denn der Glaube und die Erinnerung an Gottes Nähe und Aufsicht auf uns, und an die nahe oder ferne Stunde der Rechenschaft unserm Herzen nie fremde werden.

In dem großen Reiche Gottes, das von der Tiefe der Erde bis zum äußersten Sterne nur eins ist, in dem Reiche Gottes, voll weiser Mittel zu guten Zwecken sind wir seine Haushalter, auf welcher Stufe menschlicher Schätzung wir auch stehen mögen, und sind mit dem Berufe geehrt, seine wohlthätigen Zwecke zu befördern. — Möge diese Erinnerung unsere Kräfte und unsern Wirkungskreis uns lieb und theuer und heilig machen. Die Art, wie wir zu dem Besitze irgend eines Gutes gelangt sind, hat unstreitig auf das stille Gefühl, womit wir es besitzen, einen großen Einfluß; und die nämliche Gabe von einer andern Hand gereicht, und das nämliche Mittel zu einem andern Zweck bestimmt, hat einen andern Werth; und der Segen von Gott zum Segnen gereicht, zum Wohlthun nach seinem Bilde — o er hat gewiß den größten heiligsten Werth, und

ihn begleitet große Seligkeit im Nehmen, noch größere im Geben.

Möge dieſer Glaube unſere Treue im Beruf, den uns die Vorſehung angewieſen hat, unterſtützen, den Weiſern und Mächtigern auf ſeiner höhern Stufe mit Demuth, und jeden Geringern auf ſeiner tiefern Stufe mit Zufriedenheit ſegnen, unter Mühe und Schwierigkeiten uns mit Vertrauen und Hoffnung tröſten, und den redlichen nimmer müden Fleiß der Liebe, und jede ihrer Aufopferungen für den Undank der Welt, mit dem Beifall Gottes tröſten.

Möge dieſer Glaube und ſeine Wirkung am Abend des Lebens uns einen frohen Rückblick auf unſer Tagewerk, und einen leichten Gang zur Rechenſchaft gewähren. Möchten wir in unſerer letzten Stunde alle beten können wie Jeſus: Vater ich habe dein Werk vollendet auf Erden, das du mir gegeben haſt. Amen.

Predigt

am erſten Sonntage nach Trinitatis 1803

über Luc. 16, 19—31.

Vater der Menſchen, wir beten zu dir für unſere Brüder auf Erden, die uns nahe und ferne ſind, die wir kennen und die wir nicht kennen, die uns lieben und die uns haſſen, daß du dich ihrer väterlich erbarmen, ihre Unvollkommenheiten und Drangſale mindern, und ſie alle, wenn auch durch mancherlei Leiden, zum Genuſſe deines Friedens führen wolleſt.

Aber wir erkennen es auch, Beten erſchöpft nicht unſere ganze Pflicht; denn du willſt gerne, Gott der Güte, willſt gerne Menſchen erfreuen und ſegnen durch Menſchen. Laß uns die Erhörung unſerer Bitte für ihr Wohl dankbar und freudig erkennen, wenn du uns Unglückliche zuführſt, die unſers Rathes und unſerer helfenden Liebe bedürfen, uns ihre Gebrechen und Klage bekannt werden läſſeſt,

und wir Kraft und Mittel zum Tröſten und Beruhigen und Erfreuen in unſerem Herzen und in unſern Händen finden. Möge dann nie eine mürriſche und unfreundliche Weigerung unſers Wirkens unſer Gebet für ſie zur Lüge machen, und unſer Herz vor dir verdammen. Gut und barmherzig das wollen wir ſeyn, wie du es gegen uns biſt, und mit dieſem Dank für deine Güte dich ehren.

Es ſtärke uns dazu die Betrachtung deines Wortes in dieſer Stunde, und unſer ſtilles Gebet! V. U.

Text Luc. 16, 19 — 31.

Ein gefühlvolles Herz, das in fremdem Glück ſein eigenes finden kann, und für fremdes Elend Thränen, Gebete und Hülfe hat, es iſt die ſchönſte Gabe, womit der Vater der Menſchen uns beglücken und würdigen konnte; eine Quelle der edelſten Empfindungen für den guten Menſchen ſelbſt, und eine Quelle des Segens für ſeine Brüder, die ſich ſeiner Sanftheit und Güte freuen. Oder wie konnte uns der Schöpfer den Genuß des Lebens angenehmer, edler, fruchtbarer vervielfachen, als indem er uns fähig machte, die Freuden ſo vieler, die unſers Geſchlechtes ſind, und die wir lieben, theilnehmend mitzufühlen! Wie konnte er uns ähnlicher ſeinem Bilde ſchaffen, als wenn er uns Liebe zur Natur, und Wohlthun zur heiligen Pflicht gab, er der Himmel und Erde mit Liebe umfaßt und ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmt? Und wie konnte er die Leiden, die ſich auch durch die Freuden ſeiner Kinder auf Erden vielfach flechten, angenehmer mildern und ver-

ſüßen, als da er für die Thräne und für die Klage der Leidenden das Herz ihrer Brüder fühlend ſtimmte, und nicht etwa durch überirdiſche Wohlthäter, oder nur durch verborgene Naturkräfte, ſondern am öfterſten und liebſten durch lieben Menſchenzuſpruch Troſt in die bekümmerten Seelen, durch thätige Menſchenhülfe Balſam in die ſchmerzenden Wunden gießen läßt. Aber auch dieſes heilige Gefühl — wie wird es oft verwahrloſ't, eingeengt, übertäubt, unterdrückt, faſt bis zur letzten Spur aus der Seele weggewiſcht! Ein ſprechendes Beiſpiel hiezu ſtellt uns Chriſtus in der Erzählung unſers Textes auf. Wenn es eine wahre Geſchichte iſt, ſie iſt ein trauriges Denkmal, wie ſehr ſich Menſchen verſchlimmern können. Wenn es eine willkührliche Erzählung iſt, in welche Jeſus ſeinen Zuhörern eine wichtige Wahrheit einkleiden wollte, auch zu Gemälden dieſer Art hat er die Züge nicht aus der Luft gegriffen, ſondern tief aus dem menſchlichen Herzen geſchöpft, und ſeine einfachen Darſtellungen ſind ein Spiegel der Erfahrungen ſeiner und aller Zeiten. Möge die Abſicht des lehrenden Menſchenfreundes an uns erfüllt werden, wenn wir einige Warnungen gegen Gleichgültigkeit bei den Leiden unſerer Nebenmenſchen aus unſerm Texte aufſuchen, und zeigen

1) warum es nöthig, und

2) wie es möglich ſey, ſich dagegen zu verwahren.

Es muß nöthig ſeyn, ſich gegen die Schwächung und Abſtumpfung des zarten Gefühls für fremde Leiden zu bewahren; denn es gibt Menſchen, deren

Herz der himmliſche Hauch der Liebe auch einſt angeweht und zum Wohlthun geweihet hat, und die ſich doch allmählig und unvermerkt ſo abhärten konnten, daß ſie für Menſchenwohl und Weh um ſich her wenig Sinn mehr übrig haben. Sie ahnden die Noth ſtiller beſcheidener Unglücklichen, und ihr Herz ſagt ihnen nichts dazu. Sie hören die laute Klage, ſie ſehen die rinnende Thräne, aber ihr Auge hat keine Thräne des Mitleids dafür. Ja ſie können Menſchen, denen es wohl wäre, ſelber in Noth und Leiden ſtürzen, und über die Trümmer eines fremden Glückes ihr eigenes bauen; ſie ſcheinen nur ſich zu kennen, nur für ſich zu leben, und wenn nur ſie geſättiget und glücklich ſind, kein edleres Bedürfniß zu fühlen, keine höhere Pflicht, keinen ſchönern Zweck des Daſeyns mehr zu ahnden. So lebt in unſerm Evangelium ein Mann im Ueberfluß und Vollgenuſſe, alle Tage umringt von neuen wechſelnden Freuden, und an ſeiner Schwelle liegt ein Unglücklicher, niedergedrückt von Armuth und Krankheit, ein zweiter Hiob, nur von keinen Freunden beſucht, aber auch ein — Menſch. Er fleht um Ueberreſte, die den geſättigten Schwelger anecken, fleht um Labſal für ſeinen brennenden Schmerz. Aber umſonſt; — ſeine Klage dringt nicht in den Zirkel der larmenden Freude, nicht in das Herz der Trunkenen und Betäubten.

Mögen zur Ehre und zum Troſte der Menſchheit der Hartherzigen dieſer Art wenige ſeyn; nicht alle Uebrigen beſitzen darum ſchon ganz und unverſtimmt das feine, das lebendige, das allgemeine, das uneigennützige Gefühl der Theilnahme an fremder Noth, wie es die Menſchlichkeit und die menſchenfreundliche Religion Jeſu erfordert.

Die beſitzen es nicht, die wohl alsdann, wann ein Lazarus voll Wunden an ihrer Schwelle niederſinkt, erſchüttert werden, aber für die ſtille duldende Noth nahe und ferne um ſich her keinen Sinn haben, und es nicht verſtehn, wie viel wohlthätiger es ſey, den Jammer, ehe er da iſt, zu verhüten, als, wenn er da iſt, nothdürftig zu mildern. — Die beſitzen es nicht, die bei dem überraſchenden Anblick eines Unglücklichen gerührt, bis zu Thränen gerührt werden, aber nichts für ſeine Rettung oder Erquickung thun. Ihr Mitleiden zerrinnt und erkaltet wirkungslos mit der wohlfeilen Thräne. — Auch die beſitzen es nicht, welche mit einer dürftigen Gabe, die nicht tröſtet noch erfreut, einen Unglücklichen nur abweiſen, nicht dem Gefühl des Herzens Genüge thun, ſondern ſich davon entledigen, nicht eine Pflicht erfüllen, ſondern ſo leicht als möglich davon loskaufen wollen. — Die beſitzen es nicht, die nur für wenige, vielleicht unwürdige Menſchen, für Lieblinge oder Schmeichler eine offene Hand, aber für viele Andere und Würdige ein verſchloſſenes Herz haben, und lieber von jenen ſich preiſen, täuſchen und verlachen, als von dieſen ſegnen, und im Stillen zu Gott für ſich beten laſſen.

So liebt nicht der Menſchenfreund, in dem Jeſus Chriſtus ſeinen Jünger erkennt. Die willkührloſen Regungen, womit auch die Natur zur Theilnehmung auffordert, befeſtiget er durch Grundſätze, heiliget und nährt er durch Liebe zu Gott, dem Vater der Menſchen. Wach und leiſe iſt ſein Gefühl, umfaſſend ſein Herz, ausdauernd ſein Eifer, tröſtend ſein Blick, ſegnend ſein Wort, lindernd und

wohlthätig ſeine hülfreiche Hand. Ein Blick zum Himmel ſtärkt ihn auch zu groſſen und mühevollen, ermuntert ihn auch zu ungewiſſen Unternehmungen für Menſchenbeglückung, und ſein ſtilles Bewußtſeyn, die Freude, Thränen getrocknet zu haben, und der ſichere Dank des Himmels, ſind ihm ſchöner Lohn für jede Mühe, Erſatz für den Aufwand, erſtattender Genuß für jede Verſagung, und der gute Wille Troſt für die verſagende Kraft.

Es muß ferner nöthig ſeyn, ſich gegen die Entkräftung und Abſtumpfung des zarten Gefühls für fremde Leiden zu verwahren; denn in unſerm eigenen Buſen liegen, wenn auch ſchlummernd, die Feinde und Verräther, und viele andere Gefühle und Triebe, unverträglich mit jenem, theilen ſich in das ſchwache Herz. Laſt den ſchlummernden Eigennutz erwachen, o ihr werdet bald mit der kummervollen Armuth rechnen, und ſie wirds vielleicht am Abbruch, nicht an der Zuthat eurer Gaben fühlen, wie ſich euer Segen vermehrt. Gebt dem geheimen Hang zur ausſchweifenden Freude, oder zum Aufwand und zu ehrſüchtigen Entwürfen Gehör, bald wird euch die Klugheit zur Einſchränkung eurer Güter rathen; bald wird es euch bei dem beſten Willen ſie auszuüben an Zeit oder Kraft, bald vielleicht bei der ſchönſten Gelegenheit an gutem Willen fehlen. Menſchen, die Gott und einerlei Natur einander nahe an's Herz legte, entfernt hier der Stolz, dort der Partheigeiſt, da die gereizte Empfindlichkeit oder das Andenken einer alten Beleidigung; der eine erblickt in dem Unglücklichen einen Unwürdigen, der andere einen Fremden, der Dritte einen Feind, und keiner den Menſchen.

Es muß endlich nöthig seyn, sich vor Härte und Ungerechtigkeit gegen Unglückliche zu verwahren, weil gerade die in der größten Gefahr dazu sind, denen die Natur zum Mitleiden die schönste Anlage, und das Glück zum Wohlthun die reichste Fülle ertheilte.

Das offenste, weichste und reizbarste Gemüth, wohl ist es für Mitleiden das empfänglichste, aber es ist auch für so viele andere ungleiche Gegenstände und Empfindungen eben so offen und reizbar, und der erste bessere Eindruck macht vielleicht bald einem zweiten lebhaftern Raum, oder der bessere kommt zu spät, weil schon ein lebhafterer sich der Seele des reizbaren Menschen bemächtigt hat. Er wird in der ersten Anwandlung des guten Mitgefühls Hülfe versprechen, und vielleicht den Harrenden mit getäuschter Hoffnung martern. Er wird vielleicht eine Zeit lang helfen, und den Halbgeretteten wieder grausam zurücksinken lassen in sein voriges Elend. Er wird vielleicht aus gutmüthiger Eile Wunden schlagen, wo er heilen wollte, und bald von dem Schmerz der Reue darüber zu andern angenehmern Gegenständen übergehen, und des Unglücklichen wieder vergessen.

Und die, denen das Glück zum Wohlthun Kraft und reiche Fülle gab, o sie wissen es alle nicht, — der edlere Theil denkt es nur, und versteht es nicht ganz, wie es einem Lazarus zu Muthe ist. Manche wollen es nicht wissen, und bereden sich gerne, daß der Arme, der ihre Sorge und Geschäfte, ihre zahlreichen Bedürfnisse und ihre Langeweile nicht hat, noch glücklicher sey als sie, als ob die Sorgen des

Man-

Mangels nicht drückender wären, als die des Ueberfluſſes und die Nächte in Kummer verwacht nicht länger als der Tag, der über ſchalen Freuden wegſchleicht. Und wenn die Unglücklichen ſich ſelber nicht beſſer verſtänden, und die freundliche Rechte reichten, und ſich ſo gut ſie können, durch das Leben hülfen, es wäre hie und da einem übel gerathen.

Es iſt nöthig, das zarte Gefühl für Menſchenwohl im treuen warmen Herzen ſorglich zu bewahren, und wie werden wir es?

Faſt können wir jede Ermahnung dazu auf die wenigen Worte einſchränken: Kämpft nicht gegen eure eigene Natur, unterdrücket und beſchädiget nicht, was der Schöpfer tief und reich ins menſchliche Herz gelegt hat. Es iſt nichts fremdartiges, das durch Kunſt gefaßt und zuſammengehalten, und durch mühſame Uebungen in die Seele gezwängt, jeden Augenblick ſich wieder zu verflüchtigen droht. Es iſt da, es wacht und geht mit eurem Leben auf, und hält gerne euer Leben aus. Es lacht und weint ſchon im zarten lallenden Kind; es betet und ſegnet, es fürchtet und hofft, es liebet noch im Greiſe, der für ſich auf der Erde nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen hat.

Aber es iſt ein zartes Gefühl; — hütet euch auch vor der geringſten Verletzung und Unterdrückung deſſelben. Alles Zarte und Edle iſt deſto geſchwinder verletzt und gelähmt, je zarter es war. Die Saite, die am reinſten und feinſten tönt, wird durch die leiſeſte Erſchütterung am erſten verſtimmt; die zar-

teſte Morgenblume leidet ſchon unter dem ſanfteſten Druck. Hütet euch vor der erſten Verletzung und Unterdrückung des zarten Gefühls für Menſchenwohl; die geringſte iſt nur der nächſte Uebergang zur zweiten größern, der erſte Schritt auf einen Abweg, und ihr wißt nicht wie weit er euch führet. Unterdrückt ſelbſt bei dem Leiden eures Feindes die Menſchlichkeit nicht. Ihr hättet von Eigenliebe gereizt, von Rachſucht übernommen, ſchon einen großen Kampf gegen eure beſſere Natur beſtanden, denn auch euer Feind iſt ein Menſch. Ihr würdet euch vielleicht bald gewöhnen, auch ungerührt an einem Unglücklichen vorüberzugehen, den ihr weder zu euren Freunden noch zu euren Feinden zählt, denn auch er iſt nur ein Menſch. Würdet ihr nicht bald in einer böſen Stunde oder Laune auch dem Freunde den Zoll der Menſchlichkeit, ſey es Hülfe oder eine Thräne, verſagen können? Denn auch er iſt am Ende nur ein Menſch.

Liebet und pfleget um dieſer einen willen jede andere ſchöne Anlage eurer Natur, jede Tugend, die die nämliche Religion und Vernunft euch empfiehlt; ſie bieten ſich alle ſchweſterlich die Hand, und eine windet ſich an der andern zur ſchönen Verherrlichung auf. Eure Demuth im Glück wird euch allein und ſicher bewahren, daß der Menſch in jeder traurigen Geſtalt des Unglücks euch nicht fremd erſcheine. Eure Dankbarkeit zu dem, von welchem jede gute Gabe und jede vollkommene Gabe ausfließt, wird euch die Gelegenheit gerne ſuchen und ſicher finden laſſen, von den Kräften eures Geiſtes und Körpers, und von dem Segen, der in euren Händen

liegt, den edelſten Gebrauch zu machen. Eure Beſonnenheit wird euch vor eigenen Leiden bewahren, die das Herz gegen fremde verſchließen und hart machen. Berufsfleiß und Mäßigkeit wird es euch nie an Mitteln fehlen laſſen auszuüben, wozu euch Gott durch euer Herz ermahnt. Glaube an die Vorſehung, die morgen noch walten wird wie ſie heute waltete, wird euch vor der ängſtlichen Furcht und Sorge für die Zukunft bewahren, die ſo leicht in Engherzigkeit und Selbſtſucht ausartet. Eure Sanftmuth und Verſöhnlichkeit wird es euch bei den Leiden eures Feindes vergeſſen laſſen, daß er euch einſt beleidiget hat; und eure Verträglichkeit und Milde wird euch vor Feindſchaft und Beleidigungen, die das ſchöne Gefühl der Menſchlichkeit in euch verbittern könnten, bewahren.

Stärket und ermuntert euch zur Bewahrung und Uebung eures menſchenfreundlichen Sinnes durch öftere Erinnerung an den Werth und die Wichtigkeit eines liebevollen und wohlthätigen Lebens. Liebe und Barmherzigkeit ſtellt den Menſchen in ſeiner eigenthümlichen und ſchönſten Würde dar; ſie bezeichnet den Edlen, der die Winke Jeſu Chriſti verſtand und faßte, und in ſeinen Fußſtapfen wandelt; ſie führt uns Gott entgegen. Gott iſt die Liebe.

Durch Menſchenliebe bereiten wir uns ſelbſt die reinſten, dauerhafteſten und ſeligſten Freuden; mit ihr wird uns die Erde ſchön. Sie tröſtet und erquickt uns wieder im eigenen Leiden. Ihr Segen begleitet uns in dem Dank und

Gebet unſerer Brüder an das Sterbebette; keine Klage ertönt wider uns auf unſerm Grabe. Die Ewigkeit nimmt uns zu ihren vergeltenden Freuden auf. Die Freuden des reichen Mannes rauſchten mit jedem Abend dahin und waren vergeſſen, wenn ihn nicht bittere Folgen an die traurige Urſache erinnerten. Ein Strahl der Freude in dem Blick des armen Lazarus, ſeine Erquickung und ſein Dank hätten ihm dauerhafter und inniger gelohnt, ihn getröſtet im eigenen Kummer, der vielleicht ſpäter nur, aber irgend einmal auch die Schwelle des Glücklichen findet, hätten ihn erheitern können in der dunkeln Todesſtunde. Und je mehr Segen und Freude er auf der Erde zurückließ, deſto belohnender hätte ihn der Beifall des Richters und die Freude der Engel an den Pforten der Ewigkeit begrüßt. — Er liegt in der Hölle und in der Qual, ſo ſagt das Evangelium, und erfährt die ernſte und die gerechte Vergeltung, über die er einſt bei fröhlichen Gelagen mit ſeinen fünf Brüdern ſpottete.

Laßt uns, meine Freunde, weiſe und gut, laßt uns wohlmeinend gegen uns ſelber ſeyn. Die Erde bietet nur wandelbare Güter und flüchtigen Genuß. — Die Jahre ſchwinden, ein Traum unter den abwechſelndſten Auftritten am ſchnellſten dahin. — Jede Gelegenheit kommt uns nur einmal entgegen. — Die Kräfte zum Guten gehen benutzt oder unbenutzt dahin. — Was das Glück uns geben konnte, und nehmen kann, iſt unſer unſicherſter Beſitz. — Laßt uns aus dieſem vergänglichen, fliehenden Leben durch wohlthätige Anwendung den dauerhafteſten Vortheil uns ſichern, angenehme Erinnerungen für die

Einſamkeit, ſichern Troſt für die ungewiſſe Zukunft, ein frohes Geleite des Gewiſſens auf das Sterbelager, das gute Zeugniß der Zeitgenoſſen über unſer Grab, den Dank unſerer Brüder noch in der Ewigkeit, und Freuden bei Gott, dem Zeugen und Vergelter unſerer Thaten ſammeln. Amen.

Predigt

am dritten Sonntage nach Trinitatis 1792

über 1. Petr. 5, 6 — 11.

Erbarmender guter Vater, die Erde iſt ſo voll deiner Güte, deine Führungen, auch wo unſer kurzer Blick ſie nicht zu verfolgen vermag, ſo weiſe und gut, das Ziel, zu welchem du uns berufen haſt, ſo groß und herrlich, unſres Danks, unſres freudigſten Hoffens, des unermüdeten Ringens werth. — Laß nie Kleinmuth und Unzufriedenheit mit deinen Verhängniſſen unſer Herz, nie Undank und ungerechte Klagen unſre Lippen entweihen. Auch wenn wir es ſchmerzlich fühlen, daß wir, noch ferne von unſerm beſſern Loos, Pilger im Lande der Vergänglichkeit ſind, wenn unvermeidliche Leiden unſre Stirne trüben, und wenn wir unter den Widerwärtigkeiten ſeufzen, die unſrer eignen Thorheit Früchte ſind, ſo laß doch ſtets den frohen tröſtenden Gedanken in unſerm Herzen leben, daß du Vater ſeyſt, und ſorgeſt, und deine guten Zwecke nimmermehr verfehlſt. Laß uns

dadurch, daß wir den Gedanken an das Vergangene mit der Gegenwart, und die Gegenwart mit der Zukunft verbinden, ſtets weiſer, beſſer und beruhigter werden. — Und ſorge du ferner, — du haſt es bisher gethan treuer Vater, — für uns, und die Unſrigen, und für alle deine Kinder auf der Erde. Segne unſre Arbeit und Mühe. Laß uns ſtets das Beſte wählen; — zuerſt nach deinem Reich und nach deiner Gerechtigkeit trachten, und mit Zittern fühlen, wie theuer auch das glänzendſte Glück des Erdenlebens durch eine Sünde erkauft werde. Laß uns auch in dieſer Stunde wahrnehmen, daß Weisheit, Kraft und Troſt dein Wort begleite. V. U.

Text 1. Petri 5, 6 — 11.

Oft vernehmen wir unter den Menſchen den mißmuthigen Ton der Klagen über den Gang der Dinge, über ihr ganzes Schickſal oder wenigſtens über ihre gegenwärtige Lage. Seltener vielleicht hören wir die Stimme des Danks und der Freude aus ganz zufriedenen Herzen aufgehen. Sollte denn der Vater der Menſchen, als er mit ſchöpferiſcher Hand den Erdenbewohnern ihr Schickſal zumaß, wirklich mehr Anlaß zur Klage als zur Zufriedenheit in den Lauf der Dinge verflochten haben? Oder wenn es auch nur die wenigern ſind, die deſto unaufhörlicher klagen, ſollte der Vater aller auch nur wenigen mehr Elend als Wonne zugeſchieden haben? Sollte der Gütige auch nur ein Weſen mit Empfindung, Bewußtſeyn und Vernunft belebt haben, wenn er ihm nichts beſſeres als ein Uebermaß von Leiden zur Ausſteuer in das Gebiet des ewigen Daſeyns mitgeben konnte? Vielleicht ſteht es um das

Loos der Menschheit besser, als wir oft wähnen. Vielleicht sehen nur wir die Sache nicht immer von der rechten Seite an, oder wissen uns nicht immer weise genug nach den Umständen zu verhalten. Laßt uns die Belehrungen des Apostels aus unserm Texte beherzigen. Er redet mit Menschen, deren Lage wirklich sehr ungünstig schien. Sie hatten ausser den allgemeinen Nöthen, womit die Menschheit zu kämpfen hat, sich noch durch Annehmung der christlichen Religion den Haß ihrer nächsten Verwandten, die kränkende Kälte und Verachtung ihrer bisherigen Freunde, und die unaufhörlichen Verfolgungen wüthender Feinde der Wahrheit zugezogen. Und das bessere Glück, das Wohl ihres unsterblichen Geistes, das sie gegen die Aufopferung ihrer zeitlichen Lebensruhe eingetauscht hatten, war selbst noch ein so gar unsicherer Besitz; sie hatten noch mit so vielen Anfechtungen und Versuchungen von innen und von aussen, noch so lange mit der Gefahr eines traurigen Rückfalls zu kämpfen. Unter diesen Umständen tröstet, ermuntert und ermahnet sie der Apostel durch seinen ganzen Brief, faßt am Ende desselben in unserm Text das Beste noch einmal, kurz und bündig zusammen, und gibt damit ihnen und uns, — was wir auch eurer christlichen Liebe zur Betrachtung vorstellen, eine Anweisung zur Zufriedenheit mit unsern Schicksalen.

Er lehret uns:

1. unsere Schicksale von der rechten Seite ansehen,
2. uns auf die rechte Art dabei betragen.

Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. So sehr diese Worte ausser ihrem

Zuſammenhang dazuſtehen ſcheinen, denn ſie machen den Beſchluß einer vorhergegangenen Ermahnung zur Demuth und Beſcheidenheit, ſo bequem und paſſend ſind ſie zu unſrer Abſicht; ſie geben uns den erſten Wink zur richtigen Schätzung unſrer Schickſale. Sie erinnern uns an unſre Verhältniſſe mit dem, der alles von Anbeginn her lenkte, der Jeden an ſeine Stelle ſetzte, Jedem ſeine Freuden und Leiden zum Theil gab, von dem wir allein die Erfüllung aller unſrer Wünſche erwarten, und fordern müſſen, wenn wir glauben etwas fordern zu können. Die Vernunft und Religion, das Wort unſers Erlöſers heißt uns erwarten, daß der das Leben gab auch die Speiſe gewähren, der den Leib ſchuf auch die Kleider beſcheren, oder daß er, der uns Daſeyn gab, auch für das, was zur Erhaltung deſſelben erforderlich iſt, hinreichend ſorgen werde. Und noch ſelbſt zu dieſer geringſten Erwartung berechtiget uns nichts anders als der vernünftige Glaube, daß der Allweiſe mit unſrer Schöpfung einen Zweck verbunden habe, und durch Erhaltung des Geſchaffenen ſeinen Zweck ausführen werde. Aber der Menſch, das ungenügſame, wunderliche, ſtolze Erdengeſchöpf, macht oft ſo hohe Anmaßungen an ſeinen Schöpfer, macht eine Menge Forderungen und Bedingniſſe um zufrieden und glücklich zu ſein, Anſprüche auf Dinge, die von dem Zweck ſeines Daſeyns ſo ferne liegen, Anſprüche auf Dinge, die dieſem Zweck ſo auffallend widerſprechen, hält ſich für berechtigt, alles zu finden, weil ſein Schöpfer alles geben könne, und grämt ſich am Ende und klagt, nicht weil er unglücklich iſt — ſondern weil er ſo weit unten unter der Stufe von Glückſeligkeit zurückblieb, auf die er rechnete, die er nun einmal zu ſeinem Ziel wählte.

Demüthiget euch unter die gewaltige Hand Gottes. Nehmet jedes Gute, das sie euch entgegen bietet, mit Dank und Genügsamkeit an. Traget jede Last, die sie auf euch legt, mit stiller Geduld. Erkennet auch in dem Trunke kühlen Wassers eine Wohlthat, das er für euch im Schooß der Erde sich läutern und sammeln hieß. Preiset ihn auch für die Nahrung des trockenen Brodes; er pflegte der Saat des Feldes lange Monate hindurch, begoß sie mit Frühregen und Spatregen, und trocknete sie wieder in lieblichem Sonnenschein, um in diesem Augenblicke euern Hunger zu stillen. Danket ihm für die Stunde der Ruhe, die euch noch am Ende einer durchwachten Nacht erquickt; er gönnte sie euch voll Vatermilde, um wenigstens so lang euern Kummer zu zerstreuen, und euch zu neuer Duldung zu stärken. — Wenn nur der Besitz dessen, was wir erwarten, Zufriedenheit, jedes Mindere Mißmuth, jedes Mehrere unerwartete Freude und Wonne erweckt, warum wollen wir, die wir an den Schöpfer sogar nichts ansprechen können, nicht am liebsten mit dem Mindesten uns begnügen? Wir werden so am leichtesten unsern Zweck — Zufriedenheit erreichen, am sichersten dem Unmuth den Zugang zum Herzen verschließen, am öftersten Anlaß finden, in einer unerwarteten Zugabe an Ruhe, Glück und Lebensfreuden die Güte des Ewigen zu erkennen. Verstehet den Sinn der Worte: es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und lässet ihm genügen.

Ein großer Theil der Sterblichen würde vielleicht mit seinem Schicksal ganz wohl zufrieden seyn, es we-

nigſtens noch immer erträglich finden, wenn er nur von nichts beſſerm wüßte, keine Geſättigtern, keine Geehrteren, keine Fröhlicheren über ſich ſähe. „Ich allein" ſeufzt der Trauernde, „ſoll mein kümmerliches Brod mit Thränen eſſen, ich allein mit einem ſiechen Körper an der überſtrömenden Quelle des Vergnügens darben, ich, gerade ich, über das Grab des letzten meiner Kinder die Thräne des Verlaſſenen weinen, ich allein unter ſo Vielen verkannt, zurückgeſtoßen, vergeſſen ſeyn. Und die Uebrigen, — was haben ſie vor mir voraus? Sie genießen froh und immer und ganz das Glück des Lebens, und theilen mit leichtem Herzen auch den Antheil, der mir gebührte." — Falſch! Uebertrieben falſch! — Wiſſet, ſagt der Apoſtel, daß eben dieſelben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen; und im vorhergehenden Kapitel: Ihr Lieben, laſſet euch die Hitze, ſo euch begegnet, nicht befremden, (die euch wiederfähret, daß ihr verſuchet werdet), als wiederführe euch etwas ſeltſames.

Es iſt das allgemeine Loos der Menſchheit: ihre Freuden ſind mit Leiden vermiſcht. Warum glaubt der Klagende dieſe Art von Leiden allein, wenigſtens im vollſten Maß zu tragen? Er weiß und fühlt natürlicher Weiſe beſſer, wie es in ſeinem Hauſe und in ſeinem Herzen ausſieht, als in dem Herzen eines Andern. Jeder verſchließt gern ſeine drückendſten Empfindungen in ſich, und ſeufzet ſtill, und ſtöhnet ſeine Klagen in der Einſamkeit oder unter wenigen Vertrauten aus.

Oder wenn ſich auch der geſunde Arme neben den Reichen ſtellt, der vielleicht unter den Schmer-

zen der Krankheit ſeufzt, der geringe, müde Arbeiter in ſeiner ſtillen Verborgenheit neben den beneideten geprieſenen Vornehmen, der vielleicht ſo viele Unruhe und Kränkungen empfindet, der Einſame, der ſich nie mit dem frohen Vaternamen rufen hörte, neben den Vater, der vielleicht die traurigen Verirrungen eines mißlungenen Sohns beweint, warum hält jeder ſeine Lage ſo gern und leicht für die traurigſte? Er ſieht und ſchätzt auf ſeiner Seite nur das Widerwärtige, an dem Andern nur das Vortheilhaftere, und übertreibt oft beides. Er glaubt zu ſeiner Zufriedenheit alles andere leichter entbehren zu können als das, was er gerade entbehrt, nicht weil es zu einem ruhigen und frohen Leben das unentbehrlichſte wirklich iſt, ſondern weil er deſſen Werth, indem er ſeinen Beſitz vermißt, jetzt gerade am lebhafteſten, am innigſten, am gegenwärtigſten fühlt. Die mannigfaltigen Anläſſe, die uns Kummer machen, ſind ſehr zufällig und gleichgültig. Die Empfindung, die durch den einen, wie durch den andern Anlaß erweckt wird, iſt unſer eigentliches Unglück. Und dann iſt es in einem doppelten Sinne richtig geſagt, was der Apoſtel ſeinen Freunden zuruft: Wiſſet, daß eben dieſelben Leiden über eure Brüder in der Welt gehen. Wir fühlen alle, daß wir Menſchen ſind, und eine ungeſtörte Seligkeit auf der Erde nicht ſuchen dürfen.

Doch es iſt wohl nur für Wenige, wenigſtens nur für kurze Zeit, ein Troſt, daß wir das Loos der Menſchheit mit Vielen theilen, daß die, welche wir für die Glücklichſten halten, vielleicht nicht glücklicher ſind, als wir. Es ſtellt wohl manchen See-

len edlern Gefühls nur die Welt noch trauriger vor, und macht ihnen das Gefühl ihrer Widerwärtigkeiten drückender, wenn ſie glauben müſſen, daß dieſes Gefühl ſich noch in ſo vielen andern Herzen vervielfältige. Laßt uns denn die Schickſale der Menſchen noch von ihren ſchönſten Seiten betrachten. Wir leben ewig. Die Zeit unſerer Unvollkommenheit und Plage nimmt den unbedeutendſten kleinſten Theil unſers glücklichern Daſeyns weg. Und dieſe Widerwärtigkeiten ſind eben erforderlich, uns alle Ewigkeit hindurch ein glückliches, ein frohes Daſeyn zuzuſichern. — Der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu ſeiner ewigen Herrlichkeit in Chriſto Jeſu, derſelbe wird euch, die ihr nur eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, ſtärken, kräftigen, gründen.

Wir irren allemal und müſſen irren, wenn wir nach einem kaum bemerkbaren Theil das Ganze beurtheilen, den Anfang mit der Vollendung, die Abſicht mit den Mitteln, die Vorbereitung mit der Ausführung verwechſeln. Iſt es ein unnützer, verdorbener Baum, wenn ſeine Früchte in den frühern Zeiten des Jahrs noch herb und ungenießbar ſind? Sie werden ſich im Strahl der wärmern Sonne zur köſtlichen Labung mildern. Wollt ihr den Tag ſchon als einen trüben und unfreundlichen verwünſchen, der mit einer düſtern Dämmerung beginnt? Er wird ſich in wenigen Minuten angenehm aufheitern, und euch zu euern Geſchäften und Freuden leuchten. Oder näher zu unſerm Gegenſtand! Wollt ihr einen Menſchen, den ihr jezt zum erſtenmal, und

gerade in dieser Stunde fröhlich seht, beneidenswürdig und glücklich preisen, oder den, den ihr nun zum erstenmal, und gerade in diesem Augenblick trauernd erblickt, als einen Unglücklichen, Verlorenen bedauern, ihm wünschen, daß er nie geboren wäre? — Die Zeit unsrer Leiden ist ein kurzer wegeilender Augenblick unsers Daseyns, der Augenblick düsterer Dämmerung, die uns einen nahen fröhlichen Morgen ankündigt. Hinter dem Grabe erhebt sich der herrliche schöne Tag, den keine trübe Wolke mehr verdunkelt, keine Nacht mehr endigt. Nur die Ewigkeit muß es entscheiden, ob wir glücklich oder unglücklich sind. Unser jetziges Leben ohne die Ewigkeit betrachtet, das Leben des Weinenden wie des Frohlockenden, ist in alle Wege ein unbegreifliches Räthsel. Laßt uns bis zur nahen Aufklärung desselben jeden Unmuth, jedes traurige Urtheil zurückhalten. Haben wir hier kein Eigenthum, — die Erde ist auch nicht unser Vaterland. Drückt uns Kranke die Last körperlicher Leiden darnieder, der Körper ist auch nicht unser wesentlicher Bestandtheil. Lohnt unsere mühsam vollbrachten edelsten Thaten keine Aufmerksamkeit, kein Dank, keine Erkenntlichkeit, unser Weilen auf der Erde ist auch zu kurz, als daß das Gute auf ihr könnte vergolten werden, wie Gott vergelten will. Oder denken wir, ein thränenloser, leichter Pilgergang ins bessere Vaterland wäre doch noch wünschenswerther; — nein, Ruhe ist nur nach der Arbeit erquickend. Den Werth des Besten kann der nur ganz schätzen, der das Schlimmste geprüft hat. Die Krone des Sieges ehrt und lohnt nur den, der selber kämpfte. Unsre Tugenden und Vollkommenheiten, die sich hier entwickeln müssen, wenn sie in der Ewigkeit unser

seyn, und die Quelle unsrer fortdauernden Seligkeit werden sollen, die Unterwerfung und Ergebenheit an Gott, die theilnehmende fromme Liebe, die muthige Selbstbeherrschung, der reine geläuterte Sinn fürs Edle, der rege thätige Eifer für alles Gute, konnten, Gott muß es wissen, unter keinen andern, als unsern gegenwärtigen Umständen sich entwickeln, bilden und für die Ewigkeit reifen. Der Gott aller Gnade, der euch berufen hat zur ewigen Herlichkeit in Christo Jesu, derselbige wird euch dadurch, daß ihr eine kleine Zeit leidet, vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen.

Einer entscheidenden Ewigkeit so gewiß und so nahe — wie leicht müssen uns unsre irdischen Schicksale werden, wenn wir auch noch auf die rechte Art uns dabei betragen, ich meine, wenn wir, um ruhig zu leben und unsrer Erdentage froh zu werden, nicht alles allein, und nicht zu wenig selber thun wollen. Die Erfahrung, daß die Lenkung und Verbesserung unsrer Schicksale zum Theil über unsre Macht erhaben, zum Theil unserer Weisheit und Thätigkeit überlassen ist, muß uns zu diesem Grundsatz leiten.

Nicht alles allein. „Eure Sorge," sagt der Apostel, „werfet auf Gott, denn er sorget für euch." Ist es nicht wahr: in den meisten Fällen wäre unser gegenwärtiger Zustand noch erträglich und glücklich genug, wenn uns nicht die bange Sorge der Zukunft peinigte? Jetzt haben wir noch uns zu sättigen; aber morgen,

was werden wir eſſen, was werden wir trinken, womit werden wir uns kleiden? Jetzt reichen unſre Kräfte noch zu unſrer Erhaltung hin, aber was wird im ohnmächtigen Alter unſer Loos ſeyn? Noch habt ihr auf jede Gefahr einen wohlmeinenden, theilnehmenden, ſorgenden Freund im Hinterhalt, aber wenn auch den der Tod von eurer Seite rafft, wer wird ſorgen, helfen und retten? Noch ſind eure Kinder geborgen unter eurer elterlichen treuen Pflege; — aber wenn das Vaterherz im Grabe modert, wer wird Vater ſeyn, wer wird ſie nähren, verſorgen und vor dem Weg des Laſters verwahren? Eure Sorgen überlaſſet Gott, denn er ſorget für euch.

Wir ſind ruhig, ſo lange wir auf unſre — unſre ſchwachen und ohnmächtigen Kräfte bauen dürfen, und wollten auf die Kraft deſſen nicht bauen, der im Himmel und auf Erden ſchaffen kann, was er will? Wir haben unſer Glück ruhig den Händen eines ſterblichen ohnmächtigen Freundes anvertraut, und wollen dem ewig treuen — minder vertrauen, der überſchwenglich thun kann über alles, was wir bitten und verſtehen, wollen unſre Kinder für unglücklich und verloren halten, wenn wir Schwache nicht mehr da ſind, und der doch da iſt, der der rechte Vater iſt über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden.

Wenn es das Werk eines blinden glücklichen Ohngefährs, oder wenn es die Weisheit und Kunſt und Stärcke des Sorgenden war, die ihn bis auf dieſen Augenblick hielt, ſo iſt er verloren, ſobald ein

eben

eben ſo zweckloſer Zufall die Umſtände ändert, oder mächtigere Hinderniſſe ſeine Kraft beſiegen. Aber wir fühlen es ja ſo deutlich, der Chriſt glaubt es ſo zweifellos, daß eine höhere Macht in ſeinen Schickſalen waltet, — hat es erfahren, daß der Ewige ſchon ſo oft, ohne ihn zu fragen, die Mittel änderte, und doch dem Zweck, dem heiligen, weiſen, guten Zweck getreu blieb, — muß es bekennen, daß vielleicht ſchon Jahre lang mitten unter den Beſorgniſſen des Schlimmern ſtets das Beſſere erfolgte, — hat zum Unterpfand ſeiner Ruhe die Erklärung aus dem Herzen ſeines Vaters: Ich will dich nicht verlaſſen noch verſäumen.

Doch wir ſollen auch nicht zu wenig ſelberthun wollen. — „Seyd nüchtern und wachet, und widerſtehet feſt im Glauben.“

Gott will uns gerne von jeder Widerwärtigkeit, die nicht unausweichbar im Strom der irdiſchen Vergänglichkeit uns treffen muß, bewahren, und ſobald es die heiligen Geſetze der Natur und unſer Wohl erlauben, wider davon befreien. Aber nie rathet und hülft euch ſeine ewige Weisheit unmittelbar. Sie wirkt ſtille durch die Natur, durch Menſchen, und am liebſten, — möchten es alle glauben und beherzigen! — durch uns ſelbſt. Allerdings, er fordert von uns Thätigkeit in einem nützlichen Beruf, und lohnt ſie mit ſeinem Segen, fordert Nüchternheit und Wachſamkeit. Es ſind der Gefahren viele, die unſre Ruhe bedrohen, — aber wenige, denen wir nicht durch den Gebrauch unſrer Kräfte glücklich ausweichen könnten. Die ungezähmte Sinnlichkeit, die nur am Gegenwär-

tigen hängt, und unbekümmert die Folgen vergißt, der Hang zu Thorheiten, die innern und äußern Lockungen zum Böſen ſind unſre gefährlichſten Feinde, die ſicherſten, häufigſten und fruchtbarſten Quellen unſrer Leiden. — Aber Preis dem Gott der es väterlich mit uns meint! — keine dieſer Gefahren überſchleicht den Nüchternen und Wachſamen ungewarnt; keine Verſuchung verſtrickt auch wohl unwiderſtehlich den, der feſt im Glauben — muthig und geſtärkt durch die Kraft einer himmliſchen Religion widerſteht. — Aber auch kein Gott entreißt den gewaltſam und unwiderſtehlich ſeinem Verderben, der nicht wachen und wirken und widerſtehen mag. Keinen Gott noch Menſchen treffen die Klagen und Verwürfe, wenn dem Unachtſamen und Trägen Verluſt, dem Verſchwender Mangel, dem Niederträchtigen Verachtung, dem Zerſtörer ſeiner edelſten Gefühle, dem Verächter ſeiner warnenden Regungen Verzweiflung nachfolgt, — als ihn den grauſamen Feind ſeiner Ruhe ſelber. Laßt uns denn mit dem Gott, der unſern Wohlſtand und Frieden will, durch treue Befolgung ſeiner Anweiſungen, vereinigt zu dem wohlthätigen beglückenden Endzweck wirken, den Grund unſers Glücks in der Weisheit, in der Mäſſigkeit, in der Feſtigkeit der Grundſätze, in der Thätigkeit, in der Tugend ſuchen, und ihr treu verbleiben bis ans Ende.

Es iſt noch eine Stelle unſers Textes unberührt; — ſie wird ſich ſelbſt aus unſerm Herzen empor drängen, wenn uns die übrigen zu feſten Ueberzeugungen und unverbrüchlichen Regeln geworden ſind, wenn unſer Herz es fühlt, wie väterlich der

Ewige ſorgte, wie weiſe er leitete, wie herrlich er die unbegreiflichſten Dunkelheiten unſrer Schickſale aufhellt: — Demſelbigen Gott der Gnaden, ſo ſchließt unſer Text, demſelbigen ſey Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

Predigt

am vierten Sonntage nach Trinitatis 1794

über Apostelgesch. 5, 30 — 31,

Gott, der du uns zur Weisheit und Tugend berufen, und die Freuden der Unsterblichkeit zur Vergeltung eines frommen, menschenfreundlichen Lebens aufgestellt hast, du siehest die Schwierigkeiten und Hindernisse, die unsern Gang zur Vollkommenheit aufhalten, die Versuchungen, die uns so gern von unsern Pflichten weglocken, und die drückenden Gefühle des Gegenwärtigen, die sich in unserm Herzen so nahe neben die Hoffnung des Künftigen drängen. Du siehst es nicht nur; es ist dein Wille, o Vater! daß wir durch freywilligen edlen Kampf gegen das Böse des Himmels würdiger werden, daß durch Leiden das Verlangen nach dir und deinem Heile geschärft, und nach allen Erfahrungen des Unangenehmern der Genuß deiner Freuden uns einst lieber und süßer werde. O laß uns nicht durch ungeduldige Klagen gegen deine Führungen sündigen, und

nicht durch Sünde unſers Weges verfehlen! Du legeſt Laſten auf, aber du hilfſt auch. Laß uns durch Entſchloſſenheit zum Guten, wenn wir verſucht werden durch Kraft vom Himmel, wenn wir für den Himmel arbeiten, durch Aufrichtung im Leiden und Freudigkeit im Sterben den Troſt dieſer Wahrheit erfahren. Einſt, wenn uns der Tod die Bürde abgenommen hat, unter der wir zur Ewigkeit wallen, dann wird deine Wahrheit und Güte, gerechtfertiget gegen alle Ungeduld und Klage unſere Bewunderung ſeyn, und Dank für deine Führungen, die uns ſo ſicher zum Ziele brachten, und Dank für die Freuden, die uns am Ziele erwarten, dich o weiſer liebender Vater ehren. Schenke uns auch unter unſrer jetzigen Andacht den Geiſt der Freudigkeit und des Troſtes, und laß uns, durch dein Wort und durch deine Verheiſſungen geſtärkt, wandeln den guten Weg der Tugend und Seligkeit. B. U.

Text: Apoſt. Geſchichte 5, 30 — 31.

Der Gott unſerer Väter hat Jeſum auferwecket, welchen ihr erwürget habt, und an das Holz gehänget. Den hat Gott durch ſeine rechte Hand erhöhet zu einem Fürſten und Heiland, zu geben Iſrael Buße und Vergebung der Sünden.

Der Schauplatz der menſchlichen Schickſale ſtellet uns, andächtige Zuhörer, unter ſeinen ſteten Abwechslungen oft ſehr unerwartete und unbegreifliche Erſcheinungen unter die Augen, Begebenheiten und Verwickelungen im Einzelnen und Großen, denen wir, wenn wir ſie auch für das nehmen, was ſie ſind, doch ihren Gang zu einem guten Ende, und ihr reines Zuſammen-

ſtimmen mit den wohlthätigen Abſichten der Vorſehung nicht errathen können, Begebenheiten und Verwickelungen, welche den, der ſie vorzeitig ſchon für Entwickelung halten wollte, von Zweifel in Zweifel zu führen, in immer tieferes Staunen zu verſenken, und am Ende in ſeinem ganzen Glauben und Hoffen irre zu machen, mit allen ſeinen Grundſätzen zu entzweien im Stande wären.

Es ſind zwei verwandte Bilder dieſer Art, die wenn ſie auch ſeltener in ihrer ganzen Stärke erſcheinen, doch nach der längſten Reihe von frohern Anſichten wieder kommen, und ſo oft ſie vor unſerm Blicke vorübergehen, ein trauriges Gefühl in der Seele zurück laſſen. Es iſt die menſchenfreundliche unverdroſſene Tugend, wenn ſie für ihre Mühe und Aufopferungen faſt kein Dank und kein Glück unter der Sonne belohnt, und die leidende, oft noch unter dem Druck des Schickſals von menſchlicher Bosheit gepeinigte, gottergebene Unſchuld, wenn ſie kein Menſch auf Erden zu unterſtützen, kein Engel vom Himmel zu tröſten, kein Gott in ſeinem Reiche zu bemerken ſcheint.

Gerne fragt ſich bei dieſem Anblick der ungeduldige Menſch: Wie kann Gott das ſehen und änderts nicht? Wie kann der Allmächtige dulden in ſeiner Schöpfung, was ich ſchwaches Geſchöpf von Erde verbeſſern würde, wenn ſeine Macht mir zu Gebote ſtände? Mit welcher unbegreiflichen Ruhe läßt der Gütige und Weiſe in ſeinem Reiche bauen und zerſtören, menſchenfreundlich pflanzen, und feindſelig zertreten, und alles zum Böſen wie zum Gu-

ten ſeinen ungehinderten Gang gehen? Und doch ſollen wir an eine Vorſehung glauben, die alles wohl führet, und durch fromme Thätigkeit, und ſtille Geduld uns ihres Segens werth machen?

Wo iſt Gerechtigkeit — ſo denkt dann gerne der Leichtſinnige — in den Schickſalen der Menſchen? Wo ſchwebt der Preis, der die Tugend krönen, wo das Schwerdt, das den Frevler ſtrafen ſoll? So denkt er, und eilt zu einer Sünde.

Es ſey gerne zugeſtanden, der abſtechende Unterſchied, der die Tugend und die Bosheit von einander entfernt, iſt oft ins unkenntliche verwiſcht in den Schickſalen der Menſchen, wenn ihr nicht mitten durch den äuſſern Schein der Dinge, ungeſtört durch die Thräne der Wehmuth an dem Auge des Guten, und durch den Freudengeſang auf der Lippe des Böſen in den Sitz der innern Empfindungen eindringen könnet, die euch weder der eine noch der andere von den Dächern verkündiget; — und das Schickſal eines Menſchen, des Glücklichen wie des Unglücklichen, iſt ein ſeltſames Gewebe, und auf welcher Seite ihr es betrachtet, nicht frei von Verwirrungen, wenn ihr den fortlaufenden Gang der Dinge nicht in eine weite Ferne hinaus, nicht über das Grab hinweg bis in die Ewigkeit zu verfolgen im Stande ſeyd, wo ſich das Verworrenſte in Ordnung auflöſen, und alles Getrennte und Zerriſſene in Harmonie vereinigen muß.

Aber auch hierin iſt uns Jeſus Chriſtus durch ſein Schickſal von Gott gemacht zur Weisheit. Hat

je ein Verehrer Gottes und Freund der Menschen mit reiner reger Liebe gewirket und gehofft, so lange sein Tag dauerte, und bis in die letzte sinkende Dämmerung hinaus, so heißt sein Name Jesus. Und hat je ein Freund und Wohlthäter seines Geschlechts die edelste Saat auf einen steinigten Acker ausgestreut, und wo er guten Waizen aussäte, Unkraut und Dornen aufsprossen gesehen, die noch mit seinem eigenen Blute sich färbten, und für alle seine Aufopferungen den Undank seiner Zeitgenossen mit sich ins frühe Grab genommen, so ist es er. „Aber den Jesum, sagt unser Text, den ihr erwürget habt, und an das Kreuz gehängt, den hat der Gott unserer Väter auferweckt, und durch seine rechte Hand erhöhet zu einem Fürsten und Heiland, um Israel durch Bekehrung und Vergebung der Sünden zu beglücken."

Lasset uns also auch hier aufsehen auf ihn, den Anfänger und Vollender unsers Glaubens, und durch sein Beispiel ermuntert, und durch sein Schicksal getröstet, so wie er, laufen mit Geduld in dem Kampf der uns verordnet ist!

Der Menschenfreund arbeitet einer ungewissen fernen Erndte entgegen, und der Verehrer Gottes geht unter seiner Last mit stiller Geduld zum Grabe; aber die göttliche Wahrheit und Güte rechtfertiget sich schon jetzt an den Gefühlen, die seine Grundsätze und seine Thaten begleiten, und einst in dem unausbleib-

lichen Segen ſeiner Arbeit und dem frohen Ausgang ſeiner Schickſale.

Werfet einen Blick auf euere allgemeinſten Erfahrungen. Sie belehren euch, daß wir ſehr unſicher ſchließen, wenn wir von den nämlichen äuſſern Umſtänden auch die nämlichen innern Eindrücke bei allen Menſchen ohne Rückſicht auf ihre Grundſätze, Stimmung, Denkungsart und Verhältniſſe vorausſetzen. In ſeiner ganzen ſichtbaren Schöpfung hat Gott nach dem Maß und der Wahl der Gaben, die er ſeinen Geſchöpfen mittheilen wollte, die Stärke ihrer Bedürfniſſe und die Richtung ihrer Wünſche, nach den Schwierigkeiten und Gefahren, unter welche ſie ſollten verſetzt werden, die Fähigkeit auszuweichen, entgegen zu gehen und zu dulden, nach dem Druck, den ſie empfinden ſollten, die Reizbarkeit und Stärke ihrer Gefühle in ein weiſes, ſchonendes Verhältniß geſetzt. Wo der Weiſe weniger gewähren wollte, da hat der Erbarmende auch weniger und leiſere Wünſche aufgeregt; wo ſeine Hand ſchwerere Laſten auflegt, da verſagt ſie auch feſtere Kraft zum Tragen nicht, und läßt unter der zunehmend drückenden Bürde Muth und Kraft und Ausdaurung ſich ſtärken. Sehet auf unglückliche Menſchen, denen ein widriges Schickſal ſchon an der Wiege zur Seite ſtand, und faſt bis zum letzten Schritt des Lebens nur allzugetreuer Gefährte bleibt. Sie ſollten, meinen wir, erliegen unter ihrer Laſt. Aber ein wohlthätiges Weſen gab dem Kinde das Unvermögen ſein Elend zu verſtehen, dem Jüngling den leichten Sinn es zu vergeſſen, dem Manne Muth es zu tragen, und dem Greiſen die Erleichterung es nicht

mehr zu fühlen. Oder laßt dem Pilger, der noch immer glücklich genug, und doch nie an dem Ziel seiner Wünsche, unter frohen Hoffnungen die steile Bahn des Lebens hinauf stieg, laßt ihm auf der erreichten Höhe desselben, wenn er nun am jenseitigen Abhang hin zum Grabe schaut, noch jene lebhaften Gefühle, und jene heißen regellosen Wünsche, die ihn einst wie Flügel emportrugen, so würde die nämliche Stimmung, die ihn dort zum frohen Geschöpfe machte, ihn jetzt zum unglücklichsten Wesen umschaffen. Er sähe vielleicht keine Möglichkeit mehr vor sich, seine Wünsche zu erreichen, und doch auch keine Möglichkeit sich ihres Dranges zu entladen. Aber die nämlichen Jahre und Erfahrungen, die seinen Verstand über den Werth der menschlichen Hoffnungen ernsthaft belehrt haben, die haben auch seine Einbildungskraft abgekühlt und seine Wünsche gemäßiget. Er läßt den Pilgerstab am Grabe fallen, ohne vielleicht gefunden zu haben, was er einst hastig suchte; aber seine Gefühle haben sich einverstanden mit seinen Erfahrungen, und er stirbt beruhigt, und ausgesöhnt mit seinen Schicksalen.

So hat jedes Alter, und so hat jeder Stand, jede Lage des Lebens, jede Art zu empfinden zu denken und zu handeln, neben ihrem eigenthümlichen Ungemach auch ihren eigenthümlichen Frieden, und in jede Wunde fließt aus einer freundlichen Hand Balsam, der sie heilt, wenn er auch schmerzt, oder wohl thut, wenn er nicht heilen kann.

Diese milde Schonung und diese wohlthätige Vergütung, die dem Ungemach durch alle Verhält-

niſſe des Lebens, und durch die weite Schöpfung bis zu den vernunftloſen Weſen hinabfolgt, hat der Ewige da am wenigſten vergeſſen noch verfehlt, wo er der menſchenfreundlichen Tugend ein großes mühevolles Geſchäft auflegte, und die ſchuldloſe Rechtſchaffenheit auf dornichtem Pfade wandeln hieß, aber den Preis, den ihr Menſchen und Engel zu erkennen, erſt in eine ferne Ewigkeit hinaus verlegte. Von auſſen ſehen wir Schwierigkeiten ſich häufen, Gefahren drohen, Stürme ausbrechen; aber in dem Herzen, das noch unter Undank und Verfolgung für das Wohl der Menſchen fühlend und rege bleibt, und unter dem Unbeſtand und Wechſel der irdiſchen Dinge für die Ewigkeit wirket und hoffet, in dem Herzen wohnet unentreißbare Ruhe.

Es ſind gewiſſe Neigungen, Grundſätze und Wünſche, die es einem Menſchen vorzüglich ſchwer machen, den Unmuth getäuſchter Hoffnungen und verfehlter Zwecke, den Unbeſtand der zeitlichen Dinge, und alle Prüfungen eines ungünſtigen Schickſals zu ertragen, unweiſe Anhänglichkeit an die Erde und ihre täuſchenden Güter, ungemäßigter Hang nach ihren Freuden, geheimer Eigennutz, der auch bei dem edelſten Scheine ſeinen Vortheil allein oder zuerſt berechnet, und eine unſelige Zweifelſucht, welche mit jenen Zerſtreuungen des Geiſtes dem Glauben an Gott und an Vorſehung, an Unſterblichkeit und Vergeltung ſeine wohlthätige Stärke raubt. Aber bemerket, wie alles, was zuſammen wirken ſoll, ſich natürlich findet, und was ſich nicht vertragen kann, von ſelber ſcheidet. Gerade unter jene unfruchtbaren ſtechenden Dornen verirrt ſich auch dieſe ſtille fried-

liche Tugend und dieſe edle thätige Menſchenliebe nicht. Sie iſt eine zarte duftende Blume, die nur da aufkeimet und glücklich gedeiht, wo die edle grünende unverwelkliche Palme, innere Geiſtes- und Herzensreligion, mit ihren wohlthätigen Zweigen Schatten und Schutz verbreitet.

Dieſe ſtille friedliche Tugend und dieſe edle thätige Menſchenliebe hat nie auf die Aufmerkſamkeit der Menſchen zuerſt gerechnet, nie um ihren Dank vornehmlich gearbeitet. Sie läßt die Hand, mit der ſie gutmüthig gab, nicht zögernd offen, um zwiefach zu nehmen; ſie ſucht ihren Troſt nicht auſſer ſich auf der Erde. In ihr ſelbſt liegen Ermunterungen und Freuden, die alles, was Menſchen durch Dank und Belohnung geben können, auf den geringern Werth einer zufälligen Beilage herabſetzen. In dem Herzen des Frommen wohnet ſein Friede. Hinauf zu Gott ſtrebt ſein freier frommer Sinn, zu ihm, deſſen Auge keine gute That in der verborgenſten Hütte der Erde verrichtet zu ferne liegt, zu ihm, deſſen Zeugniß und Beifall auch für das Kleinſte, was arme Menſchenkraft vermag, für jede fromme Thräne, für jedes herzliche gutgemeinte Wollen, für jeden menſchenfreundlichen Wunſch Dank und Belohnung iſt. Er entbehret, aber nur das, worauf er nicht gerechnet hat; er verliert, aber nichts, woran die Ruhe und der Troſt ſeines Lebens unzertrennlich haftete. Er leidet auch, fühlt tief die Wunden, die das Schickſal ſeinem Herzen ſchlägt, ſchaut in trübe Tage der Zukunft hinaus; aber mit Dank und Vertrauen nimmt er Glück und Unglück, Armuth und Reichthum, Leben und Tod aus den Hän-

den ſeines Vaters, den er kennt. Von dem Himmel kommt ſein Troſt. Hinaus in die Ewigkeit dehnt ſich ſein düſterer Blick, und erheitert ſich wieder in ihrem fernen milden Schimmer, wo für alles irdiſche Wirken und Dulden Vergeltung in gerechtem Maße, für härtere Kämpfe ſüßere Ruhe, für ſchwerere Siege glänzendere Kronen warten.

In dieſem großen freien Himmelsſinne, in dieſer unzerſtörbaren Geiſtesruhe, wandelte einſt Jeſus Chriſtus durch ein wohlthätiges Leben, dem ſchmerzhafteſten Tode, der ihm gleichſam von dem erſten Schritte an blutig vor den Augen lag, unter allen Prüfungen mit Entſchloſſenheit entgegen; der ärmſte und verkannteſte unter allen die vom Weibe geboren ſind, und doch der Zufriedenſte; angefeindet wie keiner, und ſanftmüthig ohne gleichen; verfolgt von den Schmähungen und dem Fluch ſeiner Wiederſacher, und nie zum Wohlthun und Segnen verdroſſen. Als eine empörte Rotte Zurüſtungen zu ſeiner Marter und zu ſeinem Tode machte, weihete er ſich durch Gebet und frohe Hoffnung zum Leben ein; und als ſie in ſeinem herannahenden Todeskampf über ihn ausriefen: er hat Gott vertraut, der helfe ihm! ſtrahlte heller als nie die Ueberzeugung in ſeiner Seele auf, daß er auf dem blutigen Todeswege zum Vater gehe. Seine Freunde weinten, und ſeine Feinde ſchrien Wehe! über ſein Haupt. Aber den innern Frieden dieſes Gerechten, Freuden ſo rein und ſo groß, wie ſie aus dem Bewußtſeyn ſeiner Thaten floſſen, Tröſtungen im Leiden wie ſie ſeine Ueberzeugungen begleiteten, die hatte noch kein Phariſäer an den Ecken der Gaſſen, kein Aelteſter im

Rath, der seinen Tod beschloß, kein Pilatus auf dem gefürchteten Richterstuhl, und kein Herodes auf dem beneideten Königsthron empfunden. So hat sich die göttliche Wahrheit und Güte an seiner Seele gerechtfertigt.

Lasset also auch uns, meine Freunde, vor keiner Mühe und keiner Gefahr zurückbeben, die uns auf dem Wege der Tugend fernher entgegen kommt. Es erwartet euch auf dem nämlichen Wege eine Unterstützung, die ihr auf jedem andern, und keiner führet unter Rosen zum Grabe, vergeblich suchen würdet. Es wird sich auf ihm der Umfang eurer Pflichten, es werden sich vielleicht Gefahren und Leiden mit jedem Schritte größer und wichtiger vor euren Augen ausdehnen. Aber das Gefühl für Tugend, die Neigung zu allem was gut und edel ist, die Kraft auch das Schwerste zu bestehen, das lohnende Bewußtseyn besser, zum Guten fähiger, würdiger zu seyn, das Vertrauen auf Gott, die Freude seines Beifalls, der Trost der Unsterblichkeit wird sich in dem nämlichen aufwiegenden Verhältniß in eurer Seele erhöhen. Jeder Schritt auf dem guten Wege wird eure Füße stärken, jeder errungene Sieg euch Muth und Zuversicht und Kraft zu einem neuen ehrenvollen Kampfe gewähren.

Die Erfahrung, daß auch den Besten seine Tugend nicht vor Leiden schützt, müsse euch eine große Wahrheit fühlbar und wichtig machen. Es gibt kein Mittel in eines Menschen Kraft, sich von den allgemeinen Gesetzen der Natur und von dem Rechte, das Wechsel und Unbestand über der Erde

ausübet, frey zu kaufen. Das Loos der Sterblichen ohne Unterſchied, nennet ſie wie ihr wollt, iſt überall, wenn ſchon in ungleichem Maße, aus Freude und Leid, Genießen und Entbehren, Finden und Verlieren gemiſcht. Laſſet uns alſo, wenn ſich die Umſtände nie ganz, und oft ſo gar nicht nach unſern Wünſchen ſchmiegen, deſto lieber jene Geſinnungen annehmen und bewahren, die uns auch das Schwerſte mit Muth ertragen lehren, uns innere unabhängige Ruhe verſchaffen, und am Ende unſerer ausgewandelten Lebensbahn, wenn der letzte Seufzer verſtummet, und die letzte Thräne zerrinnet, reine ewige ununterbrochene Wonne verbürgen.

Gottesglaube und Troſt der Unſterblichkeit iſt es, was den Menſchenfreund zu guten Thaten ſtärkt, und unter verfolgenden Leiden tröſtend zum Grabe beyleitet, und ſein Glaube täuſcht ihn nicht. Denn Gottes Wahrheit und Güte rechtfertiget ſich einſt ganz in dem unausbleiblichen Segen ſeiner Thaten, und dem frohen Ausgang ſeiner Schickſale.

Wer das Gute verrichtet, damit auch dieſes Gute mehr gethan ſey, damit auch ſeine That und ſeines Lebens Kraft in dem großen Zuſammenhang der Dinge mitwirke an ihrem Orte, um hier Thorheit und Bosheit und Elend zu hindern, und dort Menſchenglück und Friede und Freude zu befördern; wem eines Menſchen aufgeheiterten Blick, und die Freudenthräne in dem Auge eines Getröſteten, und

der spät Dank eines Glücklichen, der vielleicht erst in der Ewigkeit seinen Wohlthäter findet, süsse Belohnung ist, dem entgeht auch der frohe Segen seiner Thaten nicht. Keine That verfehlt ihre Folgen. In dem großen Wirkungskreise, wo so mancherley Kräfte gegen einander streben, und so mancherley nicht zu berechnende Umstände sich nach allen Richtungen aneinander reihen, mag wohl ihre Entwicklung lange gehemmt werden, und unter unabläßigen Schwierigkeiten langsamen Ganges sich fortwinden, und die Reihe ihrer stillen Folgen in dem rauschenden Strom des allgemeinen Lebens und Wirkens sich unkenntbar verlieren. Aber ihrer Folgen verfehlt sie nicht. Geschieht doch auch nichts böses umsonst. Und wer gesteht diese traurige Wahrheit lieber zu, als wer jene frohere verkennt? Hie oder da, spät oder frühe wird ein Mensch dadurch betrübt, ein Unschuldiger geärgert, ein Leichtsinniger verführt, ein Boshafter bestärkt, etwas gutes aufgehalten, etwas schlimmes befördert, und wenn alles fehlt, der Stifter einer kleinern Uebelthat zu einer größern vorbereitet. Wie sollte denn das Gute nur, wie sollte die ganze Lebensmühe eines Menschenfreundes unter den Augen der Vorsehung verloren, oder unbrauchbar in ihren schaffenden Händen seyn! Nein, Gott nimmt jede, auch die kleinste Steuer zum Menschenwohl aus gutem Herzen gereicht, mit Wohlgefallen an, und verschmäht sie nicht. Aber wohl wird in seiner Hand etwas anders daraus, als es in den Händen des schwachen Geschöpfes von Erde war. Wohl enthüllet sich ihr segnendes Wirken auf eine andere Art, in einem andern Maße, an einem andern Ort, zu einer andern Zeit, oft erst alsdann,

wann

wann der fromme Thäter ſchon lange unter den Todten ſchlummert.

Sehet auch hier zurück auf den größten Wohlthäter, deſſen die Erde ſich freuet, auf Jeſum. Groß und ſchwer war die Ausführung ſeines Vorſatzes die Menſchen aus dem tiefen Elende zu retten, wohin Unwiſſenheit und Irrthum und Sünde ſie geworfen hatte. Aber unauslöſchlich war ſein Eifer das große Werk zu vollenden, aushaltend ſein Muth; wahr und ſchön und belebend ſeine Lehren, ſeine Ermahnungen und Tröſtungen; zahllos und um theure Preiſe zu Stande gebracht ſeine Wohlthaten. Kein Tag verging, an dem er nicht unter Freude oder Thränen, unter Hoffnung oder Seufzern, in der lieben traulichen Geſellſchaft ſeiner Freunden, oder in dem harten Kampfe mit ſeinen Feinden dem großen Ziele näher rückte. Und noch als ihn die Nähe ſeines frühen Grabes umſchattete, ſchien alles, was er in einem kurzen, aber thatenreichen Leben für Menſchenglück gelehet und gethan hatte, nach ſeiner eigenen Vergleichung einem unbemerkten den Stürmen preisgegebenen Senfkorne gleich. Aber mit dem Blute ſeines Herzens befeuchtet hat ſich ſein Keim entfaltet, und ſeine Zweige haben ſich ſtille und unzerſtörbar über die Erde verbreitet; und wo ſie geſchont und gepflegt werden, da blühet noch jetzt aus ihnen Friede und Freude und Segen auf. Er ward weder in Jeruſalem noch in Galiläa mehr geſehen; aber Iſrael fand in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünden.

So enthüllet unter Gottes Leitung die Zukunft, was die Gegenwart verbarg; und den Segen, den

der müde Arbeiter am Wege des Grabes vergeblich zu ſchauen wünſcht, zeiget ihm in reicherer Fülle die Ewigkeit.

Die Ewigkeit, wo ſein Schickſal ſich froh entwickelt! Wir ſtehen hier an dem Rande unſerer menſchlichen Erfahrungen. Aber den einen unſerer Brüder, Jeſum den einſt verkannten Menſchenfreund und ſtillen Dulder, „den ſie erwürget haben, und an ein Holz gehänget, hat ihn nicht Gott auferwecket und durch ſeine rechte Hand erhöhet zu einem Heiland und Fürſten" — ihn der dazu erſchienen war, um alles was die Vernunft troſtreiches von dem Schöpfer ahndet, und was die Offenbarung großes und wunderbares von ihm erwarten heißt, durch ſein menſchliches Leben ſichtbar darzuſtellen, und durch ſein menſchliches Schickſal zu verbürgen; ihn, der in allen Dingen ſeinen Brüdern gleich werden wollte, um ſie einſt ſich gleich zu machen, wenn er durch Thaten und Leiden ſeine Herrlichkeit errungen hätte, der mit dem ſüßen Troſte von ſeinen Lieben ſich losriß: Ich gehe hin, aber ich komme wieder; ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr ſeyd, wo ich bin; ihr ſollt meine Herrlichkeit ſehen, die mir der Vater beſchieden hat! Einſt getödtet, jetzt lebt er. Einſt der verachtetſte und unwertheſte, im blutbeſprizten Staub der Erde niedergebeugt, ſitzet er jetzt, der erſtgeborne ſeiner Brüder, auf dem Throne ſeiner Herrlichkeit, und iſt geehrt von Gott, dem er vertraute, und angebetet von den Engeln, die ſeinen Tod betrauerten, und vernimmt vom Aufgang bis zum Niedergang

das Gebet und Flehen vieler Tauſende, die ſeinen Namen bekennen, und macht es ihnen in dem Troſte, womit er ihre Herzen beruhiget, und in der Kraft, womit er ſie durch den Kampf zum Siege führet, fühlbar, daß er lebe, und mit der hohen Wonne, ſeelig zu machen, für ſeine Todesleiden getröſtet ſey. So groß und herrlich hat ſich Gottes Wahrheit und Treue an der Vollendung ſeines Schickſals gerechtfertiget.

Mit ihm wandelt der Troſt und die Hoffnung der guten Menſchheit zu Grabe; mit ihm kehrt ſie, verklärt wie er, in das Leben zurück, und windet ſich mit ihm in die Unſterblichkeit auf. Wo er iſt, ſoll ſein Diener auch ſeyn. „Wenn ich erhöhet bin, von der Erde, will ich ſie alle zu mir ziehen.“

Solchen Troſt gewähret uns, chriſtliche Zuhörer, der Glaube an Gott und an die Verheißungen Jeſu Chriſti bis zum gänzlichen Aufſchluß über den Segen unſrer Thaten, und das Ende unſrer Leiden. Was wir gutes thun, iſt Gott gethan, und ſeine Hand führet uns durch die Wolke der Prüfung, die nur dieſſeits des Grabes ſich ausdehnt, dem Leben im Glanze der Unſterblichkeit entgegen. Fühlen wir es alſo, daß dieſes Weilen im Lande der Unvollkommenheit zu kurz, unſer Schickſal ſelbſt am Grabe ſeinem Anfang noch zu nahe, unſer Blick auf Gottes Werk und ſeine fernen Abſichten noch zu ſchwach und ungeübt ſey, als daß die Summe aller Widerwärtigkeiten und Leiden, die uns Zufriedenheit und Hoffnung und ſelbſt die Tugend erſchwe-

ren könnten, uns zu einer Klage gegen Gott, zu einem Mißtrauen in die feste ewige Wahrheit seiner Verheißungen, und zur Muthlosigkeit im Guten berechtigte? Lasset uns also, so lange wir hier noch wallen, statt über Gottes Wege ungeduldig und vermessen zu urtheilen, sie lieber durch stille Geduld, und unverrücktes Vertrauen ehren. Hinter der menschlichen Thorheit, an der unser Auge finster weilet, wirkt göttliche Weisheit in verborgener Stille; hinter der menschlichen Bosheit bereitet göttliche Güte unerwartete Wohlthaten. Die Menschen werden verschwinden, ihr Werk wird sich zerstören; aber Gottes Gnade und Wahrheit wird hervortreten, und ewig bestehen. Noch hier auf dem niedrigen Standpunkt, und während des schwindenden Augenblicks unsers irdischen Daseyns wollen wir seinen großen Plan, der von Ewigkeit zu Ewigkeit reicht, und Erde und Himmel umfaßt, und die Angelegenheiten der Erde uud des Himmels mit einander verwebt, hier wollen wir ihn nicht überschauen, und keinen einzelnen Faden in seinem verschlungenen Gang durch das Ganze verfolgen. Lieber laßt uns jeden zu seiner Zeit und an seinem Orte gutes wirken für seine Absichten, und an den Segen unsrer Thaten glauben, — nicht verzagen, wenn wir wenig Früchte unsrer Mühe und unsers Schweißes gedeihen sehen. Eure Liebe und eure Tugend, — habt sie nur, — wird euer Daseyn auf der Erde überleben. Nicht ihr, nicht eure Zeitgenossen erst haben die Bäume gepflanzt, die euch jetzt Frucht und Kühlung geben; nicht sie haben das Land, das einst öde lag, in grüne Auen und saatenreiche Felder umgeschaffen; nicht sie haben erst Wahrheit und Weisheit in ihrem ver-

borgenen Heiligthum aufgespürt, und Gotteserkenntniß vom Himmel herabgeholt, und Menschlichkeit und milde Sitten unter die Menschen zurückgebracht; nicht sie haben erst alle Verhältnisse der menschlichen Gesellschaft abgemessen und geordnet, und durch alle Verhältnisse Leben, Wirksamkeit, Ordnung und Glück verbreitet. Oder hätten sie es? — Wohl so folgt auf schwache Menschenthat naher großer Segen. Oder ist eure Bildung, euere Weisheit, euer Wohlstand und Glück die vereinigte Wirkung weggestorbener Geschlechter und verschwundener Jahrhunderte, haben Tausende und aber Tausende jeder sein Scherflein dazu beigetragen, ohne zu wissen, wann und wo, und wem er nützen würde, so wird auch euer menschenfreundlicher Eifer, euer Rath, euer Beispiel, euere Mühe, euer Opfer jedes an seinem Ort und in seinem Maße noch fortwirken und wohlthun, wenn euch lange das Grab schon deckt, und lange der Hügel euers Grabes wieder eingeebnet ist, und nur im Himmel, nicht auf der Erde mehr euer Name genennet wird.

Aber einst wird der, der alles bemerkt und nichts vergißt, der alles erhält und leitet, euch euers irdischen Daseyns Segen im schönsten Lichte zeigen.

Manchen frommen Menschenfreund, dessen freundlicher Wille, und dessen stille unverdrossene Thätigkeit von Menschen übersehen, verkannt oder vergessen wurde, wird dann aus dem Munde des richtenden Menschensohnes das Zeugniß ehren: „Du hast vielen meiner Brüder gutes gethan; mir hast du es gethan.“ Manchem Armen,

der hier im innigſten Gefühl der Theilnehmung und Liebe nur weinen über die vielfache Noth ſeiner Brüder, nur wünſchen, beten und hoffen konnte, manchem, der am Ende ſeines Lebens umſonſt und traurig nach einer bleibenden Spur ſeiner Thaten zurückſchaute, wird dann die frohe Begrüßung entgegen kommen: „Ueber wenigem biſt du getreu geweſen; über vieles will ich dich ſetzen, gehe ein zu deines Herrn Freude.“

Groß und unnennbar iſt die Wonne, die ihn dann erwartet, noch von keinem irdiſchen Sinne empfunden, ſelbſt über das innigſte geiſtige Frohgefühl erhaben, mit dem ihr je in der Stunde der reinſten Andacht und der frömmſten Liebe dieſſeits des Grabes den Schöpfer um euer Daſeyn und um ſeine Gnade prieſet.

Wir wollen dieſer Wonne durch gute Thaten uns werth machen; wir wollen in dem Gedanken an ſie unſere irdiſchen Leiden vergeſſen!

Dort werden aus euern geweinten Thränen fromme Dulder aller Art, Freuden der Ewigkeit für euch aufblühen; dort euch Schwache und Kranke, der Balſam der Unſterblichkeit, dort euch Arme und Kummervolle der Reichthum des himmliſchen Segens, dort euch Müde die erſehnte Ruhe, dort euch Verlaſſene und Verwaiſte die Freundſchaft Gottes und Jeſu Chriſti, dort euch Pilgrime und Fremdlinge auf Erden die Heimath bei euerm Vater tröſten, und euer frohes Erſtaunen, und euer zuſammenſtimmender Preis und Dank die verkannten Rathſchlüſſe der

Gottheit verehren. Er iſt getreu, der uns zum Troſte unſrer irdiſchen Mühen die große Verheiſſung gethan, und ſelber die Bahn durch Leiden zur Freude eröffnet hat. Noch iſt es nicht erſchienen, was wir ſeyn werden; wir wiſſen aber, wenn es erſcheinen wird, daß wir ihn ſehen, und ſo, wie ſein Geiſt in uns wohnte und wirkte, ſelig ſeyn werden, wie er es iſt. Amen.

Predigt

am fünften Sonntage nach Trinitatis 1793

über Luc. 5, 1—11.

Gott, du haſt den Menſchen viele Sorgen und Arbeit zum irdiſchen Looſe, aber auch manche erheiternde Freude, Ruhe nach überſtandener Lebensmühe und eine beſſere Ewigkeit zum vergeltenden Troſte gegeben. Lehre uns Leid und Freude weiſe und dankbar zuſammen nehmen, und ohne Klage in der böſen Stunde, ohne Uebermuth in der glücklichen, unſern ruhigen Gang durchs Leben wandeln. Gib ſanften Troſt den Trauernden, Zufriedenheit den Armen und Mühevollen im niedrigſten Stande, Weisheit und Stärke denen, die du zu bedeutenden Zwecke unter den Menſchen berufen haſt. Allen verleihe Unverdroſſenheit zur treuen Vollendung ihrer Lebenspflichten, und für ihre Arbeit deinen Segen. Heilige auch heute unſre Herzen zum Vertrauen auf dich. V. U.

Text Luc. 5, 1 — 11.

Unſer Evangelium ſtellet uns die geräuſchloſe, wenig bemerkte, aber ſchöne Scene der erſten nähern Bekanntſchaft zwiſchen Jeſu und einem Manne auf, deſſen die evangeliſche Geſchichte nachher ſo oft erwähnt, der durch ſeine gutmüthige Hitze ſo mancherlei Auftritte in der Lebensgeſchichte Jeſu veranlaßte, aber immer wahr und treu und innig ihn liebte, thätig für ſeine Religion lebte, und durch ſeine beiden Briefe noch bis auf dieſe Stunde Verdienſte um die Bekenner Jeſu Chriſti hat.

Sanft und beſcheiden bittet Jeſus den Mann, der ihn nicht kennt, daß er ihn in ſein Schiff aufnehmen und vom Lande führen möchte. Und freundlich nimmt ihn Simon auf, dem die mißmuthigſte Laune zu verzeihen war, nachdem er eine fruchtloſe Nacht durchwacht hatte, jede verlorene Minute bedauerte, und nun nach Heimath und Ruhe ſich ſehnte. — Mit tröſtender Stimme, als ob er zum Dank für ſeinen guten Willen ihm etwas gewähren wollte, ermuntert ihn Jeſus, noch einen Verſuch auf dem Meere zu machen, und unverdroſſen erwiedert der aufmerkſame ahndende Mann: Herr, wir haben eine ganze Nacht gearbeitet und nichts gewonnen; aber auf dein Wort will ich das Netz auswerfen. Mit heiterm freundlichem Blick ſegnet ihm Jeſus den unverhofften reichen Gewinn, aber demüthig bittet Petrus: Herr gehe von mir hinaus, ich bin ein ſündiger Menſch.

Dieſe unverdorbene Gutmüthigkeit, Unverdroſſenheit und Demuth ſollte ſich nicht unbenutzt für

die gute Sache Jeſu Chriſti in einem Manne, war es auch nur ein Fiſcher, vereinigen. „Folge du mir nach, ſagt Jeſus, von nun an ſollſt du Seelen gewinnen, wie ich die deinige gewonnen habe“; und Petrus verließ das Schiff und folgte ihm nach.

So fanden ſie ſich wie vom Zufall zuſammengebracht in einer merkwürdigen Morgenſtunde. — Nach drei Jahren begegneten ſich ihre Blicke wieder mit andern Empfindungen in einer traurigen Nacht im Vorſaale des Hohenprieſters. Und an dem Geſtade des nämlichen Meeres, an welchem wir ſie heute erblicken, nahm Jeſus noch in den letzten Tagen ſeines Erdenlebens die Bekenntniſſe der feurigſten Liebe und Ergebenheit von ſeinem Jünger in den Himmel mit.

Doch wir wollen für dieſesmal aus der ſchönen Geſchichte nur einen in der Begebenheit ſelbſt minder wichtigen Zug auffaſſen, und zu unſrer Belehrung und Erbauung benutzen.

Fruchtlos bietet der emſige Mann in dem armen Beruf, den ihm die Vorſehung angewieſen hatte, eine Nacht lang alle Geſchicklichkeit Geduld und Mühe auf. Schon ſah er die dämmernde Morgenhelle, die ihm vielleicht nun einen kummerhaften Tag ankündigte; aber hinter der traurigen Nacht folgte eine freundliche ſegnende Morgenröthe.

Wie oft ſehen auch wir auf unſre vollendeten gut gemeinten Thaten zurück, und klagen über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtloſe Sorgen!

Möge ein Blick in die Natur der Sache und auf die Erfahrung des Lebens uns mit der beſſern Vorſehung ausſöhnen, uns zu frohem Muth an unſerm Tagewerk und zu ſtiller Erwartung des Segens von Gott ermuntern.

Wir werden die Klagen über ungedeihliche Lebensmühe und fruchtloſe Sorgen anhören und erwägen, und bei einer unbefangenen Betrachtung der Erfahrungen unſern Blick aufheitern.

Herr wir haben eine Nacht gearbeitet und nichts gewonnen! Entkleidet dieſe Anrede des gutmüthigen Simons von den Ausdrücken, die von ſeiner Lage her genommen ſind. Wendet ſie auf andre Fälle, Lebens- und Berufsarten an, ſo habt ihr die Klage, die wir ſo oft aus dem Munde, bald wirklich unglücklicher, bald nur mißmuthiger und unzufriedener Menſchen hören.

„Ich habe mit Wärme und unverdroſſenem Eifer für eine gute Sache gearbeitet," klagt uns eine Stimme, — „ich habe ihr Tage gewidmet, und Nächte geopfert, und es gelang mir nicht, mich der Erfüllung meines beſten Wunſches zu freuen." — „Ich habe die ſchönſte beſte Zeit meines Lebens dem heiligen Zweck gewidmet," — ſagt uns ein Andrer, — „gerüſtet mit Weisheit und Kraft, brauchbar und wohlthätig für die Menſchen zu werden, und ſie verkennen meinen guten Willen, und laſſen meine mühſam erworbenen Kräfte ungenützt erſchlaffen in einer ungünſtigen Lage." — „Wie lange muß ich

noch wachen und mit mir ſelber kämpfen" — fragt ein Dritter — „bis ich mein eigenes Herz ausgeprüft und beſiegt habe? Wie lange wird es noch der Verſuchung gelingen, meine heiligſten Vorſätze und leiſeſte Wachſamkeit zu höhnen, meine Mühe und mein Gebet zu vereiteln und mich von der ſchönen Vollendung zurückzudrängen, nach der ſich meine ganze Seele ſehnt?" — Müde und verdroſſen ſteht am Abend des Tages der emſige Hausvater im Schweiß des Angeſichts vor ſeiner Arbeit, zählt noch einmal gleichſam ſeine Seufzer, berechnet ſeine Mühe und ihren Lohn, den kleinen erworbenen Gewinn des vergangenen Tages gegen die mannigfaltigen Bedürfniſſe des folgenden, und legt dann ſein Haupt zur Ruhe mit der grämlichen Erinnerung an Salomons Worte: was kriegt der Menſch von aller ſeiner Arbeit und Mühe ſeines Herzens, die er hat unter der Sonne, denn alle ſeine Lebtage Schmerzen mit Grämen und Leid, daß auch ſein Herz des Nachts nicht ruhet? Mit ernſtem Blick ſteht hie und da ein Wanderer zum Grabe ſtille, und ſieht zurück auf die durchwandelte Bahn ſeines Lebens. So manche glänzende Ausſicht ſeiner Jugend, ſo mancher ſchöne Lebensplan, ſo manche lange genährte Erwartung, wie leichte ſchwebende Morgenwolken ſind ſie verſchwunden in der ſchwülen Mittagshitze des Lebens. So manche heiße Thräne hat er einem unerbittlichen Schickſal geweint, ſo manche angſtvolle Klage der verwehenden Luft geklagt, ſo manches mühſam vollendete Werk der ſchnellen Vergänglichkeit zum Opfer hingeſtellt. Immer raſcher gehen ſeine

Schritte vorwärts zum Grabe, und nur langſam und ferne rücken hinter ihm wenige Folgen ſeiner Thaten nach, in deren Genuſſe er den Lohn ſeiner Mühe zu erndten hoffte. Unmuthsvoll ruft auch er es dem Prediger nach: da ich aber anſahe alle meine Werke, die meine Hand gethan hatte, und Mühe, die ich gehabt hatte, ſiehe, da war es alles eitel und Jammer.

Solche Klagen über unvergoltene Mühe ſind ſehr gemein, nicht immer aus der Luft gefaßt, aber doch auch oft übertrieben. Sie könnten nicht ſo allgemein ſeyn, wenn ſie nicht ſo ſehr und mannigfaltig übertrieben würden, und das menſchliche Herz müßte nicht das wunderliche verwöhnte Kind am Gängelbande aller Launen ſeyn, wenn es ihm möglich wäre, hier die Lage und Geſtalt der Sache treu zu faſſen, richtig zu ſchätzen, um ſich nicht ſelbſt zu täuſchen.

Oft vernehmen wir in dieſen Klagen nichts ſchlimmes als die Stimme des Beſcheidenen und Anmaßungsloſen, der ſich ſelber nicht kennt. Was er gethan hat, gedeiht zur ſchönen geſegneten Reife; aber er denkt zu gering und beſcheiden von ſeiner Mühe und Kraft, als daß er in dem Guten, was um ihn her und faſt unter ſeinen Augen aufblüht, den Segen ſeiner geſchäftigen Treue erkennen könnte. So fragen dort die Gerechten mit Staunen: Herr wann haben wir dich hungrig oder durſtig, oder einen Gaſt, oder krank oder gefangen geſehen, und haben dich erquickt?

Oft iſt es umgekehrt die Stimme hoher Anmaßung; übertriebene Meinung von eigener Thätigkeit und Kraft. Kein Erfolg, wie glücklich er ſich entwickelt, kann den Erwartungen des Unzufriedenen entſprechen, und doch vielleicht auf der andern Seite kein Dank, wie warm und treu und thätig er gebeten wird, ihn hinreichend belohnen.

Oft klagt aus dem unzufriedenen Herzen nur kranke Schwermuth, in welche ſich der Menſch bisweilen aus einem wunderlichen Triebe einhüllet, unter deren düſteren Schattenbildern er mit einem ſeltſamen Wohlbehagen verweilt. Wie eine giftige Pflanze neben den nahrhafteſten und geſundeſten aus jedem Boden verzehrende Säfte ſaugt, und an der nämlichen Sonne, die überall heilſame nährende Säfte läutert, nur die ihrigen ſich immer ſchwärzer und ſchärfer kochen, ſo iſt die trübe Schwermuth, ſo zieht ſie aus dem Schönſten und Beſten immer neue bittere Nahrung. Und was ſollte ſie lieber nähren als den Gedanken an verfehlte Lebenszwecke, fruchtlos gehegte Herzensſorgen, ungedeihliche Mühen, Undank und Verkennung? Was mehr als den Gedanken, zum ewigen Mißlingen, zum unnützen ungenoſſenen Daſeyn verdammt zu ſeyn von einem harten Schickſal, dem kein guter Wille und kein ausdauernder Eifer Verſöhnung abgewinnen kann?

Deckt nicht auch oft der Unzufriedene mit der Klage über Schickſal und Vorſehung einen Vorwurf, der nur ihn trifft? — Er hat auf einem unfruchtbaren Acker gearbeitet, und ſucht nun den unverſöhnlichen Feind, der ihm den belohnenden Anblick ſei-

nes vollendeten Werks mißgönnt, allenthalben, findet ihn allenthalben, nur da nicht, wo er wirklich verborgen liegt, nur an der Stelle nicht, die ihm so nahe und doch vielleicht so fremde iſt, — bei ſich ſelber. Das menſchliche Herz findet ſeine Rechnung bei der Klage über das allgemeine Schickſal zu gut, als daß es die That ſelbſt, die Quelle unterſuchte, die den erwarteten Segen verſagte, oder doch nur kärglich gewährte. Welche andere Sprache, wie traurig ſie auch klänge, ſollte es nicht gerne führen, um ſich das Geſtändniß zu erſparen: Ich habe unbekannt mit mir ſelbſt ein Ziel gewählt, das ich doch nie erklimmen konnte. Oder: ich habe die Kräfte, die mir die Vorſehung zu Erreichung des ſchönſten Zwecks beſcherte, nicht treu und unverdroſſen angewendet, nicht mit geſammelter Aufmerkſamkeit, nicht mit überlegender Klugheit, und mit weiſer Bedächtlichkeit, und mit ausdauerndem Muth, und mit Liebe und Freude gewirkt. Ich habe nie durch Gebet zu dem, der aller Menſchen Thun beobachtet, lenkt und richtet, mich zum Vertrauen und Muthe gegen Schwierigkeiten, zur Entſchloſſenheit und Stärke, zur frommen Gewiſſenhaftigkeit, und zum ſtillen Troſte bei einem möglichen unglücklichen Ausgang geweihet.

Täuſcht ſich nicht auch oft der Unzufriedene mit der Klage über ungedeihliche Lebensmühe, nur um ſich den lauen Willen zu beſchönigen, der ihn ſo gerne beſchleicht, wenn die ſchönſte Gelegenheit etwas gutes zu thun ihm ungerufen entgegen kommt, wenn Noth und Bedürfniß um ihn her ihn auffordern, mit angeſtrengter Kraft zu wirken und nicht

zu ermüden? Ach was erſt unſelige Täuſchung war, wird dann ſo gerne traurige Wahrheit. Den verdroſſenen Muth ſtraft kraftloſe, kümmerlich ſich entwickelnde, und im Entwickeln wieder hinſterbende Wirkung, und an der kraftloſen Wirkung rächt ſich der Unzufriedene wieder durch neue noch trägere Gleichgültigkeit und Kälte.

Doch laßt uns der Sache näher treten, und vor dem Zuſammenhang menſchlicher That und ihres erwarteten oder unerwarteten Erfolgs, ſo weit wir ihn zu überſchauen vermögen, ſtille ſtehen.

Es iſt ſehr wahr: nicht jeder Verſuch des Sterblichen gelingt. Auch die beſte Abſicht, von den Empfindungen der Liebe und des Vertrauens zu Gott genährt, mit regſamſtem Eifer betrieben, von der erfahrenſten Klugheit geleitet, — ſie gelingt nicht immer. Hier, wo der geſchärfteſte Blick der Weiſen nur dürftige Wahrnehmung des Gegenwärtigen, und die geübteſte Kraft der Starken nur Ohnmacht iſt, auf dem regen wimmelnden Schauplatze der Menſchen und ihres mannigfaltigen Strebens, wo faſt jeder menſchlichen Abſicht eine andre nahe oder ferne, vorſetzlich oder zufällig entgegen wirkt, wo ſo viele Umſtände, an denen alle menſchliche Weisheit zu nichte wird, ihren Einfluß auf unſer Thun und Streben behaupten, und alles in die ewige unveränderliche Ordnung der Natur ſich ſchmiegt, — wer wollte hier jedes Wunſches Erhörung, jedes Verſuchs Gelingen, jedes Aufwandes ausgerechneten Erſatz, jeder Mühe genau entſprechenden Erfolg erwarten oder verlangen?

Aber

Aber Trübsinn wäre es darüber zu klagen, und Mißverstand eines bedeutenden Winkes, wenn wir darum lieber unthätig feiern, als unsre Kraft für einen nicht ganz gewissen Erfolg anwenden wollten.

Auch die Natur wirft manches edle fruchtbare Samenkorn aus, das sich nie entwickelt. Aber eben weil sie unaufhörlich und allenthalben säet, wartet und pflanzet, so wird ihre Pflege reich und dankbar vergolten. Auch die Sonne bescheint manches öde Gefilde mit ihrer ganzen lieben Kraft, wo doch ihr freundlicher Strahl keinen Keim aus der Erde entlockt, und kein lebendiges Wesen erquicket. Aber eben weil sie allenthalben unverdrossen leuchtet und wärmt, so übersieht sie jeden Morgen neuen Segen ihrer Kraft. Alles, die Erfahrung und Natur predigt uns eine große wichtige Lehre: wenn wir nicht einer sehr zweifelhaften Zukunft uns überlassen, wenn wir den Zweck des Lebens nicht ganz oder zum Theil verfehlen, wenn wir nicht am Ende desselben auf eine öde Bahn zurückschauen wollen, so dürfen wir, eben weil nicht alles gelingt, nicht manchen flüchtigen Tag des Lebens, nicht manche gute Rührung, nicht manche schöne Gelegenheit, Gutes zu thun, sorglos versäumen. Eine ernste Warnung für den, der mit einer oder wenigen Thaten, vielleicht mit der letzten des Lebens, alles Versäumte nachholen wollte: „Die letzte That wird vielleicht mißlingen."

Doch es verliert sich nichts ganz ohne Spur unter der Sonne; so auch keine stille Treue und keine aufgewendete Lebensmühe. Indem wir sie als verloren bedauern, weil sie nicht den erwarteten

Gewinn gewährte, wirkt ſie auf eine andere Art uns unbekannt vielleicht viel gutes, oder wird ſelbſt durch ihr Mißlingen gedeihlicher, als durch ihren erwünſchteſten Erfolg. So durchwachen einige galiläiſche Männer eine trübe Nacht auf dem Meere. Schon ſchickten ſie ſich zur traurigen leeren Heimfahrt an. Aber das Mißgeſchick dieſer unglücklichen Nacht mußte ſie zögernd aufhalten, daß am frühen Morgen noch ein Mann ſie traf, der durch eine Rede voll himmliſcher Kraft und Weisheit ihre gutmüthigen Seelen zu höherm Vertrauen auf eine liebende Vorſehung, zur erhabenern Tugend, zu wichtigern als nur Nahrungs-Sorgen, zu ſüßen himmliſchen Empfindungen heiligte, und zu dem großen Beruf, Menſchen für Gott, die Tugend und den Himmel zu ſammeln, einweihte.

Manches Gebetes Erhörung, und mancher Sorge und Mühe verloren gegebene Frucht gedeiht in ſtillem verborgenem Segen, der eben darum verkannt wird, weil er nicht ſo auffallend, nicht ſo ſchnell und auf einmal, nicht ſo unterbrochen, kurz der ſinnlichen Empfindung nicht ſo merkbar wird, wie der Aufwand und die Mühe, die wir ihm widmeten. Aber nur deſto ſanfter, ſicherer und innerlich wirkſamer lohnet er den Schweiß des Thätigen und Guten durch ſeinen ſtillen wohlthätigen Einfluß. So verdammet der müde gebückte Arbeiter im niedrigen Stande alle verlorene Mühe ſeines Lebens, die ihn nie aus der Armuth empor gehoben hat, und ſeufzet über den verborgenen Fluch, der ihm den Gewinn ſeiner mühevollen Tage faſt unter den Händen weg aufzehret. Aber er vergeſſe doch nicht, daß ſeiner Hände

Arbeit ihn, der nichts in die Welt gebracht und in der Hütte ſeiner armen Eltern nichts gefunden hat, nun gleichwohl vielleicht vierzig Jahre genähret und gekleidet, ihm manche frohe Lebensſtunde zugeführt, und Erbgut und Reichthum entbehrlich gemacht hat, und daß er darum einſt nicht einſamer und ärmer aus der Welt gehen wird, als der Glückliche, mit dem er ſich vergleicht, um ſich unglücklich zu fühlen.

Endlich, wenn wir nicht ungerecht ſeyn wollen, ſo laßt uns nicht vergeſſen, daß doch auch oft unerwartet ſchnell und reich, oft unter den ungünſtigſten Umſtänden, wenn ſich alle Welt gegen unſer gutes Wollen und ſchwaches Streben ſchien verſchworen zu haben, daß oft gerade alsdann froher überwiegender Segen lohnt, und für alle vorige, gewinnloſe — nun doch auch verſchwundene Mühe tröſtet. Spendete nicht den Männern am galiläiſchen Meere noch die verachtete Morgenſtunde an einem geräuſchvollen Ufer das in reichem Maße, was ſie unter der günſtigen Stille und Dunkelheit der Nacht, mit aller Geduld, Erfahrenheit und Mühe ihrem undankbaren Berufe nicht abgewinnen konnten?

Doch alle dieſe Bemerkungen, was rätheten ſie uns gleich wohl viel beſſeres, als einem zufälligen Geſchicke, das nicht immer zürnt, uns in die Arme zu werfen, wenn wir nicht in allen dieſen Erfahrungen und Schickſalen die gute leitende Hand eines allmachtsvollen und weiſen Gottes erkennten?

Ein Blick zum Himmel müsse unsre Blicke auf die Schicksale des Lebens erheitern, und der Glaube an eine Vorsehung unsern Glauben an die Erfahrungen, trostreich machen und heiligen.

Ihr könnt so oft nur — wollen und wünschen, auch für die beste Sache, die euere ganze Seele füllt. Aber wißt auch: zu euern gelungensten Thaten hatt ihr fast nicht mehr als den guten Willen beigetragen, und eine höhere Hand ist es, die bald mitwirkend eure Versuche vollendet, bald allmächtig sie von euerm Zwecke zu einem andern ablenkt. Aber es ist nicht das blinde Ohngefähr, nicht die unzuverläßige Menschenlaune, nicht ein eisernes Schicksal, dem ihr eure Wünsche, euer Gebet, euere Treue und Thätigkeit widmet. Ein guter Gott, der über der Erde waltet und für die sorgt, die ihr nicht zählen könnt, nimmts aus euerem Herzen und von euern Händen mit Wohlgefallen an; und wie seine Hand die Sterne am Himmel führet, so wird er auch eurer Thaten Folgen auf sicherem verborgenem Wege zu einem guten seligen Ziele leiten.

Laßt uns also mit frohem Muthe zum Guten wirken, und nicht ermüden.

In dem Pallaste, wo die Sorge auch ihren Zugang erschleichet, und in der verborgenen Hütte, wo sich der Arme müde erarbeitet, auf dem Schauplatze des geschäftigen Lebens und in der stillen Kammer, wo der Fromme betet, ist Gott jeder Thräne, jedes heißen Wunsches und der gut gemeinten Thaten, Zeuge, — Zeuge, um einst Vergelter zu seyn.

Auch das Kleinste, was ihr zum großen Zweck der Menschen-Erhaltung, Beglückung und Veredlung, beitragt, ist nicht verloren. Wohl verliert es sich vor euern eigenen Augen, wo so vieler Thaten Folgen und so mancher Umstände Einfluß sich zusammen mischen. Aber rein und ohne Verwirrung unterscheidet und verfolget auch dann noch Gottes Auge, ohne Wanken leitet und segnet seine Hand die fortschreitende Wirkung eurer liebenden That, und läßt euch nahe oder ferne, frühe oder spät das Gedeihen eurer Menschenliebe und Berufstreue zum frohen Gewinne werden.

Froh und stille laßt uns mit diesem Glauben unsre Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit nähren, in den trüben Aussichten des Lebens desto vertrauender und unverwandter zum Himmel aufschauen, nicht verzagen an Rath und Hülfe und Trost für die übrigen Tage des Lebens, aber doch den bessern Theil unsrer Arbeit für die Ewigkeit rechnen. — Kommt doch auch nicht alles in einem Sommer zur Reife, was der Erde anvertraut wird. Einen langen harten Winter hindurch bleibt manches unter Sturm und Frost wie verloren und erstickt in der fest verschlossenen Erde, bis die mildere Frühlingssonne es aufweckt, und zur Freude des Pflanzers erzieht. So eure Thaten und ihr Lohn! Benutzt des Lebens flüchtige Tage für die Ewigkeit. Wirket thätig mit, so lange ihr da seyd, in den schönen Plan der Gottheit, und geht dann, wann euer Abend da ist, ruhig in eure stille Kammer, und überlaßt die Sorge für das, was ihr gethan und nicht vollendet, und nicht genossen habt, der Vorsehung, die noch walten

wich, wenn euer müdes Haupt die Erde deckt. Spät werden dann noch die Folgen eures Lebens über euerm ſtillen Grabe ſchatten, und eine reiche ſelige Erndte wird einſt im Morgenſchimmer der Ewigkeit euer erwachendes Auge überraſchen. Amen.

Predigt

am ſechsten Sonntage nach Trinitatis 1796

über Luc. 5, 27 — 39.

Gott, wir verſammeln uns wieder vor deinem Thron, deine Kinder vor deinem väterlichen Antlitz, und danken dir für die Liebe, mit der du dich unſer aller erbarmeſt, für die Freuden, die du dem Glücklichen ſchenkeſt, und für den Troſt, womit du den Kummer der Leidenden ſtilleſt, — danken dir für das theure werthe Wort, womit du auch die Verirrten und Gefallenen zu dir zurückrufeſt, und ihrer Reue Vergebung, ihrer neuen Liebe neue Gnade ankündigeſt. O daß ſie alle zu dir umkehren, und in deiner Erbarmung den Frieden wieder finden möchten, den ihre Seele vermißt! Schenke uns allen deinen guten Geiſt, der uns leite in deine Wahrheit, uns heilige und erhalte in deiner Liebe, unſer Vertrauen zu dir hoch über alle Zweifel von innen und über alle Anfechtungen von auſſen erhebe, und uns am Ende

nach einem guten Leben mit dem Troſt ans Grab führe, daß wir durch den Tod zum Leben geweiht, ewig dein ſind. V. U.

Text: Luc. 5, 27 — 32.

Wenn uns Chriſtus vom Himmel auch dazu gegeben ward, daß wir in ihm Gottes unſichtbares Weſen und ſeine ewige Kraft und Gottheit in einem menſchlichen Bilde menſchlich erkennen, und zu ihm, der uns ſo ähnlich iſt, mächtiger hingezogen werden, und mit ihm unſern Geiſt glücklicher zu einem ewigen unſichtbaren Weſen erheben möchten, deſſen Allmacht unſer Schickſal auf der Erde, deſſen Gnade unſern Troſt im Tode, und deſſen Richterſpruch unſere Hoffnungen in der Ewigkeit entſcheidet, laßt es uns dann mit froher Seele, und mit innigem Dankgefühl und mit heiligem Ernſt erkennen, was uns Jeſu Wort und That und Leben ſo laut verkündet, und was noch hinter ihm ſein Apoſtel uns zurufe: daß Gott größer iſt, denn unſer Herz. O es iſt oft ein ſehr enges Herz, das Herz der Menſchen, mit aller ſeiner Empfindſamkeit, Liebe und Großmuth, und oft ein ſehr thörichtes Herz mit aller ſeiner Weisheit, ſinkt oft unbegreiflich tief herab zur Unfreundlichkeit und Härte, und zum verkehrten Sinn, und mißt doch ſo gerne des Schöpfers Güte nach ſeinen dürftigen unſichern Gefühlen, und des Schöpfers Heiligkeit nach ſeinen ſchwankenden Meinungen. Aber Gott iſt größer denn unſer Herz.

Sehet in unſerm Evangelium neben den Menſchen von der Erde den Menſchen vom Himmel!

Anmaßungslos, gutmüthig und milde ſitzt dieſer bei einem Gutmüthigen — wenn ſchon einem Zöllner. Deſto vornehmer und ſtolzer ſtehn jene mit richtenden Blicken von ferne; — der verworfenſte Phariſäer ſchätzte ſich werther vor Menſchen und Gott, als den ehrlichſten Zöllner. Mit tadelſüchtigem Befremden fragen ſie: warum iſt und trinkt er mit den Sündern? Aber ſo beſchämend für jeden heiligen Phariſäer, und ſo tröſtend für jeden reuevollen Zöllner rechtfertiget ſich Jeſus: ich bin gekommen die Sünder zur Buße zu rufen, und nicht die Gerechten. Kleinſüchtig und ſcheinfromm fragen endlich dieſe: warum faſten deine Jünger nicht? Nach ihren Satzungen ſtand das Faſten im Range der heiligſten Werke. Aber treffend legt ihnen Jeſus in der Gleichniſſe Hülle die Zurechtweiſung: Beſſert ihr euern Sinn, und eſſet; es iſt mehr werth, als phariſäiſch geſinnet ſeyn und faſten. Einzelne, wären es auch gute und gutgemeinte Handlungen, geben einem ungebeſſerten Herzen keinen Werth, und decken ſeine Unart nicht. Es ſind neue Lappen auf ein altes Gewand, das doch zerſchleißt, flüchtiger Geiſt in morſchen durchlöcherten Gefäßen.

Das Herz des Menſchen vom Himmel iſt größer, denn das Herz der Menſchen von der Erde. Laßt uns, um dieſe Worte zu unſrer Erbauung anzuwenden, ſehen

1) auf ſeine allgemeine partheiloſe Güte,
2) auf ſein entgegen kommendes Erbarmen gegen Fehlende,
3) auf den Umfang ſeiner Forderungen.

Gutmüthig kehrt Jesus in dem Hause eines Mannes ein, dessen Stand das Vorurtheil und der Haß seiner Zeitgenossen verfolgte; darum fragen die Pharisäer: warum ißt und trinkt er mit den Zöllnern? Um aus diesem bestimmten Fall eine allgemeine Belehrung zu ziehen, laßt uns einen allgemeinen Blick auf die menschlichen Verhältnisse und Gesinnungen werfen.

Wohlthätig hat die Natur das allgemeine, aber durch seine Ausdehnung schlaffe Band, das die Menschheit zusammenhält, in Familienverhältnisse enger zusammengezogen, unfreundlich getrennt, um freundlich zu verbinden. Von ihren Banden gefaßt hört der Mensch fast auf, Vielen Vater und Bruder zu seyn, um es Wenigen ganz zu werden. Sie hat, indem sie jeden mit eigenen, aber den mit diesen, jenen mit andern Kräften des Körpers oder Geistes vorzüglich ausrüstete, von Erziehung und Gewohnheit unterstützt, neue Verbindungen und neue Trennungen vorbereitet. Der Weise sucht den Weisen auf, und schließt sich zu ihm an, weil sein denkender Geist bei ihm mehr Nahrung und Befriedigung findet; der Unweise den Unweisen, denn keiner beschämt den andern; der Sanfte den Sanften, denn einiger und inniger winden sich ihre Gefühle um einander; der Schwache den Schwachen, denn keiner findet sich in der Nähe des andern gefährdet. Je ähnlicher der Mensch dem Menschen an Kräften, Neigungen, Denkungsart und Handlungsweise, desto mehr Berührungspunkte bieten sich ihre Herzen dar; jeder liebt und ehrt in dem andern seine eigenen Vorzüge, und schont

in ihm ſeine eigenen Schwächen. Im Bunde oder im Krieg mit der Natur befeſtigt das Schickſal ihre Verbindungen und Trennungen, oder durchkreuzt ſie wieder nach eigener Laune. In den Hütten knüpft Armuth und gemeinſchaftliche Noth Freundſchaften und Bündniſſe, wie der Frohſinn in Speiſeſälen und feſtlichen Zirkeln, dort dauerhafter als hier; und ein Zufall, (ſo dünkt es uns oft,) führt Menſchen zuſammen, und miſcht ihr Wohl und Weh in eins, und feſſelt Herzen aneinander, die ſich nie geſucht noch gefunden hätten. — Wenn endlich Vaterland und bürgerliche Verhältniſſe, Religion und Meinungen, nicht ſo innig wie Natur und Schickſal Menſchen mit Menſchen vereinigen, ſo ſchneiden ſie doch ſchärfer als Natur und Schickſal Menſchen von Menſchen ab, und befeſtigen die Kluft durch Namen und Titel und Rang, Stand und Standeszeichen, Cerimonien und Formeln, durch Urtheile, worauf ſie gegründet ſind, und Vorurtheile, die ſie wie ein dornichtes Gehäge umziehen. Und ſo zerfällt die Menſchheit gleichſam in mehrere kleinere und größere Kreiſe, die ſich mannigfaltig hier nähern, dort entfernen, hier berühren, dort ſcheiden und zurückſtoßen, hier umſchlingen, dort durchkreuzen. Jeder ſchafft ſich ſelbſt, oder es ſchafft ihm ſein Schickſal eine eigene Welt, und jedem eine andere, und ſein Herz, ſeine Gefühle und ſeine Liebe, ſein Wünſchen und ſein Wirken, das der ganzen Menſchheit gehörte, ſchränkt ſich auf den engen Kreis zuſammen, von dem er der Mittelpunkt iſt.

Es läge in der Natur der Sache, und wäre kein Vorwurf. Das menſchliche Herz iſt nicht all-

mächtig. Je weiter es seine Gefühle und Kräfte will wirken lassen, desto gewisser verlieren sie sich in wirkungslose Ohnmacht; je thätiger es wirken will, desto enger muß es seinen Wirkungskreis zusammen ziehen. Aber auch hier hat schon so oft menschliche Kurzsichtigkeit übel verstanden, was göttliche Weisheit gut gemeint hatte. Sie hat, ach aus wie manchem Herzen, alles weggenommen, und alles vertilgt, was noch den Menschen dem Menschen werth und köstlich machen könnte; sie hat — ach in wie manchem Herzen, Menschenliebe und Partheiliebe zum Widerspruch gemacht, auch in diese nur frostige Eigenliebe eingehüllt, und in ihrem Schooße hier Uebermuth dort Mißtrauen, hier Trotz dort Erbitterung groß genährt, die der Menschheit so manche Wunde schlugen. Sie schmerzt diese Wunde in der Brust des Niedrigen und Armen, wenn ihn die Verachtung seines Schicksals verfolgt, des Zurückgestoßenen und Verschmähten, des Hülflosleidenden, des Fremdlings unter seinem Geschlecht, der einsam umherirrt, einen Vater und einen Bruder sucht, und nicht findet. Er bietet das Köstlichste, was Gott dem Menschen, und der Mensch dem Menschen geben kann, Liebe, so gut er sie hat, und mittheilen kann, und sie wird ihm als eine verschmähte Gabe zurückgeworfen. Er will sich auch anschmiegen mit seinen Gefühlen an die Menschheit, zu der er gehört, aber oft umspinnen sie das Herz eines Pharisäers, das kalt und hart wie ein Fels ihnen keine Nahrung und keine Wärme ertheilt.

Andere Gefühle, und andere Gesinnungen lebten und wirkten in dem Herzen des Menschen vom Him-

mel, in welches Gott seine Liebe goß. Mit dem heiligen Beben der Ehrfurcht nannten seinen Namen die Unsterblichen im Himmel, als Gott rief: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe! Aber mit der Stimme des Vertrauens und mit dem Sehnen der Erhörung, mit der Freudenthräne des Dankes und mit der Herzlichkeit der Liebe nannten Menschen auf der Erde, vornehme und geringe, arme und reiche, frohe, leidende und getröstete, Fremdlinge und Brüder — Jesum den Sohn Davids. Wie seines Vaters Sonne allen aufgeht, alle mit ihrem Licht erheitert und mit ihrer Wärme erquickt, auf die Furche der Armuth, wie auf die Triften des Reichthums und in die Paradise des Ueberflusses scheint, so ward er Licht und Wärme und Leben aller, die nur ihn nicht verschmähten, den verlorenen Schafen vom Hause Israel ein getreuer Hirte, dem Heiden zu Capernaum ein entgegenkommender Wohlthäter, und ein geduldiger Lehrer der Samaritерin am Wege, oft unter den Pharisäern, und gerne bei den Zöllnern, und überall gerne, wo er gute Menschen fand oder zu bilden hoffte, unterthan den Eltern einst im väterlichen Hause, aber unter den Menschen nach seinem eigenen Wort Bruder und Sohn denen, die seines Vaters Willen thun; allen alles, und zuletzt ein freiwilliges Opfer des Todes für alle, und auferweckt und zu Gott erhöhet für alle.

Wird es euch nicht wohl und leicht, arme nieder gebeugte Menschen, daß er auch euer Bruder und Heiland ist, Menschen, die ihr euch umsonst

nach einem Freund auf der weiten Erde ſehnt, daß ihr einen Freund im Himmel habt, Menſchen, die ihr im Gewande der Dürftigkeit, verloren und vergeſſen mitten unter euern Brüdern wandelt, daß er euern Namen vor Gott nennt, Menſchen, die ihr ihm, wenn er heute bei euch einkehrte, nichts als freundlichen Willen und ein gutes Herz zu bieten hättet, daß ſein freundlicher Wille dem eurigen entgegen kommt, und ſein Herz, das einſt ſo voll himmliſchen Adels und ſo voll irdiſcher Demuth, ſo voll reinen Gottesſinns und ſo voll reger Menſchenliebe, ſo voll himmliſcher Seligkeit und ſo voll theilnehmender Gefühle ſich den Menſchen dahin gab, daß es noch im Himmel euer iſt? Ja, freuet euch ſeiner, und miſchet in eure Sorgen und in eure herben Gefühle das Andenken an ſeine Liebe. Es wird ſie umſchmelzen in ſtille Geduld, in mildes Sehnen und in tröſtende Hoffnung. Freuet euch ſeiner und des Glücks, daß ihr durch ihn Gotteskinder und ſeines Himmels Erben ſeyd.

Eines Gottes Kinder, und einer beſſern, andern Zukunft aufbewahrt! Laßt uns alle vor dieſem Gedanken jeden irdiſchen Stolz darnieder beugen, und an ihm wie an einer heiligen Flamme unſre Menſchenliebe erwärmen. Seyd in eurer Lage denen, die Gott mit euch in nahe Verbindung geſetzt hat, was ihr ihnen ſeyn könnt; — gute Väter und Angehörige eurer Familien, Freunde den Freunden, treue Bürger dem Vaterlande, belebt für euern Stand, beſeelt für Amt und Beruf; aber bewahret in euren Herzen noch etwas für die übrige Menſchheit, Gefühle der Theilnehmung den Weinenden und

Fröhlichen, eine willige Gabe dem Flehenden, Troſt und Segen und Gebet dem den keine Gabe erquickt, Freundlichkeit dem Schüchternen, Schonung dem Schwachen, Verzeihung dem Flehenden, milde Antwort dem der euch zutrauend fragt, ſittigen Dank dem, der euch ſittig grüßt.

Die Zöllner, bei denen der heiter freundliche Menſch vom Himmel ſaß, waren auch Sünder. Es ruhte auf ihnen nicht nur der Haß ihres Standes, ſondern auch der Vorwurf einer rohen gewiſſenloſen Handlungsweiſe, und einer eben ſo rohen Denkungsart, einer ſchrankenloſen Verachtung der geſetzlichen Religion, und einer eben ſo gleichgültigen Verachtung des geſetzgebenden Gottes. Man dachte ſie daher als Gegenſtand des Haſſes und der Rache der Gottheit; und wie man Menſchen durch Feindſchaft gegen ihre Feinde ſchmeicheln kann, ſo glaubte man die Gottheit zu gewinnen, wenn man laut und unverſöhnlich ihre Verächter haßte, und dünkte ſich deſto heiliger und vollkommener, je ſorgfältiger man ihren Umgang mied. Darum fragen die Phariſäer: Warum iſt und trinkt er mit den Sündern.

Der Gedanke an eine zürnende, rächende Gottheit knüpft ſich in dem menſchlichen Buſen an eine natürliche Empfindung an. In ihm werden durch Beleidigungen die Gefühle gekränkter Eigenliebe bald langſam und deſto bitterer, bald ſchnell und deſto heftiger aufgeweckt. Unbillig wird durch ſie oft ein Gerechter, hart und ſeiner ſelbſt unwerth oft auch ein guter Menſch. Selbſt die ſchuldloſe und ſelbſt die

gute Meinung des Fehlenden, ſelbſt die edle Scham und Reue, und ſelbſt das freiwillige Verſöhnungsopfer befriediget ſie nicht immer; und je näher zuvor der Gekränkte dem Beleidiger durch Freundſchaft und Liebe und Wohlthat, deſto niederbeugender und peinigender in dem Buſen des Letzten das Bewußtſeyn ſeiner Schuld; je ferner von ihm durch Macht und Anſehen und geheiligte Würde, deſto ſchwerer und ſchreckender in ſeiner Seele das Andenken an ſein Verbrechen.

Und du Gott, deſſen ernſtes Geſetz unſre Uebertretungen verdammt, du Wohlthäter ohne Gleichen von unſern Kindesbeinen an, und du Allmächtiger und Herrſcher, vor dem die Könige der Erde im Staube knieen, und die Engel des Himmels ihr Angeſicht bedecken, wie ſtörend miſcht ſich in den Gedanken an dich das Andenken an unſre Schuld, wie beſchämend in unſern Dank, wie niederwerfend in unſer Vertrauen, wie beunruhigend in unſre Hoffnung, wie ſtrafend in unſer Gebet am Tage der eigenen und der gemeinen Noth! Wohin wenden wir unſer Auge, daß uns nicht die Denkmale deiner Güte beſchämen, wohin unſern zagenden Geiſt daß uns nicht die Zeugen deiner Macht, und die Boten deiner Gerichte erſchrecken? Und wer tröſtet uns, wenn du beleidiget wirſt, wie Menſchen beleidiget werden, und zürneſt, wie Beleidigte zürnen, und rächeſt wie Erzürnte rächen? Geheimnißvoll und unerforſcht, zurückhaltend in deinen Gerichten, und furchtbar indem du ſie zurückhältſt, waltſt du in den Schickſalen unſres Lebens, warteſt ſchweigend auf den Sterbenden am Grabe, und zeigeſt ihm

in der Ewigkeit die ſchwebende Wage der Vergeltung. — O Dank ſey Dir, und neue Liebe, und neuer ewiger Gehorſam, daß du einmal ſprachſt, wie ein erbarmender Vater zu ſeinen Kindern ſpricht, Dank für das theure werthe Zeugniß, womit du deinen Sohn auf die Erde ſandteſt: „Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen."

Das bezeugte ſein Wort, und ſo beſtätigte es ſein Leben und ſeine Liebe, ſeine Thaten und ſein Tod; ſo wandelte er, zum Begnadiger, noch nicht zum Richter geweiht, unter der ſchwachen Tugend, und unterſtützte ſie durch die Miene des göttlichen Beifalls im menſchlichen Antlitz; ſo unter den Gefallenen und Trauernden, und rief durch den Blick der Erbarmung Vertrauen auf Gott und Muth zur Beſſerung in ihre Seelen zurück; ſo unter den Gefallenen und Verſtockten, und that durch Wehmuth und Thränen die letzte ſeiner Erklärungen kund, daß Gott nicht Wohlgefallen hat an dem Tode des Uebertreters.

Ich bin gekommen, die Sünder zur Buße zu rufen. Es ſey auch uns nicht umſonſt geſagt, dies Loſungswort der Verſöhnung. Es tröſte uns dieſes Wort, das auch der Zöllner Bruſt mit Dank erwärmte, und mit beſſernder Scham belebte, wenn uns unſer Gewiſſen vor dem Richter in den Staub wirft. Es wecke in unſerer Seele das neue Leben des Glaubens und der Liebe, der Tugend und der Hoffnung. Und daß es auch wecken möge den Geiſt des Friedens und der Liebe in jeder Bruſt, die noch gegen Menſchen zürnt, und

an dem Unglück des Feindes Wohlgefallen findet, die noch auf Rache ſinnt gegen Brüder, denen Gott verzieh, und Ausſöhnung weigert, die der Himmel der Erde bot! Laſt uns gut ſeyn, wie Gott es iſt, und durch eigenen liebenden, ſchonlichen, verzeihenden Sinn, unſerm Vertrauen auf Gottes Schonung und Verzeihung ſein Unterpfand geben. Was ihr, die ihr doch nur Menſchen ſeyd, an euern Brüdern zu thun vermöget, Gottes Geiſt wird Zeugniß geben eurem Geiſte, daß Gott daſſelbe an euch überſchwenglich thun wird. Aber wie könntet ihr an eine Großmuth auſſer euch glauben, für die euer eigenes Herz zu enge wäre, und in der Rechnungsſtunde des Gewiſſens und im Zagen des Todes euch an eine Barmherzigkeit feſt halten, die in euern eigenen Gefühlen und Geſinnungen ihren Widerſpruch hätte?

Die Phariſäer haben noch eine Frage an Jeſum: Warum faſten deine Jünger nicht? — Die Religion und Tugend hatte ſich bei dieſen Menſchen aus dem Innern, wo ihr geheimer Sitz und ihr nährendes Leben ſeyn ſollte, ganz ins Aeuſſere gezogen. Aus der Einheit und Zuſammenſtimmung und Vollendung eines edeln Gefühls, eines guten Sinnes und eines frommen Lebens, war ſie in wenige abgemeſſene und ausgezirkelte, künſtlich hoch getriebene, von auſſen gleißende, von innen werthloſe Handlungen zerſplittert; und ſo ward Gebet in langen Formeln ihre Gottesverehrung, Almoſengeben ihre Menſchenliebe, und Faſten ihre Heiligkeit.

Leicht gewöhnt ſich der Menſch an einzelne gut

scheinende, gut gemeinte, und wirklich schöne Handlungen. Die Grundsätze, worin sie ihre Haltung haben, liegen gewöhnlich schon in dem Eigenthümlichen seiner Denkungsart, die Gefühle, die ihnen zur Nahrung und zum Leben dienen, in dem Eigenthümlichen seiner Geistesstimmung. Je leichter und natürlicher sie ihm aus dem Temperament und aus der Seele fließen, desto verdachtloser erscheint ihm selber seine Tugend. Je künstlicher und gezwungener, je mühsamer gelernt und geübt, desto höher schreibt er sie Gott und seinem Gewissen in Rechnung an. Und keine Täuschung überschleicht ihn eher als die gröbste, aber die willkommenste, daß eine gute Eigenschaft viele Fehler umwinde und ausgleiche, und daß man, um auf einer Seite schlimmer zu seyn als Viele, auf der andern nur besser seyn dürfe als Viele, um Gottes Vaterliebe und Erbarmen mit Allen gleich zu theilen. So vereinigen sich oft in einer Seele Weichmuth und Ungerechtigkeit, so Unbestechlichkeit um Geld und feiler Sinn um Gunst, so schwärmerische Sonntagsandacht und geistloses Werktagsleben, so Christusbekenntniß mit dem Munde und Gottesverläugnung mit der That.

Aber hört doch, was der Mensch vom Himmel sagt: Niemand flickt einen Lappen vom neuen Kleide auf ein altes Kleid, Niemand faßt flüchtigen Geist in zerbrochene Gefäße.

Die gute Seite, die noch an einem von Gott entfremdeten Herzen schimmert, ist sie Natur, so

ehrt ſie den Schöpfer, der die guten Gefühle ſo tief und unvertilgbar in den Menſchen gelegt hat, nicht den Menſchen, der nur geſchehen läßt, was ſich aus ſeiner angeborenen verdienſtloſen Geiſtesſtimmung von ſelbſt entwickeln und bilden mag. Iſt ſie erzwungen, ſo ſinkt ſie zum Unwerth der verworfenſten Gleißnerei herab, und ihre Wirkungen erſterben in kraftloſer Ohnmacht. Die gekünſtelte Handlungsweiſe, wenn ſie nichts im Herzen hat, das ihr entſpräche, keinen Glauben, keine Liebe, keine Hoffnung, ſo beſteht ſie nicht; der Lappen zerreißt, und der Schaden wird größer. Wollt ihr etwas hineinzwingen in das Herz, das ihr entſpräche, Meinung ohne Ueberzeugung, Liebe ohne Gefühl, Hoffnung ohne Vertrauen — es hält nicht; der neue Geiſt flieht aus dem alten Gefäße.

Verſteht ihr, was Jeſus ſagen will, — ſelig ſeyd ihr, ſo ihr es nicht umſonſt verſteht. Nur ein erneuerter Sinn, in dem Ehrfurcht vor Gott und Liebe zu Gott, und Liebe zum Guten, das aus Gott kommt, einheimiſch iſt und herrſcht, nur der gibt der guten That Werth und Feſtigkeit, und iſt an guten Thaten reich. Den Sinn will Gott; den möchte Jeſus durch den Ruf zur Buße in uns anfachen, und durch ſeine Liebe nähren, und durch ſeine Erlöſung heiligen. Dem Geiſte gibt Zeugniß Gottes Geiſt, daß wir Gottes Kinder ſind.

So laßt uns denn dieſen Sinn in uns hervorrufen und ausbilden, und dem Herrn gefällig werden, alles zuſammennehmen und benutzen, unſers Geiſtes feſte unzerſtörbare Anlagen zum Guten, das

Geſetz, das ſein Finger in unſer Herz geſchrieben, und die Gefühle, die ſein Hauch in unſrer Bruſt belebt hat, das Beben vor ſeiner Majeſtät und Heiligkeit, und die Erinnerung an ſeine Wohlthaten, die Liebe und das Erbarmen Jeſu, Gebet und Flehen und Thränen, das Mahnen der Religion und das Warnen unſrer Erfahrungen, die Prüfungen unſrer Schickſale, den Gedanken an die Zukunft, an Tod und Grab, Auferſtehung und Gericht, an die Freuden und Wehen der Ewigkeit. Laßt uns wachen und ringen, glauben und hoffen, bis ſichs geläutert hat in unſrer Seele, bis rein und klar und ruhig Gottesliebe und Tugendſinn unſer Herz erfüllt, und aus ihm, wie aus einer immer ſtrömenden Quelle, edle unverfälſchte Werke der chriſtlichen Rechtſchaffenheit ausgehen. Laßt uns ernſtlich wollen, und eifrig üben, und ſelig vollenden, und erfahret dann in Freude und Leid, am Tage der nahen drohenden Gefahr, am Grabe und einen Schritt weiter in der Ewigkeit, lebendiger und kräftiger als Menſchenwort es ſagen kann, daß Gott an Macht und Güte größer, und in ſeinen verborgenſten Führungen weiſer, und ſelbſt in ſeinen Züchtigungen und Gerichten erbarmender ſey, denn eines Menſchen Herz! Amen.

Predigt

am sechsten Sonntage nach Trinitatis 1800

über Luc. 5, 27 — 39.

Um den Geiſt deines Sohnes beten wir, Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, daß er uns heilige in der Wahrheit, daß er uns belebe mit frommem Eifer recht zu thun vor dir, uns erfreue und tröſte.

Ach wir ſuchen ſie ſo oft die Wahrheit, und ſo lange, und die Erde führt uns irre mit ihren Täuſchungen. Wir erkennen ſo oft die Wahrheit, und folgen doch der Täuſchung lieber. Der Wunſch gut zu ſeyn liegt in unſerm Herzen oft ſo weit vom Willen es zu werden, und zum beſten Willen fehlet uns der Muth und zum Muth die Kraft.

Wer kann uns lehren die verborgene Weisheit? Wer kann in uns das freudige Wollen wirken und zum freudigen Vollbringen ſtärken? Wer kann uns in den Freuden und Sorgen und Geſchäften der Erde für den Himmel weihen?

Um den Geiſt deines Sohnes beten wir; — wir beten im ſtillen V. U.

Text. Luc. 5, 27 — 39.

Wenige Menſchen leben ſo ohne alle Religion, daß nicht das Andenken an Gott, und die Anerkennung ihrer Abhängigkeit von ihm, und die Anſprache ſeines Ernſtes und ſeiner Liebe an ſie, und die Ahndung ſeiner verborgenen Gerichte einigen Einfluß auf ihre Geſinnungen und Handlungen äußern, ihnen Entſchließungen abgewinnen oder abnöthigen ſollte, die ſonſt nicht zu Stande gekommen wären.

Viele Menſchen machen ſich die Religion, die ſtille Unterhaltung mit ihr und die laute Bekennung und Ausübung derſelben, neben andern Sorgen und Freuden und Geſchäften, zu einem eigenen Geſchäfte, dem ſie bei wiederkehrenden Stunden, Tagen und Veranlaſſungen pünktlich und gewiſſenhaft dienen, ſo pünktlich und gewiſſenhaft als in andern Stunden ihren andern Geſchäften und Sorgen, die kein Andenken an Gott, kein Blick in die Ewigkeit heiliget und tröſtet. Und geringer iſt die Anzahl derer, denen Religion nicht etwas Eigenes im Leben, ſondern das Einzige iſt, und denen keine Stunde und keine That ohne ihren ſtillen Segen oder Troſt vorübergeht.

Religion das Einzige? Wiederholt ihr dieſes Wort in befremdender Frage? Wie? wir ſollten unaufhörlich betrachten und beten, und nach dem Himmel ſchauen und nicht an unſere Verhältniſſe und an die Erde denken? Ja wohl ſollt ihr.

Schicket euch in die Zeit, das rathet die Religion. — Oder wie? wir ſollten, ſtets dürſtend nach der Seligkeit des Himmels, nicht aus dem Strome der Freuden ſchöpfen, der allenthalben ſo nahe an unſern Sinnen vorbeirauſcht? Ja wohl ſollt ihr mit Mäßigung und Weisheit. Seyd fröhlich mit den Fröhlichen, dazu ermuntert euch die Religion. Oder wir ſollten nicht arbeiten in mancherlei irdiſchem Beruf, um uns und die Unſrigen mit Ehre zu ernähren? Ja wohl ſollt ihr. Arbeitet und ſchafft mit den Händen etwas gutes, und ſeyd nicht träge was ihr thun ſollt, — rezſamer Eifer belebe euren Geiſt; das gebietet die Religion. Und ſie verbreite ſich gleichförmig, erweckend, belebend, ſtärkend, erfreuend und tröſtend durch das ganze Leben und Wirken. Ihr Wirkungskreis iſt nicht der enge Tempel von Menſchenhänden gebaut. — Allerdings, ſo ſprechen wieder Viele, und Viele ſprechens nach, — Rechtthun iſt die beſte Religion, und freuen ſich der entdeckten Weisheit; nicht alle, um recht zu thun, manche, um dem allem auszuweichen, was doch zum Rechtthun lebendigen Antrieb, und ausdauernden Muth und ſiegende Kraft gewährt, und die gelungene vollendete That belohnt, und für ihre Aufopferungen tröſtet.

O daß wir auch hier von Jeſu lernen mögen der fromm war und recht that, und als er auf der Erde lebte, Segen vom Himmel herabbetete, und als er in den Himmel auffuhr, den Segen ſeiner guten Thaten auf Erden zurückließ.

Aus der Einſamkeit, wo er betete nach dem 16ten Vers unſers Kapitels, tritt Jeſus wieder hervor ins rege öffentliche Leben, und auf den Schauplatz unſers Textes, und ſteht an der Zollſtätte, die kein Phariſäer betrat, in dem Beruf, das Werk zu vollenden, das ihm ſein Vater gegeben hatte, und ſitzt am Mahl der Zöllner und Sünder, und beſſert ſie, während die Phariſäer bei ſiebenmal inwendig und auswendig gereinigten Bechern und Schüſſeln ſitzen, und die Sünder verdammen. Und verſteht ihn, wenn er euch zuruft: Man faßt nicht neuen Moſt in alte zerbrechliche Gefäße. Der lebendige Geiſt verfliegt, und was zurückbleibt iſt todte Buchſtabenweisheit. Und Niemand ſetzt einen neuen Lappen auf ein altes Gewand. Einzelne religiöſe Uebungen und Handlungen in ein ſündliches Leben verflochten, machen den Schaden nicht gut. Faſten und Beten in geweihter Stunde heiliget die Geſinnungen und Thaten eines unheiligen Lebens nicht.

Religion — ſie will ſorgfältig im ſtillen Herzen geweckt, genährt und befeſtigt werden; — ſie muß aber auch lebendig und kräftig im ganzen Leben, im Handeln, Genießen und Dulden wirkſam ſeyn.

Mit dieſen Gedanken wollen wir uns nun unter einander beſchäftigen.

Religion iſt nicht Rechtthun, aber ſie wird ſichtbar darin, und führt dazu. Sie iſt eine Sache

des verborgenen Gemüthes; oder mit den Worten Christi: Siehe das Reich Gottes iſt inwendig in euch. Wo im ſtillen Herzen lebendiger Glaube an einen allwiſſenden heiligen Geſetzgeber Gott, und Ehrfurcht vor ſeinem heiligen Willen und ſeiner beobachtenden Gegenwart herrſcht, und über die Verſuchung zum Böſen ſiegt; wo frommer lebendiger Kindesglaube an einen himmliſchen Vater und an ſeine ſtille Nähe waltet, und die Ahndung ſeiner Nähe, und das Gefühl der kindlichen Dankbarkeit und Liebe und Freude an ihm herrſchend iſt, und der Wunſch, ihm ähnlich und ſeines Beifalls froh zu ſeyn, zu allem Guten ſtärkt, da iſt Religion. Das Herz, das die Menſchen auf jeder Stufe der Verhältniſſe und in jedem Gewande, in Gefühlen und Geſinnungen als Kinder des gemeinſchaftlichen Vaters anerkennt und ehrt, und ſie in ihm, und ihn in ihnen liebt, das hat Religion. Das Herz, das in den Verhältniſſen der Erde, in der Verbindung mit Guten und Böſen auf ihr, in der Gelegenheit, die ſie bietet, Pflicht zu üben, und in der Verſuchung Pflicht zu verſäumen, in ihren Leiden und Freuden und Sorgen und Geſchäften, die Vorbereitungsſchule und den Uebungsplatz und die kurze immer höher ins Lichte ſteigende Bahn zur Ewigkeit und zum höhern Beruf, zu heiligern gereinigtern Freuden ahndet und anerkennt, und den Glauben ſeiner Beſtimmung und die Bürgſchaft dafür in ſich hat, und im Freudenwirbel der Erde, und im Gewitterſturm, in den der Wirbel ſich auflöſet, nicht verliert, das hat Religion. Und wo in einer ſterblichen Bruſt das Unſichtbare gegen das Sichtbare, und die Hoffnung des Zu-

künftigen gegen die Erfahrungen des Gegenwärtigen kämpft und ſiegt, und groß und ſtark macht, da iſt Religion.

Jeſus Chriſtus, der im frühen Morgenlichte ſeines Lebens ſchon ſich und die Seinen tröſtete, daß er ſeyn müſſe in dem, das ſeines Vaters iſt, er mit dem Bekenntniß: Meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen des Vaters, der mich geſandt hat, und daß ich vollende ſein Werk, er, der keins von allen verlieren wollte, die ihm ſein Vater gegeben hatte, und der aus ſeinem Herzen voll Liebe, Geduld und Sanftmuth und Mitleiden keines verlor, der das Gefühl ſeiner freudigſten Lebensſtunde in das Gebet ergoß: Ich preiſe dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du die Wahrheit, die den Klugen verborgen war, den Unmündigen geoffenbaret haſt, und das Gefühl ſeiner bängſten Stunde in den Troſt des Gebetes einhüllte: Mein Vater, iſts möglich, ſo gehe dieſer Kelch vorüber, aber dein Wille geſchehe, und der im brechenden Auge mit dem Blick zum Himmel vollendete, woher er gekommen war, und wohin er gieng, Jeſus Chriſtus hatte Religion und that recht. Und wir nennen ihn den Anfänger und Vollender unſers Glaubens; und wer ihn nicht ſo nennen mag, ehrt ihn doch als einen weiſen und tugendhaften Mann, und wünſcht, wenn ers auch nicht geſteht, ſo heilig und gut, und ſo ruhig zu ſeyn, wie er war, und verzagt daran.

Religion iſt nicht Rechthun, aber ſie führt

dazu, und wird sichtbar in ihm, nicht in einzelnen schönen Handlungen, nicht blos am geweihteten Ort und in der wiederkehrenden geheiligten Stunde, sondern gleichförmig im ganzen Leben und Wirken, in der einsamen Stille, die kein richtendes Menschenauge beobachtet, im häuslichen Kreise, im geschäftigen Berufe, in der Stunde der Freuden und der Klagen. — Ihre Wirkungen gleichen nicht der neuen Verbrämung auf altem dürftigem Gewande, die eine beschämende Armuth verdecken sollte, und nur auffallender verrathet.

Es ist ein großes Gesetz in der menschlichen Natur, fest und unzerstörbar, wie irgend ein Gesetz in der Natur, daß die herrschenden Gesinnungen des Gemüthes, sie heißen wie sie wollen, laut und wirksam werden in Wort und That, und dem mannigfaltigen Thun und Begehren und Versagen des Menschen seinen belebenden Geist, seine Richtung und Einheit geben, und daß jedes schwächere Gefühl dem stärkeren sich anschmiegt und dient, und daß eure Gesinnung, wenn ihr sie gewaltsam im stillen Busen verschließen wolltet, neue Kräfte sammelt, um gewaltsam durchzudringen. Sehet den Habsüchtigen und den Ergötzungssüchtigen, wie jener unaufhörlich sammelt, was dieser unaufhörlich zerstreut, wie jener säet um zu ernten, und dieser erntet um zu verschleudern, wie die Habsucht den Bittenden Gaben spendet, sie hofft zwiefach zu empfangen, — wie die Verschwendung den Bittenden Gaben weigert, sie hält den eigenen dürftigen Rest für neuen Sinnenrausch zusammen, — wie der eine, um reich zu seyn, sich die reizendsten Freuden, und oft die

ſchreiendſten Bedürfniſſe des Lebens ohne alle Ueberwindung verſagt, und der andere um ſie zu genieſſen dieſe Freuden, die Armuth und ihr Geſetze, die Noth in jeder Geſtalt verachtet, — wie der Lohnſüchtige überall um Lohn, der Ehrſüchtige überall um Beifall, der Eitle überall um Dank, der Dankbare überall um Zufriedenheit, der Menſchenfreund überall um Menſchenwohl arbeitet, wie jeder wählt im Gewühl des Lebens, jeder die nämliche Gelegenheit anders benutzt, jeder die nämliche Handlung anders verrichtet, jeder aus einer andern Quelle für die Mühe derſelben Muth ſchöpfet, — wie's verflochten iſt, in dem Leben eines jeden, wie es durchblickt, wie es auf Miene und Lippen ſchwebt, wie es auf ſein Kleinſtes und Größtes ſich ausprägt, welches Geiſtes Kind er ſey. Und Ehrfurcht vor Gott dem Allwiſſenden und Heiligen, und Liebe zu Gott dem Erbarmenden und Guten, und der Wunſch ihm ähnlich und ſeines Beifalls froh zu ſeyn, und Liebe der Menſchen durch Gottesliebe geheiliget und genährt, und Glaube und Hoffnung einer höhern Beſtimmung hoch über den Leiden und Freuden der Erde: — dieſe Stimmung des Gemüths ſollte allein die herrſchende ſeyn, und doch dienen, — die lebendige ſeyn und doch todt, und nicht durchblicken, und ſich nicht verflechten in's Leben, nicht im Kleinſten und Größten ſich ausprägen, und nicht unſerm mannigfaltigen irdiſchen Thun und Genießen und Wünſchen, Wollen und Verſagen ſeinen Geiſt, und im Rechtthun ſeine Einheit geben? Eine verborgene Perle in einem Acker, der Dornen und taube Aehren trägt. Laßt es uns bekennen: wo Religion nicht wirkt, da iſt ſie nicht. — Ein

guter Menſch, ſagt Jeſus, bringt Gutes hervor aus dem guten Schatz ſeines Herzens, und ein böſer Menſch bringt Böſes hervor aus dem böſen Schatz ſeines Herzens, und ein Baum geſund an Säften und Wurzeln trägt geſunde Früchte; ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen. Und ihr kennt es wohl das Gute, das hervorgieng aus dem Schatze ſeines Herzens, jenen unermüdeten Eifer für Menſchenwohl, jene Liebe, mit der er die Seinen wandellos bis ans Ende liebte, die Sanftmuth, mit welcher er die Irrenden und Gefallenen beſſerte, die Herzlichkeit, mit welcher er die Bekümmerten tröſtete, die Heiligkeit, mit der er unter Sündern lebte, die Unſchuld, mit welcher er ſich unter Kindern freute, die Zufriedenheit, mit welcher er ohne Belohnung und oft ohne Dank von einer vollendeten Wohlthat zu einer neuen eilte, die Zartheit der Gefühle, die ſeine Lippen bewahrte, ſeine Standhaftigkeit gegen die Reize der Verſuchung, ſeinen Muth gegen die Schrecken der Gefahr, — und daß ich euch ſo viele Namen nennen muß, und noch viele nennen müßte, die alle eins ſind: Religion des innern Menſchen, lebendig und wirkſam durch alle Verhältniſſe des Lebens. Er war fromm und that recht, und wir nennen ihn den Anfänger und Vollender unſers Glaubens. O daß wir denn von ſeinem Beiſpiel ermuntert, und von ſeiner Führung geleitet, anfangen mögen, wo er, um ihm nachzukommen, auf dem Wege der Vollendung!

Religion iſt nicht Rechtthun, aber ſie begleitet

den Menſchen zum Rechtthun auch in die gemeinſten Verhältniſſe ſeines Lebens, und legt oft in ſeine unſcheinbarſten Handlungen großen Segen, und heiliget ſeine Freuden. — Am Zolle, wo der Phariſäer keinen Heiligen ſuchte, und am Mahl der Zöllner und Sünder weilete der Heiligſte, und was that er hier? Was keinem Phariſäer, weder wenn er an den Ecken der Gaſſen betete, noch wenn er unter Poſaunenſchall Almoſen vertheilte, noch wenn er den Propheten Grabmale bauete, in den Sinn kam; im Tempel oder auf dem Berg in einſamer nächtlicher Stunde betete er zu dem Vater um reiche Gelegenheit zu guten Thaten an ſeinem kurzen Tag; und an der Zollſtätte und bei dem Mahl der Sünder fand er ſie mit aufmerkſamem Sinn und erkannte ſie mit ſeinem Gefühl und benutzte ſie. Dort weckte und ſtärkte er im Glauben und Gebet den Muth und die Kraft zu guten Thaten; und an der Zollſtätte fühlte und übte er ſie. Dort gelobte er dem Vater, der ihn geſendet hatte, und dem eigenen Herzen, mit welchem ihn der Vater geſendet hatte: *ich will ſuchen und ſelig machen, was verloren iſt*; und an der Zollſtätte erfüllete er etwas daran. Dort betete er um Segen Gottes zur Vollbringung ſeines großen Gelübdes; und hier erfuhr er ihn, und ſeine Speiſe war auch am Mahl der Zöllner und der Sünder, zu thun den Willen des Vaters, der ihn geſendet hat, und zu vollenden ſein Werk. — O es iſt wahr: wir können nicht immer betrachten und beten, und von der Erde zum fernen Himmel aufſchauen, und wir ſollens nicht! Auch können wir nicht immer, und bei weitem nicht alle in erhabenerm Beruf ins

große und auffallende wirken für Menſchenwohl. Ach unſere Geſchäfte ſind oft für ſehr irdiſche, ſehr eingeſchränkte, ſehr vorübergehende Zwecke und Bedürfniſſe berechnet, für Brod zum Becher kalten Waſſers, und ſie wollen doch befriedigt ſeyn. Mancher Edle, eines beſſern Looſes werth, weilt von Geburt und Schickſal gefeſſelt unter Zöllnern und Sündern ſein Leben lang, und wohnt unter ihrem Dache, und ißt an ihrem Tiſche, und iſt ihnen gleich geachtet. Selig iſt der Mann und heilig, und mit dem ſchönſten Segen der Religion belohnt, den ſein Glaube an Gott in ſeine Wege begleitet. Er erkennt in ihnen ſeines Vaters unſichtbare leitende Hand, und verehrt ſie. Er forſcht ſeinen weiſen heiligen Abſichten nach, und findet ſie. Er erkennt hier im ſtillen unverdroßenen Fleiße, da in demüthiger ergebener Duldung, dort im edeln hohen Vertrauen ſeinen Willen und übt ihn. Das iſt Religion, und o es iſt ein groſes heiliges Tagewerk, und es freue ſich ſeiner am müden Abend der, dem es gelungen iſt das Werk, das mit ſtillem unverdroſſenem Fleiße, mit demüthiger Geduld, und ſtarkem hohem Vertrauen zu Gott vollendet ward. Ihr ſchaut nach den Früchten eurer Thaten zurück, und bemerket ſie nicht. O ſeyd unbekümmert, es iſt noch ein langer Sommer für euch. Ihr habt ein unbemerktes Samenkorn in die Erde gelegt, und findet ſelber ſeine Stätte nicht mehr. Aber Gott hat es bemerkt, und wird es, vielleicht wenn ihr nicht mehr da ſeyd, zur Blüthe erziehen. Ihr habt ein Sandkorn zum groſen Bau des Reiches Gottes beigetragen. Aber auch dieſes war unentbehrlich an ſeinem Orte, und Gott erwartete es von euch.

Aber

Aber nicht nur an der Berufsſtätte, ſondern auch an dem Mahl einer gering geſchätzten Volksklaſſe weilet Jeſus; und eben ſo unbekannt mit dem heiligen und verdammenden Stolz, als mit dem vornehmen und verachtenden Stolz, freuet er ſich mit ihnen, und nimmt die Gaben ſeines Vaters an von eines Zöllners Hand. Das verdenken ihm die Phariſäer, und ſchon an einem andern Orte wunderten ſie ſich in ſtarken Ausdrücken, daß Jeſus an ſinnlichen Erheiterungen, und auch damals unter den Zöllnern ſo unbedenklich Antheil nahm. Aber Jeſus meint, es ſey mehr Religion dabei, unter den Menſchen zu leben und ſie zu lieben, als ſich von ihnen zurückzuziehen und ſie zu haſſen; mehr Religion, ſie gesinnet zu ſeyn, und zu eſſen und zu trinken, als zu faſten an der Tafel, und der Wittwen Häuſer zu freſſen und der Waiſen Erbgut zu verſchlingen; mehr Religion, mit Gott zufrieden zu ſeyn, und ſeine Gabe mit fröhlichem Gemüth und heiterer Miene zu genießen, als in einer Schöpfung, ſo reich an väterlichen Wohlthaten, zu hungern und zu darben, und ihn mit Seufzern und mit Klagen ehren zu wollen. O wer ſo wie Jeſus hier die ſinnliche Erquickung auf dem Wege ſeiner Pflicht gefunden hat, und Gottes Gabe auch in der Menſchenhand, von der ſie ihm geboten wird, noch wohl erkennt und dankbar annimmt, und weiſe zu genießen verſteht, wer von guten Thaten müde zu ſinnlichen Erquickungen und Freuden, und von der Freude geſtärkt zu guten Thaten übergeht, und in der Ausübung ſeiner Pflicht ſich freuen, und im Genuß der Freude ſelber Pflicht zu üben weiß, der hat Religion und thut recht, und ſie heiliget ſeine Freuden.

Und erleuchte und erheitere der Geiſt Jeſu Chriſti alle, die ſeine Religion wie ein trübes Geſpenſt im ſchwarzen heiligen Gewand umarmen oder fliehen! O es iſt ein heiliger, aber ein froher freundlicher Geiſt, der Geiſt Jeſu Chriſti. Er will uns nicht die Erde traurig machen, er möchte uns lieber in den Freuden der Erde die des Himmels verbürgen. Er will uns nicht die Menſchen verhaßt machen, damit uns Gott deſto lieber werde; er möchte uns gern die Liebe zu dem Vater, den wir nicht ſehen, durch die Liebe zu den Brüdern, die um uns ſind, leicht und wahr und angenehm machen. Er will nicht die Natur unſerer Empfindungen zerſtören, uns zum Lachen verſchrauben im Sturm des Schickſals, und zum Weinen an ſeinem milden Sonnenſchimmer. O nein, er will die Natur unſerer Empfindungen bewahren, und unſere Freuden ſüß machen, und unſere Klagen tröſten. Höret doch, was er zu den grämlichen Phariſäern ſagt. Tadelſüchtig fragen ſie ihn: Warum ſind deine Jünger unter den Jüngern der Phariſäer und ſelbſt des Johannes allein ſo fröhlich? Abfertigend, wie ſie es verdienen, antwortet ihnen der gerade unverkünſtelte Menſchenſohn: „Weil ſie keine Urſache haben traurig zu ſeyn. Wenn einſt ihr Himmel ſich umwölkt, die Trauer kommt früh genug, und von ſelber.“

O daß wir denn auch alle ihn ſuchen mögen, wo er zu finden iſt, dieſen heiligen, frohen, freundlichen Geiſt, und ſeinen Segen in unſerm Handeln, Genießen und Dulden erfahren. Er kehrt gerne in ſtillen, offenen und aufrichtigen Gemüthern ein.

Aus der Wüſte trat Jeſus ins rege geſchäftige Leben, als er daſelbſt gebetet hatte. O laßt auch uns oft aus dem Geräuſche des Lebens und aus den Zerſtreuungen der Freuden zur Stille zurückkehren, nicht bloß um den Gewinn unſerer Arbeit zu überrechnen, oder unſere Freude durch die Nachleſe der Erinnerung zu verlängern, ſondern an Gott zu denken. Das Andenken an Gott heiliget, ſegnet, tröſtet und gibt Religion. Ihr kehrt nie aus dem öffentlichen Leben in den Kreis eurer Familie, nie aus ihm in eure Einſamkeit zurück, ohne reichen Stoff zum Andenken an Gott mit euch zu nehmen. Wars nicht er, der euch zu eurer That ſtärkte mit Kraft, nicht er, der zum Gelingen Segen gab oder weigerte, nicht er, der euere Freuden und euere Prüfungen euch ins Leben verflocht, nicht er, deſſen Willen ihr erfülltet oder verachtete, und der euch in der Ruhe oder in der Unruhe eures Gewiſſens ſeinen Beifall oder ſein Mißfallen ankündiget? O denket an Gott, und empfanget Religion. — Ihr findet den Geiſt Jeſu Chriſti Er iſt ausgegoſſen aus ſeinem heiligen Herzen in ſein Evangelium, in ſeine Lehren, Verheißungen und Tröſtungen, und geht mit ihnen über in euer Herz, und vertraut ſich gerne mit ihm, und iſt daheim, wenn er wieder in einem ſtillen, offenen und aufrichtigen Herzen iſt. O laßt es euch von ſeinem Evangelium ſagen, daß ihr Kinder eines himmliſchen Vaters ſeyd, — ſagen, daß ihr ihn lieben ſollt im innern Gemüthe, und thätig lieben in euern Brüdern, die euch zu ihm begleiten, — ſagen, daß ihr nach den kurzen Tagen euerer Kindererziehung zu ihm kommen ſollt, und daß die Leiden und die Freuden dieſer Zeit der Herrlichkeit nicht werth ſind,

die euch bei dem Vater erwartet, — ſagen, daß himmliſch leben allein zum Himmel führt; und ſein Geiſt verſiegle es in eurem Herzen! Betet wie Jeſus, und empfindet im Gebet die Nähe des Unſichtbaren, und die heilige Weihe zur Tugend und jeder guten That, und Kraft dazu, und die Bürgſchaft ihres Segens. Und laßt euch auch in der Stunde der ernſten Geſchäfte und im Zirkel der erheiternden Freude gerne von euerm Herzen an Gott erinnern, und an euere frommen Gelübde, und an die Rechenſchaft und das Himmliſche über euch, und habt Religion, und ſie leite, ſtärke und vollende euch, ſie ſegne und erfreue euch im Rechthun. Amen.

Predigt

am achten Sonntage nach Trinitatis 1798

über Joh. 15, 1 — 14.

Gott unſer Vater, wir erkennen die hohe Beſtimmung, die du uns durch Jeſum Chriſtum angekündiget haſt, auf der Erde uns für den Himmel zu bilden, durch Liebe und Tugend dein, — hier zufrieden und froh, und einſt einer ewigen Seligkeit Genoſſen zu werden. Wir erkennen ſie und danken dir, und freuen uns; mit Zittern freuen wir uns, denn unſer Herz iſt ſchwach, und an die Erde gewöhnt, und ſeiner Beſtimmung noch nicht werth. Vater, wir fühlen es, eigene Weisheit gibt uns kein Licht auf dem dunkeln Pfade, und keinen Schwung die ſteile Bahn hinauf, keinen Muth in der Prüfung, und keine Kraft zur Vollendung. O daß dies Gefühl unſrer Schwachheit unſer Zutrauen zu Jeſu Chriſto befördern und erhalten möge, der den Ruf zur Tugend und zum Leben an uns gethan hat, und, einſt auch Menſch wie wir, ſtark war durch eine beſſere

Weisheit, und in der Prüfung bewährt, und im heißen Kampf das Ziel der Vollendung erreichte. Er durch Liebe und Wohlthat, und Lehre und Beispiel, und Verheißung der unsrige. Gib daß wir, die wir seinen Namen tragen, durch Vertrauen und Dank und Folgsamkeit die Seinen werden, und einst uns bei ihm und bei dir freuen mögen am errungenen Ziele. Laß uns auch in dieser Stunde seines Geistes froh werden. V. U.

Text. Joh. 15, 1—14.

Die vorgeleſenen Worte unſers Textes gehören zu den letzten Geſprächen, mit welchen Jeſus die Nacht vor ſeiner Gefangennehmung ſeinen Jüngern wichtig an Troſt und Lehre, und das Andenken derſelben auch nach ſeiner Entfernung lieb und heilig machen wollte. Ohne Zweifel waren ihnen an demſelben Tage, als ſie von Bethanien durch ländliche Gefilde nach Jeruſalem wandelten, die Gegenſtände, die der Text als Vergleichungen braucht, nahe unter den Augen, grünende, das Auge erquickende Weingärten; und der unverdroſſene, hoffnungsvolle Gärtner, und der Blick des aufmerkſamen Menſchenſohns weilte gerne an unſchuldigen nützlichen Gegenſtänden und Beſchäftigungen der Natur und des gemeinern Lebens, und fühlte ſich überall in dem, das ſeines Vaters iſt, und überall nahe dem Vater. Jetzt am ernſten Abend faßt er ſie wieder auf die lieblichen Bilder des Tages, und bringt mit ihnen eine wichtige geiſtvolle Belehrung, lieblich, lebendig und nachdrücklich in die Seelen ſeiner Jünger; er der ſo gerne die Weisheit vom Himmel in den Kreis des gemeinen geſchäftigen Lebens herabzog, ſo gerne und

schön an gemeine Gegenstände und Ereigniſſe, wie ſie ihm die Gelegenheit darbot, ſeine himmliſchen Belehrungen anknüpfte, er in deſſen Seele die Gegenwart und die Zukunft, die Zeit und die Ewigkeit, die Erde und der Himmel, ſo nahe und harmoniſch beiſammen lagen, der Sohn vom Himmel und der Menſch von der Erde. Ich bin in der That einem Weinſtocke zu vergleichen, ſpricht er jetzt, und mein Vater dem Weingärtner, und ihr den Zweigen am ſaftreichen fruchttreibenden Stamm. Wenn ihr mir treu bleibet, und mit einem Herzen voll Zutrauen meine Lehre aufnehmet, ſo wird auch mein Geiſt und meine Kraft in euch übergehen, wie der Saft der Rebe in den grünenden wachſenden Zweigen. Und mein Geiſt, ſo er euer Herz durchſtrömt und nährt, und eure Gefühle belebt, wird edle Thaten zum Troſt und zur Freude der Menſchheit, reichliche, köſtliche Früchte durch euch zur Reife bringen. Denn mein Geiſt iſt Liebe des Vaters im Himmel, und Liebe der Brüder auf Erden. Aber wer das Zutrauen zu mir verliert, und meinen Sinn nicht mehr aufnimmt, ob er auch meinen Namen tragen möchte, der gehört mir nicht mehr an, er kann keine Früchte des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung tragen, die Abſicht meines Vaters iſt an ihm vereitelt, er gleicht einem Rebenſchoß, das dem Fleiße des Pflanzers keine belohnende Frucht ver-

ſpricht, das abgeſchnitten und verbrannt wird. — Laßt uns dieſe Belehrung und Warnung Chriſti in dieſer Stunde miteinander benutzen, und uns mit der Frage beſchäftigen:

Was iſt es, das uns zu Chriſten macht? Es iſt:

1) Zutrauen zu dem Stifter des Chriſtenthums;

2) Aehnlichkeit unſers Sinnes mit dem ſeinigen;

3) treue Ausübung ſeiner Gebote.

Hat je ein Menſch in der ganzen Fülle ſeiner Kraft, wie er wollte und konnte, liebend, bittend, bildend, lehrend, heilend oder ſonſt auf euch gewirkt, wenn euer Sinn und Herz ſich ihm nicht mit gutem Zutrauen öffnete? — Konntet ihr je im rechten eigenen Sinne des Wortes von einem Menſchen ſagen: er iſt der Unſrige, wir die Seinen, er gehört uns, wir gehören ihm an, ſein Geiſt und ſein Segen ruht auf uns, wie ſein Name, — wenn es euch an dieſer Geſinnung fehlte, die Geiſt um Geiſt zuſammenbringt, und bindet und vereint, wie anziehende Kraft Körper und Körper? Oder hat ihr je ernſtlich von einem Menſchen verlangt, daß er euch als die Seinen anerkenne, der euch alles ſeyn ſoll, und dem ihr nichts ſeyd, der euch alles werden möchte, und nichts werden kann, weil es euch an Zutrauen fehlt?

Der Stifter des Chriſtenthums, mit Weisheit und Kraft, mit dem milden Sinn der Liebe und der Erbarmung vom Himmel erſchienen, möchte und

kann dem Menſchen ſo vieles und alles werden, — Lehrer dem Unwiſſenden, wenn er mit unruhigem, vergeblich forſchendem Auge ſich umſieht auf der Erde und den Blick erhebt durchs Unermeßliche zu den Sternen, und ihn wieder ſenkt aufs Grab, wenn er ſich fragt: wer bin ich? was iſt das alles? von wem erſchaffen und genährt und an unſichtbarer ſtarker Hand geleitet, und wozu? was ſollen dieſe Gefühle, dieſe Kräfte, dieſe Ahndungen, in mir? dieſes Anziehen des Herzens nach einem Unbekannten, nie Geſehenen? dieſe Anlagen in mir, die für mehr als irdiſche Zwecke berechnet ſcheinen? dies Geſetz und Gericht in mir? dies Sehnen nach einem Frieden, den die Erde nicht geben kann, und doch am nahen oder fernen Ziel das Grab?

Er will und kann durch ſeine Lehre dem Menſchen ſo vieles und alles werden, — Erzieher zu einem Sinn und Leben, das ihm eigenen innern ſeligen Frieden gewährt, zu einem Sinn, daß er nun ohne Scheu mit kindlichem Blicke aufſchauen kann zu Gott dem Vater, mit prüfendem Blick ins eigene Herz, mit überſchauendem Blick in die Vergangenheit, mit Hoffnung und Ruhe in die Zukunft, mit der Bürgſchaft der Unſterblichkeit im Buſen über Grab und Tod in ein beſſeres Leben.

Er will dem Menſchen ſo vieles und alles werden, — ſanfter Tröſter des bangen zagenden Gewiſſens. O es regt ſich ſo oft, und irgend einmal gewiß und deſto furchtbarer und troſtverſagend, je ſpäter; — es regt ſich in dem Buſen des Redlichen, der ſich keinen kleinen Fehler verzeiht ſowohl, als

in dem Buſen des Unredlichen, der große begeht; in dem Kindesgefühl, das den Vater liebt, und ſeinen Willen ehrt ſowohl, als in der Seele deſſen, der den Richter fürchtet, und vor ſeinem Gericht erbebt; in der Prüfung deſſen, der nicht iſt, was er werden möchte ſowohl, als in dem Bewußtſeyn deſſen, der nicht werden mochte, was er ſeyn ſoll; — und hält ein ernſtes Gericht, das keine Gnade kennt, bis er der Stifter des Chriſtenthums dem Redlichen Gottes ſchonende Vaterhuld ankündigt, und dem geſchreckten bebenden Sünder mit der Sprache hohen richtenden Ernſtes, und mit der Stimme des innigen, Hoffnung weckenden Mitleids zuruft: Gott hat keinen Gefallen an dem Tode des Gottloſen, ſondern will, daß er ſich bekehre von ſeinem Leben, und Gnade finde.

So vieles und alles will und kann er dem Menſchen durch ſeine Belehrungen und Verheißungen werden, ihn tröſten durch den Glauben an eine weiſe und gute Regierung ſeiner Schickſale im Sturm und Drang der Leiden, wenn er einſam ſteht und kämpfet, und ſchmerzhaft erinnert wird, daß er der Erde angehört, — wenn ſeine Freunde, die falſchen ihn verlaſſen, die treuen unvermögend zur Hülfe ihn in der Ferne beweinen. Er will in dem noch gefährlichern Sturm und Drang des Glückes und der Freude ihn aufrecht erhalten und ſchützen, und ſeine beſſere Beſtimmung bewahren; will mit dem milden Strahl der Hoffnung aus einer beſſern Welt ihm die ſchauerliche Dunkelheit, die um die Gräber ſich lagert, aufhellen; will den Schritt hinab ins

Grab und jenseits ihn zu Freuden einführen, die kein Auge gesehen hat, und die in keines Menschen Herz gekommen sind.

Das will er uns werden, und sonst nichts. Dieser Wille ruft aus ihm: Kommt zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Dieses Gefühl warnt aus ihm: daß du bedächtest zu dieser deiner Zeit, was zu deinem Frieden dient! Dieser Wohlthat für die Menschheit widmete er seine Tage, wenn er umhergieng und lehrte, und seine Nächte, wenn er einsam betete, und sich zu neuer Geduld, Liebe und Hoffnung stärkte. Auch Fleisch und Blut und ein Bürger der Erde, die so viele Freuden bietet, kennt er nur die eine Freude, nur diese hohe himmlische Wonne, der Retter seiner Brüder zu werden, sie Gott und der Tugend zu heiligen und den Seligkeiten des Himmels zu weihen. Auch Fleisch und Blut und ein Bürger der Erde, die so viele Leiden bereitet, wägte er keinen Schmerz, den er für seine Liebe zur Menschheit nicht zu leicht fand, den seine Hoffnung ihm nicht versüßte, den sein Muth nicht bestand, und seine ausdauernde Beharrlichkeit nicht besiegte. Er war gerne arm, floh gerne verkannt und verfolgt aus einer Stadt in die andere. Wie Sturmwinde in der Natur die Samenkeime verbreiten, an öder Stätte keimt in wenig Menden eine Heilpflanze auf, so trug er unter Stürmen und Verfolgungen das Senfkorn des Evangeliums an alle Grenzen seines Vaterlandes — legte gern ein müdes Haupt zur Ruhe, gieng willig den Schrecknissen jener Nacht entgegen, an die uns

unſer Text erinnert, ſah mit feſtem Blick die blutige Morgenröthe des Tages, und verbürgte den hohen Ernſt uns alles zu werden durch bittern Tod, und die Kraft und den Beruf es zu ſeyn durch Wiederkehr ins Leben, und wars und iſts zur Rechten ſeines Vaters, — von Gott geehret und von Engeln angebetet und von vielen Tauſenden geprieſen, die vom Staub der Erde zu ihm aufſchauen, weil ſie bei ihm Frieden gefunden haben.

Chriſtus nennt er ſich, den einſt Verheiſſenen und Erwarteten, den von Gott zu hohem Beruf Geweihten, den zum Lehrer, Wohlthäter und Retter der Menſchheit Geſandten. Dieſen Sinn legt er in ſeinen Namen. Chriſten nennen wir uns; was können wir hiemit ſagen wollen, als: wir erkennen ihn dafür, und ſuchen, was wir nicht haben und doch bedürfen, bei ihm, Wahrheit in ſeiner Lehre, Liebe in ſeinem Herzen, Troſt in ſeinen Verheißungen, Hoffnung in ſeinem Tode, und ewiges Heil in der Uebernehmung ſeiner Gebote? Welch ein leerer Schall dieſe Benennung, welch eine Gleißnerei, wenn er uns nur noch dem Namen nach bekannt bliebe, wenn ſein Name wie vieler tauſend, die aus der Vorzeit zu uns herüberhallen, nur unſer Ohr und nicht mehr unſer Herz erreichte, wenn er da ſtände vor uns gleich als ein anderer Menſch und an Geberden als ein Menſchenſünder, wenn er nur der nothdürftige Erzieher unſerer Kindheit geweſen wäre, und unſer mündiger Geiſt ſeiner nicht mehr bedürfte, wenn wir weiſer wären als er, mit beſſerm Troſt, als er uns geben kann, gegen die Leiden der Zeit und ihr Ende den Tod geſtärkt, und

heilig genug, um mit eigener Tugend die Prüfung des Gewiſſens hier, und dort das Gericht der Ewigkeit zu beſtehen.

Es waren ſeine Jünger, die bei der ſtillen tiefen Wirkung ſeiner einfachen ſchönen, herzergreifenden Lehre, und beim Blick in ſein offenes edles, menſchenfrohes Antlitz, den Entſchluß faßten, alles zu verlaſſen, und ihm nachzufolgen; — die von da an Aufſchluß über ihre Zweifel, und Rath für ihre Verlegenheit und Troſt für ihre Leiden bei ihm ſuchten, und ihm für ihre Freuden dankten; — die ihn anſprachen: lehre uns beten, wie Johannes ſeine Jünger beten lehrte, — die ihn baten: zeige uns den Vater; — die ihn anflehten: Herr, ſtärke uns den Glauben. Als er ſie prüfend fragte: wollt ihr mich auch verlaſſen? antworteten ſie: Herr, wo ſollen wir hingehen, du haſt Worte des ewigen Lebens, und wir haben geglaubt und erkannt, daß du biſt Chriſtus, der Sohn des lebendigen Gottes. — Die da ſprachen: Iſt dieſer nicht Jeſus, deß Vater und Mutter wir kennen, wie ſpricht er denn ich bin vom Himmel gekommen? waren ſeine Jünger nicht. Die da ſprachen: was kann uns dieſer lehren? waren ſeine Jünger auch nicht. —

So werth hat der Stifter des Chriſtenthums durch Liebe und That und Aufopferung, und ſegnende Kraft ſich unſers Zutrauens gemacht. So ſehr dem freien, ungezwungenen, ſelbſtwählenden

Chriſt geeignet ſind ſeine Verdienſte, unmittheilbar, wenn Zutrauen euch nicht zu ihm führt, mittheilbar und eigen in reicher Fülle dem, der ſie anzunehmen Willen hat und anzunehmen verſteht.

Es iſt nicht die Aehnlichkeit des Schalles in den Worten Chriſtus und Chriſt, die uns zu ſeinen Jüngern macht. Es iſt nicht die Beſprengung mit Waſſer auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des Geiſtes. Das Waſſer iſt lange verdünſtet und vertrocknet, die weihenden und ſegnenden Worte ſind verhallet, und es iſt nichts geſchehen, wenn nicht etwas in euerm Herzen geweckt ward, und fortlebet, Glaube an den Vater, und Zutrauen zu dem Sohn, und Gefühl der wirkenden Kraft des Geiſtes, die den Verſtand erleuchtet und das Herz der Tugend gewinnt, und ſeine Unruhe, Bangigkeit und Schmerz mit ſtiller Hoffnung beſänftiget.

Aber wie hätten wir ihn mißverſtanden, welchem Betrug unſers eigenen Herzens uns preisgegeben, wenn uns das nachgebetete Bekenntniß: du biſt Chriſtus des lebendigen Gottes Sohn, genügte! Wir glaubten ſein hohes Verdienſt um die Menſchheit dankbar zu ehren und zu belohnen, und ſeiner willigen Güte eben ſo willig entgegen zu kommen, wenn wir uns die Mühe nähmen, ſeine Lehre uns bekannt zu machen, und ſie ſchön zu finden. Wir prieſen ihn den Erleuchter der Menſchheit, weil er uns von Vorurtheilen und Irrthümern befreite, die uns an läſtige Satzungen feſſelten, und mit den Schrecken eines beengten verdüſterten Gewiſſens zu zweckloſen Cerimonien und Andachten

jagten, und träten nun auch von den Pflichten zurück, zu welchen die Wahrheit laut, und ernst und nie verstummend den Geist des Freien ruft. Wir hielten vorübergehende, in sich selbst kraftlos ersterbende Gefühle, das Wehen eines Geistes der kommt und geht, und du weißt nicht wohin, für seinen Geist, manchen guten Vorsatz und wenige gute Thaten für Blüthe des lebendigen Glaubens, und die verdächtige, schauerliche Ruhe des Gewissens bei oft gebrochenem Gelübde und vieler bösen That, auch für eine Frucht des Glaubens. So dächte ein Mensch und der Sinn der Liebe, dessen die Seele Jesu voll war, der kindliche Sinn voll Ehrfurcht und Freude und Folgsamkeit und Ergebenheit zu Gott, der herrliche Sinn des Wohlwollens, der Güte, des Erbarmens, der Vergebung gegen seine Brüder hätte ihn nicht ergriffen, und verbrüderte sich nicht mit seinem Glauben, und betete und tröstete und segnete nicht in seinen Worten, und lebte nicht in seinen Thaten; er wäre gleich einer rankenden Pflanze die eine Strecke weit an der Erde hinkriecht, dann am Weinstecke sich aufrichtet, Stamm und Zweige umwindet, aber seines Saftes nicht lebt, und seine Früchte nicht nähret, und wieder abgestreift wird, wenn der Gärtner nach dem Segen seiner Mühe und Arbeit schaut.

Gleichwie mich mein Vater liebt, sagt Jesus, so liebe ich euch, bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, so bleibet ihr in meiner Liebe, gleichwie ich meines Vaters Gebote halte und in seiner Liebe bleibe.

Was ist der Innbegriff der Wahrheiten und Gebote, die wir Lehre Jesu nennen, dafür anerkennen und annehmen? Wahrlich nichts von ihm in müssiger Stunde ersonnenes, nichts, das er gelernt hätte, um es wieder zu lehren, empfangen, um es wie das Andenken einer alten Geschichte weiter zu geben; — es ist etwas aus seinem Herzen, treuer Ausdruck seiner reinen menschlichen Gefühle, seines lebendigen frommen frohen Sinnes, seine Ueberzeugung, seine Lebensweisheit und Lebensregel, sein eigenes Thun und Lassen vor Gott und vor den Menschen, in der einsamen Stille und im lauten Gedräng, unter Freunden und Fremden und Feinden, unter Zufriedenen und Weinenden, in eigener Freude und eigenem Leid, im Leben und im Tod, und noch hinter des Todesnacht im Morgenschein der Auferstehung. Und seine Verheißungen, der Theil seiner Lehre, den wir so nennen, was sind sie? Wahrlich nichts, das er auf guten Glauben angenommen hätte, und auf guten Glauben wieder mittheilte. Es ist Ausdruck seiner Ueberzeugung, wie sie mit seiner Gesinnung und mit seiner Tugend verschwistert, und von ihr genährt und von ihr unzertrennbar, diesseits und jenseits des Grabes, auf dem Berge der Verklärung und auf Galgatha, in seiner Seele lag und lebte und wirkte. Solche Gefühle in uns aufzusuchen, und zu wecken, solchen regen lebendigen Sinn der Güte und Liebe in uns hinüber zu strömen, solchen Willen und solche Kraft zur Tugend, und seinen Glauben, seinen Frieden, seine Freude, solche Bürgschaft der Unsterblichkeit in unser Herz zu legen, theilte er uns die Gefühle

und

und die Weisheit des seinigen in seiner Lehre mit; und nun so gesinnet werden, wie er war, heißt seine Lehre annehmen.

Liebe zu Gott dem Vater im Himmel, und Liebe zu den Brüdern auf der Erde in einem Herzen, das die Welt mit Freude und Leid in Anspruch nimmt, und das unter Freude und Leid sich der Ewigkeit weihet und bewahret und veredelt, — ist Geist und Sinn seiner Religion und Lehre.

Liebe und Hoffnung, nichts fremdartiges der menschlichen Natur, nichts hineingetragenes und hinein gezwungenes, sondern was der Säugling, ehe er lallen kann, durch Blick und Lächeln verräth, Liebe, — was der Greis den Trauernden an seinem Sterbebette noch mit dem letzten Händedruck und Segen mittheilt, Liebe, — und was mit unserm Leben aufblüht wie Lebenshauch unsre Brust durchweht, sie zu Freuden öffnet und für Leiden stärkt, Hoffnung, unser heimisches, unser erstes und letztes und einziges, nur für den Himmel geläutert, — ist Sinn und Geist Christi und des Christenthums.

Ihr seyd meine Freunde so ihr thut, was ich euch gebiete. Wie Gottes Schöpfer-Geist in der Schöpfung rege und wirksam ist, lebendig in Millionen Keimen und Blüthen, und unerschöpflich reich an Segen in ihren reifenden Früchten, so ist der Geist Jesu Christi in dem Herzen seiner Verehrer lebendig und wirksam, und fruchtbar an edlen Thaten. — Sie denken wie er, sie handeln wie er, und sind was er — Wohlthäter und Menschen-

freunde, treue Menschen in jedem Beruf, in jedem Verhältniß des Lebens. Ihr froher Blick erheitert die Freude der Glücklichen, und ihr Mitleid die Schwermuth der Leidenden. Ihre milde Hand spendet jetzt Wohlthat der schmachtenden Armuth, jetzt richtet sie einen Gefallenen auf, leitet hier einen Irrenden auf die Bahn zurück, und ergreift dort noch einen Leichtsinnigen, der dem Verderben entgegen taumelt. Der Segen ihres stillen Wirkens verbreitet sich, unbemerkt aber sicher, langsam aber dauerhaft. Der Dank ihrer Brüder folgt ihnen in ihr Grab, und jenseits erkennt sie der Richter als die Seinen.

So, christliche Freunde, lebte und handelte und starb der, welcher uns als seinen heiligen Willen und als sein Vermächtniß, da er in den Himmel kehrte, seine Lehre zurückgelassen hat, und ward belohnt durch sein Herz und seine Hoffnung in allen Stürmen des Lebens, und am Ende desselben durch den Frieden Gottes und die Wonne der Ewigkeit.

Laßt uns ihm treu verbleiben, Licht und Leitung unserm Gewissen wenn es irrt, Trost wenn es zagt, Aufmunterung wenn unser Muth erbebt, und Kraft zur Tugend in seinen Belehrungen suchen, ihn bekennen nicht mit kaltem todtem Wort, sondern mit innigem Herzensgefühl und lebendiger That. Es preise dich, Freund der Menschheit, die Gesinnung guter Herzen, es verherrliche dich auf Erden den Segen guter Thaten, es belohne dich im Himmel die Freude der Gerechten, die durch deine Wahrheit geleitet den Weg zu ihrer Bestimmung gefunden haben! Amen.

Predigt

am achten Sonntage nach Trinitatis 1802

über Joh. 15, 1 — 14.

Vater, wenn wir Verlaſſene wären hier in unſerer Pilgrimſchaft, die zu jedem guten Willen und Vorſatz eine Verſuchung, zu jeder Freude ein Leiden hat, wo nähmen wir Muth und Kraft, dem heiligen Geſetze zu gehorchen, das in unſerm Innern gebietet? Wo fände der Unglückliche Troſt für das Leben, und der Glückliche Troſt für das Grab?

Wir ſind nicht verlaſſen; — Dank ſey dir, daß wir in dem Glauben an dich und deinen Sohn ſo ſprechen und fühlen können. Von dir zu unſerer Erlöſung geſendet, war auch er einſt durch Verſuchungen geprüft und in die Leiden der Erde blutig eingeweiht; aber er iſt in den Himmel gegangen, und hat die Liebe zu uns in die Herrlichkeit mitgenommen, die du ihm gegeben haſt, und iſt von den Seinen mit dem Troſt geſchieden: ich will euch

nicht als Waisen verlassen. — Gib allen, die seinen Namen bekennen, den Sinn dieses Wortes zu verstehen, gib uns ihn in theuren Erfahrungen zu verstehen durch Kraft zum Guten, durch Trost im Leiden, durch Hoffnung, wenn die Erde uns nichts mehr zu geben hat. Laß uns auch in dieser Stunde in der Treue zu ihm befestigt werden. B. U.

Text Joh. 15, 1 — 14.

In den letzten Tagen seines Lebens, ohne Zweifel auf dem Wege von Bethanien nach Jerusalem, sprach Jesus die Worte aus, die wir in unserm Texte vernommen haben. Wahrscheinlich wandelte er mit seinen Jüngern in der Nähe eines Weingartens, dessen Gewächsen eine fleißige Hand so eben Wartung und Pflege angedeihen ließ. Voll offenen wachen Sinnes für die Natur und das Leben um ihn her, aber mit einem Herzen voll zarten lebendigen Gefühls für das Gute, voll innern Dranges auch noch seine letzten Stunden für erhabene Zwecke zu nützen, und seinen Freunden lehrreich zu machen, hüllet er auch hier wie überall in das Sichtbare und Irdische etwas Unsichtbares und Geistiges ein, und redet seine Jünger an: „Ich bin der wahre Weinstock und ihr seyd die Reben; wie der Gärtner seines Weinberges pflegt, so mein himmlischer Vater!“ — Eine Vergleichung schön und treffend an Ort und Stelle, im Augenblick der gegenwärtigen lebendigen Anschauung! An sie knüpft Jesus einen neuen Faden der Unterhaltung mit seinen Jüngern in Verheißungen und Ermahnungen an, die überall trostreich und erweckend wären, aber nirgends mehr als hier, und jetzt

in der offenen Mittheilung mit ſeinen Vertrauteſten ausgeſprochen am Rande ſeines Lebens, mit einem Blick am nahen Grabe vorbei in eine beſſere Zukunft. Laßt uns mit dieſen Verheißungen und Ermahnungen unſere Andacht in gegenwärtiger Stunde beſchäftigen. Ihr Inhalt iſt Treue über Tod und Grab!

Es war ein ſchöner, inniger Verein des Zutrauens und der Liebe, in welchem des Menſchen Sohn drei Jahre lang mit ſeinen Freunden lebte. Sie hatten einſt, als er ſie mit einem Herzen voll Liebe ſuchte und fand, alles verlaſſen und waren ihm nachgefolgt. Immer feſter und inniger ſchloß ſich ihr Herz an das ſeinige, ihre Schüchternheit an ſeinen Muth, ihre Hoffnung an ſeine Verheißung, ihr ganzes Schickſal und Leben an das ſeinige an, und immer ſeliger prieſen ſie die Stunde, in der ſein Blick ſie gefunden und gewählt hatte. „Wollt ihr mich auch verlaſſen?" fragte er ſie einſt, als manche, die bei ihm ihre Rechnung nicht fanden, zu ihren alten Irrthümern, Geſchäften und Sünden zurückkehrten. — „Herr, wo ſollen wir hingehen?" ſprach Einer für Alle, und Alle mit dem Einen, „du haſt Worte des ewigen Lebens." Wer lehrte ſo wie er? Wer ſprach ſo rein und wahr an den unverſchobenen menſchlichen Verſtand, ſo erfaſſend, belebend und erfreuend an das unverdorbene menſchliche Herz? Wer konnte ihm ſo wie er ſeine geheimen Ahndungen erklären, und ſeine Hoffnungen befeſtigen, ſein Sehnen beruhigen und ſeine Schmerzen tröſten? Wer konnte ſo ihre Schwachheit ertragen, die zarten Keime des Guten in ihnen

entdecken und mit Geduld und Liebe erziehen, ihren guten Willen auch im Mißlingen verſtehen und ehren, und ſie für alles, was ſie aufgeopfert hatten, ſo mit ſeiner Liebe belohnen wie er?

Wohl waren ſie den zarten ſchwankenden Zweigen des Weinſtocks gleich, die nur in der unverletzten Vereinigung mit ihm ihr fröhliches Gedeihen haben, und von ſeinen Säften genährt ſtark werden, Blüthe und Früchte tragen, aber von ihm getrennt erkranken und ſterben. Verborgen und ſtille, aber für eine herrliche Entwicklung langſam vorbereitend, gieng, wie der Saft des Weinſtocks in die Zweige, ſo der Geiſt und das Leben Jeſu Chriſti in ſeine Jünger über. Es läuterte ſich in ihrer Seele von der Finſterniß zum Licht, es milderte und ſtärkte ſich ihr Herz für jedes gute kraftvolle Gefühl. Sie lernten glauben, lehren, lieben, dulden, vertragen, hoffen, beten, wie er; in zarten Knoſpen ward eine geſunde, erquickende Frucht genährt.

O wie freute ſich des Menſchenſohn nach manchem mühevollen, nach manchem ſchmerzenvollen Tage abwechſelnd im verborgenen Gebet und Umgang mit ſeinem Vater, oder in der vertraulichen Geſellſchaft mit ſeinen Freunden! Wie tröſtete ihn für eine dornenreiche unfruchtbare Gegenwart der Blick in eine beſſere Zukunft, die ihm ihr offener Sinn, ihr gutes Herz und ihre zarte Liebe verſprach! Und wie wahr iſt es, was einer von ihnen dankbar bekennt: „Wie Jeſus geliebt hatte, die Seinen, die in der Welt waren, alſo liebte er ſie bis an das Ende.“

Ein schöner Verein, der sie drei Jahre lang und bis zu seinem Tode zusammenhielt, aber nie schöner und fester, als in dem Augenblick, wo er zu zerreißen schien, in der Nähe seines Todes: „Bleibt bei mir, ich bleibe bei euch! Bewahret meine Worte und euern Glauben daran und eure Liebe zu mir! Gleich wie mich mein Vater liebet, also liebe ich euch, bleibet in meiner Liebe! Zeiget, daß ihr meine Freunde seyd, durch die Darstellung meines Lebens in euch! O daß meine Freude an euch bleiben möge und euere Freude vollkommen werde!"

So sprach Jesus mit seinen Jüngern auf dem Wege zu seinem Tode. Er konnte schon als guter Mensch zu solchen, als Freund zu Freunden, als Lehrer zu seinen Zöglingen so sprechen. Welcher gute Mensch, welcher Vater und Freund scheidet nicht mit ähnlichen Gefühlen, Wünschen und Hoffnungen von denen, die er liebte und durch seinen Hingang betrübt? Sie verlassen uns, aber der letzte Ausdruck ihrer Liebe ist ihr Segen, und ihr schönster Segen das Wort, durch welches sie uns zur Nacheiferung ihres frommen Lebens weihen. Sie scheiden von uns, aber wir erneuern mit ihnen den Bund der Treue, den eines Lebens Stürme nie zerreißen konnten, für eine endlose Dauer; und der Gedanke, daß sie auch dort nicht ganz von uns geschieden vielleicht stille Zeugen unserer Tugenden seyn werden, und die Hoffnung sie einst über den Gewittern der Erde und über Sternen des Himmels wieder zu finden, verbirgt ihnen und uns die weite

Kluft der Trennung. So windet ſich in den Glauben an Unſterblichkeit der Glaube an unſterbliche Treue, und in den bittern Kelch des Todes gießt noch die Freundſchaft ihren Honig.

Jeſus konnte als Menſch ſo denken und ſprechen, denn er war ein guter religiöſer Menſch, ſtark zum Handeln Dulden und Hoffen im Glauben an Gott und die Unſterblichkeit, und nie lebendiger von der hohen Ahndung des Unſichtbaren ergriffen, als wenn ihn das Sichtbare am ſchmerzhafteſten drückte. Aber wenn er ſeine Jünger tröſtet: Bleibet bei mir, ich bleibe bei euch! ſo miſcht ſich auch hier wie überall in das Menſchliche ſeiner Gefühle und ſeines Wortes das Göttliche ſeiner Sendung und des hohen Berufs, zu welchem er jetzt abgieng; und in die Liebe des Freundes zu den Freunden verbirgt ſich die Liebe und der Segen, den der Erlöſer der Menſchen den Erſtlingen ſeiner Gemeinde, und in ihnen allen, die durch ihr Wort an ihn glauben, zurückläßt. Wußte er nicht, daß ihm der Vater alles hatte in die Hände gegeben, und daß er von Gott ausgegangen war und zu Gott gieng?

Ja und er ſagt es anderwärts noch beſtimmter als in unſerm Texte, daß er die Erde verlaſſe, um nun unſichtbar und verborgen wie Gott, aber ſicher wie er und in weiten Wirkungskreiſen fortzuſetzen und zu vollenden, was er auf Erden mit frommer Menſchengeduld und Liebe begonnen hatte, und daß er die Seinen nicht als Waiſen zurücklaſſe, ſondern mit dem Geiſte ſeines Vaters ſie belehren und ſtärken, erfreuen und tröſten und überzeugen wolle, daß er bei ihnen ſey alle Tage.

Verſchwunden war in wenig Wochen vor den Augen der Jünger wie eine vorüberwandelnde Geſtalt der ſichtbare Menſchenſohn mit ſeinem Antlitz voll Güte, und der Gekreuzigte voll Schmerzen und Wunden, und der Auferſtandene in ſeiner Herrlichkeit. An mancher Stätte, wo er einſt ihnen begegnet, oder ſie ihm nachgefolgt und Zeugen ſeines Werkes geweſen waren, erwartete oder begleitete ſie jetzt nur noch die Wehmuth ſeiner Erinnerung. Aber in dem Troſt, der ihre Wehmuth ſtillte, in dem Geiſt, der ſie jetzt zu dem Bekenntniſſe ſeines Namens und zur Darſtellung ſeines Sinnes in Geduld und Liebe weihte, in dem göttlichen Segen, der ihr ſchwaches menſchliches Wirken unterſtützte und belohnte, in der Kraft gegen jede Gefahr und Verſuchung, in der freudigen Gewißheit, die ſie durch das wogende Meer menſchlicher Täuſchungen, Zweifel und Thorheiten ſicher leitete, erkannten ſie gerne ſein nahes Wirken, und die Wahrheit ſeiner Verheißung: ich bleibe bei euch! Und auch ſie verließen ihn nicht. Er hat nach dem einen Unglücklichen deren keines mehr verloren, die ihm damals der Vater gegeben hatte; und noch oft rief es aus ihrem Innern: Wo ſollen wir hingehen? Du haſt Worte des ewigen Lebens.

Wollten nicht auch wir, meine Freunde, uns gern an die anſchließen, von welchen und zu welchen der Stifter des Chriſtenthums ſagt: „Ohne mich könnt ihr nichts thun!“ Nicht auch wir in den Bund der Treue über Tod und Grab eintreten und darin beharren, und in dem Gedanken, daß er unſere Treue in der Verſuchung, unſern Muth im

Kampfe, unſere Geduld im Leiden, vom Himmel herab beobachten werde, zu allem Guten Kraft und gegen alles Schlimme Troſt empfangen?

Zwar manche, die ſich gleichwohl in dem Namen der Bekenner Jeſu wohlgefallen, und in der Gemeinſchaft der Bekenner Jeſu wohl befinden, verſchmähen euch dieſen Sinn und Glauben, und dieſe Anhänglichkeit an den längſt Entſchlafenen, der ſchon lange aufgehört hat Zeichen und Wunder zu thun, und nennens befangene Sinnlichkeit, nicht mit eigener Weisheit und Kraft tugendhaft ſeyn, und mit eigenem Muth vor dem Schickſal ſtehen und fallen zu können, — als ob das die errungene Freiheit und der Adel des göttlichen Geſchlechts in uns wäre, keinen Sinn mehr für jenen Zuſammenhang der Erde mit dem Himmel, keinen Wunſch dafür in den Bedürfniſſen des eigenen Herzens und keine Gewährſchaft dafür in der Güte des eigenen Herzens zu finden; — als ob es der köſtliche Preis der errungenen Freiheit wäre, mit keinem Wunſch, mit keiner Hoffnung, mit keiner Liebe mehr hingezogen zu werden zu dem vollkommenſten und edelſten, und wohlwollendſten der Menſchen, der mit dem Blute ſeines Herzens viele und alle zu beglücken bereit war, die er auch nie geſehen, und doch lieb hatte, wiewohl er ſie nicht ſah; — als ob ihr Loſungswort nicht zugleich das Loſungswort des befangenſten ſinnlichſten Herzens wäre: nichts glauben zu wollen, als was die Augen ſehen.

Jede gute und große Seele war noch dem Gedanken und Glauben an irgend eine nahe Verbin-

dung der Erde mit dem Himmel, des Sichtbaren mit dem Unſichtbaren, des ſterblichen Geſchlechtes mit dem göttlichen offen. Manche gute Seele ſuchte ihn auf falſchem Wege und verirrte in den bahnloſen Gefilden menſchlicher Täuſchung. Aber ohne die innere Weihung, die ſolch ein Glaube gibt, ohne dieſen Aufſchwung des Herzens iſt noch kein Tugenhafter durch ſein Leben voll Verſuchungen, kein Dulder durch ſein Leben voll Leiden zum göttlichen Preiſe hindurchgedrungen.

Auch wir ſehen dieſem Preiſe noch von ferne entgegen; manches Gewitter verhüllt ihn noch vor unſern Augen; mancher farbige Schimmer der Erdenfreude iſt uns noch näher. Ohne mich, ſagt der Stifter des Chriſtenthums, könnt ihr nichts thun; aber er will gerne durch das Vermächtniß ſeiner Lehre, durch den Segen ſeiner Thaten und Schickſale, durch ſein verborgenes Wirken, das die Augen nicht ſehen, aber der innere Menſch erkennt, auch uns werden, was er ſeinen erſten Bekennern war, Freund, Lehrer, Leiter, Tröſter bis ans Grab, und am Grabe Vollender. Euch bürget dafür ſein menſchliches Leben; er hat in demſelben eine Probe ſeiner Geſinnungen in vertraulicher Menſchengeſtalt abgelegt, daß wir Glauben und Hoffnung haben möchten. O er hat mit einem großen offenen Sinn und Herzen die ganze Menſchheit umfaßt; er hat in wenigen Menſchen alle geliebt; er hat keine gute Bitte ohne Erhörung, keine Reue ohne Vergebung, kein naſſes Auge ohne Troſt, keine gute That und keine gute Meinung ohne den Lohn ſeines Beifalls gelaſſen. Aus allen guten Menſchen Eine Familie

und alle Menschen gut zu machen, mit einem reinen, freudigen, seligen Sinn alle zu beleben, das heilige Reich Gottes unter den Menschen zu gründen, war, so lange er lebte, sein Gedanke, war sein erhabenes Ziel, und am Vorabend seines Todes sein Gebet.

Euer gutes Herz ruht gerne und öffnet und erwärmt sich im Glauben an die gute Menschheit; es würde sich dem frommen Menschensohn geöffnet haben, wenn ihr so in seinen Tagen und in seiner Nähe gelebt hättet. Ihr traut es euch zu. — Aber könnte er jetzt dieses Zutrauens weniger werth seyn, nach dem er die Wahrheit und den Ernst seiner Liebe mit dem Tod zu eurer Erlösung bestätiget hat? — Weniger werth, nach dem ihn Gott aus dem Grabe zurückgeführt, und seinen trauernden Freunden wiedergegeben, und die Verheißung: Ich bleibe bei euch, zum erstenmal so bald, so unerwartet und freudig, wahr gemacht hat? — Weniger werth, nachdem er zum zweitenmal dahin gegangen ist, nicht wieder in ein Grab, sondern in die Herrlichkeit, die ihm sein Vater gegeben hat? Wenn seine ersten Zeugen freudiger, nachdem sie ihn nicht mehr sahen, als vorher, seinen Namen bekennen, und seinen Kampf gegen die Feinde der Menschheit Irrthum und Sünde fortsetzen, wenn sie vor Könige und Fürsten, in Gefängniß und auf Blutgerüste treten, und sich nirgends für Verlassene und Getäuschte halten, wenn ihr freudiger Geist ihren Freund zur Rechten Gottes preist, auch dort noch ihren Freund, was haben sie zu ihrem Glauben und zu ihrer Hoffnung und zu ihrem Bekenntniß für

ein Unterpfand? Eins, was über alle Zweifel ſiegt, die innere lebendige Erfahrung, daß das, was er einſt mit Menſchenwort und Treue verheißen hat, mit göttlicher Kraft erfüllt werde.

Möge es in Glauben, Liebe und Hoffnung auch unſere Erfahrung ſeyn oder werden! Euern Glauben und eure Ergebenheit an den Erlöſer und an ſeine Lehre bewahret eurem Herzen. Nur der Glaube oder das Zutrauen zu ihm macht euch empfänglich für ſeinen großen Segen. Kein Menſch kein Engel und kein Gott kann mit der ganzen Fülle ſeiner Kraft lehrend, liebend, leitend und ſegnend auf euch wirken, wenn euer Geiſt ſich ihm nicht in Zutrauen aufthut; ihr habt nichts mehr von ihm zu erwarten, ihr könnt in keinem Sinne mehr ſagen: „er iſt der Unſere und wir die Seinen, ſein Geiſt ruht auf uns wie ſein Name," — wenn es euch an dieſem einen fehlt."

Bewahret euerem Herzen mit dem Glauben auch die fromme Liebe zu dem Erlöſer und zu ſeinem Wort, die in guten Thaten lebt. O ihr liebet in ihm die ganze Menſchheit, die euch ſo nahe angeht, das Edelſte, Vollkommenſte und Göttlichſte an der Menſchheit; ihr liebt in ihm die Wahrheit und den Reiz und Werth jeder Tugend, den göttlichen Sinn, dem keine gute Seele ſich verſchließen kann. Möget ihr durch dieſe Liebe des Guten zu allem Guten euch willig fühlen! Möge es euch zur Freude und zum lebendigen Drang, zum einzigen und höchſten werden, ihm ähnlich zu ſeyn, und in ſein großes Werk Menſchenbeglückung und Menſchen-

Veredlung an euch selbst und andern mitzuwirken. Und wenn stiller Segen und mancher stille Dank euere Bemühung begleitet, wenn euer Geist euch das Zeugniß seines Beifalls gibt, und der Friede sich zu euch wendet, der ihn durch alle Stürme seines Lebens begleitete, möget dann auch ihr in euerer Erfahrung die Wahrheit und Erfüllung seines Wortes erkennen: Ich bleibe bei euch und wirke in euch!

In euerer Erfahrung verkläre sich die Hoffnung: der euch bisher unterstützte, wird euch höher hinauf führen, und bis ans Ende bei euch seyn, und den Bund der Treue über Grab und Tod, den euer Herz bewahrte, nicht verlassen. Amen.

Predigt

am eilften Sonntage nach Trinitatis 1799.

über Luc. 18, 9 — 14.

Gott du erforſcheſt uns und kenneſt uns. Wenn unſer Herz uns ſo gerne täuſcht, wenn wir ſo leicht mit der ſüßen Täuſchung uns beruhigen laſſen, daß wir reiner, beſſer, dir ähnlicher ſeyen als wir wirklich ſind, wenn wir ſo gerne unſere gutmüthigen Schwächen für errungene Tugenden, und ſchwer verſchuldete Fehler für verzeihliche Schwächen halten, und wenigſtens vor Menſchen ſorglich verbergen, was wir uns ſelbſt nicht läugnen können, Gott, ſo erforſcheſt und kenneſt du uns doch. Unſere guten Thaten und unſere böſen Thaten, unſere Worte und Gedanken, unſere ſtille entſtandenen und ſtille wieder erloſchenen, von uns längſt vergeſſenen Wünſche und Neigungen liegen auf deiner Wage, die für die Ewigkeit ſammelt, und für die Ewigkeit entſcheidet. Ach ſie iſt uns allen ſo nahe — die Stunde der ernſten Entſcheidung; er iſt ſo nahe,

und ſchlummert ſo leiſe — der Richter in unſerer eigenen Bruſt. Heiliger, Barmherziger, zu dieſen Ueberzeugungen flehen wir um Ernſt aufrichtig zu ſeyn gegen uns ſelber, um Weisheit uns ſelber kennen zu lernen, um Muth für jeden lange Verblendeten, das Bewußtſeyn ſeiner Schuld zu ertragen, um Troſt für ihn, um Kraft für uns alle, die wir alle bedürfen, mit feſtem Blick auf unſere Beſtimmung und auf ihren Segen von einer ſchweren Stufe der Vollkommenheit zur andern leichter emporzuſtreben. Dieſer Segen begleite auch heute unſere Andacht. Wir beten darum in einem ſtillen V U.

Text. Luc. 18, 9 — 14.

Unter allen Gegenſtänden der Erkenntniß, denen der Menſch unter der Sonne nachforſchen kann, iſt für ihn nichts ſo wichtig, als die Erkenntniß ſeiner ſelbſt, ſeiner Tugenden, Schwachheiten und Fehler, kein tief verborgenes nahes oder fernes Geheimniß ſeiner ſorgfältigen Unterſuchung ſo werth, als das tiefſte und nächſte, — ſein Herz. Von der Lauterkeit und Güte unſerer herrſchenden Geſinnungen, von der Güte und dem Werthe unſerer Thaten, von der Uebereinſtimmung unſeres ganzen Lebens mit dem heiligen Geſetze, das vom Himmel herab in unſerer Bruſt anſpricht, hängt unſere wahre Zufriedenheit und innere Glückſeligkeit ſchon hier ſo ganz und unſere Ruhe am Scheidepunkt von der Erde zur Ewigkeit ſo unvermeidlich, und unſer Loos dort, wohin keine Erdenfreude und keine Erdengabe uns nachfolgt, ſo entſcheidend ab; und die Meinung von unſerm jetzigen Werth hat auf unſere künftige Denkungsart und Handlungsweiſe ſo ſtarken Einfluß,

daß

daß wir nicht sorgfältig und strenge und ehrlich genug auf uns selber achten können, um uns die große Frage zu beantworten, wie gut und fromm wir vor Gottes Augen wandeln, welche Fehler wir noch abzulegen, vor welchen wir am sorgfältigsten uns zu hüten haben; — wenn wir gut sind, ob wir nicht besser seyn könnten; — wenn wir Fortschritte zur Vollkommenheit bei uns bemerken, ob wir nicht freudiger und schneller dem noch immer fernen Ziele uns nähern könnten.

Lasset uns heute mit einer Art von Menschen uns beschäftigen, die gegen diese Fragen nicht gleichgültig und sorglos erscheinen. Aber sie legen sich diese Fragen vor, nicht um besser zu werden, wenn sies noch nicht sind, sondern sich gut zu finden, damit sies nicht werden dürfen. Sie wählen daher zur wahren Selbsterforschung die verkehrtesten, zur Täuschung die zweckmäßigsten Mittel.

Wir wollen uns prüfen, ob wir auch dazu gehören oder nicht, ob wir ganz oder nur zum Theil von diesen Fehlern frei sind, ob es nie unser Herz so beschleicht: ich bin doch besser als noch viele Andere, — ich habe mir doch keine große Vergehungen vorzuwerfen, — ich habe doch auch schon manches Gute gewissenhaft gethan, — und ob diese Beschleichungen nicht nachtheilig in unsere Seele wirken.

Es ist erstens ein verkehrter Weg, wer sich selber kennen und seinen Werth prüfen will, aber ein sicheres Mittel der Täuschung, sich nur mit Andern zu vergleichen, ihren größern Fehlern seine kleinern, ihren

kleinern Tugenden seine größeren, wohl gar seine Tugenden ihren Fehlern gegenüber zu stellen. Welcher Verdrossene zum Guten würde nicht bald einen Andern ausspähen, der ihm noch verdrossener scheint? Wenn seine Tugend noch schwach und zweideutig auf den Wogen der Gefühle schwankt, wird er wohl Keinen finden, dem sie gänzlich fehlt? Weiß er mancher guten Eigenschaft sich nicht zu trösten, so ist er doch wenigstens von den Fehlern frei, die er in dem Betragen Anderer so häufig bemerkt, und glaubt dann gut zu seyn, weil es so Viele noch weniger sind als er, weil er noch einen so großen Abstand zwischen sich und dem Schlimmsten bemerkt. — So erhebt ein Mann in unserm Evangelium die Stimme: **Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute.**

Es ist überhaupt schwer, sehr mißlich, fast unmöglich, immer ein zweckloser Umweg, durch Vergleichung mit irgend einem Menschen, seinen eigenen Werth bestimmen zu wollen. Immer kennen wir doch uns selber noch besser als jeden andern Menschen. — Wer prüft und wägt und bürgt uns ihren Werth oder Unwerth? **Und welcher Mensch weiß, was in dem Menschen ist, ohne der Geist des Menschen, der in ihm ist?** Geht nicht das Köstlichste und Beste, und Eigentlichste, was die Güte seiner Thaten und die seines Herzens entscheidet, sie vor Gottes Auge entscheidet, dem unserigen fast ganz verloren? Seine heiligste und schönste That, die er im verborgenen Schatten der Bescheidenheit und Demuth verrichtet, sein Herz, seine eigennutzlose menschenfreundlichen

Abſichten, ſelbſt bei mißlungener That, ſeine ſtille fromme Liebe zu Gott und dem Guten, ſeine Kämpfe, ſein Ringen und Streben beſſer zu werden, ſein andachtvolles Gebet, ſeine ſchmerzhafte anhaltende Reue, womit er Vergehungen büßt, und den Himmel verſöhnt, während ihn vielleicht die Erde verdammt; — oder denn auch von dieſem allem das Gegentheil. Eben ſo wenig kennen und bemerken wir die unzähligen, innern und äußerlichen, weſentlichen oder zufälligen Hinderniſſe, die ſeinen Gang im Guten ſo oft wider ſeinen Willen aufhalten, ihn unvermerkt und unwillkührlich an die Gränze einer Vergehung vielleicht hinüberziehen, die, wenn er ſie beſiegt, ſeine minder glänzende Tugend ſehr werth, wenn er erlag, ſeinen Fall ſehr verzeihlich machen. Und an einem ſolchen Maßſtab, den wir nicht kennen, deſſen Zeichen und Ziffern wir nie verſtehen, wollten wir unſere Tugend prüfen, unſre beſte Habe ſchon auf Erden, und die einzige die uns nachfolgt? Wollten wir alle jene Umſtände an uns ſelber auch auſſer dem Auge laſſen, wie einſeitig und unzuverläſſig müßte unſere Beurtheilung werden! Wollten wir ſie in Beurtheilung eines Andern auch in Rechnung und Anſchlag nehmen, welche Unmöglichkeit, die nur vor dem Allwiſſenden verſchwinden kann, begönnen wir! — Immer kennen wir noch uns ſelber zum Voraus beſſer als jeden Andern. Immer wählt alſo der, welcher den Werth des Bekanntern aus dem Werthe des Unbekannten berichtigen will, einen ſeltſamen zweckloſen Umweg. Aber deſto ſicherer erreicht das Auge, das die Wahrheit flieht, auf ſeinen Krümmungen im Halblichte der Täuſchung ſeine Abſicht.

Es iſt mißlich durch Vergleichung mit irgend einem Andern ſeines Werthes ſich verſichern zu wollen. Und dann erſt ſtellt der Prüfende gewöhnlich doch ſich einem Menſchen gegenüber, den er zum Voraus für unvollkommen hält, und ſagt ſich dann: ich bin fromm genug, denn ich bin beſſer als Viele. Aber warum nicht lieber: Viele ſind beſſer denn ich, darum bin ich nicht fromm genug? — Oder er ſpürt auch an dem beſten Herzen noch einen Splitter auf, und beruhiget ſich nun über den Beſchädigungen des eigenen. Aber er zählt und wägt nicht die Tugenden des frommen Menſchenfreundes, bemerkt nicht, wie von ihnen ein milder deckender Schimmer ſich über ſeine Fehler verbreitet, achtets nicht, wie es oft eine Tugend ſelber war, die an einer unſichern Grenzlinie ſich in eine Schwachheit verlor, und wie die Schwachheit wieder milde und vergütend ſich in den ſchönen Zug eines edlen Herzens verklärt, und geſteht ſichs nicht, daß alles zuſammengefaßt ſein Bild noch lange nicht das Bild eines ſanften guten Menſchen ſey.

Es iſt zweitens ein verkehrter Weg, wer ſich ſelber prüfen will, und ein ſicheres Mittel der Täuſchung, nur an einzelne ſehr in die Augen fallende Fehler zu denken, und ſich zu beruhigen, daß man frei von denſelben ſey. Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute, Räuber, Ungerechte, Ehebrecher oder wie dieſer Zöllner. Denn wie leicht müßte es ſelbſt dem noch werden, der ſich am unglücklichſten von der guten Bahn verirrte, einzelne Fehler zu finden, denen er nie erlag, weil er zu ihnen in ſeinem Herzen keine

Neigung, oder in ſeiner Lage keine Veranlaſſung, oder in ſeinem Wirkungskreis keine Verſuchung fand, oder weil ſie neben andern Leidenſchaften, die ſich ſeiner früher und gebietender bemächtigt haben, wie Rachſucht neben Feigheit, Ausſchweifung neben Geiz, nicht friedlich in einem Herzen hauſen können! Oder wenn er am Ende von allen heftigen Ausbrüchen unedler Neigungen frei, und ſonſt nichts wäre, wie wenig hätte er auch dann noch den heiligen Forderungen ſeines Schöpfers entſprochen, der das Kleinſte wie das Größte bemerkt, in der ſtillen Neigung ſchon den Zunder der brennenden Leidenſchaft glimmen ſieht, und nicht nach der That, ſondern nach dem Sinne der Sterblichen richtet! Gewaltſame Ausbrüche wilder Neigungen ſind wie die Stürme und Erſchütterungen in der Natur ſeltener, aber die ſtillen Bewegungen derſelben wirken wie dort die ſtillen Kräfte anhaltender und ſicherer, und wägen am Ende doch ein Verbrechen auf. Die Summe fortgeſetzter kleiner Ränke und Vervortheilungen, die einzeln ſo unbedeutend ſcheinen, und ſo ſelten zuſammengewogen werden, können bald der gewaltſamſten Ungerechtigkeit, — die Summe leicht und ſcherzhaft verübter Kränkungen der kaltherzigſten Mißhandlung eines Unſchuldigen gleich werden. Darum zeichnet der große Menſchenlehrer und Menſchenkenner und Menſchenfreund das Bild ſeines ächten Jüngers ſo genau und ſcharf und rein: „Wer mit ſeinem Bruder zürnt, der nähert ſich dem Todtſchlag; und wer ihm Ja und Nein nicht hält, der iſt nur noch dem Grade des Verbrechens nach hinter dem zurück, der Gott ſeinen Eid nicht hält; und wer ſeinem Feind die Liebe des Menſchen ver-

sagt, den nicht segnen kann, der ihm flucht, den aus seinem Gebete ausschließt, der ihn beleidiget und verfolgt, in dem drückt sich noch nicht treu und kennbar die Liebe seines himmlischen Vaters aus, der auch gegen Undankbare und Boshafte gütig ist.

Es wäre der dritte verkehrte Weg, sich selber zu beurtheilen, und ein sicheres Mittel der Täuschung, wenn wir uns begnügen wollten, nur einzelne gute Neigungen und Thaten, selbst solche vielleicht an uns zu bemerken, die einen falschen Begriff von Frömmigkeit voraussetzen. Denn welches Menschen Leben könnte wiederum so ganz werthlos, welches arme Herz so arm und leer und erstorben seyn, daß ihm nicht einzelne gute Handlungen vielleicht um ihres eigenthümlichen Reizes willen abzugewinnen wären, die er vielleicht aus Gewohnheit, vielleicht aus versteckten Nebenabsichten, mit stillem Vergnügen, vielleicht aus dunkelm Gefühl oder klarem Bewußtseyn von Pflicht erfüllte? Je sparsamer und vereinzelter alsdann etwas Gutes in dem Leben eines Menschen dasteht, desto bemerkbarer und abstechender wird es ihm selber. Je leichter es ihm ward, desto besser erscheint ihm sein Herz; je schwerer und mühsamer es vollbrachte, desto geprüfter seine Liebe zum Guten. Er nimmt es in höhern Anschlag, je mehr des Bösen er damit ausgleichen und aufwägen muß, und rafft am Ende alles kümmerlich zusammen, was an sich höchst zweideutig ist, und nur in Verbindung mit wahrer innerer Herzenstugend entweder als Erweckungsmittel oder als

nothwendige Folge eines guten Sinnes und Herzens den Werth einer guten That erhält. So zählts in unserm Evangelium der Betende seinem Schöpfer vor, daß er zweimal in der Woche faste, und von allen seinen Einkünften den Zehnten in den Tempel entrichte; er, der vielleicht fünfmal in der Woche Gottes Segen ohne Dank und ohne Maß verzehrt, und ohne ein Gefühl des Erbarmens für die leidende Armuth um ihn her, die siebenmal in der Woche fastet, und der vielleicht das Unrecht, womit er neun Zehntheile zu seinem Eigenthum machte, nur durch noch ungerechtere Anwendung übertrifft.

Mögen wirs uns bergen, daß solche Täuschungen auch im Kleinen bedeutend seyen, die im Großen den Pharisäer vollenden? Mögen wir zu ängstlich ahnden, wenn es schon nicht gleichgültig ist irgend einen Menschen falsch zu beurtheilen, und wenn aller Irrthum stille zum Nachtheil wuchert, daß sein Keim im fruchtbaren Boden des eigenen Herzens, von Neigungen genährt und von Eigenliebe gepflegt, bald in Dornen schieße, und mit giftigen Früchten lohne.

Gegründeter Glaube an eine eigene Tugend, es wird immer ein bescheidener, wenn schon froher, ein wirksamer, demüthiger Glaube seyn, der uns nie zur Versuchung werden kann, nun am erreichten Ziele stille zu stehen. Es ist im ganzen Gebiete aller körperlichen und geistigen Kräfte keine einzige, die nicht, so weit ihr Wirkungskreis sich strecken kann, unaufhaltsam vorwärts strebte, so bald sie über die entgegenstrebenden Kräfte, oder über die todten

Hinderniſſe, die ſie einſchränken, das Uebergewicht errungen hat, die nicht, wie ſie die Hinderniſſe beſiegt, wirkſamer würde, und, wie ſie an Wirkſamkeit zugenommen hat, mächtiger durch die Hinderniſſe durchbricht. Wird nicht der Reichthum reicher, die Stärke ſtärker, die Klugheit klüger, ſelbſt die Bosheit böſer? Wie könnte nur das Lebendigſte und Geiſtigſte — ſiegender Tugendſinn, deſſen Kraft und Dauer über die Erde hinaus für die Unendlichkeit berechnet iſt, in ſich ſelbſt zurückſchlummern. Wie ſollte allein der Gute nicht beſſer werden? Oder laßt uns gerechter fragen: wie könnte der ſchon gut ſeyn, der beſſer zu werden ſo bald ermüdete? —

Umgekehrt wird auch das wahre Gefühl der Unvollkommenheit ein gutes Herz nicht ruhig laſſen; es weckt die göttliche Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; es zieht Zöllner in den Tempel, zieht die Hand auf die bewegte Bruſt, und ſchreit aus der Tiefe des beklommenen Herzens: Gott ſey mir Sünder gnädig.

Aber erblicket in der traurigen gefahrvollen Mitte den Unglücklichen, der todt iſt und meinet er lebe. Wird er gut werden, wenn er ſich begnügt, nicht ſchlimm zu ſeyn? Wird er ſich losſtreifen von Fehlern, die er nie an ſich bemerkt, und die traurige Leere anbauen und ausfüllen, die der erborgte und erkünſtelte Glanz ſeiner Vollkommenheit ihn nie entdecken läßt? Die Meinung gut zu ſeyn macht es ihm unmöglich gut zu werden.

Der wahre Freund der Tugend und ſchon der, der es aufrichtig zu ſeyn ſich wünſcht und zu werden ſtrebt, wird wohl nie mit Neid an der höhern Tugend hinauf, nie mit verachtendem und verdammendem Blick auf die tiefere und mühſam kämpfende herab ſchauen. Er freut ſich jedes Guten, ehrt den Menſchenfreund in jeder Geſtalt, ringt ihm mit erwärmtem Herzen nach, urtheilt ſanft und mild, muntert den Schwächern auf, warnt den Leichtſinnigen, weint mit dem Gefallenen, betet für den Verſtockten, und iſt, indem er mit Wehmuth den Beſſern zu erreichen wünſcht, ihm ſchon näher, als er weiß. Wird der es auch vermögen, dem der Sauerteig der Phariſäer im Herzen gährt? Wird er fremde Tugend ehren, die ihn verdammt? O es ſchäumt und ſtoßt ſich aus ihm nur Neid und giftiger Argwohn, und ſchleichende Belauſchung und ſtolze Verachtung aus, bis es ſich klar geſchieden hat: Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin wie andere Menſchen. Sein Bedürfniß gut zu ſcheinen verleitet ihn böſe zu ſeyn. Und doch macht der künſtlichſte Irrthum nimmermehr die Wahrheit zur Lüge. Die Täuſchung ſinkt, ein wandelndes Schattenbild des Augenblicks, und die Wahrheit ſiegt. Irgend einmal dringt dieſe aus der umhüllenden Finſterniß hervor, dort wie das Morgenlicht aus den Nebeln der Dämmerung, hier wie der Blitz aus einer Gewitterwolke. Armer, Verlorner, wenn ſie erſt in einer leidensvollen Stunde, erſt am Rande des Grabes, das Troſt bedarf, und für dich keinen hat, oder erſt über dem Grabe zu ſpät erſchiene?

Nicht ſo, meine Freunde! — Laßt uns der

Bekanntſchaft mit unſerm Herzen die größte Aufmerkſamkeit, die ehrlichſte Behutſamkeit, die ruhigſten, ernſthafteſten Stunden widmen.

Vor dem Allſehenden, mit einem Herzen, das durch Gebet zu ihm zu Ernſt und Wahrheit und heiligem Gefühl ſeiner Nähe geſtimmt iſt, mit dem lebendigen Bewußtſeyn unſerer Beſtimmung und unſerer Pflicht und unſerer Zukunft, mit männlich ernſtem Andenken an Tod und Gericht und Ewigkeit, laßt uns den Blick der Prüfung in unſer Inneres werfen und feſthalten. — Und ſtets müſſen uns zwei wichtige Wahrheiten gegenwärtig bleiben: die eine, daß nicht die That den Sinn, ſondern nur der gute Sinn die That heilige; die andere, daß einſt am Tage eines ernſtern Gerichts wohl fremde Tugend uns beſchämen und richten, aber fremde Schuld uns nimmer ehren und entſchuldigen kann.

Wollen wir irgend eines Menſchen Werth zum Maßſtab des unſrigen machen, ſo laßt uns aufmerkſam ſtille ſtehen vor dem Bilde der höchſten Menſchentugend, der heiligſten Gottesergebenheit und Menſchenliebe in dem Leben Jeſu, der uns auch in dieſem Sinne von Gott gemacht iſt zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. In dem Anſchauen ſeines ſchönen göttlichen Lebens müſſe ſich unſer Sinn fürs Gute immer mehr reinigen und ſtärken, Liebe zur Wahrheit und Tugend wärmer und inniger in unſer Herz ſtrömen, und der Eifer ihm ähnlich zu ſeyn lebendiger und wirkſamer werden.

Das Gefühl, daß wir noch ſo ferne von ihm abſtehen, — (es wird uns bis ans Grab begleiten,) — müſſe unſern ſteten Eifer unterhalten; aber die Freude ihm mit jedem Tage und mit jeder guten That näher zu kommen müſſe dies Gefühl verſüßen. Seliger und ſchöner wird dann auch ſeine Geiſtesruhe, ſein ſchonender Menſchenſinn, ſein Vertrauen auf Gott und frohe Erwartung der Ewigkeit unſere Seele erfüllen. Am Ende eines fromm durchbrachten Lebens geht dann durch den Glauben an Gottes Erbarmen gerechtfertigt hinab in euer Haus, und vernehmet an der Pforte der Ewigkeit die freundliche Stimme: Ich kenne die Meinen, und bin bekannt den Meinen, und ich gebe ihnen das ewige Leben. Amen.

Predigt

am ſechzehnten Sonntage nach Trinitatis 1793

über Luc. 7, 11 — 14.

O Gott, wir klagen ſo oft, wo wir dir danken und uns freuen ſollten, ſehnen uns nach Ruhe und Frieden; und als ob wir eines harmloſen Lebens überdrüſſig wären, ſchaffen wir uns Sorgen und Leiden ohne Noth, dürſten in unſern Bekümmerniſſen nach Troſt; und als ob kein Bedürfniß unſerm Herzen und kein Wunſch unſerer Laune fehlte, verſchmähen wir den ſanften, erquickenden, wirkſamen Troſt, der uns in den Spuren deiner Vorſehung, deiner nah und ferne wirkenden Weisheit und Güte, ſo nahe umgiebt, allenthalben entgegen kommt und begleitet, ſuchen ihm zu entgehen, um Kummer durch Kummer zu nähren und Schmerz mit Schmerzen zu betäuben. O führe unſern Sinn zu dir, du Liebender, du, der durch Trübſale väterlich prüft, zu dir, der die Geprüften mit Troſt und Segen erquickt. Laß uns den frohen Gedanken, daß du biſt

und walteſt, lebhafter fühlen, deine Führungen beſſer verſtehen, und wenn wir ihnen auf der Erde keinen Zweck mehr abrathen können, deſto zuverſichtlicher auf die Ewigkeit hoffen, geduldiger und freudiger ihr entgegen harren. Laß es jeden Bekümmerten fühlen, (o es grämen ſich viele unter deiner Sonne, und freuen ſich unter dem Druck der Lebensmühe ihres milden freundlichen Genuſſes nicht,) — laß jeden Bekümmerten es empfinden, daß du auch Vater ſeyſt, und unter den zahlloſen Geſchöpfen, die deine Hand ſo väterlich nährt und pflegt und deckt, nicht ihn allein vergeſſen, nicht ihn allein einen Weg geführet habeſt, dem du nicht zuvor einen frohen Ausgang wußteſt. Oeffne dem Troſtloſen das Auge vor dem reichen Schauplatz der Thaten und Wunder, die deine Größe von jeher verherrlichet haben, und zeige dem Armen, der auf der Erde nichts mehr zu ſuchen und zu finden hat, deſto freundlicher die Ausſicht in ein beſſeres Leben, wo frohe Vollendung ſeiner Schickſale ihn erwartet. Laß uns alle auch heute durch die Betrachtung deines Wortes, zu neuem frohern und lebhaftern Vertrauen, auf dich erweckt werden, wir rufen dich darum an in einem ſtillen V. U.

Text: Luc. 7, 11 — 17.

Es reicht zur Ruhe unſers Lebens, zur furchtloſen Freude im Glück und zur ſtillen ruhigen Ergebung im Unglücke nicht zu, verſammelte Zuhörer, daß wir uns mit einem leichten, flüchtigen, nachgebeteten Glauben an Gott und Verſehung begnügen, für ein Leben, ſo mannigfaltig an Verhältniſſen, ſo reich an Veränderungen, ſo eigen und bedingt

durch seine Schicksale, mit einem so nothdürftigen, allgemeinen Glauben uns begnügen. Je mehr und länger wir in unsern Erfahrungen und an fremden Beispielen Beweise für die Wahrheit sammeln, daß ein guter Gott für alles sorge, je sorgfältiger und anhaltender wir seinen Führungen nachgehen, je richtiger wir gewisse, — Grundsätze möchte ich sagen — Gesetze, die er sich selbst unverbrüchlich gemacht hat, fassen und bemerken, je einfältiger wird der Blume auf dem Felde ablernen, und von allen Zeugen, nahe und ferne, am Himmel und auf der Erde, es uns zurufen lassen, daß Gottes Weisheit und Erbarmung keine Gränzen, seine Thaten und Regierung keinen Tadel haben, desto einheimischer wird Ruhe und ein froher Muth in unsrer Seele sich befestigen, desto deutlicher werden wir Gottes gute Absichten auch in jedem besondern Schicksal unsers Lebens anerkennen, und durch Geduld und Vertrauen ehren. Aber wir täuschen uns sehr, und machen uns dieses wichtige und angenehme Geschäft ausserordentlich schwer, wenn wir es auf die ungünstigen Tage der Wiederwärtigkeit versparen, und die Ueberzeugungen erst alsdann sammeln wollen, wann sie mit ganzer Stärke in unsrer Seele wirken und ihre Kraft an uns beweisen sollten. Laßt uns, so lange uns eine freundliche Sonne und ein heitrer ruhiger Himmel lacht, die wohlthätige Pflanze pflegen, die uns in der drückenden Lebenshitze mit ihrem Schatten erquicken, und gegen die Stürme des Schicksals durch ihr Obdach schirmen soll. Ich will sagen: wir müssen schon die bessern Tage, die uns die Vorsehung gönnt, dazu anwenden, unsern Verstand von Gottes Liebe und Weisheit zu überzeugen, sie unserm Her-

zen fühlbar machen, den besten und seligsten Glauben stark zu nähren, damit uns frühe oder spät die schmerzhaften Erfahrungen des Lebens nicht zu Furcht und Kleinmuth und Zagen an Gott herabbeugen.

Auch unser heutiges Evangelium bietet uns Gelegenheit, an einem fremden Beispiels über die Wege der göttlichen Weisheit, Güte und Erbarmung nachzudenken, Trost fürs Leben und Hoffnung für die Ewigkeit zu schöpfen. Wir werden unsre Aufmerksamkeit zu dem Ende auf vier besondere Betrachtungen heften:

1) Gott läßt oft für einzelne Menschen Trübsale und Gefahren ihre höchste Stufe erreichen; aber er kennt den rechten Augenblick zur Rettung, und übergeht ihn nicht.

2) Wenn wir lange fruchtlos um Hülfe gefleht, und nun die Hoffnung aufgegeben haben, so kommt er und hilft auch ohne unsre Bitte.

3) Er vergilt das Ungemach überstandener Prüfungen mit Vortheilen und Freuden im gerechten Maß.

4) Eine Ewigkeit vollendets, was sich in den wenigen Tagen eines Erdenlebens oft nur anfangen aber nicht entwickeln kann.

Unser Evangelium stellet uns eine weinende trostlose Wittwe auf, die den Leichnam eines einzigen vielleicht hoffnungsvollen Sohnes, und in ihm ihren letzten und einzigen Trost zum Grabe begleitet. Sie hatte in ihm die einzige Freude ihres einsamen und traurigen Standes, den Freund und Rathgeber und Pfleger

ihres herannahenden Alters geliebt und erzogen, wollte einſt in den gedeihlichen Früchten ihrer mütterlichen Erziehung, in der zärtlichen Liebe eines dankbaren Sohnes, in ſeiner hülfreichen Pflege, wenn ſie ſchwach und kraftlos würde, und in ſeinen Tröſtungen am Tage ihres Todes den Lohn für alle Sorgen und Mühen und Bekümmerniſſe ihres Mutterherzens erndten, und ſie mußte ihn ſterben ſehen, und auf dem Wege, auf welchem ſie vielleicht vor wenigen Monden einen erblaßten Gatten begleitete, nun troſtloſer noch und gebeugter der Leiche des Sohnes zum Grabe folgen, das ſie lieber für ſich zur ſtillen verborgenen Ruheſtätte und Erlöſung ihres Kummers gewählt hätte. Von welchen bangen Empfindungen mußte dieſe Unglückliche während einer bedenklichen Krankheit ihres Lieblings gepeiniget werden, — mit welchen unnennbaren Schmerzensgefühlen ein ſchlimmes Zeichen des herannahenden Todes, nach dem andern bemerken, — wie oft für ein Leben, welches ihr theurer als das ihrige war, zu dem Vater der Waiſen und Pfleger der Wittwen tief aus ihrem zerriſſenen Herzen, heraufgeſeufzt, und mit welchen Umarmungen und Wehklagen es im Wahnſinn des höchſten Schmerzes verſucht haben, Lebenswärme in die erſtorbene Bruſt, und den entflohenen Geiſt in die kalte, blaſſe todte Hülle zurückzurufen! Denket euch den möglichen Fall, daß das Gerücht, welches von den großen Thaten Jeſu Chriſti, des ſegnenden Menſchenfreundes und Wunderthäters, von einem Ende des jüdiſchen Landes zum andern erſchallte, auch in Nain ſich ſchon verbreitet und Aufmerkſamkeit erweckt hatte; mit welchen heißen Wünſchen mußte ſie dem theuren Gottesmann von

dem

dem erſten Tage ihrer ſchmerzlichen Leiden an herbeigeſeufzt, wie mit bangem klopfendem Herzen in jedem fremden, freundlichen, beſcheidenen Angeſicht, das ihrem Blick begegnete, ihn vermuthet haben! Aber umſonſt! — Der einzige theure Sohn lag krank zum Tode, und der durch leiſe Berührung des Fingers Kranke heilen konnte, war nicht da. Der Sohn ihres Herzens ſtarb, und der mit allmächtigem Gottesruf Leichname aus dem Schlummer des Todes erwecken konnte, erſchien nicht. Schon war er eingehüllt in Todtenlinnen, ſchon folgte die Arme dem geliebten irdiſchen Reſt ihres Lieblings zu ſeiner ſtillen Ruheſtätte. — Und es begab ſich darnach, daß Jeſus in die Stadt Nain gieng mit ſeinen Jüngern; und als er nahe an das Stadtthor kam, ſiehe ſo trug man den Todten heraus. —

Gottes Abſichten in den Führungen der Menſchen ſind uns, ſo ſehr wir ſie im Allgemeinen als gut erkennen müſſen, doch in einzelnen und beſtimmten Fällen tief verborgen. Indem hier ein Glücklicher, nur dem Namen nach mit den mannigfaltigen Leiden der Menſchheit bekannt, ſeine frohen Tage verlebt, indem dort einen andern der Schlag eines traurigen Schickſals nur vorübergehend und ſchonend ſtreift, ſteht irgendwo ein Unglücklicher, als ob er nur zum Schmerz geſchaffen und zum büßenden hingegebenen Sühnopfer für Alle beſtimmt wäre, jedem harten Sturm des Lebens ausgeſetzt, und muß den Kelch der Schmerzen bis auf den letzten bittern Tropfen ſchmecken, hinter ſich eine freudenleere Ver-

gangenheit, und vor ſich eine troſtloſe Zukunft bezweinen.

Süß, und wie ein kühlender, heilender Balſam erquickend, iſt dem Leidenden der Gedanke, daß ein guter Gott ſeine Schickſale geknüpft habe, und das Vertrauen, daß er, der Wunden ſchlug, ſie wieder heilen, er, der einen Augenblick betrübet, wieder tröſten und erfreuen werde. Aber je länger der Unglückliche dieſen Gedanken und dieſes Vertrauen nähren muß, je nöthiger ihm unter anhaltenden ſteigenden Trübſalen Leben und Kraft des Troſtes wird, deſto ſchwächer wird er nicht ſelten; und die tiefen Schmerzen einer plötzlichen Troſtloſigkeit wägen vielfach die Linderung der genährten Hoffnungen auf, wenn ein fürchterlicher Schlag geſchehen iſt, wenn wir unſere einzige und letzte Hoffnung, die Hoffnung auf Gott getäuſcht glauben.

Und doch kennt Gott die rechte Stunde der Hülfe, und übergeht ſie nicht, rettet oft noch groß und göttlich, wenn alles ſcheint verloren zu ſeyn; und wir haben uns getäuſcht, wenn wir glaubten in einen rettungsloſen Zuſtand verſunken zu ſeyn, da es dem, der keinen Sterblichen zum Unglück ſchuf, nie unmöglich ſeyn kann, den, welchen er zur Freude ins Leben rief, unter dem Druck der Drangſale, die nur eine wohlthätige Zugabe zu den Freuden ſeyn ſollen, zu erhalten.

Dieſes Vertrauen zu ihm müſſe in keiner Bruſt entſchlafen. Wenn ihr keinen Weg zur Hülfe mehr vor euch ſieht, wenn ihr bei Menſchen ſie vergeblich

ſucht, dann wißt, dann erinnert euch mit allen aufgeforderten Gefühlen eures Herzens, daß ihr ja nicht euch, nicht ohnmächtigen Menſchen, ſondern Gott vertraut.

Wir gehen zur zweiten Betrachtung über. — So weichmüthig und theilnehmend auch das gute Herz Jeſu Chriſti bei dem Anblicke menſchlicher Gebrechen und Leiden ſchlug, ſo nahe es durch ſein theilnehmendes Herannähern, durch ſein Weilen, durch ſeinen freundlichen Blick jedem Bekümmerten legte, daß er zum Helfen gekommen ſey, und keine vertrauende Bitte verſchmähe, ſo bemerken wir doch durchgehends, daß es ſeine Regel war, erſt die Anrufungen und Bitten der Bekümmerten zu erwarten, und ihre Bedrängniſſe ſich klagen zu laſſen, ohne Zweifel auch darum, weil er die Menſchen, denen er zum Arzt nicht minder für den Geiſt als für den Körper gekommen war, einladen und gewöhnen wollte, zu dem guten Vater im Himmel, deſſen Ebenbild an ihm in aller göttlichen Vollkommenheit ſo herrlich aufſtrahlte, mit Vertrauen zu beten, weil er ihnen die beruhigenden Gefühle, die Kraft und den Segen des frommen Gebets, der kindlichen Hoffnung und Offenherzigkeit merkbar machen wollte.

Aber arme Mutter eines erblaßten einzigen Sohnes, wenn Jeſus auch vor dem Thore zu Nain nach ſeiner Regel handelte? — Sie kannte ihn nicht; oder im Gewühl und Getümmel der begleitenden Menge bemerkte ſie ihn nicht; oder die ſtarken ſtürmenden Gefühle in ihrem Innern machten ſie gegen alles Aeuſſere gleichgültig; in dem vollen ge-

preßten Herzen fand kein Senfkorn des Glaubens, kein leiser Gedanke an einen allmächtigen Retter mehr Raum. Aber Jesus, der nicht stumm vor Leidende hinstand, um durch Flehen und demüthige Begrüßungen seinen gefühlten Größe schmeicheln und huldigen zu lassen, der nicht in allen verschiedenen Fällen und Verhältnissen nach einer willkührlichen und eigensinnig gewählten Regel handelte, — als er sie sahe, jammerte ihn derselben und trat zu ihr, und sprach: weine nicht.

Ist nicht die dumpfe Gleichgültigkeit der weinenden Wittwe, mit allen ihren möglichen Veranlassungen, das ähnliche Bild menschlicher Gleichgültigkeit gegen Gott, wo wir sie antreffen? Die betende Lippe verstummt — oft nahe am Ziele der Erhörung; der schwache kümmerlich genährte Funke des Vertrauens verglimmt, entweder weil wir den guten waltenden Vater im Himmel, so kennbar er sich in seinen Werken und Thaten offenbarte, noch nicht genug kennen, die Züge seiner erbarmenden Vatermilde noch nicht genau genug betrachtet und gefühlt haben, oder weil wir im Geräusch und in der Verwicklung mit irdischen Angelegenheiten und Geschäften ihn vergessen, unter den Verhältnissen und Verbindungen mit Menschen seine trostreiche, durch stillen Segen wirkende Nähe nicht ahnden noch bemerken, oder weil uns in den Stunden der Widerwärtigkeit das Gefühl des Himmlischen und Irdischen zu nahe und schmerzhaft drängt, als daß das Herz sich davon losreißen und zum Unsichtbaren und Himmlischen emporschwingen könnte. Dann siehst du Allwaltender mit väterlicher Schonung auf unser

ſchwaches Herz herab, läſſeſt dich durch unſern irdiſchen widerſtrebenden Sinn, durch unſere Ungeberde nicht irre machen, unſere Prüfungen auf dem gewählten beſten Wege mit ſorglicher Liebe zu ihrem guten fröhlichen Ende zu führen. Und wenn wir lange genug vergeblich gefleht haben, weil unſere Bitte Unverſtand vor dir war, wenn wir, des Wartens auf deine zögernde Hülfe müde, bei Menſchen oder nirgends mehr Rettung ſuchen, ſo läſſeſt du unvermerkt aus der Dunkelheit, in der wir zagen, die Stunde der Erhörung heraufſcheinen, und öffneſt die Lippen, die einſt zum Beten verſtummten, nun freudiger zu Dank und Lobpreiſungen.

Laßt uns zur dritten Betrachtung übergehen. Gott vergilt das Ungemach überſtandener Prüfungen mit Freuden und Vortheilen im gerechten Maße.

Von tauſend glücklichen Eltern mußte die Arme in unſerm Evangelium den langſamen ſteigenden Schmerz der Beraubung ihres Liebſten und Beſten erfahren und ausempfinden. Vor tauſend und tauſend unglücklichen ward ihr der minder lebhafte, aber inniger fühlbare und anhaltende Schmerz der Entbehrung des Liebſten und Beſten unerwartet abgekürzt. Eine Wunde, die der Balſam der Zeit nach vielen Jahren nur mit einer blöden Narbe bedecken konnte, heilte das Wort des machtvollen Menſchenfreundes: Jüngling ich ſage dir, ſtehe auf. Zweifelt nicht, daß ihre Wonne, als ihn Jeſus lebendig und geſund in ihre Arme zurückführte, die ausgeſtandenen Herzenswehen aufwog, daß ſie ihren Sohn mit einer ihr ungewöhnlichen, niedekannten

Herzensinnigkeit nun an die Brust drückte, und an ihre ausgeweinten Leiden nur darum sich mit süßer Wehmuth oft erinnerte, um den Genuß ihres Glücks und Besitzes sich anzufrischen und zu schärfen. War sie weise und lernte ihren Schicksalen auch die Wahrheit ab, daß noch ein besserer als ein menschlicher und sterblicher Freund und Pfleger für die Verlassene lebe, hob sich ihr Geist von dem Vertrauen aufs Sterbliche freier und freyer zu dem Glauben an einen unsterblichen Vater und Beschützer empor, fühlte sie sich von nun an ruhiger unter seinem Schutze, seliger in seiner Liebe, williger und stärker in der Erfüllung seiner Gebote, o dann blühten ihr die geweinten Thränen zu schönem der Ewigkeit entgegen reifendem Segen auf.

Nicht immer vergütet die Vorsehung so schnell und merkbar; aber möge das Vertrauen jede Seele beleben: Gott gleicht einmal und auf irgend eine Art Freuden und Leiden zu seiner Führungen Preis und zu unsrer Zufriedenheit aus. Oft mischt er das Bittre wie eine Arznei in den Taumelkelch der Freude, ruft durch sie die Freudetrunkenen zur weisen glücklichen Mäßigung herab, hebt die Gleichgültigen, denen der anhaltende Besitz eines Gutes die Freude des Besitzes raubte, durch sie zur Fähigkeit eines neuen Genusses empor. Es ist die weise Einrichtung der Natur, daß nun einmal jede Freude eine Zuthat von Ungemach hat, das ihr entweder vorgeht oder nachfolgt, oder sie begleitet. Gott konnte nur dadurch dies Gegengewicht entbehrlich machen, wenn er uns des Guten und Angenehmen weniger gegönnt und zugedacht hätte, aber er fand die hö-

hern Vortheile und Freuden dieſer kleinern Prüfungen werth.

Alles ſchön und troſtreich, was wir in der Geſchichte unſers Evangeliums entdecken, — wenn nur dieſer einzelne Fall allgemeine Regel wäre! Aber wie viele entgegengeſetzte Erfahrungen bieten unſern Augen ſich dar, unter denen wir ängſtlicher, als wenn wir das unglücklichſte Schickſal gewiß wüßten, zwiſchen Furcht und bangen Hoffnungen herumgetrieben werden! Es wandelt kein himmliſcher Lebensſchöpfer mehr zwiſchen den Gräbern umher, der die Todten erweckte; und wie viele ſchlummern ſchon unter dieſen Gräbern, und wie viele wallen ihnen entgegen, denen der Augenblick der Erhörung, der unerbetenen nimmer erwarteten Rettung, der reichen frohen Vergütung nie erſchien! Wahr! — aber laßt uns die irdiſchen Ausſichten, wo ſie trüber und dunkler werden und ganz in Finſterniſſe übergehen, mit einer vierten himmliſchen erhellen, die uns das Evangelium ebenfalls ſo nahe legt. Eine Ewigkeit vollendets, was ſich in den wenigen Tagen eines Erdenlebens wohl anfangen, aber nicht immer entwickeln kann. Allerdings wenn das flüchtige Leben unter der Sonne unſer ganzes Daſeyn umſpannt, ſo iſt alles, was wir von Vorſehung ſagen können, ein erdichteter Traum. Schlimmer noch als Traum. Unſre beſte Stunde iſt unſelige Täuſchung, das glücklichſte Leben eine grauſame Vorbereitung zu einem deſto troſtloſern Tode; Vernunft ein anhaltender regelmäßiger Wahnſinn; das Gewiſſen eine unheilbare Krankheit; das große edle, von himmliſchen Gefühlen durchſtrömte Herz mit allen ſeinen Ahndungen Trieben und Neigungen, der betrogenſte Betrüger.

Die ganze Ordnung der Dinge kehrt sich um, der Mensch ist nicht mehr an der Spitze der Geschöpfe das Meisterstück ihres Urhebers; als das einzige mißlungene Werk, das der Schöpfer zu groß anfieng um es vollenden zu können, sinkt er unter alle herab, unglücklicher als alle, die von keiner Vernunft verwirrt, von keinen Ahndungen betrogen, den einfachsten Gang zum Tode gehen, jeden Augenblick den Zweck des Augenblicks ganz erfüllen, von der Vergangenheit nichts nachzufordern und von der Zukunft nichts zu erwarten haben. Gott selbst sänke von der Stufe der erhabensten Vollkommenheit herab, wäre nicht mehr der Allmächtige, Weise und Gute, — unter den herabgesetzten Menschen herab, denn dem Menschen wäre ein besserer Gott gedenkbar. Doch weg mit diesen empörenden Gedanken! Er ist der Weise, Gute und Erbarmende; alle seine Werke zeugens. Wo hätten wir diesen erhabenen Begriff von ihm geholt, wenn ihn nicht das Anschauen seiner Werke lehrte? ,Und wir, die wir ihn allein erkennen, die Wahrheit allein verstehen, sollten die einzigen Ausnahmen von ihr seyn? Die Wahrheit sollte in ihrem eigenen Widerspruche eingehüllt liegen, und fortgeerbt werden? Nimmermehr.

Es wartet eine vollendende Ewigkeit auf uns. Dieser Ahndung der Vernunft kam Gottes Eingeborner mit der frohen Bestätigung entgegen, schon dadurch ein willkommener Himmelsbote, den Müden und Bekümmerten ein lieber angebeteter Engel des Trostes. Unsterblichkeit ist in der Lehre Jesu nicht an seinem Ort ein einzelner Artikel, ein Theil des Ganzen. Sie athmet in seiner ganzen Religion,

in ſeinem ganzen Leben, in ſeinem ganzen Werk Sie iſt der Grund, worauf alles ruht, der Geiſt, der alles belebt, das Ziel, zu dem alles führt. Der Befeſtigung des Glaubens an ſie widmete er in den Tagen ſeines Lebens die höchſte Anwendung ſeiner allmächtigen Gotteskraft, weckte auch in unſerm Evangelium, nicht in einem verborgenen Winkel, ſondern vor einem zahlreichen, ihm begegnenden und ihn begleitenden Volk, einen Todten ins Leben zurück, zum Beleg einer großen Ankündigung: Es werden alle, die in den Gräbern ſind, meine Stimme hören, und hervorgehen.

In dieſem Lichte laſſet uns die Abſichten und Wege der Vorſehung betrachten. Das jetzige Leben iſt Anfang wie des Daſeyns ſo der Schickſale. Wir gehen über das Grab hinweg in eine fortlaufende Zukunft. Der Punkt, der alles zu trennen ſcheint und abzuſchneiden, iſt innige feſte Verbindung, macht aus der Zeit und aus der Ewigkeit Zuſammenfügung in ein Ganzes. Manches unſrer Schickſale entwickelt ſich ſchon hier; aber der größte und beſte und weſentlichſte Theil derſelben lauft mit uns an mannigfaltigen zarten Fäden in die Ewigkeit hinüber.

Laßt uns dieſer Unvollkommenheit des irdiſchen Glücks, dieſes Anfangs ohne Vollendung, dieſer Saat ohne Erndte uns freuen. Sie verbürgt uns eine beſſere Zukunft mit.

Gebts dem guten waltenden Schöpfer anheim, der jedem Stern der Nacht ſeinen Aufgang, jeder

verborgenen Pflanze die Zeit ihrer Blüthe bestimmt, ob er nun bald, hier oder dort eure Wünsche erhören oder für das Thörichte, das ihr bittet, etwas besseres geben werde. Unterdessen wird er Kraft zum Dulden, Erquickung dem Müden, Trost dem Betenden wie Thau vom Himmel senden, und Keinen versuchen über sein Vermögen, sondern machen, daß die Versuchung so ein Ende gewinne, daß ihrs möget ertragen. Legt einst ruhig eure Last und eure Freuden neben dem Grabe ab; auch ihr werdet seine Stimme hören: Entschlummerter, ich sage dir: stehe auf! Wie ein fremder Wassertropfen im strömenden Fluß wird dann das Andenken an vollendete Erdenmühen sich verlieren, und übergehen in Freuden und Segen ohne Maß und Ende eine Prüfung eures Lebens nach der andern, — in gepriesene Vollendung übergehen, und Dank und Lobgesang dem Weisen und Erbarmenden der Ausdruck eurer Empfindung seyn. Amen.

J. P. Hebels

ſämmtliche Werke.

Sechster Band.

Predigten.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Württemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1832.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

des ſechsten Bandes.

Seite.

Predigt am zweiten Chriſttage 1796 über Luc. 2, 15 — 20.

Erweckungen aus der Geſchichte Jeſu zu einem behutſamen frommen Sinn, und zu anhaltend frohen Hoffnungen 1

Predigt am zweiten Chriſttage 1799 über Luc. 1, 46 — 55.

Gott läßt ſeine Verehrer oft etwas anderes erfahren, als ſie erwarteten, aber allemal etwas beſſeres. 16

Predigt am zweiten Chriſttage 1801 über Luc. 1, 46 — 55.

Der Herr hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig iſt, und deß Name heilig iſt. Und ſeine Barmherzigkeit währet immer für und für bei denen die ihn fürchten. 30

Predigt am zweiten Chriſttage 1803 über Luc. 1, 46 — 55.

Wie wir von Gott Wohlthaten annehmen, und auch die Leiden und den Schmerz getäuſchter Hoffnungen tragen müſſen, die ſo oft im Gefolge der göttlichen Wohlthaten ſind. 42

Seite.

Predigt am zweiten Chriſttage 1804 über Luc. 2, 15 — 29.

Warum fand des Menſchen Sohn während ſeines ganzen Lebens gerade damals die freudigſte Aufnahme, als die Zeit ſeines Wirkens und Segens noch am entfernteſten war. 58

Predigt am Feſte der Erſcheinung 1801 über Matth. 2, 1 — 12.

Der Menſch weiß oft gerade das nicht, was ihm zunächſt liegt, und was ihn zunächſt angeht. Aber wer das, was dem innern Menſchen Bedürfniß iſt: Weisheit, Hoffnung und Troſt, aufrichtig, eifrig, mit Glauben an die Vorſehung ſucht, findets. 72

Predigt am Feſte der Erſcheinung 1803 über Matth. 2, 1 — 12.

Betrachtung der verſchiedenen Menſchen, die in der Geſchichte der Weiſen aus Morgenland mittelbar oder unmittelbar in Berührung kommen, und der nächſten Folgen dieſer Berührungen. 85

Predigt am grünen Donnerſtage 1796 über Matth. 27, 15 — 54.

Betrachtung des Leidens Jeſu; Blicke auf das Volk, auf den Richter und auf den Leidenden. 99

Predigt am grünen Donnerſtage 1797 über die Leidensgeſchichte.

Die ſchauerlichen Tiefen menſchlicher Bosheit; die traurigen Schwächen eines menſchlichen Herzens; und die erhabene Größe menſchlicher Tugend. 115

Seite.

Predigt am grünen Donnerſtage 1801 über Joh. 19, 14 — 16.
Das Bild der nachgiebigen Schwäche gegen eigene Ueberzeugung von Pflicht und Recht. 129

Predigt am grünen Donnerſtage 1803 über die Leidensgeſchichte.
Was es iſt, das gegen Bosheit und Undank und Verkennung die Seelenruhe erhält, und die Geiſtesgröße nicht ſinken läßt. . . 141

Predigt am erſten Oſterfeſte 1801 über Mark. 16, 1 — 9.
Betrachtung über die frommen Perſonen, welche das Grab Jeſu beſuchten. 154

Predigt am zweiten Oſterfeſte 1788 über Luc. 24, 13 — 35.
Freude der Chriſten über dem Leben Jeſu. 163

Predigt am erſten Pfingſtfeſte 1792 über Apoſtelg. 2, 1 — 18.
Die ganze Anſtalt, die Gott zu unſerer Heiligung und Beglückung traf. 177

Predigt am zweiten Pfingſtfeſte 1794 über 1. Cor. 2, 6 — 10.
Die Verdienſte, welche die Apoſtel Jeſu Chriſti um die Erleuchtung unſeres Geiſtes haben. 191

Predigt am zweiten Pfingſtfeſte 1799 über Joh. 3, 16 — 21.
Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er

Seite.

seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. 207

Abschiedspredigt am einundzwanzigsten Sonntage nach Trinitatis 1791 über Joh. 4, 47 — 54.

Die Beschaffenheit und der Gang menschlicher Schicksale. 221

Antrittspredigt vor einer Landgemeinde über Psalm 73, 28. 236

Verbesserungen.

Im fünften Band.

Seite 11 Zeile 1 von unten, statt verpflichte lese verpflichtet.

S. 57 Z. 10 v. u., statt gemeine l. allgemeine.

S. 67 Z. 4. v. u., st. deren l. derer Ebenso S. 74 Z. 9 v. o., und S. 92 Z. 13 v. u.

S. 133 Z. 8 v. o., statt betet l. er betet.

S. 157 Z. 6 v. o., statt von ihren schönsten Seiten, lese von ihrer schönsten Seite.

S. 276. Z. 5. v. o., statt seinen lese seiner.

Im sechsten Band.

S. 154 Z. 4 u. o., statt In einer Landgemeinde, lese Vor einer Landgemeinde.

S. 212. Z. 9 v. o., statt sollte lese sollten.

Predigt

am zweiten Chriſttage 1796.

über Luc. 2, 15 — 20.

Unerkannt in ihren Anfängen und geheimnißvoll in ihren erſten Spuren ſind, o Gott, deine Werke und Anſtalten, — die, mit welchen du in der irdiſchen Natur für unſere Bedürfniſſe und Freuden ſorgeſt, — die, mit welchen du uns von der Kindheit bis ins Alter und bis ans nahe oder ferne Grab unter Zufriedenheit und Klage fortführeſt, — und die, mit welchen du unſern beſſern Theil, den Geiſt, der dem Grabe nicht angehört, ſeiner ewigen Beſtimmung entgegenbringſt. Unerkannt und geheimnißvoll, und doch wenn Zeit und Erfahrung die Decke weggenommen hat, unter der ſie uns verborgen lagen, Gott, ſo ſind ſie groß und weiſe, und wohlthätig, gegründet in den Tiefen deiner Ewigkeit auf Liebe und Ernſt, und fortleitend durch die Zeit und durch das Grab bis an die Höhen deiner Ewigkeit zum

Vertrauen und zur Vollendung. Wir erkennen es o Vater! Gib, daß unserer Erkenntniß unsere Gesinnungen entsprechen. Erhalte uns in der Liebe und in der Furcht, auch wenn keine auffallenden Erfahrungen des Lebens uns an dein nahes Wirken erinnern, damit wir, wenn du mit Wohlthaten oder Züchtigungen hervortrittst, uns trösten können, daß du es bist, und wenn einst alles zur unaussprechlichen und herrlichen Vollendung reift, was du ferneher vorbereitet hast, daß auch wir mit unaussprechlicher und herrlicher Freude uns erfreuen, und das Ende unsers Glaubens davon bringen mögen, der Seele Seligkeit. A. U.

Text. Luc. 2, 15 — 20.

Wie laut auch die Wünsche, wie lange und tief genährt die Hoffnungen waren, womit die Israeliten einem verheißenen Retter ihres Volkes entgegen sahen; wie merkwürdig und bedeutungsvoll ihnen auch in den Tagen, in welche unsere vorgelesene Geschichte fällt, die Zeichen der Zeit erscheinen mochten, wenn sie in den Schriften ihrer Väter den Winken nachforschten, woran sich ihre Hoffnungen festhielten; so waren sie doch nicht alle von den nämlichen Wünschen und Erwartungen belebt. Manchem ehrlichen Simeon, dem sein Alter die Ahndung erheiterte, daß seine Augen den Christ des Herrn noch sehen würden, ehe sie im Tode entschlummerten, stand wohl noch ein weltkluger Mann gegenüber, der auf keinen Christ des Herrn wartete,

und zwiſchen ihnen der Gleichgültigen mancher, die ſich nur wenig und ſelten darum bekümmerten, ob und wann er kommen würde.

Auch waren wohl nicht Aller Erwartungen gleich edel und rein im vernünftigen und bibliſchen Sinne. Jeder machte ſich von ſeiner Ankunft und von ſeinem Zwecke ſeine eigene Vorſtellung; Jedem ſchmückte ſie ſein Gefühl und ſeine Einbildungskraft mit den lieblichſten oder feurigſten Farben aus, die ſie hatte; — und faſt Alle, ſelbſt die am ſehnlichſten ſeiner harrten, überſahen ſeine Ankunft in der Geburt des Sohns Mariä unter dem bethlehemiſchen Hirtendache.

Unerwartet für Manche, und unbemerkt ſelbſt denen, die ihn erwarteten, erſchien Chriſtus. Menſch unter den Menſchen; und noch oft in ſeinem Leben war er gerade da nicht, wo man ihn ſuchte, kam er gerade alsdann nicht, wenn man ihn am ſehnlichſten herbei wünſchte, und ſtand ungekannt mitten unter ihnen, wenn ſie ihn nicht mehr erwarteten.

Laßt uns ſeine Geſchichte in gegenwärtiger Stunde von dieſer Seite miteinander anſehen, und aus unſerer Betrachtung gute Erweckungen

1) zu einem behutſam frommen Sinne

2) zu anhaltend frohen Hoffnungen schöpfen.

Unerwartet für manchen, und unbemerkt selbst denen, die ihn erwarteten, erschien er unter den Menschen.

Wenn wir, meine Zuhörer, mit den Schriften der Propheten in der Hand, die erste Geschichte Jesu betrachten, so mag es uns nicht schwer scheinen, in allen Umständen die wunderbare Erfüllung alles dessen zu entdecken, was von einem künftigen Beglücker der Menschen aus dem Geschlechte Abrahams ferne und dunkel angekündigt ward; und wir verkennen in langen Reihen von Begebenheiten die unsichtbare Hand nicht, die alle Umstände so zu leiten wußte, daß sie zur rechten Zeit und am rechten Orte zur Erfüllung dessen, was beschlossen war, zusammentrafen. Und wir mit den Schriften unsrer Evangelisten und Apostel in der Hand finden es nicht fremde, in dem Säugling auf hartem dürftigem Lager zu Bethlehem den zu erkennen, von welchem gesagt ist: Es sollen ihn alle Engel Gottes anbeten; und gerne findet ihr schon in seiner Geburt seine erste Entsagung an alle Hoheit, Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens zu eurem Besten, die Einweihung zu einem armen, mühereichen, gefahrvollen Leben, in der dürftigen Geburt die Einweihung zu einem jammervollen Tode.

Aber so erschien diese Geschichte nicht den Menschen in seiner Vaterstadt, und noch weniger den Menschen in Jerusalem. Er ward in Bethlehem geboren, weil seine Eltern gerade nach Bethlehem gewandert waren, um einem Gebot des Kaisers, daß alle Welt geschätzet würde, auch für ihre Person Folge zu leisten; er ward in eine Krippe gelegt, weil sonst kein Raum für ihn in der fremden Herberge war. So stille und ungeahndet wußte die Vorsehung, das ferne Wetterleuchten einiger Erscheinungen abgerechnet, den Anfang der merkwürdigsten Begebenheiten und Enthüllungen unter die Gestalt des Natürlichen und Alltäglichen zu verbergen, und so gieng er für den größten Theil der Zeitgenossen als eine gemeine Begebenheit unter den übrigen gemeinen Begebenheiten des Lebens verloren, ganz in der eigenthümlichen Weise der Werke und Anstalten Gottes, der in der sichtbaren Natur und in der unsichtbaren Weltregierung an verborgener Stätte oder in übersehenen Augenblicken aus dem Unscheinbarsten das Größte und Wichtigste und Entscheidenste in fruchtbaren Folgen bereitet.

Aber laßt uns unter der Hütte, wo der Säugling großen Thaten und großen Leiden und großen Vollendungen entgegen schlummert, hervortreten, um auf die Menschen ausser ihr noch einige weitere Blicke zu werfen.

Wohl begrüßte da oder dort ein frommer Israe-

lite die Morgenröthe derſelben Nacht mit dem Wunſche: Ach daß der Herr aus Zion käme und die Hülfe herein bräche! Und ſiehe, ſie war ſchon da! Vor dem Gebet war die Erhörung auf dem Wege.

Blinde, gehörloſe, kranke Menſchen, tief bekümmerte Menſchen ſahen nach einer traurigen Nacht einem neuen freudenleeren troſtloſen Tage entgegen; und doch war er nun einmal da, der kommen ſollte, um einſt auch ihre Klage und ihr ſprachloſes Geſtöne in Lobgeſänge hinauf zu ſtimmen, und den Armen das Evangelium zu predigen.

Bald acht Jahre lang lag ſchon der Kranke am Teiche zu Bethesda, und verzagte vielleicht an Hülfe und Geneſung in der Nacht, als der geboren wurde, der ihm noch nach dreißig Jahren ſagen wird: Nimm dein Bette und gehe heim! So feiert oft der Menſch die Stunde ſeiner Rettung mit Thränen und mit Klagen, — und oft die Stunde ſeines Unglücks mit Geſang und Freude.

Menſchen ſündigten vielleicht, — Trunkene tobten, Beleidigte dachten auf Rache, Diebe ſtahlen, Menſchenfeinde mordeten in der Stunde, da ihr Richter geboren ward.

Als der Meſſias ſchon in der Krippe weinte, ſpotteten noch ſtarke Geiſter der frommen Einfalt derer, die auf einen Meſſias hofften.

Die den Säugling weinen sahen, ahndeten sie wohl, zu welchen himmlischen Belehrungen, zu welchen frohen Verheißungen, zu welchem milden Troste sich die Stimme dieser Lippen noch ergießen, zu welchen Segnungen sich diese Hände noch über sie und ihre Kinder ausbreiten würden? Kein Mensch in Bethlehem bot eine Stätte dem, der gekommen war, um wieder hinzugehen, und uns eine Stätte zu bereiten, wo wir ewig wohnen sollen.

Unbegreifliche Vorsehung, was entwickelst du aus den Begebenheiten eines Augenblicks, und arme kurzsichtige, leichtsinnige Menschheit, die du so oft nicht bemerken kannst, oft bemerken könntest und nicht willst, was in deinem Schooße vorgeht, oft nicht verstehst, was unter deinen Augen geschieht! Welche Empfindungen würden uns vielleicht ergreifen, wenn wir alles wüßten, was in diesem Augenblicke nahe oder ferne um uns her geschieht, und wozu das alles nur so lange wir noch leben, und nur auf uns noch wirken wird? In diesem Augenblicke steigt vielleicht eine Wolke auf, die einen Monat oder ein Jahrhundert lang unbemerkt, schnell den Himmel der Freude überflügeln und verdunkeln, und in tausend Herzen Weh und Klage hinabdonnern wird. Vielleicht fällt auch in diesem Augenblicke das Saatkorn, das nach einem Monat oder Jahrhundert zum fruchtbaren Baume gedeihen, und über ganze Geschlechte Schatten und Labung verbreiten wird.

Wenn wir alles wüßten, was hie und da um uns geſchieht, wie ganz anders würden vielleicht viele von uns leben? Aber warum leben wir nicht wirklich anders? Was wir würden vorgehen ſehen, wenn wir allwiſſend wären, das geſchieht darum nicht weniger, weil wir es nicht wiſſen. Was hindert uns jederzeit ſo zu leben, daß wegen uns geſchehen mag, was will? Was hindert uns weiſe zu ſeyn, wachſam, gewiſſenhaft, mit Vertrauen zu Gott erfüllt, gefaßt auf das Schlimmſte und auf das Beſte?

Der Augenblick in welchem der Menſch geboren ward, der ſeiner Brüder Erlöſer und Richter werden ſollte, war nach unſrer Empfindung wichtig genug, daß jeder, der es gewußt hätte, ſich hätte freuen und zittern ſollen. Der Trunkene hätte von ſeinem Taumel erwachen, der Mörder hätte den Dolch ſollen fallen laſſen und ein Engel werden. Aber dünkt euch der Augenblick nicht eben ſo wichtig, an welchem der Geborne lebt, und vom Himmel herabſchaut, und unſre Wege beobachtet, und iſt der Augenblick nicht jetzt noch und ſtets gegenwärtig da?

Sie mögen uns begleiten dieſe Erinnerungen in unſre Freuden und in unſre Leiden, und leben in unſern Geſinnungen, und fruchtbar werden in unſern Thaten! Lacht euch die Stunde des heitern Glücks und der höchſten Erdenwonne und Seligkeit, begrabt unter der Freude die Nüchternheit des Gei-

ſtes und das Gewiſſen nicht! Ihr wißt nicht welche Leiden euch dieſe Stunde nahe oder ferne zubereitet. Dämmert euch die Stunde des trüben Ungemachs und der tiefſten bangſten Leiden, begrabt unter Leid und Klage euer Vertrauen und eure Hoffnung nicht! Ihr wißt nicht welche Morgenröthe euch aus den Finſterniſſen dieſer Jammernacht aufgeht. — Du willſt eine Uebertretung begehen, halte ein! Dein Schöpfer iſt mit einer Wohlthat für dich auf dem Wege, ſie würde dich beſchämen, wenn ſie dich in einer Ungerechtigkeit anträfe; oder mit einer Züchtigung, ſie würde dich niederwerfen in Schrecken und Troſtloſigkeit, wenn ſie dich im Taumel des Leichtſinnes ergriffe. Du ſinneſt auf Kränkung an einem Menſchen, dem du gram biſt, halte ein! In dieſem Augenblicke betet er vielleicht für dich, und dein Richter ſiehet deine Gedanken, und höret ſeine Worte. Kämpfet ihr in euch ſelbſt den ſchweren Kampf um Entſagen oder Ergreifen, um Verſöhnung oder Rache, um Liebe oder Haß, um Wirken oder Säumen, um Erde oder Himmel, o blicket auf zu dem, der vom Himmel auf die Erde kam, euer Erlöſer zu ſeyn, und von der Erde zum Himmel zurückkehrte, euer Richter zu werden, und vollendet in dem Gedanken, daß er euch ſieht, den ſchönen Sieg der frommen Liebe und des wachſamen Ernſtes. Habt ihr unter Verſuchung Leiden, unbemerkt und ungeprieſen in Liebe und Vertrauen eine gute That vollbracht, wohl euch! auch ſie hat er beobachtet, und wird ſie einſt in den Kranz eurer

Belohnung flechten, wenn er aufzuwecken, und zu richten, und heimzuführen, und alles zu vollenden, wieder kommen wird.

Wenn er wiederkommen wird? Ja! Und ob auch Menschen noch so kühn seinem Wort und seiner Verheißung widersprechen; und ob auch Menschen noch so frevelnd seines Lebens und seines Wirkens und seines Gerichtes spotten; und ob auch Menschen noch so klug und glücklich dem sinnlichen bilderreichen Ausdruck seiner Rede einen Sinn neuer Deutung gefunden haben: er wird wiederkommen, wie er gesagt hat.

Oft in seinem Leben, war er da nicht, wo man ihn suchte, und kam nicht, wenn man ihn am sehnlichsten herbei wünschte, und stand mitten unter ihnen, wenn sie ihn nicht mehr erwarteten. Laßt uns an diesem Gedanken noch einen Augenblick unsre anhaltend frohen Hoffnungen beleben.

Nicht allen Menschen kam er so unerwartet und unbemerkt auf die Erde, wie den meisten. Von Engeln eingeladen, giengen die Hirten vom Felde heim und fanden Joseph und Maria, und das Kind in der Krippe liegend; und alle, vor die es kam, verwunderten sich der Rede, die sie von den Hirten gehöret hatten. Von geheimen Andungen getrieben, kam Simeon in den Tempel, und betete, das theure Pfand seiner Hoffnung auf dem Arme: Herr,

nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen. Und ſeiner Mutter gieng kein Wort von Engeln und Menſchen verloren, das ſie nicht in ihrem Herzen bewegte, und in ſanfte Muttergefühle und in frohe Hoffnungen einhüllete. Aber wie gar bald verbleichte wieder die Glorie, die ſeine Geburt umſtrahlte, in die Farbe des Gemeinen und Alltäglichen! Dreißig Jahre lang trat kein Engel zu ihm; Jahre lang war er nur Joſephs Sohn, der Zimmermann, wie ſie ihn bei Marcus nannten, und unterthan ſeinen Eltern in einer unbeſuchten Hütte zu Nazareth. Es gehörte viel dazu, wem er unter den Augen wandelte, dreißig Jahre lang den Glauben feſt zu halten, daß dieſer ſey der verheißene Segen Abrahams und der Erbe auf dem Stuhle Davids. Viele hatten alles, was ſie einſt von ihm erwarteten, ſchon längſt in das große Buch getäuſchter Menſchen-Hoffnungen geſchrieben; viele hatten alles, was ſie einſt von ihm hörten, ſchon längſt wieder vergeſſen. Kein Menſch redete mehr von ihm, kein Menſch dachte mehr an ihn. Fand er doch, als er mit Weisheit und Kraft vom Himmel genährt, mit Zeichen oben in den Wolken und unten auf Erden gleichwohl öffentlich hervor trat, fand er doch in ſeiner eigenen Heimath keinen Glauben; mußte doch Johannes bezeugen: er iſt mitten unter euch getreten, den ihr nicht kennet; hatte doch ſein Petrus und Philippus, und ein rechter Iſraelite ohne falſch

noch nichts von ihm gehört. Und gleichwohl trat er hervor, wie die Sonne, wenn sie hinter einer strahlenden Morgenröthe aufgieng, aber bald in einen dichten Wolkenschleier sich verbarg, und erst am Abend freundlich und segnend wieder hervor scheint, die Erde noch einmal in gedeihliche Wärme hüllt, und dem müden Wanderer in die Heimath leuchtet.

Geliebt von denen die ihn kannten, aber angefeindet von den ersten seines Volkes, und doch kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes durch That und Lehre, wandelte er nun die schönste hoffnungsreichste Bahn. Aber bald weinten an seinem Grabe, die gehoffet hatten, er sollte Israel erlösen, Thränen des Mitleids, der Verwaisung und der gesunkenen Hoffnung. Er ward nicht, weggenommen durch den leichten, sanften Tod, dessen sein Leben werth war. Mörder jauchzten an seiner blutigen Todesstätte ihres Sieges. Er war nun weggetilget, wie sie wähnten, aus dem Lande der Lebendigen, der scharfe Beobachter ihres Herzens, der freimüthige Zeuge ihrer Handlungen, der kühne Störer ihrer ehrsüchtigen eigennützigen Plane. Aber er kam wieder, wie die Sonne, die am Abend groß und ruhig in den Schoß einer Gewitterwolke hinabsinkt, und des Morgens mit neuer Herrlichkeit wieder am geheiterten Himmel heraufbricht. Mitten unter den Seinen stand er so, als sie ihn nicht mehr erwarteten, und sein Friede war mit ihm. Vor den Richterstühlen,

worauf seine Mörder saßen, schallte wie Donner am heitern Mittags-Himmel das Zeugniß seiner Boten: er ist auferstanden, und nach weniger als vierzig Jahren brach er unerkannt den Tempel ab.

Er ist aufgenommen von den Menschen zu Gott. Laßt uns in den Glauben an das, was er that, den Glauben an das verflechten, was er verhieß: er wird wieder kommen.

Die Stimme, die bei seiner Geburt, Ehre sey Gott in der Höhe, sang, die Stimme, die aus seinem Grabe rief: er ist auferstanden sie tönet noch einmal hinter seinem triumphierenden, Heimgange her: dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird wieder kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren.

Schon frühe erwartete man, daß er an der Spitze vieler tausend Heiligen aus den Wolken hervorbrechen, und die zwölf Geschlechter Israels wieder aufrichten würde. Wenn er nichts anders gemeint hätte, als was diese erwarteten, so hätte er sie freilich für seinen Hingang nur mit süßen Hoffnungen getäuscht. Aber laßt es euch nicht irren, auch wenn ihn seine Vertrautesten nur so verstanden hätten! Mehr als einmal in seinem Leben erschien er in der Stunde nicht, in der man sein am gewissesten wartete.

Seit er aufgenommen iſt, geht noch alles unter der Sonne in der Chriſtenwelt und auſſer ihr, wie es kann und mag. Neben der Weisheit keimt die Thorheit auf; mit dem Glauben kämpfet der Unglaube unverſöhnlich um Leben oder Tod; die Liebe erſtirbt im froſtigen Hauche der Eigenſucht. Dem Zerſtörer ſchreitet ein Säemann durch die Bahn, und dem Säemann wieder ein Zerſtörer, wie jeden ſein Weg führt. Alles begegnet und durchkreuzt und umſchlingt ſich, wie es der Zufall zuſammenbringt, und ſcheidet ſich wieder nach natürlichen Geſetzen. Der billigſte Beurtheiler der Menſchheit ſieht überall nur die alten Thorheiten in neuem Gewande, immer die nämlichen Gebrechen an andern Krücken, und vor den Augen des ſchärfern oder ängſtlichern ſchwinden Religion und Edelſinn, und Chriſtus-Geiſt im Wirken, Dulden und Hoffen ſchnell und furchtbar dahin, ſieht es aus, als ob Chriſtus zum zweiten Mal aus dem Lande der Lebendigen ſollte weggetilgt werden. Laßt euch auch das nicht befremden! So wird das Schauſpiel ſich nicht enden; ſo wird der Mißlaut nicht verhallen. Er wird wieder kommen. Mehr als einmal in ſeinem Leben ſtand er unter ihnen, wenn ſie ihn nicht mehr erwarteten.

Zwar ganze Geſchlechter ſind ſchon hingeſunken in den Staub. Auch ihr werdet zu euern Vätern entſchlummern, und noch manche weinende Tugend ungetröſtet, und noch manchen frevelnden Uebermuth

ungedemüthigt zurücklaſſen. Und noch lange kann über euern Gräbern die Tugend weinen, und der Frevel triumphieren. Laßt es euch nicht irren! Er wird wieder kommen, und euch aufwecken, als Zeugen ſeines Tages und ſeiner Vergeltung.

Aber hört ihr ſie wieder die alte freudenleere Stimme von Corinth herüber, die Auferſtehung der Todten ſeye nichts? Auch das müſſe euch nicht irre machen. Wenn er einmal da war, — (und war ers nicht?) — wenn er mit Gotteskraft aus Galiläa nach Jeruſalem hervorbrach, und aus Jeruſalem durch das Grab nach Galiläa zurückkehrte, wenn er vom Himmel auf die Erde trat, und von der Erde in den Himmel aufgenommen ward, ſo wird er wieder kommen. Wenn er angefangen hat, ſo wird ek auch vollenden. O es liegt noch ſo manche heiß und fromm geweinte Thräne in dem Sande, die noch zu keiner Freudenerndte aufkeimt; es hat ſo mancher Kampf ſchon ausgeblutet, den noch kein Sieg gekrönt hat; es ſchwebt noch ſo manches Gebet über den Wolken, das noch auf ſeine Erhörung wartet, ſo manche Frage unter den Wolken, die noch keine Antwort hat; es ſchlummert noch ſo manche Hoffnung in dem Grabe, die noch zu keiner Erfüllung aufgeweckt iſt. Er wird wieder kommen, und auferwecken und richten, und heimführen, und alles vollenden. Amen.

Predigt

am zweiten Chriſttage 1799.

über Luc. 1, 46 — 55.

Wir preiſen dich Vater im Himmel für den unausſprechlichen Segen, den du uns durch die Sendung deines Sohnes bereitet haſt, — für das Wort des Lebens, das er uns verkündet, — für die Kraft zur Tugend, die ſein Verehrer empfindet, — für den Troſt im Leiden, und die Ruhe am Grabe, und für die Hoffnung einer unſterblichen Zukunft. O daß der Dank für deine Wohlthat alle Herzen durchſtrömen, das Vertrauen zu dir alle bekümmerten Herzen tröſten und aufrichten, und die Liebe zu Jeſu Chriſto und ſeiner Religion alle irdiſch Geſinnten beſſern und dem Himmel heiligen möge! Laß auch uns durch die Feier dieſer Tage, und durch dein Wort in dieſer Stunde näher mit deiner Weisheit und Güte bekannt werden, und inniger mit dir vereint, und

edler an Geſinnung und ſeliger in Hoffnung. Wir beten um den Geiſt der Andacht. V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

Werfet, chriſtliche Zuhörer, einen Blick in das menſchliche Leben, und einen Blick in euer Herz, und in euer Leben, und ihr findet überall die menſchliche Bruſt gedehnt von Wünſchen und Hoffnungen, und geſpannt in Erwartungen, und das Auge weilt forſchend und ſinnend an der nahen oder fernen Scheidewand, die ihm das Wahrſcheinliche der Zukunft von dem Ungewiſſen trennt, und nimmt die Schatten des Gegenwärtigen, die an ihr ſich abwerfen, für durchſcheinende Bilder des Zukünftigen, das jenſeits liegt, und deutet ſie, und irrt ſich.

Heftet euern Blick auf den Schauplatz menſchlicher Schickſale, und ihr findet wohl der Veränderungen und der mannigfaltigſten Abwechslungen genug, Uebergänge vom Schlimmen zum Guten, vom Guten zum Beſſern, und nicht ſelten ſcheinbare Rückfälle vom Beſten zum Schlimmſten. Jede neue Sonne findet das Thun und Treiben und Freude und Leid der Sterblichen anders, als ſie es geſtern verließ, und kein Auge ſchaut und harret vergeblich in die dämmernde Zukunft hinaus. Nah oder ferne hat ſie etwas für jeden, nicht ſelten was er wünſchte und hoffte, ſehr oft etwas anders, und doch wenn er nur auf den Wegen der Pflicht ihm entgegen geht, allemal etwas beſſeres.

Etwas beſſeres; — ſo tröſtet uns der heilige Glaube, daß ein weiſer, guter und heiliger Vater über den Wolken für das Wohl ſeiner Kinder ſorge, und über alle Zukunft hinaus, in welche ſich unſer Blick immer tiefer und tiefer ſenkt, noch eine Zukunft habe, und eine Ruhe ſeinem Volk, an welche kein ſterbliches Auge reicht. Etwas beſſeres; — ſo erkennts das beſchämte Herz in ſchnellen oder langſamen Entwicklungen der Dinge oft hienieden ſchon, — ſo wirds das Herz, das unerfreut und ungetröſtet die Erde verließ, in der Ewigkeit erfahren.

In einem großen Theil dieſer Bemerkungen findet ſich die Erfahrung der Perſon wieder, deren Gebet und Lobgeſang wir in unſerm Texte vernahmen. Laſſet uns bei dem Inhalt deſſelben an dem Gedanken weilen:

Gott läßt ſeine Verehrer oft etwas anders erfahren, als ſie erwarteten, aber allemal etwas beſſeres.

Wenn es weiſer Plan der Gottheit iſt, daß das menſchliche Geſchlecht und der einzelne Menſch durch ſtete Thätigkeit und Erfahrungen ſeiner Reife und Vollkommenheit und ſeinem Segen entgegen gehen ſoll, daß es und er wirkſam bleiben ſoll für deutlich erkannte, und leiſe geahndete, und nie erkannte und nie geahndete Zwecke der Gottheit, daß

es und er oft nur in tiefen jammervollen Leiden ſich zu ſeiner Verbeſſerung läutern, und die erſte frohe Erndte ſeiner Thränenſaat denen, die nachkommen, überlaſſen muß, — wenn das weiſer Plan der Gottheit iſt, ſo iſt es auch wohlthätige Fürſorge des Vaters, daß er die Bruſt ſeiner Kinder der Hoffnung öffnete, und den nie befriedigten Blick von der Gegenwart in die Zukunft richtete, und in die Gegenwart leiſe oder laute Winke der Zukunft zerſtreut, wenn ſie auch nicht verſtanden werden, und daß auch der Glücklichſte noch immer etwas zu wünſchen, und der Unglücklichſte noch immer etwas zu hoffen hat, und daß am Grab, wo alle Fäden unſerer irdiſchen Hoffnungen ſich unter die Erde verlieren, ein neuer ſich anknüpft, der in die Ewigkeit hinüber weiſet.

Solche auf eine beſſere Zukunft deutende Winke ließ der Ewige lange vor der Erſcheinung des Mannes hergehen, der ſein Volk Israel für ſeine Leiden tröſten, und die blutenden Wunden der Menſchheit heilen, und das Sehnen und Schmachten des menſchlichen Herzens einſtweilen beruhigen und endlich befriedigen und erfüllen ſollte. Solch ein Wink wurde noch nahe vor ſeiner Geburt dem Weibe gegeben, die ſeine Mutter werden ſollte, und ſie knüpfte an ihn zwei Hoffnungen an, von denen ihr keine erfüllt ward.

Aus der Wurzel Jeſſe und von dem königlichen Stamme Davids, vor deſſen Wipfel ſich ehrfurchts-

voll die Völker beugten, zog ſich noch eine Ranke auf der Erde fort, zu welcher die Mutter Jeſu gehörte, und ſchon vor ſeiner Geburt war der neue König, auf den Israel hoffte, in ſeiner herabgeſunkenen Familie verachtet und unwerth.

Jetzt ward ihr die Botſchaft: Du wirſt Mutter eines Sohnes werden, dem wird Gott den Stuhl ſeines Vaters David geben, und er wird ein König ſeyn über das Haus Jakobs ewiglich, und ſeines Königreichs wird kein Ende ſeyn. Ahndet ihr den kühnen Gedanken, der in der forſchenden Seele nach und nach Platz gewann? Verſteht ihr den Lobgeſang: Meine Seele preiſet den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Helfers, denn er hat ſeine Verehrerin im Staube nicht vergeſſen. Von nun an preiſen mich ſelig alle Kindes Kinder, denn er ſtoßet die Gewaltigen vom Thron und erhebet die Niedrigen. — Von nun an preiſen mich ſelig alle Kindes-Kinder! — Aber ihr kennet ſie ſchon die erſte Seligpreiſung, die ihr aus dem Munde eines erfahrenen und frommen, und mit den Wegen der Vorſehung vertrauten Greiſen zu Theil ward: Dein Sohn wird geſetzt zum Fallen und zum Aufſtehen für Viele in Israel, aber ein Schwerdt wird in deine Seele dringen. Und wahrlich als der Verheißene und Er-

ſchienene noch nach langen dreißig Jahren zu den Seinen kam, und keine Aufnahme fand, und arm und von Vielen verachtet und verkannt und verfolgt von einer undankbaren Stadt ſeines Vaterlandes in die andere zog, da prieſen ſie noch Wenige ſelig. Und als er ein Aergerniß ſeiner Nation mit einem Körper voll offener Wunden, voller Schmerzen und Krankheiten am Kreuze hieng, und mit einem Körper voll ausgebluteter Wunden kalt und todt im Grabe lag, als es das Loſungswort ſeiner Vertrauteſten und Glaubigſten war: Wir hofften er ſollte Israel erlöſen, da pries ſie Niemand mehr ſelig, und eine der Hoffnungen ſchien dahingeſchwunden auf ewig.

Noch mancher Mutter ſchwellt bei dem Anblick hoffnungsvoller Kinder der ahndende Buſen. Noch manches Vater- und Mutterherz findet ſeine Schmerzen und Sorgen in dem Glücke eines Kindes, und noch mehr in ſeiner Weisheit und Tugend, in ſeiner gemeinnützigen Thätigkeit bereits belohnt; ſie erblicken in ihm die Ehre ihres Namens, den Troſt und die Freude ihres dämmernden Alters, das Denkmal ihrer Rechtſchaffenheit und weiſen Erziehung, wenn ſie nicht mehr da ſind. Aber laßt Jahre kommen, und Jahre ſchwinden, ſo fallen ihre Thränen auf ſein frühes Grab; ihr dämmerndes Alter hat keinen Abendſtern, und es preiſet ſie Niemand mehr ſelig.

Mancher Edle mit einer Seele voll Kraft, mit

einem Herzen voll warmer Gefühle und heiſer drängender Triebe und Gelübde für Menſchenwohl, arbeitet ein langes Leben hindurch, und nicht ohne Sorgen, für Wahrheit, Gottesfurcht und Tugend, für Glück und Wohlſeyn und Freude und Frieden ſeiner Brüder. Zürnet ihm nicht, wenn er auch ein Menſch iſt. Brechet ſeiner Tugend und Menſchenliebe den Stab nicht, wenn er einſt von ſeiner unverdroſſenen Thätigkeit auch Glück und Segen für ſich und die Seinen, und Ehre und ein dankbares Andenken erwartete. — Oder brechet den Stab mit einer Hand, wenn ihr die andere in den eigenen Buſen legen könnt. Aber Undank der Menſchen iſt ſein Lohn, und Undank des Schickſals ſein Theil; er hat reich gemacht, und iſt arm; es hat zu Ehren gebracht, und iſt verachtet; er hat getröſtet, und weint; er hat den Wittwen Häuſer gebaut, und läßt den Seinigen keines zurück; und von denen, die den innern Frieden des Gerechten an goldenen Stäben meſſen, und ſeine Schwankungen an den Wetterfahnen der Ehre beobachten, preiſet ihn Niemand ſelig. Denn Gott läßt ſeine Verehrer oft etwas anders erfahren, als ſie erwarteten.

Aber unſer Text enthält noch eine ſchönere ausgedehntere und edlere Hoffnung Mit der königlichen Familie Davids war auch ſein Volk tief herabgeſunken in Knechtſchaft und Elend; der Thron und der Pallaſt waren zerbrochen; kümmerlich und ſchwankend ſtand noch der Tempel und Altar. Jeruſalem

war von den Heiden zertreten, und von ihnen war auch der neue König, der auch zu ihrem Troſte erſchien, ſchon vor der Geburt in ſeiner unterjochten Nation verachtet und unwerth.

Und jetzt die verheißende, tröſtende Ankündigung: Dieſem wird Gott den Thron ſeines Vaters David geben, und er wird ein König ſeyn über das Haus Jakob, und ſeines Königthums wird kein Ende werden. Ahndet ihr, was die fromme, Gott vertrauende Iſraelitin hoffte? Verſteht ihr den Lobgeſang: Gott denket ſeiner Barmherzigkeit und hilft ſeinem Diener Iſrael wieder auf, wie er geredet hat zu unſern Vätern? Sie erwartete die ſchnelle Rückkehr glücklicher Zeiten für ihr niedergetretenes Volk. Sie ſah ſchon den anbrechenden Tag, von dem die Lippen der Propheten ertönen: Jehova wird wieder bei ſeinem Volke wohnen, und das Land wird voll Erkenntniß und Furcht des Herrn ſeyn; Gerechtigkeit und Friede werden ſich küſſen, und Heiden werden in deinem Lichte, Jeruſalem, wandeln, und Könige in dem Glanze, der über dir aufgeht. Aber noch irret der Diener Gottes Iſrael, ein geduldeter und verachteter Fremdling, ohne Thron und ohne Altar und ohne Heimath auf der Erde herum, und ruft ſeinem Gott, und er antwortet ihm nicht, wird von ihm gerufen, und er

kennet die Stimme seines Herrn nicht mehr. So schwand ihr auch die zweite Hoffnung hin, und noch über ihrem Grab ward Jerusalem zerstört.

So freuet sich oft ein edler Bürger seines Vaterlandes über das steigende Wohl desselben, und über den aufkeimenden Segen der Weisheit und Tugend in ihm, wünscht in ferne Jahre hinaus zu leben, um die schöne reife Erndte noch zu erblicken, und muß vielleicht in einer nahen Gegenwart schon sehen, wie eine schöne vielversprechende Blüthe nach der andern sich wieder zuschließt auf lange Zeit, und sieht es mit trauerndem Herzen.

Manches edle menschenfreundliche Herz faßt und hält in seinen Gefühlen Wünsche und Hoffnungen für die ganze Menschheit fest. Es muß zum Bessern gehn, so sagt es sich. Diese Morgenröthe der Aufklärung, diese Milderung der Sitten, diese weisere Erziehungslehre muß Segen bringen, und es muß in den Jahren eines Menschenlebens bemerkbar werden. Aber wenn du ausgelebt und ausgehofft hast, armer trauernder Menschenfreund, so stehen vielleicht die Götzen der Eitelkeit, des Geizes, der Wollust, vor denen du einst deine Brüder knieen sahst, alle noch, nur gefälliger geschmückt, und die Fesseln des Irrthums und Aberglaubens sind noch nicht zerbrochen, und wo sie zerbrochen sind, streckt sich vielleicht die freie Hand nach einem Frevel aus.

Tief trauert oft der treue Verehrer Jesu Christi und seiner Religion, daß das Christenthum so langsam sich ausbreite, daß es an manchem Ort, wo es hinkam, wenig Segen brachte, daß man in dem Schooße der christlichen Kirche den lebendigen Glauben an Gott und Jesus, den frommen Dank für seine Wohlthaten, den kindlichen Tugendsinn Jesu Christi, die himmlische Liebe und ihren Himmelsfrieden, die Standhaftigkeit des leidenden Christen, und den siegenden Trost der unsterblichen Erlösung so mühsam suche und so sparsam finde, und noch täglich beten muß: zu uns komme dein Reich! Er hofft und läßt am Grabe seine Hoffnung einer glücklichen Nachwelt zurück, wie er sie von seinen frommen Vätern empfangen hat.

Der Edelste und Würdigste und Treueste wünscht und hoffet nicht bloß; er wirkt durch Rath und durch That, und durch stilles Beispiel für Vaterlandswohl und Menschenveredlung, und Religion und Tugend. Aber es gelingt nicht alles. Denn Gott läßt seine Verehrer oft etwas anders erfahren, als sie erwarteten.

Wir legen die Hand auf die Brust, und schauen tief von der Erde zum Himmel auf, und fühlen: Gott täuscht die Erwartungen nicht, wozu uns seine Verheißung und die Vorbereitung der Zukunft, die in der Gegenwart liegt, berechtigen konnte. Wir erwarteten so bestimmt, so an diesem Ort, und zu

dieſer Stunde, und auf dieſe Weiſe, was wir ſo zu erwarten nicht berechtiget waren; wir hofften, was die himmliſche Weisheit und Heiligkeit und Güte hier nicht, oder noch nicht, und ſo nicht, oder gar nicht gewähren kann, und wir täuſchten uns ſelbſt. Wir ſind mit den heiligen und verborgenen Geſetzen der göttlichen Weltregierung, die im bittern Kelche Heilung reicht, und im Böſen ſtille das Gute wirkt, und das Gute durch langſames Zunehmen zur ſchönern Reife bringt, und alles Hoffen tröſtet, und alles Warten vergütet, noch nicht vertraut genug, und der Vertrauteſte noch nicht bekannt genug. Oder wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer iſt ſein Rathgeber geweſen? Dieſe Tiefe des Reichthums, beide der Weisheit und der Erkenntniß Gottes, wer hat ſie erſchöpft? Dieſe unbegreiflichen Gerichte und dieſe unerforſchlichen Wege, wer hat ſie bis in die Ewigkeit verfolgt, nnd iſt zurückgekommen und hat es uns verkündet?

Ach unſere Wünſche ſtreifen faſt alle zu nahe an der Erde hin! Unſere Hoffnungen liegen in einem zu engen Kreiſe beiſammen, ſeyen es eines Menſchen Monden oder eines Erdballs Jahre! Wir wünſchen und hoffen und warten und meinen; — aber wir meinen, wie dort ein Jünger des Herrn, nicht was göttlich ſondern was menſchlich iſt.

Gott läßt ſeine Verehrer oft etwas anderes erfah-

ren, als ſie hofften; aber er bereitet in dem Traurigen, das ſie nicht erwarteten, etwas beſſeres, das ſie noch weniger erwarten. Sehet wieder nach der Geſchichte unſers Textes zurück. Noch liegt Davids irdiſcher Königsthron in ſeinem Staube, noch irren Jakobs Kinder, geduldete und mißhandelte Fremdlinge in der Verwaiſung herum; und doch war er da und iſt wieder weg gegangen, von dem die Seinen aus dem Munde eines Engels den Troſt nahmen: er wird ſein Volk erlöſen. Aber in Dürftigkeit geboren, an unbeſuchter Stätte fromm und arm erzogen, drei Jahre lang im anmaßungsloſen Gewande der niedrigen Menſchlichkeit verkannt, vom Schmerz der Wunden getödtet, und bis in den Tod mit Verhöhnung gemartert, iſt er ſeinem Volk und allen, die ihn hören und ihm vertrauen wollen, ein Lehrer der Wahrheit, ein Befreier von der Knechtſchaft der Feinde und des Todes geworden, und Gott hat ihn von den Todten erwecket und geſetzt zu ſeiner Rechten im Himmel, daher er kann ſelig machen alle, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar und ſorget für ſie. — So groß und göttlich hat der Ewige die menſchlich verſtandene Ankündigung ausgedeutet, und mehr gethan, als ein armes Menſchenherz bitten und denken und verſtehen konnte.

Laßt auch uns dem Gott vertrauen, der ſo in menſchliche Worte und Zeichen den Sinn himmli-

ſcher Wohlthaten verbirgt. Und wenn auch unſer Blick lange ſeiner Hoffnung entgegen harren muß, oder frühe in traurige Gegenwart zurückgeſchreckt wird, laßt uns in dem heiligen Glauben, daß Gott in dem Schlimmern das Beſſere bereite, uns tröſten, und in ſeiner Weisheit unſer Zagen, in ſeiner Güte unſern Kummer, und in ſeiner Heiligkeit unſer ſinnliches Sehnen beruhigen.

Wir wollen in ſeinen Wegen gehen und auf ihn hoffen; er wirds wohl machen!

Laßt uns ihm treu bleiben unſer Leben lang, und für Religion und Tugend und Menſchenwohl im Vertrauen auf Gott leben, und wirken und dulden, zufrieden mit der Seligpreiſung Jeſu: Selig ſind die Sanftmüthigen, und die da hungert und dürſtet nach Gerechtigkeit, und die reines Herzens ſind, und die Friedfertigen und Barmherzigen. Der Segen der Tugend und Menſchenliebe täuſcht auf Erden und im Himmel nicht. Erkennet und benutzet die mannichfaltigen Segnungen eures himmliſchen Vaters, der ſich ſeinen Kindern auch hienieden nicht verläugnet. Vergleichet die Wohlthaten, die ihr vergeblich erwartetet, mit denen, die euch unerwartet erfreuten. Sie ſind vergütend, oder doch tröſtend. Und wenn ihr einſt auch mit einem Herzen voll unbefriedigter Wünſche die Erde verlaſſen müßtet, und euer letzter Blick auf ſie ein Blick voll Thränen wäre, richtet

alsdann mit dem Bewußtſeyn der Unſterblichkeit euer Auge zum nahen Himmel auf, der eure Thränen trocknet, und eure Wunden heilet, und alle trocknen und heilen wird. Auch dort wird euren ſeligen Geiſt ein anderes Reich Gottes und des Himmels, und ein anderer Aufſchluß der heiligen Führung überraſchen, als euer reinſter Verſtand und eure glücklichſte Einbildungskraft es denken und dichten kann. Auch dort etwas anders, aber etwas beſſeres! Amen.

Predigt

am zweiten Chriſttage 1801

über Luc. 1, 46 — 55.

Meine Seele erhebet den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes. Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, ſo drückt ſich der Dank des frommen Herzens vor dir aus, wenn wir an den Segen gedenken, den dein Sohn uns vom Himmel brachte, und noch mehr, wenn wir ihn erfahren und verſtehen, in der Seligkeit des Glaubens an dich, in der Kraft, womit er den guten Willen bis zur Vollendung eines heiligen Lebens unterſtützt, in dem ſteigenden Troſt, womit er uns durch jedes Leiden dieſer Tage dem großen Ziele näher führt, das nur Freuden und keine Leiden mehr hat. Du aller Menſchen Vater und Freund, gib uns allen dieſen Glauben und dieſe Erfahrung. Auf den Wegen, die deiner Weisheit bekannt, und deiner Allmacht offen ſind, ſende Jedem,

was er bedarf, in der bangen Nacht des Irrens und Zweifelns dein erfreuliches Licht, in den Verſuchungen der Sünde einen warnenden Engel, in dem Kampfe der Tugend einen ermunternden, und in den bangen Leiden, die ſo ſchwer auf manchem Herzen liegen, einen tröſtenden. Laß uns auch heute an der Betrachtung deines Wortes die Erhörung unſers Gebetes finden. Unſer Herz weihet ſich der Andacht in einem ſtillen V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

So ward nicht nur von Engelserſcheinungen und Lobgeſängen, ſondern auch mit frommer menſchlicher Lippen Dank der Beſuch des Himmliſchen unter den Sterblichen angekündiget und gefeiert, als Gott ſeinen Sohn zum Erlöſer der Menſchen ſendete; und wie viel werther müſſen uns dieſe menſchlichen als alle himmliſchen Lobgeſänge ſeyn! Wir verſtehen ſie, und können ſie nachſprechen und mitempfinden, und unſere eigenen nennen. Aus einem Herzen gefloſſen, das wie das unſrige fühlte, finden ſie in dem unſrigen Eingang und Heimath. Sie drücken unſere Erfahrungen und unſere Gefühle aus, und thun uns wohl, weil ſie menſchliche Erfahrungen und Gefühle ausdrücken. So betet und dankt in unſerm Text die Andacht des Weibes, deren mütterlichen Liebe und Pflege die Verſehung die Kindheit unſers Erlöſers anvertraute. Meine Seele erhebet den Herrn; und mein Geiſt freuet ſich Gottes, meines Heilandes. —

Denn er hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig iſt, und deß Name heilig iſt. Und ſeine Barmherzigkeit währet immer für und für, bei denen die ihn fürchten. — Er hebet die Niedrigen empor, und erquicket die Elenden mit ſeinen Gütern.

Wie viel Urſache haben auch wir, meine Freunde, in unſerm ganzen Leben, und jetzt vorzüglich wo wir das Andenken der Tage feiern, in denen uns Gott mit Chriſto alles gab, wie viel Urſache haben wir zu ſprechen: der Herr hat große Dinge an mir gethan, der da mächtig iſt, und deß Name heilig iſt! Und wie getröſtet darf auch noch der Gedrückteſte und Kummervollſte unter uns den Lobgeſang der Glücklichen mit dem dankbaren Bekenntniß verherrlichen: Seine Barmherzigkeit währet für und für bei denen die ihn fürchten.

Wir weilen in gegenwärtiger Stunde an dieſer Stelle unſers Textes. Möge ſich daran unſer Herz zur dankbaren Liebe Gottes, zur freudigen Erfüllung ſeiner väterlichen Abſichten, und zum Troſt in den Leiden unſerer Prüfungstage ermuntern.

Der Herr hat großes an mir gethan, ſo betet Maria in einem eigenen Sinne; aber ſchwerlich iſt Jemand unter uns, der nicht in irgend einem

nem Sinne, auch nur im Andenken an beſondere irdiſche Schickſale, das Nämliche ſagen könnte, dem nicht das dankbare Herz die Erinnerung an eine große Wohlthat zuzuführen wüßte, die ihm Gottes Vaterhand auf ſeine Bitte und ohne ſie entgegenbot, oder die Erinnerung an ein großes Leiden, von dem ſie ihn, vielleicht früher als ers erwartete, vielleicht noch als ers nimmer erwartete, erlöſet hat, oder die Erinnerung an eine bange Gefahr, auf deren langem ſchmalen Rande ſie ihn ſicher hinüber führte. Der Herr hat großes an dir gethan. Und wenn wir an die wunderbaren Wege gedenken, auf denen uns oft ſeine Hülfe erſchien, oder an die unſcheinbaren Mittel, mit denen er das bewirkte, was uns ſelbſt für die geprieſenſten und bewährteſten zu ſchwer ſchien, mögen wir alsdann nicht gerne unſere menſchliche Kurzſichtigkeit und Ohnmacht anerkennen, und dankbar hinzuſetzen: der da allmächtig iſt! Doch auch dasjenige Leben, und diejenigen Theile eines jeden Lebens, die der auffallenden Erfahrungen und ſchnellen Veränderungen, und des Ausgezeichneten überall am wenigſten bieten, ſind darum nicht die ärmſten an Proben der göttlichen Güte und Allmacht. Und das Große und Bewunderungswürdige in unſern Schickſalen iſt nicht das Seltenſte, ſondern eben darum das Ueberſehene und Verachtete, weil es das Gewöhnlichſte iſt, weil es mit der Sonne jedes Morgens und mit den Sternen jedes Abends, mit den Blüthen jedes Frühlings und mit den Früchten jedes Sommers wieder-

kehrt, und allemal vor dem Bedürfniß und vor dem Wunsche darnach schon da ist, und unerschöpft eines langen vielbedürftigen Lebens Erfordernisse bis zum letzten, dem Leichentuch ins Grab, aushält. Und der große Segen, der aus tausend offenen und verborgenen Quellen von der Sonne herab und aus der Erde herauf und aus Menschen Hand und Mund und Herz, und wo wir gehen und weilen, uns umfließt, ist darum nicht des letzten Dankes werth, weil er uns mit Vielen und auf des Schicksals festgehaltener Wage ungleich getheilt ist, sondern des größten, wenn dein bescheidener Theil, da wo so viele bitten und erwarten, fordern und nehmen, dir doch zureicht, und unter den viel Tausend-tausenden, die Gottes Güte nähret und kleidet, und schützt und erfreut, du nie vergessen warst, und wenn die Frage jedes Morgens: was werden wir essen, was werden wir trinken? mit der Sättigung jedes Abends beantwortet und beschämt ist. Oder an wem thut Gott größers, an den Glücklichen, (so nennen wir sie), denen er der Erde Güter für einen langen Lebensgenuß und darüber hinaus in den Schooß legte, oder an denen, die nicht nur nackt aus Mutterleibe, sondern nackt und arm aus der Eltern Hütte in ein Leben voll Bedürfnisse hinaustraten, und die er doch täglich, und bis beide am Grabe zusammen kommen, und leer hinab steigen, nährte und kleidete? An wem Größeres, an dem, der von seiner Hand geleitet, und geschützt durch Länder und durch den Sturm der Meere einem unbekannten Glücke

entgegen gieng, oder an dem, der nahe an der heimiſchen Hütte fand, was jenen unter einem fremden Himmel erwartete? An dem, den er aus groſſen Nöthen rettete, oder an dem, den er vor großen Nöthen bewahrte? An dem, der zu einer ſchweren Laſt des Lebens Muth und Kraft in abgemeſſenen Verhältniſſen empfieng, oder an dem, der mit wenig Kraft eine leichte Bürde an das Grab trägt?

Doch wir denken hier nur an irdiſche Bedürfniſſe und Wünſche. Gott hat groſſes an uns gethan, der allmächtig iſt; — er thut noch gröſſeres, deß Name heilig iſt. Denn was ſuchen wir auf dieſer Erde? Zu welchem Ziele treiben wir uns, jeder auf ſeinem eigenen Weg und alle im ewigen Kreis von Freude und Leid, durch Suchen und Finden und Verlieren, durch Genuß und Sättigung und neue Bedürfniſſe? Und was haben wir errungen, wenn der König das ſeidene Gewand und der Bettler das härene vor dem Sterbebette zum letztenmal auszieht? Der Weiſeſte iſt an der groſſen vollgeſchriebenen Tafel der Natur und Erfahrungen ein Leben lang forſchend geſtanden, und hat am Ende deſſelben noch keinen Aufſchluß. Der Betriebſamſte hat an Gold und Silber ein Leben lang glücklich geſammelt, und iſt am Ende deſſelben noch nicht reich. Dem Sinnlichſten ſchwebte der Becher der Freuden ein Leben lang an der Lippe, und er ward ihm immer fader und bitterer. In uns lebt ein

Geiſt, der zwiſchen den Bedürfniſſen und Thorheiten, zwiſchen den Thronen und Leichenſteinen dieſer Erde ſein Heimweſen und ſein Erbtheil nicht anerkennt, und es lieber nirgends hat, wenn ers nicht über den Sternen des Himmels ſuchen darf. Aber auch für ihn hat Gott geſorgt, der Vater der Geiſter, gütig und heilig in ſeinen Abſichten, tröſtend und vergütend für das, was auf der Erde noch drückt und wehe thut.

Gütig und heilig in ſeinen Abſichten. Denn wir ſind, ſo hat er uns durch Chriſtum gelehret, nicht für dieſe Erde, ein zweckloſes Spiel ihrer Veränderungen ohne Regel da, ſondern zur Vorbereitung in Glaube, Liebe und Hoffnung für ein beſſeres Daſeyn, wie die Pflanze, die noch im Spätjahre keimt, nicht für die Stürme des Winters aufgieng, aber von ihnen geſtärkt für die Blüthe einer mildern Jahrszeit.

Sollten wir auch die Wohlthat dieſer Belehrung und die Seligkeit dieſes Glaubens, darum weil wir ſie ohne ängſtliches Suchen wohlfeilen Preiſes erhalten, für gering, und weil wir ſie nie entbehrten, für entbehrlich halten können? Nein! Wenn wir in den Wohlthaten, die uns an unſerm Weg zum Grabe erfreuen, eines liebenden Vaters Nähe erkennen, wenn uns im Glauben an ſie und in der Liebe zu ihm dieſe Fremdlingſchaft der Erde freundlicher, und die Zukunft heiterer wird, es iſt nicht unſere Weis-

heit, ſondern die Anerkennung eines gegebenen Worts. Und wenn unſer Geiſt nach allen Befriedigungen, die ihm die Erde geben kann, doch noch ein unbefriedigtes Sehnen fühlt, in höhere Welten aufſchaut, und dort ſein Ziel erblickt und nach ihm zu ringen wagt, es iſt darum, weil wirs wiſſen und anerkennen, nicht unſere Weisheit; dieſe hohe Ausſicht hat uns der eröffnet, der von dorther kam, um Leben und unvergängliches Weſen an das Licht zu bringen. — Stark im Glauben an das Unſichtbare den Kampf mit dem Sichtbaren zu beſtehen, und auszuführen, an den Leiden und Freuden dieſes Lebens einen frommen Sinn zu üben, zu bewahren und für die reinen Freuden des Himmels zu läutern, Gottes Beifall und des eigenen Herzens Frieden höher zu ſchätzen, als Gold und Würden und Freudenkränze, die bald verwelken: dieſe Weisheit und den Muth dazu, und die Kraft zum Muth, das Vertrauen wenn die Kraft zu ſinken droht, und die Erhörung, die das Vertrauen krönt, wir verdankens alles dem, der uns verbürgt hat, daß wir der Erde nicht angehören, und dem Glauben daran, daß wir ihr nicht angehören. — Und wenn ſie uns das Letzte aufthut, was ſie für uns übrig hat, ihren Schooß, und der unſterbliche Gaſt auf ihr thränenlos und ruhig von ihr ſcheidet, und das einzige Himmliſche und Eigene, was er auf ihr zurückläßt, frommer Freunde Herz und Liebe, auf beſſern Sternen wieder erwartet, ſo betet er ſterbend nur ſeines Erlöſers Worte nach: Vater, meinen Geiſt über-

gebe ich in deine Hände; und ſeines Apoſtels Worte: Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg; Tod wo iſt dein Stachel, und Hölle wo iſt dein Sieg?

So hat Gott Groſſes an uns gethan, deß Name heilig iſt.

Aber laßt uns von der hohen Ausſicht die noch ferne iſt, den Blick wieder auf die Erde herabziehen, der wir noch nahe ſind. Nicht nur gütig und heilig erſcheint der Vater der Menſchen in dem Aufſchluß, den er uns durch Chriſtum für unſere letzte Beſtimmung gibt; er begegnet uns in ſeinem Sohne tröſtend und vergütend auch für das, was hier noch drückt und wehe thut. Ach, dicht am Rande des ſtillen heitern Tages lagern ſich oft die Wolken für den nächtlichen Sturm. Nicht nur auf die unweiſe, oft auch auf die beſonnene Freude lauert im nahen Hinterhalte der Schmerz; und zwiſchen den Glücklichen, die ſich unter der Sonne freuen, iſt doch auch manches Auge von Thränen roth, und in manchem Herzen blutet eine verborgene Wunde. Aber Gottes Barmherzigkeit hat noch kein Ende bei denen, die ihn fürchten, er hebet die Niedrigen empor und füllt die Schmachtenden mit ſeinen Gütern. So betet Maria, und ihr Sohn hat nach dreißig Jahren und auf der Himmel Thron das tröſtende Amen dazu ausgeſprochen. Schon in den Tagen ſeines ir-

diſchen Lebens weilte er mit Hülfe und Troſt gerne um die, die mühſelig und beladenen Herzens waren, und erſchien freundlich und milde in den Hütten des Elendes, an denen die Phariſäer ſeiner Zeit ſtolz und betend vorübergiengen, ward ſelbſt in allen Dingen ſeinen Brüdern gleich, um ſie zum Vertrauen auf ſeine Barmherzigkeit einzuladen, und macht durch ſein Evangelium bis auf dieſe Stunde die Worte des Lobgeſangs und ſeine eigenen wahr: Was erniedrigt iſt, wird Gott erhöhen; und: ſelig ſind, die da hungert und dürſtet nach Gerechtigkeit, denn ſie ſollen ſatt werden. Gott iſt aller Menſchen Freund und Vater, und verkennt in der beſtäubten Hütte, und im kümmerlichen Gewande, im Herzen voll Narben und Wunden des Schickſals, ſein Kind und ſeines Himmels Erben nicht. — Er bereitet den Glücklichen durch die Prüfungen der guten Tage, und den Unglücklichen durch die ſchweren Prüfungen der böſen zu einer Vollendung vor, und fragt die, welche beides erfahren haben, wann ſie ſeine Nähe innіger fühlten, die Spuren ſeiner Weisheit und Güte deutlicher erkannten, den Segen der Religion lebhafter empfanden, weiſer und beſſer waren, und mit feſterm Blick an dem Himmel hiengen. Zwiſchen den Lobgeſängen der Fröhlichen, die ihn preiſen, verſchmäht Gott das Seufzen der Unglücklichen nicht, die ihn anflehen. Nicht das Gebet, das in den ſchönſten Worten tönt, ſondern das aus dem lauterſten Herzen kommt, iſt ihm das angenehmſte. Aber oft —

(wir wiſſen nicht, was wir bitten, aber er kann überſchwenglich thun, über alles was wir bitten und verſtehen) — oft iſt Verſagen unſers Wunſches die Probe ſeiner Vatergüte, die wir in der Willfahrung erwarteten, und der Troſt, womit das Gebet das kindliche Herz des Dulders ſtärkt, ſeliger als die Erhörung. Und es iſt noch eine Ruhe zurück dem Volke Gottes, und ein Tag der Vergeltung, wo nicht eure Namen und Würden und Schätze, ſondern euer Herz und eure Thaten in des Richters Wage liegen, wo jede fromme Thräne, und jedes fromme Gebet, deſſen Erhörung er euch ſchuldig blieb, vergolten wird, und alle ausgeweinten Leiden dieſer Erde nur in ſüßer getröſteter Erinnerung durch eure Seele gehen werden Auch dieſe Tröſtungen dankt das bekümmerte Herz dem Evangelium, das uns Jeſus brachte, und ſo währet Gottes Barmherzigkeit für und für, bei denen die ihn fürchten. So erhebet er die Niedrigen und ſättiget die Schmachtenden mit ſeinen Gütern.

O es liegt viel Troſt in dieſer Ausgleichung des Unſichtbaren mit dem Sichtbaren, und des Zukünftigen mit dem Gegenwärtigen, für die welche das Schickſal arm und leer ließ, und viele Weisheit und Warnung für die, welche die Erde mit ihren Gütern füllte.

Laßt uns alle ringen nach dem Beifall des einen Freundes im Himmel, dem Beifall Gottes,

der aller Menſchen verlorene oder entbehrte Gunſt vergüten kann. Laßt uns die Ehre der Kindſchaft Gottes und eines göttlichen Lebens ſuchen und bewahren; ſie macht auch den Niedrigſten hoher Achtung werth, und erhöhet die Würden noch, die um den Purpur und auf Kronen ſchweben. Laßt uns ſammeln am Reichthum guter Thaten; er allein begleitet euch in die Ewigkeit, wenn der irdiſche am Grabe zurückbleibt. In jede heiße Wunde, die das Schickſal euerm Herzen ſchlug, fließe heilend oder lindernd der Balſam der Religion, und ſie bewahre euch vor den Wunden des Gewiſſens, die bis in die Ewigkeit offen bleiben. Unſern Dank für ſie und für das Große, was Gott durch Chriſtum an uns gethan hat, und für die Barmherzigkeit, die kein Ende hat an denen die ihn fürchten, mögen ihn nicht nur ſchöne Worte heucheln, ſondern ein frommes Herz und ein chriſtliches Leben bewähren! Im Glauben ohne Wanken, im Eifer guter Thaten, im weiſen Gebrauch und in der ruhigen Entbehrung deſſen, was vergänglich iſt, im ungebeugten Muth, wenn der härteſte Sturm der Erde an dir vorübergeht, erhebe deine Seele den Herrn; und wenn über dem Körper das Grab ſich ſchließt, und vor dem Geiſt die Ewigkeit offen ſteht, ſo freue ſich dein Geiſt Gottes deines Heilandes. Amen.

Predigt

am zweiten Christtage 1803

über Luc. 1, 46 — 55.

Gott, wenn wir alle Wohlthaten, mit denen deine väterliche Liebe uns besucht, dankbar erkennen, und würdig genießen wollten, wie viel freudiger könnten wir seyn! Wie viel heiliger, wenn wir deine weisen Absichten dabei verständen! Du willst dem dankbaren Herzen deine Gebote leicht und lieb machen. Wie viel ruhiger, wenn wir dir vertrauten! Du hast die Freuden und die Thränen unsres irdischen Daseyns für eine bessere Zukunft weise gemischt. So glauben wir deinem Sohn, den du uns zum freundlichen Ausleger deiner Rathschlüsse gegeben hast. So finden wirs durch die Erfahrungen seines Lebens bewährt. Unser Dank für seine Sendung verherrliche sich in unsrer Anhänglichkeit an ihn und seine Religion, in unsrem Glauben

an dich, in unſrer Tugend, in unſrer Hoffnung. Möge ſie auch heute durch die Betrachtung deines Wortes an uns befeſtiget werden. V. U.

Text: Luc. 1, 46 — 55.

Es ſind ſchöne, es ſind heilige Gefühle und Geſinnungen des Herzens, die in dem Lobgeſang einer beſcheidenen Verehrerin Gottes in unſerm Texte laut werden; und die Pflege und Erziehung des Kindes, das unter ihrer Aufſicht an Alter und Weisheit und Gnade bei Gott bis zum Wohlthäter und Retter des menſchlichen Geſchlechtes heranreifen ſollte, ward von der Vorſehung treuen Händen und einem guten Herzen anvertraut.

Unverſtimmt durch manches Leiden, das ſie mit ihrem unglücklichen Volke theilte, und in ihrer Armuth und Niedrigkeit beſonders ſchon mochte erfahren haben, erkennt und ſchätzt ſie die Größe ihres Glücks: „der Herr hat Groſſes an mir gethan, der allmächtig iſt.“ Dankbar und mit den würdigſten Gefühlen erkennt ſie in ihm den Geber aller guten Gaben, und preiſet ihn in freudigen Bekenntniſſen: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilandes.“ Und eben dieſer dankbare Aufblick zum Himmel bewahrt ſie bei dem hohen Vorzug, der ihr zu Theil ward, vor dem vermeſſenen Dün-

kel eigenen Verdienſtes: „Gott hat die Niedrigkeit ſeiner Verehrerin angeſehen.“

So betete Maria, ſo freute ſie ſich ihrer ſchönen Zukunft entgegen. Aber

— auch ſie war Adams Kind,
froh in der Gegenwart und für die Zukunft blind,
und ihre Freude ward der Anfang langer Schmerzen.

O, wenn ſie es geahndet hätte, was für nahe Leiden auf den Liebling warteten, der unter ihrem Herzen lag, wenn ihr Geiſt in die nächſten dreißig Jahre hinaus geſchaut hätte, und in das letzte blutige, das ihm ein Kreuz aufrichtete, und ein Grab bereitete, — hätte ſie wohl damals ſchon beten können: „Von nun an preiſen mich ſelig alle Kindes Kinder!“ — Und wenn ſie es verſtanden hätte, wie wenig das Reich ihres Sohnes ein Reich von dieſer Welt ſeyn konnte, wenn ſie ihn geſehen hätte, in ſeinem ſchönen ewigen Reich der Wahrheit, der Tugend und des Himmels, groß und ſelig in dem Glauben, in der Liebe und in der Seligkeit ſeiner Verehrer, hätte ſie dann nichts beſſeres zu ſagen gewußt, als: „Gott ſtößt die Mächtigen vom Throne, und erhebt die Niedrigen?“ Und wenn ſie es geahndet hätte, daß einſt noch der Schutthaufen von Jeruſalem ihr Grab bedecken, und ihr Volk noch Jahrtauſende lang ohne Thron und Tempel und Meſſias auf

der weiten Erde ohne Vaterland und ohne Bürgerrecht im Elende herumirren würde, hätte ſie dann wohl ihren Lobgeſang in dem patriotiſchen Aufſchwung ihrer Gefühle endigen können: „Gott hilft ſeinem Diener Iſrael auf, und rechtfertiget die Erwartungen unſerer Väter" —

So falſch deutet oft menſchliche Kurzſichtigkeit auch bei dem beſten Herzen die unzweideutige Gegenwart und die unſichern Zeichen der Zukunft aus.

Es lehre uns unſer Text, wie wir von Gott Wohlthaten annehmen müſſen, und die nämliche Geſinnung der Dankbarkeit und Demuth, mit welcher der religiöſe Menſch ſie annimmt, lehre uns auch die Leiden und den Schmerz getäuſchter Hoffnungen tragen, die ſo oft im Geleite der göttlichen Wohlthaten ſind.

Der weiſe Menſch und Verehrer Gottes erkennt, daß er, ſey es auch unter mancherlei Ungemach, doch Gutes und des Guten viel genieße. So Maria, wenn ſie mit einem Blick ihr Leben und ihre Erfahrungen überſchaut. „Der Herr hat groſſes an mir gethan, der allmächtig iſt, und des Name heilig iſt." Wie können wir den Frieden und die Freuden genießen, die uns der Himmel gönnt, und den Vater der Freude im

Himmel dafür preisen, wenn wir nicht einmal erkennen, wie viel Segen die Natur uns bietet und jeder scheidende Tag zurückläßt, und jeder kommende uns mitbringt, und die hohe Ewigkeit uns aufbewahrt! Und die sind doch so leicht in Gefahr es zu übersehen und zu vergessen, denen die Sonne des Glücks immer lacht; und auch die sind leicht in Gefahr es zu vergessen, denen sie nicht immer lacht. Jene, o sie gewöhnen sich so leicht an das Gute, das sie immer hatten, und ohne Mühe haben, und nie entbehren, — vergessen so bald, daß alles auch anders seyn könnte, als es ist, — gründen so gerne auf die Freuden des heutigen Tags und auf seine schöne Abendröthe einen Anspruch auf die Freuden des kommenden, und glauben, wenn er ihnen in seiner milden Klarheit aufgeht, es geschehe nur, was sich von selbst versteht, und wissen das Glück ihrer guten Tage nicht zu wägen und zu schätzen, weil sie keine Thränen und keine schlaflosen Nächte und keine vereitelten Hoffnungen in die andere Wagschale zu legen haben. — Und die, denen es nicht immer wohl ist, — hättet ihr noch nie gesehen, noch nicht an euch selber es bemerkt, wie gerne und leicht sich das menschliche Herz von der schönen und erfreulichen Seite seines Schicksals zur traurigen wendet, wie gleichgültig der Mensch gegen das werden kann, was er hat, nur weil ihm noch etwas fehlt; wie kalt gegen das bessere, das ihm bleibt, nur weil ihm etwas entbehrliches entrissen wurde?

Nicht ſo der beſonnene Verehrer Gottes. Er ſieht und erkennt das Gute überall, genießt es mit Weisheit und freut ſich ſeiner, trägt geduldig ſeinen Antheil an dem allgemeinen Loos der Menſchheit. Sie kämpft mit Gebrechlichkeit und Unverſtand, und er eignet ſich das Gute deſto inniger an, was ihm zum Troſt dafür gegeben iſt. Er iſt vielleicht arm, deſto höher ſchätzt er den Werth der Geſundheit und Kräfte, die ihn nicht darben laſſen; — vielleicht ſchwächlich und krank, deſto dankbarer erkennt er ſeine Lage, wenn es ihm an den äußern Bequemlichkeiten des Lebens, ihm und den Seinigen am täglichen Brod doch nicht fehlt; — er iſt vielleicht von Vielen verkannt, ſein Name wird unter den Geprieſenen im Volk nicht genannt, aber er iſt glücklich im Beſitze der Freunde, die ihn kennen, die ſein Herz verſtehen, mit ihm weinen und fröhlich ſind. Der Tod hat ihm ſchon theure Gefährten des Lebens, ſchöne Hoffnungen der Zukunft ins Grab gelegt, milder und ruhiger weint er die Thränen ihres Andenkens in den Schooß derer, die ihm übrig ſind, und freut ſich ihrer Liebe. Sein Herz hat der Sorgen und Beklemmniße des Lebens viel, die Religion deſſen, den Mensch geber, hat für alle Troſt. Die Erde hat der Leiden viel, die Ewigkeit bereitet ihm der Freuden mehr. — O es iſt viel Schönes und Erfreuliches in das Schickſal unſerer Tage verwebt, was nur Sinn und ein Herz hat es zu fühlen; und noch unter den Dornen harren Blumen, wer ſie ſehen will; und noch

zwiſchen den Gewitterwolken ſchimmern Sterne, wer den Muth hat hinauf zu ſchauen.

Der dankbare Verehrer Gottes freut ſich aber nicht nur des Guten, das ihm zum Looſe ſeines Daſeyns in die Zeit und in die Ewigkeit mitgegeben iſt; er blickt auch mit den Empfindungen eines gerührten Herzens zu dem freundlichen Geber auf. So die fromme Iſraelitin in unſerm Texte: „Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geiſt freuet ſich Gottes meines Heilands.“ Nicht ſo wie ihr werden uns die göttlichen Wohlthaten durch Engel angekündet, und durch einen Aufwand von himmliſchen Wundern ausgeführt. Ewig verborgen erfreuet und ſegnet, unterſtützt und tröſtet uns die liebende Vaterhand nur durch Natur und durch Menſchen, — durch Sonnenſchein und Regen, durch die Blüthen des Frühlings und durch die Früchte des Sommers, durch die nährende Kraft der einen und durch die heilenden Säfte der andern, durch Eltern, Lehrer, Regenten, oft durch Fremde, an die wir keinen Anſpruch haben, noch öfter durch Freundes Hand und Wort und Blick. Es iſt ſo wahr, daß der Ewige und Unſichtbare die größten Wohlthaten uns nur durch Menſchen unſre Brüder mittheilt, daß ſelbſt der Erlöſer unſeres Geſchlechts und Stifter unſerer Seligkeit in menſchlicher Geſtalt die Erde beſuchen mußte, um in dieſem vertrauten Gewande uns heimiſcher und

lieber

lieber zu werden. „Es iſt ein Gott," ſagt Paulus, „und einer trat zwiſchen Gott und Menſchen in die Mitte, nämlich der Menſch Chriſtus Jeſus." Aber eben darum bleibt der kurzſichtige Sohn der Erde ſo gerne und leicht bei dem Nächſten ſtehen, nimmt das Gute aus der nächſten Hand oft gegen dieſe ſchon mit Undank, und vergißt den Aufblick dorthin, woher alle gute Gabe und alle vollkommene kommt.

So nicht der dankbare Verehrer Gottes. Seinem Herzen iſt überall Gott in ſeinen Wohlthaten nahe. In dem Segen, den ihm die Natur aus tauſend Quellen bietet, betet er die ewige Allmacht und Liebe an, die nicht müde wird zu erfreuen und zu erquicken. In der verborgenen Leitung und Verkettung der Schickſale, durch Kräfte der Natur und durch Menſchen Wort und That, verehrt er die ordnende Weisheit, die da, wo wir nur Verwirrung ſehen, keinen Faden verliert, und Jedem zu ſeiner Zeit und an ſeinem Ort und in ſeinem Maße werden läßt, was zu ſeinem Frieden dient. Von guten Menſchen geliebt und beglückt ſchaut er zum Himmel auf und ſpricht: Du Vater biſt es, der dem Menſchen ſo viele Kräfte und Mittel zum Wohlthun, der dem Herzen des Freundes dieſe Liebe, und dem tröſtenden Auge dieſe Thränen gab. Durch die Religion Jeſu erleuchtet, für die Tugend gewonnen und geſtärkt, zu unſterblichen Hoffnun-

gen erheben, preiſet er den Herrn und freuet ſich Gottes ſeines Heilandes.

Schön verklärt ſich auch in dem dankbaren Aufſehen zum Himmel die Demuth des Verehrers Gottes. „Gott hat die Niedrigkeit ſeiner Magd angeſehen," ſo betet Maria. Wir könnten viel gutes genießen, des Gebers gedenken und doch als ein erworbenes Recht es anſehen. So macht der Menſch oft Anſprüche an den Menſchen, nimmt mit der einen Hand ohne Dank, und fordert ungenügſammit der andern noch mehr, rechnet ſelbſt mit ſeinem Schickſal eine vermeſſene Rechnung, und findet es, wenn es allen ſeinen Wünſchen entgegenkommt, höchſtens gerecht. O du, in deſſen Hand von Ewigkeit bereitet unſer Schickſal liegt, du wäreſt nicht mehr als gerecht gegen dein Geſchöpf von Erde, nicht gütig, nicht erbarmend, wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmt? Wer gab mir, ſo fragt ſich der beſcheidene Verehrer Gottes, die Fröhlichkeit des Geiſtes, oder dieſe Kräfte des Körpers, oder dieſe Gelegenheiten und Mittel, mir das zu erwerben, was Verdienſt unter Menſchen heißt? Wer begleitet mein ſchwaches Wirken mit ſeinem ſichtbaren Segen? Wer belohnt der Frommen Willen mit der Freude des Gelingens einer guten That? Wer hat mich vor vielen meiner Brüder beglückt, die auch Menſchen ſind? Habe ich es durch meine Thorheiten und Fehler errungen, die ich kenne und

die ich nicht erkenne? Bedarf er meiner, und meiner Verehrung zu ſeiner Seligkeit, meines ſchwachen Arms zum Kleinſten oder Größten, daß am Himmel eine Sonne aufgehe, oder auf der Erde eine Thräne trockne? Mit welcher Tugend habe ich das Erbtheil meiner Unſterblichkeit und ihrer Freuden verdient, und mit welchem Danke vergelte ich ſie? So fragt er ſich, und betet: „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan haſt," und bekennt ſichs mit inniger Rührung, daß jedes Glück und jede Freude ſeines Lebens rein und frei und unverdient nur Wohlthat ſeines Vaters im Himmel ſey.

So ſey unſere Geſinnung, und ſie helfe uns auch die unvermeidlichen Leiden tragen und bewahre uns vor dem Schmerz getäuſchter Hoffnungen, die ſo gerne im Geleite der göttlichen Wohlthaten ſind.

Laßt uns nicht vergeſſen, daß wir Menſchen ſind, und die Erde unſre Wohnſtätte, und daß auf ihr Freude und Schmerz ſich überall und brüderlich die Hände bieten, — dann am wenigſten es vergeſſen, wann wir am glücklichſten ſind. Maria konnte es im Uebermaß der Freude einen Augenblick überſehen, konnte ſich um drei und dreißig Jahre zu frühe eine glückliche Mutter nennen, wenn ſie ſagte: „Von nun an preiſen mich ſelig alle Kindes Kinder." Sie vergaß es, daß der,

der unter ihrem Herzen lag auch eines Menſchen Sohn war, wie er ſich ſelber ſo oft und ſo gerne nannte. Als ſie nach wenig Wochen ſich nicht einmal mit einer freundlichen Aufnahme zur Geburt in Bethlehem erfreut ſah, als ſie ihn auf dem halben Weg von Nazareth nach Jeruſalem einen ängſtlichen Tag lang vermißte und vergeblich ſuchte, als er, ihres nahenden Alters einziger Troſt, an einem Kreuze blutete, und ſein Haupt in den Tod neigte, ach damals pries ſie wohl Niemand ſelig.

Gottes Wohlthaten, und die guten Stunden, die uns durch ſie zu Theil werden, ſind oft zugleich Vorbereitungen, Stärkungen für die Leiden, die zur Prüfung unſeres Vertrauens, zur Läuterung unſerer Tugend, zur Bewahrung unſeres Sinnes für höhere Hoffnungen nöthig ſind. Und wem viel gegeben iſt, der kann viel verlieren; wem etwas Großes gegeben iſt, kann etwas Großes verlieren; und was wir werther ſchätzen und inniger lieben, ängſtlicher wird unſere Sorge, tiefer unſer Schmerz, wenn wir es mit Gefahr oder Leiden umgeben ſehen. Wer kann ſeinem Schickſal ruhig entgegen ſehen, und es aufnehmen ohne Murren und tragen in feſter Bruſt? Wer für die Wohlthaten, die ihm der Himmel gleichwohl noch gönnt, für die Tröſtungen, die er ihm neben die Leiden legte, einen offenen Sinn auch behaltet, und die böſe Stunde mit dem Andenken an die gute zu verſüßen weiß. Wer in ſeinem Schickſal die weiſe

Leitung eines Gottes erkennt, der inwendig im Herzen, wie auſſen in der Natur, durch Sturm und Sonnenſchein Wohlthaten beweiſet. Er kennt die rechten Freudenſtunden, und weiß wohl was uns nützlich ſey. —

Laßt uns auch nicht vergeſſen, daß Gottes Wohlthaten, ſelbſt die irdiſchen auf höhere Zwecke als auf Befriedigung eines irdiſchen Sinnes berechnet ſind, der nie kann befriediget werden. Dies überſah einen Augenblick die Betende in unſerm Text: „Gott ſtößt die Gewaltigen vom Thron und erhebt die Niedrigen.“ Das that Gott durch Chriſtum nicht, der in Knechtsgeſtalt umher gieng, und gehorſam war, und zum Erlöſer ſeiner Brüder von der Sünde geweiht das Urtheil des Todes von einem Menſchen annahm. Aber welche ſchöne Wahrheit tauſchte ſie bald gegen einen glänzenden Irrthum ein, wenn ſie ſah, wie der Sohn Davids Mühſelige und Beladene um ſich verſammelte, um ſie zu erquicken, wie er Unwiſſende erleuchtete, Schwankende in der Tugend befeſtigte, Sünder beſſerte, Betrübte tröſtete, und den Blick der Sterbenden von der Erde zum Himmel richtete! Und wie viel ſeliger war ſie ſelber in der nahen Theilnehmung an dieſen Wohlthaten, als an der Seite eines vergänglichen Thrones zu Jeruſalem!

O mögen auch wir die Wohlthaten, die uns Gott durch unſer Schickſal ankündigt und mittheilt,

mehr mit einem geiſtigen als mit einem irdiſchen Sinn annehmen und benutzen, Gottes weiſe Abſicht in ihnen verſtehen, und den dauerhafteſten Segen ihnen abgewinnen. Die Freuden des Lebens rauſchen dahin, und das Leben mit ihnen, — das Gold zerrinnt, der Purpur bleicht; — und unbefriediget durch ſie, und arm noch mitten in ihrem Ueberfluß, ſteht er da der unſterbliche Geiſt des Menſchen und ſchaut in die Ewigkeit. Ihn nähre die Liebe und das Vertrauen zu Gott, wenn er uns mit ſeinen Gaben beſucht; ihn erfreue und heilige das Gefühl der verborgenen Nähe Gottes in ſeinen Wohlthaten; ſein Schatz und Reichthum ſey das Bewußtſeyn und der Segen vieler guten Thaten, und ein edler tugendhafter Sinn, der ſich in jeder veränderlichen Lage des Lebens übt und befeſtiget, und für eine höhere Beſtimmung läutert. Mag alsdann manches eitle Hoffen vergeblich auf ſeine Erfüllung warten, und manches ſchöne Traumbild, das uns eine Zeitlang freundlich anlächelte, wieder zerfließen und die Erde mit allen ihren Freuden und Leiden an uns vorübergehen!

Was wir in uns ſelber tragen,
Was wir gut's verrichtet hatten,
Bleibt uns für die Ewigkeit,
Wenn die Zeit den Schein und Schatten
Jedes andern Glücks zerſtreut.

Selbſt, wenn in edler, menſchenfreundlicher Bruſt, die Liebe und Freude, und das Vertrauen

zu Gott in ſchönen Wünſchen und neuen Hoffnungen für Vaterland und Menſchheit aufſtrahlen, — es iſt ſchön und groß, aber laßt uns auch dann nicht vergeſſen, daß Gottes Gedanken nicht unſere Gedanken, und unſere Zeitmaße nicht die ſeinigen ſind. Die frohe Tochter Davids überſah es einen Augenblick in unſerm Texte, wenn ſie ſpricht: „Gott hilft ſeinem Diener Iſrael auf, und rechtfertiget die Erwartung unſerer Väter.“ — Aber noch kniet er troſtlos und vergeblich harrend von einem Jahrhundert zum andern, an den Ruinen ſeines Thrones und ſeines Tempels, der Diener Iſrael; und noch manche Verheißung ſeiner Propheten, und noch manche Erwartung ſeiner Väter ſteht aus, und auch von ihrem Tag und von ihrer Stunde weiß Niemand.

Gehen nicht oft auch ähnliche Wünſche und Hoffnungen durch unſere Seele, und ähnliche Täuſchungen an unſern Augen vorüber? Was erwarten wir oft nicht von günſtigen Veränderungen in der Weltgeſchichte und von dem merkwürdigen Zuſammentreffen der Umſtände, von der Rückkehr des Friedens nach einem blutigen Krieg, von großer edler Menſchen gemeinſchaftlichen Bemühungen für die Aufklärung, für Religion und Tugend, für Menſchenveredlung und Beglückung! Wir wandeln ſchon unter den Blüthen einer ſchönen Zukunft, und freuen uns auf das nahe Reifen ihrer Früchte.

Wir freuen uns und hoffen, bis wieder ein Augenblick zerstört, was Jahre gebaut haben, bis wieder ein blutiger Krieg die aufsteigenden Paradiese des Friedens verwüstet, bis der Unglaube aus den Ketten des Aberglaubens Pfeile schmiedet, bis Thorheiten und Laster, gefährlicher als vorher, sich in das gefällige Gewand der Tugenden kleiden; und das Reich Gottes, das Gerechtigkeit, Friede und Freude ist, kommt noch lange nicht. Laßt uns nicht muthlos werden an unsern Erfahrungen. Der große Gang der Menschheit zu ihrem erhabenen Ziele ist von einem guten Auge beobachtet, das weiter als das unsrige schaut, und von einer festen Hand geleitet, die mächtiger als die unsrige wirkt. Aber wir leben Monden lang, und er lebt und wirkt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Wir wünschen, unseres kurzen Tages uns bewußt, heute noch zu sehen, was erst morgen gedeihen kann. Aber um uns einen schönen Anblick noch zu gewähren, ehe unser Abend niedersinkt, übereilt er den ruhigen Gang der Dinge zu ihrer Vollendung und Festigkeit nicht, und greift nicht hemmend und störend in das Streben und Wirken freier Kräfte ein. Laßt uns — (o es ist schöner als müßiges Wünschen und Harren) — laßt uns mit menschenfreundlichem Herzen und mit unverdrossener Hand wirksam seyn für Vaterlands- und Menschenwohl, Thränen trocknen, Gebrechen heilen, Irrende zurecht weisen, der Tugend Freunde gewinnen, dem Frevel in den Weg treten, Verdienste ehren, aufmuntern

durch eigenes Beiſpiel und That. — Wir legen ein Saatkorn vielleicht für eine ſpäte Zukunft in die Erde und gehen auch in die Erde, und vertrauen uns und die Zukunft dem an, der vor uns war, und ewig iſt. Einſt wenn uns ſeine Stimme wieder ruft, werden wir zu einem ſchönen Erndtetag erwachen, und eine ſchöne Vollendung deſſen erblicken, was wir hier im ſchwankenden Anfang verließen, und werden keine Fragen und keine Wünſche mehr übrig haben. Amen.

Predigt

am zweiten Chriſttage 1804.

über Luc. 2, 15 — 20.

Wir danken dir, Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, für die Sendung deines Sohnes und für allen Segen, womit er ſeine Brüder auf Erden beſucht hat, für ſeine Lehre, für ſeine Thaten, für ſeine Verheißungen, für den milden Troſt der Unſterblichkeit, mit welchem er uns die Schrecken des Todes umhüllt hat. Ach daß wir ſo leben könnten wie er, ſo jede Stunde des kurzen Lebens für den großen Zweck des Lebens benuzen, und mit ſolchem Glauben an dich unſerm Schickſal hier und unſerer Beſtimmung dort entgegen gehen! Vater wir beten zu dir um ſeinen Geiſt, — er leite uns in der Wahrheit, er ſtärke uns zu guten Geſinnungen und Thaten, und heilige uns zu den Freuden deines Reichs, zu welchem wir berufen ſind. Auch die Andacht dieſer Stunde erleuchte, beſſere, beruhige uns. V. U.

Text. Luc. 2, 15 — 20.

Die Freude, mit welcher die Hirten in unſerm Evangelium das Kind zu Bethlehem begrüßten, und die Verwunderung und Hoffnungen, die ſie durch die Nachricht deſſen, was ſie geſehen hatten, verbreiteten, ſind ein Beitrag mehr zu einer allgemeinen Erfahrung, welche uns die evangeliſchen Nachrichten übereinſtimmend mittheilen. Der Säugling an dürftiger Stätte fand überall, wo ſeine Geburt bekannt wurde, Glaube, und die Verheißungen in deren Gefolge ſich die Kunde von ihm ausbreitete, fanden Zutrauen. Die in der Finſterniß waren, erblickten ein helles Licht, und die da ſaßen im Ort und Schatten des Todes, denen giengen die Sterne eines ſchönen Morgens auf. — Selbſt Fremdlinge aus unbekannter Ferne wechſelten bald mit den Hirten an der Wiege dieſes Wunderkindes, und theilten die Freuden eines Volkes, das ſein Gott heimgeſucht hat. Selbſt Herodes glaubte und zitterte auf ſeinem ſchwankenden Throne, und waffnete eine ohnmächtige Hand gegen Gott und gegen einen Säugling. Merkwürdige Erſcheinung! Es war noch ein ſchwaches ruhig ſchlummerndes Menſchenkind auf der Mutterſchooß, deſſen Name ſolche Hoffnungen und ſolche Schrecken verbreitete.

Die erſte Frage konnte ſeyn: **Wird er leben?** — die zweite: **Wird er, wenn er lebt, alle dieſe Erwartungen erfüllen, und**

alle offenen und geheimen Wunden unſers Herzens finden und heilen können? — Welche ſchwere Leiden und Prüfungen können noch über uns gehen, bis er an Geiſt und Körper zum kraftvollen Manne gereift, die Hand anlegen kann an ſein großes Werk? war die dritte, — Und: Werden wir es erleben, die wir jetzt hoffen und uns freuen? war die vierte und wohl für Manchen die bedenklichſte. Allen dieſen großen und zum Theil wohlverzeihlichen Bedenklichkeiten waren damals die Gemüther verſchloſſen, und man glaubte.

Aber als er nach dreißig Jahren in einer ſtillen Hütte zu Nazareth an Geiſt und Körper gereift hervortrat, ein Mann, und mit einem Herzen voll Liebe, mit einem Geiſte voll Kraft, jetzt mit gegenwärtiger Hülfe unter den Seinen ſtand, und retten und ſelig machen, und die Hoffnungen erfüllen wollte, da glaubte man ihm nicht mehr. Er kam in ſein Eigenthum, und die Seinen nahmen ihn nicht auf. Selbſt in ſeiner Vaterſtadt unter ſeinen Bekannten und Gefreundten mußte er die oft wiederholte und beſtätigte Erfahrung machen, daß ein Prophet in ſeinem Vaterlande keinen Glauben finde. Bei ſeiner Taufe am Jordan, bei ſeinen Wundern am Meere, bei ſeiner Predigt auf dem Berge, beſuchten ihn keine Weiſen aus Morgenland mehr. Und als ihn Herodes zum letzten Male ſah — (es war, als ob er dem Sohn in

ſeiner Knechtsgeſtalt und Demuth noch einmal an den Augen vorbei gehen ſollte, um ihn zu überzeugen, wie thöricht die Furcht ſeines Vaters geweſen ſey) — da ſpottete ſein der Vierfürſt und Freigeiſt. Und ſo ſtarb er wieder eines Todes, den man ihm bei ſeiner Geburt nicht geweiſſagt hatte; nicht einmal von allen ſeines Volks gekannt, von wenigen geſchätzt, von den wenigſten mit einem Herzen voll Ergebenheit und Treue geliebt und beweint.

Laßt uns den Gründen dieſer merkwürdigen Erſcheinung nachdenken! Sie wird uns Gelegenheit geben, nicht unbedeutende Blicke in das menſchliche Herz zu thun. Möge die Betrachtung fremder Fehler uns zur Weisheit führen, und ein kindliches Vertrauen zu Gott, und weiſe Benutzung ſeiner Führungen und Wohlthaten die Frucht unſerer Andacht ſeyn.

Warum fand des Menſchen Sohn während ſeines ganzen Lebens gerade damals die freudigſte Aufnahme, als die Zeit ſeines Wirkens und Segens noch am entfernteſten war?

Wir wollen nicht davon reden, daß die Gemüther der Menſchen im Ganzen wie im Einzelnen unter dem Einfluß nicht zu berechnender äußerer Umſtände für das Gute und ſeine Bedingungen, unter denen es zu erhalten iſt, für Troſt und Freude zu

einer Zeit empfänglicher seyn können, als zu einer andern, und daß die Menschen, die Jesum in Bethlehem besuchten, und die ihn nach dreißig Jahren in Jerusalem wieder fanden, nicht mehr die nämlichen waren. Die Erscheinung, mit welcher wir uns beschäftigen, hat inwendig in dem Herzen des Menschen selbst noch andere Gründe. Unser Geist lebt mit seinen Wünschen, Hoffnungen und Vorsätzen gern, und oft lieber, in der Zukunft als in der Gegenwart. Der Unglücklichste hofft von den kommenden Tagen noch etwas, um was ihn alle vorigen täuschten, und der Glücklichste hat doch auch noch etwas zu wünschen und zu hoffen übrig. Der Thätigste verspart noch ein Geschäft auf den andern Morgen und auf eine bessere Zeit, und der versunkenste Träge will auch noch thätig werden. Der Gewerbsamste sieht einem günstigern Zusammentreffen der Umstände in der Zukunft entgegen, unter welchen er den Wohlstand seines Hauses noch fester zu gründen gedenkt, und der sinnloseste Verschwender will auch noch erwerben. Der Tugendhafteste will noch reiner und edler an Gesinnungen, und reicher an guten Thaten werden, und freut sich seiner künftigen Vollendung entgegen, und der Sünder will sich auch noch bessern.

Rechnet dieses Hinblicken in die Ferne, dieses Sehnen nach dem Unbekannten und Ungewissen, dieses Aufwallen des Herzens im Glauben an eine schönere Zukunft, rechnet es nicht zu den Verkehrt-

heiten unſers Geſchlechts. Es iſt einer der wohlthätigſten und berechnetſten Triebe, den uns die Vorſehung zu dieſem Drang und Druck der Umſtände, zu dieſer vielfachen Mühe, zu dieſen zahlloſen Verbindungen des Lebens und zu dieſer Nähe des Grabes in unſer Weſen und in unſere Gefühle verflocht, und er kann mit der frommen Benutzung der Gegenwart weiſe gepaart, der wirkſamſte Antrieb zum Guten und hocherhebend zu dem Gefühl einer edeln Beſtimmung und Würde des Menſchen ſeyn.

Was iſt dieſes Sehnen und Hoffen und Ahnden in dem unruhigen Herzen? An ihm hält die Vorſehung den Sterblichen und ſeinen Muth aufrecht am Tage der böſen Zeit; es iſt der Erſatz zu den mancherlei Entbehrungen, der Troſt zu den unvermeidlichen Leiden des Lebens, bis wir würdig ſind zu beſitzen, und fähig zu genieſſen, was alle guten Wünſche erfüllt. Es kann beſſer werden, ſagt ſich auch der Leichtſinnigſte Es muß anders werden, ſagt ſich auch der Weiſeſte, der mit forſchendem Auge den Gang der menſchlichen Schickſale begleitet, und auch er ergreift gern den Halm der Hoffnung. Der Gott, der hinter den Wolken der Erde die Lichter des Himmels führt, und aus dem Schoß der Nacht zu rechter Zeit die Morgenröthe ruft, und in der verſchloſſenen Erde die Keime des nahen Frühlings bewahrt und vorbereitet, der wird auch, wenn die Stunde kommt, die ängſtliche Verwicklung dieſer Schickſale löſen, und mir Ruhe und Freude wieder

gewähren, nach dem Kampf und selbst aus meinen Leiden Wohlthat bereiten: so denkt, wer an eine leitende Vorsehung glaubt, und gerne durch einen religiösen Sinn seine Hoffnungen befestigt und veredelt. So blickte jetzt der niedergedrückte Israelite an der Wiege des Sohnes Mariä über die Ruinen seines eingesunkenen Throns, und über seine Altäre voll Blut und ohne Trost, hinweg in die Tage seiner nahen Erlösung. —

Unser Erstes und unser Letztes auf dieser Erde hängt an einem unsichtbaren Faden zusammen. Keine Stunde des Lebens ist ein geschlossenes Ganze. Die Folge der vorigen reichen in sie hinüber, und sie bereitet wieder das Loos der kommenden vor. Alles berühret und umschlingt und setzt sich fort. Jeder Tag ist ein Tag der Erndte und der Aussaat, und überall begleitet unser Schicksal mehr oder minder merklich unsre Thaten. Was ist dieses Sehnen und Ahnden und Hoffen der Zukunft im unruhigen Herzen? Es ist die große immer gespannte Triebfeder zu einer besonnenen Thätigkeit, die im Unglück nicht erlahmen, und im Glück nicht erschlaffen soll. Nur der Gedanke an die Vergangenheit gibt Weisheit, und nur der Glaube an die Zukunft Entschluß und Muth zur Thätigkeit und zum Eingreifen an unserm Ort in das große Streben und Wirken aller Kräfte des Weltalls.

Wir freuen uns so oft, bis an die Nähe des Grabes, (und nie sind wir ferne davon), auf eine

bessere

bessere Zukunft, und fragen uns nicht, ob wir sie auch erreichen werden. Wir hoffen und arbeiten im stillen Vertrauen, der eine als Vater und Freund, der andere als Bürger, der dritte als Gottes Verehrer, der vierte als Mensch für eine Nachwelt, die uns nicht mehr kennt und vielleicht nicht danken wird. Solche Gefühle wallten in der Brust des redlichen Israeliten, als Christus geboren ward. Keiner freute sich für sich. Jeder freute sich für alle, und der Greis an dem einen Rande des Lebens für den Säugling an dem andern. So betete ein betagter Priester: Gelobet sey der Herr, der Gott Israels, denn er hat besucht und erlöst sein Volk, daß wir befreit aus der Hand unsrer Feinde ihm dieneten ohne Furcht unser Leben lang; — und noch näher an seinem Grabe ein Prophet: Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast, ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zur Verherrlichung deines Volkes Israel. Was ist dieses Hoffen auf die Zukunft in der erweiterten offenen Brust? — Es ist, mögen wir ihn verstehen und rechtfertigen, der Ausdruck einer edlen Natur. Der Mensch gieng, nicht ein engherziges, selbstsüchtiges Geschöpf, aus der Hand seines Schöpfers. Er gab uns ein Herz, das des Schönen und Guten sich freuen, und dazu mitwirken kann, auch wenn es selbst keinen näheren Gewinn davon hat, — ein

Herz, das im fremden Wohl den Schmerz der eigenen Wunden vergeſſen, und eine Welt und eine Menſchheit mit Liebe und Wohlwollen umfaſſen kann.

Je mehr ſich unſere Kräfte entwickeln, deſto weiter in das Unbegränzte geht unſer Streben. Je mehr wir an gemeinen Gütern des Lebens und an edlen des Herzens gewonnen haben, deſto ärmer und unvollkommener fühlen wir uns. Je raſcher wir unſer Ziel verfolgen, deſto höher entfernt es ſich. Die Gegenwart genügt uns nie. An ſchönen und großen Bildern hängt das Auge des Jünglings, wenn er in das höhere Leben aufſteigt. Andere Ausſichten öffnen ſich dem Mann, wenn jene Bilder endlich ergriffen, oder längſt verſchwunden ſind; und der Greis der auf der Erde nichts mehr zu ſuchen und zu erwarten hat, blickt zu den Sternen auf. Was iſt dieſes Hinblicken und Sehnen nach der Zukunft in dem unruhigen Herzen? Es iſt der Ausdruck unſerer hohen Beſtimmung, das Vordeuten unſerer Unſterblichkeit. Die Erde hat unſere Befriedigung nicht. Ein anderer Ort und eine beſſere Heimath bewahrt uns den Frieden und die Freuden und die Vollendung auf, die wir hier ein mühereiches Leben hinaus vergeblich ſuchen.

Wohl leben wir gerne mit unſeren Wünſchen, Hoffnungen und Vorſätzen in einer ſchönern Zukunft. Aber leicht, wenn ſie da iſt, benutzen wir ſie nicht.

Warum fand des Menſchen Sohn, als er noch in der Wiege ſchlummerte, bei ſeinem Volk eine ſo freudige, und als er nach dreißig Jahren auftrat, bei den Meiſten nur eine kalte und wirkungloſe, und bei Vielen gar keine Aufnahme mehr? Jeder fand in dem Säugling ſeinen Meſſias, wie er ihn dachte und wünſchte. Nach dreißig Jahren mußte man ihn nehmen, wie er war. Mancher ſah in ihm nur den künftigen ſiegreichen Helden, der das heilige Land von dem Joch und den Waffen der Römer befreien würde, und am Ende der glänzendſten Eroberungen den Sohn Davids in purpurnem Königsgewand, auf dem Throne ſeines Anherrn. — War es Wunder, wenn nach dreißig Jahren ihre Lobgeſänge verhallten, und die Klage eines alten Propheten wieder laut wurde: Wir ſahen ihn, aber da war keine Geſtalt die uns gefallen hatte? Selbſt manche, die von ihm mehr die Wiederherſtellung und Veredlung des väterlichen Gottesdienſtes und Geſetzes erwarteten, dachten doch nicht, daß er gekommen ſey, um dieſen Tempel abzubrechen und einen andern zu bauen; und mancher vielleicht, der von ihm Ruhe und Frieden des Herzens in einem Tempel erwartete, der nicht mit Menſchenhänden gebaut iſt, dachte nicht daran, von dieſen lächelnden Lippen je den ernſten Zuruf zu hören: Will mir Jemand nachfolgen, der verläugne ſich ſelbſt, und nehme ſein Kreuz auf ſich, und folge mir!

So irrt der Menſch, und täuſcht ſich ſelbſt, und lähmt ſeine Kräfte für jetzt und künftig, wenn er eine Zukunft erwartet, zu der er nicht berechtigt iſt, die ihm die Gegenwart unwerth macht, und ſelber nie kommt, — wenn er vermeſſen der Vorſehung vorgreift, nicht ihrer Leitung und ihren ewigen Geſetzen ſich in Demuth unterwirft, und nicht das für das Beſte haltet und benutzt, was ſie gibt, — wenn er nach dreißig Jahren lieber ein reicher, als ein weiſer und tugendhafter Menſch ſeyn möchte, — wenn er von der Zukunft Wohlſtand ohne Fleiß, Achtung ohne Verdienſt, Verdienſt ohne Anſtrengung, Tugend ohne Selbſtverläugnung, oder Ruhe des Herzens ohne die Tugend erwartet. Sie kommt nie dieſe Zeit. In dem Morgenroth einer weiten Ferne ſieht er ſeine goldenen Tage; aber je näher er ihm rückt, deſto mehr verengt ſich der Geſichtskreis, deſto tiefer erblaßt ihr Roſenſchimmer in die Farbe der gemeinen und werthloſen Gegenwart. Und ſo verſchwinden unbenutzte Tage und Jahre. — So geht er mit dem Blick in die Ferne unbeſorgt an den Ermunterungen und den Gelegenheiten vorüber, ſich heute zu verſchaffen, was er morgen erwartet; und das Letzte nach Allem kommt gewiß, das Grab.

Endlich, warum ward des Menſchen Sohn freudiger bei ſeinem Eintritt in die Welt, als bei ſeinem Eintritt in das männliche thätige Leben aufgenommen? — Der Menſch iſt ein zweifeitiges Geſchöpf. Der Meſſias, der noch an der Bruſt der Mutter lag,

konnte gar Manchem viel willkommener ſeyn, als ein Meſſias, der ſogleich ſey es das irdiſche oder das himmliſche Reich Gottes eröffnete. Mancher hatte noch viel mit den Heiden abzuthun, und noch viel an ihnen zu gewinnen; Mancher hatte auch noch viel zu ſündigen. Und es ließ ſich in dreißig Jahren noch viel verkehren und ſündigen. Aber ein Geſchäft verwickelte ſich in das andere, eine Sünde gab zur andern Reiz und Hang und böſen Willen, während der Jüngling neben ihnen unbemerkt zunahm an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menſchen; und als nach langer Zeit die Stimme am Jordan ausgieng: Thut Buße, das Himmelreich iſt da! kam ſie doch noch zu frühe.

So iſt der Sterbliche. Alles Gute und das Beſte hat ſeine Bedingungen, unter denen es zu erhalten iſt; wir erkennen den Werth des erſten, und die Nothwendigkeit der andern. Wir wollen ſie bringen die theuren Opfer; — nur jetzt nicht. Der Träge will ſeine Kräfte anſtrengen, der Verſchwender will ſich einſchränken, der Habſüchtige will auch noch Schätze ſammeln, die nicht verroſten, der Sünder will auch noch in Geduld und guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; — nur jetzt nicht, nur in dieſem Alter, in dieſen Verhältniſſen, unter dieſen gegenwärtigen Umſtänden nicht. Armer Sterblicher, der du von Zeit und Umſtänden erwarteſt, was dann wie jetzt nur dein Muth und der ernſte Wille im eigenen Herzen dir geben kann! Dich

loszureißen von den Banden, die dich gefangen halten, dein Herz der Weisheit und Tugend zu heiligen, wenn es dir heute zu mühsam und unangenehm scheint, es wird dir morgen nicht leichter werden; und die Versuchung, gegen welche du heute nicht kämpfest, o sie steht morgen wieder, nur größer und mächtiger, da.

O laßt uns, meine Freunde, bei diesem unaufhörlichen und unmerklichen und doch so wichtigen Hinüberschweben aus der Vergangenheit in die Zukunft, — laßt uns im Glauben an die Vorsehung unsre Erwartungen mäßigen, und im Vertrauen auf die ewige Güte sie beruhigen, nicht mit menschlicher Thorheit fordern, sondern mit Demuth erwarten, und mit Dankbarkeit annehmen, was Gott uns bereitet hat.

Wir warten jeder nach seinen Bedürfnissen oder nach seiner Laune auf eine bessere Zukunft. Vergebens! Die Zukunft wartet auf bessere Menschen. Laßt uns, einverstanden mit Gottes heiligen Absichten, der Gegenwart gebrauchen, daß wir weiser, frömmer, würdiger unsrer hohen Bestimmung und ihres Segens, der Zukunft entgegen gehen mögen. Auch die Gegenwart war einst Zukunft; dieser Tag und diese Stunde ist ein Theil der Zeit, von welcher einst der Jüngling höhere Kräfte und einen erweiterten Wirkungskreis, der Mann höhere Uebung und eine reifere Erfahrung, der Freund des Vater-

landes und der Menſchheit den Frieden, und Jeder etwas erwartete, das er jetzt hat, und in welche er irgend einen guten Vorſatz, irgend ein frommes Gelübde verlegte, das noch auf ſeine Erfüllung wartet.

So laſst uns denn wahrnehmen des göttlichen Zurufs: Jetzt iſt die angenehme Zeit, jetzt iſt der Tag des Heils! und in dem erneuerten Andenken an die Liebe Gottes, die uns mit Chriſto alles gab, jetzt das irdiſche Herz durch fromme himmliſche Geſinnungen heiligen, jetzt unſere frommen Geſinnungen in guten Thaten bewähren, und dann dieſes Herz durch allen unbekannten Wechſel der Zukunft, unentweiht in dem Schooße des Glücks, ungebrochen in den Stürmen des Lebens, werth des Friedens, der nur über den Gräbern wohnt, dem Himmel entgegen tragen. Es wird alsdann kommen jenes beſſere, das ihr erwartet. Es wird euch beſuchen die Ruhe des Herzens und die Freude des göttlichen Lebens. Ihr werdet ſchöne Früchte eurer eigenen Thaten hier ſchon erndten, mit einem friedlichen Blick auf euer Tagwerk in das Grab gehen, und zu der ſchönſten Zukunft erwachen, wenn das Reich Gottes über euren Gräbern ſteht. Amen.

Predigt

am Feste der Erscheinung 1801

über Matth. 2, 1 — 12.

Wir leben hier im Lande der Fremdlingschaft, wo unser Geist sein Bestes nicht suchen soll, und nicht finden kann. Wir üben unsern Sinn und unsere Kraft und unsern Glauben an dem Tagewerk und an den Proben, die du uns, Vater, vorbereitend zu unserer höhern Bestimmung aufgegeben hast, und sehnen uns nach ihr und trösten uns ihrer. O bewahre unserer Seele in der Zerstreuung der Eitelkeit den frommen Gedanken an dich, das heilige Bewußtseyn unserer Pflicht, die Liebe zu ihr, und den freudigen Glauben an das, was in einer bessern Welt auf ihre Erfüllung wartet. Schärfe unsern Sinn, daß wir die allverbreiteten Winke für deine wohlthätigen Absichten bemerken und verstehen; und laß uns in der Reli-

gion deines Sohnes ferner unſere Weisheit, unſeren Troſt und unſere Bewahrung für den Himmel finden. V. U.

Text: Matth. 2, 1 — 12.

Mit vielen Dingen, von der Sonne herab bis in die Tiefen der Erde, und von fernen Meeren herüber bekannt, weiß oft der Menſch gerade das nicht, was ihm zunächſt liegt, und was ihn zunächſt angeht; iſt arm an jener Weisheit, die rathend, fördernd, ſegnend in Leben und That, und in die edelſte That — in Tugend übergeht; arm an Wahrheit und an Vertrauen auf Wahrheit, die allein dem Herzen Feſtigkeit ertheilt; und da, wo das feſteſte Herz zuſammenſchauert, arm an Troſt. — Nicht durch des Ewigen Schuld. Er will, daß allen Menſchen geholfen werde, und daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen. Und wer das, was dem innern lebendigen Menſchen Bedürfniß iſt, Weisheit, Hoffnung und Troſt, aufrichtig, eifrig, mit Glauben an die Vorſehung ſuchet, der findets. — Und wo ers gefunden hat, unter welcher unſcheinbaren Hülle, in welcher ſtillen unbemerkten Stunde, an welcher gemeinen tagtäglichen Erfahrung, er erkennts und ergreifts, und bewahrts, — und es bleibt nicht ohne Segen.

Dieſe Erfahrungen, ſie ſind in die evangeliſche Geſchichte verflochten, an welcher heute unſer An-

denken und unſere Aufmerkſamkeit weilt. Laßt uns dieſelbe aus dieſem Geſichtspunkte betrachten, und Gottes Segen begleite unſere Andacht.

Als Jeſus geboren war zu Bethlehem im jüdiſchen Lande, zur Zeit des Königs Herodes, ſiehe, da kamen die Weiſen vom Morgenlande, und ſprachen: Wo iſt der neugeborne König der Juden? Wir haben ſeinen Stern geſehen im Morgenlande. Wir wollens nicht ergründen, was es mit dem Wundergeſtirn für eine Bewandtniß habe, in deſſen Erſcheinung dieſe aufmerkſamen Weiſen einen Wink der Gottheit erkannten, nach Jeruſalem zu gehen. Wir wollen nicht erforſchen, durch was für ein zweites verſchwiegenes Wunder allein ſie erfahren konnten, was dieſe Erſcheinung für ſie zu bedeuten habe, und die verwiſchte, verlorene Spur nicht aufſuchen, auf welcher ſie irgend Kunde von den Erwartungen und Hoffnungen der Iſraeliten, und von dem Einen aus ihnen erhalten konnten, in welchem allen Geſchlechten der Erde Segen bereitet war.

Genug, ſie kommen und fragen: wo iſt der neugeborene König der Juden? — Aber eine Erſcheinung auf Erden, für uns viel merkwürdiger, als die am Himmel. Im Mittelpunkt einer Nation, die ſchon Jahrhunderte lang mit geſpannter Erwartung einem Erlöſer entgegen ſah,

— in ganz Jeruſalem iſts, als ob noch kein Menſch von ſeiner Geburt im nahen Bethlehem etwas wüßte. Schon hatte eine arme Hirtenfamilie auf dem Felde die Botſchaft vernommen: Ich verkündige euch große Freude, die allem Volk wiederfahren wird, denn euch iſt heute der Heiland geboren. Noch tönte in ihrem getröſteten und erfreuten Herzen der Lobgeſang nach: Ehre ſey Gott in der Höhe, und Friede auf Erden, und den Menſchen Freude. Schon hatte ein ehrwürdiger Greis, der in den Tempel kam, nach mancher frohen Stunde ſeines Lebens noch die froheſte, nach mancher trüben Stunde noch ihren Troſt gefunden, und in der tiefen Abenddämmerung ſeines Lebens noch die erſten Strahlen eines andern ſchönen Menſchenlebens erblickt, und das ſeinige mit dem Abendgebet beſchloſſen: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener im Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland geſehen. Aber noch lebt mitten in Jeruſalem ein Mann, und wie es ſcheint, noch viele um ihn, die von allen dieſen Begebenheiten noch das erſte Wort zu hören haben, und von landesfremden Männern aus einer unbekannten Ferne es erfahren müſſen, und was vielen Freude war mit Schrecken erfahren.

So ſtrafte ſich an dieſem Manne eine unſelige Lebensweiſe, die ein ewiges Haſchen und Ergreifen

und Vermiſſen ſinnlicher Freude war. So ſtrafte ſich der leichtfertige Dünkel einer falſchen ſchimmernden Weisheit, mit der kein ernſter Gedanke ſich je befreundet. So ſtrafte ſich eine unwürdige Gleichgültigkeit gegen die Ankündigungen und Hoffnungen, welche die Weiſeſten und Edelſten ſeines Volkes ſchon Jahrhunderte lang wie ein heiliges Pfand vom Himmel im frommen Herzen trugen, mit einer tief beſchämenden Unwiſſenheit, mit einer traurigen Unfähigkeit, den troſtreichen Sinn der neuen Kunde zu verſtehen, in der Folge mit thörichten, vermeſſenen Planen, mit ſchiefen verfehlten Maßregeln, und am Ende mit einer Reihe verbrecheriſcher Thaten. —

Trauriger Zuſtand eines Menſchen, der für das Beſte und Edelſte, was einen für die Tugend erſchaffenen und für die Unſterblichkeit beſtimmten Geiſt nähren und ſtärken und bewahren kann, Aufmerkſamkeit und Sinn verliert. Und doch, wie mancher Menſch rückt dieſem Zuſtande noch, nahe oder fern, langſamer oder geſchwinder, auf dieſem oder auf jenem Wege entgegen! Im Drängen und Treiben irdiſcher Plane und Geſchäfte, nur für ein kurzes Menſchenleben gut, oder im unſeligen Haſchen und Genießen der ſinnlichen Freude, die kaum Minute und Stunde auszufüllen vermag, verliert er eine ernſte Wahrheit nach der andern, eine heilige Pflicht, einen lebendigen Beweggrund für ſie, eine ſiegende Hoffnung nach der andern,

aus dem Blicke und aus dem Andenken, wird wie Herodes ein unbekannter Fremdling in ſeinem eigenen Gebiete, dem Gebiet der Wahrheit und der Tugend, wird unbekannt mit ſich ſelbſt, und verliert das edle Gefühl ſeiner Würde aus der Bruſt, die Richtung nach ſeiner großen aufwärts ſteigenden Beſtimmung aus den Augen, und den Stab des Troſtes aus der Hand.

Aber laßt uns zu einer ſchönern und erfreulichern Seite unſeres Textes übergehen. Wenn auf der einen Seite dieſer König alle Mittel aufbietet, um über den wahren Grund einer lange verachteten Sage zur Gewißheit zu kommen, — wenn er eine Verſammlung der angeſehenſten und ſchrifterfahrenſten Männer in Jeruſalem zuſammen beruft, und auf die ängſtliche Frage, wo Chriſtus ſollte geboren werden, die dürftige Antwort erhält: zu Bethlehem, — wenn er, um ſich der Wahrheit zu verſichern, eben ſo armſelig als tückiſch die Fremdlinge zu ſich beruft, jeden Umſtand ihnen ablockt, ſie mit der erhaltenen Auskunft nach Bethlehem verweiſet, ſich wieder Nachricht von dem Erfolg ihrer Reiſe ausbittet, — wie ehrwürdig und einfach edel erſcheinen gegen ihn dieſe Männer! Aller dieſer Umſtände, aller dieſer Geſchäftigkeit und Schlauheit nicht bedürftig, verlaſſen ſie ſtill und unbemerkt Jeruſalem, folgen ruhig dem Wink, der ihnen von der Vorſehung gegeben war, und fanden endlich was ſie ſuchten, und was allen Völkern ein Troſt werden ſollte, in Bethlehem.

Wir knüpfen an dieſen Fortgang der Geſchichte unſere zweite Bemerkung an: Wer mit einfachem Sinn und aufrichtigem Herzen, mit Vertrauen auf die Vorſehung, und mit eigenem Auge Wahrheit, Aufſchluß, Freude, Troſt, und was dem innern lebendigen Menſchen Bedürfniß iſt, ſucht, der findets. Wie der weiſe und erbarmende Vater der Weſen alles, was zum Gedeihen ſeiner Kinder für die Tage ihres Daſeyns gehört, vorbereitend, allvertheilend, nimmer arm und nimmer müde an den Weg legt, — Luft und Waſſer und Licht findet und erreicht jedes an ſeinem Ort und in ſeiner Stunde, und jedes öffnet ſich ſeinem Segen, und wird durch ihn erquickt und geſtärkt. Noch vielmehr iſt der Weiſe und Heilige eingedenk, daß er den menſchlichen Geiſt zu einer unſterblichen Beglückung durch Tugend ins Daſeyn rief, und läßt leuchten das Licht der Wahrheit an allen Orten; und es ſtrömt von ihm Wärme und Segen aus zur Reife jeder ſchönen Geſinnung und That; und wir haben alle einen Sinn für die himmliſche Wahrheit, und ein Herz für ihre wohlthätigen Wirkungen, und ein leiſes, ahndendes und tröſtendes Gefühl für das, was noch unter mancher verhüllender täuſchender Geſtalt für uns verborgen iſt, und was uns erſt die Ewigkeit in ſeiner Klarheit entwickeln kann. — Das Wort von Gott, von dem der innere Menſch lebt, wie der äußere von Brod, iſt, wie Moſes ſeinem Volke ſagt, dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im

Himmel, daß du möchteſt ſagen: wer will hinauf fahren und es holen, daß wir's hören und thun, noch jenſeits des Meeres, ſondern es iſt das Wort faſt nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thuſt.

Möge es nur jedem vernünftigen Geiſte in ernſter, aus dem Strome der verſchlingenden Eitelkeit geretteter Stunde zum innig gefühlten Bedürfniſſe werden, über ſich, ſein Daſeyn und ſeine Beſtimmung, über ſeinen Urheber und das Verhältniß zu ihm, — über ſeine Pflichten und ihren heiligen unzertrennlichen Zuſammenhang mit ſeinen Hoffnungen, zur ſtillen Beruhigung zu kommen! Möge es nur die Frage eines redlichen unbefangenen Herzens ſeyn: Was bin ich, und was ſoll ich und wie kann ichs werden? — nicht die Frage einer unnützen, überall zwecklos herumſchweifenden Wißbegierde, oder einer falſchen vielſeitigen Klugheit, die nicht den Werth ihrer Abſichten nach ihrer Uebereinſtimmung mit der Wahrheit, ſondern die Wahrheit nach ihrer Brauchbarkeit für irdiſche fremdartige Abſichten mißt! So wird Gott der Vater des Lichtes, an dem Himmel voll Nacht um dich her ſchon einen Stern für dich aufgehen laſſen, der dich zur Wahrheit und zum Glauben an ſie, zur Ruhe und zum Troſt führt, und über dem großen Gedanken: Ewige Beſeligung in Tugend, leuchtend ſtille ſteht. —

Und mögen wir's nur erkennen, daß die Wahrheit geräuſchlos, aber nahe genug unter den Menſchen wandelt, und in dem Menſchen wohnt, und ihrer allverſtändlichen Sprache unſere unbefangenen Sinne öffnen!

Aber ach! wie oft ſuchen wir, was uns rathen und ſegnen und tröſten ſoll, in Jeruſalem, und ſiehe es iſt in Bethlehem! Das heißt, wir ſuchens im Geräuſche der Menſchen und unter ihren Künſten; wir fragen Weiſe und Schriftgelehrte, und laſſen uns wägen und wiegen vom veränderlichen Wind menſchlicher Lehren, und es wartet auf uns in der Stille an unbeſuchter Stätte. Es iſt eine göttliche Stimme in uns; ſie ſpricht deſto lauter, je ſtiller und ruhiger es wird um uns her; ſie fordert uns mit unwiderſtehlichem Drange auf, unſerer geiſtigen Natur getreu, das heißt, gut zu ſeyn, und giebt dem, der es iſt, Hoffnung und Glauben, der hoch und ſiegend über dem Schauplatz der irdiſchen Vergänglichkeit ſchwebt. Es liegt eine lehrreiche Tafel vor uns, ſie ſteht auf der Erde und reicht bis an den ſternenvollen Himmel, die Tafel der allverſtändlichen Natur. Sie ruft dem Sinn, der an ihr weilt, mit tauſend und aber tauſend harmoniſchen Stimmen zu: es iſt ein Gott und ein Geſetz der Weisheit, der Ordnung und der Güte; es iſt ein ſtetes reges Fortſchreiten zu ſichern Zwecken. Auch du, o Menſch, mit deinen großen Anlagen ſteheſt auf einer ſolchen Linie,

und

und rückeſt auf ihr durch eine wohl eingerichtete Bildungsſtätte weiter. Zwar unter deinen Füßen beleuchtet jede aufgehende Sonne Gräber, aber über deinem Haupte ruft dir der nächtliche Himmel die Worte Jeſu nach: in meines Vaters Hauſe ſind viele Wohnungen. — Und es reiht ſich an den Faden unſres Lebens ein Zuſammenhang von Erfahrungen, und alle, alle, wenn wir ihren Sinn ihnen abverſtehen wollen, ſprechen die tröſtende Wahrheit aus: es führt uns eine unſichtbare erziehende Hand durch's Leben, hier iſt vorbereitende Anſtalt und irgendwo ſelige Vollendung, und alle wollen uns bilden und läutern für dieſe ſelige Vollendung.

Und es ruft zu dieſem allen eine heilige beſtätigende Stimme aus höhern Welten, die Religion deſſen, den uns Gott geſendet hat. — O, daß wir mit dem reinen Sinn und mit dem unverſchobenen Gefühl ſo innig und lebendig ſie aufnehmen mögen, wie er ſie ausſpricht! —

Laßt uns hier wieder einen Augenblick an unſerm Texte, und zwar an ſeiner ſchönſten Stelle weilen.

Einen neugeborenen König der Juden wollten die Weiſen aus Morgenland huldigend mit Geſchenken beſuchen. Wo anders konnten ſie ihn ſuchen, als in Jeruſalem? Wo in Jeruſalem anders, als

in des Königs Palast? Wie anders dort, als in königlichem Glanze? So glaubten sie, — aber wie tief unter ihrer Erwartung fanden sie alles im verborgenen künftigen Bethlehem! Verdient der den Namen eines Weisen, den keine unscheinbare Aussenseite und kein Vorurtheil in der wahren Schätzung der Dinge irre macht, und der erkennt, daß das Große und Edle und das wahrhaft Königliche nicht in Glanz und Aufwand besteht, und in der bescheidensten Hülle am sichersten gefunden wird, so ruhe auf diesen Männern der ehrenvolle Name: die Weisen aus Morgenland! Sie fielen an dem Ziele ihrer Wallfahrt nieder, und beteten an, und boten huldigend ihre Gaben.

Wir erheben uns wieder von dieser sinnlichen Ansicht. So ist die Religion dessen, den die Weisen besuchten, und die Erfahrung derer, die bei ihr Weisheit suchen, sie trägt das Gepräge von Bethlehem, und nicht von Jerusalem.

Sie bietet dem Witz keine spielende Unterhaltung, der Vernunft keinen Stoff tiefer Untersuchungen, dem Ohr keinen Wohlklang erhabener Sprüche. Sie ist weit entfernt von den ärmlichen Empfehlungsmitteln jeder falsch berühmten Kunst. Sie besteht nicht in äußerm Gepräge; sie übt sich nicht hervordrängend an den Ecken der Gasse; sie bewährt ihre Kraft nicht in übermenschlichen Thaten; sie lohnt auch ihre Freunde nicht mit Gold und

mit der Seligkeit irdiſcher Paradieſe; und darum erfaßt der ihren Geiſt nicht, der nicht mit aufrichtigem Herzen bei ihr die Weisheit ſucht. Aber ſie iſt rein aus der Natur des Menſchen und des edelſten menſchlichen Herzens geſchöpft, und iſt belehrend, erfreuend, tröſtend, für die Bedürfniſſe des menſchlichen Herzens, unter welchem Gewande es ſchlage, berechnet. Sie iſt die wohlthätige Religion des innern verborgenen Menſchen vom Thron bis an den Pflug und bis an den Bettelſtab hinab, die Religion des aufmerkſamen Menſchenſinnes und des vertrauenden Menſchengefühls, die Religion der frommen Gott ergebenen Uebung; und darum erkennt und erfaßt ihren Geiſt der gewiß, der die wahre Weisheit mit aufrichtigem Herzen ſucht. Und wo ſie einkehrt in ein Herz, da bringt ſie mit, was wir alle ſuchen, Weisheit, guten Willen und Kraft zur Tugend, ſtillen Gottesfrieden, und das Unterpfand unſterblicher Hoffnungen.

So ſey unſer Sinn und unſer Herz! O meine Freunde, hier auf dem irdiſchen Schauplatz täuſchender Truggeſtalten, hier an dem dunkeln Weg zum Grabe, — laßt uns oft den zerſtreuten Blick von dem Fernen und Fremden, was uns nichts angeht, zurückziehen auf das, was uns nahe, was uns am nächſten iſt, — auf uns ſelbſt. Laßt uns nicht die erſte Frage, die den vernünftigen Geiſt beſchäftigen kann, zur letzten, und das ernſteſte Geſchäft zum unbedeutendſten machen. Dieſe Ver-

kehrtheit ſtraft mit vieler eitler Mühe, mit vielen ſchiefen Maßregeln, mit vielen verfehlten Zwecken, und am Ende mit einer traurigen Verarmung und Verkümmerung des unſterblichen Geiſtes. — Weisheit zu ſuchen, die wahre, die in Geſinnung und Thaten lebt, das ſey unſere erſte Bemühung, die alles unſer übriges Forſchen herrſchend leite; — wir werden ſie finden. Durch ſie täglich beſſer, edler, ruhiger zu werden, ſey unſer zweites Geſchäft, das ſich ſegnend in alle übrigen verbreite. Und der freudige Glaube an unſere unſterbliche Beſtimmung, der aus beiden hervorgeht, werde der Segen, der alle unſere Freuden heilige, und alle unſere Leiden tröſte. Dazu erleuchte uns die wohlthätige Religion unſeres Erlöſers, und das fromme Vertrauen auf ſie. Sie hat Antwort auf jede redliche Frage, ſie hat Kraft für jeden guten Willen, ſie hat Segen für jeden guten Kampf, und für jeden Unmuth Troſt, und legt uns die Gewährſchaft der Unſterblichkeit in's Grab. Heiliger Vater, erhalte uns das fromme Vertrauen zu ihr, und den unverkünſtelten Sinn für ſie. — Amen.

Predigt

am Feſte der Erſcheinung 1803.

über Matth. 2, 1 — 12.

Gott, du leiteſt das Schickſal unſerer Tage mit weiſer Liebe. Wir wiſſen nicht, was uns gut iſt, aber du verzeihſt thörichte Bitten, und beſchämſt ungeduldige Klagen, und läſſeſt Jeden erfahren, was zu ſeinem Frieden dienet. Laß uns in guten und in böſen Tagen deinen väterlichen Führungen vertrauen, und deine Abſichten verſtehen!

Gott du haſt uns ein heiliges Geſetz des Rechtthuns ins Herz geſchrieben, und dein Sohn hat es durch ein ſchönes menſchliches Beiſpiel verklärt, und mit theuern göttlichen Verheißungen empfohlen. Möge, wenn die Erde bald mit ihren Lockungen und bald mit ihren Drohungen unſer Herz in Anſpruch nimmt, dein Geſetz die Richtſchnur unſers Lebens bleiben.

In kindlicher Ergebenheit, mit dir im Bunde, begleite uns ein gutes Gewiſſen durch das Leben, und ein heiterer Rückblick auf unſere Thaten erfreue uns am Ende deſſelben!

Wir bitten um dieſes Gute, und um deinen Segen zu unſerer Andacht in einem ſtillen V. U.

Text: Matth. 2, 1 — 12.

Was könnte uns, meine Freunde, für unſer übriges Leben weiſer zum Handeln, muthiger zum Dulden, freudiger in Hoffnung machen, als Rückblicke auf das vergangene Leben und auf die Erfahrungen, welche ſich an ihm ſchon angereihet haben. Derſelbe Gott, der bisher unſere Leiden und Freuden, unſere Geſchäfte und Prüfungen, als Mittel einer weiſen Erziehung und Bildung für höhere Zwecke in unſer Leben miſchte, — er waltet noch! Das nämliche Geſetz der Weisheit und Liebe und der vollendenden Ordnung, das bisher unſere Geſchäfte, unſere Freuden und Leiden wog, und mit ihren ſtillen Folgen leitete, — es gilt noch! Es in unſern Erfahrungen kennen zu lernen, ihm zu gehorchen, und ihm zu vertrauen, das wäre unſer großer Gewinn, unſere Weisheit und Ruhe. Oder wäre der Kreis unſerer eigenen und vollendeten Erfahrungen noch zu enge und zu arm für dieſe große Ausbeute, oder wären wir durch die meiſten derſelben zu unachtſam hindurch geeilt, um ſie jetzt noch benutzen zu können, oder wären wir überall in

der eigenen Sache zu befangen, da wo unſer eigenes Wohl und Weh ſo nahe beiſammen liegt, im Glauben, Hoffen und Handeln bald zu vermeſſen und bald zu ängſtlich; — wohl ſo liegt neben dem kleinen noch ein großes Buch vor uns aufgeſchlagen, fremde Erfahrungen, weit um uns her, und weit hinter uns zurück. Derſelbe Gott, der unſere Freuden und Leiden uns ins Leben miſcht, er waltet, (o möge uns dieſer Gedanke Beſcheidenheit und Ruhe gewähren!) — er waltet überall, wo die Sonne leuchtet, und wo ſie in einen erlöſchenden Nebelſtern zuſammenſchwindet. Und das nämliche Geſetz der Weisheit und Liebe, das uns in den heutigen Tag leiſe ſchon die Freuden und Leiden der kommenden knüpft, und den, der ſein achtet, mit jedem Tag zu ſeiner Beſtimmung fortleitend erzieht, es herrſchte ſchon, ehe wir und unſere Namen waren; und ſchon oft und überall und immer hat göttliche Weisheit wieder gut gemacht, was menſchliche Thorheit verdarb, und aus den Leiden, die ſich Menſchen gaben, Wohlthat bereitet.

Eine ſolche Begebenheit liegt in unſerm heutigen Texte zu unſerer Betrachtung vor unſern Augen. Zwar ſie liegt noch in der tiefen Dämmerung der Kindesjahre unſers Erlöſers, nicht in dem heitern Mittagslichte ſeiner höhern Lebensjahre. Aber laſt uns, weniger bekümmert um das Räthſelhafte und Ungewiſſe in ihr, was ſie uns verſchweigt, als um das Lehrreiche, was ſie uns ſagt, die in ihr ent-

haltenen Winke für das Herz und Leben benutzen. Wir werden auf die verschiedenen Menschen, die in ihr mittelbar oder unmittelbar in Berührung kommen, und auf die nächsten Folgen dieser Berührungen unsere Aufmerksamkeit richten.

Stille und mit dem zarten Blick der Liebe an ihrem Säugling, dem Unterpfande großer Verheißungen weilend, so denken wir uns gerne die Maria, in einer dürftigen, und noch in einer fremden Hütte zu Bethlehem, doch eine beglückte Mutter. Der, auf den die frommen Väter hofften, er, den himmlische Boten verkündeten, der die Wunden seines Volks, und wenn sie es recht und ganz verstand, die Wunden der Menschheit heilen sollte, lag, ihrer mütterlichen Liebe und Pflege von der Vorsehung anvertraut, auf ihrem Schooße und an ihrem Herzen, und sie freute sich seines Daseyns und seines zarten Lebens, und ihr Blick auf ihn, und der betende dankende Blick zum Himmel, und das warme andringende Gefühl an ihr Herz war nur eine Wiederholung ihres Lobgesanges: „Meine Seele erhebt den Herrn und mein Geist freuet sich Gottes meines Heilandes." Sie wußte nicht, was für eine schöne Ueberraschung jetzt für sie auf dem Wege war; sie ahndete die erste schwere Prüfung nicht, die im nämlichen Augenblick ihrer mütterlichen Liebe und ihrem Vertrauen auf Gott in dem nahen Jerusalem bereitet wurde. Fragen nicht

ſchon fremde Weiſe aus unbekannter Ferne in Jeruſalem nach dem neugeborenen Könige der Juden? Iſt nicht der Schrecken des Königs bei ihrer Ankunft das erſte Aufſteigen einer ſchweren Wetterwolke, die bald zerſtörend über dem glücklichem Bethlehem ſtehen wird? O es iſt gut, daß ſie es nicht wußte! Jene Augenblicke der ſtillen innern Zufriedenheit und Freude waren durch dieſe Unwiſſenheit noch ihrem Herzen gerettet. Wohlthätig verbirgt uns die freie Vorſehung die Gewißheit der nächſten Zukunft, wie unruhig wir ſie auch oft zu erſpähen wünſchen. Nur der Augenblick der fliehenden Gegenwart, den wir ohne den bittern Nachſchmack der Vergangenheit, und ohne Ahndung der frohern oder trübern Zukunft im ruhigen Herzen genießen, iſt innig und ganz genoſſen. Die größere, reinere Freude der Zukunft ſoll, ſo will es ein gutes Schickſal, uns die kleinere der Gegenwart nicht fade und unwerth machen, ehe ſie genoſſen iſt; und die kleinere, die nachkommt, ſie ſoll wenigſtens durch ihre Ueberraſchung und als Zugabe erfreuen, und dem bereits Gewöhnten neuen Reiz und Werth verleihen. Und das Leid, o es kommt noch frühe genug dem ſchwachen Herzen, wann es kommt, und die Wunde, die es einmal ſchlug, blutet und ſchmerzt hintennach noch lange genug. — Wohlthätig begränzt die treue Vorſehung die lichte Gegenwart vor uns mit Nacht, und legt die Vergangenheit hinter uns in milden Schatten, und begleitet uns von einer ſchönen Blume des Lebens zur andern, wir wiſſen nicht wohin, vielleicht

in einen nahen gähen Abgrund der Leiden. Aber mit fester, ſicherer Hand hilft ſie uns jenſeits wieder hinauf an ein ſchönes Geſtade, wer ſich ihr nicht kleinmüthig oder trotzig entwindet.

Weiſe Fremdlinge aus unbekannter Ferne erſcheinen unterdeſſen in Jeruſalem, und fragen an dem Hofe des Herodes nach dem neugeborenen Könige der Juden. Was ſie ſchon wußten, war ihnen ſo viel, ſie ahndeten noch mehr; höher ſchlug ihr Herz mit jedem nähern Schritt zur königlichen Stadt. Sie erwarteten überall eine freudige Begeiſterung, ein lautes Entgegenkommen ihren Fragen. Aber durch alle Gaſſen von Jeruſalem war es ſo ſtille von der neuen Kunde; und Herodes — erſchrack. Der arme Mann wußte von allem noch nichts. Der üppige verſunkene Mann hatte für alles lang Vermißte und heiß Erſehnte, was der Neugeborene ſeinem Vaterland und der Erde bringen ſollte, in ſeinem Herzen kein Bedürfniß, und darum auch für das Freundliche und Freudige ſeiner Erſcheinung keinen Sinn. Der unwiſſende Mann ſieht neben der Wiege des Kindes zu Bethlehem, deß Reich nicht von dieſer Welt iſt, ſieht in dem neuen herrlichen Reiche Gottes auf Erden nur ſeinen umgeſtürzten Thron. Arme Hirten kehren in der Nacht vom Felde heim, den theuren Gaſt und Ankömmling auf der Erde zu begrüßen, Fremdlinge erſcheinen von unbekannter Straße her mit der Huldigung ihrer Gaben, Engel lobſingen Ehre dem Gott in der Höhe und Friede

auf Erden, und den Menſchen ein Wohlgefallen; oder Herodes — erſchrickt. Kurzer und treffender Ausdruck einer traurigen Wahrheit! Reiſet euch los von dem Glauben an Gott und von dem Vertrauen auf ſeine Verheißungen, ertödtet im ewigen Wechſel und Rauſch der ſinnlichen Ergetzungen ein zartes Gefühl des Herzens nach dem andern, und in der Befriedigung der unerſättlichen Selbſtſucht den feinen Sinn und die reine Freude im allgemeinen Wohl euer eigenes zu erkennen und zu genießen, bauet eure Glückſeligkeit auf den einſinkenden Sand der Erde, und lehnet die ſchwankende an die morſchen Stützen, die mit ihr ſinken; und — die Erde unter euch, und der ſchweigende Himmel über euch hat euerm Herzen der Unruhe und des Schreckens viel, aber keine Freude und Hoffnung mehr.

Und möchte ſich an dieſe traurige Wahrheit nicht auch die zweite noch furchtbarere Wahrheit anreihen: das Nämliche, was den guten Menſchen beſſer macht, macht den Böſen ſchlimmer! Erſchrack Herodes vor ſich ſelber? Ahndet er, was er zu thun noch fähig war?

Heilige fallen zur Erde nieder und beten, Sünder richten ſich von der Erde auf und hoffen, aber Herodes legt ſein Herz in Falten zu einem Betrug, und waffnet ohnmächtig gegen die göttlichen Beſchlüſſe ſeine Hand zum Mord. — Von der Unſchuld zum Leichtſinn, vom Leichtſinn zur Verhärtung in

Uebelthaten. Es zieht ſich zwiſchen dieſer und jenem eine feine unſichtbare Scheidelinie durch das Leben des Menſchen, an welcher er das läſtige Gefühl ſeiner täglichen Verſchlimmerung von ſich abwirft, und von ſeinem guten Engel Abſchied nimmt. Dieſſeits derſelben noch ladet euch alles zur Beſinnung und Beſſerung ein, und führt euch zu Gott zurück, die Natur um euch her, der Freund und der Feind, der Tugendhafte und der Verbrecher, jener durch ſein ſchönes und dieſer durch ſein ſchreckendes Beiſpiel, und mehr als alles euer noch unverlorenes Herz. Jenſeits derſelben iſt alles anders. Ach der Unglückliche hat keinen Sinn mehr für die Spuren der nahen Gottheit in ihren Werken, und hört ihre Stimme nicht mehr im Säuſeln noch im Sturm. Begegnet ihm mit dem Blick des Bedauerns und mit der Stimme des warnenden Freundes, er wird euer ſpotten und euch ausweichen. Ihm lächle ein günſtiges Geſchick, er wird vermeſſener. Ihn treffen die ſtrafenden Folgen ſeiner Vergehungen, er wird durch neue Uebelthaten ihnen zu entgehen ſuchen. Er fühle noch eine ſchwache Regung des Gewiſſens, er wird erſchrecken, um ſie ſo bald als möglich in ſinnlichem Taumel zu tödten und zu begraben. Es iſt eine feine Scheidelinie zwiſchen Leichtſinn und Verhärtung, und Keiner weiß, wo ſie durch ſeine eigene Bahn ſich zieht. Heute, ſo ihr Gottes Stimme hört, ſo verſchließet euere Herzen nicht! Wer iſt ſicher und geborgen vor dem Ueberſchritt, als wer ſo weit als möglich von dieſer

Scheidelinie entfernt bleibt. Jede Unterdrückung des Gewiſſens iſt ein Schritt näher zu ihr. Armer Verblendeter, der du zu vielen Thorheiten noch eine begehen willſt, ſie liegt vielleicht vor deinen Füßen.

Es wäre der Mühe werth, neben die Unwiſſenheit des Königes zu Jeruſalem noch die falſche Weisheit der Hohenprieſter und Schriftgelehrten zu ſtellen. Sie wiſſen wohl, wo Chriſtus ſollte geboren werden. Sie ſagen: zu Bethlehem im jüdiſchen Lande, denn alſo ſtehts geſchrieben im Propheten Micha; und dann gehen ſie wieder, der eine in den Tempel und betet, der andere in die Synagoge und lehrt, der dritte in den Wirbel der Geſchäfte und Thorheiten des Lebens, und keiner — nach Bethlehem. Kalter Geiſt der Weisheit, die über dem todten Buchſtaben ſchwebt, führeſt du dahin, nicht mehr zu erſchrecken, und ſich nicht mehr zu freuen, alles zu wiſſen, und vielleicht nichts mehr zu glauben, für jede Frage eine Antwort, und für keine mehr ein Herz und einen Sinn zu haben?

Aber laßt uns lieber jenen Fremdlingen nachgehen, die unbekannt mit dem, was die Schriftgelehrten zu Jeruſalem wiſſen, etwas im Herzen bewahren, was jene nicht kennen. Von ihrem Sterne geleitet, durch den tückiſchen Rath des furchtſamen Mannes zu Jeruſalem ſelber aus ihrer Verirrung zu ihm zurück geführet, und von dem Inwendigen

in ihnen getrieben, kommen sie nach Bethlehem, und eine arme Hütte zeigt ihnen, was sie in Jerusalem vergeblich gesucht hatten, — den, in welchem allen Geschlechten der Erde Segen bereitet war.

Laßt uns nicht fragen, wer diese Männer waren, oder woher sie kamen! Laßt es gut seyn, was es mit dem leitenden Wunderstern für eine Bewandtniß hatte! Auch dieses gehört zur frostigen Weisheit, die am todten Buchstaben weilt, und nicht bessert noch tröstet. Last uns aus dieser Geschichte das eine Wahre und Lebendige auffassen, und in ihm an Gott unsern Glauben stärken. Wer das Eine, was Noth ist, und was kein Gold, kein Weihrauch entbehrlich macht, die Weisheit zum Leben, von oben, Kraft zur Tugend, Ruhe und Trost, mit Vertrauen auf den, der alles leitet, und mit redlichem Willen sucht, der findets. Es gehört ein treuer Sinn dazu, und nicht viel mehr, Gottes Werk und Willen, um den Weg zu ihm zu finden. Die leuchtenden Leitsterne stehen überall. Aber das wunderliche Menschenherz! Wir vermissen oft so schmerzhaft, wir sehnen uns so lange, wir fordern oft so heftig, und suchen nicht. Aber das eitle Herz! Wir ermüden uns oft Tage lang, und Jahre lang, und ein Leben lang, und suchen, was nicht des Findens werth war, ach, und verlieren oft noch, was wir hatten — uns selbst. Aber das thörichte und ungeduldige Herz! Wir suchen so oft, was uns nahe ist, in der Ferne, — was nur in uns seyn und werden

kann; auſſer uns; kehren nach wenigen mißlungenen Verſuchen muthlos und verdroſſen zurück; oder wir kommen bis nach Jeruſalem, fragen wohl alle Weiſen und Schriftgelehrten umſonſt, und es iſt uns nicht mehr der Mühe werth, oder wir ſind zu ſtolz dazu, noch in das nahe Bethlehem zu gehen. Den die Fremdlinge dort ſuchen und fanden, iſt er nicht auch uns von Gott gegeben zur Weisheit und zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung? Seine Wahrheit erleuchte uns und veredle unſern Sinn; ſeine Liebe erwärme, und ſeine Frömmigkeit verklärе unſer Herz; ſein Friede in uns lehre uns entbehren, was die Erde für uns nicht hat; und die Treue zu ihm bewahre uns das, was die Erde überall nicht hat.

Wir haben zwiſchen den Gräbern hier und zwiſchen den Sternen dort nichts größeres zu ſuchen, als der uns gewähren kann, dem die Weiſen in Bethlehem mit ihren Gaben huldigen. Geehrt in ihrem Vaterlande ſtehen ſie hier im Kreiſe armer Bewohner eines vernachläſſigten jüdiſchen Dorfes an der Wiege eines Kindes, und legen in einer dürftigen Hütte nie geſehene Gaben nieder, als ob es hier ſchon bemerkbar werden ſollte, daß einſt um dieſen Menſchen-Sohn Einfalt und Weiſe, zu einem Glauben, Geringe und Vornehme zu einer Liebe, Arme und Reiche zu einer Hoffnung ſich vereinigen würden. Sie legen ihre Gaben nieder. Aber arme Mutter! Neben dem köſtlichen Golde und neben dem lieblichen Weihrauch liegen auch Myrrhen in deinem Schooß.

Laßt uns doch noch sehen, was aus den bisher berührten Begebenheiten und Zusammentreffungen das Schicksal für Folgen entwickelt. Nicht viel Gutes für den Anfang. *Auf dem Gebirge hat man ein Geschrei gehört, viel Klagens und Weinens;* und es muß zum zweitenmal wahr werden, was irgendwo in einem andern Sinn gesagt ward: *Aus Egypten hab ich meinen Sohn gerufen.* Die Mutter flieht mit ihrem Säugling aus der fremden Hütte im Vaterlande in ein fremdes, nie betretenes Land, und hört hinter sich das Winseln sterbender Kinder und das Wehklagen trostloser Mütter. *Das* entwickelte das Schicksal aus jenen Begebenheiten. Erkennen wir hierin nicht auch etwas von unsern Erfahrungen? In so manchen Ereignissen des Lebens, bei so manchem Wechsel des eigenen und der allgemeinen Schicksale erwartete uns, wo wir auf Freude hoffen konnten, zunächst nur Leid und Klagen; und was wir für Blicke unsrer aufgehenden Sonne hielten, war ein Blitz, dem bald sein schreckender Donner folgt. Woher diese Grausamkeit des Schicksals? Keine Grausamkeit! Unser Schicksal ruht in guten Händen.

Oft ist neben dem Schlimmen, das wir beweinen, das Gute und Bessere, neben dem Verlust sein reicher Ersatz, neben der Klage ihr Trost schon da. Aber freilich das blöde Auge! — durch seine zitternde Thräne sieht es ihn nicht! Aber freilich

das verwöhnte Herz! — was wir noch haben, iſt nicht das, was wir vermiſſen.

Oft geht das Traurige voraus, aber ſein Erſatz, das Beſſere, das wir noch nicht kennen und ahnden, kommt nach, und aus der ſchwülen Tiefe führt uns die Vorſehung durch Gewitterwolken zu lichten Höhen unter einem reinen Himmel. Es iſt gut, wenn ohne Wechſel von Klage und Freude keine Bahn durchs Leben geht, daß das Traurige früher kommt, und bald dem Beſſern Platz macht. Es iſt dies das Eigenthümliche und der Unterſchied der Wege, die Gott uns führt, und derer, die der Menſch vermeſſen ſich ſelber wählt. Ach wir bahnen uns oft durch Freude den Weg zum Schmerz. Aber die Vorſehung bereitet unvermerkt aus dem Schlimmern das Beſſere.

Wars nicht ſo in unſerer Geſchichte? Die Mutter hatte neben der Klage ihren Troſt. Durch die Flucht mit allen ihren Beſchwerden ward ihr Sohn gerettet, und ſie war nur unglücklich, wenn ſie ihn verlor. Wars nicht ſo? Der Jüngling wuchs und ward ſtark im Geiſt, und hat der Menſchheit alles Leiden, was ſie um ihn erduldete, und Gott hat ihm alles Leiden, was er um ſie erduldete, reichlich erſetzt. Verziehen ward dem Schmerz der Mütter, die einſt ſeine Geburt verwünſchten, und ſeitdem iſt durch ſeine Religion und ihre Verheißungen ſo manche Mutter, mancher Sohn, mancher Gatte und

mancher Freund für den Verluſt ihrer Theuren getröſtet worden. Wir tragen ſie mit der Hoffnung: ſie ſind uns nicht verloren, in die Erde, und richten den naſſen Blick vom Grabe, das ihre Hülle verbirgt, zum Himmel auf, der ihren Geiſt zum Bürger aufnahm.

So macht göttliche Weisheit gut, was menſchliche Thorheit verderbte, und bereitet Wohlthat aus den Leiden, die ſich Menſchen gaben.

Der Glaube an ſie verlaſſe uns nicht. Frei von dem Vorwurf eigener, vermeſſener Schritte durch Thorheiten und Sünden bleibe unſer Herz des kindlichen Vertrauens zu ihr fähig und werth. Und wenn dem Pfad unſerer Prüfungen lange nicht die Helle des Ausgangs entgegenſcheint, und unſer Abend herabſinkt, ehe wir ſie hier erblicken, ſo erfreue uns dort der Morgen, der über der Seligkeit einer ſchönern Zukunft aufgeht. Amen.

Predigt

am grünen Donnerstage 1796

über Matth. 27, 15 — 34.

Es iſt noch ein fernes aber ein beglückendes Ziel, das wir in deiner Nachfolge erreichen ſollen, du, der du durch den heißeſten Kampf das Köſtlichſte errungen haſt, unſer Erlöſer und Herr! Wir haben ſie im Vertrauen zu dir betreten, die Bahn, die uns durch Glaube und Liebe zu deines Sieges Herrlichkeit führt.

Sey uns ſtets mit deinem Vorbilde nahe; — mit deiner Leitung, wenn uns Gefahr des Irrthums drohet, — mit der Erinnerung an deine Liebe, wenn Liebe zu dem, was die Erde bietet, uns zurückhält; — mit deiner Hülfe, wenn uns Kraft gebricht; — mit deinem Troſte, wenn zu den Verſuchungen von Innen, auch noch Leiden von Aufen unſere Seele beſtürmen. O es iſt ein ſüßer Troſt, daß du unter

Verſuchung und Leiden zuerſt das Ziel erreicht haſt, und von jenſeits der Dunkelheit, die noch über unſrer Zukunft liegt, uns freundlich zurufſt und alle nachziehen willſt, die dich lieben, und gerne ſeyn mögen, wo du biſt. Laß uns täglich zunehmen, durch Erkenntniß unſrer Schwachheit und durch Vertrauen auf deine Hülfe, durch Eifer dir ähnlich zu ſeyn, und durch Kraft es zu werden, bis wir endlich auch hindurch ſind, und uns freuen mit dir ewiglich. V. U.

Text: Matth. 27, 15 — 34.

Bereits ſtand alſo Jeſus vor ſeinem letzten Richter, dem römiſchen Landpfleger. Bereits hatte Pilatus die Unſchuld des Beklagten und die verdeckte Bosheit ſeiner Kläger geahndet, — und mehr als geahndet. Nach ſeinem römiſchen Gefühl war es kein Verbrechen, ob ſich auch ein Menſch in irgend einem Sinne einen Sohn des Gottes der Ebräer nannte, und nach ſeiner Staats- und Menſchenkenntniß war dieſer Jeſus von Nazareth der Mann nicht, der jemals das Reich ſeines Vaters David aus den Händen des Kaiſers zurückfordern würde. Die wenigen, aber nachdrücklichen Worte, die er Jeſu auf ſeine Fragen abgewinnen konnte, ſein furchtloſer Blick, ſein feſter Ton, und die Beſcheidenheit und Seelenruhe, womit ſelbſt ſein Ernſt und der edle Trotz der mißkannten Unſchuld wieder in die gewohnte Sanftheit und Güte des frommen Menſchen-Sohns zurückkehrte: — Dies, und ſeine Bekanntſchaft mit der Denkungsart der jüdiſchen Prieſter,

die er nicht erſt heute machen durfte, ließen ihn bald in das fürchterliche Geheimniß ſchauen, daß dieſer verdachtloſe Mann irgend womit dem Stolz jener bösartigen Menſchen müſſe wehe gethan haben, und daß er nun als ein Opfer ihrer Bosheit und Rachſucht fallen ſolle.

Gerne benutzt er alſo eine Gelegenheit, die ihm ein disheriges Recht der Ebräer bot, ſich von den aufgebrachten Prieſtern an das gerechtere mitleidige Volk zu wenden: Ihr habt das Recht einen Gefangenen frei zu bitten; welchen wollt ihr, daß ich euch los gebe, den Barrabas oder Jeſum den König der Juden, den man Chriſtus nennt? Aber aus dem Munde des Volks ſprach ſchon in tauſendfacher Wiederholung die Stimme der erhitzten Kläger. Gnade baten ſie für den Mörder, und Tod am Kreuze dem edlen Bekenner der Wahrheit, dem Freund und Wohlthäter ſeines Geſchlechtes. Jeder ſchwache Verſuch, den der Landpfleger noch zu ſeiner Rettung that, machte, da er durch Unſchlüſſigkeit ſeine Schwäche verrieth, das Uebel immer ärger; und ehe er ſein Anſehen wirken laſſen wollte für einen Menſchen, der nichts Uebels gethan, übergab er Jeſum ihren Händen, und die Verantwortung ſeines Blutes ihrem Gewiſſen; und Geißlung des Unſchuldigen, niederträchtige Verhöhnung und gefühlloſe Mißhandlung des Mannes voll feinen, reinen, edlen Gefühls waren dieſer Nachgiebigkeit und Schwäche erſte Folgen.

Laßt uns bei dieſer Begebenheit verweilen, und ſie durch einen aufmerkſamen Blick:

1. auf das Volk,
2. auf den Richter,
3. auf den Leidenden

zu unſerer Belehrung und Erbauung anwenden.

Wenn ihr die Lebensgeſchichte Jeſu zum erſtenmale vernähmet, und nun bis auf den Augenblick gekommen wäret, wo Pilatus den Blick von den Prieſtern weg über das Volk erhebt, und mit einem Ton, der ihnen die Antwort in den Mund zu legen ſchien, ſie fragen hört: welchen wollt ihr, daß ich euch los gebe, den Barrabas oder Jeſum? und ihr kenntet ihn ſchon den edelſten und köſtlichſten, den ein Weib geboren hat, ſeine Gottesfurcht, ſein Herz ſo weich und empfindend für jedes Menſchen Wohl und Weh, ſo offen für jede Klage, ſo thätig zu jeder Hülfe, und ſeinen ſtillen, beſcheidenen geſchmeidigen Sinn, — ihr hättet geſehen, mit welcher Freundlichkeit und Liebe er ihren Kummer ſtillte, ihre Kranken heilte, ihre Todten weckte, ihren Geiſt unterrichtete, und wie ſie ihm nachzogen mit allen ihren Bedürfniſſen und Wünſchen, nah und ferne, und wie ſie ſich um ihn ſammelten, wenn er ſeinen Mund zur Belehrung und zum Troſt öffnete, wie ſie ſich herandrängten, wenn er ſeine wohlthätige Hand über ihre Kranken aus-

ſtreckte, und wie ſie ihm noch im Anfang der nämlichen Woche auf dem Wege von Bethanien nach Jeruſalem mit Palmzweigen und Hoſiarna entgegen wallten, — mit welcher Aengſtlichkeit und Spannung würdet ihr nun auf die Antwort des Volkes warten, mit welchen Wünſchen, mit welcher Hoffnung, daß ſie doch ihren Wohlthäter jetzt, wo ſein Leben in ihrer Hand zu liegen ſchien, nicht verlaſſen, doch jetzt ihre Anhänglichkeit an ihn nicht verläugnen, jetzt ſeine Wohlthaten ihm mit thätigem Danke vergelten würden! — Und ſie baten für den Mörder Barrabas, und hetten keine andern ſehnlichern Wünſche, als den Tod für den frommen Mann von Nazareth!

Zwar es iſt wohl zu glauben, daß mancher Gute unter der zahlloſen Menge ſchwieg mit der Lippe aus Furcht, und mit einer ſtillen unbemerkten oder verſchmähten Thräne bat: Gib uns Jeſum los! Er hat unſern Seelen wohl gethan, er hat unſre Kranken geheilt, und mit freundlichem Engelsblick unſre Kinder geſegnet; und wohl zu glauben, daß mancher, der mit gefühlloſem Herzen: Kreuzige! ſchrie nie dabei war, und nie Theil daran hatte, wenn von ſeinem Finger berührt Blinde ſahen, Lahme gingen, Auſſätzige rein wurden, und wenn den Armen das Evangelium gepredigt wurde, und in arme verwundete Herzen der Troſt und der Balſam des Evangeliums floß. Aber es wäre doch ſchwer zu

begreifen, wie auch nur der gröſsere Theil ſelbſt ſolcher Menſchen, die ihn auch gar nicht kannten, mit ſolcher Kaltblütigkeit und mit ſolcher Beharrlichkeit bitten konnten um die Loslaſſung eines Mörders, den ſie vielleicht eben ſo wenig kannten, und um den Tod eines Unſchuldigen, für den wenigſtens auch noch in dieſem Augenblick ſeine Gegenwart und ſeine ſanfte, unſchuldsvolle Miene ſprach, — ſchwer zu begreifen, wenn uns nicht der Evangeliſt ſelber den Aufſchluß gäbe: die Prieſter aber und Aelteſten überredeten das Volk, den Barrabas loszubitten. So hatte alſo eine fremde Stimme aus ihnen geſprochen, und nie hatte ein wahres, durch Aufmerkſamkeit, Nachdenken und Grundſätze geordnetes und veredeltes Gefühl, ſondern hier Neugierde, da Ueberraſchung, dort Eigennutz, bald Unverſtand, bald Mißverſtand, hier die ungeprüfte Meinung Vieler, und dort die verborgene Abſicht Weniger, die ſich ihrer Schwäche zu bemächtigen wußten, ihre Geſinnungen und Handlungen geleitet. Bei ſolchen Menſchen lagen nur fünf Tage zwiſchen Hoſianna und Kreuzige ihn.

Sehet auch hieran, wie werthlos und nachtheilig die Denkungsart eines Menſchen ſey, der immer dem gegenwärtigen Eindruck und nur dem gegenwärtigen offen iſt, nie ſeine Triebe geprüften Grundſätzen, weder der Vernunft, noch der Erfahrung, noch der Religion unterwirft, nie aus ſich ſelber handelt, nie aus der entehrenden Vormundſchaft jedes Näch-

ſten, der ſeine Schwäche ausgeforſcht hat, und ihm zum Guten oder Böſen rathet, heraustritt, und wenn er ſich unvermögend fühlt ſich ſelber zu beſtimmen und zu beherrſchen, nicht einmal mit Wahl und Ueberlegung ſich einen Rathgeber und ein Muſter ſucht. Selbſt ſeine guten Empfindungen und Handlungen ſind ſo werthlos, als ſeine Böſen, denn ſie ſind wie dieſe eine vorübergehende Wirkung des Augenblicks. Ueber einer unwillkührlichen Rührung freut er ſich ſeines guten Herzens, und vergißt ſorglos alle ſeine Schwächen und Vergehungen; und bei der erſten Gelegenheit zu ſündigen, vergißt er wieder ſeine Rührungen und ſeinen Vorſatz ſich zu beſſern. Er trauert heute mit dem Frommen über die Verirrungen des Leichtſinns, und ſpottet morgen mit dem Leichtſinnigen über den Kampf und Eifer, womit der Edle nach Vollkommenheit ringet, beidemal aufrichtig, wenn ihr wollt, aber doch beide mal nur mit einem abgeborgten Gefühl. Beleidigt ihn, und verloren iſt der Dank für alle eure Wohlthaten. Aber aus ſeinem Auge zürnt kein Gefühl gekränkter Würde. Zeit oder Zufall kann ihn wieder für euch gewinnen, aber ſeine Verſöhnung iſt keine Wirkung edler, billiger Grundſätze, und der Reue nach Uebereilungen. Er ſtiftet wenig Gutes, aber vielleicht unnennbar viel Böſes, glaubt immer gut zu ſeyn, wenigſtens noch auf dem Scheidepunkt zwiſchen Gut und Böſe zu ſtehen, und ſinkt immer tiefer zum Unwerth tugendloſer Geſinnungen herab.

So handelt der Mensch ohne Grundsätze. Unsere Geschichte stellt uns euch einen Mann auf, der Grundsätze zu haben scheint, und sie nicht befolgt.

Ihr habt bemerkt, wie es kämpfte in der Seele des Pilatus, zwischen dem Menschen und zwischen dem Landpfleger, zwischen gutem und bösem Willen, zwischen Muth, die Unschuld zu beschützen, und zwischen staatskluger Bedenklichkeit, um eines einzigen unbekannten Menschen willen, einer ganzen Priester- und Rathsversammlung gegen den Sinn zu handeln. Die Unschuld des Beklagten sprach so laut für ihn, aber der Haß der Priester und die Wuth des Volks noch lauter gegen ihn. Seine Gemahlin hatte ihn so warnend gebeten: habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten, aber die Priester hatten ihm so drohend gesagt: Läſſest du diesen los, so bist du des Kaisers Freund nicht. Lange steht er gleichsam mit sich selbst und diesen Menschen im Handel, lange bis er sich entschließen kann, zu sagen: Nehmet ihr ihn hin, und tödtet ihn.

Es liegt etwas von gutem Gefühl in der Seele des heidnischen Weltmanns, das aus der Seele des jüdischen Priesters lange verbannt war, und in der Seele Manches, der: Kreuzige! schrie, nie schien gewesen zu seyn. Er hatte einige merkwürdige Minuten der Aufmerksamkeit und Unterhaltung mit

Jesu gewidmet. Es war ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick, wo er sehr gerührt, sehr betroffen, fast geneigt schien, sich seiner mit Ernst anzunehmen, und den Mann, wie er noch keinen sah, näher kennen zu lernen. O wenn du gewußt hättest, Pilatus, wer es ist, der mit dir redete, du hättest ihn mit einer andern Absicht und einem andern Ton gefragt: was ist Wahrheit? und hättest deine Unschuld an seinem Blute durch mehr als eine unnütze Ceremonie bewahrt, und hättest durch die Bekanntschaft dieses einzigen, dieses Königs der Wahrheit, mehr gewonnen, als dir der Haß der ganzen Judenschaft, und selbst die Ungnade deines Kaisers nehmen konnte!

Abermal ein warnender Beweis, meine Zuhörer, wie nahe oft die Vorsehung einem Menschen die Gelegenheit zu seinem Heile legt, und wie leicht und wie schnell sie verwahrlos't ist, und wie ungewiß, ob und wann sie wieder kommt, und wie leicht ein Mensch auf der nämlichen Stelle, und an der nämlichen Gelegenheit ein Verbrecher wird, wo er, so meinte es die Vorsehung, Gottes Gnade, der Menschen Dank und seines Gewissens belohnenden Frieden erwerben konnte. Pilatus tritt in der Leidensgeschichte Jesu auf, wie eine vorüberwandelnde Erscheinung; wir wissen kaum etwas von ihm aus frühern oder spätern Augenblicken. Aber haltet ihrs nicht für möglich, daß er noch einmal in seinem Leben, vielleicht in den letzten Augenblicken seines

Lebens, nur mit einer andern Empfindung des Herzens, und mit dem Ausdruck einer andern Stimmung des Geiſtes, ausrief: was iſt Wahrheit? — und kein Menſch konnte ihm antworten. Blutig trat alsdann das Bild des Einzigen, der's ihm einſt würde geſagt haben, vor ſeine Seele, und ohne Schonung und Erbarmen ſagte ihm dann ſein Gewiſſen: du haſt ihn gemordet, das iſt Wahrheit! O bewahret euch vor ähnlichen, wenn ſchon minder ſchauerhaften Empfindungen, ſie ſind gleichwohl die traurigſten des Lebens. Nehmet mit ſorglicher Aufmerkſamkeit jede Gelegenheit zu eurer Belehrung, Beſſerung und Heiligung wahr, an der euch die Vorſehung oft ſo nahe hinführt. Sie ſendet euch noch manchen Lehrer der Wahrheit! Die guten Rührungen, die oft ſo unwillkührlich, wie von Gottes lebendigem Odem eingehaucht, eure Seele durchſtrömen, unterdrücket ſie nicht; ſie kommen vielleicht ſo zur rechten Stunde, ſo lebendig und innig und kräftig nicht mehr zurück; ſo leicht macht vielleicht das Herz dem Geiſte den Sieg über das Fleiſch in euerm Leben nicht wieder. Die leiſe warnende Anſprache des Gewiſſens, weiſet ſie nicht zurück; es hat euch etwas zu ſagen, was ihr eine Stunde ſpäter vielleicht zu ſpät erfahrt, und immer ſpricht es freundlicher vor als nach. Die Belehrungen und Ermahnungen der Religion, die euch in dieſer Stimmung eures Geiſtes, in dieſem Alter eures Lebens, in dieſer Lage eures Schickſals entgegen kommen, verachtet ſie nicht; ihr würdet ſie ein andermal nicht

mehr so gut verstehen, sie würden euch nicht mehr so tief und wirksam in die Seele greifen. Auch gibt uns die Vorsehung noch manchen andern Anlaß, die Kostbarkeit und Wichtigkeit des Augenblicks wahrzunehmen. Ihr könnt heute einen Unschuldigen retten, einen Leichtsinnigen warnen, einen Elenden erquicken. Auf was wollt ihr warten? Morgen ist vielleicht die Unschuld verrathen, der Leichtsinnige ein Verbrecher, der Elende verschmachtet. Die Geschichte des Landpflegers kann uns noch von einer andern Seite wichtig werden.

Wenn Pilatus sich und die Juden recht kannte, so mußte er während seines unschlüssigen Schwankens, und trotz seines Widerstandes gegen die Forderungen der letzten, sichs zum Voraus sagen können, daß er am Ende den Unschuldigen doch überantworten wird. Aber so handelt der Mensch, so täuscht er sich mit seinen eigenen Gefühlen. Er ist so gut als entschlossen, das Schlimmere zu thun. Aber noch thut er aus unwiderstehlichem Drang oder zum Schein der Vernunft und dem Gewissen die Ehre an, ihre Meinung auch zu hören. Er handelt noch eine Zeitlang mit sich selbst um Recht und Unrecht; kämpft noch eine Zeitlang, schwach genug um das, was am Ende doch geschehen soll, sich nicht zu sehr zu erschweren. Es ist, als ob er sich noch einmal schmeicheln wollte mit der Ueberzeugung, daß er das Böse nicht aus Mangel an Gefühl für das Gute begehe, als ob er sich durch dieses Wenden

und Drehen, die Beruhigung abtäuschen wollte, daß er das Seinige gethan, und am Ende einer übermenschlichen Versuchung mit menschlicher Schwäche erlegen sey, als ob er Entschuldigungsgründe gegen nachfolgende Rügen des Gewissens sich sammeln wollte. Umsonst! Pilatus that das und jenes und nichts entscheidendes, wählte alle Mittel und nie das rechte; schlüpfte gewandsamer zwischen seinen eigenen Gefühlen und Grundsätzen, als zwischen den Ränken und Forderungen der Juden durch, und glaubte nun — unschuldig zu seyn an dem Blut des Gerechten? O gerade unter diesen Umständen, wenn dies Blut noch einmal auf sein Herz und in sein Gewissen fiel, so fiel es heiß und schwer, und ob er sich siebenmal des Tags gewaschen, und siebenmal bezeugt hätte: ich fand keine Schuld an ihm, so grub es sich doch immer tiefer und brennender bis in seine innerste Empfindung ein.

Ihr habt gesehen, wie das Volk ohne Grundsätze, und Pilatus gegen seine Grundsätze handelte. Ihr würdet bei der ganzen Geschichte die Gegenwart Jesu kaum bemerken, wenn ihr nicht wüßtet, daß es seine Geschichte ist. So stille sieht er der leidenschaftlichen Verhandlung zu, die ihm Leben oder Tod gilt; so ruhig erwartet er sein Schicksal von dem Ausspruch eines gerechten Richters, oder von den Händen seiner zum Tode erbitterten Feinde; so voll war seine Seele der Ueberzeugung, daß kein Mensch Macht hätte über ihn, wenn sie ihm nicht

von oben gegeben worden wäre, und daß er hier noch, wie in seinem ganzen Leben — er hatte es in seinem Leben so oft erfahren — unter der unmittelbaren Leitung seines Vaters stehe, die ihn schon so eigene Wege, und allemal zum Segen, geführt hatte, die ihn nicht, auch im Tode nicht, sinken lassen, auch im Grabe nicht vergessen konnte. Voll hingegebenen Vertrauens, und unbedingten Gehorsams folgte er nun dieser leidenden Hand auch tiefer hinein ins schauerliche Dunkel. Sollte er auch noch durch die bittersten Leiden, die eines Menschen Empfindung zerreißen können, geprüft werden, und sollte auch über seinem Grabe erst die Stimme ertönen: er war der Anfänger und Vollender eures Glaubens, so hatte er ja seinem Vater Gehorsam gelobet bis zum Tode, und bis zum blutigen Tode am Kreuz.

Darum ist er so stille und ruhig. Ihr hört keine Vorwürfe über Mißhandlung und Undank. Der gerechteste Vorwurf, wo er nicht mehr bessern kann, ist Streben ohnmächtiger Rache; er aber stellte es dem heim, der recht richtet. Keine Vertheidigung seiner Unschuld an den Pilatus; — er erkannte sie ja. Keine Beweise seiner göttlichen Sendung an die Juden; — sie wollten sie ja nicht erkennen. Ueber den Augenblick hinaus, wo nach eigener Ueberzeugung alle Vertheidigung nichts mehr helfen kann, spricht nur noch Kleinmuth und Todesfurcht unwillkührlich aus dem Menschen fort. Aber der Mann

voll Seelenſtärke, der Gegenwart des Geiſtes bis ans Grab, und jenſeits des Grabes noch eine Hoffnung hat, Jeſus von Nazareth blickt zum Himmel und ſchweigt. So hört ihr auch keine Verſuche, das Mitleiden des Volks oder des Richters durch Flehen zu gewinnen. Er hätte durch jede Bitte der Rachſucht ſeiner Feinde ein neues Opfer gebracht, und ſeine Würde erniedrigt. Eine Nacht früher hatte er zu Gott gebetet: Iſts möglich ſo gehe dieſer Kelch von mir, doch nicht wie ich will, ſondern wie du willſt. Von Menſchen hatte er nichts mehr zu bitten.

So ſtille und ruhig ſteht er da, und ſiegend durch ſeine Ruhe über die Verlegenheit ſeines Richters und über die Bosheit ſeiner Kläger. Wenn ihr ihn, eh' er ſein Haupt zum Tode neigt, noch einmal werdet reden hören, ſo wird er beten zu ſeinem Vater um Vergebung für ſeine unwiſſenden Peiniger; ſo wird er mitten unter eigenen Schmerzen, mit dem zarten Gefühl eines Sohnes ſorgen für das hülfloſe Alter ſeiner Mutter, ſo wird er einen Unglücklichen, der neben ihm leidet, mit dem Troſte der Unſterblichkeit vor den Schrecken des Todes bewahren; ſo wird er noch einmal ſeufzen aus der Tiefe ſeines Herzens, aber zu Gott. Es wird noch einmal ein unſichtbarer Engel ſeine Unſchuld und ſein Glaube ihm in der Todesſtunde den Kelch der Stärkung reichen, und dann wird er mit zurückkehrender Seelenruhe Gott wieder Vater nennen, und den ſcheidenden müde gequälten Geiſt ſeines Vaters Händen befehlen, auf daß ſein Tod ſey wie

ſein

ſein Leben, Ausdruck des kindlichſten Vertrauens, und der erhabenſten Seelengröße, und der ſanfteſten Tugend, durch welche Gott einen Menſchen zum Herrn und Heiland über ſeine Brüder adeln konnte.

Vergeſſet einen Augenblick, daß ihr Chriſten ſeyd, und alles, was ihr dem, der ſo duldete, zu verdanken habt. Stellet ihn in euern Gedanken nur als Menſchen, ganz ſo arm und verlaſſen wie er war, vor den Richterſtuhl des vornehmen Statthalters, und zwiſchen die Kreiſe der andächtigen Prieſter, und des unüberſehbaren Volks, und fragt euch ſelber, und geſteht es euch: wo iſt Seelenadel? wo iſt Menſchenwürde? wo iſt Tugend, die eure Liebe, Huldigung und Nachahmung fordert? welchem von allen möchtet ihr gleichen, und wenns Leiden und Tod koſtete, an welches Stelle wünſchet ihr zu ſtehen? mit welchem möchtet ihr in der Stunde des Todes ſeine Empfindungen theilen, und vor den treten, der da recht richtet? Iſts nicht alſo, — mit Jeſu von Nazareth?

Erinnert euch wieder, daß ihr Chriſten ſeyd, und vor dem Namen deß, der ſo duldete, die Kniee beugt, und freut euch ſeiner ausgeprüften Tugend und des Sieges, den ſeine Unſchuld vor Gottes Richterſtuhl und auf eurer Wagſchale über die Bosheit ſeiner Feinde errang.

Freuet euch ſeiner und lernet von ihm, Wahr-

heit und Gerechtigkeit zu euerm Heiligthum machen, durch Glauben an Gott eure Tugend auf die Stunde der Verſuchung und euern Muth auf die Tage des Leidens ſtärken, lieben und beten, wenn ihr Unrecht leidet, daß euch Gott nicht an euern Feinden rächen, aber durch ihre Beſſerung euch für ihre Kränkungen tröſten möge; es iſt des Chriſtenthums und der Tugend, es iſt ſelbſt der Menſchenliebe eures Erlöſers höchſte beſtandene Probe.

Lernet von ihm, durch ein tugendreiches, heiliges Leben, Ruhe des Gewiſſens im Buſen jedem Schickſal, das die Ferne der Zukunft noch vor euch verborgen hält, entgegentragen, im tiefſten Seelenleiden an Gott euch halten, und im Kampfe des Todes den Preis der Unſterblichkeit ergreifen. Amen.

Predigt

am grünen Donnerſtage 1797.

über die Leidensgeſchichte.

Unſere Andacht, o Gott, begleitet den heiligen Dulder Jeſus Chriſtus zu ſeinem Gerichte und in ſeinen Tod. Anbetend bewundern wir ſeine Größe; dankend huldigen wir und ergeben uns ſeiner Liebe; heiliger Ahndungen voll freuen wir uns ſeines Sieges, und aus unſerm Herzen entſteigt der Wunſch: ach daß wir auch ſo gut und ſo ſtark wären, wie er!

Dieſen Geiſt der Liebe, dieſen Sinn des Vertrauens und der Hingebung an dich, Vater! die Erde und ihre Weisheit kann uns ihn nicht einflößen. — Heilige du uns in deiner Wahrheit! Erhalte uns durch ſie zwiſchen den Verſuchungen des Lebens

auf der richtigen Bahn, auf der uns Jeſus vorangewandelt iſt! Bewahre uns durch ſie zwiſchen den Stürmen des Lebens aufgerichtet und unerſchüttert, bis wir auch überwunden haben. Und wenn einſt das Ende unſers Pilgerweges ſich in das Grab verliert, ſo reiche uns die Hand zum letzten, bangen, frohen Schritt hinüber ins Vaterland, das uns ſein Tod eröffnet hat. V. U.

Text: Abſchnitt aus der Leidensgeſchichte.

Die Stunde war gekommen, die Jeſu während ſeines frommen Lebens ſo oft vor den Augen ſchwebte, und alles Leiden, all der Jammer mit ihr, deſſen Ahndung einſt ſein Herz ergriff, wenn er auf ſeinem ſtillen Gange nach Jeruſalem die Thürme der Stadt erblickte, die ihre Propheten tödtete, und ſteinigte die zu ihr geſandt waren. Siehe, (ſo ſprach er noch wenige Tage früher zu ſeinen Jüngern), wir ziehen hinauf nach Jeruſalem, und des Menſchenſohn wird den Hohenprieſtern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und ſie werden ihn verdammen zum Tode, und werden ihn überantworten den Heiden, zu verſpotten und zu geißeln und zu kreuzigen. —

Ihr habt einen Theil der traurigen Erfüllung dieſer Worte in unſerm Texte vernommen, und in ſchauerliche Tiefen menſchlicher Bosheit, und auf traurige Schwächen des menſchlichen Herzens, und an einer erhabenen Größe menſchlicher Tugend hinauf geblickt.

Frevelhafter ward noch nie der Schein religiöſer Gewiſſenhaftigkeit zur Verläugnung der boshafteſten Tücke und zum Beweggrund der gewiſſenloſeſten Rachſucht mißbraucht, als jetzt, wo die frommen Prieſter Gottes, [ſo wollten ſie ſcheinen,] und die treuen Väter des Volkes den als einen Gotteslästerer bei dem Volke verdächtig und verhaßt zu machen ſuchten und dem Tode widmeten, der mit der ſichtbaren Weihe der Gottheit in Wahrheit, Gerechtigkeit und Gnade unter die Menſchen getreten war, und geſund machte an Leib und Seele, und ſuchen und retten wollte, was verloren war, aber ein Gegenſtand ihres Haſſes und ihrer Verfolgung, weil er ſchärfer, als ſie es ertragen konnten, in ihre Seele blickte, und muthiger, als ſie von einem Menſchen befürchteten, ihren Stolz, ihren Eigennutz, ihren Betrug mit dem rechten Namen nannte, und durch ſeinen einfachen geraden Sinn und Wandel, durch ſeine ſtille unverdächtige Gottesfurcht, durch ſeine herzliche, offene Liebe, ihre verſteckte Denkungsart, und ihre gewundene Handlungsweiſe furchtbarer als durch die treffendſte Schilderung hinter dem künſtlichen Schleier hervor an das Licht zog und beſtrafte.

Feiler dem Betruge, und verworfener in Undank und Gefühlloſigkeit, zeigte ſich das menſchliche Herz noch nie, als jetzt, wo ſelbſt das nicht beleidigte, aber oft mit Wohlthaten geſegnete Volk von der Rachſucht und Mordluſt ſeiner Verführer mit ergriffen ward. Einſt hatte er ihren Bedürfniſſen,

Befriedigung, ihren Kranken die Geſundheit, und ihren Todten das Leben geſchenkt. Ihr Freund und Retter zu werden, ihrem Verſtande Licht, und ihrem Gewiſſen Ruhe, und ihrem Herzen Kraft zur Tugend und Troſt zu den Leiden des Lebens zu verſchaffen, war ſeines Herzens köſtlichſtes Gefühl, ſein Gedanke in der Nacht, und am Tage ſeine Arbeit. Und ſie ſchienen ihn zu verſtehen und ſeine Liebe, wenn ſie jetzt ihm nachzogen mit ihren Wünſchen und Bekümmerniſſen nah und ferne, jetzt mit leiſer Aufmerkſamkeit ſeiner Lehre horchten, jetzt mit lauten Geſtändniſſen ausriefen: du biſt Chriſtus, des lebendigen Gottes Sohn! Aber armer Wohlthäter deiner Brüder, empfange nun in der Stunde deines Gerichtes ihren Dank für deine Liebe. Sie haben keinen König denn den Kaiſer, und darum haben ſie für dich ſchuldloſen, heiligen, wohlthätigen Menſchenfreund keinen Wunſch, als den Tod.

Wie ſchwach gegen Zumuthungen und Ungeſtümm, wie unentſchloſſen zwiſchen Grundſätzen und Umſtänden, wie ohnmächtig bei ſeinem eigenen beſſern Gefühl und Willen zeigt ſich endlich der römiſche Landrichter, in deſſen Macht es am Ende immer noch ſtand, den Beklagten zu kreuzigen und loszuſprechen! Ob und in welchem Sinne ſich irgend ein Menſch den Sohn des Gottes der Ebräer nannte, bekümmerte ihn wenig. Daß dieſer Menſch der Herrſchaft des Kaiſers über das jüdiſche Volk nicht gefährlich ſeyn konnte, ſah er wohl ein. Es

hatte der Blick der heiligen Unschuld und der erhabenen Seelengröße aus dem Antlitze Jesu nicht umsonst an seine besseren Gefühle gesprochen. Und er kannte die Priester. Darum wünschte er Jesum zu retten. Aber er wollte den Haß der Vornehmsten des Volks und die Verantwortung eines sichtlich angelegten Aufruhrs nicht auf sich laden. Nach mehreren mißlungenen Versuchen hofft er selbst noch durch das letzte grausame Mittel der Geißelung die Rache der Erbitterten zu befriedigen, und das Mitleid der Kühlern für den Unschuldigen zu gewinnen. Aber umsonst! Sie kannten auch ihn. O sie wußten seine Schwächen zu umstricken und zu benutzen; sie wußten seine Staatsgrundsätze ins Spiel zu ziehen, und gegen die Grundsätze der unbefangenen Gerechtigkeit zu gewinnen, sie wußten selbst durch seine Unentschlossenheit die Leiden des Verfolgten zu dehnen und zu vermehren. Sie wußten endlich durch das trotzige Wort: läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht! und durch einen Fingerzeig auf die immer bedenklicheren, ungestümeren Bewegungen des Volks die letzten guten Regungen seines Gefühls darnieder zu schlagen, und dem unselbstständigen Manne das Todesurtheil über das Haupt des Schuldlosen abzutrotzen.

Laſſet uns wegblicken von dieſen Denkmälern der Verworfenheit und Schwäche, auf ein Bild, in welchem ſich die Menſchheit im tiefſten Leiden, und in ihrer erhabenſten Größe zeigt!

Mit blutenden Wunden bedeckt, angegriffen und zerschnitten in seinen innigsten, lebendigsten Gefühlen durch Verspottung und Hohn, durch falsche Anklage, durch die boshafteste Verdrehung seiner heiligsten Worte, und Vereitlung seiner wohlthätigsten Absichten, stand Jesus da, einsam und verlassen im wogenden Sturme, er, den erst noch die Menge mit Hosianna und Palmzweigen umringte, dem einst anbetend die Engel dienten, jetzt verlassen von Menschen und von Engeln, nur von sich selber nicht, und von seinem Gewissen und von seinem Glauben nicht, der über Menschengerichte und über Tod und Grab in die Ewigkeit hinausreichte Ihr seht ihn nicht mehr handeln; denn er erkannte die Stunde, in welcher sein Gehorsam, den er Gott gelobt hatte, sollte bewähret werden durch den blutigen Tod. Ihr höret ihn wenig mehr reden, aber noch eben genug, um beurtheilen zu können, ob es Verzagtheit und bange Todesfurcht war, die seine Lippen schloß, oder ob mit lichter, lebendiger Gegenwart des Geistes ein großes Herz sich schweigend in seine Gefühle und in sein Bewußtseyn und in seine Hoffnungen einhüllete. Er hatte seinen Verräthern und Anklägern nichts mehr zu sagen. Gott, du weißt es! dachte seine Seele. Selbst seinem Richter gibt er auf die Frage: von wannen bist du? die Wahrheit nicht Preis, die er nicht versteht, für die sein schwaches in Staatsbedenklichkeiten verflochtenes Herz keine Gefühle hat. Nur seinem vornehmen Trotze: weissest du nicht, daß ich Macht habe, dich zu kreuzigen,

und Macht habe, dich loszulaſſen? antwortet er mit ruhiger, beſcheidener Würde: du hätteſt keine Macht über mich, wenn ſie dir nicht wäre von oben herab gegeben; und nur von den wenigen Edlen, in deren Auge er noch des Mitleids tröſtende Thräne erblickt, ſcheidet er mit dem Wort der warnenden Liebe: Ihr Töchter von Jeruſalem, weinet nicht über mich, mein Kampf naht ſeinem Ende und ſeiner Vergeltng, aber weinet über das Unglück, das euch und euern Kindern bevorſteht. — So im Gefühl ſeiner Unſchuld über die niedrige Bosheit ſeiner Ankläger und Feinde erhaben, ſo im Glauben an Gott triumphirend über die Menſchenfurcht und über den feigen Trotz ſeines Richters, ſo im Gedränge eigener zahlloſer Leiden noch ergriffen vom Mitgefühl des Jammers, der über Jeruſalem bevorſtand, wandelt er mit ſeinem Kreuze hinaus den Weg zum blutigen Tode; — und ihr werdet ihn ſterben ſehen, noch mit einem Sinn der Liebe, noch mit einem Muth zum Tode, noch mit einem Blick zu Gott im brechenden Auge, der allein ſeines edeln Lebens werth war, — ihn, den auf dieſem Wege nur ein ſolches Herz bis an den Scheidepunkt zur Ewigkeit begleiten konnte, und der die Wahrheit ſeiner Bekenntniſſe und ſeines Charakters gegen Anklagen und Richterſprüche, und ſeine Widerkehr ins Leben gegen Tod und Grab verbürgte.

Glaubet ihr, meine Freunde, daß der feſte, ver-

traute Blick, mit welchem Jesus in den Stunden der ruhigsten Gefühle, im innigen, harmlosen Umgang mit seinen Freunden, und mitten unter dem Hosianna seiner Verehrer diesem Schicksale entgegen sah, und die Hoffnungen, welche sich dann in die Wehmuth seiner Empfindungen mischten, und die Ueberzeugungen, in welche seine Hoffnung aufstrahlte, und die Grundsätze, welche durch seine Ueberzeugung genährt wurden, — glaubt ihr, daß ihn diese zum Sieg in der Stunde des gegenwärtigen Kampfes und zum unerschütterten Muthe, als Pilatus die Hände wusch, gestärkt haben?

Laßt uns von ihm lernen, mit welchem Sinne auch wir uns auf jede Zukunft vorbereiten, mit welchem Troste gestärkt wir unser schwaches Herz dem Grabe entgegen tragen mögen.

Weise und wohlthätig liegt zwar unsrer künftigen Tage Leid und Freude hinter den nächsten Bildern der Gegenwart vor uns verborgen, und einen halben Schritt vor unserm Auge verhüllt schon eine dämmernde Zukunft unsern Lebenspfad, und die lieblichen Gefilde, und die steilen Felsenhöhen, über welche er sich fortwindet, und sein fernes oder nahes Ende. Dank sey der Vorsehung, die unsern Blick auf diesen engen Gesichtskreis einschränkte. Nur einer war stark genug, seiner Leiden ganze, gewisse Last am guten Tage in das ruhige Aug zu fassen, sie mit fester Hand zu wägen, und zu sprechen: Ich kann und will sie tragen!

Aber wollten wir darum eine wohlthätige Absicht der Vorsehung nicht verſtehen und nicht benutzen, die hier unſere Bekümmerniſſe durch den Troſt der Hoffnung lindern, und dort, wo wir keines Troſtes bedürfen, uns vor ſicherem, vermeſſenem Sinn durch Beſorgniſſe verwahren wollte, — nicht auf das uns bereit halten, was nur kommen kann, eben darum, weil es kommen kann, — nicht an den unbekannten Augenblick unſers gewiſſen Übertrittes in die Ewigkeit gedenken, eben darum, weil das Gewiſſe in dem Unbekannten verborgen liegt? Wenn Leid und Freude in einer undurchſchauten Zukunft auf uns warten kann, wollten wir doch hier das Mögliche aus dem Sinne ſchlagen, weil es noch ungewiß iſt, und doch dort auf das Ungewiſſe rechnen, weil wirs für möglich halten? Laßt uns oft mit Jeſu ſagen: Siehe wir gehen hinauf nach Jeruſalem!

Wenns euch wohl iſt im Umgange mit Menſchen, die euch lieben, die euern Kummer mit Troſt verſüßen, und eure Freuden durch herzliche Theilnehmung erhöhen, wenn im Anblick weiſer, edler, von Gottesglauben und Tugendliebe entflammter Menſchen euer Herz ſich erlabt, und euer Glaube an die gute Menſchheit ſich ſtärkt, haltet ihn feſt dieſen Glauben, Gott läßt ihn nicht zu Schanden werden. Aber vergeßt nicht, daß auch andere Menſchen ſind, die andere Gefühle haben, die vielleicht bei eurer Freude trauern und zu euern Thränen la-

chen können. Wenn euer Glück und eure Ruhe feste steht, wenn Zufriedenheit und Genüge und Ueberfluß euch umgibt, wenn im Schooße eurer Familienliebe, heilige Freuden euer Herz durchströmen, und eure letzten und kühnsten Wünsche erfüllt sind, genießt sie mit Dank die gute Stunde, die Gott euch gönnt, aber vergeßt nicht, daß der Himmel Sturm und Blitze, und die Erde des Ungemachs und der Gefahren viele, und für das, was euch das liebste ist, offene Gräber hat. Auf der lichten, freien, frohen Höhe eurer Wallfahrt, wenn der Balsam der Gesundheit und Kraft euch durchströmt, blickt immerhin hoffend nach denen hinab, die noch in der weitesten Entfernung, nah am äussersten Rande vor euch her wandeln, — aber schaut auch zurück! Es hängt schon manche Todtenkrone hinter euch am schwarzen Kreuze!

Diese weisen Erinnerungen gewähren einen nahen, natürlichen Vortheil. Ununterbrochene Ruhe schläfert ein in Sicherheit, und Sicherheit erschlafft das Herz, und nächst den Widerwärtigkeiten und Prüfungen kann nur das Andenken an Widerwärtigkeiten, und die Erinnerung, daß selbst Freuden nur Prüfungen sind, seine Wachsamkeit und Stärke erhalten. Und nur das Unerwartete überrascht, und nur das Ueberraschende betäubt den Sinn, und wirft den Muth darnieder. Kann aber selbst unter dem Druck der Leiden der, welcher sie duldet, allmählig zur Fassung und Ruhe zurückkehren, wie sollte nicht

das Andenken an ſie uns zum gefaßten, ruhigen Empfang derſelben vorbereiten?

Aber der Gedanke an das, was kommen kann, und der Blick auf das, was über alles Zweifelhafte hinaus gewiß, und noch am äußerſten Ziele bald kommt, lohnt auch mit einem andern höhern Segen.

Er wird die Erinnerung an eure Pflicht und den Eifer ihr treu zu ſeyn in eurer Seele erhalten, zur Nüchternheit im Genuſſe euch führen, und gegen die Verſuchungen im Gefolge deſſelben euch ſchützen. Euer Leben in ſeinem gehaltvollſten Werth als zugemeſſene Vorbereitungszeit zur Ewigkeit zu ſchätzen, Augenblicke zu guten Thaten zu nützen, ſo lange ihr Augenblicke habt, gut zu ſeyn und beſſer zu werden, Gottes Gnade, frommer Menſchen Segen und Liebe, und eures Gewiſſens Ruhe euch zu verſichern, und dieſe unentreißbaren Güter mitzunehmen, wenn alles zurück bleibt, und ferne fleucht, wird dann euer Grundſatz und eure Weisheit ſeyn. Ein ſolches Herz nahm Jeſus mit ſich aus dem Jordan in die Wüſte, und durch alle Verſuchungen des Lebens bis nach Golgatha, und bezeichnete ſeine kurze Lebensbahn, je gäher ſie ſich abwärts ſenkte mit guten Thaten, und ſprach: ich muß wirken, ſo lange es Tag iſt, es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann, und ſtellte ſich oft in heiligen Mitternächten vor Gottes Gericht, und bebte dann nicht, als er

vor dem Richterſtuhle der Menſchen ſtand und ſein Todesurtheil anhörte.

Euer weiſer frommer Wandel und eures guten Gewiſſens Ruhe wird dann die Ueberzeugung in eurer Seele befeſtigen, daß nicht eigene Thorheit und nicht fremde Bosheit es war, ſondern Gottes verborgene Weisheit und Vaterliebe, wenn auch in Nacht und Blitze verhüllt, die euch eure Wege führt. Laßt dann den Leichtſinnigen und Vermeſſenen troſtlos zagen, wenn ihn auf bahnloſer verlorener Weite ein Sturm ergreift. Laßt den, der an Gott verzagt, am ſchwachen Stabe menſchlicher Hoffnung ſchwanken, und haltet ihr euch feſt an der ſtarken Hand, die euch hinauf an die ſteilſten, ſchwindelnden Höhen, und wieder hinab an den glitſchenden Rand des Abgrundes führt, und haltet ſie feſt, — ſie wird euch nicht ſinken laſſen, ſie wird euch, ihr ahndet vielleicht nicht wie bald und wie froh, auf ebenem ſicherem Weg hinausführen. Jeſus kniete in der Nacht vor dieſem Morgen auf der Erde und betete: Vater dein Wille geſchehe! In dieſem Sinne ſah er ſeine Leiden an, und darum wandelte er, noch ſo ruhig wie einundzwanzig Jahre früher an ſeiner Mutter Hand, aber auch noch ſo fromm und gut, jetzt zum letztenmal nach Jeruſalem auf das Feſt, und von dem Feſte in ſein Gericht, und aus dem Gericht zum Tode.

Mit dem Glauben an Gottes weiſe Führungen wird ſich dann noch, wenn ihr ihnen auf der

Erde keine Zwecke mehr zu finden wiſſet, der Glaube an die Forthauer an einem beſſern Orte, und an den verborgenen Zuſammenhang des Lebens hier mit der nahen Ewigkeit, und an höhere Zwecke der Gottheit, die ſich hier nur vorbereiten und dort nur erreichen laſſen, tröſtend vereinigen. Es ſind dem, der Gott vertraut, und ihn im Gewitterſturme wie im Frühlingswehen erkennt, nicht die ſchlimmſten und nicht die bangſten Stunden, in welchen der unglückliche Zweifler ſich von ſeiner letzten Hoffnung ſcheidet, und der Spötter aus ſicherer Ferne euch zuruft: Wo iſt nun euer Gott! Erſt alsdann, wenn aller falſche Schimmer verſchwunden iſt, der noch über irdiſchen Ausſichten lag, wenn das letzte Lämpchen menſchlicher Hoffnung vor dem frommen Dulder auch noch verliſcht, und Finſterniß, wie im Grabe, ihn deckt, fällt in ganzer, nie empfundener Reinheit und Stärke, der Strahl einer ſchönern Hoffnung aus der Ewigkeit in ſeine Seele herab. Dankend, betend faßt er ihn auf und hält aus im guten Kampf bis an das Ende, und ſiegt im letzten Sturm und geht zu Gott. Alſo lag es in der großen Seele Jeſu beiſammen, da er zum letztenmale nach Jeruſalem ging: Siehe wir ziehen hinauf gen Jeruſalem, und des Menſchen Sohn wird den Hoheprieſtern und Schriftgelehrten überantwortet werden, und ſie werden ihn verdammen zum Tode, und werden ihn überantworten den Heiden, zu verſpotten, und zu gei-

ſeln, und zu kreuzigen; und am dritten Tage wird er wieder auferſtehen. Mit ſolchen Empfindungen der Wehmuth und des Troſtes beiſammen, kündigte er ſeinen Lieben die nahe Trennung an: Kindlein, ich bin noch eine kleine Weile bei euch, aber ich gehe zum Vater. — Er gieng, und immer tiefer drang in ſeinen Buſen der Schmerz, und immer feſter wand ſich um den Schmerz die Hoffnung, bis — er ſich auflöſete in Todesruhe, und ſie in die Wonne der errungenen Vollendung. —

Mitgenoſſen ſeiner Leiden
Sind wir; — einſt erndten wir auch Freuden
Mit ihm dem Ueberwinder ein.
Laßt uns kämpfen, laßt uns ringen,
Mit unſerm Haupt hindurch zu dringen,
Und ſeiner Freuden werth zu ſeyn.
Er, unſre Zuverſicht,
Verläßt die Seinen nicht.
Wir ſind ſtille.
Die Gott vertraun,
Sie werden ſchau'n,
Wie herrlich er die Seinen führt. Amen.

Predigt

am grünen Donnerſtage 1801

über Joh. 19, 14 — 16.

Vater unſres Lebens, wir glauben es, die Vorbereitung für unſere große Beſtimmung ſey, was dein allmächtiger Wille uns hier zu leiden, und dein heiliger Wille uns hier zu wirken, und was dein weiſer Wille uns hier zu tragen beſtimmt hat. Wir glauben es, und verkennen die heilige Stimme in unſerm Innern nicht, die uns zur ernſten Erfüllung unſerer Pflichten ruft, und für ſie deinen Segen verbürgt. Und mit dem Blick der Hoffnung ſchauen wir deinem Sohne nach, der in Freuden und Leiden, und überall in guten Thaten deinem Willen gehorſam in den Himmel gieng; — und daß auch wir unſerer Pflicht getreu, wie er, wachſam in der Verſuchung, ſtandhaft in der Gefahr, ein gutes Gewiſſen an das Ziel unſers Lebens retten mögen, iſt unſer Gebet. Dazu heilige uns die

fromme Liebe zu dir, — dazu ſtärke uns das Vertrauen auf dich, und dein guter Geiſt bewahre und vollende uns. A. U.

Text. Joh. 19, 14 — 16.

So war es denn ausgeſprochen das Urtheil, das den ſchuldloſeſten und edelſten Mann der fürchterlichen Willkühr boshafter Menſchen, und der mordgierigen Rachſucht ſeiner unverſöhnlichen Feinde preisgab. Er war, wenigſtens ſcheinbar, wenigſtens für dieſen Augenblick, errungen und vollendet der Sieg, um welchen die Bosheit gegen die Unſchuld, der Stolz gegen die Demuth, die Selbſtſucht gegen den Edelſinn, der verſchworene Bund aller Laſter gegen die Tugend und der Satan gegen den Himmel kämpfte. Er ward errungen gerade da, wo die verfolgte Unſchuld gegen den Uebermuth und die Uebermacht ihrer Feinde die letzte Zuflucht und den ſicherſten Schutz und ſiegende Rettung finden ſollte, — gerade da, wo ein einziges ernſtes Wort des Mannes, der Macht hatte zu kreuzigen und los zu laſſen, hinreichend war, ein wohlthätiges Leben ſich ſelbſt und der Menſchheit, die ſein ſo ſehr bedurfte, zu erhalten und zu ſichern. Aber Pilatus überantwortete Jeſum, daß er gekreuziget wurde!

Wenn ihr auch gerne und mit aller Billigkeit es zugebet, daß dem römiſchen Landpfleger die ſtille

Tugend des frommen Menſchenſohns und ſelbſt die lauten Zeugniſſe derſelben nicht ſo bekannt waren, als ſie ſeinen Anklägern ſeyn mußten, und wenn ihr mit Billigkeit es zugebet, daß ihm Jeſus weder als Sohn Gottes, noch als der längſt vermißte und erwartete Troſt der Menſchen, ſo wichtig und werth ſeyn konnte, als er ſeinen Anklägern ſeyn ſollte und uns allen iſt, ſo behält doch euer Menſchengefühl und euere Achtung für Unſchuld, und Recht und Geſetz noch eine ſchwere Anklage gegen ihn. Er war von der Unſchuld Jeſu überzeugt oder konnte es ſeyn. Er ſollte ihn retten und es war in ſeiner Macht. Ihr habt Recht! Und wie in der kurzen Leidensgeſchichte Jeſu faſt jeder Zug menſchlicher Verwilderung und faſt jede menſchliche Schwäche in einem eigenen Bilde, und jede menſchliche Tugend und die höchſte Seelenſtärke in dem einzigen Bilde Jeſu lebendig in Handeln oder Dulden vor uns erſcheinen, ſo geht auch heute Pilatus an unſern Augen vorüber.

Das Bild der nachgiebigen Schwäche gegen eigene Ueberzeugung von Pflicht und Recht. — Laßt uns

1) daſſelbe näher betrachten, und alsdann
2) was wir gefunden haben, zu unſerer Befeſtigung im Guten anwenden.

„Da überantwortete er Jeſum, daß er gekreuziget wurde.“ Denkt ihr bei dieſer

Handlung des Pilatus an einen leichtſinnigen Menſchen, der unbekümmert um den Werth und die Folgen einer Handlung thut und geſchehen läßt, was mag, der ohne Gefühl und Grundſätze und ohne Ueberlegung unbekümmert geſchehen läßt, was geſchehen mag, oder an einen Menſchen, der ſelber im Solde des Laſters, ohne Achtung für Recht und Pflicht, zur Begünſtigung jedes Frevels feil iſt, oder an einen Menſchen, der aus eigenem Intereſſe ein Feind der Unſchuld und Tugend zu ihrer Unterdrückung freudig die Hände bietet, ſo thut ihr ohne Zweifel dem Pilatus unrecht. Pilatus hat eine ſchwere Stunde. In ſeinem ganzen Betragen leuchtet ſichtbar genug die Verlegenheit, und ein guter Wille die Unſchuld zu retten im Kampfe gegen die Bedenklichkeit der Umſtände hervor. Er iſt bekannt mit der ganzen Denkungsart und Handlungsweiſe der jüdiſchen Rathsherren und Prieſter, und bei dem Anblick Jeſu, den er zum erſtenmal ſah, und während der kurzen Unterredung mit ihm nicht ohne Sinn für die ſtille Unſchuld, die aus ſeinem Blick und aus ſeinen Worten und ſelbſt aus ſeinem Schweigen ſprach, und nicht ohne Achtung für ſie. Staatsklug und ſtaatsbedenklich windet er ſich auf alle Seiten, und verſucht alle Mittel, die ihm ſeine Klugheit bietet, und ſeine Klugheit erlaubt, entweder das ganze verdrießliche Geſchäft von ſeinem Richterſtuhl abzuweiſen, oder zu Gunſten der Unſchuld zu entſcheiden. Erſt weiſet er ſie ab mit dem Beſcheid,

nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach eurem Geſetz, wohl bekannt mit den engen Schranken ihres Geſetzes. Dann erklärt er frei und gerecht: Ich finde keine Schuld an ihm. Dann ſchickt er Jeſum an den Herodes, in deſſen Gebiet er heimiſch war, und legt ſelbſt noch das zweideutige und unwürdige Betragen deſſelben zu Gunſten des Beklagten aus. Dann wendet er ſich von der Hartherzigkeit der Prieſter an das Mitleiden des Volks und bietet ihnen zur Gewahrung eines alten Rechts die Loslaſſung des gebundenen Jeſus an. Und noch in den kurzen Worten unſers Textes weiſet er auf den ſtillen, ruhigen, verdachtloſen, auf den ſchon eine lange Nacht und einen langen Morgen mißhandelten und müde geplagten Menſchenſohn, den keine bedenkliche Bewegung des Volks, kein gefährlicher Anhang, den nur das ſtille Gebet und die Thränen weniger guten Seelen begleiteten, und ſcheint in den Worten: Sehet das iſt euer König, entweder, wo möglich noch ihr Mitleiden, oder das verſtummende Geſtändniß von der Grundloſigkeit ihrer Anklage, und tiefe Beſchämung, daß ſie einen ſolchen Menſchen mit einer ſolchen Klage vor ſeinen Richterſtuhl bringen konnten, erregen zu wollen. Und da auch dieſer Verſuch nichts fruchtete, ſteigt er durch eine feine Wendung unerwartet zum bitterſten, verachtenden Spott in der Frage: So ſoll ich denn euern König kreuzigen? Das that der römiſche Landpfleger.

Aber der nämliche Landpfleger wußte denn doch wohl, daß er nun einmal unter dieſen Leuten lebe und mit ihnen leben müſſe. Der nämliche Landpfleger mochte wohl manche geheime Urſache haben, den Frieden mit dieſen Leuten zu erhalten, an die ſie einander nicht zu erinnern nöthig hatten. Der nämliche Landpfleger hatte den pochenden Trotz gehört: Läſſeſt du dieſen los, ſo biſt du des Kaiſers Freund nicht! Und er fand denn doch, daß das Leben eines armen verlaſſenen Iſraeliten, den ſeine eigene Nation verdammte, kein Preis für die Aufopferung ſeiner Ruhe in Jeruſalem und ſeiner Gnade in Rom ſey. „Da überantwortete er ihnen Jeſum, daß er gekreuzigt würde."

Pilatus war nicht boshaft, aber ſchwach. Jeſus war ihm nicht, was dem beleidigten Stolz der Prieſter, zu groß, zu tugendhaft und gefährlich, aber zu unbedeutend. Pilatus war zu edel, das Nämliche zu wollen, was die Juden, aber unedel genug, das Nämliche zu thun. Und was dachte er wohl, als er zur Bezeugung ſeiner Unſchuld vor den Augen des Volks ſeine Hände wuſch? Ich habe das Meinige gethan.

Haben wir durch dieſe kurze Zeichnung des Charakters, der Lage, des Betragens des Pilatus und ſeiner Gründe dazu, ihn vor dem partheiloſen Richterſtuhl euerer Vernunft und euers Gefühls

angeklagt oder gerechtfertiget? Haben wir ihn nicht gerechtfertiget, ſo ſey die reine Ausbeute unſerer Betrachtung die lebendige Ueberzeugung, daß kein laues, natürliches Geneigtſeyn zum Guten, ohne Muth und Beharrlichkeit es zu erfüllen, kein mißliches Verhältniß, wohin die Vorſehung oder eigene Wahl und Unvorſichtigkeit uns verſetzte, kein Gut, das wir verſcherzen, und kein Ungemach, das wir uns bereiten könnten, und keine Unbekanntſchaft mit der Wichtigkeit der Sache, in welcher wir uns entſcheiden ſollen, die Verletzung einer Pflicht rechtfertige; und das Vorbild Jeſu Chriſti, der ſeinem Vater gehorſam war bis zum Tod, und der Sieg, den ſein Gehorſam im Tode errang, ermuntere und ſtärke uns zur Erfüllung unſerer Pflicht.

Nicht der gute Wille, ohne Ernſt und Muth ihn auszuführen, und nicht ſein Widerſpruch gegen die Verletzung einer Pflicht rechtfertiget die Verletzung der Pflicht. Was iſt das, was wir guten Willen nennen, ohne Ernſt und Muth? Oft iſt es nur eine natürliche, angeborne oder durch Erziehung und zufällige Umſtände angeeignete, an ſich verdienſtloſe Neigung. Aber handelt der Menſch mit Entſchuldigung, wenn er ſogar gegen ſeine eigene Neigung nicht das Gute, ſondern das Böſe wählt? Wird er ein andermal die Stärke der ſinn-

lichen Natur zum Bösen mildernd in die Rechnung mit seinem Gewissen nehmen können, wenn er diesmal selbst ihre Stärke zum Guten so leicht besiegt? So handelte Pilatus, und überantwortete Jesum, daß er gekreuziget würde.

Was ist das, was wir guten Willen nennen, ohne Ernst und Muth? Es ist oft, da wo der Mensch im Kampf mit der Versuchung liegt, nur das klare unverwirrbare Bewußtseyn von Recht und Gesetz, und die starke unvertilgbare Anerkennung unserer Verpflichtung dazu, und nichts mehr. Und was der Mensch im Gefühl eines langen innern Widerspruchs mit sich selber so gerne für den Kampf seines guten Willens gegen die äussere Versuchung hält, armer Sterblicher, wie täuschest du dich! — es ist der traurige, schon gewonnene Kampf deines eigenen bösen Willens gegen dein besseres Bewußtseyn und Gefühl. Aber ist es Entschuldigung gegen besseres Bewußtseyn, und im Augenblick desselben, und im Gefühl seiner Stärke das Schlimmere zu thun? Und wird es ein andermal dein Trost seyn, daß du in der Uebereilung fehltest, wenn es diesmal dein Trost ist, daß du in der Ueberlegung fehlst? So handelte Pilatus, und überantwortete Jesum, daß er gekreuziget würde.

Aber die Umstände, in denen ich bin und leben

muß, dieſe häuslichen und bürgerlichen Verhältniſſe, dieſe Obliegenheiten des Berufs, dieſe Bedürfniſſe des Lebens, dieſer vielſeitige Verkehr mit Menſchen, und die große Nothwendigkeit, und die eben ſo große Kunſt alle Rückſichten in der Regel einer Handlung zu vereinigen, wie ſchwer, wie unmöglich machen ſie oft die unverletzte Treue gegen die Pflicht, und wie verzeihlich ihre Verletzung?

Es iſt wahr, jeder Menſch ſteht an ſeinem Ort und in ſeiner Stunde, die ihm zum Daſeyn gegeben ward, vielfach abhängig von Ort und Zeit und Umſtänden, durch Schickſal, Bedürfniß oder Wahl in irgend einer, und jeder in ſeiner eigenen und vielleicht täglich in einer veränderten Verbindung mit Menſchen und mit Dingen auſſer ſich, von der er ſich nicht löſen kann und ſoll. — Und laßt uns gerecht ſeyn, jedem Menſchen macht ſein Verhältniß, wie einfach es auch ſey, und ſein Schickſal, einen Theil ſeiner Pflichten zur ſchweren Probe. O die Noth der armen Hütte nie durch unerlaubte Mittel erleichtern, fordert Kraft des Menſchen, der ſie bewohnt, wie es Kraft fordert, in den Wohnungen des Ueberfluſſes und im Kreis der winkenden Freude, die Nüchternheit des Geiſtes und die Beſonnenheit zu bewahren. Und dem armen Verkannten, den ein einziger freundlicher Menſch beſucht, geht es ſo nahe ans Herz, dem einzigen aus Gewiſſenhaftigkeit eine Bitte zu weigern, als dem Vielbefreundeten, mit gutem

Gewiſſen ſeinen Freunden allen gefällig zu werden. Und dem armen Verlaſſenen, der keinem Menſchen Dank für eine Wohlthat ſchuldig wird, mags ſchwerer ſeyn, den liebenden Sinn für eine ihm fremde gewordene Menſchheit zu behalten, als dem Begünſtigten es wird, vielen Wohlthätern dankbar zu bleiben.

Aber was iſt dieſer Kreis und Zuſammenhang von Umſtänden, wohin jeden Schickſal, Bedürfniß und Wahl geſetzt hat? Es iſt die Schule unſerer Tugend, der Wirkungskreis für unſere Pflicht, die Vorbereitungsſtätte für unſere höhere Beſtimmung, von einer heiligen Vorſehung uns bereitet, und für den Reichthum oder die Armuth unſerer Kraft mit Weisheit und Güte erweitert, oder begränzt; und die Verſuchung hier und das Entgegenſtreben da, und dort die Gefahr, und überall die vielfachen Forderungen an das arme Herz, und die großen Forderungen des Herzens an ſich ſelbſt ſind, weiſe vertheilt und zugewogen, die Aufgaben der väterlichen Erziehung, an denen unſer frommer Sinn ſich entwickeln und läutern und bewähren, und unſere Kraft zu einem großen himmliſchen Beruf ſich üben und ſtärken, und unſer Muth ſich prüfen, und unſer Vertrauen auf Gott durch die Erfahrung beſtätigt werden ſoll, daß ſeine Kraft in den Schwachen mächtig iſt. Und hat es nun Entſchuldigung, die Gelegenheit zur muthigen Uebung der Pflicht nicht benutzen, weil es die Gele-

genheit iſt, und in der Prüfung ſeiner Kraft für höhere Zwecke nicht beſtehen, weil es die Prüfung war, und das Vertrauen wegwerfen, weil es durch Erfahrung ſollte geſtärkt werden? So Pilatus, als ihm die Gelegenheit zur edelſten und heiligſten und freudigſten That des Menſchen und des Richters ward, einen verlaſſenen Gerechten gegen ſeine Verfolger zu ſchützen; — ſo überantwortete er die Unſchuld an die Bosheit, daß ſie gekreuzigt wurde.

Aber es iſt ja nur ein in ſich und in ſeinen Folgen unbedeutender Fall, (ſo ſagt man ſich noch), indem ich mich, einmal nur, gegen die ſtrenge Pflicht für den Vortheil entſcheide. Armer Sterblicher, der du ermeſſen willſt, was wichtig ſey in einer Welt, wo im großen, verborgenen Zuſammenhang der Dinge das Nächſte an das Fernſte in leiſen Berührungen hinüber reicht, und wo das Kleinſte nur der Anfang zum Größern iſt, und eine noch ungeahndete Zukunft mit ihren Freuden und Leiden, mit ihren Tugenden und Verbrechen, aus der Gegenwart geboren wird. Dein großes Geſchäft iſt es, nicht die Folgen der Dinge und die Schickſale der Welt zu berechnen und zu leiten, ſondern mit Vertrauen auf die ewige Vorſehung das Deinige zu thun, darzureichen in deinem Glauben Tugend, und in der Tugend Beſcheidenheit, und in der Beſcheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und

in der Geduld brüderliche Liebe. Aber auch so dachte Pilatus: es war ein armer verlassener Israelite, den seine eigene Nation verdammte! Aber um den armen, verlassenen Israeliten blutete das Herz einer tiefgebeugten Mutter. Aber um den armen Verlassenen weinten eilf trostlose Freunde. Aber auf den armen Verlassenen und sein Mitleiden wartete nah und ferne noch so manches blinde Aug', und noch so manches verschlossene Ohr, und so manche gebundene Zunge. Und in dem armen Verlassenen hätte er den Wohlthäter einer großen noch ungebornen Menschheit, und den Stifter euerer Ruhe, und den Erzieher euerer Tugend, und euern Trost im Sterben getödtet und begraben, wenn Gottes ewig weisen Rath und Willen menschliche Richtersprüche vereiteln könnten. —

Nicht der gute Wille, ohne Ernst und Muth ihn auszuführen, und nicht sein Widerspruch gegen die Verletzung einer Pflicht rechtfertiget die Verletzung der Pflicht. Amen.

Predigt

am grünen Donnerſtage 1803

über die Leidensgeſchichte.

Es iſt eine ernſthafte und durch manche Erfahrung beſtätigte Wahrheit, die uns, o Gott, das Schickſal deines Sohnes lehrt: Die Erde hat der frommen Tugend ihre Vergeltung nicht! Es iſt eine troſtreiche Wahrheit, die uns ſeine Religion und der Ausgang ſeines Schickſals verkündet: Ein beſſerer Ort bewahrt der frommen Tugend ihre Vergeltung auf. O daß uns der freudige Glaube an dieſe Wahrheit nicht verlaſſen möge, wenn uns unſer Schickſal ſchmerzhaft an jene erinnert! Dein Geiſt regiere uns, daß wir im eigenen guten Herzen und in einem ruhigen Gewiſſen das Unterpfand deines Beifalls und unſerer beſſern Anwartſchaft bewahren und an das Grab bringen mögen. Lehre uns leben, wie Jeſus gelebt hat, fromm und gut, daß wir

auch die Stunden der Prüfung ertragen mögen, wie er, und vollenden, wie er vollendet hat.

Dazu heilige uns auch heute dein Wort und unsere Andacht. Wir beten um deinen Segen. V. U.

Text: Abschnitt aus der Leidensgeschichte.

Es war eine lange Reihe schmerzhafter Gefühle und schwerer Erfahrungen, durch welche der Erlöser seinem Tode entgegen ging, als ob er alle Leiden des Lebens, eh' er das seinige endete, noch empfinden sollte. Die Trennung ohne Abschied von den Freunden seines Herzens war vorüber und lag hinter ihm. Einer hatte ihn noch umarmt, wohl heiß und glühend, aber nicht von Liebe, sein Verräther, und einer begegnete noch einmal seinem Blick, aber nicht um ihm den letzten Dank, und gute Nacht aufs Wiedersehen zum Troste mitzugeben, Petrus, der ihn verläugnete. Doch auch das war vorüber. Die Priester und Rathsherren, wohl bekannt mit der Rechtschaffenheit und dem Adel seiner Gesinnungen und Absichten, hatten bereits die nichtswürdigsten Klagen aus dem Munde falscher erkaufter Zeugen gegen ihn angenommen, und verdammten ihn als einen Gotteslästerer und Frevler am heiligen väterlichen Gesetz. Das war die Huldigung, mit welcher, wie man glauben muß, der aufgeklärteste und gebildetste Theil der Nation, den edelsten

ihrer Bürger, den tugendhafteſten Menſchen, den thätigſten Freund und Wohlthäter ſeines Vaterlandes, den gewiſſenhafteſten Verehrer und ausgezeichneten Liebling der Gottheit ehrte. Um ſie und ihn her wogte auf dem Weg zum römiſchen Statthalter eine zahlloſe Menge des Volks, immer größer ward der Zulauf, immer lauter nach jeder gütlichen Vorſtellung des Statthalters das Loſungswort dieſes Tages: Kreuzige, kreuzige ihn! Es war wohl Mancher unter ihnen, der ihn einſt gehört hatte, vielleicht gerührt ward, wenn er lehrte und ermahnte, und ſeine Zuhörer gerne zu guten und frohen Menſchen gemacht hätte; Mancher, der ihm einen guten Rath, eine Wohlthat, einen geretteten Freund verdankte; Mancher, auf den er mit einem Wort der guten Ermahnung und mit einer Wohlthat vergeblich gewartet hatte. Aber — Kreuzige ihn! das war der Dank, womit ſie ſeine Wohlthaten und ſeine Liebe bezahlten. Pilatus erkannte ſeine Unſchuld, und ſchien geneigt für ſie zu handeln. Aber ſein Herz kannte er nicht; den Adel ſeiner Geſinnungen, ſeine Tugend, ſeine Großmuth, ſeine Verdienſte und Aufopferungen, und alles was ihn in den Augen eines Römers groß und ehrwürdig machen konnte, das kannte er nicht, und hatte keinen Muth ihn gegen die Rachſucht ſeiner Feinde in Schuz zu nehmen. Er ſah nur einen armen unbedeutenden Menſchen vor ſich ſtehen, einen von

den vielen, die an jedem Gerichtstag vor den Schranken erſchienen, und verächtlich genug ſchon, weil er ein Jude war. Der beſte von ihnen war in ſeinen Augen geringer Aufmerkſamkeit werth. So wahr wurde es auch in dieſem Augenblick und auch in dieſem Sinne, was geſchrieben ſteht: Seines Volkes Miſſethat mußte er tragen. Pilatus zieht die Hand zurück und gibt ihn der Rachſucht ſeiner Feinde preis. Das war die Gerechtigkeit, die ein Dritter und Unpartheiiſcher, der nie eine Wohlthat vom ihm genoſſen, und nie eine Kränkung von ihm erlitten hatte, der Unſchuld wiederfahren ließ.

In einem viel leichtern Maße, doch immer noch ſchmerzhaft genug machen wir alle, meine Freunde, ähnliche Erfahrungen, oder ſie erwarten uns noch, und manchem redlichen Bekenner Jeſu fällt es in den Stunden ſeiner Prüfung ſchwer, aber auch wieder tröſtend an das Herz, was er ſelber ſagte: Dem Jünger wirds nicht beſſer, als ſeinem Meiſter. Euer unſchuldigſtes Wort, euere beſte That, euere wohlgemeinteſte Abſicht kann von Menſchen mißdeutet werden; oft wird ſie es von Fremden, deren Stolz oder Eigennutz ihr zu nahe kamt, nicht ſelten von denen, welchen ihr Freude und Segen durch euere That bereiten wolltet. — Die Wohlthaten des liebenden Menſchenfreundes, o ſie finden überall zum Empfangen

pfangen eine offene Hand, aber nicht überall ein offenes dankbares Herz, und leicht verſchwindet ihr Andenken mit den letzten Spuren des Schmerzes, den ſie heilten. — Endlich die ſtille, beſcheidene Tugend, manche gute That, im Vertrauen auf Gott und mit Liebe ohne Geräuſch verrichtet, wird von Menſchen nicht bemerkt, oder ſie wird es, aber nicht erkannt, ſie wird erkannt, aber nicht geehrt, weil auf dem edlen Thäter ein Vorurtheil ſeiner Familie, ſeines Volks, ſeines Standes, vielleicht ſeines dürftigen Kleides liegt, und das beſcheidene Verdienſt muß unbeſcheidenen Anſprüchen weichen.

Möchten wir doch auch dieſe ähnlichen Erfahrungen und Schickſale ſo zu ertragen wiſſen, wie Jeſus. Aber welche bittere, unruhige, ſtürmiſche Gefühle durchziehen alsdann unſere Bruſt, und empören das Herz, und zucken in den Mienen! — und er war ſo ruhig. Wir klagen, wir murren oft gegen Menſchen, leicht gegen Gott, machen Vorwürfe, die nur beleidigen, nicht verſöhnen, werden in unſern Urtheilen über Menſchen unbilliger und härter, als wir ſollten; — und er blickte ſo ſtille. Wir laſſen die Hand ſäumend ruhen auf dem guten Werk, das kein Dank belohnt, oder ziehen ſie unmuthsvoll zurück; — und er, durch ein Leben voll Wohlthaten von Undank bis ins Grab verfolgt, benutzt noch auf dem kurzen Weg zu ihm die flehende Gelegenheit, und ſpricht, wo er nicht

mehr handeln kann, hier noch ein Wort der sorglichen Warnung an Jerusalems weinende Töchter, dort ein Wort des Trostes in das bebende Herz eines Unglücklichen, der mit ihm ins Grab schaute, betet für seine Feinde, die keiner Warnung und keines Trostes empfänglich sind, und wartet auf keinen Dank. Und wir, wenn wir uns von Menschen verlassen, zurückgestoßen, verfolgt sehen, auf die wir rechneten, wenn wir keine Hülfe finden, wo wir einst Hülfe leisteten, keinen Trost, wo wir trösteten, dann werden wir so unruhig und bange um unser Schicksal, wissen nicht mehr, was wir von der Vorsehung glauben sollen; — und er weiß es so gut. An der Hand, die ihn am Tage seines Lebens führte, und zu den Thaten seines Berufes stärkte, geht er jetzt auch zu den Leiden seines Berufs gestärkt, in die Nacht, die vor ihm liegt, und weiß, daß er seinen scheidenden Geist in den Händen seines Vaters an einen guten Ort heimweiset.

O, daß wir von ihm lernen mögen, was es ist, das gegen Bosheit und Undank und Verkennung diese Seelenruhe erhält, und diese Geistesgröße nicht sinken läßt!

Den redlichen Verehrer Gottes und Menschenfreund tröstet gegen die Ungerechtigkeit, die ihm widerfährt, seine Unschuld, das Zeugniß seines guten Gewissens,

das richtiger urtheilt, und lauter ſpricht, als der Menſchen Tadel und Lob, und mit euch geht von ihren Augen weg in eure Einſamkeit, und bis in die letzte und ernſthafteſte, wo auch eure Freunde weinend ſtehen bleiben, und euch nachſchauen auf dem dunkeln Pfad, der aus dem Leben führet. Dieſer Engel kam vom Himmel und ſtärkte den Erlöſer in dem Kampfe mit ſeinem Leiden, und verließ ihn nicht mehr. Sie verdammen mich als einen Gotteslästerer zum Tode. Nein, ich habe dich verkläret mein Vater und das Werk vollendet, das du mir gegeben haſt. Ich ſoll das Volk irre geführt haben! Nein, ich habe zu mir gerufen, die mühſelig und beladen waren, und habe ſie erquickt. Kreuzige, rufen ſie über mich! Wohl, ich bin umher gegangen, und habe wohlgethan und geſund gemacht. Zum König hätte ich mich aufgeworfen! Ich bins, aber mein Thron iſt nicht auf dieſer Welt. So fühlte und dachte er, und mitten in dem Sturm, der von allen Seiten ihn umtobte, war in ſeinem Herzen Ruhe. Denn er war kein Gotteslästerer, und kein — Empörer.

Doch, ſo denken wir vielleicht, gerade das, was uns tröſten ſoll, das Gefühl, daß wir Unrecht leiden, iſt es, was uns ſo ſchmerzhaft wehe thut, und wofür wir Troſt bedürfen. Wahr! und

doch, wie die nämliche Sonne brennt und erquickt, und das nämliche Gewitter verheert und befruchtet, ſo hat auch dieſer Schmerz ſeinen Balſam in ſich, den, daß der Freund des Guten nicht mit Recht leidet. Oder wünſchet ihr, wenn ihr das Schickſal Jeſu ertragen müßtet, es mit einem andern Gewiſſen zu ertragen als er? Wünſcht ihr, um jeglichen Vorwurf ruhiger zu ertragen, die böſe That begangen zu haben, die die Bosheit euch andichtet, oder zu euerm ſchönſten Werk der niedrigen Abſicht euch bewußt zu ſeyn, die gekränkter Neid argwöhnt, und der Leichtſinn nachſpricht? Reut euch das Werk der frommen Menſchenliebe und die Freudenthräne, mit der ihr es gedeihen ſaht, weil kein Dank es lohnt? Iſt eine gute That ohne Dank nicht noch um einen ſchönen Lohn, den die Erde nicht geben kann, mehr werth, als keine gute That, und kein Dank, wofür die Erde und der Himmel nichts zu bieten weiß? Euer Herz möge euch antworten.

Doch es iſt wahr, es gehört ſchon eine nicht gemeine Stärke des Geiſtes, oder eine lange Prüfung im Dulden dazu, gegen alle Stürme von auſſen ſeine Ruhe in der eigenen Bruſt zu ſchirmen, und zum Zeugen ſeiner Tugend ſich ſelber genug zu ſeyn; aber das gute Gewiſſen blickt zu Gott auf. Was iſt dem Freund des Guten ſelbſt der Menſchen Gunſt und Beifall ohne Gott? Um dieſen Preis weihete er ſich der Tugend

nicht. O ſie ſahen und kennen ſeine ſchönſten und edelſten Thaten nicht; ſie kennen die Aufopferungen und Thränen nicht, durch welche ſie zu Stande kamen; ſie ſahen nicht im verborgenen Herzen den frommen guten Sinn, die nahe ſchwere Verſuchung, den langen heißen Kampf, den theuer erworbenen Sieg; ſie ſchätzten bald zu hoch, bald zu gering. Ihr Beifall tröſtet den ſtillen Kummer nicht, der in trüben Stunden das Herz durchzieht, und befriediget das verborgene Sehnen nicht, mit welchem wir alsdann von der Erde und ihren Freuden wegſchauen, und ihre Meinung entſcheidet nicht, wenn wir vor das Grab und vor unſer Gericht treten. Gott, den der Fromme liebt, ſah ſeine Tugend und ihren Kampf, maß ſein Werk und ſeine Kraft, ſah früher im frommen Herzen den heißen Wunſch, den treuen Willen, den unermüdeten Eifer, als Menſchen die gelungene oder mißlungene That. Gott du kenneſt mich, ſo denkt der Chriſt und findet Ruhe. Gott du weißt es, ſo denkt er, und achtet der ziſchenden Verläumdung nicht. „Gott du haſt für den frommen Dulder Vergeltung, und für Schwachheit Verzeihung, und für das Herz voll Sehnen und Ahnden-Befriedigung. Dieſes göttlichen Beifalls nur freute ſich Jeſus, als ihm Jeruſalem mit Hoſianna und Palmzweigen entgegen kam. Zu ihm ſchaute er auf, als nach vier Tagen der Hoheprieſter das Gewand zerriß und das Volk: Kreuzige! ſchrie, und Pilatus die Hände wuſch. Er hat uns ein Vorbild

gelaſſen, ſagt ſein Apoſtel, daß ihr ſollt nachfolgen ſeinen Fußſtapfen, welcher nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht dräuete, da er litt, er ſtellte es aber dem heim, der da recht richtet

Doch auch guter Menſchen Dank und Liebe erfreuet und tröſtet den Redlichen. Sie ſind nicht alle ungerecht, und undankbar und gleichgültig, o nein, gewiß nicht alle. Schien nicht das ganze volkreiche Jeruſalem in Haupt und Gliedern gegen Jeſum verſchworen zu ſeyn, — und doch ſaß in dem hohen Rath, der ihn zum Tode verurtheilte, noch ein Nikodemus und noch ein Joſeph von Arimathia, der auch auf das Reich Gottes wartete, — und doch hat noch ein weicheres römiſches Herz ein Wort des guten Zutrauens und der Fürbitte für ihn, das bis an den Richterſtuhl des Pilatus dringt, — und doch floß auf dem Weg zu ſeinem Tode die ſtille Thräne der Töchter zu Jeruſalem ohne Scheu und ohne Furcht, — und ſeine Freunde, die der Schrecken von ihm weggeriſſen hatte, ſammelten ſich nahe und ferne wieder um ſein Kreuz. Ihre Liebe hielt bei ihm aus, bis er ſein Haupt im Tode neigte, und weinte an ſeinem Grab, und begegnete ihm wieder mit Dank und Freude im Morgenſchimmer ſeines Auferſtehungstages. — Auch ihr, je ſtiller, beſcheidener, verdachtloſer euer frommer Wandel war, rechnet darauf, gute Menſchen haben ihn bemerkt, und verſtehen euer Herz. Auch wenn

ſie es euch nicht ſagen können noch dürfen, rechnet darauf, es ruht ein gutes Zeugniß und ein frommes Gebet für euch in ihrer Bruſt. Und wenn es nicht möglich iſt, und es iſt nicht möglich, aller Menſchen Meinung für ſich zu haben, freue ſich, wer guten Sinnes iſt, daß das Auge der Edlern, wenn auch der Wenigern, mit ſeinem Beifall auf ihm ruht, und ihr Herz mit ſeiner Liebe und Theilnehmung ihm nahe iſt.

Endlich hat auch die Zukunft noch einen Troſt für den redlichen Verehrer Gottes und Menſchenfreund. Hinter Nacht und Wolken, die nur einzelne Sterne durchſchimmern, bricht die Sonne hervor. Aus Irrthum und Lüge ſtrahlt die Wahrheit auf. Ueberall erblicken wir dem Kampf entgegengeſetzte Kräfte und Triebe, überall ſehen wir das Wahre und Gute, in der Prüfung geläutert, im Kampf geſtärkt, ſchnell oder langſam ſeinem Siege entgegen gehen; und wo wir es nicht ſehen, wir trauen es dem Ewigen zu, der das Wahre und Gute will, und für ſeine Vollendung alle ſtrebenden Triebe und alle kämpfenden Kräfte gewogen hat, er wird ſich nicht verrechnet haben; und wenn wir es nicht erleben, — es ſteht noch eine heitere Zukunft über unſerm Grabe; und wenn die Erde keine Gerechtigkeit und keinen Dank mehr für uns hätte, es ſteht noch ein Himmel über der Erde. — Das Gute gedeiht, das ihr aus Liebe zu Gott und im Vertrauen auf ihn beginnet. Man-

ches ſchlummernde Weizenkorn, das ihr für verlo-
ren achtet, erwacht noch, und eure That wird euch
rechtfertigen. Neid und Rachſucht verſtummen, der
Irrthum erholt, der Leichtſinn ſammelt ſich, und
die Wahrheit und Gerechtigkeit hat Kraft genug
und ewiges Leben in ſich, es auszuwarten. Ihre
Rechtfertigung und Vergeltung entgeht ihr nicht,
und kommt nicht zu ſpät. Mit dieſem Glauben
gieng Jeſus getröſtet über Golgatha ins frühe
Grab, und ſein Vertrauen täuſchte ihn nicht. Er
iſt aufgenommen zu Gott, und ſteht in dem Glau-
ben, in der Liebe, in der Tugend, im Vertrauen,
in der Seligkeit, in dem Dank vieler Tauſender,
die ſeinen Namen bekennen, ſeine Liebe belohnt
und ſeine Leiden vergütet.

So laßt uns denn laufen mit Geduld
in dem Kampfe der uns verordnet iſt,
und aufſehen auf den Anfänger und
Vollender unſres Glaubens, der wohl
hätte mögen Freude haben, und doch das
Kreuz erduldete, der Schmähungen nicht
achtete, und nun zur Rechten Gottes
ſitzt.

Seine Ehrfurcht und Liebe zu Gott, dem
Vater, heilige unſer Herz; durch ſie ward er zu
allem Guten willig und froh. Seine Menſchen-
liebe erwärme unſer Gefühl und belebe unſere
Kraft; durch ſie ward er unverdroſſen im Wirken,

ſtille im Dulden, groß im Vergeben. Seine Zuverſicht auf Gott und auf den Sieg der guten Sache befeſtige unſern Muth; ihn hielt ſie aufgerichtet und ſtark, bis das Werk, das ihm ſein Vater gegeben hatte, vollendet, und der Kelch, den kein Gebet mehr abwendete, getrunken war. Und ſeine Verheißung erfreue uns einſt, Theil zu nehmen an der Herrlichkeit ſeines Reichs, das nicht von dieſer Welt iſt. Die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit geht genoſſen oder ungenoſſen an uns vorüber. Laßt uns das Eine, was in ihr und aus ihr zu retten iſt, ein gutes Gewiſſen, den freien Blick zum Himmel, frommer Menſchen Liebe und unſere Anwartſchaft auf eine beſſere Zukunft nicht verlieren.

„Einſt, wenn ihr die Augen ſchließt, werden eure Freuden und Leiden mit euch entſchlummern, — aber euer Gewiſſen nicht. Einſt wenn ihr unter der Erde ruht, werdet ihr die Verläumdungen und den Beifall über eurem Grabe nicht mehr hören; aber die Ewigkeit hat eure Thaten aufbewahrt. Einſt wenn ihr wieder aufwachet, und dieſe Hügel und Berge, und dieſe Sonnen und Sterne nicht mehr ſind, wird Gott noch ſeyn, der euer Leben beobachtete, und eure Vergeltung iſt bei ihm. Amen.

Predigt

am erſten Oſterfeſte 1801

über Mark. 16, 1 — 9.

(In einer Landgemeinde gehalten.*)

Wir freuen uns, o Gott, und danken dir, daß du Jeſum Chriſtum unſern Erlöſer nach kurzer Ruhe im Grab lebendig gemacht und ihm die Herrlichkeit gegeben haſt. Wir freuen uns deiner, du biſt unſer Gott, der das Leben aus dem Tode zurückruft, und die Traurigkeit in Freude verwandelt, und den Kampf der Tugend mit dem Siege belohnt. Darum wollen auch wir auf dich vertrauen, du wirſt alles wohl machen, und uns die Gnade ſchenken, in einem heiligen Leben zu beharren. Gib uns auch heute in deinem heiligen Worte deine Wahrheit zu erkennen ꝛc. V. U.

Text: Marc. 16, 1 — 9.

An einem Abend, die evangeliſche Geſchichte ſagt, um die neunte Stunde des Tages, neigete

*) Zu Hagsfelden bei Karlsruhe.

Jeſus an ſeinem Kreuze das Haupt und verſchied, und eine Finſterniß lag über dem ganzen Lande. Aber an einem Sonntage früh im Schimmer der Morgenröthe war er auferſtanden, und die aufgehende Sonne ſchien auf ein leeres Grab.

Was denken wir hierbei? Die untergehende Sonne, der einbrechende Abend, und die Finſterniß die ihm nachfolgt, ſoll uns oft eine Erinnerung des Sterbens werden. Die Sterne, die alsdann an dem Himmel hervorgehen, und in der finſterſten Nacht am hellſten glänzen, ſollen uns das Zeichen der Hoffnung werden, und der anbrechende Tag ſoll uns mit dem Gedanken an die Auferſtehung erfreuen. Aber wozu dieſe Erinnerungen? Ach nicht zu einem müßigen Gedankenſpiel! Es ſtärke uns das Andenken an Tod und Leben, an den getödteten und auferweckten Jeſus zur treuen Erfüllung unſerer Pflicht und zum freudigen Vertrauen auf Gott. Eine Anleitung dazu gibt uns unſer Text.

Betrachtungen über die frommen Perſonen, welche das Grab Jeſu beſuchten.

1) Erweckung zu einem treuen Sinn gegen Jeſum.

2) Zum Vertrauen auf ſeinen Vater, der ihn von den Todten auferweckte.

Unſer Evangelium ſagt, daß Maria Magdalena und Maria Jakobi und Salome am Ende des Sabbaths Spezereien und Salben einkauften, um den Leichnam Jeſu nach der damaligen Sitte, zu ſalben, und daß ſie damit am Sonntag ſehr frühe an das Grab gekommen ſeyen, da die Sonne aufgieng. Das ſind die nämlichen Weiber, von denen das Evangelium an einem andern Orte ſagt, daß ſie Jeſu, als er noch in Knechtsgeſtalt umhergieng, nachgefolgt ſeyen und ihm gedient haben. Wenn Jeſus umhergieng und wohlthat und geſund machte, ſo ſorgten ſie unterdeſſen mit einem liebenden und dankbaren Sinn für ſeine Bedürfniſſe; und wenn er an einem Abend nach vielen guten Thaten müde zu den Seinigen zurückkehrte, ſo waren ſie darauf bedacht, ihn mit Bequemlichkeit und Erholung zu erfreuen. Auch ſeine vielfachen Leiden und Beſchwerden ſuchten ſie ihm zu verſüßen. Sie hatten ihn ja nach Jeruſalem zu ſeinem Leiden begleitet; und ob ſie ihm gleich von der Laſt ſeiner Schmerzen nichts mehr abnehmen konnten, und unter dem Getümmel des Volks und dem Geſpött ſeiner Feinde nicht einmal mehr ein Wort des Troſtes zu ihm ſprechen konnten, ſo hielten ſie doch bei ihm aus, und tröſteten ihn, wenigſtens ſo gut ſie konnten, mit ihrer ſtandhaften Treue, und mit der Thräne des Mitleidens im rothgeweinten Auge. — Selbſt nach ſeinem Tode wurden ſie noch nicht müde, die Pflicht des Andenkens und der Liebe zu erfüllen. Sie kauften

Spezereien, weil ſie ſeinen Leichnam ſalben wollten. Dieſe Mühe war gut gemeint, aber unnöthig, denn Jeſus war nicht mehr im Grabe, er lebte. Aber dieſe unnöthige Mühe war darum nicht vergeblich. Sie hatten das Ihrige gethan. Sie befolgten, was ihr gutes Herz ſie ermahnte. Gott ſah in ihr Herz, und Jeſus dankte ihnen. Sein Dank war das, daß er wieder zu ihnen kam und mit dem Wort: ich lebe! ſie für ihre Bekümmerniſſe tröſtete.

Dieſem ſchönen Beiſpiel wollen wir auch folgen und Jeſu dienen, und ſeine Schmerzen erleichtern! Wie, ſagt ihr, können wir Jeſu dienen und ſeine Schmerzen erleichtern? Sitzt er nicht zur Rechten Gottes, über Gute und Böſe zu richten? Ja wohl! und doch könnt ihr ihm dienen und ſeine Bedürfniſſe befriedigen; denn er ſagt: Alles was ihr gethan habt den geringſten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Laßt uns alſo aus dankbarer Liebe für ſeine Wohlthaten Gutes thun an den Menſchen, laßt uns die Hungerigen ſpeiſen, die Schmachtenden erquicken, die Traurigen tröſten, die Schwachen tragen, die Irrenden zurechtweiſen. Denn Jeſus ſagt: Was ihr gethan habt den geringſten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Und wenn auch manchmal unſere gutgemeinte Mühe vergeblich iſt, und wenn Gott geholfen hat, ehe wir helfen können, und

beſſer, als wir helfen können, ſo wollen wir darum unſere Mühe nicht vergeblich halten, und nicht müde werden, ſondern uns tröſten, daß wir gethan haben, wozu uns unſer gutes Herz ermahnte, und daß Gott hinein ſieht in das gute Herz, und Jeſus wird uns danken, und durch den Frieden und die Freudigkeit, die er uns ſchenkt, werden wir erfahren, was er jenen frommen Perſonen ſagte: ich lebe, ich bin bei euch, und ihr ſollt auch leben.

Als aber die Perſonen, von denen unſer Text redet, im Licht der Morgenſonne nach dem Grabe Jeſu giengen, fiel ihnen auf einmal ein bekümmernder Gedanken ein: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Auch dieſe Sorge war vergeblich. Der Stein war weggewälzt, ehe er ihnen in den Sinn kam. Die guten Seelen dachten nicht daran, daß der Gott, der aus der Finſterniß der Nacht Licht ſchafft, und der die Sonne, die geſtern untergieng, wieder mit neuer Herrlichkeit am geheiterten Himmel herauf führt, daß der Gott auch die Hinderniſſe wegſchaffen kann, wenns nöthig iſt, die uns auf dem Wege unſerer Pflicht entgegen ſtehen. Was hätte manches von uns gethan? Wir wären muthlos auf dem halben Wege unſerer Pflicht zurückgekehrt, weil wir doch den ſchweren Stein nicht wegwälzen können, und hätten vergeſſen, daß Gott überſchwenglich thun kann, über alles, was wir bitten und verſtehn. Aber wenn

jene Perſonen auch ſo gedacht hätten, ſo hätten ſie nicht ſo bald erfahren, daß der Stein ſchon weggewälzt war, und daß Jeſus lebe, und daß Gottes Hülfe am nächſten ſey, wenn die Noth am größten iſt, und Menſchenhülfe ſcheint aus zu ſeyn.

Alſo ſollen wir uns auf dem Weg der Gottſeligkeit und unſerer Pflicht durch keine Bedenklichkeiten abhalten laſſen, ſonſt erfahren wir Gottes Hülfe nicht, ſondern wir ſollen das Unſrige thun, und an Gott glauben. Wer glaubt, fleucht nicht, ſagt die Bibel. Und wenn uns auch der Stein zu ſchwer ſcheint, Gott wird ihn ſchon wegwälzen von unſerm Weg und von unſerm Herzen.

Die Sonne gieng auf, als den Weibern der ängſtliche Gedanke einfiel: Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür? Iſts nicht ſo? Wenn die Sonne aufgeht, das heißt, wenn ein neuer Tag anbricht, ſo haben wir oft den meiſten Kummer. Was werden wir eſſen? was werden wir trinken? womit werden wir uns kleiden? fragt alsdann das kleinmüthige Herz, und wir beten das alte Lied: Nun wird es wieder Morgen, die Nacht vollendet ihren Lauf; nun wachen alle meine Sorgen auf einmal mit mir wieder auf. O nicht ſo, meine Freunde. Laßt uns thun, was jene zaghaften Seelen auch hätten thun ſollen, zum Himmel ſchauen und denken: Der Gott, der aus Finſterniß Licht ſchafft, und die Sonne, die

geſtern untergieng, wieder mit neuer Herrlichkeit am geheiterten Himmel heraufführt, kann überſchwenglich thun über alles, was wir bitten und verſtehn. Die Sonne bleibt nicht aus, wenn die Nacht auch noch ſo lang und finſter war. Denn auf eine finſtere Nacht folgt der helle Tag, und auf einen trüben Morgen ein heiterer Abend.

Die Perſonen, die das Grab Jeſu beſuchten, fanden, wenn ihr wollt, weniger als ſie ſuchten. Denn ſie ſuchten Jeſum, und trafen nur einen — Engel an. Aber eigentlich haben ſie denn doch mehr gefunden, als ſie erwarteten. Denn ſie ſuchten den todten Jeſus, und der Engel ſagte ihnen: daß er lebe. So wiederfahrt auch uns in unſerm Leben, und oft ſelbſt auf dem Wege unſerer Pflicht etwas ganz anderes, als wir wollten. Wir halten's für ſchlimmer, aber es iſt beſſer, und der Ausgang, das Ende rechtfertigt Gottes weiſen Rath und Willen, und beſchämt unſere thörichte Meinung. Du wünſcheſt Reichthum, damit du in Müßiggang und Wohlleben deine irdiſchen Tage verbringen könneſt. Aber Gott ſchenkt dir Geſundheit und Kräfte, Gelegenheit zur nützlichen Arbeit, und zur Arbeit ſeinen Segen; das iſt beſſer! Oder du wünſcheſt nur Geſundheit und Kräfte, um dir und den Deinigen Nahrung mit Ehren zu erwerben. Aber Gott legt dich in Krankheit nieder, damit deine

Seele

Seele in Geduld und Trübſal bewährt werde, und dich und die Deinigen ernährt er doch. Das iſt auch beſſer. Oder du biſt geſund und arbeitſam, aber der Segen Gottes bleibt manchmal aus. Du wünſcheſt mit allen Menſchen in Ruhe und Frieden zu leben, aber Gott läßt es zu, daß du beunruhiget, angefochten, verfolgt wirſt, damit du in der Demuth, in der Verſöhnlichkeit, in der Liebe geübt werdeſt, und doch befiehlt er ſeinen Engeln über dir, daß ſie dich behüten und bewahren auf allen deinen Wegen, und daß ſie dich auf den Händen tragen. Das iſt auch beſſer!

Alſo wollen wir nicht verzagen, wenn Gottes Wege nicht die unſrigen ſind, ſondern mit Demuth und Vertrauen annehmen, was er uns bereitet hat. Gott wirds wohl machen.

Endlich ſagt unſer Text: Die Weiber giengen ſchnell hinaus und flohen von dem Grabe, denn es war ſie Furcht und Entſetzen angekommen. Das iſt etwas ſonderbares. So lang ſie glaubten, Jeſus ihr Freund und Erretter ſey noch todt, ſo hatten ſie Urſache ſich zu fürchten, und da waren ſie ruhig. Aber wie ſie hörten, daß Jeſus lebe, und ſie hätten ſollen freudig werden, kam ſie Furcht und Entſetzen an, und ſie flohen. Aber iſt das nicht wieder unſere eigene Erfahrung? Oft iſt der Leichtſinn des Menſchen am ſicherſten, wo die Gefahr am größten iſt, und ein andermal fürchtet das ſchwache Herz, wo es nichts zu fürchten hat. Denn des

Menſchen Herz iſt ein trotzig und ein verzagtes Ding, wie die Bibel ſagt. Ich will euch ein einziges Beiſpiel anführen: Was fürchtet der Menſch, ſelbſt mancher fromme mehr, das Leben oder den Tod? Ohne Zweifel den Tod. Aber dem Frommen iſt der Tod weniger zu fürchten, als das Leben. Nur das Leben hat Mühe und Sorgen und Ungemach. Nur das Leben hat Krankheit und Schmerz. Nur das Leben hat Verſuchung und Sünde. Aber ein ſeliger Tod befreit den Gerechten von allen dieſen Leiden, und bringt ihn zur Ruhe und dahin, wo Jeſus iſt, und Freude die Fülle und liebliches Leben hat. Darum ſagt Paulus: der Herr wird mich erlöſen von allem Uebel. Alſo wollen wir im Leben unter ſo vielen Verſuchungen und Gefahren nicht ſicher ſeyn, ſondern unſere Seele in den Händen tragen, und vor dem letzten Ende eines frommen Lebens wollen wir uns nicht fürchten, ſondern dem Herrn unſere Seele empfehlen. Was jene Frauen an dem Grabe des Erlöſers vor aller Furcht hätte bewahren ſollen: Jeſus lebt! das ſoll auch täglich unſere Freude und am letzten Abend unſer Troſt ſeyn.

Jeſus lebt, mit ihm auch ich!
Tod, wo ſind nun deine Schrecken?
Jeſus lebt, er wird auch mich
Von den Toden auferwecken.
Er verklärt mich in ſein Licht;
Dies iſt meine Zuverſicht. Amen.

Predigt

am zweiten Oſterfeſte 1788

über Luc. 24, 13 — 35.

(Vor einer Landgemeinde gehalten.*)

Gott, du biſt deinem Weſen nach den Augen ſterblicher Menſchen verborgen, aber du haſt dich den Menſchen ſichtbar gezeigt in dem Bilde deines Sohnes. Und ob auch dein Sohn verborgen iſt vor unſerm leiblichen Angeſicht, ſo wiſſen wir doch, daß du in ihm bei uns biſt alle Tage bis an der Welt Ende, und daß wir einſt dich in ihm von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen ſollen. Nun ſo müſſe denn der Gedanke an deine Gegenwart uns bewahren, wenn wir in Verſuchungen zur Sünde fallen, uns tröſten, wenn wir im Kampf und Leiden glauben allein und verlaſſen zu ſeyn. Erhalte unſre Herzen rein. Denn nur die reines Herzens ſind, werden nach der Lehre deines Sohnes dich, o Gott, ſchauen. B. U.

*) Zu Grenzach bei Baſel.

Text: Luc. 24, 13 — 35.

Und ihr habt auch nun Traurigkeit; aber ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen. So, Andächtige, tröſtet Jeſus noch vor ſeinem Hingang aus der Welt ſeine trauernden Jünger.

Ihr habt Traurigkeit. Die Stunde war da, die Zeit Jeſu war gekommen, daß er aus dieſer Welt gienge zu dem Vater, und die Jünger waren in ihrem Glauben noch ſchwach. Sie dachten jetzt nicht daran, daß er nach drei Tagen wieder ins Leben zurückkehren, daß er auch noch im Himmel ihr Freund bleiben, daß er unſichtbar bei ihnen ſeyn, daß er einſt wieder kommen und ſie zu ſich nehmen würde. Es war ihnen, als ob ſie nun auf ewig von ihrem Freunde ſcheiden müßten. Es war ihnen, wie es Kindern iſt, wenn ſie einen zärtlichen Vater, eine liebende Mutter ſterben ſehen, ſie ſchluchzend auf den Kirchhof begleiten, ihnen das letzte Lebewohl ins Grab nachrufen, und alsdann troſtlos und verlaſſen in die einſame Wohnung zurückkehren. Darum hattrn ſie Traurigkeit.

Jeſus tröſtet ſie: **Ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen.** Wir bleiben nicht geſchieden, will er ſagen. In

drei Tagen ſollt ihr mich wieder haben, und getröſtet ſeyn. Euer Herz ſoll ſich freuen. Es gibt Freuden, woran das Herz keinen Antheil hat, Freuden, die nur das Aug' und das Ohr und den Geſchmack beluſtigen; das ſind ſchwache Freuden, ſie tröſten nicht, ſie ſtärken nicht, ſie erquicken nicht und halten nicht aus. Aber wenn ſich das Herz freut, da iſt Labſal und Stärke. Sagt es, gute Eltern, wenn ihr eure Kinder lange nicht geſehen habt, ob euch ihre Wiederkunft, ihr liebevoller Blick, ihre Geſundheit und Wohlverhalten nicht inniger und beſſer freut, als die koſtbarſte Mahlzeit. Jenes iſt eine Freude fürs Herz, die euch Thränen des Dankes zu Gott auspreßt; die Mahlzeit iſt nur eine flüchtige Freude für den Geſchmack. Freuden fürs Herz verſpricht Jeſus ſeinen Jüngern.

Und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen. Chriſtus will ſagen, er werde alsdann nicht mehr ſterben, er werde, wenn er im Himmel ſey, ſie nie mehr ohne Troſt, Hülfe und Hoffnung laſſen. Ja er werde ſie zu ſich holen, auf daß ſie ſeyen, wo er iſt. Dieſe Freude der Jünger nahm ihren Anfang in den Tagen, deren Gedächtniß wir feiern. Wir wollen ſie alſo mit Mehrerem betrachten.

Freude der Chriſten über dem Leben Jeſu.

1) Die Freude ſelbſt aus dem Beiſpiel der zwei Jünger.

2) Wie wir uns derſelben fähig und würdig machen müſſen.

Je mehr uns an einer Sache gelegen iſt, deſto mehr werden wir uns in unſern Gedanken und Unterredungen damit beſchäftigen. Zwei Jünger des Herrn giengen einige Tage nach ſeinem Tode über Land. Und wovon redeten ſie wohl mit einander? Der Evangeliſt ſagt: Von allen dieſen Geſchichten. — Nämlich von dem Leben, von dem Leiden Jeſu, und am meiſten von der Erzählung etlicher Weiber, daß ihr todt beweinter Freund ſollte auferſtanden ſeyn. Ach ſie erinnerten einander, wie er in ſeinem Leben ſo ſanft war und ſo gut, wie er ſie mit Liebe zu ſich gezogen, duldend ihre Schwachheit getragen, ſchonend ihre Fehler verbeſſert, mitleidig ihre Thränen abgetrocknet hatte. Dann begleiteten ſie ihn in Gedanken wieder in den Oelgarten und an die Schädelſtätte, ſahen ihn wieder kämpfen, leiden, bluten und ſterben. Dann erwägten ſie wieder zwiſchen Zittern und Freude, ob es denn wohl könnte wahr ſeyn, daß er auferſtanden ſey und lebe. Jetzt brannten ſie vor ungeduldiger Freude, daß er vielleicht ihnen ſelber bald erſcheinen und ſie tröſten und ſegnen würde. Plötzlich nagte wieder der Zweifel an ihrem Herzen, ob vielleicht das, was die Weiber wollten geſehen haben, nur ein Traum, eine Einbildung, eine trügende Erſcheinung geweſen ſey.

Und indem ſie das redeten, trat ihnen ein Mann in den Weg, den ſie nicht kannten, der ſie aber zutraulich und mitleidig um die Urſache ihrer Traurigkeit befragte. Es war Jeſus ſelber. — O Seelen, der Herr weiß immer die rechte Zeit uns zu tröſten und zu helfen. Wenn wir glauben am verlaſſenſten zu ſeyn, ſo iſt er mit ſeinem Troſt am nächſten. Er kennt die rechten Freudenſtunden. Sie erzählten ihm nun, wie Jeſus von Nazareth, ein Prophet mächtig an That und Worten, getödtet worden ſey aus Haß ſeiner Landsleute, wie ſie gehofft hätten, daß er Iſrael erlöſen ſollte, wie ſie durch etliche Perſonen erſchreckt worden ſeyen, die ihn im Grabe nicht mehr gefunden haben. Wie ſie jetzt nicht wüßten, ob er todt ſey oder lebe, und ob er denn nun ſie vergeſſen habe, nur ihnen nicht erſcheinen wolle.

Und Jeſus nahm das Wort und tröſtete ſie. Sie hatten gemeinet, er ſollte Iſrael erlöſen, nämlich das irdiſche Königreich erlöſen von dem Joch ihrer irdiſchen Feinde. Sie hatten gemeinet, daß der Meſſias ein weltlicher König ſeyn müßt, der von allen Völkern angebetet nicht unter die Uebelthäter gerechnet würde. Deswegen ſchalt Jeſus ihren Unglauben und ihres Herzens Härtigkeit, und fieng an ihnen die Schrift zu erklären, wie Chriſtus ſolches alles leiden und durch Leiden zu ſeiner Herrlichkeit eingehen mußte. —

Indem der Unerkannte so mit ihnen redete, so freundlich, so tröstend, da zerschmolz ihr Herz. Das Herz brannte in ihnen, wie sie einander selber sagten, von Wehmuth und Trost und Hoffnung, ohne daß sie wußten, woher das komme. Der Mann schien ihnen so bekannt; es war ihnen, als ob sie ihn kennen müßten; seine Stimme, seine Geberden, seine Reden, alles erinnerte sie an ihren theuren, verlorenen Freund; ihr Herz, ob sie ihn gleich nicht kannten, hieng so fest an ihm, daß sie ihn, als er scheiden wollte, flehentlich baten: Ach nein, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt. Aber noch waren ihre Augen gehalten, daß sie ihn nicht kannten.

Freunde, wie es hier den Jüngern gieng, so geht es uns, so lange wir auf Erden wohnen. Der Herr ist bei uns, aber unsre Augen sind noch gehalten, wir können ihn nicht sehen, wir können nur seine gnadenvolle Gegenwart an unseren Herzen empfinden. Wenn ihr in den Zweifeln Licht findet in Gottes Wort, wenn ihr kämpfet gegen die sündlichen Begierden und den Sieg davon traget, wenn ihr Angst habt wegen eurer Sünden, und getröstet werdet, wenn ihr unter Verfolgung und Hohn doch freudig bleibt in dem Herrn, wenn ihr Kraft empfindet und Muth zu guten Thaten, wenn euch die Welt gleichgültig wird, und euer Herz schmachtet, und ihr keine Ruhe findet, als

in Gott und bei Gott, — das Gute geſchieht nicht umſonſt und von ungefähr, erkennet daran, daß der Herr bei euch iſt, obgleich eure Augen gehalten ſind, daß ihr ihn nicht ſehet.

Der Mann, der die Jünger begleitete, folgte ihnen in die Herberge, ſetzte ſich mit ihnen zu Tiſch, nahm das Brod, dankte, brachs und gabs ihnen, wie er es genommen, geſegnet gebrochen und gegeben hatte in der Nacht, da er verrathen ward; — und da fiel ihnen gleichſam die Binde von den Augen, und ſie erkannten ihn an dem, daß er das Brod brach. — Setzet euch einen Augenblick an den Platz der Jünger, und ſtellet euch ihre Freude vor. Ihre Ungewißheit war nun gehoben. Es war kein Traum der Weiber, daß Jeſus auferſtanden ſey; denn ſie ſahen ihn ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht. Sie waren nun überzeugt, daß er auch ſie liebe und ſie nicht vergeſſen habe, weil er auch ihnen erſchienen war. Sie hatten die Freude zu ſehen, wie ihr einſt unglücklicher Freund, der ſo viel leiden mußte, jetzt von Gott belohnt, erfreut, gerechtfertigt und verklärt ſey. Wo iſt ein Menſch, wenn er ſeinen Freund leiden ſah, der ſich nicht freut, wenn es ihm nach langen Anfechtungen wieder gut geht? Die Jünger ſahen jetzt ferner, daß ſie ihre Hoffnung nicht auf einen Betrüger, nicht auf einen elenden, ſterblichen Menſchen geſetzt hatten, den Gott in der größten Noth am Kreuz verlaſſen hatte,

ſondern daß ihr Freund, auf den ſie trauten, wahrhaftig ſey Gottes Sohn, der Fürſt des Himmels, der Herr des Lebens und des Todes, der Meſſias, den ſchon die Väter des alten Teſtaments geweiſſaget hatten. Sie, denen es erſt noch in der Seele wehe that, wie ihr Freund und Herr gemartert, verſpottet und getödtet werden, ſahen ihn jetzt mit inniger Wonne wieder lebendig, von Gott belohnt, gerechtfertigt und verklärt. Sie, die auf allen Seiten von den Juden verſpottet wurden, wegen ihres gekreuzigten Meſſias, konnten jetzt ihren Feinden getroſt unter die Augen treten und ſagen: Sehet, daß er den Tempel Gottes abbrechen und in drei Tagen einen neuen bauen konnte. Sehet, daß er, der Andern geholfen hatte, ſich ſelbſt und uns helfen kann. Sehet, daß er Chriſtus, der Sohn des Hochgelobten, und König in Iſrael iſt. Er iſt zwar nicht vom Kreuz herabgeſtiegen, aber er hat noch mehr, noch etwas unbegreiflicheres gethan, er iſt aus dem Tod ins Leben zurückgekehrt. Jetzt, wenn ihr wollt, könnet ihr ſehen und glauben. Endlich waren die Jünger von aller Beſorgniß auf die Zukunft befreit. Sie, die da glaubten Waiſen zu ſeyn, hatten jetzt ihren Stab und ihre Stütze wieder. Jeſus hatte ihnen einſt wohl geſagt: Ich will euch nicht Waiſen laſſen, ich komme zu euch. Ich gehe hin zu dem,

der mich geſandt hat. Ich will euch den Tröſter ſenden, den heiligen Geiſt, daß er bei euch bleibe ewiglich. Ich will euch eine Wohnung bereiten in meines Vaters Haus und euch zu mir nehmen, auf daß ihr ewig ſeyd, wo ich bin.

Aber ihr Glaube war damals noch ſchwach. Sie konnten das nicht begreifen. Jetzt ſahen ſie, daß er das Schwerſte, die Auferſtehung vollendet hatte, und zweifelten nicht mehr, daß der, welcher aus dem Tod ins Leben zurückkehrte, wohl auch gen Himmel fahren, den Tröſter, den heiligen Geiſt ſenden, unſichtbar bei ihnen bleiben, und ſie tröſten könne, daß der Geiſt, welcher Jeſus von den Todten auferwecket hat, auch ſie dereinſt erwecken werde. Da wars erfüllt: Ich will euch wieder ſehen, und euer Herz ſoll ſich freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen.

Gehet denn dieſe Freude der Jünger auch uns etwas an? Ja, Seelen, wenn ihr den Herrn lieb habt. — Ihr, die ihr Jeſum nicht geſehen, und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, wiewohl ihr ihn nicht ſehet, werdet euch freuen mit unausſprechlicher und herrlicher Freude. Freunde, denen nichts lieber iſt als Jeſus, denen das

Herz brennt vor Verlangen bei ihm zu ſeyn und ihn zu ſehen, — auch für euch kommt die Stunde, daß eure Augen nicht mehr werden gehalten ſeyn. Ihr werdet ihn ſehen, wenn er kommt und eure Seelen auflöſet von den Banden des Leibs, um ſie zu ſich in den Himmel zu nehmen. Ihr werdet ihn ſehen, wenn ihr in ſeinem Schooß ausruhet von den Drangſalen des Erdenlebens, und von ſeiner Hand das Erbtheil empfahet, das er euch erworben hat. Ihr werdet ihn ſehen, wenn er kommt in ſeiner Herrlichkeit und alle heilige Engel mit ihm, wenn er euch zuruft: Kommt ihr geſegnete meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt. Dann wird er euch in Ewigkeit nimmer verlaſſen. Auch euer Herz ſoll ſich da freuen, und eure Freude ſoll Niemand von euch nehmen.

Wir können einen Menſchen, um den wir uns nichts bekümmern, den wir nicht lieben, lange ſehen, und unſer Herz freuet ſich doch nicht. Wollet ihr alſo der Freude an Jeſu fähig werden, ſo müſſet ihr euch jetzt um ihn bekümmern und ihn lieb gewinnen. Wie machen wir das? Die Jünger würden wohl auch wenig nach Jeſu gefragt haben, wenn ſie nicht ſo viel mit ihm umgegangen, nicht viel Gutes an ihm gefunden, viel Liebe von ihm zuerſt erfahren hätten. Aber er war in ſeinem Leben ſo liebreich gegen ſie, er hatte ſie ſo oft

getröſtet, ſie ſo oft in Nöthen und Gefahren errettet, ſo ſanft mit ihnen geſprochen. Sie waren unzertrennlich von ihm, und befanden ſich nirgends wohl, als bei ihm. Das verurſachte ihren Schmerz, als er von ihnen genommen, und wie ein Miſſethäter mißhandelt und getödtet ward. Das erweckte ihre Freude, als ſie ihn wieder ſahen und hatten. Wollet ihr alſo Jeſum auch lieb haben, o ſo dürft ihr nur ſeinen Umgang ſuchen, ihr dürft euch nur mit ihm beſchäftigen in ſeinem Wort, im Gebet, in ſtillen Betrachtungen der Seele, und ihr werdet ſo viel Liebe, ſo viel Gutes, ſo viel Troſt und Freude bei ihm finden, daß ihr ihn lieben müßt. Er hat ſein Blut aus Liebe für euch vergoſſen, ſein Leben aus Liebe für euch in den Tod gegeben; ſollte das eure Herzen nicht für ihn gewinnen? Wenn der Apoſtel uns zur Liebe gegen ihn erwecken will, ſo darf er weiter gar nichts ſagen, als das: **Laßet uns ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebt.**

Die Jünger baten den Herrn: **Bleibe bei uns, denn es will Abend werden.** Es iſt nicht ganz klar, ob ſie es mehr um ihretoder um ſeinetwillen ſagten. Um ihretwillen konnten ſie es ſagen, weil es ihnen ſchwer fiel, von ihm zu ſcheiden. Sie baten ihn, er ſolle ſie doch nicht verlaſſen. So müſſen auch wir oft zu dem Herrn beten. Es wird oft Abend bei uns, das heißt, es wird oft finſter in unſerer Seele, wo wir

den Beiſtand des Herrn vonnöthen haben. Wenn das Licht der Freude und des Vertrauens auf Gott bei euch verſchwinden will, dann betet: Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden in unſerer Seele. Wenn euch eure Sünden kränken, wenn ihr keinen Troſt findet, dann betet, — wenn der Tag eures Lebens einſt zu Ende gehet, und die Nacht des Todes einbricht, dann, ach dann betet: Herr bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget.

Vielleicht ſagten aber die Jünger das auch um ſeinetwillen. Weil ſie ihn nicht kannten, ſo wollten ſie für ihn ſorgen. Du ſiehſt, daß die Nacht vor der Thüre iſt, begib dich in keine Gefahr, komme, bleibe bei uns, iß mit uns, und ruhe bei uns aus. — Freilich können wir ſo den Herrn Jeſus nicht verſorgen und beherbergen. Er ſagt aber: Was ihr gethan habt dem geringſten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan. Laßt uns alſo dem Herrn Gutes thun an ſeinen Brüdern, den Menſchen. Seyd barmherzig an ihnen, auf daß er barmherzig ſey an euch. Sorget dafür, daß die Menſchen ſich freuen können, wenn ſie euch ſehen, weil ihr ihre Wohlthäter, nicht ihre Peiniger ſeyd, ſo werdet ihr euch auch freuen können, wenn ihr einſt euren Wohlthäter, den Herrn, ſehet. O Freunde, das thut, wenn ihr jetzt einen Leidenden wißt, einen

Troſtloſen, Bekümmerten, Verlaſſenen kennt; gehet hin, tröſtet ihn, trocknet ſeine Thränen, helfet ihm ſo gut ihr könnt, öffnet ihm euer Herz, ſprecht zu ihm: Bleibe bei mir, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget.

Doch die chriſtliche Wohlthätigkeit iſt nicht das Einzige. Ihr müſſet euern ganzen Lebenswandel ſo führen, wie er es gerne hat, wenn ihr ihn jetzt unſichtbar bei euch haben, und ihn einſt mit Freude im Himmel ſehen wollt. Wer von euch ſtill und ſanftmüthig iſt, befindet ſich der gern in einer Geſellſchaft, wo getobt, gezankt, geflucht wird? Wer von euch arbeitſam und fleißig iſt, iſt der gerne unter Leuten, die den ganzen Tag nichts thun? Gewiß nicht; jeder Menſch iſt am liebſten bei denen, die auch ſo denken, reden und thun, wie er. Anders gehet es Jeſu nicht. Es mochten wohl mehrere Leute auf der Straße nach Emmaus wandeln, aber Jeſus geſellt ſich zu keinen, als zu den Jüngern. Seyd und wandelt wo ihr wollt; wenn ihr ſündliche, unzüchtige Geſpräche führet, ſpottet, eure Nächſten verläſtert, flucht, ſo iſt Chriſtus nicht bei euch. Wenn ihr nachdenket, wie ihr euch an einem Feinde rächen, wie ihr einen Schwachen unterdrücken, einen Unvorſichtigen betrügen wollt; Chriſtus iſt nicht bei euch. Wenn ihr, anſtatt fleißig zu ſeyn in eurem Beruf, eure Tage in Müſſiggang zubringt, wenn ihr, anſtatt

eure Gesundheit, eure Kräfte, eure Güter zu schonen und wohl anzuwenden, euch in sündlichen Lüsten entkräftet; Christus ist gewiß nicht bei euch, und ihr nicht bei ihm. — Alle Menschen werden ihn einst sehen, nicht alle werden sich freuen. Einige werden auch sagen: Ihr Berge fallet über uns, ihr Hügel bedecket uns. Das soll an uns nicht eintreffen, meine Christen. Wir wollen wachen über unser Herz, wollen Gutes thun, damit wir, wenn der Herr Jesus sagt: Ja ich komme bald, antworten können aus der Offenbarung Johannes: Amen! Ja, komm Herr Jesu. Amen.

Predigt

am ersten Pfingstfeste 1792

über Apostelg. 2, 1 — 18.

Auch zum Beten hast du uns den Geist deines Sohnes gegeben, Vater unsers Herrn Jesu Christi! Freudiger und kindlicher steigt in dieser Stunde die Andacht unsrer Herzen zu dir empor, dankt dir für alle deine Wohlthaten, und fleht zu dir, daß du sie segnen wollest uns allen. Preis und Ehre sey deinem heiligen Namen; du hast durch die Religion deines Sohnes unsern Verstand erleuchtet, unser Gewissen beruhiget, unsere Kräfte zur Heiligung gestärket, uns den Blick zum Himmel, unserm Vaterlande geöffnet. Und ach, was sind wir wenige! Noch so vielen unsrer Brüder, die schon in den Gräbern ruhen, und die noch ihrer Vollendung entgegen wallen, hast du durch deine Wahrheit dich als erbarmender Vater gezeigt, und sie sind der seligen Gefühle deiner Kindschaft froh

geworden, und ſingen deine Ehre im Himmel und ſtammeln dein Lob auf Erden. — Begleite ferner das Wort deiner himmliſchen Wahrheit mit deinem Segen. Noch warten viele auf dein Heil. Erleuchte, beßre, tröſte, die in Irrthum und Elend ſeufzen. Auch uns laß die Kraft deines Geiſtes ſtets inniger empfinden. Noch fehlt uns viel zur Heiligkeit und Vollkommenheit. Noch bedürfen wir zu dem guten Wollen, das er in uns angefangen hat, ſeines Beiſtandes, daß wir vollenden mögen. Laß uns durch ihn ſtets weiſer, beſſer, zufriedener werden. V. U.

Text. Apoſtelg. 2, 1 — 18.

Was wir euch vorgeleſen haben, chriſtliche Zuhörer, iſt nichts anders als die Geſchichte von der Entſtehung der chriſtlichen Kirche, das letzte, große, feierliche Wunder, in welchem ſich der Zweck aller übrigen, und der verborgene, oft unbegreiflich räthſelhafte Gang der Vorſehung aufklärte, die Vollendung aller großen Anſtalten, welche der erziehende Vater der Menſchen von dem Augenblick ihrer erſten Verirrungen an zu ihrer Beſſerung und Veredlung gemacht hatte. Selbſt was Jeſus gelehrt, gethan und gelitten hat, war gewiſſermaßen nur Vorbereitung auf dieſen feierlichen Tag. Er übergab einer kleinen Anzahl glücklicher Zeitgenoſſen das Geheimniß ſeiner Lehre, erfüllte im ſtillen Umgang ihre Herzen mit einem Troſt und mit dem

Glauben an Verheiſſung, die an dieſem Tage auf einmal und unerwartet für Lehre, Troſt und Verheißung des ganzen menſchlichen Geſchlechts erklärt wurde. Sie war gegründet in der Tiefe vieler Jahrhunderte, und nun durch Jeſu Menſchenleben und Heimgang zur Ausführung reif die große Anſtalt, durch welche ſo viele Tauſende an allen Enden der Erde bis zu den ſpäteſten Zeiten Licht, Kraft, Troſt, Leben und Seligkeit erhalten ſollten. Sie mußte nun angekündigt und ausgeführt und verbreitet, er mußte laut in aller Welt geprediget werden, der große Name: Jeſus, von dem alle Propheten zeugen, in welchem alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden haben.

Laßt uns von dem Standpunkt aus, wohin uns die Geſchichte des heutigen Feſtes ſtellt, auf ihre langen Vorbereitungen zurückſchauen, und ſo mit einem Blick die ganze Anſtalt, die Gott zu unſerer Heiligung und Beglückung traf, zuſammen faſſen.

Glaube an Gott, ſeine Gegenwart und Fürſorge, Kenntniß ſeines Willens an die Menſchen, und die Beweggründe ihn zu erfüllen, ſtiller, demüthiger, froher Umgang mit dem Nirgendsſichtbaren, Allenthalbengegenwärtigen, frohe Ahndungen und Ausſichten über das Grab in einen beſſern Zuſtand, — mit einem Wort Religion war von jeher Bedürfniß für die Menſchheit, wenn ein

Geſchlecht der irdiſchen dieſen Namen tragen ſollte. Ohne Religion hätte die Vernunft, (ſo anders Vernunft ohne Religion möglich war), — ohne Religion hätte ſie, die den Menſchen hoch über das Thier erheben ſollte, ihn zuverläſſig unter das Thier erniedrigt. Eine Sclavin der ſtärkeren thieriſchen Sinnlichkeit hätte ſie ihn Ausſchweifungen gelehrt, wovor jedes andre Geſchöpf ſeine eingeſchränkte Natur wohlthätig bewahrte. Ohne Religion hätte die Vernunft, die den Menſchen glücklicher, als jedes andere Geſchöpf machen ſollte, ihn zuverläſſig zum unglücklichſten unter allen gemacht. Sie hätte ihm den gegenwärtigen Genuß, auf den ſich die Glückſeligkeit der übrigen wohlthätig zuſammenzieht, durch trauriges Zurückſchauen auf das Vergangene, und durch bange Ahndungen des Künftigen geraubt.

Gott, der dem Menſchen ſein beſtes, was er ihm geben konnte, nicht zur Plage und zum Fluch gegeben hatte, gattete daher auch von Angebinn mit der menſchlichen Vernunft die göttliche Religion. Liebreich und väterlich offenbarte er ſich und ſeine Abſichten, wog und ſtimmte die Kräfte der Menſchen ſo, daß ſie ihn fühlen und finden und erkennen mußten, daß die ſchönſte und reifſte Frucht unſrer Verſtandesübung Gottesverehrung und Tugend und unſterbliche Hoffnung werden möchte. Nicht ganz von auſſen als eine zufällige fremde Gabe theilte er uns dieſes erſte Geiſtesbedürfniß,

dieſen beſten einzigen Troſt des Lebens mit. Heimiſch in unſern Geiſt legte er den lebendigen Funken, der durch würdigen Gebrauch unſrer Kräfte, durch Anſchauen und Gefühl deſſen, was um und in uns iſt, und durch günſtige Umſtände, mehr oder weniger zur heiligen Flamme angefacht werden, aber auch unter den ungünſtigſten Umſtänden nie ganz verglimmen konnte.

Hätte unſer Geſchlecht die Winke, die uns der Schöpfer gab, verſtehen und benutzen, das Gute, das er uns anbot, wählen und bewahren mögen, das Paradies, das auf einem kleinen Theil der Erde blühte, hätte ſich mit den Menſchen auf die ganze Erde verbreitet, auch wo ſie Dornen und Diſteln trüge, und für das Kraut auf dem Felde den Schweiß der Stirne zum Opfer fordert.

Aber traurige Verirrung der Menſchheit, und heiliger Rathſchluß der Gottheit! Gott wollte den Menſchen durch keine, auch durch die ſanfteſten unfühlbarſten Bande der Religion nicht nöthigen, gut zu ſeyn. Sinnlichkeit auf der einen und Vernunft auf der andern Seite, Religion neben dieſer und Unklugheit bei dem Mangel an Erfahrung neben jener mußten ſich in der Bruſt des Sterblichen ſo das ſchwebende Gleichgewicht halten, daß es ihm eben ſo leicht ward das Böſe zu wählen und ſtets ſchlimmer zu werden, als das Gute zu ergreifen und ewig feſt zu halten; und der erſte,

den sein Schöpfer auf den gefährlichen Scheideweg stellte, wählte von Sinnlichkeit geblendet, noch von keiner Erfahrung gewarnt, das Böse. Es war fast der natürliche Weg, den ein Geschöpf von dieser Art gehen konnte. Unser Geschlecht schien bestimmt zu seyn, erst auf dem langen mühsamen Weg der Erfahrungen klug zu werden, das Schlimmere kennen zu müssen, um das Bessere wählen zu können, von Unvollkommenheiten zu Vollkommenheiten überzugehen. — Unterdrücket die Frage, warum uns Gott in keiner andern als in dieser Schule bildete. Wir müßten fragen, warum er in seinem großen Reiche, in dem großen Zusammenhang und Aufsteigen der mannigfaltigsten Geschöpfe und Kräfte nicht da eine ewige Lücke ließ, wo jetzt die Menschen stehen. War es nicht Weisheit und Güte, daß er auch diese besetzte?

Indessen verschlimmerte sich das Menschengeschlecht in schnellen Schritten. Wie geiles, wucherndes Unkraut vervielfältigten sich Irrthümer, Thorheiten und Laster, so daß der Ewige schon nach wenigen Menschenaltern bezeugte, — klagte, wenn wirs menschlich ausdrücken dürfen: Sie wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen. Der göttliche Funken im Herzen des Menschen war ausgebrochen in ein wildes verheerendes Feuer.

Aber wohlthätig und zu rechter Zeit trat durch ernste Gerichte und erbarmende Leitungen der

Schöpfer wieder in das Mittel; und bis für jedes Geschlecht der Erde seine Zeit, die Zeit seiner Vorbereitung würde erfüllt seyn, traf er tief vorbereitete Anstalten, um wenigstens zu einem, wenn auch noch so kleinen und verachteten Volk reine Kenntniß Gottes, seiner Gebote und Absichten zu flüchten, und einst von ihm aus das Licht der Religion wieder über die Erde zu verbreiten, alle aus ihren früher oder später erkannten Verirrungen zurück zu führen, mit dem Troste der Religion für ihre selbsterrungenen Leiden wieder alle zu erquicken, — in einem Geschlecht alle Geschlechter der Erde zu segnen.

Indeß die übrigen ihren Weg giengen und sich halfen, so gut sie konnten, hier des Ewigen Spuren in seinen Werken wieder suchten, und dort selbst erdichtete Götter mit selbst gewählten Ceremonien ehrten, führte Gott die Nachkommen Abrahams sichtbar an der Hand einen Weg, den ihnen eine unergründete Weisheit vorgezeichnet hatte. Er schien allmählig ganz ausschließlich ihr Gott und Vater, und sie sein Volk und seine Familie geworden zu seyn. Was konnte mehr für diesen Glauben sprechen, als der Umstand, daß er ihnen Wahrheiten, Gebote und Verheißungen, die eine Sache der gesammten Menschheit waren, in einer solchen Form in Ceremonien und Satzungen übergab, die genau für sie und ihr gelobtes Land allein berechnet waren, unter denen die Wahrheit fast

jedes andere Volk nichts angieng? Ihnen offenbarte er ſich aus der Wolke von dem Berge, aus dem Allerheiligſten des Tempels, durch Wunder und wunderähnliche Verhängniſſe, leitete ſie ſo unter mannigfaltigen Schickſalen lange Jahrhunderte hin, und ließ es ihnen nie an Propheten fehlen, die ihnen die Wahrheit von neuem einſchärfen, auf ihre jedesmalige Lage anwenden, durch neue Winke die alten verſtändlicher machen, und durchgehends und immer deutlicher auf eine große Begebenheit hindeuten mußten, die ſich im Schooße der abramitiſchen Nation entwickeln ſollte. Sie waren dämmernde Sterne am dunkeln Ort, bis der Tag anbrach und der Morgenſtern aufgieng.

Unterdeſſen nahete immer mehr die Entwickelung. Geräuſchlos und beſcheiden, wie der Morgenſtern nach allen Geſtirnen der Mondnacht aufgeht, und einen heitern fröhlichen Morgen bringt, nahm ein Jüngling in Nazareth zu an Alter, Weisheit und Gnade bei Gott und den Menſchen. Euer Herz nennt euch ſeinen Namen. Nach wenig Jahren trat er aus ſeiner Verborgenheit hervor, reinigte die Religion neuerdings von den Schlacken der Zeit, drang zuerſt und ganz in ihren Sinn ein, und ſtellte die Verhältniſſe zwiſchen Gott und den Menſchen ſelbſt den Juden von einer neuen, der ſchönſten und würdigſten Seite dar. Gott iſt ein Geiſt; die ihn verehren, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit verehren. —

Gott iſt ein Erbarmer; alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Was Jeſus lehrte und that, war Erklärung und Darſtellung dieſer zwei Sätze. Sein eigenes Leben war Muſter, wie der erſte in Ausübung zu bringen, ſeine Thaten und Leiden und ſeine Liebe waren Beweiſe, daß der zweite Wahrheit ſey, daß er dieſen eingebornen Sohn des Vaters ſelber, er der längſt verheißene und herbei geſeufzte, der Samen ſey, in dem alle Geſchlechter der Erde ſollen geſegnet werden. Drei Jahre lang bezeichnete er ſeine Schritte mit göttlichen Wohlthaten, ſtarb dann eines blutigen, jammervollen Todes, um ganz zu vollenden und alles auszugleichen, was zwiſchen Gott und Menſchen noch auszugleichen war, kam nach drei Tagen zum letzten und völligen Beweis, er ſey Gottes Sohn, aus dem Grabe zurück, und beſchäftigte ſich noch vierzig Tage mit ſeinen Jüngern, wenigen unſcheinbaren Männern, die er nach und nach zu ſeinem Umgang erwählt hatte, unwiſſenden, menſchenſcheuen Fiſchern, auf deren Bildung er die meiſte Zeit verwandt, die er als Zeugen ſeiner Thaten und Schickſale allenthalben um ſich hatte.

Aber noch ſchien er alles, was er that, nur dem auserwählten jüdiſchen Volk zum Segen zu

thun, und den ſchon lange befremdenden Schein, als ob der Schöpfer Aller nur dieſer Wenigen Gott ſeyn wollte, zur unbegreiflichen Wahrheit erheben. Erklärte er ſich doch ſelbſt: Ich bin nicht geſandt, denn nur zu den verlorenen Schafen vom Hauſe Iſrael. Gebot er doch auch bei einer Ausſendung ſeinen Jüngern: Gehet nicht auf der Heiden Straßen und ziehet nicht durch der Samariter Städte, und war ſelbſt nach ſeinem Tode auch ſeinen Freunden noch nichts anders, als ein Prophet wie Moſes, mächtig in Thaten und Worten vor Gott und allem Volke. Er war ſchon wieder zum Himmel aufgefahren, und noch lag das nahe Land Nepthalim am Wege des Meeres in Finſterniß, und die heidniſche Galiläa im Ort und Schatten des Todes. Und ſo ſchien alles, was man von ihm zu erwarten hatte, geleiſtet, die Abſicht ſeiner Erſcheinung mit einem unvollkommenen Verſuch, der wenigen Menſchen zu gut kam, vollendet, wenn er nicht ſeinen Jüngern bei ſeiner Erhöhung einen Wink gegeben hätte, daß er zum Himmel aufſteige, um vom Thron der Gottheit herab mit Kraft und Herrlichkeit zu vollenden, was er als Menſch im Stillen nur vorbereitet hatte. Ihr werdet die Kraft des heiligen Geiſtes empfahen, welcher auf euch kommen wird, und werdet meine Zeugen ſeyn zu Jeruſalem und Samaria, und bis ans Ende der Welt.

Und als der Tag der Pfingſten erfüllet war, waren ſie alle einmüthig bei einander, — und wurden alle voll des heiligen Geiſtes, und fiengen an zu predigen mit andern Zungen, nach dem der Geiſt gab, ihnen auszuſprechen. Seht hier den großen Aufſchluß, der uns alles erklärt, am Ende eines langen Labyrinths den unvermutheſten Ausgang. Die Jünger bis auf dieſe Stunde von Unwiſſenheit geblendet, in Vorurtheile verſtrickt, fühlten nun ihren Verſtand befreit von den Feſſeln, die ihn gefangen hielten, und ſchauten die Geheimniſſe Gottes zu unſerer Seligkeit, wahr und rein und ganz, wie Jeſus Chriſtus ſie geſchaut hatte. Dieſe Jünger mit dem unerſchrockenen Muth, ein Geheimniß nun vor aller Welt zu verkündigen, das ſie ſich vor wenigen Tagen zwiſchen verſchloſſenen Thüren kaum zuzuflüſtern wagten, eine Ueberzeugung nun vor Prieſtern und Fürſten im Gefängniß und auf dem Blutgerüſte zu bekennen, die einſt einer, der kühnſte von ihnen, einer Magd mit Schwüren läugnete, mit der größten Geiſtesfreudigkeit giengen ſie aus und lehrten Parther und Meder und Elamiter u. ſ. w., daß der Schöpfer aller Menſchen auch aller Menſchen Gott und Vater ſey, daß Jeſus als Menſch ein Jude zu den verlorenen Schafen vom Hauſe Iſrael geſandt, aber als Sohn des allgemeinen Gottes der Herr und Heiland der allgemeinen Menſchheit ſey, daß Gott die Zeit der Unwiſſenheit überſehen habe, nun aber allen Men-

ſchen an allen Enden Buße gebiete, daß die Lehre Jeſu an keinen Ort, an kein Volk, an kein Zeitalter gebunden, die Religion aller Kinder eines Vaters ſey. Zwar ſchien ſie noch genau mit der vaterländiſchen Geſchichte des jüdiſchen Volks durchwebt zu ſeyn. Aber wie eine gediehene Frucht löſete ſie ſich durch ihre eigene Reife von dem Stamme, an dem ſie ſich nährte, ab, und lebt nun als ein ſelbſtſtändiger Stamm kraftvoll in mannigfaltigen Zweigen, lieblich in immer friſchen Blüthen, wohlthätig in geſegneten Früchten. — Der edle Geiſt, dünſtete aus der jüdiſchen Verfaſſung, in der er ſich erzeugen und läutern mußte, weg, und ließ die todte Hülle zurück, um immer neu und wirkſam die ganze Erde zu durchdringen und zu erquicken.

Es ſind nun mehr als ſiebzehnhundert Jahre verfloſſen, ſeit das erſte Pfingſtfeſt ſo zum Segen der Nachwelt gefeiert wurde. Tief und weit wurzelte unterdeſſen das Chriſtenthum. Der Geiſt trug ſeinen Samen über entfernte Meere, und in die entlegenſten Gegenden, und nirgends erſtickte er ganz unter dem Unkraut. O es bekennen den Namen Jeſu Chriſti nun erſt im großen Sinn gottesfürchtige Menſchen aus allerlei Volk, das unter dem Himmel iſt, und in allen Zungen und Sprachen hört man die großen Thaten Gottes ausreden. Jeſus Chriſtus aber ſieht von dem Throne ſeines Vaters herab den großen ununterbrochenen Gottesdienſt, der

von allen Gegenden der Erde in dem Gebet und Glauben, im Thun und Dulden ſeiner Bekenner gefeiert wird, und ſieht vom Aufgang und Niedergang vollendete Gerechte zu ihm heimwallen, die ihn auf Erden bekannten, und die er als die Seinigen nun im Himmel bekennt.

Auch uns, verſammelte Chriſten, fand der göttliche Geiſt und brachte uns ſeinen Segen, daß wir zum Himmel aufſchauen, Gottes und ſeines Heils uns freuen, allen Kummer, der uns drückt, vor ihm ausweinen, und getröſtet ihn unſern Vater nennen, daß wir ſeinen guten Willen kennen, und in der Erfüllung deſſelben unſre Glückſeligkeit finden, daß wir für unſre Verirrungen Troſt, und zur Beſſerung Kraft durch Chriſtum haben, daß einſt am Ende unſres Erdenlebens das Herz des Kindes freudiger und ſehnender der Heimath bei dem Vater entgegenwallen kann. — Dank ſey aus unſer aller innigſtem Gefühl ihm, der ſchon lange, ehe wir waren, für das Heil unſrer Seelen vorbereitend ſorgte, wie er ſchon in den Tagen der Schöpfung alle Bedürfniſſe unſers ſterblichen Körpers in Rechnung nahm, — Dank dem guten Geiſt, der uns ſuchte und fand, und in alle Wahrheit leitete. Ach, daß für keinen unter uns jener große Aufwand und die lange Verbindung und Wirkung jener natürlichen und übernatürlichen Kräfte möge verloren ſeyn! Jahrtauſende hinab wachte und ſorgte die Vorſehung für die Bekanntwerdung, Er-

haltung und Verbreitung der Wahrheit, daß auch wir und jeder einzelne in seinen Tagen durch sie geheiliget und für den Himmel gebildet werden möchte, — und in einem Augenblick des Leichtsinnes verscherzt er vielleicht seine Unschuld, seine Ruhe, seinen Himmel auf ewig. O laßt uns seine Wege wandeln! Führe du uns selbst Geist des Herrn. —

Gib allen Weisheit und Verstand,
Den rechten Weg ins Vaterland
Den Weg zu Gott zu wandeln.
Laß Sünd' und Ungerechtigkeit
Uns standhaft fliehn, und jederzeit
Gerecht und christlich handeln.
Jesus Christus
Hilf uns allen,
Die hier wallen,
Schon auf Erden
Bürger deines Himmels werden. Amen.

Predigt

am zweiten Pfingſtfeſte 1794

über 1. Corinth. 2, 6 — 10.

Wohlthätig, o Gott, und wunderbar ſind die Einrichtungen der Schöpfung, durch welche du von Anbeginn für die irdiſchen und geiſtigen Bedürfniſſe deiner Geſchöpfe in ihrer großen unüberſehbaren Zahl und in ihrer unausſprechlichen Mannigfaltigkeit ſo zureichend und väterlich geſorgt haſt. Und deine Kinder nährest und ſättigſt und kleidest du, führeſt uns mit ſorglicher Hand von der Wiege bis ans Grab, haſt Ruhe für Müde, Balſam für ſchmerzende Wunden, und läßt es keinem an Freuden fehlen, wer nur Sinn hat, an deinen Werken und Wohlthaten Freude zu finden. — Und doch konnteſt du uns noch etwas beſſeres geben, und haſt auch das Beſte und Seligſte, was du Geiſt von

unbegränzter Vollkommenheit dem endlichen Geiſte im Gewande der Sterblichkeit mittheilen konnteſt, nicht verſagt, haſt Wahrheit und Erkenntniß und Hoffnung, die ſich nicht wie Speiſe und Trank aus irdiſchen Formen erzeugt, durch das Wehen deines Geiſtes vom Himmel geſendet, unter den Menſchen verbreitet, erhalten und geſegnet. Daß wir dich, o Vater, erkennen, die wohlthätigen Abſichten, zu denen du uns oft auch unter harten Prüfungen führeſt, verſtehen, daß wir durch Glauben und Liebe uns dir und der Glückſeligkeit, die bei dir iſt, nahen, und einſt, wenn unſre irdiſche Laufbahn ſich in ein Grab verliert, mit dem Troſt der Unſterblichkeit an ſeinem Abgrund ſtille ſtehen, und unſrer nahen Verherrlichung uns freuen können, — dankbar, o Vater, erkennen wir in dieſem Glück auch die Verheißung deines Sohnes: der Geiſt der Wahrheit, welchen ich euch ſenden werde, wird euch in alle Wahrheit leiten. O laß uns ſeine Nähe und ſeine lebendige Kraft ſtets inniger und ſeliger empfinden in dem Troſt des Glaubens, in dem Eifer der Liebe, in der Andacht des Gebetes, in Geduld und Hoffnung. Laß uns auch heute durch ſie gerührt zum Dank für deine Liebe, zum Preis deiner wunderbaren Regierung, und zur willigen Befolgung deiner Abſichten erwecket werden. Wir flehen darum in einem ſtillen V. U.

Text:

Text: 1. Cor. 2, 6 — 10.

Es iſt oft ſehr ſchwer, chriſtliche Zuhörer, wenn wir durch fremde Anleitung und Unterſtützung zu gewiſſen Fertigkeiten und Vollkommenheiten gelangt ſind, jedesmal wahr und billig zu beurtheilen, wie weit wir, uns ſelbſt überlaſſen, durch Anwendung und Uebung unſrer eigenen Kraft würden gekommen ſeyn. Aber ſeltener fehlen wir durch allzubeſcheidene Schätzung unſrer eigenen Kraft, als durch allzugeringe Meinung von dem Verdienſte unſrer Wohlthäter, die uns eigene Kraft kennen und gebrauchen lehrten. Dies iſt bei vielen Menſchen der Fall, und wird es immer mehr, ſelbſt in der Religion, wenn wir die Wohlthat der Belehrung ſchätzen, durch welche Gott dem menſchlichen Geiſte zu Hülfe kam, als er Jeſum den Lehrer der Wahrheit vom Himmel ſendete, und durch die Weihe ſeines Geiſtes die Apoſtel Jeſu Chriſti zu Lehrern entfernter Zeitgenoſſen und ſpäter Nachkommen heiligte und ausrüſtete, und durch allmächtige Kraft und wunderbare Leitung die heilige Wahrheit bis auf unſre Zeit rein erhielt, verbreitete und verherrlichte. Wir ſind ſo leicht zu dem Anſchauen derſelben gelangt, ſie liegt größtentheils ſo einfach, natürlich und allverſtändlich vor uns, der Verſtand findet ſie ſo richtig, das Herz fühlt ſich dabei ſo menſchlich und wohl, ſie harmonirt ſo ganz mit der Natur und mit unſern geiſtigen Bedürfniſſen, ſie wird durch ſo viele Erfahrungen des Lebens beſtätiget, wir ſind auch ſchon ſo

lange her in ihrem Beſitze, der menſchliche Verſtand hat ſie ſchon ſo mannigfaltig bearbeitet, angewendet, ſich zu eigen gemacht, daß es oft faſt ſcheint, als ob vernünftige Menſchen ohne Dazwiſchenkunft himmliſcher Belehrung wiſſen müßten, wie ſie weiſe, gut und glücklich leben, wie ſie aus unglücklichen Verirrungen ſich zurück finden, und im Drang der Leiden und im Schauer der Menſchlichkeit am Grabe ſich tröſten müſſen. O es giebt Menſchen, die es in allem Ernſte glauben, die ſich ärgern könnten, daß Fiſcher und Zöllner mit ihrer lauten Predigt von Gott und Tugend und Unſterblichkeit dem menſchlichen Forſchen ſo eilig zuvorgekommen ſind, und die über uns lächeln, daß wir Wahrheit, die uns von allen Seiten her ungerufen entgegen leuchtet, Wahrheit, deren Gefühl in jeder Seele verborgen liegt, Wahrheit, das ſelbſterrungene Eigenthum jedes vernünftigen denkenden Geiſtes als eine Wohlthat von verachteten Iſraeliten annehmen mögen. Sie haben in dem milde verbreiteten Schimmer eines ſtrahlenden Sonne Wege gefunden, Gegenſtände erkannt, Ausſichten entdeckt, und wähnen nun, weil ſie ihre Augen nie zu der Quelle des wohlthätigen Lichtes ſelber erhoben, daß ſie ihre Entdeckungen durch die Schärfe ihres Blickes in einer finſtern ſternenloſen Nacht wohl auch hätten machen können. Laſſet uns gerecht ſeyn, meine Freunde, die Dienſte unſerer Wohlthäter, die uns auf den Weg der Wahrheit leiteten, nicht verkennen, und den treuen ſichern Stab, den ſie uns

auf einen mühevollen irrlichen Pfad mitgaben, nicht undankbar auf die Seite ſtellen. Davon wir aber reden, ſagt einer der eifrigſten von ihnen, — das iſt Weisheit bei den Vollkommenen; nicht eine Weisheit dieſer Welt, auch nicht der Oberſten dieſer Welt, welche vergehen; ſondern wir reden von der heimlichen verborgenen Weisheit Gottes, welche Gott verordnet hat vor der Welt, zu unſerer Herrlichkeit.

Wir wollen nach Anleitung dieſer Stelle von den Verdienſten reden, welche die Apoſtel Jeſu Chriſti um die Erleuchtung unſres Geiſtes haben, und von ihnen unſern Blick zu dem ewigen Wohlthäter erheben, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe herabkommt, dem Vater des Lichts.

Wenn uns, andächtige Zuhörer, die Erkenntniß und der Gedanke an einen allesvermögenden, allesumfaſſenden, treu und ewig bleibenden Gott mit reichem Troſte und ſeligen Empfindungen erfüllt, wenn uns das Bewußtſeyn durch kindlichen Gehorſam ſeinen Beifall zu beſitzen, theurer und heiliger iſt, als alles, was die Erde uns geben oder nehmen kann, wenn die Tugend uns innerlich belohnt, und Ruhe und Friede und manche Freude und mancher Segen von auſſen in ihrem Gefolge uns umgibt, wenn uns in den Trübſalen des Lebens der Glaube tröſtet, daß eines Vaters Hand uns durch gewählte Prüfungen zur Vollendung führet, wenn dem Sterbenden der Schimmer der

Ewigkeit des Todes Schreckensgestalt wohlthätig verschleiert, und wenn endlich alle diese Ueberzeugungen Gefühle und Stimmungen nur Wirkung erkannter, angenommener, in Ausübung gebrachter Religionslehren sind, so ist es das erste Verdienst der Boten Jesu Christi um die Menschheit: sie haben Wahrheiten der Religion, welche der Menschensinn wohl auch einmal finden konnte, auf die er am Ende fast nothwendig verfallen mußte, zur frühern und gewissen Bekanntschaft gebracht. Der größte Theil der Belehrungen Jesu Christi ist allerdings höchst einfach und natürlich, aber nichts desto leichter zu finden. Es gehört ein reiner, frommer, unverdorbener Kindersinn dazu, sie zu fassen und zu verstehen, der unter allerlei falschen Richtungen des menschlichen Geistes frühe verloren gieng, und unter den mühsamsten Untersuchungen, und dem tiefsten Forschen und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit sich am seltensten wieder findet. — Gott ist die Liebe, — Gott ist der rechte Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden. Menschlichkeit, o Mensch, ist dein heiligster Schmuck; sie in dir zu veredeln, ist dein würdigster Beruf; sie zu üben, deine erhabenste Größe. Wie, möchten wir fragen, kann eine Wahrheit, die so einheimisch in dem Menschen selber liegt, ihm unbekannt und unbemerkbar bleiben? Kann die erste geistige Wahrheit, daß Gott die

Liebe ſey, ſie, die in ſtrahlenden Zügen durch alle Sinnen in die Seele leuchtet, eine heimliche verborgene Weisheit ſeyn? Nein ſollten wir ſagen, und doch hatte ſie Keiner in ihrem ganzen großen Sinne verſtanden. Jahrtauſende künſtelten die Menſchen an dem Begriff von Gott und an dem Lehrgebäude ihrer Pflichten, und entfernten ſich immer mehr von dem liebenswürdigen Urbild. Ganze Geſchlechter waren ſchon ausgeſtorben, und hatten das Vermächtniß ihres Nachdenkens und ihrer Erfahrungen den Nachkommen hinterlaſſen; und doch, als Chriſtus auftrat, und mit reinen edlen Zügen ein Bild der Gottheit entwarf, den Menſchen mit ſeinem Schöpfer in das liebe trauliche Verhältniß des Kindes zu dem Vater ſetzte, und Liebe und Menſchlichkeit aus der Tiefe des menſchlichen Herzens herauf rief, verwunderten ſie ſich der neuen Lehre, die noch kein Menſch ſo verkündigt hatte. Und was berufen wir uns auf ferne Zeugniſſe? Leben nicht noch ganze Geſchlechter, die auch von Vater und Sohn an Adam hinaufreichen, und doch die erſte heiligſte Wahrheit, die ihnen einmal unglücklich verloren gieng, ſchon ſeit Jahrtauſenden ſuchen, und noch nicht wieder gefunden haben. O es gehört nebſt vielen andern Mühen und Verirrungen auch das zum Schickſal der Sterblichen, daß ſie das Leichteſte und Natürlichſte am mühſamſten ſuchen müſſen und am ſpäteſten finden. Sie entdecken alles Ferne eher als das Nahe, bringen den künſtlichſten, gezwungenſten Irrthum eher heraus,

als die einfachſte Wahrheit. Ihr Gang geht nun einmal durch mannigfaltige Irrwege zum Ziel, durch Nebel der Täuſchung zum Schauen des Lichtes. Dank ſey alſo der ewigen Liebe und Vorſehung, daß ſie uns jene Wahrheiten, die uns zu Menſchen machen, die uns auf die erſte Stufe fortſchreitender Erkenntniſſe und Veredlung erheben mußten, aus dem ſich alle Keime der Tugend, der Lebensfreude und Hoffnung entwickeln, freundlich zuführte, und durch ſie viele Tauſende beglückte und die Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes wohlthätig beſchleunigte, wenn auch ſchon vielleicht nach vielen traurigen Erfahrungen ein glücklicher Zufall unſre Vorfahren oder Nachkommen den koſtbaren Fund hätte machen laſſen.

Es iſt zweitens das Verdienſt der Boten Jeſu Chriſti: ſie haben höhere Wahrheiten, die ohne ihren Eifer das Eigenthum einzelner glücklicher Menſchen geblieben wären, zur allgemeinen Bekanntſchaft gebracht. Wir wären ungerecht, wenn wir nicht geſtehen wollten, daß große, edle Menſchen aller Zeiten und Völker wie ausgezeichnete Lieblinge der Gottheit in Weisheit und Tugend unter ihren Zeitgenoſſen wandelten; wenn wir nicht geſtehen wollten, daß viele Kraft, Wahrheit zu finden, viel Gefühl für Rechtſchaffenheit und Tugend, viele edle Triebe, Entſchließungen und Thaten aus der menſchlichen Natur ſich entwickeln,

und unter ſorgfältiger Pflege gedeihen können. Aber es gehört zur Bildung ſolcher Menſchen ſo vieles, — Erziehung durch Menſchen, wie ſie nicht jedem zu Theil werden kann, — große Anlagen des Verſtandes und feinere Gefühle des Herzens, — Muße zum Denken, Prüfen und Wählen, wie ſie nicht jedes arme Menſchenkind im Gedränge zeitlicher Bedürfniſſe, unter der Laſt von ſchweren Geſchäften und Sorgen gewinnen kann, — und über alles die Umſtände, die keinem Sterblichen zu Gebote ſtehen, aber über ihn eine unwiderſprechliche Herrſchaft ausüben durch ihr verborgenes Zuſammenwirken oft die unerwarteſten Wunder hervorbringen, oft die gerechteſten Vorſätze und Hoffnungen vernichten. — Es gehört ſo viel zur Bildung ſo glücklicher Menſchen, daß ſie ohne jenes Erbarmen des göttlichen Geiſtes immer nur als ſeltene Ausnahmen unter einem allgemeinen traurigen Geſetz ſich verloren hätten, und das Geſetz hieße: Die Menſchen ſollen ihren Schöpfer ſuchen und nicht finden, leiden ohne Troſt, unbekannt bleiben mit ihrer Beſtimmung, und am Ende des Lebens erſt durch koſtbare Erfahrungen lernen, wie ſie hätten leben ſollen.

Das wollte der ewige Vater der Menſchen nicht; zum drückenden Gefühl, daß ſie elend ſeyen, gab er ihnen Vernunft und Beſinnung, zum ewigen Schmachten den Durſt nach Vollkommen-

heit nicht. Mögen Weiſe und Schriftgelehrte die verſteckteſten Wahrheiten auf ihrer verborgenen Spur verfolgen und erhaſchen, mögen ſie Länder und Meere und die Sterne am Himmel mit Namen nennen, und durch langes Streben und Forſchen zu dem mühſam erworbenen, wohlverdienten Beſitz mancher Vortheile gedrungen ſeyn; — aber was Menſchen gut und edel macht, was ſie zu frommen Gefühlen erwärmen, ihr Herz dem Schöpfer und der Tugend gewinnen, ſie zeitlich froh und ruhig und ewig glücklich machen ſollte, an der wohlthätigen Weisheit ſollten alle Theil nehmen können, wie ſie alle das Recht haben, ſich an einer Sonne zu wärmen und aus der immer offenen Hand ihres ſchaffenden Vaters Speiſe und Freude zu nehmen.

Darum entläßt Jeſus, ehe er in ſeine göttliche Herrlichkeit zurückkehrte, ſeine Jünger mit dem menſchenfreundlichen Auftrage: Gehet hin und prediget das Evangelium aller Kreatur. Wer glaubt und ſich zu meiner Lehre bekennt, der ſoll ſelig werden. — Das danke ihr mit gerührter Seele einem wohlthätigen Erlöſer, arme Menſchen, welche die Natur nicht beſtimmt hat mit leichtem unbefangenem Geiſtesblick ins innere Heiligthum der Wahrheit einzudringen. Die ihr im Drang der Bedürfniſſe des Lebens, in der Mitte einer Familie, die um Nahrung und Kleider ſchreit, andre Dinge zu thun habt, als Meinungen zu prüfen, und das Gold der Wahrheit

von den Schlacken des Irrthums zu scheiden, und durch traurige Umſtände, deren ihr euch nicht zu ſchämen habt, zur Erde niedergebeugt, manches leichte, ſanfte, frohe Gefühl nicht kennt, das andern Menſchen, Glauben, Vertrauen, Liebe, Tugend, Hoffnung und Muth in vorübergehenden Leiden ſo leicht und natürlich macht, — ihr fühlt das Bedürfniß der Belehrung und des Troſtes vom Himmel, bekennet euch gerne unter die Vormundſchaft des Geiſtes Jeſu Chriſti, und verſtehet den heiligen Sinn der Worte: Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

Es iſt drittens das Verdienſt der Geſandten Jeſu Chriſti: ſie haben uns über höchſt wichtige Angelegenheiten der Menſchheit, wo alle Vernunft und alles Gefühl nur wünſchen, ahnden und hoffen konnte, durch die Predigt des Evangeliums Jeſu Chriſti freudige Gewißheit verſchafft. Im Ende iſt doch ein ſehr großer Theil des eigenen vernünftigen Denkens nur Meinung, Wahrſcheinlichkeit in einem niedern oder höhern Grad, — die uns am leichteſten überzeugt, und uns am unwiderſprechlichſten ſcheint, wenn wir ihres Einfluſſes zu großen Entſchließungen und ihres Troſtes in zweifelhaften bangen Auftritten des Lebens am wenigſten bedürfen, aber am ſchüchterſten ſich hinter Zweifeln verliert, und am gefällig-

ſten nach unſern Neigungen ſchmiegt, wenn ſich in unſrer Bruſt der große Kampf zwiſchen beſtürmender Sinnlichkeit und männlicher Tugend entſcheiden, oder des Geiſtes freie erhabene Größe in hartnäckigen Schwierigkeiten, unausweichbaren Gefahren, tief empfundenen Leiden und Sorgen, Erwartungen einer trüben undurchſchaulichen Zukunft ſich zeigen ſoll. Dann, armer Sterblicher, halte dich am ſchwankenden Halm, der mit dir zur Erde ſich biegt, wann dein zitterndes Knie dich nicht mehr zu halten vermag. Dann ſuche Heiterkeit und Wärme an dem Flämmchen, das im Sturme der Leidenſchaft erloſch. O es iſt zweierlei, — gegen eine väterliche Vorſehung im Himmel nichts einzuwenden, wenn das Glück allen unſern Wünſchen zuvorkommt, — und ſie durch Muth und Vertrauen zu ehren, wenn alle Hoffnungen des glücklichen Erdenkindes auf einmal ſcheitern, wenn alle Stürme des Unglückes nur ihn zu treffen ſcheinen, und jede erwünſchte Stille nur ein größeres Ungewitter vorbereitet, und kein Schöpfer ſeine Klage zu hören ſcheint. Es iſt eine andre Lage des Lebens, in welcher wir den Glauben an Unſterblichkeit auffaſſen, und eine andre, in welcher wir ihn mit aller Stärke der Ueberzeugung aus der Seele herauf rufen und feſt halten ſollen. Dort war das Grab noch ſo ferne hinter den Roſen des Lebens verſteckt, die Kraft des Lebens noch ſo ſtark, der Wunſch zu leben noch ſo heiß; der Jüngling im mächtigen Gefühl der Stärke und Kraft wäre zu bereden, daß ſelbſt ſterben

unmöglich ſey, wenn ihm nicht täglich die Leichenglocke das allgemeine Geſetz der Natur verkündigte. Hier iſt alles gar anders. Das Gefühl der hinſinkenden Natur widerſpricht zu laut dem geiſtigen Hoffen des Verſtandes. Dem müden Pilger am Ende der Laufbahn wäre der Ruf eines einzigen, der vor ihm dahin wandelte, tröſtlicher, als Ermunterung derer, die ihm nachfolgen und nicht fühlen was er. — Aber kein Todter antwortet ſeiner Klage, in den Gräbern iſts fürchterlich ſtumm. Doch du rufeſt mit freundlicher Stimme, Getödteter und Erſtandener: Ich lebe und du ſollſt auch leben. Aus deinem Munde nehmen wir den Troſt der ewigen Fortdauer von dem, der tödtet und lebendig macht, und ſingen deinen Boten den Triumphgeſang der Unſterblichkeit nach: Der Tod iſt verſchlungen in den Sieg. Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? —

Es iſt viertens das Verdienſt der Apoſtel Jeſu Chriſti: ſie haben über eine höchſt wichtige Angelegenheit, über die Verhältniſſe der gefallenen Menſchheit mit ihrem Schöpfer, und über den Rathſchluß Gottes zu ihrer Rettung, den die Vernunft nicht kennt, befriedigende und erfreuliche Auskunft ertheilt. Es iſt ein Wort, — fraget die ganze Schöpfung, — ſie ant-

wortet euch nicht. Fraget den zürnenden Donner, wenn er zwiſchen dem Feuer des Himmels daherfährt, er ſagt es euch nicht. Fraget die allgemeinen Geſetze der Natur, unter denen der Gute mit dem Böſen leidet, und der Böſe mit dem Guten erquickt wird, — ihr verſtehet ſie nicht. Fraget den Unglücklichen, den die Rache ſeiner längſt vergeſſenen, vielleicht ſchon beweinten und abgelegten Miſſethaten auf unbekannten Wegen erhaſcht, er weiß es auch nicht. Fragt das zagende Gewiſſen und die angſtvollen Mienen des ſterbenden Zweiflers, ſie verkündens euch nicht. — Und es iſt doch je gewißlich wahr, und ein ſo theures werthes Wort, daß Jeſus Chriſtus gekommen iſt in die Welt, die Sünder ſelig zu machen.

Von dieſer Art ſind die Wahrheiten, chriſtliche Zuhörer, mit welchen die erſten Bekenner Jeſu Chriſti, die Zeugen ſeiner Niedrigkeit, ſeines frommen Lebens, ſeines Todes und ſeiner Verherrlichung, in eine Welt voll Irrthum ausgiengen, um hier die tiefſte Unwiſſenheit zu erleuchten, und dort den verſchrobenſten Dünkel der Weisheit zur Kindeseinfalt zurückzuführen; hier das erſtorbene Gefühl der Menſchlichkeit zu wecken, Barbarei und Laſter zu beſiegen, und dort die erkünſtelte gleiſſende Heuchelei durch die Predigt der frommen Herzenstugend Jeſu Chriſti zu beſchämen; — den Juden, welche Zeichen forderten, und den Griechen, welche nach Weisheit fragten, nur Jeſum zu pre-

digen, den Gekreuzigten. — Arme ſchwache Werkzeuge, einſt unerfahrenen Kindern gleich an Fragen, Zweifeln und Träumen. Aber uns hat es Gott offenbaret durch ſeinen Geiſt, der alle Dinge erforſchet, ſelbſt die Tiefen der Gottheit. — Einſt ſchüchterne Schafe, kaum von dem Schooße ihres guten Hirten zu entwöhnen; jetzt entſchloſſen in den Verſammlungen der Weiſen, und vor den Thronen der Könige und vor dem Blutgerichte ihrer Verfolger zu bekennen: daß in keinem andern Heil, und kein andrer Name den Menſchen gegeben ſey, darinnen ſie ſollen ſelig werden, als der Name Jeſu. — Es iſt ihnen ein groſſes Werk gelungen, ſie haben fruchtbaren Samen ausgeſtreuet, und deine Pflege, Geiſt der Wahrheit, hat ſeine Keime entfaltet, und edle Frucht, Weisheit, Tugend, Menſchlichkeit, milde Sitten, Himmelsſinn, Himmelsfreude zum groſſen bleibenden Segen der Menſchen aus ihnen groß gezogen.

O laßt auch uns, Freunde, bei dieſes Geiſtes Lehren für unſre Schwachheit Kraft, für unſre Zweifel Aufſchluß, für unſre Trauer Freude ſuchen. — Und wenn in euern Herzen durch der himmliſchen Wahrheit ſtilles verborgenes Wirken ſchon reines Gefühl und Ruhe und Friede wohnet, und eures Geiſtes Kraft zur männlichen Reife gediehen iſt, laßt uns dann dieſe treue mütterliche Erzieherin deſto herzlicher lieben und deſto dankbarer verehren, unter dem Geräuſche

und den Zerſtreuungen des Lebens, unter den Weiſen und Thoren, für ihre ſanften Belehrungen ein offenes Ohr und eine offene Seele behalten, in den Stunden der überraſchenden Verſuchung an ihre Warnungen, und in der Nacht des Leidens an ihre Verheißungen denken. Sie führe euch durchs Leben, ihr letzter Segen folge euch ans Grab, und froh müſſe es euer Geiſt in der Ewigkeit erfahren, daß Gottes Verheißung Ja und Amen iſt. Amen.

Predigt

am zweiten Pfingſtfeſte 1799.

über Joh. 3, 16 — 21.

Von dem Staube der Erde erhebt ſich unſere Andacht zu dir, unſer Gott; — aus dem Kreiſe des Irrthums und des Ungemachs, der Thorheit und des Jammers, der die Erde umwölkt, zu dir in deine ſeligen Höhen, Vater des Lichts, von dem alle gute Gabe und alle vollkommene Gabe herab kommt. Auch im Staube hienieden verkennt doch unſer Geiſt ſeine himmliſche Verwandtſchaft nicht, in dem Gedränge der Widerwärtigkeiten des Lebens, in der Bruſt voll unbefriedigter Wünſche doch ſeine ſelige Beſtimmung nicht. Und möchten wir nie unter den Reizungen der Sünde, nie, wenn der ſchnelle Sturm der Leidenſchaft durch die Seele fährt, den hohen Beruf verkennen und vergeſſen, zu welchem wir

berufen ſind! Zur ewigen Beglückung in Tugend durch unſre Natur geweiht, zum frommen frohen Glauben an eine erbarmende Vatergüte gegen fehlende, aber reumüthige Kinder durch deinen Sohn geweckt, durch ihn von den Banden des Todes zum Leben gelöſet, Vater, wir danken dir für unſre Beſtimmung, für unſern Troſt, für unſre Hoffnung. Vater, wir flehen um Muth, nach unſerm fernen erhabenen Ziele zu ringen, — um Weisheit und Kraft, das Unterpfand des Himmels im Glauben an deinen Sohn, und in einem guten Gewiſſen durch alle Verſuchungen und Stürme des Lebens ungefährdet zu retten. Daß uns auch heute, wenn wir uns mit deinem heiligen Worte beſchäftigen, etwas davon zu Theil werden möge! Wir flehen dich darum an in einem ſtillen V. U.

Text: Joh. 3, 16 — 21.

Unſer Text enthält einen Theil der merkwürdigen Unterredung, die zwiſchen Jeſu und einem Geſetzlehrer ſeiner Nation in einer nächtlichen Stunde ſich entſpann. Dieſer unbefangene, wahrheitsforſchende Mann, der weder in ſeinen Jahren und Erfahrungen, noch in ſeinem Anſehen eine Bürgſchaft für die Untrüglichkeit ſeiner Meinungen zu beſitzen glaubte, der im ſtillen Nachdenken über Wahrheit, über Menſchenbeſtimmung und Menſchenpflicht, über die geheimen Wege und verborgenen Ziele der göttlichen Vorſehung vielleicht oft in Unruhe

ruhe und Zweifel verſank, und zu manchem lauten Wunſch ſeines Herzens die Hoffnung, zu mancher ſtillen Hoffnung ſeines Geiſtes die Bürgſchaft ihrer Erhörung, zu mancher ernſten Frage die Antwort vergeblich ſuchte, — dieſer Mann hört von den Thaten Jeſu, einſtweilen, wie es ſcheint, nur von ſeinen Thaten, ahndet in ihm einen Geweihten der Gottheit, und benutzt die Dunkelheit und Stille der Nacht, um ohne Aufſehen oder ohne Störung den geheimnißvollen Mann näher kennen zu lernen, und wenn er an ihm fände, was ſein Herz ihn hoffen ließ, ſeine Zweifel und Fragen ihm zu eröffnen, und ihn um Belehrung zu bitten. An der Seite, die an dem Charakter des göttlichen Lehrers am leichteſten und erſten in die Augen fiel, ob ſie ſchon nicht die bedeutendſte war, faßt er ihn an, an der Wunderkraft, die aus ſeinen Thaten hervorleuchtete. „Meiſter, wir wiſſen, daß du biſt ein Lehrer von Gott gekommen; denn Niemand kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm.“ Auch Jeſus, dem vielleicht ein geſchäftvoller Tag unter Belehrungen, Wohlthaten und großen Entwürfen für Menſchenwohl und Menſchenfreuden geſanken war, freut ſich auch noch am ſpäten Abend der Gelegenheit, ein Saatkorn der Wahrheit mehr in ein Herz zu legen, das ihrer werth ſeien, und knüpft mit dieſem Manne eine Unterredung an. Wer ſie lieſet und verſtehen mag und beherziget, mit welchen Ahndungen und Hoffnungen fühlt er ſich durchdrun-

gen! Wie fühlt er ſich immer höher und höher aus der bangen drückenden Nacht, die den Geiſt auf der Erde umhüllt, unter die lichten Sterne des Himmels emporgehoben, über die Stürme des ſauſenden Windes, über die Schickſale, denen das an der Erde ſtreifende Auge keine Urſache und keine Abſicht findet, in eine ſturmloſe, ſelige Stille! Wie fühlt er ſich zu dem Vorſatz gedrungen mit Muth und Kraft belebt, gut zu ſeyn und beſſer zu werden, werth des innern Friedens, den ihm Jeſus im eigenen Buſen verbürgt, werth der hohen Würde, und der reinen Himmelsfreuden, die er ihm von ferne zeigt, und ſo, nicht mit leerem Schall von Worten, ſondern in der That zu glauben an den Sohn, den Gott der Welt zum Leben geſandt hat. Niemand, ſpricht Nikodemus, kann die Zeichen thun, die du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm.— Ohne Zweifel mit einem andern, wenn ſchon ſtillen Geſtändniß, mit einer andern Huldigung verließ er ſeinen Lehrer wieder: Wir wiſſen, daß du biſt ein Lehrer von Gott gekommen, denn Niemand kann mit ſolchem Lichte aus höhern Welten den Verſtand erleuchten, Niemand mit ſolcher Ueberzeugung den Geiſt zur Tugend entflammen, Niemand mit ſolchem milden Wehen aus beſſern Welten die Gefühle beruhigen, und ſo den Himmel in das Herz des Sterblichen auf die Erde herabziehen, wie du thuſt, es ſey denn Gott mit ihm.

Aber laßt uns den Hauptinhalt der Belehrung

Jeſu aus unſerm Texte zu unſrer eigenen Erbauung anwenden. Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat ſeinen Sohn in die Welt geſendet, daß die Welt durch ihn ſelig werde.

Gott will die Seligkeit der Menſchen, Friede und Ruhe hier, wenn ſchon nicht immer von auſſen, doch inwendig Ruhe und Frieden im frommen Herzen, innige hohe Freuden hier, wenn ſchon mit Schmerz gemiſcht, (auch Schmerz iſt Wohlthat,) Troſt und Hoffnung am Grabe, und jenſeits — es hats kein Auge geſehen, und kein Ohr gehört, und noch kein frohes Herz empfunden, was Gott mit vorbereitendem ſchweigendem Vaterſinn für die verborgen hält, die ihn lieben.

Als der Ewige lebendige und vernünftige Weſen in das Daſeyn rief, war es ſeine Abſicht, der Schöpfer und Vater froher und glücklicher Kinder zu ſeyn, nicht glücklicher durch ihren Dienſt, nicht größer durch ihre Verehrung zu werden, ſondern ſich die reine, unerſchöpfte, ewige Quelle aller Vollkommenheit und Seligkeit mitzutheilen, in nie gezählten Millionen vernünftiger Weſen ſeine Selig-

keit in einem Grade, wie jedes derselben fähig wäre, zu vervielfältigen. Er müßte seine Absicht in dem Augenblick, da sie ausgeführt werden sollte, wieder vergessen haben, wenn er nicht alle Umstände, in die er seine Geschöpfe versetzte, alle ihre Verhältnisse, die Fähigkeiten und Kräfte, mit denen er sie ausschmückte, alle Gegenstände und Geschäfte, an denen sie Fähigkeiten und Kräfte entwickeln sollte, für den großen und einzigen Zweck, sie von einer Vollkommenheit und Glückseligkeit zur andern zu erheben, gewählt und abgewogen hätte. Und siehe, er schuf den Menschen, hier sein erstes Geschöpf, für die Zeit, und schuf ihn für die Ewigkeit, wog ihm Sinne, Gefühle und Triebe zu, den unermeßlichen Segen einer reichen, blühenden, irdischen Schöpfung zu empfinden, und in seiner ganzen Fülle zu genießen, gab ihm mit Vernunft und Gewissen das Bewußtseyn eines höhern Adels vor allen Geschöpfen um ihn her, mit dieser Geisteweihe aus einer andern Welt Anwartschaft auf Bestimmung für eine andre Welt, und das heilige Aufgebot, durch Tugend ihr entgegen zu wandeln, erweichte und erwärmte das Herz zu sanftern, edlern, reinern Empfindungen, durch deren Bewahrung und Ausbildung er neue Seligkeiten anderer Art genießen, immer vollkommener und endlich, für die Erde zu köstlich und zu gut, reif werden sollte für höhere Freuden. Endlich gab er dem Menschen seinen Sohn, den Lehrer einer himmlischen Religion. Sie sollte die leisesten Ahndungen des gefühlvollen Herzens

zur frohen Hoffnung erwecken, den Anſprüchen der Vernunft gegen die Stimme der Sinnlichkeit in uns Gewicht verſchaffen, und zur Erfüllung ihrer Forderungen neue mächtige Beweggründe und Kraft ertheilen, im Schmerz, der hienieden der Freude zur Seite geht, das weiche Herz in ihren Frieden einhüllen, und dem ſchüchternen bangen Blick des Erdenpilgers hinter dem Grab den Schimmer der Ewigkeit aufziehen.

Gott will die Seligkeit der Menſchen, und hat ihnen ſeinen Sohn gegeben, daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern Leben, ewiges Leben haben. Arme Wanderer im Staube, ruft ihnen Jeſus zu, blicket zum Himmel auf. Euer Daſeyn hängt mit dem Willen eines allmächtigen Weſens, das euer Vater iſt, und eure Glückſeligkeit mit ſeinem Wohlgefallen zuſammen, das auf guten Geſinnungen und Thaten ruht. Euer Vater im Himmel iſt ſelig durch Vollkommenheit; ſeyd auch ihr vollkommen, um ſelig zu ſeyn. Benutzet jeden Augenblick und jede Gelegenheit, Freude am Guten in euch zu wecken und zu erhöhen, tugendhaften Sinn zu nähren, edlere Empfindungen hervorzurufen, zu bewahren und zu bilden, eure Kräfte zu üben, und auf immer höhere Tugenden vorzubereiten. Dankbare, herzliche Liebe zu dem Verborgenen, der euch in unzähligen Wohlthaten nahe iſt, fromme Scheu vor ſeiner Gegenwart, heilige eure Geſinnungen, und leite eure Schritte.

Hoher Muth, euch ſelber zu beſiegen, Gerechtigkeit, Demuth, Wohlthätigkeit herrſche in euern Handlungen. Auf dem niedrigen Standpunkte, wo ihr hier noch weilet, wirket gleichwohl euerm erhabenen Schöpfer von ferne nach, wenn ihr wie er für das Glück und die Freude ſeiner Kinder ſorgt, erquickend wie ſein Thau, wenn er die Fluren der Guten und der Böſen befeuchtet, lieblich wie ſeine Sonne, wenn ſie über Böſe und über Gute aufgeht. O dann wird Ruhe in eurem Geiſte einkehren, und ein reiner Himmel ſich in euerm Herzen aufthun, unter welchem Freuden euch aufblühen, die der ſinnliche Menſch auſſer ſich bei Erdenſchätzen und Freudenmalen vergeblich ſucht, unter welchem die Wolken, die das Schickſal in ſeiner Seele aufzieht, in Klarheit zerfließen, unter welchem das Grab, das ihn mit allen ſeinen Schrecken faßt, in tiefem Schatten liegt.

Blicket zum Himmel auf, ſpricht Jeſus den Menſchen zu. Euer jetziges Leben hängt in ſeinen Freuden und in ſeinen Leiden, in euern Geſinnungen und in euern Thaten mit einem künftigen zuſammen, und iſt nur tiefer Anfang, erſte langſame Entwickelung zu einer großen fernen Vollendung. Um einen hohen Preis, der euch dort erwartet, übet ſich hier in Liebe und Hoffnung eure Tugend, ſie begleitet euch hinüber, wenn alle Freuden geſunken ſind, die die Erde bieten konnte. Während des ſtillen Kampfs, den die Erde nicht

in euerm Buſen bemerkt, während den verborgenen Edelthaten, die ſie nicht kennt und nicht belohnen kann, ſchauen Engel auf euch herab, und weihen euch zu Mitgenoſſen ihrer Seligkeit; und unter der Geduld und Hoffnung, mit welcher ihr Leiden ertragt, für welche die Erde keinen Troſt und vielleicht in allen ihren Gaben keinen Erſatz hat, bereitet ſich unerkannt und ungeahndet Freude euerm frommen Sinn, ſüße Frucht aus einem bittern Kern, die an einer beſſern Sonne reif wird.

In einem tugendhaften, Gott geweihten Sinn kehret der Göttliche, der vom Himmel kam, den Menſchen ſeinen Werth und ſeinen Frieden ſuchen, zieht in eine nahe beſſere Welt das Herz mit ſeinen Wünſchen und Abſichten, mit ſeinem Sehnen und Hoffen hinüber, und wandelt ſelbſt die hohe Bahn der Tugend, den feſten Blick zum Himmel gerichtet, voran, geht mit einem Muth, den nur ſein Leben und ſein Bewußtſeyn gewähren konnte, in die Wolke ſeiner Leiden, ſinkt blutig ins Grab, kehrt von Gott zum Bürgen des Lebens im Tode geweiht in den Himmel zurück, ſegnet den frommen Glauben, der zu ihm ſich aufwindet mit verborgener Kraft, und zieht alle, die ihm nachwandeln, wenn auch über ihnen die letzte dunkelſte Wolke ſchattet, in ſeine Verklärung auf.

O möchten alle, die ſeinen Namen nennen,

und ihm in ſeine Herrlichkeit nachſchauen, ihn verſtehen, und in ihrem Herzen etwas finden, das ſeinen Belehrungen entſpräche! Möchten ſie bedenken, daß nicht einige aus der frühen Jugend im treuen Gedächtniß gerettete Bruchſtücke ſeiner Lehre oder Geſchichte, und nicht die vollſtändigſte, vertrauteſte Bekanntſchaft mit allem, was er gelehrt und gethan hat, nicht das huldigende Bekenntniß, ſein Evangelium ſey wahr und ſchön und göttlich, ſie zu den Seinigen weihe, und keine verborgene Glaubenskraft ſeines Namens ſie ohne eigene Thätigkeit beſſer, ohne Beſſerung ſelig mache, daß nur ein Herz, welches mit dem Glauben an ihn ſeinen Geiſt und Sinn in ſich aufnimmt, mit ihm liebt und wirkt, und duldet und hofft, ſein Eigenthum ſey, und ſeiner Erlöſung und ſeines Himmels ſich freuen könne! Möchten alle die wohlthätigen Anſtalten, die Gott durch ihn erſt zur Belehrung des menſchlichen Geiſtes, und dann zur Heiligung, und mit ihr zum Glauben an Gnade im Himmel für ſchwache Menſchentugend gemacht hat, weiſe, dankbar, eifrig benutzen, und keiner verloren werden, alle das Leben, ewiges Leben haben!

O es können Menſchen ſeyn, denen es ein ungebetener Dienſt ſcheint, daß das Evangelium Jeſu Chriſti ihnen die Wahrheit ſo unverkennbar vor die Seele ſtellt, ein läſtiges Gefühl, das ſie

jeden Augenblick an Gott, an Pflicht, an Ewigkeit und Vergeltung erinnert, ein Geſchenk nicht des Annehmens werth, wenn Vaterliebe Gottes nur um Kindesliebe des Menſchen, wenn Vergebung der Sünden nur um Ernſt der Beſſerung, wenn hohe Freude des Himmels nur um Entſagung von niedrigem Tand der Erde geboten wird. Wenn ſie, als ob Eigenſinn und Beharrlichkeit zuletzt den Irrthum zur Wahrheit machte, doch das Eine ohne das Andere erwarten, als ob dieſer Glaube mehr denn Berge verſetzen, — den Irrthum zur Wahrheit machen könnte, — wenn ſie, um unangenehme Gefühle ſich zu erſparen, der Belehrung, die ſie weckt, die Seele verſchließen — wenn ſie das Erwachen des beſſern Bewußtſeyns, das Regen des göttlichen Geiſtes im Gewiſſen in Sinnlichkeit zerſtreuen — wenn ſie den Zweifel an Wahrheit, oder den Spott über ſie, das ätzende zerſtörende Gift, wie einen beruhigenden Balſam gegen das Gewiſſen in ſich aufnehmen, ſo machen ſie traurig wahr, was Jeſus dem Nikodemus ſagt: die Menſchen liebten die Finſterniß mehr denn das Licht, Wahn und Irrthum mehr als die Wahrheit, denn wer das Böſe liebt, haſſet das Licht.

Arme Betrogene! Mag der Zauber der Täuſchung auf ihnen ruhen, einſt zerfließt er doch; mag die Stimme der Wahrheit eine Zeitlang am

betäubten Ohr vorübergleiten, einſt erwacht ſie mit richtendem Ernſt im eigenen Herzen. Gott hat ſeinen Sohn nicht geſandt, daß er die Welt richte, nicht, daß durch ihn die innern Vorwürfe und die Verantwortung derer, die ſeinen Ruf zur Heiligung und zum Himmel verachten, gröſſer und ſchwerer würden. Aber mit ſeiner Sendung iſt dieſe Folge unzertrennbar verbunden. Die nämliche Sonne der Wahrheit, die den Geiſt durch ihre Strahlen erheitert, und in dem Herzen, das ihr ſich öffnet, die Keime der Tugend zur ſchönſten Blüthe entfaltet, die nämliche Sonne zieht auch die furchtbare Wetterwolke des Gemüthes auf.

Gott hat ſeinen Sohn in die Welt geſendet, nicht daß er die Welt richte, ſondern daß die Welt durch ihn ſelig werde. Wer dieſe himmliſche Ankündigung zum erſtenmal vernähme, nach langem unbefriedigtem eigenem Nachdenken immer tiefer in Unruhe und Zweifel hineingezogen, oder von einer langen Reihe widriger Schickſale oder einem beladenen Gewiſſen zur Erde gedrückt, ſie zum erſtenmal vernähme, und über ſeinem nahen oder fernen Grabe den freundlichen Stern der Hoffnung erblickte, o wie müßte ihm werden im gepreßten verwundeten Herzen! Wie würde er den Boten ſeines Friedens ins Auge faſſen, die Bürgſchaft ſeiner himmliſchen Sendung ſo gerne anerkennen, und freudig zu je-

dem Dank, entſchloſſen zu jedem Gehorſam, geſtärkt zu jeder Hingebung, nur eine Frage kennen: Meiſter, was muß ich thun, daß ich ſelig werde?

Uns tönen ſie nicht zum erſtenmal die Worte des Troſtes. Wohl euch, wenn die Frage, was muß ich thun, daß ich ſelig werde? ſchon lange eure freudigſte und eure ernſteſte Frage, und euer Leben ihre Antwort iſt!

Möge doch keiner unter uns, ſo lange es heute heißet, ſein Herz verſtocken, keiner die Wahrheit fürchten, und das Licht, das ſie ihm über ſich ſelbſt, ſeinen Werth und ſeine Beſtimmung, über Erde und Himmel verbreitet. Erkennet ſie, ſie wird euch frei machen; in ihr liegt zu hohen Entſchließungen die Quelle hohen Muthes, zu großen Verpflichtungen der Segen großer Kraft, neben theuren Entſagungen theurer Erſatz. Erkennet ſie, und ihr werdet ſie lieben, — den lieben, der euch ihren Segen von dem Himmel zugeführt und mit Tod und Leben verbürget hat. Euch heilige dann der Eifer, Gott zu gefallen, zu jeder guten That. Euch warne der Gedanke an ſeine Heiligkeit und an ſein Gericht vor jeder Uebertretung. Euch ſtärke die Verheißung, daß Gottes Gnade in dem Schwachen mächtig iſt, zum muthvollen Kampf und zum vollendenden Siege. Ein

gutes Gewiſſen begleite euch durchs Leben, ein gutes Gewiſſen aus den Freuden in die Leiden des Lebens. Sein Segen und Troſt des Glaubens folge euch ans Grab, und froh müſſe euer Geiſt in der Ewigkeit dem Erlöſer der Menſchen auch für ſeine Seligkeit danken. Amen.

Abſchieds-Predigt,

gehalten in Lörrach

am ein und zwanzigſten Sonntage nach Trinitatis 1791

über Joh. 4, 47 — 54.

Heiliger guter Gott, der du im Himmel wohneſt und auf Erden ſchaffeſt, was du willſt, laß uns in deinen Führungen ſtets den Willen eines weiſen liebenden Vaters erkennen, ſtets die heilſamen Anſtalten zu unſrer Beſſerung und Vervollkommnung benuzen. Wir übergeben unſre Schickſale deinen Vaterhänden; — führe uns den Weg, den wir wandeln ſollen, leite uns nach deinem Rath, und nimm uns endlich mit Ehren an. Segne auch heute die Betrachtung deines Worts; laß durch ſie deinen Namen verherrlichet, unſre Liebe und unſre Vertrauen geſtärkt werden. A. u.

Text: Joh. 4, 47 — 54.

Ein zärtlicher Vater ſah in ſeinem Sohn den Troſt und die Hoffnung ſeines Alters aufblühen. Jetzt ſieht er den, in deſſen Geſundheit und Leben alle ſeine Wünſche ſich vereinigten, mit dem Tode ringen, und kann ihm nicht helfen. Vielleicht nach langem Leiden, Kummer und Jammer hört er von Jeſu, eilt zu ihm und bittet, daß er hinabkomme in ſein Haus und helfe ſeinem Sohn. Und Jeſus eilt nicht ſo ſehr mit den Anſtalten zur Hülfe, als der Vater mit ſeiner Bitte geeilt war. Und doch erſcheint die Hülfe früher und herrlicher, als er nur hoffen konnte. Jeſus geht nicht mit ihm hinab in ſein Haus. Aber er ſpricht: dein Sohn lebt, — und ſiehe, er lebte, und war beſſer und geneſete. — Und der Vater, den die fröhliche Botſchaft ſeiner Diener aus der tiefſten Betrübniß und Beklemmung zur höchſten Freude erhob, glaubte mit ſeinem ganzen Hauſe.

Laßt uns in dieſer Geſchichte, wie in einem Spiegel, die Beſchaffenheit und den Gang menſchlicher Schickſale betrachten, und lehrreiche Folgerungen daraus zu unſerer Erbauung herleiten.

Die Schickſale der Menſchen ſind im Ganzen ſehr gut. Wir haben auf einer angenehmen, oder

doch bequemen, wenigſtens leidlichen Reiſe durchs Leben, viel, viel Gutes und manche Freuden zu genießen. Ich kann euch vielleicht keinen unerwartetern, aber doch gewiß auch keinen einleuchtendern Beweis davon darlegen, als den Umſtand, daß wir immer ſo viel zu klagen haben, immer ſo unglücklich zu ſeyn glauben. Denn die Einrichtung unſerer Schickſale iſt ſo, daß ſich die meiſten Leiden ohne Freuden nicht denken laſſen.

Der Vater in unſerm Evangelium hat einen leidenden Sohn; ſein Herz blutet beim Anblick ſeiner Schmerzen. — So war er denn doch wenigſtens ſo glücklich einen Sohn zu haben, der lange Zeit ſeine Freude und ſein Stolz geweſen war. Je mehr ſein väterliches Herz jedes Leiden des Sohnes ſelber empfand, je unerträglicher und ſchrecklicher ihm der Gedanke war, ihn verlieren zu können, je ängſtlicher er ſich nach allen Hülfsmitteln zu ſeiner Rettung umſah, deſto mehr Beweiſe legte er ab, was für ein glücklicher Vater er bisher war, wie viele Freude, wie viele Hoffnung, wie vielen Troſt ihm der Beſitz ſeines Sohnes gewährte. Er hätte nur keinen Sohn haben dürfen, um alle jene Leiden nie zu empfinden. Aber konnte er dieſes auch nur jemals im Ernſt gewünſcht haben, der zärtliche Vater, der kein größeres Unglück kennt, als gerade das, dieſen Sohn zu verlieren? So ſehen die meiſten Klagen, mit welchen wir unſer Schickſal verwünſchen, den

genoſſenen Beſitz eines Glücks voraus. Und wir müſſen wohl ſehr glücklich ſeyn, und die Größe unſres Glücks im Grund recht wohl zu ſchätzen wiſſen, weil uns die Erhaltung deſſelben ſo viele Sorge, Angſt und Kummer verurſacht; wir müſſen ſehr viel Gutes genießen, weil wir ſo viel zu verlieren haben, müſſen wohl auch ſehr verwöhnt ſeyn, weil wir ſo oft mit unſern Klagen abwechſeln.

Das Gute aber, das der Menſch auf der Erde zu genießen hat, übertrifft bei weitem das Widerwärtige. Aus dem nämlichem Grunde. Es iſt ein Beweis, daß wir ſehr an das Gute gewöhnt ſeyn müſſen, weil wir empfindlicher ſind bei unangenehmen, als bei angenehmen Vorfällen, empfindlicher in dem Augenblick des Verluſtes, als während der langen Zeit des Beſitzes, und durch ein Leiden uns hundert Freuden verbittern laſſen.

Es iſt nicht zu vermuthen, es iſt nicht möglich, daß die Freude des Vaters, ſo oft er ſeinen geſunden Sohn erblickte, jedesmal in dem nämlichen Grad lebhaft ſollte geweſen ſeyn, als jetzt ſein Schmerz lebhaft war, ſo oft er ſein Aechzen hörte, ſo oft er einen neuen bedenklichen Vorboten ſeines Todes in ſeiner zunehmenden Krankheit bemerkte. War etwa jenes Glück für ihn weniger wichtig, als dieſes Unglück? Das kann nicht ſeyn. Der

Schmerz

Schmerz, den Verluſt und Entbehrung in uns erge macht, muß jederzeit mit dem Werth, den wir auf das Verlorene legen, in natürlichem richtigen Verhältniſſe ſtehen. Die ungleiche Aeuſſerung der väterlichen Empfindungen muß alſo in andern Umſtänden ihren Grund haben, und in keinem andern als darin: daß ſein Auge an den erfreulichen Anblick eines wohlgebildeten, blühenden, hoffnungsvollen Sohnes gewöhnt war, der Anblick des zum Tode dahin welkenden Kindes aber etwas neues, etwas ſeltenes, etwas ungewöhnliches für ihn war. So war er alſo in Hinſicht auf dieſen Gegenſtand des Glücks beſſer gewohnt, als des Unglücks. So war alſo nach unſerer Behauptung das Maß der Freuden, das ihm in der Geburtsſtunde ſeines Sohns bereitet war, überwiegend über die Leiden, die eine bittere Folge des nämlichen Augenblicks waren. Nehmet nun den möglichen Fall an, daß der Königiſche ein Vater mehrerer lieben Kinder war. Iſt die Freude ein Kind zu haben ſo groß, als uns ſein Kummer bei der Gefahr des Verluſtes ſchließen läßt, was für ein glücklicher Mann war er, wenn er dieſe Freuden vierfach genoß, in jedem andern Kind andere Liebenswürdigkeiten erblickte, andre Tugenden ſich entwickeln ſah, andre Hoffnungen nährte! Starb ihm auch dieſes Kind vielleicht von vieren, ſo hatte er doch noch immer für einfaches Leiden dreifache Freuden zu genieſſen. Wendet dieſe Gedanken auf andre Umſtände, auf eigene Angelegenheiten an, welche ihr wollt. Wir

ſchätzen einen Menſchen, deſſen Auge für das erfreuliche Licht des Tages durch Blindheit verſchloſſen iſt, bei allem Ueberfluß von Reichthümern, bei aller übrigen Bequemlichkeit des Lebens, für äuſſerſt elend; ſo müſſen wir denn auch geſtehen, daß wir, ſo lange unſer helles Auge den Tag ſieht, der uns zu unſern Geſchäften und Freuden leuchtet, bei allen unſern übrigen Gebrechen und Leiden, worin ſie auch beſtehen, doch unermeßlich glücklich ſind. Und das Auge iſt nur ein Sinn. Was für ein Schatz von Bequemlichkeit, Vortheilen und Freuden quillt uns aus dem vereinigten Gebrauch aller Sinne? Wie viel gutes bleibt auch ſelbſt für den noch übrig, dem nur ein einziger fehlt! Indeſſen ſind doch Leiden da, die uns des Lebens Genuß verbittern.

Laßt uns unſere Betrachtung der Frage widmen: Warum ſind ſo viele Leiden in das Loos unſerer Tage gemiſcht? — Faſſet dieſe Frage nur in einen beſtimmten Punkt zuſammen, um euch zu überzeugen, daß ſie zum Theil thöricht iſt. Warum ward es in dem Schickſal des glücklichen Vaters nicht zu einem unmöglichen Fall, daß ſein Sohn krank werden und ſterben konnte? Weil er ein Menſch war. Sollte der ſterbliche Vater einen unſterblichen Sohn haben? Warum muß die Stunde früh oder ſpät kommen, in welcher wir, wenn wir lang leben wollen, den Tod unſerer ältern Freunde ſehen müſſen? Weil

ſie Menſchen ſind. Warum werden wir alt? Weil wir jung waren. Warum können wir unſer Vermögen verlieren? Aus dem nämlichen Grund, weil wirs erwerben konnten, weil es eine wandelbare, unſtete, flüchtige Sache iſt. Es iſt eine genau zuſammenhängende Kette; es müßte alles anders ſeyn, oder es muß alles ſo ſeyn, wie es jetzt iſt. Doch dieſe unveränderliche Nothwendigkeit iſt keine harte traurige Nothwendigkeit. Auch Leiden ſind Wohlthat, ſie ſind ein eben ſo weſentlicher Beſtandtheil unſers Glücks, als die Freuden. Der ſtete ungeſtörte Genuß der letztern würde bald in unſinnigen Taumel, oder in Ueberdruß und Gefühlloſigkeit ausarten. Nur jene heilſamen Störungen ſichern uns auf der einen Seite eben ſo wohl vor gefährlicher Ueberſpannung, als auf der andern vor gefühlloſer Erſchlaffung, und ſetzen unſern Geiſt auf den Grad von Mäßigung, der zum reinſten, völligſten, dauerhafteſten Genuß des Glücks erforderlich iſt. Der Regierer unſerer Schickſale müßte uns keine Freuden gegönnt haben, wenn er uns keine Leiden zugedacht hätte.

Die Unvollkommenheiten aber, in denen wir die Quelle unſerer Leiden entdecken, ſind entweder von kurzem Beſtand, oder fortdauernd. Der Sohn des leidenden Vaters ſtand einen Augenblick auf der Schwelle des Todes, und kehrte wieder ins Leben zurück, um das zärtliche Herz eines Vaters noch länger zu erquicken, um ihm einſt als einem

alten und lebensſatten Greiſen die Augen zu ſchließen. — Aber wie nahe war Glück und Unglück in dem gefährlichen Augenblick beiſammen! Wenn Jeſus nicht in die Gegend gekommen wäre? Wenn der Vater nichts von ihm gehört hätte? Wenn der Sohn während ſeines Hingangs zu Jeſu verſchieden wäre? O ſo glaubet wenigſtens nicht, daß der Schmerz in ſeiner Bruſt ſtets mit gleicher Gewalt gewüthet hätte. Es iſt eine dankenswürdige, aber natürliche Einrichtung unſrer Natur: wir gewöhnen uns an die Entbehrung, wie an den Genuß. Die Zeit gießt Balſam in alle Wunden, und überzieht ſie mit einer wohlthätigen Narbe. Der Stachel des Schmerzes ſtumpft ſich allmählig ab, wie der Reiz des Vergnügens. Einzelne und neue, vielleicht gerade ſolche Freuden, die wir nur durch einen Verluſt erkaufen konnten, wirken alsdann im umgekehrten Fall auch deſto lebhafter, je weniger wir an ſie gewöhnt ſind, ſie thun hier, was dort die Leiden thaten. Sie ſetzen den Geiſt in die Mäßigung zurück, in welcher wir des Lebens froh ſeyn können.

Laßt uns jetzt zu Betrachtungen einer andern Art übergehen, welche wir uns noch aufbewahrt haben.

Als der Königiſche nicht nur die Nachricht von der Geneſung ſeines Sohns, ſondern auch die wunderbare Bemerkung von ſeinen Dienern vernahm,

daß gerade in der Stunde, in welcher Jesus sagte: Dein Sohn lebt, ihn das Fieber verlassen hatte, so glaubte er sammt seinem ganzen Hause, das heißt: er erkannte Jesum für das, was er war, für den mit göttlicher Kraft und Güte ausgerüsteten Wohlthäter der Menschen. Der herrliche überzeugende Beweis, den Jesus hier von einer seiner Behauptungen ablegte, weckte bei dem erstaunten Vater den Glauben, daß auch das Uebrige, was für jetzt noch nicht gerade bewiesen war, wahr seyn müsse. Er hielt ihn aber so gewiß für den von Gott erleuchteten Lehrer, für den von Gott bestimmten Erlöser und Seligmacher, als er ihn für den ihm von Gott gesendeten Wohlthäter erkennen mußte. Es mußte alles wahr seyn, was Jesus sagte, oder nichts. Und so war auch die Wirkung, die des Heilands That in seiner Seele gebar, nicht nur Dank für eine Wohlthat, sondern es war freudige Annehmung seiner Religion und Lehre, es war willige Ausübung seiner Gebote, es war getroste Zuneigung seines Verdienstes und Vertrauen auf seine Erlösung. Das heißt: er glaubte. Glaube ist es, was die Einrichtung und der Gang der menschlichen Schicksale auch in uns wirken soll.

Wenn wir den Umfang alles unseres Glücks betrachten, durch was für Wege und Mittel wir in den Besitz desselbigen eintreten, aus wie entfernten Anfängen sich unsere Schicksale bereiteten

durch wie viele zuſammentreffende Umſtände es dieſen Gang nahm, wie vieles wir genoſſen, was wir uns nicht ſelber gaben, wie vieles wir dulden mußten, was wir nicht verhüten konnten, wie manche Gefahr ob unſerm Haupt vorüberſchwebte und nicht losbrach, wie ſelten wir das, was begegnet, auf unſere Klugheit und Rechnung ſchreiben dürfen, — wie im Gedräng ſo vieler guten und böſen, klugen und thörichten, überlegten und unüberlegten, möglichen und widerſprechenden Wünſche, Abſichten und Unternehmungen ſo vieler tauſend um und neben einander wirkenden Menſchen, doch alles ſeinen natürlichen Gang fortgeht, und jeder ſeinen abgemeſſenen Theil von Freuden und Leiden empfängt: Gutes aus dem Traurigen, und Trauriges aus dem Guten; ſo müſſe unſer Geiſt zu dem Gedanken geleitet werden, daß ein höheres mächtiges Weſen, ein Gott und Vater in unſer aller Leben und in unſern Schickſalen wirke. —

Wenn wir insbeſondere ſehen, wie dieſer verwickelte Gang der menſchlichen Schickſale immer einen guten, oft einen andern, aber allemal einen beſſern Ausgang nimmt, als wir vermutheten, wenn in den gefährlichen Kelch der Freuden ſich die heilſame Arznei der Leiden von ſelber miſchte, wie aus der bittern Wurzel der Leiden herrliche Freuden von ſelber aufblühten, wie Böſes das Gute beförderte, Gutes das Böſe milderte und ein-

ſchränkte, ſo müſſe der tröſtliche Glaube in unſrer Seele geſtärkt werden, daß dieſes waltende göttliche Weſen ein weiſes und gutes Weſen ſey, und die Güte eines Vaters mit der Weisheit eines unbegreiflichen Gottes vereinige, um uns auf dem ſicherſten Wege zur Glückſeligkeit zu führen.

Werden wir von der lieblichen lachenden Aue des Glücks unvermuthet und von neuem in dunkle Irrwege geführt, deren Gang mit jedem Schritt verſchlungener und dunkler wird — laßt uns den Weg, der uns vorgezeichnet iſt, mit Muth und Vertrauen wandeln, und glauben, daß der Gott, der uns ſchon aus ſechs Trübſalen erlöſet hat, auch in der ſiebenten uns vom Tode erretten kann. Gott legt uns eine Laſt auf, aber er hilft uns auch. Wir haben einen Gott, der da hilft, und einen Herrn Herrn, der vom Tode errettet. — Er kennt die rechten Freudenſtunden, und weiß wohl, was uns nützlich ſey. Wenn er uns nur hat treu erfunden, aufrichtig ohne Heucheley; ſo kommt er, eh' wir's uns verſehn, und läſſet uns viel Gut's geſchehn.

Finden wir denn doch in unſern Schickſalen noch ſo manches räthſelhaft und unbegreiflich, warum uns Gott dieſe und keine andre Wege führte, warum er uns jetzt erſt, ſo und nicht anders rettete, warum er ſo harte Prüfungen über uns verhängte, warum er uns ein Glück einen Augenblick ſchmecken

ließ, um es uns für immer wieder zu entreißen, warum Leiden und Freuden, die einem Jeden ſeinen Pfad bezeichnen, doch ſo ungleich ausgetheilt ſind, — fragen wir endlich am Rande des Grabes, wo unſre Freudenlieder und Seufzer verſtummen, was bei allen dieſen Anſtalten Gottes Abſichten waren, ſo laßt uns in dieſen unerforſchlichen Führungen, in dieſem Anfang ohne Ende den Beweis erkennen, daß Gottes Rathſchlüſſe ſich nicht auf dieſes Leben allein einſchränken, daß wir für eine Ewigkeit geſchaffen ſind, zu einer Ewigkeit an ſeiner Hand vorbereitet und geführt werden. Bis ans Grab iſt alles dunkel; jenſeits wird alles Licht ſeyn. Da werd ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel ſah; das wunderbar und heilig nennen, was unerforſchlich hier geſchah; da denkt mein Geiſt mit Preis und Dank die Schickung im Zuſammenhang. Und dieſen erhabenen Gott laßt uns mit reinem Dank für ſeine Güte verehren, wandeln vor ſeinem Angeſicht und fromm ſeyn, uns durchs Glück zur Liebe und willigem Gehorſame, uns durch Leiden zur Geduld, zur Unterwerfung, zur Mäßigkeit und Nüchternheit ſtärken, mit jedem nähern Schritt zur Ewigkeit würdiger der Ewigkeit zu werden, und einſt mit freudigem Blick der Vollendung unſres Schickſals entgegen gehen.

Meine Betrachtungen und Ermahnungen über den

den Gang menſchlicher Schickſale haben ein Ende. — Gönnet mir, daß ich noch einen Augenblick über mein eigen Schickſal mit euch rede.

Unſer gnädigſter Landesfürſt hat mich berufen, von nun an an einer andern Stelle, ſo viel meine ſchwachen Kräfte vermögen, zum Wohl meiner Nebenmenſchen beizutragen. Ich fühle auch in dieſer Veränderung meiner Schickſale das Loos der Menſchheit, — Freude mit Traurigkeit gemiſcht. Freude an dieſer Huld und Gnade meines Fürſten, Freude in der Hoffnung, vielleicht in einem weitern Wirkungskreis für das Wohl meiner Brüder mitzuarbeiten; aber Traurigkeit in der Trennung von einer Gemeinde, die meinem Herzen werth und theuer iſt. Aber ich erkenne und verehre auch hierin die Wege einer höhern Vorſehung, und folge ihren Führungen. Es ſind mehr als acht Jahre mir ſchnell und unvermerkt verſchwunden, ſeit ich das erſtemal an dieſer heiligen Stätte das Wort des Evangeliums verkündete, und, wiewohl es mein eigentlicher Beruf war, dem Unterricht eurer Kinder obzuliegen, doch durch öffentliche Vorſtellung vor dieſer Gemeinde mit euch ſelbſt in nähere Verbindung trat. Meine Empfindung fordert mich auf, es laut und öffentlich zu bekennen und zu rühmen, daß ich meinen Aufenthalt bei euch zu dem beſtimmten Maß meiner Freuden und nicht meiner Leiden rechne, daß ich viele Freundſchaft

und Liebe, viel Güte und Gefälligkeit, viele Billigkeit und Nachsicht, und einen steten Frieden unter euch genossen habe, daß euer Andenken und eure Liebe mir unvergeßlich seyn werden. Und ach, daß ich hoffen dürfte, daß auch einem oder dem andern unter euch, werthe Seelen! mein Aufenthalt nicht gleichgültig geblieben sey, daß ich durch Kraft des göttlichen Wortes etliche unter euch in der Tugend, im Glauben, im Vertrauen auf Gott gestärkt, einen oder den andern zum Nachdenken über sich selber veranlaßt, einen Niedergebückten, Trauernden, Unglücklichen, einen Kranken, einen am Grabe seiner Freunde Weinenden mit dem Trost des Evangeliums erquickt und aufgeheitert. Rechnet mirs nicht für Stolz an, wenn ich mit diesem Trost heute diese Stätte, und nun bald eure Gegend verlasse. Ich preise Gott, nicht mich. Ich sage nicht, daß ihr ohne mich einer Ermahnung, eines Trostes hättet entbehren müssen. Ihr hattet und habt einsichtsvolle, treue, eifrige Lehrer und Hirten, mit deren Verdiensten um euch ich die meinigen nicht vergleiche. Aber ich freue mich, wenn auch in euren Herzen etwas ist, das euch mein Andenken werth macht, wie euer Andenken in meinem Herzen werth und unvergeßlich ist. — Sollte in einem Herzen das Andenken an eine Beleidigung aufbewahrt bleiben, — ich müßte kein Mensch seyn, wenn ich jederzeit gethan und geredet hätte, was alle wünschten, — so vergesset es so gewiß, als ich euch nicht absichtlich kränkte, so gewiß, als Gott

es weiß, daß ich keinen Groll gegen einen von euch mit mir nehme.

Heiliger Vater! dir danke ich mit gerührtem Herzen für alles Gute, deſſen du mich ſo viele Jahre hindurch gewürdiget, für alle Geduld und Schonung, womit du mich getragen, für die Freudigkeit und Kraft, womit du mich ausgerüſtet haſt, deinen Namen zu predigen meinen Brüdern, und ſie zu unterweiſen in deiner Furcht. Du warſt unſer Gott und Heiland, und wirſt es ferner ſeyn. Ich bezeuge mein Vertrauen zu deiner Huld dadurch, daß ich die Empfindungen und Wünſche, die jetzt mein Herz empfindet, deiner Güte empfehle. Sey du der Vergelter alles Guten an denen, die mir Gutes und Liebe bewieſen. Gieße deinen Segen aus über die Bewohner dieſer Stadt. Laß dein Licht unter ihnen leuchten, dein Wort mächtig wirken, fromme, glückliche, ſelige Menſchen bilden. Herr, du weiſt es, ob und wann ich dieſe Gegend wieder ſehen, und wen ich noch unter den Lebenden antreffen werde. Leite uns alle in den Wegen deiner Gebote, daß wir dort bei dir uns wieder finden mögen. Amen.

Antritts-Predigt

vor einer Landgemeinde,

über Pſalm 73, 28. *)

Im Namen Jeſu Chriſti ſtehe ich zum erſtenmal an dieſer geheiligten Stätte, von welcher ſchon ſo manche Worte des Friedens, der Ermahnung, des Troſtes an die Gemüther dieſer achtbaren Gemeinde ergangen ſind. In deinem Namen ſtehe ich hier, du Anfänger und Vollender unſeres Glaubens. Weihe du mich ein zum würdigen Beruf deines Evangeliums. Was ich rede, ſoll nicht meine Weisheit, es ſoll deine Weisheit, es ſoll das Wort von deiner ſeligmachenden Gnade ſeyn. Was ich Gutes wirke, ſoll nicht mein Werk und mein Verdienſt ſeyn. Ich will mich meiner Schwachheit, und meine Schwachheit ſoll ſich deiner Gnade rühmen, die an den Schwachen mächtig iſt. Laß ſie unter uns mächtig werden deine Gnade im Lehren und Hören, im Ermahnen und im Folgen, in der

*) Geſchrieben von Hebel in einem der letzten Jahre ſeines Lebens, aber nicht vollendet.

Verheißung und im Troſt, in der Vollendung an jenem Tage. Amen.

Text: Pſalm 73, 28.

Wundert euch nicht, meine Freunde, wenn ich zum erſtenmal, da ich vor euch auftrete, von mir ſelbſt mit euch rede. Wiewohl ich rede nicht von mir, ich predige nicht mich, ſondern den beim Vater im Himmel, der uns offenbar wird in unſern Schickſalen, der uns überall entgegen kommt auf unſern Wegen, der uns überall zuruft: Siehe hier bin ich! Ich will dich nicht verlaſſen noch verſäumen. Das iſt ja meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und auf ihn meine Hoffnung ſetze, und verkündige all ſein Thun. — Ich predige nicht mich, aber ich möchte euch gerne ſagen, wer ich bin, auf welchen Wegen mich Gott zu euch führt. Ich wünſche euer Vertrauen zu gewinnen, damit ich den Weg zu euern Herzen finde. Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einſamen Dorf, bald in den vornehmen Häuſern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt, arm ſeyn und reich ſeyn. Wiewohl ich bin nie reich geweſen, ich habe gelernt, nichts haben und alles haben, mit den Fröhlichen froh ſeyn und mit den Weinenden traurig. Dieſe Vorbedeutung von dem Schickſal meiner künftigen Tage hat mir mein Gott in mei-

ner Kindheit gegeben. Schauet zurück in euere vergangenen Tage, iſts nicht alſo, daß Gott manchem ſchon in ſeiner Kindheit ein Wahrzeichen ſeines Lebens gibt? Iſt nicht die Kindheit der verborgene Keim, aus welchem nach und nach der reiche Baum des Lebens mit allen ſeinen Leiden und Freuden ſich auseinander ſchlägt?

Ich habe ſchon in dem zweiten Jahre meines Lebens meinen Vater, in dem dreizehnten meine Mutter verloren. Aber der Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlaſſen. Sie hat mich beten gelehrt, ſie hat mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an ſeine Allgegenwart denken. Die Liebe vieler Menſchen, die an ihrem Grabe weinten und in der Ferne ſie ehrten, iſt mein beſtes Erbtheil geworden, und ich bin wohl dabei gefahren. — O, meine Freunde, Väter und Mütter! gerne laß ich dies meine erſte Ermahnung ſeyn, die ich an dieſer Stätte an euch thue: Laßt das irdiſche Wohl eurer Kinder eure große Sorge ſeyn, aber macht ihre Erziehung zur Gottſeligkeit zu eurer größten Sorge. Das iſt das Erbtheil, das nimmer trügt, nimmer verzehrt wird, das in unſern Herzen wächſt, und unſer Herz täglich reicher macht, und am Ende noch am reichſten.

Gott hat mir an Elternſtatt wohlthätige Berather meiner Jugend und treue Lehrer der weltlicher Weisheit und des geiſtlichen Berufes gegeben. Sie ſchlafen im Frieden, aber ich erfülle eine Pflicht der Dankbarkeit, indem ich ihrer gedenke.

Ich erhielt die Weihe des geiſtlichen Berufs. An einem friedlichen Landorte, unter redlichen Menſchen als Pfarrer zu leben und zu ſterben, war alles, was ich wünſchte, was ich bis auf dieſe Stunde in den heiterſten und in den trübſten Augenblicken meines Lebens immer gewünſcht habe. Aber, o Gott, auf welchem langen Umweg haſt du mich an das Ziel meiner Wünſche geführt! Eilf Jahre lang bis in das ein und dreißigſte meines Lebens wartete ich vergeblich auf Amt und Verſorgung. Alle meine Jugendgenoſſen waren verſorgt, nur ich nicht. Ich ſtand noch da, wie der Prophet Jeſaias ſagt, gleich einem Baume oben auf einem Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel. Da war es wohl an mir gethan, daß mich Gott gelehrt hatte, arm ſeyn und nichts haben. — Doch ich wurde unverſehens in die Reſidenz berufen, aber zu keinem Pfarramt. Ich bin von Stufe geſtiegen zu Stufe, aber nie zu einem Pfarramt. Ich habe vielleicht zweitauſend Jünglinge in Sprachen und Wiſſenſchaften unterrichtet. Viele von ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich ſie nun als fromme, als glückliche, als geachtete Männer und Freunde wieder ſehe. Manche von ihnen ſtehen ſchon lange in geiſtlichen Aemtern, und manches fromme Wort, das ich hie und da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott, es trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne daß ichs weiß. O Freunde, was wir gutes thun, was ihr gutes thut in Wort und That, es iſt nicht verloren.

Wir sehen nicht, wohin der Wind das Samenkörnlein wehet, aber Gottes Auge folgt ihm nach, und begleitet es mit seinem Segen. — Ich habe die Liebe und Achtung vieler guten Menschen, ich habe das Vertrauen und die Gnade unserer Fürsten genossen. Ich bin Mitglied der obersten Kirchenbehörde geworden. Ich bin zuletzt mit einer in unserer vaterländischen Kirche noch nie erhörten Würde geehrt worden, und mit Fürsten im Rath gesessen. So bin ich an einer unsichtbaren Hand immer höher hinan, immer weiter von dem Ziel meiner bescheidenen Wünsche hinweg geführet worden; und als ich am weitesten glaubte entfernt zu seyn, war ich am nächsten. Was ich im zwanzigsten Jahre meines Lebens bald zu erlangen hoffte, gab mir Gott im sechzigsten. Machs mit mir, o Herr, mach es mit uns allen, wiewohl wunderlich, durch Christum den Herrn nur seliglich. Ja meine Freunde, die Wege, die uns Gott führt, sind oft wunderbar, und unerforschlich seine Absichten, aber sie sind gegründet in der Tiefe des Reichthums, beides seiner Weisheit und seiner Erkenntniß.

Meine Freunde, ich habe euch mit wenigen Linien den Weg gezeigt, auf welchem mein Gott mich zu euch geführt hat. Ich bin ein Mensch, nicht ohne Schwachheit und Fehler, sonst wäre ich Adams Kind nicht. Aber ich bemühe mich täglich völliger zu werden, sonst wäre ich Christi Jünger nicht. ꝛc. ꝛc.

J. P. Hebels

ſämmtliche Werke.

Siebenter Band.

Liturgiſche und andere Beiträge
nebſt Katechismus.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1834.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt

des siebenten Bandes.

Seite.

Liturgische Beiträge.

I. Ideen zur Gebetstheorie 3

II. Gebete nach den Wochenpredigten, oder auch nach den Predigten an Sonntagen Nachmittags 15

III. Für die monatlichen Buß- und Bettage:
1. Für die monatlichen Buß- und Bettage überhaupt 23
2. Besonders für die Monate wechselnder Jahreszeiten 29

IV. Für die Betstunden:
1. Für Betstunden überhaupt . . 34
2. Für die Frühbetstunden im Sommer . 44
3. Für die Abendbetstunden am Samstag . 52

V. Für die Wochen-Kinderlehren mit der Schuljugend 59

VI. Taufformular 66

VII. Für die Beichte:
1. Gebet nach der Vorbereitungspredigt . 71
2. Beichtformular 75

Seite.

VIII. Abendmahls-Formular:
1. Für öffentliche Communionen . . 80
2. Für Privat-Communionen . . 87
IX. Am Reformationsfeste 1817 nach der Kinderlehre 93
X. Litanei 96

Beitrag zur Pastoraltheologie.

Gedanken zu Ja und Nein der Synodalfrage „ob ein Prediger an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen ohne Schaden seines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben Antheil nehmen dürfe" 101

Christlicher Katechismus . 115

Beiträge zur Religions-Philosophie.

I. Weltgesetze 229
II. Engel und Teufel 233
III. Gespenster und Geister . . . 235
IV. Hang zur Abgötterei . . . 247
V. Glaube und Vergeltung . . . 251
VI. Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele . . . 254
VII. Auferstehung 257
VIII. Haben wir schon einmal gelebt? . 263

Liturgiſche Beiträge.

I.

Ideen zur Gebetstheorie. *)

1. Wir haben unsere Gebete und Predigten von der alten Dogmatik gereiniget, reinige Gott auch unsern Stil von allem Schlendrian des Ausdrucks, von allem Hinüberdrehen ins Homiletische und Geistliche und Biblisch-Paulinische. Tausche der liebe Gott uns gegen diese fremde Zunftsprache unsere natürliche Sprache wieder ein, die wir verloren haben, damit wir beten können, wie die lieben Kinder zu ihrem lieben Vater, nicht wie steife Handwerksgenossen und Alt-Gesellen im geschworenen Gruß.

2. O daß ich um reinen lebendigen Sinn und Trost in die Seele des gemeinen Christen hinein beten zu können, zuerst aus ihr heraus zu beten wüßte! Wie kann ich jenes ohne dieses?

*) Diesen Aufsatz Hebels glauben wir hier gleichsam als Einleitung seinen liturgischen Beiträgen voranstellen zu müssen.

3. Dem gemeinen Christen muß, wenn überall, dann vorzüglich im Gebet, das mehr durch Anempfindung als durch Andacht, Werth und Kraft erhält, das Unsichtbare an das Sichtbare, das Zukünftige an das Gegenwärtige geknüpft, und gleichsam als auf seine Basis aufgetragen werden, und auch dem Gebildeten thuts wohl. Es ist uns allen natürlicher und gedeihlicher auf der Erde zu bleiben und nach dem Himmel hinauf zu schauen, als uns dem Himmel entgegen zu schrauben und ohne ihn zu erreichen, in der leeren kalten, wenn auch noch so reinen Luft zu schweben. Wir sind Pflanzen, die, — wir mögens uns gerne gestehen oder nicht, — mit den Wurzeln aus der Erde steigen müssen, um im Aether blühen und Früchte tragen zu können.

4. Die Form der Fragen im Gebet, z. B. „Wie reich ist die Natur an Freuden für uns?" „Wie viel Gutes empfangen wir von Menschen?" „Wie viel können wir durch Anwendung unserer Kräfte uns selber seyn und geben?" fordern Behutsamkeit. Bloß um der Abwechslung willen in der Construction sollte es wohl nie geschehen, besonders in längern Reihen. An sich ists etwas sonderbares Gott Fragen vorzulegen, wenn wir nicht gestehen wollen, daß wir uns selber fragen, und also statt mit Gott wirklich mit uns selber reden, und also nicht mehr eigentlich beten, d. h. unsere Gedanken ꝛc. an Gott richten, sondern an uns.

Wohl ist diese Form: halb Ausrufung, halb

Frage, die natürliche, um ſtärkere Gefühle, nicht alle, ſondern vornämlich Reue, Klage und freudiges Staunen kurz auszudrücken. Hieraus die Regeln:

a) Es werde kein Stoff in dieſe Form gedrückt, der nicht hinein taugt, am wenigſten kalte Reflexionen.

b) Sie werde nicht angebracht, auch wenn man den Stoff dazu hat, wenn der Compoſiteur nicht darauf rechnen kann, daß durch das Vorhergegangene ſchon die Zuhörer gerührt, und dasjenige ſchon dunkler oder heller in ihrer Seele vorhanden und gefühlt ſey, was durch die fragende Ausrufung laut wird, alſo nie ſogleich im Anfang des Gebets, ſonſt wird's ein tönendes Erz.

c) Nie viel fragende Ausrufungen hinter einander! Es iſt pathologiſch richtig, der Menſch, der wahre Empfindung ausdrückt, iſt in dieſer Form nie wortreich; in Büchern iſt's Kunſt.

Z. B. es ſey vorher in rührender Sprache von der Beſtimmung des Menſchen die Rede geweſen, und dann aus der freudig-ſchüchternen Bruſt die ausrufende Frage: „Aber du Heiliger in deinem hohen Himmel, wie ferne ſind wir noch von dieſem Ziel? Wie ferne aus eigener Schuld?" — und dann ohne das halbe Dutzend voll zu machen, unmittelbar

wieder Gebet, und Gelübde ihm näher zu kommen und es zu erreichen; — ſo wird's gut ſeyn.

5. Eine kahle Hererzählung oder Wiedervorzählung z. B. des Guten, was uns Gott ſchon gethan hat: — „du haſt ꝛc., du haſt ꝛc., du haſt ꝛc." taugt eben ſo wenig. Dieſe Erinnerung gehört in die Anreden des Predigers an die Gemeine. Im Gebet — wozu?

6. Beten heißt eine unſichtbare Perſon als gegenwärtig denken, und im Vertrauen, daß ſie's höre und theilnehmend darauf achte, mit ihr reden. Mehr nicht, aber dies alles gehört zum Gebet und macht alſo den Begriff davon aus. Gebet an Genien, Heilige, Verſtorbene iſt daher gedenkbar keine Sünde, aber Thorheit; Gebet an gegenwärtige Menſchen iſt undenkbar, eben weil ſie ſichtbar und gegenwärtig ſind; Gebet an abweſende Menſchen iſt ebenfalls keine Sünde, aber Unſinn. Der aufgeklärte Chriſt kann nur zu Gott beten, denn Gott iſt das einzige unſichtbare Weſen, das er gegenwärtig denken und im Vertrauen, daß es ihn höre ꝛc. mit ihm reden kann.

Was darf man alſo beten? Der Einzelne alles, was er nach ſeiner Individualität mit einem Freund, Vater, Wohlthäter ꝛc. im Charakter der Gottheit gedacht reden kann. Der Beter für Viele, nur das, woran Alle Theil nehmen können.

Wie ſoll man zu dem Unſichtbaren beten? Gerade ſo, und gerade nur ſo, wie man mit dem Sichtbaren reden würde. Da liegts! Dies iſt in ſo vielen Gebeten vergeſſen, und dann wird die Rede unvermeidlich Geſchwätz. „Du haſt ꝛc., du haſt ꝛc., du haſt" — was du, o Gott, am beſten weiſt, und wir auch wiſſen und einander nicht zu ſagen brauchen. O wem Gott zu der heiligen Stunde des Gebetes wie ein menſchlicher Freund ſichtbar werden könnte, würde ihm der nichts beſſeres zu ſagen wiſſen, als: „du haſt ꝛc., du haſt ꝛc.?" Nicht wenigſtens: „ich danke dir und liebe dich, daß du — haſt, und freue mich deiner ꝛc.?"

7. Sey die Dauer eines öffentlichen Gebetes auch nur auf ein Viertelſahrhundert und noch kürzer berechnet, ſo hüte man ſich, es nicht den gegenwärtigen Umſtänden, die in wenig Jahren anders werden können, zu engſüchtig anzupaſſen, und ſeine eigenen Gefühle bei dem gegenwärtigen Zuſtand der Dinge einfließen zu laſſen. Z. B. es regiere jetzt ein edler Fürſt. Wie gerne ließe man dankbare Gefühle für dieſen Segen eines Landes und aufrichtige herzliche Bitten für ſeine Erhaltung, für das Gedeihen ſeiner edeln väterlichen Abſichten laut werden, und er verdiente es, daß ſeiner ſo vor Gott gedacht würde. Aber dies ſind Empfindungen und Geſinnungen für ein Individuum, das der Hauch des Todes morgen anweht, und wer kommt nach? Formeln der Fürbitte, die nimmer

paſſen, können nicht mehr abgeändert werden, wenn ſie für einen würdigen Vorfahr gebraucht wurden; und werden ſie für Nachfolger gebraucht, die da thun, was dem Herrn übel gefällt, ſo werden ſie grobe Schmeichelei dem Regenten, Aergerniß dem Publicum, und Tortur dem armen Pfarrer von Sinn und Herzen, der ſie ſprechen muß.

8. Was macht ein Kirchengebet ſchwer?

1) Daß es für Einfältige gerecht ſeyn ſoll. Gelehrten iſt nicht nur gut predigen, ſondern auch gut beten!

2) Daß es für Gebildete und Aufgeklärte zugleich gerecht ſeyn muß.

3) Daß es für beide nicht nur einmal, ſondern lang und oft gut bleiben ſoll.

Gibts noch viel ſchwerere Aufgaben als dieſe?

9. Laßt uns nicht unaufhörlich mit dem Ketzer Auguſtinus beten, daß uns Gott geben wolle, was wir in uns ſelbſt, und in der Religion und in unſern äuſſern Verhältniſſen ſchon haben. Sonſt meinen wir, wir habens nicht, und warten drauf und's kommt doch nicht. Lieber laßt uns mit dem heiligen Kirchenvater Pelagius Gott danken, daß er's uns ungebeten gab, und uns zur treuen Anwendung ermahnen, und Gott bitten, daß er's uns erhalten, und unſere treue Anwendung ſegnen welle.

10. Die Allgemeinheit der Ausdrücke und Vorſtellungen taugt nichts, weil dadurch dem Betenden es ſchwer gemacht, wenigſtens kein Anlaß gegeben wird, an ſich und an das Spezielle, was für ihn in der Allgemeinheit liegt, zu denken. Z. B. „Gott du biſt ſehr gütig.“ — „Ach wir hören nie auf zu ſündigen.“ — Hingegen: „Gott du haſt bisher unſere Geſundheit erhalten, unſere Kraft zur Arbeit geſtärkt, unſere Arbeit geſegnet ꝛc.“ weckt ſchon mehr individuelle Erinnerungen.

Hingegen muß man doch nur bis auf einen Grad der ſpeziellen Ausführung eines allgemeinen Gedankens gehen; und je öfter das nämliche Gebet mit Wirkung ſoll vorgeleſen werden können, deſto allgemeiner und weniger ausgeführt müſſen die Gedanken ſeyn. Die Ideen müſſen nämlich ſo viel unentwickeltes enthalten, und ſo ausgedrückt ſeyn, daß der Zuhörer, wenn er das Gebet oft hört, auch oft etwas neues dabei denken oder eine neue Anwendung machen kann. Wenn ich aber eine Idee ſo völlig ausführe, daß der Zuhörer mit mir jedesmal an alles, was darin enthalten ſeyn kann, denken muß, und nie Gelegenheit hat wieder etwas neues dazu zu denken, ſo wird ihm das neue Gebet in kurzem alt und verliert alle Wirkung.

11. Das Gebet muß auf die Empfindung, nicht auf den Verſtand wirken, nicht moraliſiren. Dazu iſt die Predigt da; und weil Verſtandesideen

ohne Empfindung kalt, Empfindungen ohne jene verworren und unwirkſam bleiben, ſo wird auch beides, Vortrag und Gebet, in jeder Verſammlung verbunden. Dort müſſen die Empfindungen in Begriffe und deutliche Vorſtellungen aufgelöst, hier die deutlichen Vorſtellungen in Empfindungen zuſammengeſchmelzt werden. Nach einer Predigt wieder ein belehrendes und moraliſirendes Gebet, iſt das nämliche Gerücht zweimal mit einer andern Sauce.

12. Popularität kann nicht nur, ſie muß mit ſchöner Sinnlichkeit gepaart ſeyn. Schöne Sinnlichkeit iſt ein Theil der Popularität und die einzig mögliche Blüthe der populären Schreibart.

13. Gebete für ein gemiſchtes Publicum ſollen, wenn der Concipient ganz gerecht ſeyn will, nicht durchgehends in allen Ausdrücken und Wendungen populär bleiben. Wie der Gebildete um des Ungebildeten willen ſich manches auf eine gemeinere Art muß vorſagen laſſen, als er ertragen und erwarten könnte, ſo muß ſich umgekehrt dieſer auch hie und da etwas gefallen laſſen. Nur dürfen die unpopulären Ausdrücke und Wendungen die Klarheit des Sinnes im ganzen nicht ſtören, und kein plötzliches oder allmähliges Sinken der Empfindung bei dem Ungebildeten veranlaſſen.

14. Man muß ſich in Acht nehmen bei einer Sprache und Darſtellung, die ſehr lebhafte und ſtarke Empfindungen und Rührungen zu wecken

geeignet iſt. Einmal überhaupt, oder einmal alle Jahre, z. B. in Feſtgebeten mag es angehen; — aber je öfter das Gebet wiederkehrt, deſto gewiſſer verliert es nach und nach ſeine Kraft ſtark auf die Gefühle zu wirken, und dann klingt nichts erbärmlicher als Sprache der Rührung, wo keine Rührung mehr iſt.

15. Der Verfaſſer des Gebets darf ſeinen Ideengang ſo wenig als möglich bemerkbar machen, oder um Zuſammenhang in die Bitten zu bringen, ſie durch Uebergänge mit einander verbinden. Z. B. nach einer Bitte um geiſtliche Gaben: „Und weil wir auch mancherlei Bedürfniſſe des Körpers haben, welche du für dieſes gegenwärtige Leben mit unſerm unſterblichen Geiſte verbunden haſt, ſo bitten wir dich, um alles, was zu unſerer Erhaltung nöthig iſt" ꝛc. Bei ſolchen Uebergängen, Vorbereitungen und Einleitungen auf neue Gegenſtände des Gebetes ſinkt allemal die Andacht um etwas herab, und erlahmt oft ganz. Es iſt nicht die Sprache der Empfindung, ſondern des künſtlichen Denkens.

16. Seitenlange Weltbürgers-Bitten für den Frieden unter allen Völkern, allgemeines Menſchenwohl, für Ausbreitung der chriſtlichen Religion, oder der Wahrheit und Aufklärung, der Moralität unter der Menſchheit, ſind nicht nur unnütz, ſondern auch zweckwidrig, da Zeit und Raum zu bitten in näherer Anwendung auf uns, und die um uns ſind, dadurch eingeengt wird.

Jene allgemeinen Bitten ſind durch falſche Anwendung einiger bibliſchen Gebetsvorſchriften, und durch die Meinung, daß ſie etwas nützen, d. i. daß ſie auf die Determination des göttlichen Willens Einfluß haben, eingeführt worden.

Das beſſere Zeitalter muß andere Gründe für ſie haben, wenn ſie ſollen gerechtfertigt werden. Sie können aber faſt einzig den Zweck haben, in dem Gemüthe des Betenden Intereſſe für allgemeines Menſchenwohl zu wecken und zu ſtärken.

Sey nun dieſes Intereſſe für allgemeines Menſchenwohl ſo wichtig als es will, ſo iſt es doch nur ein Zweig unſerer vielläſtigen Moral, und fehlerhaft einen unverhältnißmäßig großen Theil des Gebets demſelben zu widmen.

Allein dies Intereſſe ſcheint mir nicht einmal ſehr wichtig für den gemeinen Chriſten zu ſeyn. Liebe deinen Nächſten, als dich ſelbſt. Sey dir und denen, mit welchen du in Verbindung lebſt, und welche dir die Vorſehung aus der großen Menſchheit entgegenführt, was du dir und ihnen ſeyn ſollſt, und bitte Gott, daß er dich zu einem guten Menſchen machen, und deinen Angehörigen, Mitbürgern ꝛc. wohl thun, den Unglücklichen helfen möge ꝛc., und fühle im Gebet, daß Gott durch dich ſelbſt deine Bitte erhören will, ſobald er dich in den Stand ſetzt, gutes unter deinen Nebenmenſchen zu wirken.

Das Intereſſe für die übrige groſse Menſchheit kann uns faſt zu keiner andern Wirkſamkeit beſtimmen, als eben wieder für ſie zu beten. Dies iſt aber ein moraliſcher Zirkel. Ich bete für ſie, um Intereſſe für ſie zu bekommen. Das Intereſſe für ſie determinirt mich für ſie zu beten. Ohnehin iſt dieſe ganze chriſtliche Weltbürgerliebe, ſo ſehr ſie durch ihre Erhabenheit das Gemüth eines ſehr gebildeten und moraliſchen Menſchen affizirt, für den gemeinen Menſchen, für den Bauern auf ſeiner Scholle Ackers, auf der er von der ganzen Menſchheit gleichſam abgeſchnitten iſt, etwas leeres, eben weil ſie ihm zu erhaben iſt.

Ein anderer moraliſcher Zweck der allgemeinen Bitten könnte zwar der ſeyn, dem Betenden den Werth der Güter und Gaben ſelber im höchſten Grade fühlbar und wichtig zu machen, indem er mit dem Pfarrer beten muß, daß Gott ſie allen Menſchen wolle zu Theil werden laſſen. Allein dies ſcheint mir etwas winkelzügig und verkehrt. Soll die Behandlung des Zuhörers zweckmäſsig und vernünftig, und das Benehmen des Predigers gegen ihn aufrichtig, und das Gebet wahres Gebet, nicht didaktiſcher Handwerksvortheil ſeyn, ſo müſste der Lehrer den Zuhörer zuerſt im Vortrag über die Wohlthätigkeit der Religion, über den Werth der Tugend, des Friedens ꝛc. unterrichten und überzeugen, und erſt alsdann, wenn er's zweckmäſsig und nöthig findet, mit ihm beten, daß Gott dieſe er-

kannten Wohlthaten allen Menſchen wolle zu Theil werden laſſen.

Ich halte es daher für zweckmäßiger, mit dem Zuhörer immer in ſeiner Sphäre, die er ſelber überſieht, im Kreis ſeiner Familie, ſeines Gewerbverkehrs, ſeiner Gemeine, ſeines Vaterlandes zu bleiben, und nur ſeltener Blicke darüber hinaus zu thun. Gewiß mehr Wirkung ſelbſt ins Allgemeine und Große wäre zu erwarten, wenn jede Chriſtengemeine für ſich beten, und dadurch den moraliſchen Segen des Gebets ſich zuwenden wollte, als wenn alle für alle beten, und alle in ihrem Kreis unthätiger bleiben, als ſie ſeyn ſollten.

II.

Gebete nach den Wochenpredigten, oder auch nach den Predigten an Sonntagen Nachmittags

---

1.

Gott, wir erſcheinen vor dir, deine Kinder in deiner väterlichen Nähe, und danken dir für die Liebe, mit der du dich unſer aller erbarmeſt, für die Freuden, die du dem Glücklichen ſchenkeſt, für den Troſt, womit du den Kummer der Leidenden beſänftigeſt, danken dir für das theure werthe Wort, womit dein Sohn von dir geſendet die Verirrten und Gefallenen zurückruft, und ihrer Reue Vergebung, ihrer neuen Liebe neue Gnade zuſichert. Ach, daß ſie alle zu dir umkehren und in der Ausſöhnung mit dir den Frieden wieder finden mögen, den ihre

Seele vermißt. Sende uns allen deinen guten Geiſt, daß er uns leite in deiner Wahrheit. Er heilige und erhalte uns in deiner Liebe; er befeſtige uns in dem Vertrauen auf dich, wenn Zweifel von Innen und Anfechtung von Auſſen uns drohen, und wenn unerwartete Schickſale des Lebens unſerm Herzen wehe thun. Am Ende begleite er uns mit ſeinem Troſt ans Grab, mit dem ſiegenden Troſte, daß wir durch den Tod ins Leben dringen, und ewig dein ſind. Amen. B. U.

2.

Gütiger, erbarmender Vater, unſer ganzes Leben iſt reich an Beweiſen deiner Güte; deine Führungen, auch wo unſer kurzer Blick ſie nicht mehr zu verfolgen im Stande iſt, ſind doch allemal väterlich und weiſe, und das Ziel, zu welchem du uns berufen haſt, und leiten willſt, iſt groß und herrlich, unſers innigſten Dankes, unſers freudigſten Hoffens, eines unermüdeten Ringens werth. O bewahre uns, daß unſer Herz nie durch Undank, nie durch Verachtung oder Mißbrauch deiner Güte entweihet werde, ſondern ein zufriedener, kindlicher, frommer Sinn dich für deine Wohlthaten ehre. Und wenn wir es gleichwohl oft mit Schmerzen fühlen, daß wir noch ferne von unſerm Ziel, Pilger im Lande der Vergänglichkeit ſind, wenn unvermeidliche Leiden unſere Stirne trüben, und wenn wir unter Widerwärtigkeiten ſeufzen, die unſerer

eigenen

eigenen Thorheiten Früchte ſind, ſo laß doch ſtets den tröſtenden, erfreuenden Gedanken in unſrer Seele leben, daß du Vater biſt und ſorgeſt, und deine guten Zwecke nimmermehr verfehleſt. Gib uns einen wachſamen weiſen Sinn, daß wir ſorgfältig prüfen, ſtets das Beſte wählen, und ein gutes Gewiſſen bewahren mögen unſer Lebenlang. Unſre Arbeit und Mühe wolleſt du ſegnen, treuer Vater, und ferner ſorgen, du haſt es bisher gethan, für uns und die unſrigen, für das Wohl unſers Vaterlandes, und für alle deine Kinder auf Erden. Einſt überſchauen wir deine Führungen, über welche wir hier unweiſe klagten, und beten an und danken. Einſt erntet dein Verehrer die Frucht ſeines Glaubens, ſeiner Tugend und ſeiner Kämpfe. Preis und Ehre ſey dir in Jeſu Chriſto unſerm Herrn. Amen.

3.

Abermal durch die Betrachtung deines heiligen Wortes zum Guten geſtärkt, danken wir dir, Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, für den wohlthätigen Unterricht, den du uns durch die theure werthe Lehre deines Sohnes mittheileſt, für die vielfache Gelegenheit, die du uns gönneſt, aus dieſer unerſchöpflichen Quelle Weisheit, Kraft zur Tugend und Hoffnung zu ſchöpfen, danken dir für den ſtillen Segen deines Wortes, den unſer Herz empfindet. Auch was wir heute gutes gelernet und wieder ge-

hört haben, es möge an uns allen geſegnet ſeyn und bleiben. Wir wollen dich unſern Schöpfer und Herrn demuthsvoll verehren, dich unſern Vater herzlich und dankbar lieben, die Geſchäfte unſers Berufs mit gewiſſenhafter Treue und Unverdroſſenheit bearbeiten, unſre Kinder in der Furcht und Ermahnung zu dir erziehen, unſern Untergebenen menſchenfreundlich als Miterben der Gnade des Lebens begegnen, unſre Väter und Vorgeſetzten, die du ſegnen und erfreuen wolleſt, ehren und lieben, wollen mit unſern Feinden uns gerne verſöhnen, mit den Fröhlichen uns freuen, und mit den Weinenden trauern, unſer Gewiſſen vor Verſchuldungen rein erhalten, und wachſen und reif werden in aller Erkenntniß und Tugend. Dies ſey der Segen deines Wortes an uns, das die Frucht unſres lebendigen Glaubens an dich. Auch heute erwartet uns reichliche Gelegenheit zur Erfüllung unſrer Pflicht. Laß uns ſie achtſam wahrnehmen. Dein guter Geiſt erinnere uns an unſer Gelübde, und unterſtütze den frommen Willen mit Muth und Kraft zur Vollendung. Unſre Schickſale empfehlen wir dir. Gib Frieden und Wohlſtand unſerm Vaterlande, ein dankbares Herz allen Glücklichen, Geduld den Leidenden, Erquickung den Kranken, Ruhe den Müden, ſanfte Auflöſung den Sterbenden. Erhöre uns um Jeſu Chriſti deines Sohnes willen. Amen!

4.

Den begleitet dein Wohlgefallen und dein Segen o Gott, der nicht nur ein Hörer, ſondern auch ein Thäter deines Wortes iſt, und der die Belehrungen deſſelben ſchätzt und ſucht, damit er durch ſie in guten Geſinnungen geſtärkt, und mit neuem Muthe zur Ausübung ſeiner Pflicht belebt werde. Dank ſey dir unſer Vater, wir haben auch jetzt wieder dich und deinen Willen beſſer kennen gelernt, und ſind an wichtige Beweggründe zur Befolgung deſſelben erinnert worden. Aber was hätten wir für Gewinn, wenn wir dich jetzt beſſer kennten, und doch nicht würdiger verehrten und liebten; wenn wir unſere Verpflichtung zum Guten lebhafter fühlten, und es doch nicht williger und eifriger ausübten; wenn uns die Sünde unwürdiger, ſtrafbarer erſchiene, und wir wollten ſie doch nicht verabſcheuen und meiden? So täuſchten wir uns ſelbſt, ſo mehrten wir nur unſre Schuld und Strafwürdigkeit vor dir. Heiliger Vater, dieſe Ueberzeugungen und Gefühle ſeyen nicht umſonſt in unſrer Seele geweckt. Um deinen Beiſtand zu unſerer täglichen Beſſerung bitten wir, den du Keinem verſagſt, wenn aufrichtiger Wille dazu, und ernſtlicher Vorſatz in ſeiner Seele iſt. Wenn unſere geweckten Rührungen in ſtandhafte Geſinnungen übergehen, wenn unſere Geſinnungen in einem Leben ſichtbar werden, wie das fromme Leben Jeſu

Chriſti deines Sohnes war, wenn wir Fehler, die uns lange verborgen waren, endlich einſehen und ablegen, und lang genährte Neigungen zum Böſen muthig beſiegen, dann gefallen wir dir! Ja, wenn wir dich nicht nur mit Gefühlen und Worten, ſondern mit den Thaten ehren, Geiſt der Wahrheit, wenn wir gewiſſenhaft und unverdroſſen in unſerm Berufe, gerecht, liebend, verträgſam, verſöhnlich gegen die Unſrigen und gegen alle Menſchen ſind, wenn wir ein reines Gewiſſen höher achten als Freuden, wozu die Begierde reizt, und ſorglicher bewahren als Schätze, von denen der Tod uns ſcheidet, dann gefallen wir dir, und haben im Leben der Freuden viel, und Ruhe im Leiden, und einen heitern Weg ans Grab. Zu dieſem einzig ächten Glauben, zu dieſem wahren thätigen Chriſtenthum, zu dieſer Freude und Ruhe hilf uns gütter heiliger Vater, um Jeſu Chriſti deines Sohnes willen. Amen!

5.

Wir freuen uns dein, unſer Schöpfer und Vater, der du mit irdiſchen Wohlthaten ohne Zahl, und mit allerlei geiſtlichem Segen und himmliſchen Gütern durch Chriſtum uns bedacht haſt. Dich ſieht kein ſterbliches Auge, deine Größe ermißt kein endlicher Verſtand; aber jedes Herz ahndet und verſteht dich den Nahen und Liebenden in deinen

Wohlthaten. Möge doch dem unſrigen das Andenken an dich, und das Gefühl deiner Nähe nie fremde oder läſtig werden. Ach es iſt unter allen unſern Gefühlen das köſtlichſte, und das ſtärkſte gegen die Reizung zur Sünde, und gegen die Furcht vor der ungewiſſen Zukunft.

Wenn froher Genuß unſres Glücks den Geiſt erheitert, und den Körper erquickt, ſo müſſe das unſre reinſte und größte Freude bleiben, daß alles Glück des Lebens deine Wohlthat iſt. Wenn jeder andre Troſt uns verläßt, ſo müſſe der Glaube an dich in Jeſu Chriſto unſre Ruhe und unſere Hoffnung aufrecht erhalten. Wenn oft unſer Geiſt im Gefühl ſeiner erhabenen Würde von einem ſtillen Sehnen ergriffen wird, und ſein Beſtes auf der Erde vergeblich ſucht, ſo müſſe der Gedanke an dich ſeine Sehnſucht beſänftigen, und frohe Erwartung ſeiner himmliſchen Verklärung ihn erfüllen. Und wenn er eben ſo oft ſeine erhabene Würde vergißt, dem Schatten auf der Erde nachjagt und in ihre Lüſte verſinken will, ſo rufe zur rechten Zeit dem Vermeſſenen noch zu, daß du ihm nahe ſeyſt und ihn richteſt! Vater, laß uns alle wachſam und weiſe, laß uns dankbar, zufrieden und froh, unſre Geſinnungen ſanft und gut, rein unſre Liebe zu dir, heiß unſre Andacht, feſt unſer Vertrauen, thätig und ausdauernd unſre Menſchenliebe, unerſchütterlich unſre Hoffnung ſeyn. Durch Freude

und Leid, wie es uns gut iſt, führe uns in Geduld und guten Werken der ſeligen Beſtimmung entgegen, zu der du uns erſchaffen, zu welcher uns Jeſus Chriſtus erlöſet, und ſein Geiſt geheiliget hat. Amen!

III.

Für die monatlichen Buß- und Bettage.

1.

Für die monatlichen Buß- und Bettage überhaupt.

Vor der Predigt:

Geliebte Freunde in dem Herrn! Wir ſind wieder an unſerm gewöhnlichen Buß- und Bettage zur Verehrung des Höchſten verſammelt, der uns auch in dem verfloſſenen Monat mit vielen väterlichen Wohlthaten erfreuet hat, der ein gegenwärtiger Zeuge unſerer Geſinnungen und Worten war, und der uns auch heute ſein heiliges Wort verkündigen läßt, damit ſein väterlicher Wille uns immer mehr bekannt, und unſer Herz zur Erfüllung deſſelben geweckt und geheiligt werde. Ach, daß doch keiner unter uns aus bloßer Gewohnheit an dieſer heiligen Stätte erſcheinen, keiner mit trägem oder zerſtreutem Sinn dieſe Stunde des Gebets und der An-

dacht zubringen, keiner ohne heilige Gefühle und Geſinnungen in ſeine Wohnung und an ſein Geſchäft zurückkehren möge. Gott ſieht in unſer Herz. Laſſet uns beten:

Mit väterlichen Wohlthaten haſt du uns auch in dem verfloſſenen Monate erfreut, himmliſcher Vater! Wenn der Tag erſchien, ſo war auch deine Güte über uns neu, und wenn er unterging, ſo iſt doch deine Gnade und Barmherzigkeit nicht von uns gewichen. Aus deiner milden Hand haben wir täglich unſre Nahrung empfangen, und geſehen und erfahren, wie freundlich du biſt. Du haſt uns und das Unſrige vor Gefahren beſchützt; haſt uns zu den Geſchäften unſres Berufs Geſundheit und Kräfte erhalten, und uns für unſre Mühe mit deinem Segen erfreut, oder doch mit Hoffnung getröſtet, und gewiß weiß manches Herz, das jetzt an deine Vaterliebe denkt, eine Wohlthat, eine Freude, einen Troſt, womit du es beſonders und im ſtillen heimgeſucht haſt. Wie nahe biſt du uns, und wie groß iſt eine Güte!

(Die Gemeine:)

(Bad. Geſangbuch Nro. 453. V. 1.)

Wie groß iſt des Allmächtgen Güte!
Iſt der ein Menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüthe
Den Dank erſtickt, der ihm gebührt;

Nein, ſeine Liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat mein noch nie vergeſſen,
Vergiß, mein Herz, auch ſeiner nicht.

O, daß wir deiner nie vergeſſen hätten! Aber auch unſern Gedanken, Reden und Handlungen warſt du ein gegenwärtiger Zeuge, heiliger Gott! Was kein Auge ſah, weiſt du doch, und unſre Thaten liegen auf deiner Wage. Mit welcher Beſchämung denken wir jetzt an deine Wohlthaten und an unſre Sünden, und wohl dem, der dieſe Beſchämung fühlt, der vor dir mit reuevollem Herzen ſich niederwirft, und um deine Gnade fleht!

Um deine Gnade flehen wir. Handle nicht mit uns nach unſern Sünden, und vergilt uns nicht nach unſern Miſſethaten. Laß uns erkennen und fühlen, daß nicht nur dein Gericht, ſondern auch deine Güte zur Buße leite, und nimm unſer Gelübde: wir wollen dem Böſen immer mehr entſagen, dich lieben und in deinen Wegen wandeln, nimm es mit Wohlgefallen an, und befeſtige in uns dieſen guten Vorſatz, daß wir als deine Kinder im Glauben an Jeſum Chriſtum deinen Sohn uns der Vergebung unſerer Sünden mit Wahrheit erfreuen mögen.

(Die Gemeine:)

(Bad. Geſangbuch Nro. 122. V. 7.)
Herr, leite ſelbſt uns dieſen Pfad
Zieh uns zu deinem Sohne,

Daß Glaub' an ihn auch mit der That
In unſern Herzen wohne,
So haben wir an ſeinem Heil
Zu unſrer Freude vollen Theil,
So preiſen wir dich ewig.

Erhöre uns! und weil wir jetzt in dem Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti verſammelt ſind, uns mit deinem heiligen Worte zu beſchäftigen, ſo hilf, daß wir daſſelbe mit wahrer Andacht hören und verſtehen, auf uns ſelber anwenden und in einem feinen und guten Herzen bewahren mögen, damit es viele Früchte bringe, dir zum Preis und uns zum Heil. Amen!

Nach der Predigt.

Allmächtiger Gott, himmliſcher Vater! du erhöreſt gerne die Bitten deiner Kinder, die ihre eigene Schwachheit erkennen und fühlen, und die Erfüllung ihrer Wünſche von deiner allmächtigen und weiſen Liebe erwarten. Auch in unſerm Herzen liegt mancher Wunſch, den nur du gewähren kannſt. Gib vor allem, daß wir dich und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum immer mehr erkennen mögen, dich den allmächtigen Herrſcher, der im Himmel und auf Erden ſchaffet, was er will, dich den rechten Vater über alles, was Kinder heißt im Himmel und auf Erden, dich den heiligen Geſetz-

geber, der uns ſeinen Willen bekannt gemacht hat, daß er auf Erden, wie im Himmel erfüllet werde. Gib uns noch mehr, Heiliger und Erbarmender! — auch ein Herz, das dich mit Demuth und Vertrauen, mit kindlicher Liebe und freudigem Gehorſam in Geſinnungen und Thaten ehrt. Theuer und werth ſey uns die Lehre Jeſu Chriſti deines Sohnes, der uns mit erbarmender Liebe zu ſich ruft, um uns zu frommen ſeligen Menſchen zu machen. Theuer und werth ſeyen uns ſeine Wohlthaten, und die Verheißung, die er mit ſeinem Tode bekräftiget, daß Gnade im Himmel ſey für einen Sünder, der auf Erden Buße thut. Aber auch theuer und werth ſey uns ſein heiliges Beiſpiel, und jede Pflicht, die er uns auflegt, ohne deren Befolgung wir nicht die Seinigen heißen können. Ach, daß wir alle ſeyn möchten, wie er, ſo heilig und fromm vor dir, ſo herzlich gut gegen alle Menſchen, und ſo ruhig!

Dieſen frommen, liebenden Sinn wolleſt du in uns wecken und unterhalten, uns durch deinen guten Geiſt erinnern und warnen; wenn böſe Gedanken oder Neigungen in der Seele erwachen, wolleſt uns gegen alle Anfechtungen von innen und auſſen mit Weisheit und Kraft unterſtützen und leiten, daß wir deine Gnade und ein gutes Gewiſſen unſer Leben hindurch erhalten, und zu un-

ſerm letzten Troſte auf das Sterbebett mit uns nehmen mögen,

Was zu unſers Lebens Erhaltung und Nothdurft gehört, das wird deine milde Hand uns ferner beſcheren. Gib uns Geſundheit und unverdroſſenen Eifer zu den Arbeiten unſers Berufs, und laß uns deine Wohlthaten mit Dankbarkeit und weiſer Freude genießen.

Segne o Gott alle chriſtliche Obrigkeiten, insbeſondere unſern geliebteſten Landesfürſten, und das ganze fürſtliche Haus.

Verbreite deine Huld über alle Stände unſers lieben Vaterlandes. Frieden o Vater, den Frieden und die Ruhe erhalte uns, und nimm dich unſer und unſerer Kinder, unſrer Wittwen und Waiſen, unſrer Armen und Kranken, und des geheimen Anliegens und des ſtillen Kummers an, der hier oder da in einem traurenden Herzen verſchloſſen iſt. Unſer Schickſal ſteht in deinen Händen. Gott du wirſts wohl machen. V. U.

2.

Beſonders für die Monate wechſelnder Jahrszeiten.

Vor der Predigt.

Geliebte Freunde in dem Herrn! Wir haben unter Gottes Gnade wieder einen Monat unſers Lebens vollendet, einen zu den vielen, die ſchon hinter uns zurückgeblieben ſind. Wir wußten nicht, ob wir das Ende deſſelben erreichen würden, und keiner von uns kann ſagen, wie oft ihm in dieſem neuen Monate die Sonne noch aufgehen wird. So viele Urſache haben wir, Gott zu danken, der unſre Tage friſtet, uns redlich vor ſeinem Angeſicht zu prüfen, ihn demüthig um Vergebung unſerer Sünden anzuflehen, und mit Ernſt an unſere Heiligung zu denken. Laſſet uns beten:

Gott, es fliehet ein Monat unſres Lebens nach dem andern ſchnell dahin. Immer näher rücken wir der ernſthaften Stunde, die uns deinem Gericht und der Ewigkeit übergeben wird, wie wir ſind, gut oder böſe. Aber wie viele erkennen und fühlen es nicht! Gott wie manchem rinnen die koſtbaren Tage des Lebens unter Trägheit und Leichtſinn,

unter Thorheit und Laſter dahin, manchem unter irdiſchen Sorgen und Geſchäften, die kein Andenken an dich, kein Blick in die Ewigkeit heiliget und tröſtet! — Wir ſchauen in unſer eigenes Herz. Auch wir haben, ſo lange wir leben, und in dem verfloſſenen Monat viel und ſchwer und auf mannigfaltige Weiſe geſündiget. Deine Gnade über uns ward alle Morgen neu, nie lieſſeſt du es uns an Erweckung zu einem frommen Sinn, nie an Gelegenheit zu guten Thaten, und nicht an ernſten Warnungen fehlen. Haben wir deinen heiligen und guten Willen erkannt und befolgt? Sind wir beſſer geworden? Können wir heute reiner, kindlicher, freudiger zu dir aufblicken? Können wir ruhiger dem Monat, der unſern Sterbetag bringt, entgegenſchauen nnd an die Ewigkeit denken? Gott du weiſt es!

Bringe du die Zerſtreuten zur Beſinnung und die Verſtockten zur Erweichung. Verzeihe die Fehler denen, die ſie bereuen, und laß ſie in dem Leiden und Sterben Jeſu Chriſti deines Sohnes Troſt und Beruhigung finden. Gib Muth und Stärke denen, die ſich vom Dienſt der Sünde loswinden und nach Heiligung ringen. Erhalte und befeſtige im Glauben die, welche dich kennen und lieben, und deinem Willen ſich geheiliget haben. Laß uns jeden Tag des Lebens durch Uebung im Guten für die Ewigkeit benutzen, und auch in

dieſem Monate verſtändiger, heiliger, dir wohlgefälliger, unſerer himmliſchen Berufung würdiger werden.

(Die Gemeine:)

(Bad. Geſangbuch Nro. 383. V. 4.)

Herr, du kannſt allein mich ſtärken.
Von dir kommt Kraft zu guten Werken,
Du, aller guten Gaben Quell.
Leite mich nach deiner Wahrheit:
Sie leuchte mir in voller Klarheit
Beſtändig, unbefleckt und hell.
Wer ſich auf dich verläßt,
Wird in der Tugend veſt.
Mein Erbarmer, ich hoff auf dich;
O mache mich
Im Guten unveränderlich.

Erhöre o Gott unſer Gebet, und ſey auch in dieſer Stunde bei uns mit deinem Segen, daß durch die Betrachtung deines Wortes unſer Glaube, unſre Liebe zu dir und allem Guten, und unſre Hoffnung geſtärket werde. Amen!

Nach der Predigt.

Wir blicken noch einmal zu dir auf, Vater im Himmel, und danken dir mit gerührtem Herzen für den heilſamen Unterricht, für die guten Erweckungen, für den milden Troſt, den du uns in deinem heiligen Worte ertheileſt. Es möge daſſelbe auch

heute gutes Land bei uns gefunden haben, und reichliche Früchte bringen. Wenn Tage und Nächte, aufkeimende Frühlinge und welkende Herbste uns an die schnelle Flucht der Zeit erinnern, wenn wir an unser vergangenes Leben wie an einen Traum der Nacht zurückdenken, und der eine mit Freuden, der andere mit Thränen seinen künftigen Tagen entgegen sieht, so lehrest du uns durch deine Gesandten, daß dieses eilende Leben nur die Morgenstunde unsers Daseyns und für unsern unsterblichen Geist die Vorbereitungsstunde für seine zukünftige Bestimmung sey; lehrest uns, daß wir nur durch eine Gesinnung, welche sich vom Bösen reiniget und mit Freuden dem Guten nachstrebt, deiner Gnade würdig werden, die uns süßern Frieden und höhere Wonne im Himmel aufbewahrt, und daß ein Tag auf uns wartet, an dem wir Rechenschaft von unsern Thaten und von unserm Leben ablegen müssen. O dieses Leben, und diese Thaten! Die Zeit enteilet, aber was aus unsern Thaten folget, reicht bis an das Grab, und ihr Andenken in die Ewigkeit, die uns Schmerzen oder Freuden ohne Ende bringt.

Diese Erinnerung und alles, was wir heute aus deinem Worte gutes gehört und gelernt haben, soll uns begleiten in unsre Freuden und in unsre Leiden, in unsre Versuchungen und zu den Geschäften unsres Berufs, zu welchen wir jetzt zurückkehren.

kehren. Sie ſoll uns vor Sünden bewahren, und eifrig in guten Geſinnungen und Thaten machen. Gib uns allen zu erkennen, daß auch dieſe Geſchäfte, und dieſe Lebensmühe von dir, weiſer liebender Vater, uns auferlegt ſey. Du willſt uns durch ſie im Gehorſam gegen dich, im kindlichen Vertrauen, in ſtiller Geduld und Hoffnung üben und erhalten. Segne unſre Arbeit, und laß uns durch ſie viel Gutes ſtiften, und erlangen, was zu unſers Lebens Erhaltung nöthig iſt.

Segne und erhalte unſre chriſtliche Landesobrigkeit. Gib Frieden und Ruhe unſerm Vaterland und gedeihlichen Wohlſtand. Erleichtere die Laſt, die auf gedrückten, beklommenen Herzen liegt, und laß uns auch in den trüben, angſtvollen Stunden des Lebens den Glauben an deine weiſe Vaterliebe feſthalten, die allein uns tröſten kann. Im Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti beten wir. V. U.

IV.

Für die Betſtunden.

1.

Für Betſtunden überhaupt.

Geliebte Freunde! Wir wandeln auf einer Erde, die viele Wohlthaten — Dank ſey es der göttlichen Güte! — viele Wohlthaten und Freuden für uns, doch auch manche Mühe und Plage, manche ſchwere Verſuchung und für jeden ein Grab hat. Das Andenken an Gott, den Geber aller guten Gabe, macht ſeinem Verehrer das Glück des Lebens werth und ſüß. Nur das Andenken und der Glaube an Gott kann uns in der Verſuchung bewahren, im Leiden aufheitern, und im Tode tröſten. Wir haben daher auch jetzt unſere irdiſchen Geſchäfte für eine kurze Zeit auf die Seite gelegt, und wollen

(in den Frühſtunden: Wir wollen daher auch jetzt, ehe wir an die Geſchäfte dieſes Tages gehen) unſern Geiſt mit Gott unſerm himmliſchen Vater und mit den Belehrungen ſeines heiligen Wortes unterhalten, und alsdann zum Dank und Vertrauen auf Gott in Freude und Leid geſtärkt, und zu einem frommen Leben ermuntert, an unſere Arbeit zurückkehren.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und ſodann das Gebet:)

Gott unſer Vater, erhöre unſere Bitte, die wir in dieſer Stunde dir vortragen, damit wir zufriedene, gute und ſelige Menſchen werden.

Deine väterliche Aufſicht hat bisher unſer Leben, unſere Geſundheit und die Kräfte unſres Leibes zu nützlichen Geſchäften erhalten und geſtärkt.

Täglich öffnet ſich deine milde Hand, daß ſie uns Speiſe gebe zu rechter Zeit, und mit mancher Freude verſüßeſt du unſere Arbeit und Mühe.

Du haſt uns gute und rechtſchaffene Menſchen zu Freunden und Gefährten gegeben, die uns gerne mit Freundlichkeit, mit Rath und Hülfe erfreuen, wenn wir nur ſelber recht-

ſchaffen, dankbar, dienſtfertig und verträglich ſeyn wollen.

Und vor ſo mancher Gefahr und Noth, vor ſo manchem Schmerz und Jammer hat deine treue Vorſehung viele von uns bewahrt, wenn ſchon unſer Leben auch nicht ohne Sorge und Prüfung bleibt.

Vater, wir bitten, daß alle, denen du ſo viel Gutes erzeigeſt, zufrieden ſeyn, und dir danken mögen.

Zwar nach deiner verborgenen Weisheit, die wir nicht erforſchen, haſt du die Güter des Lebens in ungleichem Maß unter deine Kinder vertheilt.

Manchen haſt du vor andern mit Verſtand und Einſichten begabt, daß er ſich und die Seinigen wohl berathen, und ſeine Geſchäfte mit Klugheit unternehmen und mit gutem Erfolge ausführen kann.

Manchen haſt du vor ſeinen Brüdern hervorgezogen, daß er von vielen Menſchen geliebt und geehrt wird, und überall Freunde findet, die ihm Freude machen und zu ſeinen Geſchäften hülfreiche Hände leiſten.

Manchen ſegneſt du mit Reichthum und

Ueberfluß, das Werk ſeiner Hände läſſeſt du wohl gelingen, und ſein Herz, das die Sorgen der Nahrung nicht kennet, wird mit deinem Gute geſättiget.

Mancher Glückliche hat noch nicht erfahren, was es heiße, in ſchlafloſen Nächten von einer Morgenwache bis zur andern harren, oder wie es ſchmerzt, wenn man ſein Beſtes und Liebſtes ſchon im Grabe hat, oder wie die Verachtung, das Unrecht und die Verfolgung dem Herzen ſo wehe thun.

Vater, wir beten, daß die glücklichen Menſchen ihre Vorzüge mit Demuth und mit Dank erkennen, ihre Kräfte und Güter zum Wohl der Menſchen willig anwenden, und in dem Genuß ihrer Freuden oft an dich, — und auch an ihre armen, nothleidenden Brüder denken mögen!

Ach der Freude geht der Schmerz zur Seite. Indem die Glücklichen ſich freuen, iſt manches Auge von Thränen roth, und in manchem Herzen blutet eine verborgene Wunde.

Wir wiſſen nicht, warum du deine Kinder mit ſolchen Leiden betrübeſt, aber dein Wille iſt väterlich und gut.

Du biſt ein treuer Gott, der keinen über ſein Vermögen verſucht, haſt Troſt und Lin-

derung für den, welcher dir vertraut, und wenn wir nur treu erfunden ſind, ſo führeſt du die, welche mit Thränen ſäen, einſt zu einer reichen Freudenernte.

Ja, du biſt der Geringen Stärke, der Armen Stärke in Trübſal, eine Zuflucht vor dem Ungewitter, ein Schatten in der Hitze, wenn Menſchen wüthen, biſt der Bedrängten Retter, der Einſamen Troſt, und der Kranken Erlöſer.

Barmherziger Vater, wir beten, daß wir im Unglück durch den Glauben an dich Beruhigung finden, unſere Hülfe in Geduld und Hoffnung von dir erwarten, und daß den armen Verlaſſenen in der heißen Anfechtung ein guter Menſch wie ein Engel des Troſtes beſuchen und erquicken möge!

Unſer ganzes Leben iſt nur eine Prüfung durch Freude und Schmerz. Einſt ſchlägt unſere Feierſtunde, dann ſchließt der Glückliche, wie der Unglückliche die müden Augen zu, und die Thräne des Betrübten vertrocknet auch, und ſeine Klage verſtummt.

Alsdann iſt ein reines Herz die beſte Habe, und ein gutes Gewiſſen der treueſte Freund, und du o Gott biſt der Sterbenden einziger und letzter Troſt.

Heiliger, barmherziger Vater, wir beten, daß wir im Glück und im Unglück oft an den Tod und an die Ewigkeit denken, unſer Gewiſſen mit keinen Sünden beladen, ſondern durch ein frommes Leben uns eine leichte Todesſtunde bereiten mögen. Amen!

Ein anderes Formular.

Geliebte Freunde! Wir wollen jetzt nach unſerm chriſtlichen Gebrauche ein Kapitel der heiligen Schrift miteinander leſen, die Belehrungen und den Troſt, der darin enthalten iſt, auf unſer Herz anwenden, und alsdann unſer andächtiges Gebet zu Gott dem Vater verrichten, damit wir durch daſſelbe von neuem zum Kampf gegen die Sünde ermuntert, zur Rechtſchaffenheit und Gottſeligkeit bewogen, und im Vertrauen auf Gott in guten und böſen Tagen befeſtiget werden mögen.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und ſodann das Gebet.)

Wie glücklich ſind wir o Gott, daß wir dich durch Jeſum Chriſtum als unſern Vater erkennen. Du liebeſt uns, und wenn wir nur treu und gewiſſenhaft deinen väterlichen Willen befolgen, ſo

thuſt du gewiß und gerne alles, was uns nach deiner Weisheit gut iſt, an Seele und Leib. Du liebeſt uns, und wir dürfen unſere Wünſche, alles was uns heiß und ſchwer im Herzen liegt, dir in unſerm Gebete vortragen, und uns freuen, daß du deine Kinder gerne erhöreſt.

Auch jetzt nahen wir uns zu dir mit dem Wunſche täglich frömmer und zufriedener zu werden, und mit dem Vertrauen, daß wir unterſtützt von deiner Gnade durch aufrichtigen Ernſt und treuen Gebrauch unſerer Kräfte es werden können.

Gib uns die Gefahr der Sünde und die Verſuchung dazu, die in unſerm eigenen Herzen liegt, immer beſſer zu erkennen, damit wir uns immer ſorgfältiger vor jeder wiſſentlichen Uebertretung deiner Gebote, und vor jeder Uebereilung bewahren können. Ach wie unglücklich wären wir, wenn die Sünde über uns mächtig würde! In den fröhlichſten Stunden unſers Lebens müßte uns unverſehens die Angſt eines böſen Gewiſſens überfallen, wir hätten im Unglück und Leiden keinen Troſt mehr übrig, wir könnten nimmer freudig, kindlich zu dir beten, wir könnten nicht ruhig an den Tod und an die Ewigkeit denken. Barmherziger Vater, im Himmel bewahre uns!

Erbarme dich, du Gott der Langmuth und

der Gnade, über alle die Unglücklichen, welche in dieſem traurigen Zuſtande ſich befinden, und mit einem verwundeten Gewiſſen ohne Troſt und ohne Freude umhergehen, und bringe die noch Unglücklichern zur Beſinnung zurück, welche mit Sicherheit und verſtocktem Sinn das Böſe verüben, und nicht ſehen in welcher Gefahr ſie ſind. Lehre ſie erkennen, was für ein Jammer ſpät oder frühe auf ein unheiliges Leben folge; und tröſte ſie wieder zu rechter Zeit mit der Hoffnung, daß für ihre Reue Erbarmen, für ihr Gebet um Beſſerung und Gnade noch Erhörung im Himmel ſey, damit ſie Muth und Vertrauen zu ſich ſelbſt und zu dir gewinnen, ſich immer mehr vom Böſen reinigen, und endlich als gebeſſerte Menſchen im lebendigen Glauben an Jeſum Chriſtum die Ruhe des Herzens wieder finden mögen.

Das troſtreiche Evangelium deines Sohnes, der unſer aller Erlöſer iſt, wolleſt du, allmächtiger Vater, uns und unſern Nachkommen erhalten und noch viele Menſchen durch daſſelbe erleuchten und beglücken. Wir bedürfen alle in den trüben Augenblicken unſers Lebens und in unſerer letzten bangen Stunde die Erquickung, die dein Sohn den Müden und Beladenen in ſeinem Evangelium anbietet. Wir ſind alle unwiſſend und ſchwach zum Guten, wenn nicht ſein Geiſt uns erleuchtet und heiliget, und wir ſehnen uns alle durch die vergänglichen

Freuden und Leiden dieses Lebens hindurch nach dem ewigen Frieden, den wir nur durch den frommen Glauben an ihn, und durch treue Befolgung seiner Lehre finden können.

Den großen theuren Segen seines Wortes, den schon so viele empfunden haben, die noch leben und schon bei dir sind, den laß auch uns erfahren, daß wir freudig nach deinem Willen leben, mit stillem Vertrauen auf deine väterliche Regierung unser Schicksal ertragen, und einst selig sterben mögen.

Segne o Gott alle guten Menschen an allen Orten, die in einem nützlichen Berufe für das Wohl ihrer Nebenmenschen sorgen und arbeiten, und durch ein christliches wohlthätiges Leben Trost und Freude um sich her verbreiten. Regiere die Gesinnungen aller, welche du zu Vätern über die Völker gesetzt hast, daß sie dir in Güte und Wohlthätigkeit ähnlich werden, und durch die Macht, welche in ihren Händen liegt, das Gute in der Welt wirksam befördern, Irrthum, Laster und Elend verhindern und unterdrücken mögen.

Unterstütze mit deiner Kraft und erfreue mit deiner Güte unsern Landesfürsten, und laß unser ganzes Fürstenhaus fortwährend in erfreulichem Segen blühen. Leite mit deiner Weisheit alle fürstlichen Räthe und Beamte, segne den Unterricht un-

ſerer Lehrer in Kirchen und Schulen, und jeden in ſeinem Stande und Beruf. Gib Gedeihen dem Ackerbau, bewahre uns vor anſteckenden Seuchen und ſchweren Krankheiten, erhalte den Frieden in unſerm Vaterlande und die Sicherheit in unſerm Eingenthume, und nimm dich aller Verfolgten und Unterdrückten, der Kranken und Sterbenden, und aller unglücklichen Menſchen an, denen wir nicht helfen, mit denen wir nur weinen und beten können. Die armen Verlaſſenen, die kein Freund in ihrem Elende beſucht, wolleſt du mit Troſt und Linderung erquicken und mit Hülfe erfreuen, und uns alle durch Leid und durch Freude, wie es uns gut iſt, und wie wir es ertragen können, zum ewigen Leben führen. Gott du biſt allmächtig und weiſe, ja du biſt gut und barmherzig. Deine Kinder beten: V. U.

2.

Für die Frühbetſtunden im Sommer.

Geliebte Freunde! Es iſt ein köſtlich Ding, dem Herrn danken und lobſingen dem Namen des Allerhöchſten, am Morgen ſeine Gnade und am Abend ſeine Treue verkündigen. Auch iſt es ein Geſchäft, das dem Herzen wohl thut, und großen Segen bringt, wenn wir an den guten Willen Gottes aus ſeinem heiligen Worte uns oft erinnern, und durch ein andächtiges Gebet uns zur Erfüllung ſeines Willens und zum Vertrauen auf ſeine Verheißungen ermuntern und ſtärken.

Alſo wollen wir auch jetzt in dieſer Morgenſtunde unſern Geiſt mit den Belehrungen des göttlichen Wortes aus einem bibliſchen Kapitel erbauen; und wenn wir dem Vater unſers Lebens unſern Dank und unſere Wünſche vorgetragen haben, ſo wollen wir hingehen, und mit gutem Muth und treuem Eifer unſere Geſchäfte verrichten, damit Gott nicht nur durch unſer Gebet, ſondern auch durch unſer Leben geehrt werde.

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und ſodann das Gebet:)

Barmherziger Gott und Vater, in dieſer Morgenſtunde, die du uns wieder haſt erleben laſſen, blicken wir zu dir auf, und bringen dir unſern frommen Dank, und unſere kindlichen Bitten dar.

Als wir ſchliefen, wachte dein Vaterauge über uns und die Unſrigen, über unſer Haus und Habe, daß uns kein Unfall treffen, und keine Plage zu unſrer Hütte ſich nahen konnte.

Unterdeſſen haſt du unſere Fluren durch die Kühle der Nacht (durch einen ſanften Regen ꝛc.) erquickt, und unſere müden Glieder geſtärkt, haſt uns zur rechten Zeit, wie ein Vater ſeine Kinder, wieder geweckt, und mit dem freundlichen Morgenlichte des Tages begrüßt.

Die duftende Blume des Feldes verkündet uns deine Allmacht und Güte, die alle Morgen neu iſt. Dich preiſet der muntere Morgengeſang deiner Geſchöpfe. Auch wir, deine Kinder, rühmen deine Güte, und danken dir mit gerührtem Herzen für die treue Obhut, mit welcher du uns beſchützt, für die Kraft, mit welcher du uns geſtärket haſt, für den Segen, den du um uns her verbreiteſt, für dieſen Tag, den wir durch deine Gnade wieder erlebt haben. Ohne dich lägen wir ſtumm und

kalt im Todesſchlummer, und unſer Auge hätte ſich nimmer geöffnet.

O, daß wir ſolcher Liebe, die du uns erzeigeſt, alle würdig wären! Gib uns zu erkennen, daß du auch dieſen Tag unſerm Leben zugeſetzt haſt, damit der Leichtſinnige unter uns etwa durch deine Güte gerührt werden, und ſich beſſern möge, und damit der Tugendhafte ſich noch länger in einem frommen Wandel üben, und auf die Ewigkeit, die uns nahe iſt, noch beſſer vorbereiten möge. — So wollen wir denn auch heute verſtändiger, frömmer, liebreicher gegen unſere Nebenmenſchen, zufriedener werden, wollen wieder etwas von unſern Fehlern ablegen, und nicht nur zu unſerm zeitlichen Vorrath, ſondern auch zu unſerm guten Schatz für die Ewigkeit etwas neues ſammeln. Wir wiſſen nicht, wie lange wir noch Zeit haben. Du, o Gott, weiſt es! Bewahre uns heute und jederzeit durch die Erinnerung an deine Allgegenwart vor unheiligen Gedanken, vor unchriſtlichen Reden, vor böſen Thaten, vor Verdroſſenheit und Untreue in unſerm Beruf, vor jeder Sünde, wie ſie heißen möge, damit wir dieſen Tag und den letzten Tag unſers Lebens mit einem ruhigen Gewiſſen beſchlieſſen, und einſt mit Freuden vor deinem Gericht erſcheinen können.

Segne o allmächtiger Vater alles Gute, was an dieſem Tag fromme Menſchen auf dein Geheiß

und im Vertrauen auf dich zum Wohl ihrer Brüder unternehmen mögen. Unterſtütze mit Kraft und Segen alle chriſtlichen Obrigkeiten, insbeſondere unſern theuerſten Landesherrn, ſeine Räthe und Diener, daß durch ihre weiſen Entſchließungen und Anſtalten dem Vaterlande viel Gutes wiederfahren möge. Sei uns allen nahe mit deiner Huld und Erbarmung. Bewahre uns vor Unglück, gib Gedeihen zu unſerm Geſchäfte; ſtärke die Schwachen; ſey die Stütze des kraftloſen Alters; beſuche die Krankenbette mit deinem Troſt; dein Segen kehre in den Hütten der Armuth ein. Und wenn du gleichwohl beſchloſſen hätteſt, daß wir auch heute mit Schmerzen erfahren ſollen, daß jeder Tag ſeine Plage habe, ſo lehre uns deine weiſen Abſichten verſtehen, damit wir auch durch unſere Leiden folgſamer gegen dich, demüthiger, verträglicher gegen unſere Nebenmenſchen, behutſamer in unſerm Leben und Wandel werden, und mehr auf dich, als auf zeitliches Gut und Glück unſere Hoffnung ſetzen, und erſcheine uns in der Anfechtung mit deinem Troſte, in der Noth, wenn unſer Herz verzagen will, mit deiner allmächtigen Hülfe. Herr, wenn ich nur dich habe, ſo habe ich mehr als Himmel und Erde, und wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt doch du, o Gott, meines Herzens Troſt und mein Theil. Amen!

Ein anderes Gebet.

Allmächtiger Gott und Vater, wir danken dir, daß du uns in der vergangenen Nacht vor allem Unglück gnädig bewahret, und uns zur Fortſetzung unſeres Lebens an dieſem Morgen wieder geweckt, und zu den Geſchäften unſers Berufes durch einen geſunden Schlaf geſtärket haſt.

Die Sonne, die geſtern von uns weggieng, kommt jetzt wieder ſo freundlich und ſo mild am Himmel herauf, und bringt uns und unſern Fluren neuen Segen. Die ganze Natur iſt wieder ſo friſch und erquickt; alle Kreaturen freuen ſich, und uns iſt's wohl, o Vater, im reinen kühlen Morgenhauche deiner Schöpfung. O, daß wir doch immer dir vertrauen, gute Menſchen ſeyn und bleiben mögen unſer Lebenlang, damit wir deiner Freundlichkeit und deiner Nähe uns ſtets mit reinem Herzen erfreuen können.

Ach, wie mancher bekümmerte Menſch hat vielleicht dieſe Nacht, wo uns ein ſanfter Schlaf erquickte, in ſchweren Sorgen durchwacht; wie manches Auge hat ſchlaflos geweint; wie lang hat mancher Kranker im heißen Schmerz geſtöhnt: O Hüter iſt die Nacht ſchier hin!

Möge

Möge der neue Tag, der jetzt am Himmel heraufgeht, dieſe armen lieben Menſchen auch mit ſeinem Lichte erheitern, und ihnen eine gute Stunde bringen. Erſcheine ihnen du Vater der Barmherzigkeit mit Linderung und Troſt, und verſchaffe uns auch heute Gelegenheit, irgend ein trauerndes Herz zu tröſten, und einem Nothleidenden zu helfen, damit er das Gebet, welches er in dieſer Nacht um Hülfe zu dir geſchickt hat, erhöret finden und mit uns dir danken möge.

Vater, wir vertrauen dir und wiſſen, daß du auch ſchon für dieſen Tag unſere Nahrung und alles, was uns nöthig iſt, bereitet haſt. Du gibſt ja jedem deiner Geſchöpfe ſeine Speiſe zur rechten Zeit, und ſättigeſt aus deiner milden Hand alles, was da lebet mit Wohlgefallen.

Stärke unſern guten Willen und unſere Kraft zu den Geſchäften, welche heute auf uns warten, und laß alles wohlgelingen, was wir im Vertrauen auf dich mit guter Abſicht unternehmen. Wenn uns des Tages Laſt und Hitze drückt und wir an unſerer Arbeit in den reinen blauen Himmel hinaufſchauen, der über uns iſt, oder wenn ein friſches Wehen in der Mittagszeit unſere Stirne kühlt, ſo wollen wir an dich denken und uns freuen, daß du auf unſern Fleiß mit Wohlgefallen

herabſchaueſt, und daß dein Wohlgefallen Segen für uns iſt.

Dann drückt uns nicht der Arbeit Müh,
Du linderſt und verſüßeſt ſie,
Den Schweiß auf unſerm Angeſicht
Beſtrahlet deines Segens Licht.

Wenn wir die Blumen auf dem Felde anſehen, die du ſo ſchön gekleidet haſt, oder die frohen Geſchöpfe unter dem Himmel, die du auch ernähreſt, ſo wollen wir uns tröſten, daß wir ja deine Kinder ſind, und daß deine Vaterliebe keines unter uns vergeſſen kann.

Und wenn uns am Abend nach überſtandener Arbeit die Ruhe und Kühlung erquickt, ſo wollen wir mit den Unſrigen wieder an dich denken, uns deiner freuen und dir danken.

Dieſes Andenken an dich, und dein guter Geiſt ſoll uns auch bewahren, daß wir unſer Gewiſſen mit keiner Sünde beladen. Wir möchten alle gern am ſchönen Morgen der Auferſtehung heiter und froh erwachen. Alles, was uns ſonſt noch auf dem Herzen liegt, barmherziger Vater, du weiſt es ſchon, und wir glauben an deine Weisheit und Güte, daß du uns mit der Erfüllung unſerer Wünſche erfreuen wirſt, wenn es uns gut iſt, und

daß du mehr thun kannſt, als wir bitten und verſtehen.

So gehen wir denn jetzt an unſere Geſchäfte mit dem Vorſatz vor deinem Angeſicht zu wandeln und fromm zu ſeyn. Bewahre uns vor Unglück! Der Segen unſeres Gebetes begleite uns. Amen!

3.

Für die Abendbetſtunden am Samstag.

Geliebte Freunde! Wir haben durch Gottes Gnade abermal das Ende einer Woche erlebt. Alſo ſollen wir den Herrn preiſen, uns zu einem Sinn und Leben, wie es ihm wohlgefällig iſt, immer mehr tüchtig machen, auch zur würdigen Sonntagsfeier unſere Herzen vorbereiten. Der allmächtige barmherzige Gott wolle daher die Betrachtung ſeines Wortes in dieſer Stunde an uns ſegnen, und unſer dankbares und glaubiges Gebet in Gnaden erhören. Vernehmet zuerſt:

(Hierauf folgt die Betrachtung eines Kapitels aus der heiligen Schrift und ſodann das Gebet:)

Gott unſer Vater, ſo iſt nun wieder eine Woche unſers Lebens dahin gegangen und wir ſind der Stunde, die uns in die Ewigkeit abrufen wird, näher gekommen.

Arbeit von einem Tag zum andern war auch in dieſer Woche unſer Theil. Doch iſt ihr Ende da; und du haſt uns mit deinem

ſtillen Segen belohnet, und läſſeſt nun die Sonne, die uns ſechs Tage hindurch zur Arbeit rief, und zur Arbeit leuchtete, untergehn, daß ſie uns, wenn ſie wiederkehrt, einen Tag der Ruhe und der Freude bringe.

Dir danken wir mit gerührtem Herzen, Vater für deine Güte, und bitten dich, du wolleſt durch die Ehrfurcht vor dir unſer Herz bewahren, daß wir den Sonntag nicht mit ſündlichen Ergötzungen entweihen, ſondern durch dankbaren Genuß deiner Wohlthaten in chriſtlicher Freude heiligen mögen.

Haben auch einige unter uns dieſe Woche nicht ohne Trübſal durchlebt, und jedem neuen Tag mit neuem Kummer entgegen geſehen, — doch iſt ihr Ende da; und du haſt die Armen geſpeiſet, haſt kranke Menſchen erquickt, Verfolgte geſchützt, Betrübte getröſtet (und einem (einigen) von unſern Bekannten die letzte Thräne vom Auge getrocknet, und ihm (ihnen) Ruhe verliehen nach Mühe und Leiden). Das haſt du gethan und wirſt ferner ſorgen, und alles wohl machen, wenn wir nur deinen weiſen Abſichten nicht ſelber zuwider leben, und mit kindlicher Geduld das Ende erwarten.

Dir danken wir Vater für deine Barmherzigkeit und bitten dich, du wolleſt auch den Sonntag

an allen Betrübten und Nothleidenden ſegnen, daß ſie durch Gebet und Andacht in ihrem Leiden getröſtet werden, und durch die Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, einer ewigen und über alles wichtigen Seligkeit entgegen wandeln mögen.

Ach wie wenig könnten wir ein ungeſtörtes Glück ertragen! Wie leicht vergeſſen wir im Genuß der Gaben dich, den freundlichen Geber!

Auch bis jetzt haben wir deine Wohlthaten nicht ſo dankbar angewendet, als wir hätten thun ſollen, und haben unſere Zeit und unſere Kraft nicht mit gehörigem Eifer zum Guten benutzt. Wir ſind noch nicht ſo verſtändig, ſo fromm, ſo gemäßigt und liebreich, als wir ſeyn ſollten.

Vergeblich hat vielleicht auch in dieſer Woche ein guter Menſch auf unſere Liebe, ein Unglücklicher auf unſere Hülfe, ein Feind auf unſere Verſöhnung gewartet.

Doch iſt ihr Ende da; und Rechenſchaft auch über ſie fordert einſt von uns dein Gericht.

Dir bekennen wir unſere Fehler mit reuevollem Gemüth, Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, und flehen dich um Vergebung unſerer Sünden an. Laß uns auch morgen daheim und in unſern Verſammlungen durch dein Wort zur Beſſerung belehrt,

durch das Andenken an deine Wohlthaten zur herzlichen Liebe geweckt, und durch die Kraft des andächtigen Gebets zur Tugend geſtärket werden, damit unſer kurzes Leben nicht arm an guten Thaten bleibe.

Wir denken jetzt am letzten Abend einer Woche an unſere Arbeit, an unſere Sorgen und Leiden zurück, und freuen uns, daß ſie vorüber ſind; wir denken an unſere Thaten, die du o Gott geſehen haſt und richteſt.

Wohl dem Redlichen, der ſeine Geſchäfte mit gewiſſenhaftem Fleiße verrichtet hat! Wohl dem Gerechten, der unter Freuden und Trübſalen ſeinen Weg vor dir unſträflich gegangen iſt! Er freut ſich jetzt auf den Tag, da wir in unſern Verſammlungen dich loben, und die Wonne inniger und ſeliger genießen ſollen, daß wir deine Kinder und deines Himmels Erben ſind.

So werden wir einſt, und du weiſt wie bald, am Feierabend unſers Lebens noch einmal auf unſere Thaten und auf ihre Früchte, auf die verſchwundenen Freuden und ausgekämpften Leiden zurückſchauen und dann mit leichtem oder ſchwerem Herzen uns niederlegen zur Ruhe, aus der wir für dieſe Erde nimmer erwachen.

Auf dich hoffen wir, Vater unſers Lebens, und bitten dich, du wolleſt uns, ſo lange wir auf der Erde ſind, durch deinen heiligen Geiſt zum Guten regieren, damit wir das letzte mal im Frieden entſchlummern können, und nach kurzer Ruhe im Grabe zum großen herrlichen Sonntag, der im Himmel gefeiert wird, mit Freuden erwachen mögen. Amen!

Ein anderes Gebet.

Barmherziger Gott und Vater, wir erkennen an dieſem Abend mit demüthigem Dank die Wohlthaten, mit welchem du unſer Vertrauen auf dich und unſere Arbeit und Mühe abermal belohnt haſt, und freuen uns nun auf den Tag, der zur Ruhe [illegible]heiliget iſt, daß unſer Körper ſich wieder erholen, und unſer Geiſt durch dein Wort zur Weisheit unterrichtet, zur Tugend erweckt, mit Troſt erquickt und zu unſterblichen Hoffnungen geſtärkt werden ſoll.

Unterſtütze die Lehrer deines heiligen Wortes, die mit gewiſſenhafter Treue ihres Amtes warten, durch deines heiligen Geiſtes Kraft, damit durch ihren Unterricht viel Gutes geſtiftet, und durch ihre Lehre, wie durch ihr Leben, wahre Hochachtung der Religion und mit derſelben lebendiger Eifer in der

Tugend und Gottſeligkeit bei deinem Volke befeſtiget werde. Mache unſere Herzen geneigt, ihren Unterricht willig aufzunehmen, und die Frucht deſſelben, die da iſt Glauben, Liebe, Hoffnung, in einem frommen Leben an den Tag zu legen, und laß die Lehrer und die Zuhörer nie vergeſſen, daß ſie einſt Rechenſchaft ablegen müſſen, jene, wie ſie gelehrt, dieſe, wie ſie die Lehre angenommen, und beide, wie ſie gehandelt haben, damit wir einſt ein frohes Bekenntniß ablegen können, und das Ende unſeres Glaubens davon bringen, der Seelen Seligkeit.

Dein heiliger Geiſt ſey auch bei uns in unſern Wohnungen, daß wir mit den Unſrigen viel Gutes denken, reden, andächtig beten, und uns unter einander tröſten und zur Gottſeligkeit ermuntern mögen.

Rühre auch o du Vater, der ſich aller ſeiner Geſchöpfe erbarmt, alle chriſtlichen Eltern, Vorgeſetzten und Hausväter, daß ſie ihren Kindern und Untergebenen die Ruhe des Sonntags und die Zeit zu Gebet und Andacht nicht erſchweren. Sind ſie doch auch Menſchen, und Erlöste deines Sohnes, die mit uns einen Weg durch Tugend zum Himmel gehen ſollen, und du warteſt auch auf ihr Gebet und auf ihren Dank, und höreſt ihre Klage und das Seufzen jeder Kreatur, wenn ſie von menſchlicher Grauſamkeit mißhandelt wird.

Bewahre uns auch, daß wir den Tag, den du zum Segen und zur Freude eingeſetzt haſt, nicht durch Unmäßigkeit, Zank, oder ſonſt ein unordentliches Leben, zu einem Tag des Unſegens für uns und die Unſrigen machen. Dankbarer gegen dich im Genuſſe deiner Wohlthaten, herzlicher und liebreicher im frohen Umgange mit unſern Nebenmenſchen, feſter im Guten, auch mitten unter den Verſuchungen zum Böſen, das wollen wir werden. Dazu bitten wir um deine Gnade. Erhöre uns um Jeſu Chriſti deines Sohnes willen Amen!

V.

Für die Wochenkinderlehren mit der Schul-Jugend.

Vor der Kinderlehre.

Geliebte Kinder! Ihr ſeyd nun wieder vor Gott euerm himmliſchen Vater hier verſammelt und wir mit euch. Ihr ſollt in dieſer Stunde in den Lehren des Chriſtenthums weiter unterrichtet, und zur Furcht des Herrn ermuntert werden, die der Anfang aller Weisheit iſt. Wir aber wollen uns an euern Bekenntniſſen, und an den Wahrheiten erbauen, die euch vorgetragen werden, und freuen wollen wir uns, und Gott danken, wenn ihr durch dieſen chriſtlichen Unterricht nicht nur verſtändige, ſondern auch folgſame und gute Kinder, und rechtſchaffene Menſchen werdet. Wir beten für euch:

Allmächtiger, barmherziger Gott, wir empfehlen deiner väterlichen Güte unſere Kinder, die hier mit uns verſammelt ſind, und bitten dich, du wolleſt auch den heutigen Unterricht an ihnen ſegnen, daß ſie dich und deinen Sohn Jeſum Chriſtum recht erkennen und herzlich lieben mögen. Sende ihnen frühe deinen heiligen Geiſt. Bewahre ſie vor den Unarten und Fehlern der Jugend, die im Alter zu böſen Gewohnheiten und verderblichen Laſtern werden, und regiere ihre zarten Herzen, daß ſie am Guten Freude finden, zur Ausübung deſſelben täglich williger und geſchickter und einſt mit uns ſelig werden mögen. Amen!

Nach der Kinderlehre.

Nun ſollt ihr auch beten, und euerm himmliſchen Vater für ſeine Wohlthaten danken. Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hat ſich Gott ein Lob bereitet.

Guter Vater im Himmel, wir danken dir, daß du in dieſer Stunde wieder etwas von deinem Willen haſt bekannt werden laſſen. Wir danken dir, daß du uns Jeſum Chriſtum gegeben haſt, der ein Freund der Kinder iſt und ſie ſelig machen will. Gib, daß wir auch ſo kindlich an dich glauben mögen, wie er an dich geglaubet hat; hilf uns,

daß wir auch fromm und gut werden, wie er geweſen iſt, und daß wir auch in den Himmel kommen. Wir danken dir, daß du uns durch unſere Eltern und durch andere Menſchen ſo viele Wohlthaten erzeigeſt. Sey du der Vergelter ihrer Liebe gegen uns, und mache uns tüchtig zu allem Guten, damit ſie einſt viel Freude an uns erleben können. Vater im Himmel, wir wollen deine dankbaren frommen Kinder ſeyn und bleiben, und ein unſchuldiges Herz bewahren. Hilf uns dazu durch deinen heiligen Geiſt. Amen!

(Hierauf wendet ſich der Geiſtliche an die Erwachſenen.)

Geliebte Freunde! Wir wollen mit dem Gebete unſerer Jugend das unſrige vereinigen, und Gott von Herzen anrufen:

Getreuer Gott und Vater, wir blicken auf diſe Kinder und gedenken an deine Barmherzigkeit und an deine weiſe Führung. So waren wir einſt auch, noch ſchwach an Kraft und hülfsbedürftig, und wurden reif und ſtark durch die Pflege treuer Menſchen und durch deinen Segen. Mancher von denen, welche uns zur Rechtſchaffenheit angehalten, und Gutes an uns gethan haben, iſt ſchon dahin gegangen und ruhet im Frieden. Aber wir genieſſen noch die Früchte ihrer Wohlthaten, und ehren jetzt mit dankbarem Herzen ihr Gedächtniß.

Vater der Menſchen, was wir von ihnen

Gutes empfangen haben, wollen wir an denen, die du unſerer Pflege und Erziehung anvertraut haſt, wieder vergelten, wollen die Lehren und den Troſt der Gottſeligkeit auf ſie gewiſſenhaft fortpflanzen, und ihr Herz zu guten Geſinnungen gewöhnen, damit die Verehrung deines Namens und Tugend und Menſchenwohl unter der Nachwelt erhalten werde. Wir ſind durch manchen Fehltritt mit den Jahren weiſer geworden, wir wollen unſere Erfahrung benutzen, und ſie vor Thorheit und Frevel behüten, und vor dem Unglück, das ihm nachfolgt. Bewahre du uns ſelber, daß wir durch keinen Leichtſinn in Reden und Handlungen dieſen Kleinen, die zum ewigen Leben erlöſet ſind, an ihrer Seligkeit hinderlich werden, und fremder Sünden Schuld auf unſer Gewiſſen laden. Wir haben an eigenen Fehlern zu tragen genug.

Einſt gehen wir auch dahin zu unſern Vätern und dieſe wandeln dann über unſere Gräber, fromm und gut durch unſere Erziehung, oder elend durch unſere Schuld.

Laß uns ſo leben, daß wir den Troſt in die Ewigkeit mit uns nehmen können: „Wir haben Gottesfurcht und Tugend in der Welt erhalten und vermehrt; wir laſſen das Andenken und den Segen eines frommen Lebens unſern Nachkommen zum Erbtheil zurück, wir werden ſie einſt im Himmel

wieder ſehen und dir mit ihnen für unſere Seligkeit danken." Amen!

Ein anderes Gebet nach der Kinderlehre.

Nun ſollt ihr auch beten, damit ihr fromme Menſchen werdet. Gott ſpricht: Gib mir mein Kind dein Herz, und laß deinen Augen meine Wege wohlgefallen.

Allmächtiger und lieber Vater im Himmel höre, was deine Kinder beten, und gib zu unſerm Vorhaben deinen Segen.

Wir wollen an die ſchönen Lehren, welche wir heute empfangen haben, oft denken, und durch deine Gnade darnach leben.

Wir wollen dich herzlich lieb haben, und unſerm Herrn Jeſu Chriſto treu bleiben unſer Lebenlang, und den heiligen Geiſt durch keine Sünde betrüben.

Wir wollen unſern Eltern und allen, die uns Gutes erweiſen, dankbar ſeyn, ſie lieben und ihren guten Ermahnungen folgen.

Wir wollen keinen Verführungen und ſchlechten Beiſpielen folgen, und uns untereinander vom Böſen abhalten und zum Guten ermahnen.

Wir wollen demüthig und ſittſam ſeyn, und friedlich und freundlich untereinander leben.

Wir wollen alte Leute nicht verſpotten, ſondern ſie in Ehren halten, und mit armen unglücklichen Menſchen keinen Muthwillen treiben, ſondern Mitleiden mit ihnen haben, und ihnen Gutes thun. Wir können auch einmal in der Welt arm und unglücklich werden.

Wir wollen auch keine unſchuldigen Thiere martern und tödten, die du erſchaffen haſt, und nichts beſchädigen, was fleißige Menſchen gepflanzt und gearbeitet haben, und wozu du dein Gedeihen gibſt. Nein, wir wollen deinen Segen nicht verderben.

Wenn uns etwas Böſes in den Sinn kommt, wollen wir daran denken, daß du unſere Gedanken weiſt, überall bei uns biſt, und daß wir keine rechte Freude mehr in der Welt haben können, wenn wir keine guten Menſchen mehr ſind.

Wir wollen alle Tage beten, daß unſer Herz gut werde, und daß wir einmal zu dir in den Himmel kommen.

Herr lehre uns thun nach deinem Wohlgefallen, denn du biſt unſer Gott; dein guter Geiſt führe uns auf ebener Bahn. Amen!

Ja

Ja Vater unſer aller, ſo beten auch wir mit dieſen Kindern, beten für ſie und für uns, daß dein guter Geiſt uns alle auf die Bahn der Gottesfurcht und Tugend zum ewigen Leben führen möge. Wir fühlen und erkennen es, wie viel an uns liegt, daß die guten Gelübde und Wünſche, die jetzt vor dir abgelegt worden ſind, erfüllet werden können, fühlen und erkennen es wohl, daß du dieſe Kinder durch uns zu treuen Bürgern in dem Reiche deines Sohnes erziehen, durch uns ſie ſegnen willſt.

Um Weisheit und Kraft flehen wir dich an, daß wir ſie, die Jeſus als die Seinigen erkennet und lieb hat, durch Rath und Warnung und durch ein eigenes vorſichtiges und gottſeliges Leben vor der Sünde und vor ihrem Verderben bewahren, und ſie frühe zur Hochachtung gegen die Religion und zu einem reinen und tugendhaften Sinn und Leben gewöhnen mögen, damit wir einſt ſammt ihnen mit Freuden vor deinem Gericht erſcheinen können. Amen!

VI.

Taufformular.

Es iſt uns hier ein Kindlein vorgetragen und für daſſelbe begehrt worden, daß es dem Gebet der Kirche empfohlen und nach der Einſetzung Jeſu Chriſti unſers Herrn getauft werde.

Vernehmet daher zuerſt die Worte der Einſetzung der heiligen Taufe:

Als unſer Herr und Heiland ſiegreich von den Todten auferſtanden war, ehe er auffuhr zu ſeinem Gott und zu unſerm Gott, zu ſeinem und zu unſerm Vater, ſprach er zu ſeinen Jüngern: Mir iſt gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker und taufet ſie in dem Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes, und lehret ſie halten alles, was ich euch zu

halten befohlen habe. Wer glaubet und getauft wird, der ſoll ſelig werden.

Vernehmet hienächſt auch das Evangelium von den Kindern:

Einſt, als Jeſus noch ſichtbar unter den Menſchen lebte, brachte man Kinder zu ihm, daß er ſie ſollte anrühren. Die Jünger aber fuhren die an, die ſie trugen. Als es aber Jeſus ſahe, ſprach er: Laſſet die Kinder zu mir kommen, und wehret ihnen nicht, denn ſolcher iſt das Himmelreich. Wahrlich ich ſage euch, wer das Reich Gottes nicht empfähet als ein Kindlein, der wird nicht hinein kommen. Hierauf herzte er ſie, legte die Hände auf ſie, und ſegnete ſie.

Geliebte Freunde! Wir erkennen aus dieſen Worten die wohlthätige Abſicht unſeres Erlöſers, daß alle Menſchen durch ſeine Lehre erleuchtet, zu einem gottſeligen Leben geheiliget, und des Segens ſeines Lebens und Todes hier und dort theilhaftig werden möchten, daß aber auch alle, welche von ihm Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erwarten, durch die Taufe in die Gemeinſchaft ſeiner Angehörigen aufgenommen, und zur treuen Beobachtung ſeiner Gebote in Sinn und Leben ſollen verpflichtet werden.

O des großen Segens, den der Himmliſche in dieſer Handlung allen, welche ſich mit treuem

Herzen an ihn hingeben, zugeſichert, und vor ſeinem Weggang von der Erde zum Vermächtniß hinterlaſſen hat!

Gott und der Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti will auch ihr Gott und Vater ſeyn, will mit treuem Vaterauge über ihnen wachen, ihre kindliche Liebe mit Wohlgefallen annehmen, ihre frommen Gebete erhören, und am Ziel eines frommen Lebens ſie aufnehmen in ſein himmliſches Vaterhaus.

Jeſus Chriſtus öffnet ihnen alle Schätze ſeines Heils. Er zur Rechten Gottes bekennt ſich zu ihnen, als ſeinen Erlöſten. — Für ſie hat er ſein Blut vergoſſen, daß er ſie reinigte von aller Ungerechtigkeit; für ſie iſt er hingegangen, daß er ihnen eine Stätte bereitete in ſeinem ſeligen Reich.

Der Geiſt des Vaters und des Sohnes will in ihnen wohnen, und ſich ihnen zu erkennen geben in der Erleuchtung ihres Geiſtes, in der Heiligung ihres Gemüthes, in der Kraft zum Sieg über die Sünde, in der Freudigkeit des Gebets, in dem Troſt des Gewiſſens. Er will ſie heiligen und erhalten zum ewigen Leben.

Dieſe unausſprechlichen Gnadengüter hat der große Menſchenfreund Jeſus Chriſtus auch ſchon den Kindern zugedacht. Er hat in den wenigen, die er einſt herzte und ſegnete, alle geliebt und geſegnet, und den Eltern die freundliche Einladung

gethan, ihre Kinder durch die Taufe ihm darzubringen, damit ſie frühe aller Rechte und Wohlthaten theilhaftig würden, die er ſeiner Kirche und der Gemeinſchaft der Heiligen in ihr verliehen hat.

Da nun auch gegenwärtiges Kind die heilige Taufe empfangen ſoll, ſo laſſet uns beten:

Allmächtiger ewiger Gott und Vater, wir danken dir, daß du auch dieſem Kind das Leben und mit ihm die Anwartſchaft auf eine ewige Seligkeit geſchenket haſt. In deine treuen Vaterhände legen wir ſeine zeitliche Schickſale. Laß auch ihm reichlich zu Theil werden alle Verheißungen, die Jeſus Chriſtus dein Sohn den Seinigen gethan hat.

Gieb Gnade zu ſeiner Erziehung. Segne einſt ſeinen Unterricht. Bewahre ſein Leben vor der Sünde und vor ihrem Elend. Dieſe Taufe, die wir ihm auf den Befehl deines Sohnes geben, werde ihm die Weihe zu allen chriſtlichen Tugenden, Hoffnungen und unvergänglichen Freuden, die du den Deinigen durch Jeſum Chriſtum bereitet haſt. Amen. V. U.

Laſſet uns nun noch das chriſtliche Glaubensbekenntniß ausſprechen:

Ich glaube an Gott den Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden. Ich glaube an Jeſum Chriſtum ſeinen eingebornen Sohn,

unſern Herrn, der empfangen iſt von dem heiligen Geiſte, geboren von der Jungfrau Maria, der gelitten hat unter Pontius Pilatus, gekreuziget, geſtorben, und begraben, niedergefahren zur Hölle, am dritten Tage wieder auferſtanden von den Todten, aufgefahren gen Himmel, ſitzend zu der Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Ich glaube an den heiligen Geiſt, eine heilige chriſtliche Kirche, eine Gemeinſchaft der Heiligen, Vergebung der Sünden, Auferſtehung des Fleiſches, und ein ewiges Leben. Amen.

(Zu den Taufpathen:)

Verlanget ihr im Namen dieſes Kindes, daß es auf dieſes Bekenntniß Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes getauft werde; übernehmet ihr auch die Pflicht, nebſt den Eltern dieſes Kindes, dafür zu ſorgen, daß es in dieſem chriſtlichen Glauben unterwieſen, und gelehret werde zu halten alles, was uns der Herr zu halten befohlen hat, ſo antwortet Ja!

(Hierauf die Taufe, und ſodann ein Schlußgebet.)

VII.

Für die Beichte.

1.

Gebet nach der Vorbereitungs-Predigt.

Gott zu dir wenden wir uns deine Geſchöpfe, die du zur ewigen Beglückung durch Tugend berufen, und durch die wohlthätige Religion deines Sohnes zur Anerkennung unſers Berufs erleuchtet, und zur Ausübung unſerer Pflicht geſtärket haſt. Zu der Ewigkeit geht unſer Weg durch dieſes Leben, zu deinen Freuden durch Wachſamkeit und Tugend, aber durch Leichtſinn und Frevel zu deinem Gericht. Auf dieſem wichtigen Wege ſtehen wir heute ernſthaft ſtille, ſchauen in unſer vergangenes Leben zurück und halten Rechnung mit unſerm Gewiſſen, — Gott vor dir!

Vor dir, du Heiliger und Naher, der unser Herz durchschaut, der unsre Thaten prüft und gegen unsre Kräfte abwiegt, der unsern Werth oder Unwerth, für die Ewigkeit bestimmt.

Dieser Gedanke bleibe uns gegenwärtig, daß wir mit aufrichtigem Ernst uns selber prüfen, die Sünden, die auf unserm Gewissen liegen, nicht geringe achten, nicht mit falschen Entschuldigungen und nichtigem Trost unser Herz in gefährliche Ruhe einschläfern. Laß uns endlich erkennen und innig fühlen: wir sind nicht, was wir seyn sollten, ach noch lange nicht, was wir seyn könnten, sind deiner Wohlthaten und deiner Langmuth nicht werth, alle Tage reif zum Tode, aber des seligen Preises der reinen vollendeten Tugend noch nicht fähig.

Und wenns der Frevler mit Angst und Beben erkennt, wenn es der redliche aber schwache Freund der Tugend mit Wehmuth und Kummer empfindet, wenn unser armes Herz niedersinkt vor dir, und in Beschämung und Reue zerfließet, so tröste uns wieder die Zusage deines Sohnes, daß ein Vater im Himmel sey, der das Gelübde der Besserung, wenn reumüthige Kinder erscheinen, nicht zurückstoßt, und der den neuen, wachsenden Eifer im Guten mit Beifall ermuntert und mit Segen unterstützt. Ja dieser Trost erhebe uns wieder zu dem hohen Muth, durch ernsten Kampf gegen jede Sünde, durch unverdrossene Uebung unserer Kräfte

in guten Thaten nach deinem Wohlgefallen zu ringen.

Unſere Beſſerung ſey der Dank, den wir dir für deine Wohlthaten, für deine Schonung, für dein Erbarmen bringen. Unſere Beſſerung — ſie ſey das Siegel der Gerechtigkeit unſers Glaubens, ohne ſie iſt kein Troſt der Vergebung. Unſere Beſſerung — ſie ſey die Beſchäftigung unſers Lebens, welche wir nie ausſetzen wollen, wie wir ſie nie enden, unſere Vorbereitung zum Tode, und unſere Einweihung in die Ewigkeit. Amen!

Ein anderes Gebet.

Gott unſer Vater, wir danken dir, daß du uns durch Jeſum Chriſtum deinen Willen geoffenbaret haſt. Durch ihn kennen wir dich und den Weg, darauf wir wandeln ſollen, daß wir dir wohlgefallen, und wiſſen von ihm, daß du auch deiner gefallenen Kinder dich erbarmeſt, und alle, die ihre Sünden bereuen, und zur Tugend zurückkehren, mit väterlicher Liebe wieder aufnimmſt. Wir nahen uns heute zu dir; auch wir bedürfen dieſen Troſt, dieſe erbarmende Vaterliebe.

Ach daß jeder unter uns ſich redlich vor dir prüfen, und ſich ſelber, ſeine Schwachheiten, ſeine ſtillen Neigungen, ſeine verborgenen Fehler beſſer möge kennen lernen. Wecke in uns durch die neue

Erinnerung an unſre Schuld jene göttliche Traurigkeit, die da wirket zur Seligkeit, eine Reue, die Niemand gereuet, und laß uns alle von deiner erbarmenden Vaterhuld gerührt und gewonnen werden, die göttlich groß, durch Vergebung beſſern, und durch Beſſerung beglücken will. Du biſt nicht ein Gott, dem gottlos Weſen gefällt, wer böſe iſt, bleibet nicht vor. Ach darum bewahre jedes Herz vor dem traurigen und gefährlichen Irrthum, der Vergebung und Gnade ohne Beſſerung hofft. Wirke und erhalte in uns den wahren chriſtlichen Glauben, daß die hohe Tugend Jeſu Chriſti und ihr Lohn nur durch fromme Nacheiferung unſer eigen werden kann, und daß das Himmelreich, welches er uns eröffnet hat, nicht alle aufnimmt, die ihn ihren Herrn nennen, ſondern nur die, die den Willen thun ſeines Vaters im Himmel, und ſtärke unſere guten Vorſätze, daß dieſer Glaube durch einen heiligen Sinn und durch ein frommes Leben bei uns ſichtbar werde. So erforſche uns denn, und erfahre unſer Herz! Prüfe uns, ob wir auf gutem Wege ſind, und leite uns auf ewigem Wege. Amen!

2.

Beichtformular.

(Der Prediger eröffnet die Handlung mit einer Anrede, die dem Zweck der Handlung überhaupt und den Umſtänden und Bedürfniſſen ſeiner Zuhörer angemeſſen iſt, und geht dann mit einer ſchicklichen Wendung zu der Beichtformel über, die in folgenden Ausdrücken könnte vorgeſprochen werden:)

Herr du erforſcheſt mich und kenneſt mich!

Vor dir, mein allwiſſender und heiliger Gott, bekenne ich mit aufrichtigem Herzen meine Sünden. Sie ſind mannigfaltig und ſchwer. Ich habe deine heiligen Gebote nicht nur äuſſerlich in Worten und Werken, ich habe ſie noch öfter in böſen Gedanken, Neigungen und Begierden übertreten, und deiner Gnade mich unwerth gemacht.

Was Menſchen nicht wiſſen, und was ich ſelber nicht genug erkennen kann, das weißt du, o Gott, und darum iſt vor dir meine Seele mit Beſchämung und Reue erfüllt.

Um Gnade, o Vater flehe ich zu dir, und um Vergebung aller meiner Sünden durch deinen Sohn Jeſum Chriſtum meinen Heiland, und lege vor dir mit aufrichtigem Herzen das Gelübde ab: ich will nicht wiſſentlich mehr gegen dein Gebot und

mein Gewiſſen handeln, will mein Herz inwendig heiligen, allen böſen Gedanken und Begierden ernſtlich widerſtreben, und alle Pflichten des Chriſtenthums getreulich erfüllen. Meine Beſſerung ſey der Dank, den ich dir für deine Wohlthaten, für deine Schonung, für dein Erbarmen bringe. Sie ſey das Siegel der Gerechtigkeit meines Glaubens, — ohne ſie iſt kein Troſt der Vergebung. Sie ſey die Beſchäftigung meines Lebens, die ich nie ausſetzen will, wie ich ſie nie vollenden kann, meine Vorbereitung zum Tode, und meine Einweihung in die Ewigkeit.

Dazu wolleſt du o Gott mir deine Gnade und deinen guten Geiſt verleihen. Amen!

(Hierauf fährt der Prediger fort:)

Iſt dieſes euer aufrichtiges Bekenntniß und die demüthige Bitte eures Herzens an Gott?

Habt ihr den troſtreichen Glauben, daß Gott ſeinen Sohn aus Liebe zu den Menſchen geſendet habe, daß ſie durch ihn von der Sünde erlöſet werden?

Iſt es euer ernſtlicher Wille, die Reue über euere Sünden und den Glauben an Jeſum Chriſtum euern Erlöſer durch ein frommes Leben an den Tag zu legen? — Gott ſieht in euer Herz — ſo beſtätiget ſolches mit einem lauten Ja!

(Wenn dieſes geſchehen iſt, ſpricht der Prediger einen Abſolutionsſpruch aus der heiligen Schrift und fährt fort:)

Nehmet denn auch ihr den Troſt des Evangeliums in euer Herz auf:

Auch euch hat Gott geliebt und ſeinen Sohn gegeben, daß ihr durch ihn leben ſollt, und ich als Diener der chriſtlichen Kirche verkündige euch dieſen Troſt, und die Vergebung eurer Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!

(Hierauf ſchließt der Prediger die Handlung mit einer Ermahnung oder einem Wunſch, der mit ſeiner vorangegangenen Rede in Verbindung ſteht.)

Oder
in kürzerer Form:

Allwiſſender und heiliger Gott, vor dir bekenne ich mit aufrichtigem Herzen meine Sünden. Ach ich habe deine heiligen Geſetze oft und auf mancherlei Weiſe übertreten, und deiner Gnade mich unwürdig gemacht, nicht nur in Worten und Thaten, noch öfter in geheimen Gedanken, Neigungen und Begierden zum Böſen.

Was Menſchen nicht wiſſen und was ich ſelber nicht genug erkenne, das weiſt du Allſehender,

darum iſt vor dir mein Herz mit Beſchämung und Reue erfüllt.

Um Gnade o Vater flehe ich, und um Vergebung meiner Sünden durch Jeſum Chriſtum deinen lieben Sohn meinen Heiland, und lege dir von neuem das Gelübde ab: ich will allen böſen Gedanken und Begierden ernſtlich widerſtreben, nicht gegen dein Gebot und gegen mein Gewiſſen handeln, und die Pflichten des Chriſtenthums getreulich erfüllen. Dazu wolleſt du mir deine Gnade und deinen guten Geiſt verleihen. Amen!

(Hierauf fähret der Prediger fort:)

Geliebte Freunde! Iſt dies euer aufrichtiges Bekenntniß, und die demüthige Bitte eures Herzens an Gott?

Habt ihr den troſtreichen Glauben, daß Gott ſeinen Sohn aus barmherziger Liebe zu den Menſchen geſendet habe, daß ſie durch ihn von der Sünde erlöſet würden?

Iſt es auch euer ernſtlicher Wille, die Reue über euere Fehler, und den Glauben an Jeſum Chriſtum euern Erlöſer durch ein frommes Leben an den Tag zu legen? — Gott ſieht in euer Herz — ſo beſtätiget ſolches mit einem lauten Ja!

(Wenn dieſes geſchehen iſt, ſpricht der Prediger weiter:)

So nehmet denn den Troſt des heiligen Evangeliums in euer Herz auf, alle die mit aufrichtigem Sinn dieſe Verſicherung abgelegt haben:

Auch euch hat er geliebt und ſeinen Sohn gegeben, daß ihr durch ihn leben ſollt, und ich als ein Diener der chriſtlichen Kirche verkündige euch dieſen Troſt und die Vergebung eurer Sünden kraft des heiligen Evangeliums in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes. Amen!

(Hierauf beſchließet der Prediger die Handlung mit einer Ermahnung oder einem Wunſche, der mit ſeiner vorhergegangenen Anrede in Verbindung ſteht.)

VIII.

Abendmahls-Formular.

1.

Für öffentliche Communionen.

Ihr Lieben in Jesu Christo! Weil wir jetzt die Absicht haben, das heilige Abendmahl unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi zu begehen, so laßt uns zuerst aus dem Evangelium die Worte der Einsetzung desselbigen vernehmen, und unser Herz durch Andacht und Gebet darauf vorbereiten.

Unser Herr Jesus in der Nacht, da er verrathen war, und mit seinen Jüngern zu Tische saß, nahm er das Brod, dankte und brachs, gab es seinen Jüngern und sprach: Nehmet, esset, das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Das thut zu meinem Gedächtniß.

Dessel-

Deſſelbigen gleichen nahm er auch den Kelch, dankte und ſprach: Nehmet hin und trinket alle daraus! das iſt der Kelch, das neue Teſtament in meinem Blute, das für euch und für viele vergoſſen wird zur Vergebung der Sünden.

Es iſt alſo mit dem Genuſſe des Brods und des Weins im heiligen Abendmahl ein beſonderer Troſt für die Bekenner Jeſu Chriſti verbunden, wenn ihnen das Gewiſſen ihre Sünden und ihre Unwürdigkeit vor dem Heiligen, der im Himmel iſt, zu erkennen und zu empfinden gibt, und wenn ſie nach dem Frieden mit Gott und nach Heiligung ſich ſehnen. Denn Jeſus ſpricht: das Brod, das ihr eſſet, iſt mein Leib der für euch in den Tod gegeben wird. Ihr trinket aus dem Kelch eines neuen Bundes mit Gott, um den ich mein Blut vergieße. Wenn wir nun in unſer Inneres ſchauen und uns ſelber prüfen, ſo werden gewiß auch wir manche, vielleicht ſchwere Sünde auf unſerm Herzen finden, uns vor Gott dem Heiligen und Gerechten anklagen und verdammen müſſen, und in uns ſelber wenig Kraft zur Heiligung, und keine Ruhe wiſſen.

Darum hat Gott der himmliſche Vater, der nicht den Tod des Sünders, ſondern ſeine Beſſerung und ſein Leben will, ſich über uns erbarmet, und ſeinen Sohn Jeſum Chriſtum zu den Menſchen ge-

ſandt, daß er durch ſeinen Tod unſere Sünden tilgete, uns mit unſerm Vater verſöhnen, auf den Weg der Tugend und der Seligkeit zurückführen möchte, und alſo den göttlichen Willen zu unſerer Erlöſung erfüllte.

Das hat Jeſus Chriſtus gethan. Er war ſeinem Vater gehorſam bis zum Tode, bis zum blutigen Tode am Kreuz, er iſt zur Vergebung unſerer Sünden geſtorben, und Gott hat ihn aus dem Grabe erwecket, und zu einem Herrn und Heilande erhöhet, daß wir durch den Glauben an ihn einen neuen Sinn und den Troſt der Kindſchaft Gottes erlangen möchten. Damit wir nun alles, was Jeſus nach dem Willen ſeines Vaters den Menſchen bekannt gemacht, was er für ſie gethan und gedultet hat, mit dankbarem Herzen uns zu eigen machen, in ſeinem Tode Beruhigung finden, und ſeines Lebens uns freuen möchten, nahm er das Brod, heiligte es zum Unterpfand ſeiner Gemeinſchaft mit uns, und ſprach: Nehmet hin und eſſet! Es iſt mein Leib, der für euch in den Tod geht. Desgleichen nahm er den Kelch, weihete ihn zum Unterpfand des neuen Bundes mit Gott und ſprach: Trinket alle daraus! Es iſt mein Blut, das für euch und für viele zur Vergebung der Sünden vergoſſen wird; als ob er zu jedem insbeſondere ſagte: Mit dieſem Brode und mit dieſem Wein gebe ich dir die Zuſicherung, daß auch du Antheil haben ſollſt an den Wohlthaten meines Le-

bens und an dem Segen meines Todes, und an den Freuden meiner Herrlichkeit, und daß du nun als mein Erlöster ein kindliches getröſtetes Herz zu Gott deinem Vater erheben könneſt, wenn du mit Vertrauen, das Gebot der Liebe von mir annehmen, und dich durch ein heiliges Leben als den Meinigen erweiſen willſt. Wer nun alſo dieſen Worten, die er von Chriſto höret, feſtiglich glaubet, das Brod und den Wein dieſes heiligen Mahles zur Erinnerung an ihn, und zur Beſtätigung ſeines Glaubens empfähet, auch denſelben durch treue Befolgung der Lehre Jeſu, durch ein Herz voll Liebe zu dem Vater im Himmel, und zu den Brüdern auf Erden beweiſet, der iſt mit Gott verſöhnet, und Gott mit ihm und wird ewiglich leben.

So wollen wir denn ſeiner und ſeines Todes gedenken, nämlich, daß er für unſere Sünden geſtorben, und zu unſerer Rettung wieder auferſtanden ſey, und ihm ewig Lob und Dank darum ſagen.

Auch wollen wir mit dem Leib und Blute unſers Heilandes ſeinen Geiſt und ſeine Geſinnungen in uns aufnehmen, ſanft und gut und heilig werden, wie er es war, unſern Feinden vergeben, und ferne von Stolz und Mißgunſt, einer den andern lieben, erfreuen, tröſten, tragen, wie er uns gethan hat. Denn gleich wie wir von Einem Brode

eſſen, und aus Einem Kelch trinken, alſo vereinigen wir uns alle zu Gliedern Einer heiligen Gemeinde Jeſu Chriſti, die Einen Gott und Vater verehren, und für ſeine Gnade preiſen; und ob wir ſchon nach ſeinem väterlichen Willen auf ungleicher Bahn durch das Leben wandeln müſſen, ſo gehen wir doch von ſeiner Hand geleitet, zu Einem Ziel und haben alle Einen Troſt, Eine Hoffnung, Ein Haupt im Himmel, Jeſum Chriſtum, der für uns bei Gott lebt.

Und ſo wollen wir denn auch der göttlichen Gnade verſichert die Leiden, durch die er unſere Tugend läutern und befeſtigen will, mit Gelaſſenheit annehmen, mit Geduld ertragen, und in kindlichem Vertrauen ihr frohes Ende erwarten. Dazu helfe uns der allmächtige, barmherzige Gott und Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti durch ſeinen heiligen Geiſt. Amen.

Laſſet uns mit heiliger Andacht unſern Geiſt zu ihm erheben und alſo beten:

Gott unſer Vater! In andachtsvollem Gebet zu dir heiliget ſich jetzt unſer Herz dem Andenken an den Tod Jeſu Chriſti unſers Heilandes; es heiliget ſich zum gerührten frommen Dank, Vater, für deine Liebe, die uns mit Chriſto Erkenntniß unſers Heils, Willen und Muth zur Tugend, die Freude deiner Kindſchaft, Troſt im Leiden, Hoffnung am Grabe und den Himmel gab.

Ja wir heiligen uns zu einem kindlichen, folgſamen Sinn gegen dich, zur Liebe und Barmherzigkeit gegen alle, die mit uns Barmherzigkeit bei dir gefunden haben, zu treuen Bekennern deines Sohnes nicht mit dem Munde nur, nicht nur am Altar, ſondern im Leben, mit der That und Wahrheit. Laß uns bei ſeinem Todesmahl den hohen Beruf, zu welchem er uns geweihet hat, und die Hoffnung, welche er uns mitgibt, lebhafter erkennen und freudiger fühlen, daß er jetzt bei uns iſt, und alle Tage, wie er geſagt hat, damit wir ohne Wanken an den nahen Unſichtbaren glauben, heilig vor ihm unſerm Herrn und Richter leben, und ohne Zagen, wenns ſeyn ſoll, wie er, durch Leiden zu unſerer Vollendung gehen mögen.

Jedem verwundeten Gewiſſen unter uns werde dies Brod zur Heilung, jedem zuſammen gepreßten Herzen dieſer Kelch zur Erquickung, allen zum Heil, allen Guten und Frommen zur Hoffnung des Lebens im Tode. Amen. V. U.

Unſere Andacht hat dieſes Brod und dieſen Wein zum Mahl des Gedächtniſſes unſers Heilands geweihet, und unſer Glaube umfaſſet darin den Leib Jeſu Chriſti, der für uns in den Tod gegeben, das Blut, das für uns und für viele vergoſſen iſt, zur Vergebung der Sünden.

Alſo wolle eure chriſtliche Liebe, in rechtem wahrem Glauben, und ernſtlichem Vorſatz das Leben zu beſſern, herzutreten.

(Hierauf folgt die Austheilung des heiligen Abendmahls und ſodann ſpricht der Prediger:)

Nun laßt uns noch einmal beten und dem Herrn danken:

Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen!

Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti, auch unſer Gott und unſer Vater! Wir bringen dir Lob und Dank für den milden Troſt, den du uns auch jetzt in dem heiligen Abendmahl deines Sohnes wieder mitgetheilt haſt, für die ſtillen Rührungen die unſer Herz durchdrungen, für den Muth und die Kraft, womit du uns von neuem gegen den mächtigen Kampf des Irdiſchen mit dem Himmliſchen in uns, gegen jeden troſtloſen Zweifel, gegen den gefährlichen Reiz der Sünde, und gegen die Furcht des Todes geſtärket haſt. Heilig ſey und unverbrüchlich bleibe nun der Bund, den wir erneuert haben, dich als unſern Vater zu erkennen, und mit kindlichem Vertrauen zu ehren, in tugendhaften Geſinnungen liebend und duldend, als Angehörige Jeſu Chriſti zu leben und zu ſterben.

Dazu hilf uns, lieber Vater im Himmel, es helfe uns dazu die Religion Jeſu Chriſti unſers Herrn, es helfe uns die Weihe ſeines heiligen Geiſtes. Amen!

2.

Für Privat-Communionen.

Im Namen Gottes, der unſer Vater iſt, und im Namen Jeſu Chriſti, zu dem im Leben und Tode unſere Hoffnung ſteht.

Geliebter Freund! Ihr wollet durch aufrichtiges und reuevolles Bekenntniß eurer Sünden vor Gott, und durch den Troſt der Vergebung eure Seele beruhigen, und verlanget alsdann das heilige Abendmahl zu empfangen, damit euer Glaube befeſtiget, und eure Geduld und Hoffnung in euern Trübſalen geſtärkt werden möge.

Sammelt euere Kräfte und flehet mit aufrichtigem Geiſte Gott um die Vergebung eurer Sünden, und um Beiſtand zu einem frommen chriſtlichen Sinne an:

Heiliger barmherziger Gott und Vater, ich erkenne und bekenne vor dir, daß ich deine heiligen

Gebote oft und auf mannigfaltige Weiſe in Gedanken, Worten und Werken übertreten, und deiner väterlichen-Liebe mich unwerth gemacht habe, die allein uns tröſten kann.

Nimm o Vater meine aufrichtige Reue und mein ſehnliches Verlangen nach deiner Gnade mit Erbarmen auf. Verzeihe mir um Jeſu Chriſti deines Sohnes willen alle meine Sünden, und ſtärke durch deinen heiligen Geiſt meinen Vorſatz, ſo lange du meine Tage friſteſt, immer frömmer und heiliger zu werden, und meine Leiden mit chriſtlicher Geduld und Hoffnung zu ertragen. Amen!

Habt ihr dieſes Bekenntniß eurer Sünden und eurer Reue darüber vor Gott mit wahrem Ernſte abgelegt, erwartet ihr von Gottes Gnade in Chriſto die Vergebung eurer Sünden, und wollet ihr gerne jetzt auf eurem Krankenlager, und ferner, ſo lange Gott euern Odem zum Leben erhaltet, euer Herz vor dem Böſen bewahren, und nach dem Gebot der Liebe leben, das uns Jeſus Chriſtus gegeben hat, ſo bekennet dieſes vor dem allwiſſenden Gott, der in euer Herz ſiehet mit einem lauten Ja!

(Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo fährt der Geiſtliche fort:)

Nehmet dann den Troſt des heiligen Evangeliums in euer Herz auf: Auch euch hat Gott ge-

liebt, und ſeinen Sohn für euch gegeben, daß ihr nicht verloren werden, ſondern durch den Glauben an ihn in einem frommen Sinn das ewige Leben haben ſollt, und ich als ein berufener Diener der chriſtlichen Kirche verkündige euch dieſen Troſt und dem aufrichtigem Herzen die Vergebung der Sünden im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes.

Wie unſer Herr und Heiland Jeſus Chriſtus die Seinigen geliebt hat, die in der Welt ſind, alſo liebte er ſie bis an das Ende. Mit ſolcher Liebe hat er das heilige Abendmahl eingeſetzt, ehe er durch Leiden in ſeine Herrlichkeit eingieng, und hat es verordnet, daß es von denen, die an ihn glauben, und ihn lieben und auf ihn hoffen, zu ſeinem Gedächtniß ſolle genoſſen werden.

Indem ihr dieſes heilige Mahl begehrt, bekennet ihr euch alſo als einen Angehörigen Jeſu Chriſti und empfanget mit dem Brod, welches ihr eſſet und mit dem Kelch, den ihr trinket, das Unterpfand, daß auch ihr Antheil haben ſollt an den Wohlthaten ſeines Lebens und an dem Segen ſeines Todes und an den Freuden ſeiner Herrlichkeit.

Ihr verpflichtet euch aber auch damit, daß ihr als ſein Erlöster im lebendigen Glauben an ihn, in kindlicher Ergebenheit an Gott, und in herzlicher

Liebe gegen die Menschen euer Leben führen und beschließen wollt.

Das ist der Bund des neuen Testaments in seinem Blute, das für euch zur Vergebung der Sünden vergossen ist.

Also sollet ihr mit dem Leib und mit dem Blute eures Heilandes seinen Geist und seine Gesinnungen in euch aufnehmen, sanft und gut und heilig werden, wie er es war, euern Feinden herzlich vergeben und für sie beten (für den Frieden der Eurigen sorgen) und denen, die um euch sind, ein erbauendes Beispiel der wahren christlichen Gottseligkeit geben.

Auch sollet ihr die Leiden, durch welche euer kindlicher Sinn gegen Gott geläutert und befestiget werden muß, mit Gelassenheit von euerm himmlischen Vater annehmen, den Ausgang eurer Krankheit und Leiden von seiner weisen Führung mit stillem Vertrauen erwarten. Gott wirds wohl machen!

Wir wollen nun mit euch beten: Barmherziger Gott und Vater, ich heilige mich jetzt vor dir zum Andenken an den Tod Jesu Christi deines Sohnes, an seine Liebe und an alle seine Wohlthaten. Gib meinem Herzen durch den Genuß seines heiligen Abendmahls lebhafter zu empfinden, daß er auch

für mich geſtorben, und mir zur Hoffnung durch Leiden in den Himmel vorangegangen ſey, und laß mich durch ſeine Liebe bis in den Tod getröſtet werden. — Erbarmender Heiland, der du alle Mühſeligen und Beladenen zu dir rufeſt, und ſie erquicken willſt, ſiehe ich komme mühſelig und beladen und ſehne mich nach deiner Hülfe. Stärke mich durch dein herrliches Mahl, daß ich in frommen Geſinnungen dir ähnlicher werden, und den guten Kampf des Glaubens, der Geduld und Gottſeligkeit chriſtlich vollenden möge. Amen!

Unſer Herr Jeſus in der Nacht u. ſ. w.

(Hierauf folgt die Austheilung des heiligen Abendmahls und ſodann ſpricht der Prediger:)

Das tröſte, ſtärke und erhalte euch im Glauben, in der Geduld und Liebe zum ewigen Leben. Amen!

Nun wollen wir beten und dem Herrn danken.

Gelobet ſey Gott! er legt uns eine Laſt auf, aber er hilft auch. Wir haben einen Gott, der da hilft und einen Herrn Jeſum Chriſt, der vom Verderben erlöſet. Ich danke dir barmherziger Gott und Vater, daß du mich durch das Abendmahl Jeſu Chriſti meines Heilandes erquicket haſt. Ich habe nun in demſelben ein Unterpfand erhalten, daß ich dein Kind und Erbe bin. Dieſer göttliche Troſt

richte mich auf in meinen Schmerzen und Trübſalen, er ſtärke mich die treu zu bleiben, ſo lange ich lebe, er erquicke mich, wenn Leib und Seele verſchmachtet und wenn die Erde keinen Troſt mehr hat. Erhöre mich um Jeſu Chriſti willen. Amen!

Der Herr ſegne und behüte euch.
Der Herr tröſte und ſtärke euch durch ſeine Gnade.
Der Herr befreie euch nach ſeinem heiligen Willen von euren Leiden und gebe euch Frieden. Amen!

IX.

Am Reformationsfeste 1817, nach der Kinderlehre.

Unsere Väter hofften auf den Herrn. Gott, sie hofften auf dich, und du halfst ihnen aus. Zu dir schrien sie und wurden errettet. Sie haben einen guten Kampf gekämpft, sie haben Glauben gehalten, sie haben den Lauf vollendet. Du aber lässest über ihren Gräbern noch helle scheinen das Licht deines Evangeliums. Du hast den Stürmen geboten an allen Enden, hast Friede und Eintracht gegeben deiner Kirche. Vater aller Menschen, es bringen dir an diesem Tage auf dem ganzen Erdkreis, so weit deine Sonne scheint, freudige Bekenner ihren Dank und ihr Gelübde dar. Himmel und Erde preisen dich in ewigen Lobgesängen. Darum laß

dir auch wohlgefallen unserer Lippen Dank, und erhöre, wir haben noch ein theures in unsern Herzen, erhöre die Gebete für unsere Jugend, für die Kinder, die du uns gegeben hast. Sie sind dein und du hast sie erlöset, Herr, du getreuer Gott. Auch für sie hat dein Sohn sich geheiliget, daß sie heilig seyn mögen in der Wahrheit. Auch für sie hat er gebetet, daß sie eins seyn mögen in dir und in ihm. So erhalte denn ihnen und uns, frei von menschlicher Satzung und frevelnder Neuerung das Wort der Wahrheit und das Geheimniß deiner seligmachenden Gnade. Es weihe frühe ihre Herzen dir und der Liebe zu dir und zu allen Menschen! Frühe hast du ihnen ja erscheinen lassen deine heilsame Gnade, zu verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste. Es bewahre ihre Seelen rein vor dem Irrglauben, der die Erde und den Himmel verfinstert, vor der lockenden Verführung, in welcher Gestalt sie ihnen erscheinen mag, vor allem, was wider die Seele streitet. Es stärke und rette sie in den Trübsalen und Gefahren, die das Leben mit sich führt. Gott wir kennen sie, und wäre nicht dein Wort unser Trost gewesen, schon manche wären vergangen in ihrem Elende.

Vater du willst, was wir bitten, du willst es durch uns.

Heilig und theuer sey uns die Pflicht, die liebe selige Pflicht, sie durch eine fromme Erziehung dir

wieder zu geben, die du uns gegeben haſt, leuchtende Vorbilder des Glaubens und jeder Tugend für ſie zu ſeyn, durch kein Beiſpiel der Lauigkeit, des Leichtſinns, der Verläugnung in böſen Werken ein Aergerniß zu werden denen, die Jeſus Chriſtus erlöſet hat.

Einſt gehen auch wir dahin zu unſern Vätern, und dieſe wandeln dann über unſerer Aſche, fromm und gut durch unſere Erziehung oder elend durch unſere Schuld.

O, daß wir einſt den Troſt in die Ewigkeit mitnehmen mögen: Auch wir haben Glauben an dich, wir haben Gottesfurcht und Tugend in der Welt erhalten und fortgepflanzt. Wir laſſen den Segen eines frommen Lebens unſern Nachkommen zum Erbtheil zurück. Sie werden an deinem Thron uns wieder finden und dir mit uns für ihre Seligkeit danken! Amen.

X.

Litanei.

Herr Gott Vater im Himmel,
erhöre uns!
Durch Jesum Christum der Welt Heiland,
erbarme dich über uns!
Durch deinen heiligen Geist
erleuchte, bessere, tröste uns!

Sey uns gnädig,
verschone unser, lieber Herr und Gott!
In unsern Nöthen
hilf uns lieber Herr und Gott!

Vor allen Sünden,
vor allem Irrthum,
vor allem Uebel,
vor des Feindes Trug und List,
vor bösem schnellen Tod,

vor theurer Zeit und Peſt,
vor Krieg und Blutvergießen,
vor Aufruhr und Zwietracht,
vor Hagel und Ungewitter,
vor Feuers- und Waſſersnoth,
vor dem ewigen Tode
behüt uns lieber Herr und Gott!

Durch deines Sohnes heilige Geburt,
der unſer Freund und Bruder ward,
durch ſeinen blutigen Leidenskampf,
durch ſeinen Tod am Kreuze,
durch ſeine fröhliche Auferſtehung und Himmelfahrt,
in unſerer letzten Noth,
und am jüngſten Gericht
hilf uns unſer Vater und unſer Gott!

Wir deine Kinder bitten,
du wolleſt uns erhören, lieber Herr und Gott!
und deine heilige chriſtliche Kirche regieren,
alle Diener der Religion bei der heilſamen Lehre und im heiligen Leben erhalten,
mit deinem Geiſt und Kraft ihren Unterricht begleiten,
das Werk des Satans unter uns zernichten,
die Irrenden zur Wahrheit,
die Verführten zur Beſſerung bringen,
allen Betrübten und Blöden helfen und ſie erquicken,
erhör uns lieber Herr und Gott!

Allen Königen und Völkern wolleſt du Friede und Einigkeit geben,
unſern theuren Landesherrn ſammt allen Räthen und Amtleuten leiten und ſchützen,
unſer Vaterland,
unſere Stadt (unſern Ort) und Gemeine ſegnen und behüten;
erhör uns lieber Herr und Gott!

Allen die in Noth und Gefahr ſind, wolleſt du mit Hülfe erſcheinen,
den Schwangern und Säugenden fröhliche Frucht und Gedeihen geben,
aller Kinder und Kranken warten und pflegen,
alle unſchuldig Gefangenen erlöſen,
alle Wittwen und Waiſen vertheidigen und verſorgen,
aller Menſchen dich erbarmen,
unſern Feinden vergeben und ſie bekehren,
die Früchte des Landes geben und bewahren;
erhör uns lieber Herr und Gott!

Du Vater unſers Herrn Jeſu Chriſti,
erbarme dich über uns!
Du unſer Gott und unſer Vater,
erbarme dich über uns!
O du, zu dem unſere Hoffnung ſteht,
verleihe uns deinen Frieden!
Amen!

Beitrag

zur

Pastoraltheologie.

Gedanken

zum Ja und Nein der Synodalfrage

„ob ein Prediger an gesellschaftlichen Spielen und andern Beluſtigungen ohne Schaden ſeines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben Antheil nehmen dürfe.“

Daß es überall geſellſchaftliche Beluſtigungen und namentlich Spiele gebe, wenigſtens im ſchlimmſten Fall geben könne, an welchen auch der reinſte moraliſche Menſch und der religiöſeſte Chriſt, als ſolcher unbedenklich, und vielleicht gerade dieſe am unbedenklichſten Antheil nehmen dürfen, iſt wohl nicht zu bezweifeln. Zwar ertheilt ein gewiſſer Katechismus auf die Frage: „ob einem Chriſten das Tanzen wohl anſtehe?“ die Antwort: am Rande der Ewigkeit, oben auf einem Maſtbaum im Meere und auf dem ſchmalen Weg laſſe ſich übel ſpringen und

tanzen," woran eigentlich nichts auszuſetzen iſt. Nur war die Frage nicht ſo geſtellt, „ob man oben auf einem Maſtbaum im Meere ꝛc. gut tanzen könne."

Unſere Frage: „ob ein Prediger an geſellſchaftlichen Spielen und andern Beluſtigungen ohne Schaden ſeines Amtes und ohne Aergerniß zu geben, Antheil nehmen dürfe," kann nun nicht ſo zu verſtehen ſeyn, ob ein Prediger ohne Schaden ſeines Amtes und ohne Aergerniß zu geben an ſolchen geſellſchaftlichen Spielen und andern Beluſtigungen Theil nehmen dürfe, die ſich überall kein moraliſcher, religiöſer und geſitteter Menſch erlauben dürfe, ſondern es muß nothwendig von ſolchen Beluſtigungen die Rede ſeyn, die in jedem andern Stand einem ſittlichen und religiöſen Menſchen von gleicher Cultur erlaubt und anſtändig ſind. Aber auch ſo möchte ſich eben ſo ſchwer das Ja oder das Nein zur Frage mit Gründen, für alle Fälle gültig, unterſtützen laſſen. Denn in jedem Fall kommt viel auf den engern Kreis der Fröhlichen ſelber an, unter welche ſich der Prediger zu miſchen gedenkt, noch mehr auf den weitern Kreis der Beobachtenden, und am meiſten auf ſeine eigene Gabe, ſich zu benehmen.

Sonſt möchte man im Allgemeinen und vorläufig wohl verſucht ſeyn, zu meinen, wenn ein Prediger daſſelbe übe, was er ſeinen Zuhörern zur

Pflicht macht, und mit weiſer Mäßigung genieße, was er ihnen mit weiſer Mäßigung zu genießen, nicht blos wie Moſes die Eheſcheidung um des Herzens Härtigkeit willen, ſondern von Gott und ihrer eigenen Natur wegen, erlauben und gönnen darf und muß, ſo lebe er wie er lehre, und ſchwäche nicht, ſondern befeſtige vielmehr ſeine Lehre durch ſein Beiſpiel, und es liege alſo ausſchließlich in dem Amt eines Predigers nichts, was geſellſchaftliche Spiele und andere Erholungen für ihn verwerflich mache, weil er dieſe nicht verwehren und nicht einmal mißrathen darf, vielmehr als Mittel zu ſchönen moraliſchen Zwecken heiligen kann und ſoll.

Ja, wenn man zu dieſer Behauptung noch eine Autorität von Beiſpielen zu bedürfen glaubte, ſo ließen ſich in der Geſchwindigkeit zwei derſelben finden.

Denn obgleich der Größte unter allen, die von Weibern geboren ſind, den ausgenommen, der ihn dafür erklärt, nicht aß und nicht trank, ſo war doch der Größere, der ihn dafür erklärt, und zu deſſen Religion wir uns bekennen, gerade in dieſem Punkt ſein Antipode, zum Beweis, daß man groß und klein ſeyn kann, ob man's thut oder nicht.

Während der Sohn der Eliſabeth ſeine Heuſchrecken ſpeiſte, war z. B. der menſchenfrohe Sohn Mariä zu Cana bei einer Hochzeit, — und nicht

bloß in der erſten ſittſamen halben Stunde um des Wohlſtandes willen. Denn noch als ihm ſeine Mutter, die auch dabei war, mit den Worten: „Sie haben nicht mehr Wein," den Wink zum Aufbruch zu geben ſchien, war ihm noch ſo wohl, daß er ihr erwiederte, ſeine Stunde ſey noch nicht gekommen, und daß er einem allgemeinen Aufbruch durch einen neuen reichlichen Vorrath von noch beſſerm Wein zuvorkam, der ohne Zweifel die Gemüther zum geſellſchaftlichen Luſtigſeyn aufheiterte, wenn ſie es nicht ſchon waren. Das that er, und nahm vor ſeinen Schülern, die auch dabei waren und mittranken, keinen Anſtand, die Ausübung einer Kraft Kranke zu heilen und Todte zu wecken, mit dieſem Akt für die geſellige Freude der Geſunden zu beginnen.

Der nämliche Menſchenſohn nahm ſogar an den ſinnlichen Freuden des groſen und gemiſchten Volkshaufens ſo unbedenklich Antheil, daß er ſich von Uebelgeſinnten oder Uebelbelehrten den Vorwurf „ein Freſſer und ein Weinſäufer, der Zöllner- und der Sünder-Geſelle" zu ſeyn, zuzog, und ſich dagegen zu rechtfertigen wuſte. Chriſtus kam aus keiner Zelle.

Daraus wäre nun nahe hin zu ſchließen, daß es mit der Theilnehmung an geſellſchaftlichen Spielen und Beluſtigungen für einen Lehrer der Religion keine Gefahr habe, ſo lange nicht die Stelle

im Brief an die Hebräer unter die unächten Einſchiebſel von ſpäterer Hand gerechnet werden kann, daß Chriſtus ſey geweſen ein Hohenprieſter, wie wir einen haben ſollten, der da wäre „heilig, unſchuldig, unbefleckt von den Sünden abgeſondert, und höher als der Himmel iſt."

Und darum baute auch Luther, zu deſſen Reformation wir uns bekennen, und ebenfalls kein kleiner Prophet, auch in dieſem Punkt auf den Grund, den Jeſus Chriſtus gelegt hat, muthig fort, nicht Heu und Stoppeln menſchlicher Satzungen, wie ſein Sprüchlein und ſein Leben beweiſen. Luther kam aus einer Zelle. Aber war er nicht in ihr wie neuer Moſt in einem alten Schlauch? Der fröhliche Geiſt zerriß den Schlauch und befreite ſich.

Nun iſt aber freilich nicht zu läugnen, was das Beiſpiel Chriſti betrifft, daß doch uns allen noch etwas fehlt, um unbedenklich und in allen Stücken ihm nachzufolgen, und daß es nicht ſo ſehr darauf ankomme, was er in ſeinen Verhältniſſen that und ließ, als was er mit gleicher Weisheit und Güte in den unſrigen thun würde, was ſich wenigſtens hiſtoriſch nicht ausweiſen läßt.

Zum Beiſpiel, in ſeinen Zeiten war Abgeſchiedenheit von den Freuden der Welt, Charakter einer Sekte, zu der er nicht gehörte. In unſern Tagen aber iſt es Forderung an einen Stand, zu dem wir gehören.

Denn die Zeit hat bekanntlich den von ihm bekämpften Wahn, der die Weltfreuden verdammt, ſchon lange wieder befeſtigt, und zwiſchen Weltlich und Geiſtlich eine ſcharfe Gränzlinie gezogen. Das Sorgen und Arbeiten für blos irdiſche Zwecke und Bedürfniſſe, die Erholung davon durch geſellſchaftliche Beluſtigungen und Spiele, und mit unter auch die Uebung chriſtlicher Tugenden in beiden Kreiſen des Wirkens und des Genießens werden ins weltliche Leben gezogen. Beten hingegen und Studieren im ſchwarzen Kleid, und Enthaltung von den geſellſchaftlichen Spielen und Beluſtigungen der Weltmenſchen, macht das geiſtliche Leben aus, das dem Prediger gezieme. Und obgleich die nämliche Zeit, die, wie das bekannte Symbol der Ewigkeit immer wieder ſich ſelber in den Schweif beißt, ſchon manches daran wieder geändert hat, ſo daß der Prediger ohne Schaden ſeines Amtes und ohne ein Aergerniß zu geben, wenigſtens ohne Verantwortung dafür den Zuchtſtier und dito Eber halten darf, die doch offenbar zur Welt gehören, ſo fordert doch noch ein großer und wohl der größte Theil des Volks mehr oder weniger an den Prediger, daß er auch ein Geiſtlicher nicht nur heiße, ſondern ſey, und nimmt allerdings ein Aergerniß daran, und meint, er lebe in ſeinem eigenen Widerſpruch, wenn er Vormittag geiſtlich und Nachmittag weltlich iſt, und es iſt nun die Frage, ob man ſolchen Wahn um der guten Sache willen zerſtören, oder länger noch und immer erhalten ſoll.

Es iſt viel abgeſprochen, aber wenig damit geſagt, wenn man behauptet, daß dieſes Vorurtheil zu der Hefe gehöre, die aus dem zerriſſenen Schlauch hinter dem lebendigen Geiſt her mit hinüberfließ. Es verdient nur deſto größere Aufmerkſamkeit. Seine Begründung gehört alsdann einer Parthie an, die beſſer, als wir, alle die Bedürfniſſe und den Geiſt des Volks beobachtete und kannte, und ſeine Bekanntſchaft mit ihm wohl zu manchen unedeln, aber auch zu würdigen und wohlthätigen Zwecken zu benutzen wußte, und von der wir noch lange lernen könnten, wenn wir nicht ſchon in allem glaubten voraus zu ſeyn.

Hingegen könnte man ſolchem Vorurtheil gerade zu das Wort der Verdammung ſprechen, weil es die Mutter oder Tochter von andern, für die Moralität ſehr nachtheiligen Irrthümern iſt. Denn ſo lange das Volk von dem Prediger verlangt, daß er ſich der geſellſchaftlichen Spiele und anderer Beluſtigungen entſchlagen muß, und ein Aergerniß nimmt, wenn es nicht geſchieht, muß es nothwendiger Weiſe glauben,

entweder, geſellſchaftliche Spiele und andere Beluſtigungen ſeyen überall etwas unchriſtliches und Sünde, und es ſelber genießt ſie doch, ſoll und darf ihrer nicht entbehren. Es wird ſie alſo mit widerſprechendem Gewiſſen, oder ohne Gewiſſen genießen. Der Aengſtliche wird

ſich den von Gott erlaubten und gegönnten Genuß verkümmern, und der Leichtſinnige wird zwiſchen den erlaubten und wirklich ſündhaften Beluſtigungen keinen Unterſchied erkennend, beide auf eine Rechnung nehmen.

Oder man muß glauben, wenn ſolche Spiele und Beluſtigungen für jeden tugendhaften und religiöſen Menſchen als ſolchen zu läſtig ſeyen, der Prediger ſey und müſſe ſeyn ein Heiliger höheren Ranges, dem man in ſeine Höhe nicht nachfolgen könne, noch nachzuſtreben nöthig habe. Daran wird aber nicht jeder aufgeklärte und fromme Prediger einen Gefallen haben. Vielmehr wird er mit dem Apoſtel Paulus wünſchen, daß „alle ſo ſeyn möchten, wie er," und wird den erſten Schritt zur Erreichung ſeines Wunſches thun, wenn er ſo lebt, daß die andern auch ſeyn können, wie er.

Weiter ließe ſich ſagen, der Schaden und das Aergerniß, wenn man ein ſolches Vorurtheil nicht achten wollte, ſey zufällig, vorübergehend und kleiner, als man ſich vorſtelle.

Schon mancher aufgeklärte und gebildete Laye würde den Prediger darum loben und lieben, wenn er ſähe, daß derſelbe ſeine unſchuldigen Freuden nicht verdamme, ſondern ſie durch ſeine freund-

ſchaftliche Theilnehmung noch vermehren wolle, und die andern würden ſich bald daran gewöhnen, wie an die gefärbten Kleider und an die runden Hüte, und ſchon an manches, und die Zerſtörung des Vorurtheils würde viel mehr Gutes zur Folge haben, als die Erhaltung deſſelben Schlimmeres verhüten könnte. Denn

erſtlich, der Prediger kann als Mitgenoſſe geſellſchaftlicher Spiele und anderer Beluſtigungen in ſeinem weiſen und beſonnenen Benehmen dabei ein lehrreiches und wohlthätiges Beiſpiel geben, wie man ſie mit gutem Gewiſſen und mit Ehre genießen könne, und es iſt hier gar nicht die Bedenklichkeit zu berühren, ob er es auch immer thun werde. Denn wenn von dem Schlimmern die Rede ſeyn ſoll, das er thun kann, nicht von dem Guten, das er thun ſoll, ſo darf man allerdings den Prediger ohne Schaden ſeines Amtes auch nicht predigen oder heirathen laſſen, weil er die Auferſtehung der Todten läugnen, und mit ſeinem Weibe in ärgerlichem Unfrieden leben kann.

Zweitens würde er in dem nämlichen Grad, wie er ſich durch Lehre und Leben Achtung erworben hätte, bei geſellſchaftlichen Spielen und Beluſtigungen durch die Scheue von ſeiner Gegenwart, und ſchon durch die Möglichkeit,

daß er komme, viele Ausweichungen über die Gränzen der Wohlanſtändigkeit verhindern können.

Drittens, er würde hier, wo die Menſchen am natürlichſten ſich zeigen und die Gemüther am offenſten ſind, eine reiche Gelegenheit finden, ſein erſtes und nothwendigſtes Bedürfniß, Menſchenkenntniß überhaupt und Kenntniß ſeiner Leute zu ſammeln, und die ſchon geſammelte zu benutzen, und ein Wort zu ſeiner Zeit iſt nicht ſelten ſo viel werth, als eine ganze Predigt zu der ihrigen.

Viertens, mancher brave Prediger, dem es nicht gegeben iſt, ſo ganz geiſtlich zu ſeyn, würde vor dem Kampf gegen die Verſuchungen zum heimlichen Spielen und andern Dingen bewahrt bleiben, die dem Segen des Amtes gefährlicher werden könnten, als geſellſchaftliche Spiele und Beluſtigungen. Andere Nebenvortheile nicht zu erwähnen.

Aber freilich ſteht dem Ausſpruch des freudigen Reſultats von dem allen noch ein's im Wege, was bisher unberührt geblieben iſt, daß wir nicht bloß Prediger einer menſchlichen Moral, ſondern auch Organe einer für göttlich und poſitiv gehaltenen Religionslehre ſeyn ſollen.

Denn wenn es einmal mit der Reinigung derſelben ein Ende hat, wenn wir Lehrer einer rein

vernünftigen, demonſtrativen Religion geworden ſind, wird es freilich einerlei ſeyn, in welchem Rocke und mit welcherlei Knöpfen darauf der Prediger auf die Kanzel tritt, auch wie er den geſtrigen Abend zugebracht hat. Die Wahrheit muß überzeugen, nicht des Pfarrherrn Rock und Tagesweiſe. Und wenn die Sakramente einmal bloſe Gebräuche ohne Kraft und Segen geworden ſind, wird's wieder einerlei ſeyn, ob der Diener des Altars mit dem uneins größten Propheten faſtet, oder mit dem größten, ſey es auch unter Zöllnern und Sündern, ißt und trinkt. Ja ſogar ein unwürdiges und zweimal hinkendes Simile, das einſt in der Polemik bei einer ähnlichen Controvers angebracht wurde, daß doch auch ein Schuhmacher unchriſtlich leben und gleichwohl ein guter Schuhmacher ſeyn könne, wird alsdann wenigſtens auf Einem Bein gerade ſtehn.

So lange aber noch die Menſchheit einer Religion bedarf oder zu bedürfen glaubt, die als geoffenbart und poſitiv auf die Gemüther wirkt, ſo lange die chriſtliche, die wir lehren, als eine ſolche anerkannt wird, ſo lange ein großer Theil des Volks dem Prediger glauben muß, den es ſieht, wenn es Gott glauben ſoll, den es nicht ſieht, ſo lange ſcheint es nothwendig, daß der Prediger, als das Organ der Religion, mit einer gewiſſen Autorität müſſe ſprechen und handeln können. Und da er weder ſich für einen göttlichen Geſandten ausgeben

darf, noch wie Moſes Waſſer aus den Felſen ſchlagen, oder wie Chriſtus in Wein verwandeln kann, ſo muß er ſich mit einer andern, von dem Volke willig anerkannten Autorität und Gewähr ſeiner Weihung begnügen, und ſie zu behaupten wiſſen. Nämlich er muß wirklich inwendig heiliger, und auswendig ehrwürdiger ſcheinen, als andere Menſchen, und um kein Heuchler zu ſeyn, muß er ſich bemühen, jenes zu werden. Die höhere Heiligkeit aber drückt ſich, wenigſtens nach der Meinung, in der möglichſten Enthaltung nicht nur von der Sünde ſelbſt, ſondern auch von allem demjenigen aus, was von ferneher zu ihr führen kann, obgleich die wahre Heiligkeit ſich eigentlich am beſten in der Nähe der Sünde bewährt, wie die Gemahlin des Seneſchalls von Aquileia ihren heiligen Schlafgeneſſen aus dem Walde zu belehren wußte. Die äußere Ehrwürdigkeit aber beſteht in dem, was man in jedem Zeitalter dafür hält, wären es auch nur aufgeſchlagene Hüte zum ſchwarzen Gewand.

Nun iſt aber, was die geſellſchaftlichen Spiele und andere Beluſtigungen betrifft, nicht zu läugnen,

erſtlich, daß viele derſelben, und gerade die unſchuldigſten, etwas haben, das nicht ehrwürdig ausſieht, und einen tiefern Grad von Vertraulichkeit unter den Theilnehmenden vorausſetzt, oder nothwendig nachzieht, als ſich mit der Würde des geiſtlichen Amtes verträgt, z. B. Blindemaus, Plumpſack, u. a.

Zwei-

Zweitens, nur ſelten in größern Geſellſchaften, und in gemiſchten wohl nie iſt der Pfarrer aller Mitglieder derſelben ſo verſichert, daß er gewiß ſeyn kann, daß die ſittlich begonnene Beluſtigung nicht in Uebermaß ausſchweifen, oder ein Einzelner wenigſtens im frohen Muth ſich etwas unſchickliches erlauben werde zu ſagen oder zu thun, wo alsdann der Pfarrer, wenn er nicht durch Aufbruch beleidigen will, leicht in Verlegenheit kommen kann, entweder durch Stillſchweigen die Unſitte ſcheinbar zu billigen, oder die Ermahnung des Apoſtels unnöthiger Weiſe in Anwendung zu bringen: „Predige das Wort, es ſey zu rechter Zeit oder zur Unzeit.“

Drittens, nicht einmal jeder Prediger iſt ſein ſelbſt genug verſichert, um gewiß zu ſeyn, daß er nicht bei den beſten Vorſätzen, mit denen er in die fröhlichen Kreiſe tritt, etwas zu viel ſagen oder thun werde, und daß nicht aus der anfänglich ſeltenen Theilnahme Gewohnheit, und endlich ein Hang entſtehen werde, der den Segen des Amtes vielfach einſchränken könnte. Und gerade wer in dieſem Punkt am wenigſten Herr über ſich ſelbſt iſt, würde die evangeliſche Freiheit luſtig zu ſeyn, und allerlei Gelegenheit ſie in Ausübung zu bringen, am erſten und öfterſten benutzen.

Nun sagt der Klosterbruder Bonasides:

— — — wenn an das Gute,
das ich zu thun vermeine, gar zu nah
gar etwas böses gränzt, so thu ich lieber
das Gute nicht.

Und wenn er auch damit den Grundsatz einer zu ängstlichen Casuistik sollte ausgedrückt haben, so erhellt doch unabhängig von ihm aus dem bisher Gesagten, wie sehr die moralische Freiheit des Predigers an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen Theil zu nehmen durch die Klugheit des Pfarrers wieder müsse eingeschränkt werden, und es scheinen mir wenigstens diejenigen Geistlichen große Achtung zu verdienen, die Jedem seine unschuldigen Freuden gönnend und segnend, aber einverstanden mit dem Apostel: „ich habe deß alles Macht, nur frommet nicht alles," aus eigener Achtung für die Heiligkeit ihres Amtes und aus Hingebung für die gute Sache desselben an gesellschaftlichen Spielen und andern Belustigungen so selten als möglich, und nur mit großer Vorsicht und Besonnenheit Antheil nehmen.

Einleitung.

1. Was ist ein christlicher Katechismus?

Ein christlicher Katechismus ist ein Unterrichtsbuch über die christliche Religionslehre in Frag und Antwort.

2. Womit macht uns die christliche Religionslehre bekannt?

Die christliche Religionslehre macht uns bekannt mit Gott, mit der Bestimmung des Menschen, mit unsern Pflichten und Hoffnungen nach der Lehre Jesu Christi.

Christlicher Katechismus.

3. Woher empfängt der Christ diesen Unterricht?

Diesen Unterricht empfängt der Christ:

1) zum Theil schon aus seiner eigenen Vernunft. Gott giebt den Menschen sich selbst und seinen Willen schon durch die Vernunft zu erkennen, besonders aber

2) durch die heilige Schrift oder die Bibel.

4. Was heißt das, Gott giebt sich und seinen Willen in der heiligen Schrift zu erkennen?

Gott hat die menschliche Vernunft nicht sich selber überlassen. Er hat von Anbeginn aus väterlicher Liebe zu den Menschen seinen Willen frommen Menschen auf eine ausserordentliche Art und unmittelbar geoffenbart, daß sie denselben den Menschen bekannt machen und ihnen Belehrung mittheilen sollten, welche die Vernunft gar nicht oder nicht richtig erkannt hatte. Diese Belehrungen sind in der heiligen Schrift aufbewahrt, und durch Gottes Gnade bis auf unsere Tage als ein theurer werther Schatz erhalten worden.

5. Wie werden die Bücher der heiligen Schrift eingetheilt?

Die Bücher der heiligen Schrift werden eingetheilt in das alte und in das neue Testament.

6. Welche Bücher sind in dem alten Testament enthalten?

In dem alten Testament sind enthalten die Bücher göttlicher Belehrungen, welche von Anbeginn bis zur Erscheinung Jesu Christi auf der Erde durch die heiligen Propheten mitgetheilt worden sind.

7. Welche Bücher sind in dem neuen Testament enthalten?

In dem neuen Testament sind enthalten die Bücher göttlicher Belehrungen, welche uns die heiligen Evangelisten und Apostel von dem Leben und den Wohlthaten Jesu Christi des Sohnes Gottes und unsers Erlösers hinterlassen haben.

8. Wie verhält sich das alte Testament zu dem neuen?

Das alte Testament ist eine Vorbereitung auf das neue Testament. Gott hat in dem

selben vornehmlich dem jüdischen Volke, in welchem Jesus Christus geboren wurde und lebte, diejenigen Belehrungen ertheilt, deren sie bedurften, bis Christus selbst unter den Menschen erschien. Das neue Testament enthält mit Berufung auf das alte die vollständige Lehre Jesu Christi, die allen Menschen gegeben ist. Alle Menschen sollen durch dieselbige erleuchtet, heilig und selig werden.

9. Enthält die heilige Schrift nur bloße Lehrsprüche?

Ein großer Theil der heiligen Schrift enthält Geschichte des israelitischen Volks, wie auch des Lebens, der Thaten und der Schicksale Jesu Christi und der Apostel. Die wichtigsten Wahrheiten, die kräftigsten Warnungen vor allem Bösen, die freudigsten Verheißungen und Hoffnungen werden uns in den Geschichten der heiligen Schrift dargestellt und gewiß gemacht.

10. Bezeugt auch die heilige Schrift selbst, daß die in ihr enthaltene Lehre von Gott sey?

Die heilige Schrift bezeugt auf eine viel-

fache Weiſe, daß ſie von Gott ſey. Die Propheten und Apoſtel berufen ſich darauf, daß ſie ihre Lehren von Gott durch Eingebungen des heiligen Geiſtes erhalten haben.

2. Timoth. 3, 16. 17. Alle Schrift, von Gott eingegeben, iſt nütz zur Lehre, zur Strafe, zur Beſſerung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit; daß ein Menſch Gottes ſey vollkommen, zu allem guten Werk geſchickt.

2. Pet. 1, 21. Es iſt noch nie keine Weiſſagung aus menſchlichem Willen hervorgebracht, ſondern die heiligen Menſchen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geiſte.

1. Cor. 2, 10. Uns aber hat es Gott geoffenbaret durch ſeinen Geiſt. Denn der Geiſt erforſcht alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit.

11. Iſt es aber genug, daß ein Buch von ſich ſelber zeuge?

Jeder, der ſich mit den Lehren der heiligen Schrift bekannt macht, und ſie mit bereitwilligem Gemüth annimmt und befolgt, der wird Erfahrungen an ſeinem Herzen machen, die ihm keinen Zweifel übrig laſſen. Er wird dieſen theuren Schatz ſeinem Herzen nimmer rauben laſſen.

Pſalm 19, 8. 9. 11. Das Geſetz des Herrn iſt

ohne Wandel, und erquicket die Seele. Das Zeugniß des Herrn iſt gewiß, und machet die Albernen weiſe. Die Befehle des Herrn ſind richtig und erfreuen das Herz. Die Gebote des Herrn ſind lauter und erleuchten die Augen. Die Furcht des Herrn iſt rein, und bleibet ewiglich. Die Rechte des Herrn ſind wahrhaftig, alleſammt gerecht. Sie ſind köſtlicher denn Gold und viel feines Goldes; ſie ſind ſüßer denn Honig und Honigſeim.

Pſalm 119, 9. Wie wird ein Jüngling ſeinen Weg unſträflich gehen? Wenn er ſich hält nach deinen Worten.

Luk. 11, 28. Selig ſind, die Gottes Wort hören und bewahren.

Joh. 7, 16. 17. Jeſus antwortete ihnen und ſprach: Meine Lehre iſt nicht mein, ſondern deß der mich geſandt hat. So Jemand will deß Willen thun, der wird inne werden, ob dieſe Lehre von Gott ſey, oder ob ich von mir ſelbſt rede.

12. Wie viel Hauptheile hat der Katechismus der chriſtlichen Kirche?

Es wird in dieſem Katechismus abgehandelt:

I. Die Lehre von Gott und göttlichen Dingen.
II. Die Lehre von dem urſprünglichen und ſündhaften Zuſtand des Menſchen.

III. Die Lehre von der Erlöſung des Menſchen.

IV. Die Lehre von der Heiligung und den Pflichten des erlöſten Menſchen, oder von dem neuen Sinn und Wandel.

V. Die Lehre von der chriſtlichen Kirche.

VI. Die Lehre vom Eid.

VII. Von dem künftigen Schickſale des Menſchen nach dem Aufhören des irdiſchen Lebens.

Erstes Hauptstück.

Die Lehre von Gott und göttlichen Dingen.

13. Wie gelangt der Mensch zur Erkenntniß Gottes?

Gott ist unsichtbar dem menschlichen Auge, aber das Gemüth ahnet und sucht ihn. Es kann sich nicht zufrieden geben, bis es seinen Gott gefunden hat. Die Vernunft erkennt ihn aus sich selbst und seinen Werken und Wirkungen. Die heilige Schrift bestätigt diese Erkenntniß auf die erfreulichste und befriedigendste Weise.

1 Timoth. 6, 16. Gott wohnt in einem Lichte, da Niemand zukommen kann.

Ps. 19, 1. 2. Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Veste verkündiget seiner Hände Werk.

Apost. Gesch. 14, 17. Gott hat sich selbst nicht unbezeugt gelassen, hat uns viel Gutes gethan, und vom

Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gegeben, und unſre Herzen erfüllt mit Speiſe und Freude.

Apoſt. Geſch. 17, 27. 28. Daß ſie den Herrn ſuchen ſollten, ob ſie doch ihn fühlen und finden möchten; und zwar er iſt nicht ferne von einem Jeglichen unter uns.

Joh. 1, 18. Niemand hat Gott je geſehen; der eingeborne Sohn, der in des Vaters Schooß iſt, der hat es uns verkündigt.

14. Was iſt Gott?

Gott iſt das vollkommenſte Weſen, der Schöpfer, Erhalter und Herr des ganzen Weltalls.

15. Was heißt das: Gott iſt das vollkommenſte Weſen?

Gott iſt ein Geiſt, — Gott vereinigt in ſich alle gedenkbaren Vollkommenheiten ohne Begrenzung. Er iſt ewig und unveränderlich, allmächtig, allwiſſend, allweiſe, allgütig, gerecht, heilig und wahrhaftig, allgegenwärtig und allgenugſam.

Joh. 4, 24. Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, die müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten.

16. Was heißt: Gott iſt ewig und unveränderlich?

Gottes Seyn iſt ohne Anfang und ohne Ende. Mein Gott kann mir nie entriſſen werden. Er iſt frei von allem Wechſel, der in der Zeit geſchieht.

Pſ. 90, 1. Herr Gott, du biſt unſre Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge geworden, und die Welt geſchaffen worden, biſt du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit?

Pſ. 102, 28. Du bleibeſt wie du biſt, und deine Jahre nehmen kein Ende.

Jak. 1, 17. Alle gute Gabe, und alle vollkommene Gabe kommt von oben herab, von dem Vater des Lichts, bei welchem iſt keine Veränderung noch Wechſel des Lichts und der Finſterniß.

17. Was heißt: Gott iſt allmächtig?

Gott kann ohne Widerſtand und Hinderung alles thun und ausführen, was er will. Mein Leben und mein Schickſal ſteht in den Händen meines Gottes.

Luk. 1, 37. Bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

Pſ. 115, 3. Unſer Gott iſt im Himmel, er kann ſchaffen, was er will.

Pſ. 33, 8. 9. Alle Welt fürchte den Herrn, und vor ihm ſcheue ſich alles, was auf dem Erdboden wohnt. Denn ſo er ſpricht, ſo geſchieht es; wenn er gebietet, ſo ſteht es da.

1. Moſ. 17, 1. Ich bin der allmächtige Gott, wandle vor mir und ſey fromm.

18. Was heißt: Gott iſt allwiſſend?

Er kennt und erkennt alle Dinge und ihren Zuſammenhang; alles, was war und iſt, und ſeyn wird. Er weiß alles, was ich denke und wünſche, was ich rede und thue, was mir begegnet.

Matth. 6, 8. Euer Vater weiß, was ihr bedürfet, ehe denn ihr bittet.

1. Joh. 3, 20. Gott iſt größer, denn unſer Herz, und erkennet alle Dinge.

Hebr. 4, 13. Es iſt keine Kreatur vor ihm unſichtbar; es iſt alles bloß und entdeckt vor ſeinen Augen.

Pſ. 139, 1 — 4. Herr, du erforſchest mich und kennest mich. Ich ſitze oder ſtehe auf, ſo weißt du es; du verſtehest meine Gedanken von fern. Ich gehe oder liege, ſo biſt du um mich und ſieheſt alle meine Wege. Denn ſiehe, es iſt kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wiſſeſt.

Pſ. 38, 10. Herr, vor dir iſt alle meine Begierde, und mein Seufzen iſt dir nicht verborgen.

19. Was heißt: Gott iſt allweiſe?

Gott hat alles in der Welt aufs verſtändigſte und beſte geordnet und eingerichtet. Was in Zukunft geſchehen ſoll, iſt ſchon jetzt bedacht. Was er will, iſt immer das Beſte. Er führt es aus durch die ſicherſten und dienlichſten Mittel.

Pſ. 104, 24. Herr, wie ſind deine Werke ſo groß und viel! Du haſt ſie alle weislich geordnet, und die Erde iſt voll deiner Güte.

Röm. 11, 33. O welch eine Tiefe des Reichthums, beides der Weisheit und der Erkenntniß Gottes! Wie gar unbegreiflich ſind ſeine Gerichte, und unerforſchlich ſeine Wege!

Jeſ. 28, 29. Des Herrn Rath iſt wunderbar, und er führet es herrlich hinaus.

20. Was heißt: Gott iſt allgütig?

Gott liebt ſeine Geſchöpfe. Er läßt jedem Menſchen ſo viel Gutes zu Theil werden, als ihm nach ſeiner göttlichen Weisheit zuträglich iſt. Alles Gute, deſſen ich mich zu erfreuen habe, iſt eine Wohlthat meines Gottes. Gott iſt barmherzig, geduldig und langmüthig.

1. Joh.

1. Joh. 4, 16. Gott iſt die Liebe.

Pſ. 36, 6 Deine Güte reichet ſo weit der Himmel iſt, und deine Wahrheit, ſo weit die Wolken gehen.

Pſ. 145, 9. 10. Der Herr iſt allen gütig und erbarmt ſich aller ſeiner Werke. Es ſollen dir danken, Herr, alle deine Werke, und deine Heiligen dich loben.

Pſ. 34, 9. Schmecket und ſehet, wie freundlich der Herr iſt; wohl dem, der auf ihn trauet.

Pſ. 103, 8. Barmherzig und gnädig iſt der Herr, geduldig und von großer Güte.

21. Wie beweiſet ſich die Güte Gottes in der Barmherzigkeit?

Gott nimmt ſich der nothleidenden und unglücklichen Menſchen an, und rettet ſie zu der Zeit und auf die Art, die ſeine göttliche Weisheit als die beſte zu wählen weiß.

Pſ 103, 13. Wie ſich ein Vater über ſeine Kinder erbarmt, ſo erbarmt ſich der Herr über die, ſo ihn fürchten.

22. Wie beweiſet ſich die göttliche Liebe in der Geduld und Langmuth?

Gott fährt fort, gütig zu ſeyn, auch gegen Unwürdige. Er läßt ihnen Zeit, ſich zu beſſern, und ſeiner Güte würdiger zu werden.

Röm. 2, 4. Verachteſt du den Reichthum ſeiner Güte, Geduld und Langmüthigkeit? Weiſſeſt du nicht, daß dich Gottes Güte zur Buße leitet?

23. Was heißt: Gott iſt heilig?

Gott will und thut nur, was gut iſt. Deswegen iſt er auch ein Gott der Wahrhaftigkeit. Er iſt frei von aller Neigung zum Böſen. Er hat Wohlgefallen an den guten Menſchen und Mißfallen an den böſen.

Jeſ. 6, 3. Heilig, heilig, heilig iſt der Herr Zebaoth; alle Lande ſind ſeiner Ehre voll!

5. Moſ. 32, 4. Alles, was er thut, das iſt recht. Treu iſt Gott, und kein Böſes an ihm, gerecht und fromm iſt er.

Pſ. 33, 4. Des Herrn Wort iſt wahrhaftig, und was er zuſagt, das hält er gewiß.

1. Petr. 1, 15. 16. Nach dem, der euch berufen hat, und heilig iſt, ſeyd auch ihr heilig in allem eurem Wandel. Denn es ſteht geſchrieben: Ihr ſollt heilig ſeyn, denn ich bin heilig.

Pſ. 5, 5. Du biſt nicht ein Gott, dem gottloſes Weſen gefällt; wer böſe iſt, bleibet nicht vor dir.

24. Was heißt: Gott iſt gerecht?

Gott vergilt jedem Menſchen nach ſeinen Werken. Irgend einmal belohnt er alles Gute, und beſtraft das beharrliche Böſe.

Pſ. 145, 17. Der Herr iſt gerecht in allen ſeinen Wegen und heilig in allen ſeinen Werken.

Pſ. 11, 7. Der Herr iſt gerecht, und hat Gerechtigkeit lieb; darum, daß ihre Angeſichte ſchauen auf das, das da recht iſt.

Röm. 2, 6. 7. 9. Welcher wird geben einem jeglichen nach ſeinen Werken, nämlich Preis und Ehre und unvergängliches Weſen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; Trübſal aber und Angſt über alle Seelen der Menſchen, die da Böſes thun.

Röm. 2, 11. Denn es iſt kein Anſehen der Perſon vor Gott.

25. Was meint man, wenn man ſagt: Gott iſt allgegenwärtig?

Seine unendliche Kraft iſt wirkſam zu allen Zeiten, an allen Orten, in allen Weſen. Mein Gott iſt ſtets bei mir und ich bei ihm.

Jer. 22, 23. 24. Bin ich nicht ein Gott, der nahe iſt, ſpricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne ſey? Meineſt du, daß ſich Jemand ſo heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht ſehe? ſpricht der Herr. Bin ich es nicht, der Himmel und Erde füllet? ſpricht der Herr.

Apoſt. Geſch. 17, 27. 28. Gott iſt nicht ferne von einem Jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und ſind wir.

Ps. 139, 7 — 10. Wo soll ich hingehen vor deinem Geist? Wo soll ich hinfliehen vor deinem Angesicht? Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst führen, und deine Rechte mich halten.

Ps. 16, 8. Ich habe den Herrn allezeit vor Augen, denn er ist mir zur Rechten; darum werde ich wohl bleiben.

26. Was heißt: Gott ist allgenugsam?

Gott bedarf um Gott zu seyn, keines Wesens ausser ihm, keines Menschen Dienst noch Gabe. Er ist der allerseligste Geist.

Apost. Gesch. 17, 25. Seiner wird nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte; so er selbst Jedermann Leben und Odem allenthalben gibt.

27. Wie hat sich Gott in der heil. Schrift den Menschen auf eine dreifache Art geoffenbart?

Es ist im Himmel und auf Erden nur Ein Gott. Aber Gott hat sich den Menschen geoffenbart:

erstens, als Vater in der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt;

zweitens, in der Vereinigung mit Jeſu Chriſto ſeinem Sohn unſerm Herrn;

drittens, inwendig in dem Gemüthe des Menſchen als heiliger Geiſt.

Jeſ. 44, 6. So ſpricht der Herr, der König Iſraels, und ſein Erlöſer, der Herr Zebaoth: Ich bin der Erſte, und bin der Letzte, und außer mir iſt kein Gott.

Mark. 12, 29. Das vornehmſte Gebot vor allen Geboten iſt das: Höre, Iſrael, der Herr, unſer Gott, iſt ein einiger Gott.

Joh. 17, 3. Das iſt das ewige Leben, daß ſie dich, Vater, daß du allein wahrer Gott biſt, und den du geſandt haſt, Jeſum Chriſtum, erkennen.

1. Joh. 4, 9. Daran iſt erſchienen die Liebe Gottes, gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen.

2. Cor. 5, 19. Gott war in Chriſto.

Röm. 5, 5. Die Liebe Gottes iſt ausgegoſſen in unſere Herzen durch den heiligen Geiſt, welcher uns gegeben iſt.

1. Cor. 12, 4 — 7. Es ſind mancherlei Gaben, aber es iſt Ein Geiſt. Und es ſind mancherlei Aemter, aber es iſt Ein Herr. Und es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirket Alles in Allen. In einem Jeglichen erzeigen ſich die Gaben des Geiſtes zum gemeinen Nutzen.

2. Cor. 13, 13. Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, und die Liebe Gottes, und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes, ſey mit euch allen! Amen.

28. Wie drückt ſich darüber das älteſte chriſtliche Glaubensbekenntniß aus?

Das älteſte chriſtliche Glaubensbekenntniß drückt ſich alſo aus:

Ich glaube an einen Gott, Vater, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.

Ich glaube an Jeſum Chriſtum ſeinen eingebornen Sohn, unſern Herrn.

Ich glaube an den heiligen Geiſt.

29. Wie hat ſich ſpäter die chriſtliche Kirche darüber ausgedrückt?

Die chriſtliche Kirche drückt ſich erklärungsweiſe alſo aus: daß in dem einigen göttlichen Weſen drei unterſchiedene Perſonen ſeyen, der Vater, der Sohn und der heilige Geiſt.

30. Wie bezeugeſt du deinen Glauben an dieſe göttliche Dreieinigkeit auf eine wahrhaftige Weiſe?

Ich bezeuge dieſen Glauben in der That und Wahrheit,

wenn ich Gott, den Vater, mit Ehrfurcht und Vertrauen erkenne,

wenn ich Jeſum Chriſtum ſeinen Sohn als meinen Herrn erkenne und glaubig annehme,

wenn ich die Kraft des heiligen Geiſtes in meinem Gemüthe wirken laſſe zu allem Guten.

Von der Schöpfung, Erhaltung und Regierung der Welt.

31. Was heißt: Gott iſt Schöpfer?

Der Himmel und die Erde, d. h. die ganze Welt, ſind geworden durch Gottes

allmächtigen Willen. Sonne, Mond und Sterne, alles, was auf der Erde gedeiht und lebt, ist Gottes Werk. Es ist nichts ohne Gott.

1. Mos. 1, 1. Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.

Ps. 33, 6. 9. Der Himmel ist durchs Wort des Herrn gemacht und all' sein Heer durch den Geist seines Mundes. Denn so er spricht, so geschieht es; so er gebietet, so steht es da.

Offenb. Joh. 4, 11. Herr, du bist würdig zu nehmen Preis, und Ehre, und Kraft, denn du hast alle Dinge geschaffen, und durch deinen Willen haben sie das Wesen, und sind geschaffen.

32. Was wissen wir insbesondere von der Erschaffung des Menschen?

Gott schuf ursprünglich Ein Menschenpaar, Adam und Eva. Sie sind die Stammeltern des menschlichen Geschlechts.

1. Mos. Kap. 1 und 2.

Apost. Gesch. 17, 26. Gott hat gemacht, daß von Einem Blute aller Menschen Geschlechter auf dem Erdboden wohnen.

33. Was wiſſen wir von der natürlichen Beſchaffenheit des Menſchen?

Der Menſch beſteht aus Leib und Seele.

34. Was iſt insbeſondere von dem Leibe zu ſagen?

Der Leib beſteht aus Erde. Aus Erde ſchuf ihn Gott. Er iſt wunderbar eingerichtet, und mit Sinnen und Gliedmaßen zu den mannigfaltigſten Zwecken ausgerüſtet. Er iſt von der Seele belebt. Er iſt hinfällig und ſterblich.

1. Moſ. 2, 7. Gott der Herr machte den Menſchen aus einem Erdenkloß, und er bließ ihm ein den lebendigen Odem in ſeine Naſe. Und alſo ward der Menſch eine lebendige Seele.

Pſ. 139, 14. Ich danke dir darüber, daß ich wunderbarlich gemacht bin. Wunderbar ſind deine Werke, und das erkennt meine Seele wohl.

Pred. Sal. 12, 7. Der Staub muß wieder zu der Erde kommen, wie er geweſen iſt, und der Geiſt wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

35. Was iſt vornehmlich von der Seele zu ſagen?

Die Seele iſt das Lebendige und Belebende

in dem Menschen. Sie ist unsichtbar, und thut sich nur in ihren Fähigkeiten, Kräften, und Wirkungen kund. Sie ist unsterblich.

36. Welches sind die vornehmsten Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele?

Die vornehmsten Fähigkeiten und Kräfte der menschlichen Seele sind:

1) die Vernunft. Sie vermag aus sich selbst zu erkennen, was vor Gott recht und gut, was vor Gott unrecht und böse ist.

2) Das Gewissen. Sie ist sich bewußt eines inwendigen heiligen Gesetzes dasjenige zu wählen und zu thun, was recht und gut ist, und zu verwerfen, was unrecht und böse ist.

Röm. 2, 14. 15. Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, und doch von Natur thun des Gesetzes Werk, dieselbigen, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sind sie ihnen selbst ein Gesetz, damit beweisen sie, daß des Gesetzes Werk geschrieben sey in ihren Herzen, sintemal ihr Gewissen sie bezeuget, dazu auch die Gedanken, die sich untereinander verklagen oder entschuldigen.

37. Was entsteht vornehmlich aus der Vereinigung der Seele und des Leibes?

Aus der Vereinigung der Seele und des Leibes entsteht das Gefühl des Angenehmen und des Unangenehmen, und es erwachset daraus die Sinnlichkeit, oder die Neigung das zu erwählen und zu thun, was den Sinnen angenehm ist, und dasjenige zu fliehen und zu unterlassen, was den Sinnen unangenehm ist.

38. Wozu ist der Mensch von Gott bestimmt?

Gott will, daß der Mensch stets dasjenige wähle und thue, was vernünftig, recht und gut ist. Er soll durch die Vernunft herrschen und über die sinnlichen Neigungen. Er soll die Neigungen auf das Gute richten, und zu dem Guten anwenden. Er soll den Segen eines frommen Lebens schon auf der Erde erfahren, und durch dasselbe zu einer ewigen Glückseligkeit nach dem Tode eingehen.

Mich. 6, 8. Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist, und was der Herr von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten.

1. Cor. 6, 19. 20. Wisset ihr nicht, daß euer Leib ein Tempel des heiligen Geistes ist, der in euch ist, welchen ihr habt von Gott und seyd nicht euer selbst? denn ihr seyd theuer erkauft. Darum so preiset Gott an eurem Leibe, und in eurem Geiste, welche sind Gottes.

Röm. 12, 1. Ich ermahne euch durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sey.

B. d. Weish. 2, 23. Gott hat den Menschen geschaffen zum ewigen Leben.

39. Wissen wir auch noch von andern vernünftigen und geistigen Geschöpfen ausser den Menschen?

Die heilige Schrift spricht an vielen Orten und auf mancherlei Weise auch von Engeln, oder von geistigen Wesen, welche nicht zu den Geschöpfen der Erde gehören. Sie nennt gute und böse Engel oder Teufel. Die guten Engel sind bei Gott, und richten mit Freuden seine Befehle aus. Die bösen Engel sind von Gott abgefallen, und widerstreben dem heiligen und guten Willen Gottes. Sie leben im Zustande der Verdammniß.

Ps. 103, 20. Lobet den Herrn, ihr seine Engel, ihr starken Helden, die ihr seine Befehle ausrichtet.

2. Petr. 2, 4. Gott hat der Engel die gesündiget haben nicht verschonet, sondern hat sie mit Ketten der Finsterniß zur Hölle verstoßen und übergeben, daß sie zum Gericht behalten werden.

40. Wie wirst du diese Lehre benutzen?

Ich will mich der guten Engel freuen, die bei Gott sind. Ich will mich bemühen, daß ich ihnen durch Weisheit und Heiligkeit ähnlich, und immer tüchtiger werde, so wie sie Gottes Willen auszurichten. Gott bewahre mich, daß ich nicht durch Sünde und Widerstreben den bösen Geistern ähnlich werde, und ihr Werk befördere.

Von der Erhaltung und Regierung der Welt.

41. Was heißt das: Gott erhält die Welt?

Durch Gottes allmächtigen Willen dauert das Erschaffene fort. Gott gibt allen Wesen

Kraft und Mittel zu ihrer Fortdauer. Jedes einzelne Geschöpf hat seine Zeit. Im unaufhörlichen Wechsel hat das Ganze seinen Bestand.

Ps. 148, 3 — 6. Lobet den Herrn Sonne, Mond, und alle leuchtende Sterne. Lobet ihn, ihr Himmel, allenthalben, und die Wasser die oben am Himmel sind; die sollen loben den Namen des Herrn; denn er gebietet, so wird es geschaffen. Er hält sie immer und ewiglich.

Ps. 119, 90. 91. Du hast die Erde zugerichtet und sie bleibet stehen. Es bleibt täglich nach deinem Wort. Denn es muß dir alles dienen.

Apost. Gesch. 17, 28. In Gott leben, weben und sind wir.

Ps. 104, 13. 14. Du feuchtest die Berge von oben her. Du machest das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zum Nutzen der Menschen, daß du Brod aus der Erde bringest.

Ps. 145, 15. 16. Aller Augen warten auf dich, und du gibst ihnen die Speise zu seiner Zeit. Du thust deine Hand auf, und erfüllest alles, was lebet, mit Wohlgefallen.

Hiob 10, 12. Leben und Wohlthat hast du an mir gethan, und dein Aufsehen bewahret meinen Odem.

Ps. 104, 29. 30. Du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie, und werden wieder zu Staube Du lässest

aus deinen Odem, ſo werden ſie geſchaffen; und verneuerſt die Geſtalt der Erde.

42. Was heißt: Gott regiert die Welt?

In der Welt geſchehen unaufhörliche Veränderungen, theils durch die Kräfte der Natur und ihre Wirkungen, theils durch die Handlungen der Menſchen und ihre Folgen. Gott regiert, das heißt, Gott verurſacht und leitet dieſe Veränderungen ſo, daß dadurch ſein heiliger und guter Wille befördert und erreicht werde.

Pſ. 103, 19. Der Herr hat ſeinen Stuhl im Himmel bereitet und ſein Reich herrſchet über alles.

Pſ. 147, 5. Unſer Herr iſt groß und von großer Kraft, und iſt unbegreiflich, wie er regiert.

1. Cor. 12, 6. Es ſind mancherlei Kräfte, aber es iſt Ein Gott, der da wirket alles in allem.

Jer. 10, 23. Ich weiß, Herr, daß des Menſchen Thun ſtehet nicht in ſeiner Gewalt.

Pſ. 33, 13. 14. 15. Der Herr ſchauet vom Himmel, und ſieht aller Menſchen Kinder. Von ſeinem feſten Thron ſiehet er auf alle, die auf Erden wohnen. Er lenket ihnen allen das Herz.

Jeſ. 28, 29. Des Herrn Rath iſt wunderbar, und führet es herrlich hinaus.

43. Wenn Gott die Welt regiert, warum geschieht so viel Uebel oder Unglück, das der Mensch nicht hindern kann?

Diese Veränderungen, welche wir Uebel nennen, sind zum Theil nothwendig. Gott hilft und rettet wieder auf andern Wegen. Sie sind vorübergehend, und verwandeln sich wieder in Wohlthat und Segen.

Hiob 5, 19. Aus sechs Trübsalen wird dich der Herr erretten und in der siebenten wird dich kein Uebel rühren.

Klaglieder Jer. 3, 32. Gott betrübt wohl, und erbarmt sich wieder nach seiner großen Güte.

Ps. 30, 6. Den Abend lang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.

Ps. 37, 5. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.

Röm. 8, 28. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

44. Wenn Gott die Welt regiert, warum läßt er so viel Böses zu, das durch Menschen geschieht?

Gott will den Menschen das Böse nicht unmöglich machen, weil er will, daß diese

als

als vernünftige Weſen das Gute aus eigener Entſchließung wählen. Aber Gott hindert viel Böſes, und wenn er es geſchehen läßt, ſo benutzt er es zu guten und erfreulichen Zwecken.

Sir. 15, 14. Gott hat dem Menſchen die Wahl gegeben.

Jeſ 8, 10. Beſchließet einen Rath, und es werde nichts daraus.

Hiob. 5, 12. Gott machet zu nichte die Anſchläge der Liſtigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann, — und ſtürzet der Verkehrten Rath.

1. Moſ. 50, 20. Ihr gedachtet es böſe mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.

45. Wenn Gott die Welt regiert, warum ſind ſo viele böſe Menſchen glücklich und ſo viele gute Menſchen ſind unglücklich?

Die Erde iſt noch nicht der Ort der Vergeltung. Wir ſollen nicht um guter Tage willen fromm ſeyn. Der Gottloſe iſt in ſeinem Innern nicht glücklich. Der Fromme iſt in ſeinem Innern nicht unglücklich. Er wird mit dem Gottloſen nie tauſchen wollen.

Einſt wird Gottes vergeltende Gerechtigkeit an beiden kund werden.

Pſ. 32, 10. Der Gottloſe hat viel Plage; wer aber auf den Herrn hoffet, den wird die Güte umfahen.

Spr. Sal. 13, 7. Mancher iſt arm bei großem Gut, und mancher iſt reich bei ſeiner Armuth.

Hebr. 13, 18. Unſer Troſt iſt der, daß wir ein gutes Gewiſſen haben.

Röm. 2, 6. Gott wird geben einem Jeglichen nach ſeinen Werken.

46. Wie heißt die göttliche Erhaltung und Regierung mit Einem Namen?

Die Erhaltung und Regierung heißt mit Einem Namen die Vorſehung oder die väterliche Fürſorge Gottes.

47. Wie weit erſtreckt ſich die göttliche Vorſehung?

Die göttliche Vorſehung erſtreckt ſich über alles. Sie umfaßt das Kleinſte in der Welt, wie das Größte. Ueber dem geringſten Menſchen, wie über dem vornehmſten wacht Gottes Vaterauge.

Matth 10. 29. 30. 31. Kauft man nicht zween Spertinge um einen Pfenning? Noch fället derſelben keiner auf die Erde ohne euren Vater. Nun aber ſind auch eure Haare auf dem Haupte alle gezählt, darum fürchtet euch nicht.

48. Wie wendeſt du die Lehre von der Vorſehung auf dich ſelber an?

Mein Gott iſt es, von dem ich Leben und Geſundheit, Nahrung und Kleidung habe. Gott hat mir bisher durch meine Eltern und andere Menſchen viel Gutes erwieſen. Mein Schickſal liegt in den Händen meines Gottes. Er gibt uns in Freude und Leid Gelegenheit, immer verſtändiger und frömmer zu werden. Das iſt ſein heiliger und guter Wille. O, daß ich ihn nie übertreten hätte!

Zweites Hauptstück.

Von der Sünde.

49. Was ist Sünde?

Sünde ist jede Abweichung von dem göttlichen Gesetz, das inwendig in dem Menschen ist. Sie entsteht, wenn der Mensch den Neigungen der Sinnlichkeit folgt gegen das Gesetz.

1. Joh. 3, 4. Wer Sünde thut, der thut auch Unrecht, denn die Sünde ist das Unrecht.

Jak. 1, 14. 15. Ein jeglicher wird versucht, wenn er von seiner eigenen Lust gereizet und gelocket wird; darnach wenn die Lust empfangen hat, gebieret sie die Sünde.

50. Was lehrt die heilige Schrift von dem Ursprung der Sünde?

Schon die ersten Menschen haben gesündigt, indem sie der Neigung der Sinnlichkeit

folgten. Durch sie hat sich die Sündhaftigkeit auf alle Menschen fortgeerbt. Die geistige Natur des Menschen ist nicht mehr, was sie nach Gottes heiligem und gutem Willen seyn sollte. Daher ist Niemand von der Sünde frei.

1. Mos. 3, 6. Das Weib schaute an, daß von dem Baum gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, — und nahm von der Frucht und aß, und gab ihrem Manne auch davon und er aß.

Röm. 5, 12. Durch einen Menschen ist die Sünde in die Welt gekommen.

1. Mos. 8, 21. Das Dichten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf.

Gal. 5, 17. Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und der Geist wider das Fleisch. Dieselben sind wider einander, daß ihr nicht thut, was ihr wollet.

51. Auf welcherlei Art kann gesündigt werden?

Der Mensch sündigt:

vorerst, wenn er das Gute unterläßt, welches er thun soll;

und sodann, wenn er das Böse will und ausübt, und zwar:

erstens in Gedanken, wenn er das Böse will, wünscht, Freude daran hat und nur um deßwillen unterläßt, weil er es nicht ausüben kann;

zweitens in Worten;

drittens in Werken.

Dieses geschieht entweder mit Wissen und Vorsatz, oder aus Unwissenheit und unvorsätzlich.

Jak. 4, 17. Wer da weiß Gutes zu thun, und thut es nicht, dem ists Sünde.

Matth. 15, 19. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsches Zeugniß, Lästerung.

Matth. 12, 36. Ich sage euch aber, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeden unnützen Wort, das sie geredet haben.

Gal. 5, 19. Offenbar sind die Werke des Fleisches.

Ps. 19, 13. Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!

52. Welche Sünde ist die schlimmste von allen?

Die schlimmste und gefährlichste von allen Sünden ist diejenige, welche für die unbedeu-

tendste gehalten wird, nämlich die Sünde, welche inwendig in Gedanken geschieht, denn aus ihr entstehen die Sünden in Worten und Werken.

Matth. 15, 19. Aus dem Herzen kommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsch Zeugniß, Lästerung.

53. Wozu führt die vorsätzliche Sünde?

Eine Sünde führt zur andern. Wille und Kraft zum Guten wird immer schwächer, die Neigung zum Bösen wird immer stärker. Die Sunde führt den sinnlichen Menschen zur Lasterhaftigkeit, und die Lasterhaftigkeit am Ende zur Verstockung.

2. Tim. 3, 13. Mit den bösen Menschen aber und verführischen wird es je länger, je ärger.

Joh. 8, 34. Jesus sprach: Wahrlich, wahrlich ich sage euch, wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht.

54. Welches sind die Folgen der Sünde?

Wer sich der Sünde bewußt ist, der verliert die Zufriedenheit mit sich selbst, ohne welche keine inwendige Ruhe möglich ist. Er

kann nicht mehr mit Ruhe und Freude an Gott denken. Er muß sich schuldig und strafbar vor Gott erkennen. Er erkennt in seinem zeitlichen Ungemach die selbstverschuldete Strafe seiner Sünde, und weiß sich unwürdig und unfähig der Seligkeit, zu welcher ihn Gott bestimmt hat. Er hat die Strafen der Sünde in der Ewigkeit zu erwarten.

Jes. 48, 22. Die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden.

Jes. 59, 2. Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander.

Jes. 59, 12. Unsere Sünden antworten wider uns. Denn unsere Uebertretungen sind bei uns und wir fühlen unsere Sünden.

1. Cor. 6, 9. Wisset ihr nicht, daß die Ungerechten werden das Reich Gottes nicht ererben.

55. Sind alle Sünden gleich strafbar vor Gott?

Jede Sünde ist Gott mißfällig. Aber der sündigt schwerer, dem Gott mehr Einsicht, Erweckung und Gelegenheit zum Guten gegeben hat, der weniger Versuchung zum Bösen hat, der mit Bewußtseyn und Ueberlegung sündigt, der die Sünde leichtfertig wiederholt.

Luc. 12, 47. 48. Der Knecht, der ſeines Herrn Willen weiß, und hat ſich nicht bereitet, auch nicht nach ſeinem Willen gethan, der wird viel Streiche leiden müſſen. — Denn welchem viel gegeben iſt, bei dem wird man viel ſuchen, und welchem viel befohlen iſt, von dem wird man viel fordern.

56. Kann ſich der Menſch aus dieſem troſtloſen Zuſtande ſelbſt wieder erlöſen?

Kein Menſch kann das Geſchehene wieder ungeſchehen machen. Der Schuldige vor Gott kann nimmer unſchuldig werden.

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menſchen, ſo er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele? Oder was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe?

Pſ. 49, 8. Kann doch ein Bruder Niemand erlöſen noch Gott Jemand verſöhnen.

57. Wie wendeſt du dieſe Lehre auf dich ſelber an?

Auch ich bin in dem Verderbniß der Sünde. Ich habe vielfach an meinem Gott geſündigt. Ich ſündige täglich. Ich kann durch mich ſelber nicht mehr heilig und ſelig werden.

Drittes Hauptſtück.

Von der Erlöſung.

58. Welches iſt der ewige Rathſchluß Gottes von der Erlöſung der Menſchen?

Gott ſelbſt hat aus ewiger Liebe und Erbarmung dem menſchlichen Geſchlecht die Erlöſung durch Jeſum Chriſtum möglich gemacht und angeboten allen, die durch ihn von der Sünde frei und ſelig werden wollen.

Ezechiel 18, 23. Meineſt du, daß ich Gefallen habe am Tode des Gottloſen, ſpricht der Herr, Herr, und nicht vielmehr, daß er ſich bekehre von ſeinem Weſen und lebe.

Joh. 3, 16. Alſo hat Gott die Welt geliebt, daß er ſeinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle die an ihn glauben, nicht verloren werden, ſondern das ewige Leben haben.

1. Tim. 2, 4. Gott will, daß allen Menſchen geholfen werde, und alle zur Erkenntniß der Wahrheit kommen.

59. Was iſt von dem Namen des Erlöſers zu merken?

1) Jeſus iſt ſein perſönlicher Name, und heißt auf deutſch Seligmacher, Heiland.

2) Chriſtus heißt der Geſalbte oder Geweihte von Gott zur Erlöſung des menſchlichen Geſchlechts, derjenige, auf welchen die Propheten des A. T. vorbereitet, auf und von welchem ſie geweiſſagt haben.

Matth. 1, 21. Du ſollſt ſeinen Namen Jeſus heiſſen, denn er wird ſein Volk ſelig machen von ſeinen Sünden.

Apoſt. Geſch. 10, 43. Von dieſem zeugen alle Propheten, daß durch ſeinen Namen alle, die an ihn glauben, Vergebung der Sünden empfahen ſollen.

60. Was lehrt uns die heilige Schrift von der Perſon Jeſu?

1) Jeſus ward geboren zu Bethlehem im Lande und Volk Juda, zu der von Gott beſtimmten Zeit, und war ein

Menſch und unſers Geſchlechts, doch ohne Sünde.

Luk. 2, 1 — 14.

Gal. 4, 4. 5. Da die Zeit erfüllet war, ſandte Gott ſeinen Sohn, geboren von einem Weibe, und unter das Geſetz gethan; auf daß er die, ſo unter dem Geſetz waren, erlöſete, daß wir die Kindſchaft empfingen.

Hebr. 2, 14. Nachdem nun die Kinder Fleiſch und Blut haben, iſt ers gleichermaßen theilhaftig worden.

1. Tim. 2, 5. Es iſt ein Gott und ein Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, nämlich der Menſch Chriſtus Jeſus, der ſich ſelbſt gegeben hat für alle zur Erlöſung.

Hebr. 4, 15. Wir haben keinen Hohenprieſter, der nicht könnte Mitleiden haben mit unſerer Schwachheit, ſondern der verſucht iſt allenthalben gleich wie wir, doch ohne Sünde.

2) Mit dem Menſchen Jeſus hat ſich die göttliche Natur aufs innigſte vereinigt. Gott war in ihm und durch ihn und mit ihm auf eine geheimnißvolle Weiſe wirkſam zur Erlöſung der Menſchen. Gott iſt geoffenbart in ihm.

Col. 2, 9. In ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.

2. Cor. 5, 19. Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber.

Joh. 14, 9. 10. 11. Wer mich ſiehet, ſiehet den Vater. — Der Vater aber, der in mir wohnt, derſelbige thut die Werke. Glaubet mir, daß ich im Vater und der Vater in mir iſt.

61. Mit welchen Benennungen wird daher Jeſus Chriſtus in der heil. Schrift bezeichnet?

Er heißt der Abglanz der Gottheit, das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, der Erſtgeborne vor aller Creatur, das ewige Wort, Gottes eingeborner Sohn.

Ebr. 1, 3. Er iſt der Glanz ſeiner Herrlichkeit und das Ebenbild ſeines Weſens.

Coloſſ. 1, 15. Welcher iſt das Ebenbild des unſichtbaren Gottes, der Erſtgeborne vor allen Creaturen.

Joh. 1, 1. 2. 3. 14. Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort. Daſſelbige war im Anfang bei Gott. Alle Dinge ſind durch daſſelbige gemacht. Und das Wort ward Fleiſch, und wohnete unter uns, und wir ſahen ſeine Herrlichkeit, als des eingebornen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit.

62. Warum heiß Jeſus Chriſtus in der heil. Schrift der eingeborne Sohn Gottes.

Gott iſt zwar der Vater aller Menſchen.

Aber kein Weſen im Himmel und auf Erden iſt mit ihm in gleicher Weiſe vereinigt und eins wie Jeſus. Darum nennt ihn die heilige Schrift Gottes eingebornen Sohn.

63. Was lehrt die heilige Schrift von den Geſinnungen und dem Wandel Jeſu Chriſti auf der Erde?

Jeſus war in ſeinem ganzen Leben das vollendete Vorbild und Muſter aller Vollkommenheit und Tugend in Demuth, in Liebe und Wohlthun, in Friedfertigkeit und Verſöhnlichkeit gegen die Menſchen, in Liebe, Vertrauen und freiwilligem Gehorſam gegen ſeinen himmliſchen Vater.

Matth. 11, 28—30. Kommet her zu mir alle, die ihr mühſelig und beladen ſeyd: Ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, und lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig, und von Herzen demüthig; ſo werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch iſt ſanft, und meine Laſt iſt leicht.

Joh 13, 1. Wie Jeſus geliebet hatte die Seinen, die in der Welt waren, alſo liebte er ſie bis an das Ende.

Matth. 20, 28. Des Menſchen Sohn (Chriſtus) iſt nicht gekommen, daß er ihm dienen laſſe, ſondern daß er diene.

1. Petr. 2, 23. Welcher nicht wieder ſchalt, da er geſcholten ward, nicht drohete, da er litte, er ſtellete es aber dem heim, der da recht richtet.

Joh. 4, 34. Meine Speiſe iſt die, daß ich thue den Willen des Vaters, der mich geſandt hat, und vollende ſein Werk.

Joh. 8, 29. Der mich geſandt hat, iſt mit mir. Der Vater läſſet mich nicht alleine; denn ich thue allezeit, was ihm gefällt.

64. Was iſt beſonders von den wohlthätigen Handlungen Jeſu Chriſti zu bemerken?

Die meiſten wohlthätigen Handlungen Jeſu Chriſti zeugen von einer übernatürlichen, göttlichen Kraft, durch welche er ſich als den Sohn Gottes unter ſeinen Zeitgenoſſen bewieſen hat.

Matth. 11, 4. 5. Gehet hin und ſaget Johanni wieder, was ihr ſehet und höret: die Blinden ſehen, und die Lahmen gehen, die Ausſätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten ſtehen auf, und den Armen wird das Evangelium geprediget.

65. Was lehrt die heilige Schrift von dem freiwilligen Gehorſam Jeſu Chriſti?

Die Art und Weiſe unſerer Erlöſung,

welche die beſte war, weil ſie Gott gewählt hat, erforderte, daß derjenige, welcher unſer Erlöſer werden ſollte, ſich allem menſchlichen Ungemach und dem ſchmerzhafteſten Tode freiwillig unterwarf. Dies that Jeſus, der Sohn Gottes, aus kindlicher Ergebenheit in den Willen ſeines Vaters. Das iſt ſein freiwilliger Gehorſam.

Joh. 10, 17. 18. Darum liebet mich mein Vater, daß ich mein Leben laſſe, auf daß ich es wieder nehme. Niemand nimmt es von mir, ſondern ich laſſe es von mir ſelber.

Phil. 2, 8. Er erniedrigte ſich ſelbſt, und ward gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuze.

66. Was erkennen wir in dieſem kindlichen Gehorſam zugleich?

Wir erkennen darin zugleich die unausſprechliche göttliche Liebe Jeſu Chriſti zu dem menſchlichen Geſchlecht, welches das ſeinige iſt, für welches er leben, leiden und ſterben wollte.

Joh. 15, 12. 13. Das iſt mein Gebot, daß ihr euch unter einander liebet, gleichwie ich euch liebe. Niemand hat größere Liebe als die, daß er ſein Leben läßt für ſeine Freunde.

67. Wel-

67. Welches war das Geſchäft Jeſu Chriſti, durch deſſen Ausführung er ſeinen Gehorſam gegen Gott an den Tag legte?

Das Geſchäft Jeſu Chriſti war:

Erſtens, daß er eine wahre und lebendige Erkenntniß Gottes, des barmherzigen und verſöhnlichen Vaters aller Menſchen, zuerſt unter dem jüdiſchen Volk bekannt machte und feſtgründete.

Zweitens, daß er die Menſchen von der erkannten Sünde zu Gott zurückführte, und zur würdigen Verehrung deſſelben in Dankbarkeit und Liebe, im Vertrauen und Gehorſam wieder brächte.

Drittens, daß er allen, welche zu Gott zurückkehren wollten, Gottes Gnade und die Vergebung ihrer Sünden zuſicherte. Dieſe Lehre heißt das Evangelium von Jeſu Chriſto.

Joh. 17, 4. 6. Ich habe dich (Vater) verkläret auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben haſt, daß ich es thun ſoll. — Ich habe deinen Namen geoffenbart den Menſchen, die du mir von der Welt gegeben haſt.

Ephes. 1, 4. 6. Gott hat uns gesegnet mit allerlei geistlichem Segen durch Christum, — und hat uns verordnet zur Kindschaft gegen ihn selbst durch Jesum Christum.

Mark. 1, 14. Jesus predigte das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbei gekommen, thut Buße und glaubet an das Evangelium.

68. Wie hat Jesus Christus für die Bestätigung seines Werkes auf der Erde gesorgt?

Er hat aus der Zahl seiner Anhänger zwölf Jünger gewählt, welche auch Apostel heißen, und hat sie besonders gelehrt und ausgerüstet, daß sie nach seinem Tode seine Zeugen und Boten des Evangeliums in der Welt würden.

69. Was lehrt die heilige Schrift von den Schicksalen Jesu?

Mit dem Wort der Wahrheit, welches er verkündete, und mit der Heiligkeit seines Sinnes und Lebens konnte der Aberglaube und Unglaube, die Scheinheiligkeit und Lasterhaftigkeit der Obersten seines Volks nicht

beſtehen. Er wurde von ihnen gehaßt, verfolgt, endlich gefangen genommen, grauſam mißhandelt, gekreuzigt und getödtet, hernach aber von ſeinen Freunden begraben.

Matth. Kap. 26 und 27. — Mark. Kap. 14 und 15. — Luk. Kap. 22 und 23. — Joh. Kap. 18 und 19.

70. Iſt Chriſtus im Tode geblieben?

Chriſtus mein Heiland iſt am dritten Tage nach ſeinem Tode auferſtanden aus dem Grabe, und mehrfältig ſeinen Freunden und Jüngern erſchienen, zur frohen Ueberzeugung, daß er lebe. Er iſt am 40ſten Tage nach ſeiner Auferſtehung aufgefahren in den Himmel.

Matth. Kap. 28. — Mark. Kap. 16. — Luk. Kap. 24. — Joh. Kap. 20 und 21, 1 — 14. — Apoſtg. 1, 1 — 11.

71. Wie gereicht das Leiden und Sterben Jeſu Chriſti zu unſerer Erlöſung?

Die heilige Schrift verſichert uns an unzähligen Orten und auf die mannigfaltigſte Weiſe, daß Chriſtus nach dem unerforſchli-

chen Rathschluß Gottes gestorben sey zur Vergebung unserer Sünden, zur Versöhnung der Menschen mit Gott.

1. Tim. 2, 5. 6. Es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Christus Jesus, der sich selbst gegeben hat für alle zur Erlösung.

Col. 1, 14. An welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nämlich die Vergebung der Sünden.

1. Pet. 3, 18. Christus hat für unsere Sünden gelitten, der Gerechte für die Ungerechten.

Röm. 5, 10. So wir Gott versöhnet sind durch den Tod seines Sohnes, da wir noch Feinde waren, wie viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, nun wir versöhnet sind.

72. Wessen versichert uns die Auferstehung und Himmelfahrt?

Jesus Christus ist durch seine Auferweckung von den Todten und durch seine Himmelfahrt kräftig erwiesen als der Sohn Gottes und als derjenige, den Gott zur Erlösung der Menschen gesendet hat, als der große und heilige Vollender alles dessen, wozu er war gesendet worden.

Röm. 1, 4. Christus ist kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes, seit der Zeit da er auferstanden ist von den Todten.

1. Pet. 1, 21. Gott hat Jesum auferwecket von den Todten und ihm die Herrlichkeit gegeben, auf den ihr Glauben und Hoffnung zu Gott haben möchtet.

73. Was verbinden sich damit für Gesinnungen und Hoffnungen?

Jedes fromme Gemüth, das in Jesu seinen Wohlthäter erkennt, und ihn liebt, wird sich freuen, daß ihm Gott seinen Tod mit dem Leben, seine Leiden mit unaussprechlicher himmlischer Wonne und Seligkeit vergolten hat.

Sein Wiedererwachen aus dem Tode und sein Heimgang zu dem Vater sind mir und allen, die er erlöst hat, frohe Vorbedeutungen unsers Schicksals nach dem Tode.

2. Cor. 4, 14. Wir wissen, daß der so den Herrn Jesum hat auferwecket, wird uns auch auferwecken durch Jesum.

Joh. 17, 24. Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.

74. Was wissen wir von dem Zustand Christi im Himmel?

Christus sitzt zur Rechten Gottes seines himmlischen Vaters. Er ist erhoben zum Herrn über alles. Angethan mit göttlicher Kraft, regiert, beschützt und segnet er die Seinigen, die noch auf der Erde sind.

Ephes. 1, 20 — 22. Gott hat Christum auferwecket von den Todten, und gesetzt zu seiner Rechten im Himmel, über alle Fürstenthümer, Gewalt, Macht, Herrschaft, und alles, was genannt mag werden, nicht allein in dieser Welt, sondern auch in der zukünftigen. Und hat alle Dinge unter seine Füße gethan, und hat ihn gesetzt zum Haupt der Gemeine, über alles.

Ebr. 7, 25. Daher er auch selig machen kann immerdar, die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar, und bittet für sie.

Matth. 28, 18. 20. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. — Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende.

75. Welchen sichtbaren Beweis hat der erhöhte Jesus hievon gegeben?

Bald nach seiner Himmelfahrt hat er seine Jünger wundersam mit der Kraft des heiligen Geistes unterstützt, den er ihnen zu

senden verheißen hatte. Ausgerüstet mit lebendiger Erkenntniß, durchdrungen von Herzensfreudigkeit und Muth, geschützt und gesegnet von ihm haben sie die christliche Kirche gesammelt, und ihr das Evangelium für die Nachwelt übergeben.

Luk. 24, 49. Ich will auf euch senden die Verheissung meines Vaters. Ihr aber sollt in der Stadt Jerusalem bleiben bis ihr angethan werdet mit Kraft aus der Höhe.

76. Wodurch wirst du theilhaftig aller Wohlthaten der Erlösung Christi?

Aller Wohlthaten der Erlösung Jesu Christi werde ich theilhaftig einzig und allein durch den wahren, lebendigen Glauben, in welchem ich Jesum als meinen größten Wohlthäter aufrichtig und dankbar liebe, und in der Heiligung meines Sinnes und Lebens täglich zunehme und mich befestige. Der Glaube an Jesum und ein unheiliger Sinn und Wandel können nicht neben einander bestehen.

Apostelgesch. 16, 31. Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig.

Gal. 2, 20. Ich lebe, aber doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir. Denn was ich jetzt lebe

im Fleiſch, das lebe ich in dem Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet hat, und ſich ſelbſt für mich dargegeben.

Gal. 5, 6. In Chriſto Jeſu gilt nur der Glaube, der durch die Liebe thätig iſt.

Joh. 15, 9. 10. Gleichwie mich mein Vater liebet, alſo liebe ich euch. Bleibet in meiner Liebe. So ihr meine Gebote haltet, ſo bleibet ihr in meiner Liebe.

Col. 2, 6. 7. Wie ihr nun angenommen habt den Herrn Chriſtum Jeſum, ſo wandelt in ihm, und ſeyd gewurzelt und erbauet in ihm, und ſeyd feſte im Glauben, wie ihr gelehret ſeyd, und ſeyd in demſelbigen reichlich dankbar.

Röm. 8, 9. Wer Chriſti Geiſt nicht hat, der iſt nicht ſein.

Viertes Hauptſtück.

Von der Heiligung.

77. Wie führt dich die Erlöſung zur Heiligung?

Es wird ein tröſtliches Zutrauen zu Gott in meinem Herzen erwachen. Mein Herz wird zu einer kindlichen und dankbaren Liebe gegen Gott bewegt werden, der mir in meinem Leben ſchon ſo viel Gutes gethan, und ſeine höchſte Vaterliebe in Jeſu Chriſto erzeigt hat. Es wird der ſeligſte Augenblick meines Lebens ſeyn, in welchem ſich die Liebe Gottes meines Herzens bemächtigt hat.

Röm. 8, 32. Gott hat ſeines eigenen Sohnes nicht verſchonet, ſondern hat ihn für uns alle dahin gegeben, wie ſollte er uns mit ihm nicht alles ſchenken?

1. Joh. 4, 9 und 19. Daran iſt erſchienen die Liebe Gottes gegen uns, daß Gott ſeinen eingebornen Sohn geſandt hat in die Welt, daß wir durch ihn leben ſollen. — Laſſet uns ihn lieben, denn er hat uns zuerſt geliebet.

Jeſ. 61, 10. Ich freue mich in dem Herrn, und meine Seele iſt fröhlich in meinem Gott. Denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit gekleidet.

78. Was wird dieſe Liebe Gottes in deinem Innern bewirken?

Ich werde mit Demuth und Scham die Sündhaftigkeit meiner Natur und meine begangenen Sünden erkennen und vor Gott bekennen.

Ich werde herzliche Reue und Leid darüber tragen, denn ſie haben mich von meinem Gott entfernt. Ich habe ſeine Güte mit Undank erwiedert. Ich bin durch ſie unwürdig und ſtrafbar vor ihm geworden.

1. Joh. 1, 8. So wir ſagen, wir haben keine Sünde, ſo verführen wir uns ſelbſt und die Wahrheit iſt nicht in uns.

Pſ. 51, 5. 6. Ich erkenne meine Miſſethat, und meine Sünde iſt immer vor mir. An dir allein hab ich geſündiget und übel vor dir gethan.

79. Was wird dieſe Erkenntniß und Reue weiter in deinem Innern bewirken?

Ich werde Gott täglich und flehentlich um die Vergebung meiner Sünden bitten, und mich derſelben in Jeſu Chriſto getröſten.

Ich werde, von der Liebe Gottes bewegt, von nun an jede auch die kleinſte Sünde ſcheuen. Auch die kleinſte Sünde iſt Gott mißfällig.

Ich werde mich bemühen, immer vollkommener im Guten und meinem Gott immer ähnlicher und wohlgefälliger zu werden.

Pſ. 51, 1. 2. Gott ſey mir gnädig nach deiner Güte, und tilge meine Sünden nach deiner großen Barmherzigkeit.

Pſ. 19, 13. Wer kann merken wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler.

1. Joh. 1, 9. So wir unſere Sünden bekennen, ſo iſt Gott treu und gerecht, alſo daß er uns die Sünde vergibt, und reinigt uns von aller Untugend.

Röm. 8, 32. 33. Wer will die Auserwählten Gottes beſchuldigen? Gott iſt hie, der da gerecht machet. Wer will verdammen? Chriſtus iſt hie, der geſtorben iſt, ja vielmehr, der auch auferwecket iſt; welcher iſt zur Rechten Gottes und vertritt uns.

1. Joh. 3, 9. Wer aus Gott geboren ist, der thut nicht Sünde.

Ephes. 4, 23. 24. Erneuert euch aber im Geiste eures Gemüths, und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.

80. Wirst du dies alles aus eigener Kraft zu vollbringen vermögen?

Wenn mein Wille zum Guten aufrichtig geneigt, und mein Vorsatz ernstlich ist, so wird mir Gott der heilige Geist seinen Beistand dazu gnädiglich verleihen.

Gott verbirgt sich keinem, der ihn sucht, und er entzieht seine Gnade keinem, der sich nach ihr sehnt, und ihn darum bittet.

Phil. 2, 13. Gott ists, der in euch wirket, beide das Wollen und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

Ps. 51, 12. 13. Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist. Verwirf mich nicht von deinem Angesicht, und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir.

81. In welchen Geſinnungen gegen Gott wird ſich dieſe Aenderung deines ganzen Sinnes und Weſens vornehmlich an den Tag legen?

In der Dankbarkeit, in der Ehrfurcht, im Gehorſam, im Vertrauen, im Gebet.

82. Worin beſteht die Dankbarkeit gegen Gott?

Ich erkenne, daß alles Gute, was ich an Leib und Seele genieße, Gottes unverdiente Wohlthat iſt. Dieſe Erinnerung wird meiner Liebe zu ihm täglich neue Nahrung geben. Ich werde ſeine Wohlthaten nie mißbrauchen, ſondern immer nach ſeinem gnädigen Willen zum Guten anwenden.

1. Moſ. 32, 10. Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und aller Treue, die du an deinem Knechte gethan haſt.

Pſ. 103, 2. Lobe den Herrn meine Seele, und was in mir iſt ſeinen heiligen Namen. Lobe den Herrn meine Seele und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan hat.

Epheſ. 5, 20. Saget Dank allezeit für alles, Gott und dem Vater in dem Namen unſers Herrn Jeſu Chriſti.

83. Wie wird ſich die Ehrfurcht vor Gott mit der Liebe verbinden?

Ich darf und kann nie vergeſſen, daß ich in meinem himmliſchen Vater den allmächtigen Schöpfer und Herrn aller Dinge, das heiligſte und vollkommenſte Weſen liebe.

Offenb. Joh. 15, 3. 4. Groß und wunderſam ſind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig ſind deine Wege, du König der Heiligen! Wer ſollte dich nicht fürchten, Herr, und deinen Namen preiſen? Denn du biſt allein heilig.

84. Vor was wird dich dieſe Erinnerung bewahren?

Sie wird mich bewahren vor allem Leichtſinn, wann ich an Gott denke, unter deſſen Augen ich lebe, vor jedem Mißbrauch ſeines heiligen Namens oder heiliger Dinge. Wer Gottes Namen zum Schwören, Fluchen, Aberglauben mißbrauchen kann, der iſt ferne von der Ehrfurcht vor Gott.

2. Moſ. 20, 7. Du ſollt den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen; denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen mißbraucht.

1. Petr. 3, 15. Heiliget Gott den Herrn in eurem Herzen.

Pſ. 86, 11. Erhalte mein Herz bei dem Einigen, daß ich deinen Namen fürchte.

85. Wie beweist ſich die Liebe Gottes im Gehorſam?

Wenn ich Gott aufrichtig liebe und verehre, ſo wird es meine höchſte Freude ſeyn, ſeine Gebote zu erfüllen. Sein Wille ſoll mein Wille ſeyn. Das Schwerſte ſoll mir leicht werden, weil Gott es will. Gehorſam aus Furcht vor der Strafe iſt knechtiſch, nicht kindlich. Gehorſam um Vortheils willen iſt verwerfliche Eigenſucht.

1. Joh. 2, 4. 5. Wer ſagt, ich kenne Gott, und hält ſeine Gebote nicht, der iſt ein Lügner, und in ſolchem iſt keine Wahrheit. Wer aber ſein Wort hält, in ſolchem iſt wahrlich die Liebe Gottes vollkommen. Daran erkennen wir, daß wir in ihm ſind.

1. Joh. 5, 3. Das iſt die Liebe zu Gott, daß wir ſeine Gebote halten, und ſeine Gebote ſind nicht ſchwer.

Pſ. 40, 9. Deinen Willen, mein Gott, thue ich gerne, und dein Geſetz habe ich in meinem Herzen.

1. Joh. 4, 18. Furcht iſt nicht in der Liebe, ſondern die völlige Liebe treibet die Furcht aus, denn die

Furcht hat Pein. Wer ſich aber fürchtet, der iſt nicht völlig in der Liebe.

Matth. 6, 2. Wahrlich, ich ſage euch: ſie haben ihren Lohn dahin.

86. Wie verbindet ſich mit der Liebe zu Gott das Vertrauen?

Ich glaube und zweifle nicht, daß Gott, mein himmliſcher Vater, alle meine Schickſale zum Beſten leite, und daß er auch im Ungemach, in Gefahr und Noth, ja ſelbſt im Tode mich nie verlaſſen werde.

Pſ. 73, 28. Das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuverſicht ſetze auf den Herrn, Herrn, daß ich verkündige alles dein Thun.

Röm. 8, 35. 37. Wer will uns ſcheiden von der Liebe Gottes? Trübſal? oder Angſt? oder Verfolgung? oder Hunger? oder Blöße? oder Gefährlichkeit? oder Schwerdt? In dem allen überwinden wir weit, um deswillen, der uns geliebet hat.

Pſ. 73, 25. 26. Wenn ich nur dich habe, ſo frage ich nichts nach Himmel und nach Erden. Wenn mir gleich Leib und Seele verſchmachtet, ſo biſt du doch, Gott, allezeit meines Herzens Troſt und mein Theil.

87. Wann

87. Wann iſt dein Vertrauen zu Gott rechter Art?

Mein Vertrauen zu Gott iſt rechter und ächter Art:

Erſtlich, wenn ich zur Beförderung meiner Wohlfahrt die Anweiſung ſelbſt befolge, welche mir Gott durch meine Vernunft und durch die heilige Schrift ertheilt.

Zweitens, wenn ich den Erfolg davon, der nicht in meiner Gewalt ſteht, mit Geduld und Hoffnung von Gott erwarte.

Drittens, wenn ich mit ſeinen Führungen zufrieden bin, weil Gott es nie böſe mit mir meinen kann.

Pſ. 37, 3. 4. 5. Hoffe auf den Herrn; und thue Gutes; bleibe im Lande und nähre dich redlich. Habe deine Luſt an dem Herrn; der wird dir geben, was dein Herz wünſchet. Befiehl dem Herrn deine Wege, und hoffe auf ihn, er wirds wohl machen.

Klagl. Jerem. 3, 26. Es iſt ein köſtlich Ding, geduldig zu ſeyn, und auf die Hülfe des Herrn hoffen.

Röm. 8, 28. Wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen.

88. Wie geht aus der Liebe gegen Gott das Gebet hervor?

Ich denke an Gott. Ich sehne mich immer mehr nach der Vereinigung mit ihm. Mein Herz erhebt sich zu ihm in demüthigen Bekenntnissen, in Preis und Dank, in Bitte und Fürbitte. Mein Gott ist bei mir. Er sieht meine Gedanken, vernimmt mit Wohlgefallen die Rede meines Herzens zu ihm.

Jes. 16, 8. 9. Des Herzens Lust stehet zu deinem Namen, und deinem Gedächtniß. Von Herzen begehre ich dein des Nachts, dazu mit meinem Geist in mir wache ich früh zu dir.

1. Tim. 2, 1. 2. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen.

89. Um was wirst du Gott vorzüglich bitten?

Ich werde Gott vorzüglich bitten um Befestigung und beständiges Wachsthum in allem Guten, um Bewahrung vor aller Sünde,

um ſeine Hülfe in jedem Anliegen, um ſeinen Segen zu jedem frommen Unternehmen, um Troſt und Befreiung in jedem Leiden — für mich und alle Menſchen.

Matth. 6, 33. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes, und nach ſeiner Gerechtigkeit, ſo wird euch ſolches alles zufallen.

Coloſſ. 1, 9 — 10. Wir hören nicht auf für euch zu beten und zu bitten, daß ihr erfüllet werdet mit Erkenntniß ſeines Willens, in allerlei geiſtlicher Weisheit und Verſtand; daß ihr wandelt würdiglich dem Herrn zu allem Gefallen, und fruchtbar ſeyd in allen guten Werken.

90. Darfſt du Gott auch um leibliche Güter bitten?

Ich erkenne, daß alles, was ich zu meinem Leben und Wohlſeyn bedarf, Gottes väterliche Wohlthat ſey, die mir nur von ihm und durch ihn zu Theil werden kann; darum bitte ich ihn auch um leibliche Güter.

Phil. 4, 6. In allen Dingen laſſet eure Bitte im Gebet und Flehen mit Dankſagung vor Gott kund werden.

91. Weſſen getröſtet du dich dabei?

Gott wird mir aus väterlicher Güte und Barmherzigkeit alles dasjenige gewähren, was mir für Seele und Leib gut und wahrhaft nützlich iſt.

Matth. 7, 7. 8. Bittet, ſo wird euch gegeben, ſuchet, ſo werdet ihr finden, klopfet an, ſo wird euch aufgethan. Denn wer da bittet, der empfängt, und wer da ſuchet, der findet, und wer da anklopft, dem wird aufgethan.

Matth. 7, 11. So denn ihr, die ihr doch arg ſeyd, könnet euren Kindern gute Gaben geben, wie vielmehr wird euer Vater im Himmel Gutes geben denen, die ihn bitten.

Pſ. 50, 15. Rufe mich an in der Noth, ſo will ich dich erretten, ſo ſollſt du mich preiſen.

92. Wie wird dein Gebet beſchaffen ſeyn, daß es rechter Art ſey?

Ich bete mit Andacht. Das fromme, Gott ergebene Herz ſoll beten, nicht nur die Lippe. Ich bete mit kindlichem Vertrauen, im Namen Jeſu Chriſti.

Pſ. 145, 18. 19. Der Herr iſt nahe allen, die ihn anrufen, allen, die ihn mit Ernſt anrufen. Er thut,

was die Gottesfürchtigen begehren, und höret ihr Schreien, und hilft ihnen.

1. Joh. 5, 14. Das iſt die Freudigkeit, die wir haben zu ihm, daß, ſo wir etwas bitten nach ſeinem Willen, ſo höret er uns.

Joh. 16, 23. So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, ſo wird ers euch geben.

93. Welches iſt das vollkommenſte Muſter eines gottgefälligen Gebets?

Das vollkommenſte Muſter eines gottgefälligen Gebetes iſt das Gebet Jeſu Chriſti.

Matth. 6, 9 — 13. Unſer Vater in dem Himmel. Dein Name werde geheiligt. Dein Reich komme. Dein Wille geſchehe auf Erden, wie im Himmel. Unſer täglich Brod gieb uns heute. Und vergieb uns unſere Schulden, wie wir unſern Schuldigern vergeben. Und führe uns nicht in Verſuchung, ſondern erlöſe uns von dem Uebel. Denn dein iſt das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Amen.

94. Wie wird die Liebe zu Gott in deinen übrigen Geſinnungen und Handlungen wirkſam ſeyn?

Ich werde auch meinen Nächſten lieben. Er iſt Gottes Geſchöpf wie ich, zur Erei-

chung gleicher Zwecke beſtimmt, durch Chriſtum erlöſet und ſein Angehöriger wie ich.

Ich kann die Liebe zu Gott, die in meinem Herzen iſt, nicht anders ausüben, als in der Liebe zu ſeinen Kindern.

Ich kann die Liebe zu meinem Verſöhner mit Gott nicht anders ausüben, als in der Liebe zu meinem Mitverſöhnten in Geſinnungen, Reden und Handlungen.

Matth. 22, 37 — 39. Du ſollſt lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüthe. Dieß iſt das vornehmſte und größeſte Gebot. Das andere aber iſt dem gleich: Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

Joh. 13, 34 — 35. Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe, auf daß auch ihr einander lieb habet. Dabei wird jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger ſeyd, ſo ihr Liebe unter einander habt.

1. Joh. 3, 23. Das iſt Gottes Gebot, daß wir glauben an den Namen ſeines Sohnes Jeſu Chriſti, und lieben uns unter einander, wie er uns ein Gebot gegeben hat.

Joh. 4, 20. So jemand ſpricht: ich liebe Gott, und haßt doch ſeinen Bruder, der iſt ein Lügner. Denn

wer ſeinen Bruder nicht liebet, den er ſiehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht ſiehet?

2. Pet. 1, 5 — 7. Reichet dar in eurem Glauben, Tugend, und in der Tugend Beſcheidenheit, und in der Beſcheidenheit Mäßigkeit, und in der Mäßigkeit Geduld, und in der Geduld Gottſeligkeit, und in der Gottſeligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe.

Epheſ. 4, 4 — 6. Ein Leib und Ein Geiſt, wie ihr auch berufen ſeyd auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe. Ein Gott und Vater unſer aller, der da iſt über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen.

1. Joh. 3, 18. Meine Kindlein, laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge, ſondern mit der That und mit der Wahrheit.

95. Was faßt die Liebe des Nächſten in ſich?

Die Liebe des Nächſten faßt in ſich, daß ich ihn als Menſch und meines Gleichen, und noch mehr als denjenigen, der mit mir gleicher Gnade und Barmherzigkeit vor Gott theilhaftig iſt, werthſchätze, daß ich ſeines geiſtigen und leiblichen Wohls mich aufrichtig und von Herzen erfreue, ſeines Leides mich

betrübe, liebreich und freundlich gegen ihn sey. Verachtung, Neid, Mißgunst über sein Glück, Gleichgültigkeit oder Schadenfreude, wenn er leidet, darf nie mein Herz entweihen.

Phil. 2, 3 — 4. Durch Demuth achtet euch unter einander einer den andern höher, denn sich selbst; und ein jeglicher sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, das des andern ist.

Röm. 12, 10. Die brüderliche Liebe unter einander sey herzlich. Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor.

Röm. 12, 15. Freuet euch mit den Fröhlichen, und weinet mit den Weinenden.

Maleachi 2, 10. Haben wir nicht alle Einen Vater? Hat uns nicht Ein Gott geschaffen? Warum verachten wir denn einer den andern?

Matth. 20, 15. Siehest du darum scheel, daß ich so gütig bin?

1. Petr. 2, 1. So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug und Heuchelei und Neid.

Spr. Sal. 17, 5. Wer des Dürftigen spottet, der höhnet desselben Schöpfer; und wer sich seines Unfalls freuet, wird nicht ungestraft bleiben.

96. Was erfordert die Werthachtung?

Die Werthachtung erfordert, daß ich auf-

richtig, wahrhaftig und gerecht gegen den Nächſten ſey. Lüge, Trug und jede Verſtellung kann nicht mit der Achtung beſtehen.

Neben der Aufrichtigkeit beſtehe beſonnene Verſchwiegenheit.

1. Chron. 50, 17. Ich weiß, mein Gott, daß du das prüfeſt, und Aufrichtigkeit iſt dir angenehm.

Pſ. 15, 2. 5. Wer ohne Wandel einhergehet, und recht thut, und redet die Wahrheit von Herzen; — wer das thut, der wird wohl bleiben.

1. Kor. 13, 6. Die Liebe freuet ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſie freuet ſich aber der Wahrheit.

Epheſ. 4, 25. Leget die Lügen ab, und redet die Wahrheit, ein Jeglicher mit ſeinem Nächſten, ſintemal wir unter einander Glieder ſind!

97. Was erfordert die Gerechtigkeit?

Die Gerechtigkeit erfordert, daß ich ſeine Rechte, und Alles, was er mit Recht beſitzt, Leben, Geſundheit, Eigenthum und Ehre nie verletze, daß ich durch keine Kränkung den Frieden ſeiner Seele ſtöre, daß ich gewiſſenhaft ihm alles erweiſe, was ich vernünftiger Weiſe ſelbſt von ihm verlangen und fordern kann.

Röm. 13, 7. Gebt jedermann, was ihr schuldig seyd.

Röm. 13, 10. Die Liebe thut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

Matth. 7, 12. Alles, was ihr wollet, das euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten.

98. Wie würdest du dich an dem Leben des Nächsten versündigen?

Nicht nur durch vorsätzliche und gewaltthätige Beraubung desselben, sondern auch durch Alles, was seine Gesundheit schwächen und sein Leben verkürzen könnte.

2. Mos. 20, 13. Du sollst nicht tödten.

1. Joh. 3, 15. Wer seinen Bruder hasset, der ist ein Todtschläger; und ihr wisset, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend.

99. Wie würdest du dich an dem Eigenthum deines Nächsten versündigen?

Nicht nur durch Diebstahl, sondern auch durch jeden Betrug grober oder feiner Art. Mein Gewissen sagt mir wohl, was vor Gott nicht recht ist.

2. Moſ. 20, 15. Du ſollſt nicht ſtehlen.

1. Petr. 2, 1. So leget nun ab alle Bosheit, und allen Betrug.

1. Theſ. 4, 6. Daß Niemand zu weit greife noch vervortheile ſeinen Bruder im Handel, denn der Herr iſt Rächer über das alles.

Habakuk. 2, 6. Wehe dem, der ſein Gut mehret mit fremdem Gut.

100. Wie würdeſt du dich an der Ehre deines Nächſte verſündigen?

Ich würde mich an der Ehre meines Nächſten verſündigen, wenn ich ihm Fehler und Vergehungen andichten könnte, von denen er frei iſt, wenn ich als Fehler oder Vergehung deuten wollte, was doch vielleicht nicht böſe gemeint war, wenn ich ſeine wirklichen Fehler und Schwachheiten ohne Noth und Pflicht bekannt machen, und ihm dadurch die allgemeine Achtung ſchmälern oder rauben wollte.

2. Moſ. 20, 16. Du ſollſt kein falſches Zeugniß reden wider deinen Nächſten.

Zachar. 7, 10. Denke Keiner wider ſeinen Bruder etwas Arges in ſeinem Herzen.

Pſ. 15, 3. 5. Wer mit ſeiner Zunge nicht verläumdet, und ſeinem Nächſten kein Arges thut, und

seinen Nächsten nicht schmähet, der wird wohl bleiben.

Sir. 5, 17. Ein Dieb ist ein schändlich Ding, aber ein Verläumder ist noch viel schändlicher.

Spr. Sal. 25, 9. Handle deine Sache mit deinem Nächsten, und offenbare nicht eines andern Heimlichkeit.

1. Petr. 4, 8. Die Liebe decket auch der Sünden Menge.

101. Wie beweisest du in der That, daß du des geistigen Wohls deines Mitmenschen dich mit wahrhaftiger Liebe erfreust?

Ich werde meinen Nächsten nie und auf keinerlei Art zur Sünde verleiten, die ich selbst verabscheue.

Ich werde mich hüten, daß ich ihn nie und auf keinerlei Weise in seinem Glauben an die göttliche Lehre und in seinen guten Gesinnungen schwankend und irre mache.

Ich werde, so viel an mir ist, durch Belehrung, Rath und Ermahnung, hauptsächlich aber durch mein eigenes Beispiel ihn im Guten erhalten und befestigen.

Matth. 18, 6 — 7. Wer ärgert dieſer Geringſten einen, die an mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehänget würde, und er erſäuft würde im Meer, da es am tiefſten iſt. Wehe aber der Welt der Aergerniß halber! Es muß ja Aergerniß kommen, doch wehe dem Menſchen, durch welchen Aergerniß kommt!

1. Theſ. 5, 11. Ermahnet euch unter einander, und erbauet einer den andern, wie ihr denn thut.

102. Wie beweiſeſt du in der That, daß du des leiblichen Wohlſeyns und Glücks deines Nächſten dich in aufrichtiger Liebe erfreuſt?

Je aufrichtiger meine Liebe iſt, deſto freudiger werde ich mich bemühen, auch das zeitliche Wohl meines Nächſten mit Rath und That, und wenn es ſeyn muß, mit eigener Aufopferung zu befördern. Ich werde gütig gegen ihn ſeyn.

1. Petr. 4, 10. Dienet einander, ein Jeglicher mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherlei Gnade Gottes.

1. Joh. 3, 18. Meine Kindlein, laſſet uns nicht lieben mit Worten, noch mit der Zunge; ſondern mit der That und mit der Wahrheit.

103. Wie beweiſest du in der That, daß dich das Leiden und Ungemach deines Nächſten in aufrichtiger Liebe betrübt?

Dies beweiſe ich in der That mit Wahrheit, wenn ich barmherzig bin, wenn ich den Nothleidenden zur Rettung hülfreiche Hand reiche, wenn ich nach Vermögen die Armuth durch Mildthätigkeit unterſtütze, und zu ihrer Verſorgung beitrage.

Jeſ. 58, 7. Brich dem Hungrigen dein Brod, und die, ſo im Elend ſind, führe in das Haus; ſo du einen nackend ſieheſt, ſo kleide ihn, und entziehe dich nicht von deinem Fleiſch.

Jak. 2, 15. 16. So aber ein Bruder oder eine Schweſter blos wäre, und Mangel hätte der täglichen Nahrung, und jemand unter euch ſpräche zu ihnen: Gott berathe euch, wärmet euch und ſättiget euch! gäbe ihnen aber nicht was des Leibes Nothdurft wäre; was hülfe ſie das?

Matth. 5, 7. Selig ſind die Barmherzigen; denn ſie werden Barmherzigkeit erlangen.

Matth. 25, 40. Was ihr gethan habt einem unter dieſen meinen geringſten Brüdern, das habt ihr mir gethan.

104. Warum wirſt du dich der Freundlichkeit gegen deinen Nächſten befleißigen?

Freundlichkeit und Leutſeligkeit, Beſcheidenheit und gefälliges Weſen ſind der Ausdruck meiner innern Geſinnungen. Durch ſie erhält das Werk der Liebe ſeinen höchſten Werth und Reiz.

Spr. Sal. 12, 25. Sorge im Herzen kränket, aber ein freundliches Wort erfreut.

Kol. 3, 12. So ziehet nun an als die Auserwählten Gottes, Heiligen und Geliebten, herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld.

Epheſ. 4, 31 — 32. Alle Bitterkeit und Grimm, und Zorn, und Geſchrei, und Läſterung, ſey ferne von euch, ſammt aller Bosheit. Seyd aber unter einander freundlich, herzlich, und vergebet einer dem andern.

Matth. 11, 29. Lernet von mir, denn ich bin ſanftmüthig und von Herzen demüthig.

105. Worin beſteht die Friedfertigkeit?

Der friedfertige Menſch vermeidet alle Gelegenheit zur Entzweiung mit ſeinem Nächſten, welche die Liebe zerſtört. Er beleidigt nicht mit Willen und Vorſatz. Das kann die Liebe nicht, in der wir Gott gefallen,

Er ſucht die Verſöhnung, auch wenn er ohne Willen und Vorſatz wehe gethan, beleidigt, beſchädigt hat, und ſchämt ſich deſſen nicht. Er kann ſich nicht ſchämen zu thun, was die in Gott geheiligte Liebe fordert.

Matth. 5, 9. Selig ſind die Friedfertigen, denn ſie werden Gottes Kinder heißen.

Röm. 12, 18. Iſts möglich, ſo viel an euch iſt, ſo habt mit allen Menſchen Frieden.

2. Kor. 13, 11. Habt einerlei Sinn, ſeyd friedſam, ſo wird der Gott der Liebe und des Friedens mit euch ſeyn.

106. Wie bewährt ſich die Friedfertigkeit, wenn du von Andern gekränkt, beleidigt, beſchädigt biſt?

Die Friedfertigkeit, die dem Verſöhnten mit Gott geziemt, bewahrt und bewährt ſich, wenn ich Beleidigung nicht mit Beleidigung vergelte, wenn ich ſie verzeihe, noch ehe der Beleidiger ſie erkennt, und den Frieden mit mir wieder ſucht, wenn ich ihm durch Zuvorkommen die Erkenntniß ſeines Fehlers erleichtere, und zur gegenſeitigen Wiederverſöhnung

nung bereit bin. Zorn und Rachſucht ſey ferne von meinem Herzen.

Matth. 6, 14. So ihr den Menſchen ihre Fehler vergebet, ſo wird euch euer himmliſcher Vater auch vergeben.

Epheſ. 4, 26. Zürnet und ſündiget nicht; laſſet die Sonne nicht über eurem Zorn aufgehen.

Röm. 12, 17. Vergeltet Niemand Böſes mit Böſem.

Gal. 6, 1. Liebe Brüder, ſo ein Menſch etwa von einem Fehler übereilet würde, ſo helfet ihm wieder zurecht mit ſanftmüthigem Geiſt.

1. Petr. 2, 21 — 23. Chriſtus hat für uns gelitten, und uns ein Vorbild gelaſſen, daß ihr ſollt nachfolgen ſeinen Fußſtapfen, welcher keine Sünde gethan hat, iſt auch kein Betrug in ſeinem Munde erfunden worden, welcher nicht wieder ſchalt, als er geſcholten ward, nicht drohete, da er litt; er ſtellte es aber dem heim, der da recht richtet.

107. Welches iſt die höchſte Probe der ächten Menſchenliebe?

Die höchſte Probe der Menſchenliebe, die aus der Liebe Gottes fließt, und in ſie zurückkehrt, iſt die, daß ich auch meine Feinde liebe.

Es wird mich ſchmerzen, einen Feind zu haben, dem ich nicht mit allen Gefühlen des Wohlwollens begegnen kann. Aber ich kann nie eine Pflicht an ihm verletzen, die ich dem Menſchen ſchuldig bin, deſſen ſich Gott erbarmt, und für den Chriſtus geſtorben iſt.

Matth. 5, 44. 45. Liebet eure Feinde, ſegnet, die euch fluchen, thut wohl denen die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen, auf daß ihr Kinder ſeyd eures Vaters im Himmel.

Röm. 12, 20. 21. So deinen Feind hungert, ſo ſpeiſe ihn; dürſtet ihn, ſo tränke ihn. Wenn du das thuſt, ſo wirſt du feurige Kohlen auf ſein Haupt ſammeln. Laß dich nicht das Böſe überwinden, ſondern überwinde das Böſe mit Gutem.

108. Was iſt von der Liebe des Menſchen gegen ſich ſelbſt zu ſagen?

Die natürliche Liebe des Menſchen zu ſich ſelbſt geht auf die Befriedigung gewiſſer Triebe, welche Gott in der menſchlichen Natur geweckt hat, als da ſind der Trieb zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit, der Trieb, Eigenthum zu erwerben und zu mehren, der Trieb nach Achtung, Beifall und

Ehre, nach Vergnügen, Freude und Ergötzlichkeit von mancherlei Art.

Epheſ. 5, 29. Niemand hat jemals ſein eigen Fleiſch gehaſſet, ſondern er nähret und pfleget ſein.

109. Zu welchen Zwecken ſind dieſe Triebe in dem Menſchen?

Gott, der weiſe und gütige Schöpfer, hat ſie in dem Menſchen geweckt zum Wohlergehen ſeiner ſelbſt, der Seinigen und andrer Menſchen.

Matth. 22, 39. Du ſollſt deinen Nächſten lieben als dich ſelbſt.

110. Wie befriedigt ſie der ungebeſſerte Menſch?

Der ungebeſſerte Menſch befriedigt ſie — faſt wie das Thier — ohne an Gott zu denken, ohne ſich um ihre Zwecke zu kümmern. Er befriedigt oft einen ſtärkern Trieb ſo, daß dadurch die Zwecke von allen geſtört werden.

Mark. 4, 19. Die Sorge dieſer Welt und der betrügliche Reichthum und viele andere Lüſte gehen hinein, und erſticken das Wort, und bleibt ohne Frucht.

Phil. 3, 18. 19. Viele wandeln als Feinde des Kreuzes Chriſti, welcher Ende iſt die Verdammniß, welchen der Bauch ihr Gott iſt, und ihre Ehre zu Schanden wird, derer, die irdiſch geſinnt ſind.

111. Wie liebt der gebeſſerte Menſch ſich ſelbſt?

Mit Gott durch Liebe Eins heiligt er ſeine natürlichen Triebe ihren Zwecken. Er mäßigt und ordnet ſie ſo, daß dadurch die Liebe gegen den Nächſten und ihre Ausübung nicht geſtört, ſondern vielmehr gefördert werde.

Röm. 12, 1. Ich ermahne euch, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, daß ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig, und Gott wohlgefällig ſey, welches ſey euer vernünftiger Gottesdienſt.

Gal. 5, 24. Welche Chriſto angehören, die kreuzigen ihr Fleiſch ſammt den Lüſten und Begierden.

1. Petr. 2, 11. Enthaltet euch von fleiſchlichen Lüſten, welche wider die Seele ſtreiten.

112. Wie heiligt der Gebeſſerte die Liebe zum irdiſchen Leben?

Er ſieht das Leben als ein theures Geſchenk ſeines Gottes an.

Er ſorgt für ſeine Erhaltung, damit er fortdauernd an ſeiner Beſſerung und Vervollkommnung in allem Guten arbeiten, und für das Wohl der Menſchen wirkſam ſeyn könne. Der Augenblick, in dem er etwas Gutes thun kann, iſt ihm ein köſtlicher Gewinn.

Aber ſtark in Gott entzieht er ſich nicht der Gefahr des Lebens, wenn es die Noth oder Pflicht gebietet.

Röm. 14, 7. 8. Unſer keiner lebt ihm ſelber, und keiner ſtirbt ihm ſelber. Leben wir, ſo leben wir dem Herrn; ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn. Darum ſo wir leben oder ſterben, ſo ſind wir des Herrn.

Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

113. Was iſt aber von dem Selbſtmord zu halten?

Wer ſich an Leib und Seele geſund erhält, wer das Vertrauen auf Gott nie ſinken läßt, wer ſich vor Sünde und Schande hütet, den wird Gott bewahren, daß er nicht eine mörderiſche Hand an ſich ſelber lege.

Spr. Sal. 24, 8. Wer ſich ſelbſt Schaden thut, den heißet man billig einen Erzböſewicht.

114. Wie heiligt der gebeſſerte Menſch ſeine Sorge für zeitliche Güter?

Er findet den rechten Weg dazu in der gewiſſenhaften Arbeitſamkeit und in der weiſen Sparſamkeit ohne Geiz, nie in der Vervortheilung ſeines Nächſten. Er erkennt in dem Gelingen ſeiner Bemühungen Gottes Vatersegen. Er verehrt in dem Mißlingen Gottes weiſe, wenn auch verborgene Abſicht.

1. Theſſ. 4, 11. Ringet darnach, daß ihr ſtille ſeyd und das Eurige ſchaffet, und arbeitet mit euren eigenen Händen.

Spr. Sal. 14, 23. Wo man arbeitet, da iſt genug; wo man aber mit Worten umgeht, da iſt Mangel.

Joh. 6, 12. Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme.

Luk. 12, 15. Sehet zu, und hütet euch vor dem Geiz, denn Niemand lebet davon, daß er viel Güter hat.

Pſ. 119, 36. Neige mein Herz zu deinen Zeugniſſen, und nicht zum Geiz.

1. Tim. 6, 6 — 8. Es iſt ein großer Gewinn, wer gottſelig iſt, und läſſet ſich genügen; denn wir haben nichts in die Welt gebracht, und werden auch nichts hinaus bringen. Wenn wir aber Nahrung und Kleider haben, ſo laſſet uns begnügen.

115. Wie ſorgt der Gebeſſerte für ſeine Achtung und Ehre?

Er findet den rechten Weg zu ihr in der unbeſcheltbaren Rechtſchaffenheit ſeines Sinnes und Wandels, in der Tüchtigkeit und nützlichen Thätigkeit in und auſſer ſeinem Beruf, nie in der Heuchelei und in der Verkleinerung des Werthes ſeiner Mitmenſchen. Er bewahrt ſein ſchwaches Herz vor Stolz; denn was er iſt, das iſt er durch Gott. Gottes Wohlgefallen iſt ihm höher als aller Menſchen Gunſt und Beifall. Gottes Wohlgefallen tröſtet ihn für alle unverſchuldete Geringſchätzung der Menſchen.

1. Kor. 9, 15. Es wäre mir lieber, ich ſtürbe, denn daß mir Jemand meinen Ruhm ſollte zu nichte machen.

Matth. 5, 16. Laſſet euer Licht leuchten vor den Leuten, daß ſie eure guten Werke ſehen, und euren Vater im Himmel preiſen.

1. Petr. 2, 12. Führet einen guten Wandel, auf daß die, so von euch afterreden als von Uebelthätern, eure guten Werke sehen, und Gott preisen, wenn es nun an den Tag kommen wird.

1. Thess. 5, 21. 22. Prüfet alles, und das Gute behaltet, meidet allen bösen Schein.

Gal. 5, 26. Lasset uns nicht eitler Ehre geizig seyn, unter einander uns zu entrüsten, und zu hassen.

Spr. Sal. 16, 5. 18. Ein stolzes Herz ist dem Herrn ein Gräuel, und wird nicht ungestraft bleiben, wenn sie sich gleich alle aneinander hängen. Wer zu Grunde gehen soll, der wird zuvor stolz, und steiger Muth kommt vor dem Fall.

2. Kor. 10, 17. 18. Wer sich rühmet, der rühme sich des Herrn, denn darum ist einer nicht tüchtig, daß er sich selbst lobt, sondern daß ihn der Herr lobt.

116. Wie heiligt der Gebesserte seine sinnlichen Freuden?

Er heiligt seine sinnlichen Vergnügungen, Freuden und Ergötzungen durch das Andenken an Gott, das ihn nie etwas Böses thun läßt.

Er befleißigt sich vorzüglich der Mäßigkeit im Genuß, der Reinheit seines Herzens, der

Züchtigkeit, der Keuſchheit in Gedanken, Worten und Werken.

Er zieht allen irdiſchen und vergänglichen Freuden, die höhern, innern und geiſtigen Freuden ſeines Gemüths vor.

Tob. 4, 6. Dein Lebenlang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, und thuſt wider Gottes Gebot.

Luk. 21, 34. Hütet euch, daß eure Herzen nicht beſchwert werden mit Freſſen und Saufen und Sorgen der Nahrung.

Epheſ. 5, 3. 4. Hurerei und alle Unreinigkeit laſſet nicht von euch geſagt werden, wie den Heiligen zuſtehet; auch ſchandbare Worte oder Scherze, welche euch nicht ziemen.

Hebr. 13, 4. Die Hurer und Ehebrecher wird Gott richten.

Matth. 5, 8. Selig ſind, die reines Herzens ſind, denn ſie werden Gott ſchauen.

Hebr. 13, 18. Unſer Troſt iſt der, daß wir ein gut Gewiſſen haben, und befleißigen uns, einen guten Wandel zu führen.

Matth. 16, 26. Was hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an ſeiner Seele? Oder was kann der Menſch geben, damit er ſeine Seele wieder löſe?

117. Welches sind die Quellen dieser höhern Freuden?

Diese sind Wachsthum an Erkenntniß und Weisheit besonders durch Betrachtung der Werke Gottes in der Natur, Beschäftigung des inwendigen Gemüths mit Gott, Wachsthum und Vervollkommnung in allem Guten, der Umgang mit verständigen und frommen Menschen in Liebe und Freundschaft, — vor Allem aber das selige Bewußtseyn, durch Jesum Christum versöhnt mit Gott, und Eins mit ihm zu seyn in allem Wollen und Thun. Das ist die Vollendung meiner Heiligung.

Ephes. 5, 17. Werdet nicht unverständig, sondern verständig, was da sey des Herrn Wille.

Sir. 37, 15. Halte dich stets zu gottesfürchtigen Leuten, von denen du weißt, daß sie Gottes Gebote halten.

Kol. 3, 17. Alles was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles in dem Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn.

Fünftes Hauptſtück.

Von der chriſtlichen Kirche.

118. Was iſt die chriſtliche Kirche?

Unter der chriſtlichen Kirche verſteht man die heilige und ſegensvolle Anſtalt, in welcher alle Bekenner des Evangeliums auf der Erde unter Jeſus Chriſtus, ihrem Oberhaupt im Himmel, vereinigt ſind. Sie iſt geſtiftet von Jeſus Chriſtus durch ſeine Apoſtel unter kraftvollem Wirken Gottes des heiligen Geiſtes.

Röm. 12, 4. 5. Gleicherweiſe, wie wir in Einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerley Geſchäfte haben, alſo ſind wir viele Ein Leib in Chriſto, aber untereinander iſt einer des andern Glied.

Epheſ. 2, 19 — 22. So ſeyd ihr nun nicht mehr Gäſte und Fremdlinge, ſondern Bürger mit den Heiligen, und Gottes Hausgenoſſen, erbauet auf den Grund

der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein, auf welchen der ganze Bau in einander gefüget, wächst zu einem heiligen Tempel in dem Herrn, auf welchen auch ihr mit erbauet werdet, zu einer Behausung Gottes.

119. Wie unterscheidet sich von andern die evangelisch protestantische Kirche, zu welcher du dich bekennest?

Die evangelisch protestantische Kirche erkennt Jesum Christum, ihren Stifter, der im Himmel ist, einzig und allein als ihr Oberhaupt ohne alle Stellvertretung desselben durch irgend einen Menschen.

Der evangelische Christ erkennt einzig und allein in der Lehre der heiligen Schrift den Grund seines Glaubens, die Richtschnur seines Lebens, das Unterpfand seiner Hoffnungen ohne alle menschlichen Zusätze.

Matth. 23, 8. Einer ist euer Meister Christus: ihr aber seyd alle Brüder.

1. Kor. 3, 11. Einen andern Grund kann Niemand legen, außer dem, der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus.

120. Warum nenneſt du die chriſtliche Kirche eine heilige und ſegensvolle Anſtalt.

Ich nenne ſie ſo, weil ſie Chriſtus geſtiftet, und in ihr die himmliſchen Gnadenmittel zur Erleuchtung des Verſtandes, zur Erweckung des Glaubens, zum Troſt des Gewiſſens, zur Heiligung des Sinnes und Lebens und zur ſeligen Hoffnung für alle Zeiten niedergelegt und ihr geſchenkt hat, nämlich das Wort Gottes und die heiligen Sacramente.

121. Was verſtehſt du unter dem Wort Gottes?

Unter dem Wort Gottes verſtehe ich das Evangelium oder die Lehre, welche Gott in der heiligen Schrift geoffenbaret hat.

Hebr. 1, 1. 2. Nachdem vor Zeiten Gott manchmal und mancherlei Weiſe geredet hat zu den Vätern durch die Propheten, hat er am letzten in dieſen Tagen zu uns geredet durch den Sohn, welchen er geſetzet hat zum Erben über alles.

1. Theſſ. 2, 13. Darum auch wir ohne Unterlaß Gott danken, daß ihr, da ihr empfienget von uns das Wort göttlicher Gnade, nahmet es auf, nicht als Men-

ſchenwort, ſondern, wie es denn wahrhaftig iſt, als Gottes Wort.

1. Petr. 1, 25. Des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit, das iſt aber das Wort, welches unter euch verkündigt iſt.

122. Wie wird dir das Wort Gottes zum Mittel der Gnade?

Wenn ich mit aufrichtiger Sehnſucht nach Erleuchtung, Heiligung und Troſt daſſelbe in der heiligen Schrift oder in Lehr- und Erbauungsbüchern leſe, oder im chriſtlichen Unterricht und Vortrag anhöre, es erwäge, auf meinen Seelenzuſtand anwende, und Gott, den heiligen Geiſt, bitte, daß er es an meiner Seele ſegnen wolle.

Luk. 11, 28. Selig ſind die Gottes Wort hören und bewahren.

Jak. 1, 21. Nehmet an das Wort mit Sanftmuth, das in euch gepflanzt iſt, welches kann eure Seelen ſelig machen.

123. Was iſt ein Sacrament?

Eine heilige und kirchliche Handlung, geſtiftet von unſerm Herrn und Heilande Je-

sus Christus, in welcher uns unter sichtbaren Zeichen unsichtbare Gnaden und Güter dargestellt und gegeben werden.

124. Wie viel Sacramente hat Christus gestiftet?

Christus hat zwei Sacramente gestiftet, die heilige Taufe und das heilige Abendmahl.

125. Was ist die heilige Taufe?

Die heilige Taufe ist die Handlung, in welcher ich durch Besprengung mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes in die Gemeinschaft Jesu Christi und seiner Kirche aufgenommen bin.

126. Wie lauten die Worte der Einsetzung der heiligen Taufe?

Sie lauten also:

Matth. 28, 18. 19. 20. Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des

Sohnes und des heiligen Geistes. Und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe.

Marc. 16, 15. 16. Gehet hin in alle Welt, und predigt das Evangelium aller Creatur. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden.

127. Wie wird die heilige Taufe zum Mittel der Gnade?

Ich bin durch die Taufe Gott dem Vater und Jesu Christo meinem Heiland übergeben, und von ihm angenommen als sein Eigenthum. Ich habe Antheil an allen Wohlthaten seiner Erlösung, der heilige Geist bewegt und bekräftigt mich zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung, wenn ich ihm nicht widerstrebe.

Tit. 3, 5 — 8. Gott macht uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum unsern Heiland; auf daß wir durch desselbigen Gnade gerecht und Erben seyen des ewigen Lebens nach der Hoffnung. Das ist gewißlich wahr.

128. Was

128. Was bringt die Kirche mit der Taufe in Verbindung?

Damit bringt die Kirche in Verbindung die Confirmation. Nach empfangenem Unterricht bekennt der Getaufte öffentlich vor der chriſtlichen Gemeinde ſeinen Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geiſt.

Er gelobt der erkannten Wahrheit und allen Pflichten eines Mitgliedes der Kirche treu zu bleiben bis ans Ende. Er empfängt die wiederholte Zuſicherung aller Wohlthaten und Segnungen der Kirche.

Er empfängt hierauf das heilige Abendmahl.

129. Was iſt das heilige Abendmahl?

Das Mahl, welches Jeſus Chriſtus am Abend vor ſeinem Leiden und Sterben zum Andenken an ſeinen Erlöſungstod eingeſetzt hat.

130. Wie lauten die Worte der Einsetzung?

Sie lauten also:

Matth. 26, 26. 28. Luc. 22, 19. 20. Unser Herr Jesus in der Nacht da er verrathen ward, nahm das Brod, dankte und brachs und gabs den Jüngern, und sprach: Nehmet, esset das ist mein Leib, der für euch gegeben wird, das thut zu meinem Gedächtnisse. Desselbigen gleichen auch den Kelch nach dem Abendmahle, dankte, gab ihnen den und sprach, trinket alle daraus, das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird zur Vergebung der Sünden, das thut zu meinem Gedächtniß."

131. Was empfangen wir in dem heiligen Abendmahl?

Mit Brod und Wein empfangen wir den Leib und das Blut Christi zur Vereinigung mit ihm unsern Herrn und Heiland nach 1. Cor. 10, 16. „Das Brod, das wir brechen ist die Gemeinschaft des Leibes Christi."

132. Welches sind also bei dem Abendmahl des Herrn die sichtbaren Zeichen?

Brod und Wein, welche auch in dem Genusse desselben Brod und Wein bleiben.

133. Welches sind die unsichtbaren Gnaden und Güter im heiligen Abendmahle?

Alles was uns Jesus Christus durch sein Leben, Leiden und Sterben erworben hat, nämlich Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit.

134. Wozu bewegt uns die würdige Theilnahme an dem heiligen Abendmahle?

Bei unserer innigen Gemeinschaft mit Christo dankbar gegen Gott zu seyn, und in der Heiligung zu wachsen.

135. Wie bereiten wir uns zum würdigen Genuß des heiligen Mahles vor?

Dadurch, daß wir uns sorgsam selber prüfen, uns unserer Sünde wegen mißfallen, sie ernstlich bereuen, von Herzen die Gnade

Gottes suchen, seinen Beistand zu unserer Besserung erflehen, und gegen unsern Nächsten versöhnlich sind, wie wir selbst der Versöhnung bedürfen.

1. Kor. 11, 28. 29. Der Mensch aber prüfe sich selbst, und also esse er von diesem Brod, und trinke von diesem Kelch. Denn welcher unwürdig isset und trinket, der isset und trinket ihm selber das Gericht, damit daß er nicht unterscheidet den Leib des Herrn.

136. Welche wohlthätige Einsetzung hat sich in der Kirche sonst noch erhalten?

Die Kirche hat aus den ältesten Zeiten des Christenthums erhalten die Feier des Sonntags und anderer geheiligter Tage durch Enthaltung von aller störenden und öffentlichen Arbeit und durch öffentliche Gottesverehrung.

137. Was bewirkt sie durch die Enthaltung von der Arbeit?

Sie sichert dadurch

1) Dem Körper die nöthige Ruhe und Erholung nach dem Beispiel, das schon im alten Testament gegeben ist.

2) Dem Geiſt ſichert ſie die erforderliche Zeit und Ruhe, daß er mit ſich ſelbſt, mit Gott und göttlichen Dingen ſich beſchäftigen möge.

2. Moſ. 20, 8. Gedenke des Sabbathtags, daß du ihn heiligeſt.

5. Moſ. 5, 12. 14. Den Sabbathtag ſollſt du halten, daß du ihn heiligeſt, wie dir der Herr, dein Gott, geboten hat. Sechs Tage ſollſt du arbeiten und alles dein Werk thun; aber am ſiebenten Tag iſt der Sabbath des Herrn deines Gottes; da ſollſt du keine Arbeit thun.

138. Was verbindet die Kirche mit der öffentlichen Verehrung Gottes?

Sie verbindet damit den fortgeſetzten Unterricht in dem Wort Gottes mittelſt der Predigt und Kinderlehre.

139. Warum ſollen wir an der öffentlichen Gottesverehrung Antheil nehmen?

Ich bin es der Kirche ſchuldig, zu welcher ich mich bekenne, und deren Wohlthaten ich theilhaftig bin. Aber wohl dem Gemüth, das in ſich ſelbſt das Bedürfniß und die Erwek-

kung fühlt, Gott den gemeinschaftlichen Vater und Jesum, den Erlöser unser aller gemeinschaftlich anzubeten und zu verehren, und sich durch und miteinander zu erbauen.

Ps. 26, 8. Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses, und den Ort, da deine Ehre wohnet.

Hebr. 10, 25. Lasset uns nicht verlassen unsere Versammlung, wie Etliche pflegen, sondern uns unter einander ermahnen.

Kol. 3, 16. Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und ermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen, und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen.

140. Was empfiehlt die christliche Kirche ausser der öffentlichen Gottesverehrung?

Sie empfiehlt gar sehr die Hausandacht unter den Hausgenossen besonders an den heiligen Tagen, das tägliche Gebet, die Morgen-, Abend- und Tischgebete.

Ps. 92, 2. 3. Das ist ein köstlich Ding, dem Herrn danken, und lobsingen deinem Namen, du Höchster, des Morgens deine Gnade, und des Nachts deine Wahrheit verkündigen.

Pſ. 63, 7. Wenn ich mich zu Bette lege, ſo denke ich an dich; wenn ich erwache, ſo rede ich von dir.

141. Wie beweiſeſt du dich als ein würdiges Mitglied der Kirche, zu der du dich bekennſt?

Ich beweiſe mich als ein würdiges und treues Mitglied der Kirche, wenn ich durch ein reines heiliges Leben an den Tag lege, daß der Glaube, den ich in ihr bekenne, der wahre und lebendige ſey.

Matth. 7, 20. 21. An ihren Früchten ſollt ihr ſie erkennen. Es werden nicht alle, die zu mir ſagen: Herr, Herr! in das Himmelreich kommen; ſondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel.

Jak. 1, 22. Seyd Thäter des Worts und nicht Hörer allein, womit ihr euch ſelbſt betrüget.

142. Wie erweiſeſt du dich gegen diejenigen, welche nicht deine Kirchen- und Glaubensgenoſſen ſind?

Ich richte nicht, ich verdamme nicht. Nur Einer kann ſelig machen und verdammen. Ich haſſe und verfolge nicht. Ich ſpotte nicht über das, was Andern heilig iſt. Ich entziehe mich keiner menſchlichen Pflicht, die

ich ihnen schuldig bin. Gott bringe zur heilsamen Erkenntniß und Wiederkehr die, welche sich aus Irrthum oder Stolz von der Kirchengemeinschaft absondern und ausschließen. Sie gehen einer großen Gnade verlustig.

Gott lasse das Licht des Evangeliums durchdringen zu allen, welche noch in Unwissenheit und Aberglauben des Trostes ihrer Erlösung entbehren.

Röm. 14, 4. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn.

Röm. 14, 12. 13. So wird nun ein Jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Darum laßt uns nicht mehr Einer den Andern richten; sondern das richtet vielmehr, daß Niemand seinem Bruder einen Anstoß oder Aergerniß darstelle.

Sechstes Hauptſtück.

Die Lehre von dem Eid.

143. Was iſt der Eid?

Der Eid iſt die höchſte wichtige Betheurung einer Ausſage oder eines Verſprechens, welche auf Befehl der Obrigkeit durch Berufung auf Gott geſchieht.

Hebr 6, 19. Der Eid machet ein Ende alles Haders, dabei es feſt bleibet unter ihnen.

144. Wie beruft ſich der Schwörende auf Gott?

Der Schwörende nimmt Gott, den Allwiſſenden, Heiligen und Gerechten zum Zeugen an, daß er die Wahrheit rede, und daß

er halten wolle, was er verſpricht. Er entſagt gerichtlich und feierlich allem Antheil an der Gnade Gottes, wenn er falſch ſchwöre.

145. Welches ſind die Folgen des falſchen Eides?

Die Folgen des falſchen Eides oder des Meineids ſind ſchwere, zeitliche Strafen, Verluſt der Ehre und des Zutrauens, wann der Meineid entdeckt wird — unheilbare Unruhe des Gemüths, wann das Gewiſſen erwacht. Gott erbarme ſich des Reumüthigen in der ſchweren Stunde des Todes.

2. Moſ. 20, 7. Du ſollſt den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, denn der Herr wird den nicht ungeſtraft laſſen, der ſeinen Namen mißbraucht.

3. Moſ. 19, 12. Ihr ſollt nicht falſch ſchwören bei meinem Namen, und entheiligen den Namen eures Gottes, denn ich bin der Herr.

Gal. 6, 7. Irret euch nicht, Gott läßt ſich nicht ſpotten.

146. Was iſt von dem Eidſchwur zu halten, der nicht auf Befehl der Obrigkeit geſchieht?

Ein ſolcher Schwur iſt kein wahrer Eid,

sondern eine strafwürdige Nachäffung desselben, und hat keine Gültigkeit. Was vor Gott und Menschen recht und gut ist, soll Jeder ohne Schwur halten. Was unrecht und unerlaubt ist, dazu kann kein Eid verpflichten. Wie kann ich Gott zum Zeugen anrufen, daß ich etwas Böses thun wolle!

Sir. 23, 12. 17. Wer oft schwöret, der sündiget oft, und die Plage wird von seinem Hause nicht bleiben. Gewöhne deinen Mund nicht zu leichtfertigen Schwüren; denn es kommt aus bösem Vornehmen.

Matth. 5, 37. Eure Rede sey: ja, ja; nein, nein; was darüber ist, das ist vom Uebel.

Siebentes Hauptstück.

Von den zukünftigen Dingen oder von der Vollendung.

147. Warum richtest du deinen Blick auf die zukünftigen Dinge?

Ich kann auf der Erde nie ganz rein von der Sünde werden. Die Erde kann mir nicht geben was mein Herz befriedigt.

Joh. 16, 33. In der Welt habet ihr Angst.

1. Cor. 15, 19. Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christum, so sind wir die elendesten unter allen Menschen.

148. Wessen getröstest du dich dabei?

Ich glaube der Versicherung Jesu Christi meines Heilandes, der für mich gestorben und auferstanden ist, daß meine Seele unsterblich sey, und nach dem Tode des Leibes zu ihm kommen werde, wenn ich ihm treu verbleiben werde bis an das Ende. Christus hat mich nicht für die wenigen Tage dieses Lebens erlöst.

Joh. 11, 25. Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Joh. 17, 24. Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seyn, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast.

Matth. 5, 12. Seyd fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnet werden.

Matth. 10, 28. Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib tödten, und die Seele nicht mögen tödten. Fürchtet euch vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben mag in die Hölle.

149. Wird die Seele auf immer von dem Körper getrennt bleiben?

Christus hat seinen Jüngern die Ver-

ſicherung gegeben, daß er vom Himmel wieder kehren, daß er die Todten auferwecken, und über alle Menſchen Gericht halten werde.

Joh. 5, 28. 29. Verwundert euch deß nicht; denn es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern ſind, werden die Stimme des Sohnes Gottes hören, und werden hervorgehen, die da Gutes gethan haben, zur Auferſtehung des Lebens, die aber Uebels gethan haben, zur Auferſtehung des Gerichts.

Apſtlgeſch. 10, 42. Chriſtus hat uns geboten, zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er iſt verordnet von Gott ein Richter der Lebendigen und der Todten.

2. Cor. 5, 10. Wir müſſen alle offenbar werden vor dem Richterſtuhl Chriſti, auf daß ein jeglicher empfange, nach dem er gehandelt hat bei Leibes Leben, es ſey gut oder böſe.

150. Wann wird Chriſtus wieder kommen?

Gott hat aus weiſen, heiligen Abſichten die Zeit verborgen. Sie ausfindig machen wollen, heißt eindringen wollen in die göttlichen Geheimniſſe. Wir ſollen jeden Tag bereit ſeyn.

Mark. 13, 32. 33. Von dem Tage aber und der Stunde weiß Niemand, auch die Engel nicht im Himmel, auch der Sohn nicht, ſondern allein der Vater. Sehet zu, wachet und betet, denn ihr wiſſet nicht, wann es Zeit iſt.

151. Was heißt das: Chriſtus wird die Todten wieder-erwecken?

Kraft der göttlichen Macht, die ihm verliehen iſt, wird Chriſtus die Seele wieder mit einem Körper vereinigen, welcher als der nämliche erkennbar iſt, mit dem ſie auf der Erde vereiniget war.

152. Wie werden aber die Körper derjenigen beſchaffen ſeyn, welche für die Seligkeit beſtimmt ſind?

Wie der irdiſche Leib für den Aufenthalt des Menſchen auf der Erde geſchaffen war, ſo wird der neue Leib für das Leben im Himmel verändert ſeyn, ähnlich dem verklärten Leibe Jeſu Chriſti.

1. Cor. 15, 42 — 44. Es wird geſäet verweslich, und wird auferſtehen unverweslich. Es wird geſäet in

Unehre, und wird auferſtehen in Herrlichkeit. Es wird geſäet in Schwachheit und wird auferſtehen in Kraft. Es wird geſäet ein natürlicher Leib und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib.

Phil. 3, 20. 21. Unſer Wandel iſt im Himmel, von dannen wir auch warten unſeres Heilandes Jeſu Chriſti, des Herrn, welcher unſern nichtigen Leib verklären wird, daß er ähnlich werde ſeinem verklärten Leibe.

153. Was heißt: Chriſtus wird Gericht halten?

Chriſtus wird die gottloſen Menſchen und die frommen Menſchen auf immer von einander ſcheiden. Er wird über jene das Urtheil der Verdammniß ausſprechen, und dieſe mit ſich in die Seligkeit des Himmels einführen.

Matth. 25, 34. Dann wird der König ſagen zu denen zu ſeiner Rechten: Kommt her ihr Geſegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet iſt von Anbeginn der Welt.

Matth. 25, 41. Dann wird er auch ſagen zu denen zur Linken: Gehet hin von mir ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, das bereitet iſt, dem Teufel und ſeinen Engeln.

154. Welches wird das Schicksal der Verdammten seyn?

Die Verdammten werden in einem höchst traurigen und unglücklichen Zustande in der Gemeinschaft und unter der Gewalt der bösen Geister sich befinden. Die heilige Schrift beschreibt uns ihren Zustand zwar in bildlichen aber schrecklichen Ausdrücken.

Luk. 16, 23. 24. Als er nun in der Hölle und in der Qual war, hob er seine Augen auf, und sah Abraham von ferne, und Lazarum in seinem Schooß, rief und sprach: Vater Abraham, erbarme dich meiner, und sende Lazarum, daß er das Aeußerste seines Fingers ins Wasser tauche, und kühle meine Zunge, denn ich leide Pein in dieser Flamme.

155. Welches wird der Zustand der Frommen in jenem Leben seyn?

Von allen Sünden rein und von allen Gebrechen frei werden sie in der Gemeinschaft Gottes und Jesu Christi mit allen Engeln und Vollendeten eine ewige Seligkeit genießen, von welcher der menschliche Sinn hier auf der Erde noch gar keiner Vorstellung fähig ist.

1. Joh. 3, 2. Wir sind nun Gottes Kinder, und ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich seyn werden; denn wir werden ihn sehen, wie er ist.

1. Petr. 1, 3 — 6. Gott hat uns nach ſeiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferſtehung Jeſu Chriſti von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel, euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahrt werdet zur Seligkeit, welche zubereitet iſt, daß ſie offenbar werde zur letzten Zeit, in welcher ihr euch freuen werdet, ihr die ihr jetzt eine kleine Zeit (wo es ſeyn ſoll) traurig ſeyd in mancherlei Anfechtungen.

2. Cor. 4, 17. 18. Unſere Trübſal, die zeitlich und leicht iſt, ſchaffet eine ewige und über alle Maße wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht ſehen auf das Sichtbare, ſondern auf das Unſichtbare. Denn was ſichtbar iſt, das iſt zeitlich; was aber unſichtbar iſt, das iſt ewig.

156. Welches wird zuletzt das Schickſal aller irdiſchen Dinge ſeyn?

Die Erde wird vergehen mit aller ihrer Herrlichkeit und mit allem ihrem Ungemach. Es wird für die Vollendeten in Gott überall nur Seligkeit und Himmel ſeyn.

Matth. 24, 35. Himmel und Erde werden vergehen; aber meine Worte werden nicht vergehen.

2. Petr. 3, 13. Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde, nach ſeiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Offenb. 21, 1. Und ich ſah einen neuen Himmel und eine neue Erde, denn der erſte Himmel und die erſte Erde vergieng.

Beiträge

zur

Religionsphiloſophie.

I.

Weltgeſetze.

1. Es ſcheint in allem Geſchaffenen der Erde nur eine Hauptform zu herrſchen, die durch alle Theile fortgeführet, und in dem Menſchen vollendet wird. Nehmen wir die Erde im Großen als Eins, ſo ſcheint ſie nach einer größern Hauptform, in der alle andern Planeten und Sonnen gebildet ſind, ebenfalls mitgebildet zu ſeyn. Wahrſcheinlich hängt auch, wie etwa die Naturreiche unſres Erdenballes oder ihre Klaſſen, eben ſo die geſammte Schöpfung auf den ſämmtlichen Planeten untereinander zuſammen, und es iſt auch hierin ein Plan, eine Form, die durch Alles fortläuft. In einem Weltkörper fängt ſie vielleicht, wenn es möglich iſt, auf einer tiefern Stufe, als bei uns, an; in einem andern geht die Kette, die hier in ihrem letzten Glied, dem Menſchen ſcheint abgeriſſen zu ſeyn,

weiter; dort in einem andern wird vielleicht eine Seitensproſſe, für welche hier nicht Raum war, weiter ausgeführt, oder es ſind im ganzen alles eben ſo viele Sproſſen eines und deſſelbigen Stammes.

2. Wie in der Bildung eine Form, ſo in den Erſcheinungen und Schickſalen der Dinge einerlei Geſetze, in den Geſetzen derſelbige Geiſt. Wie der Körper nur im Gleichgewicht ruhig bleibt und ſichern Stand hat, ſo wie er, wenn das Gleichgewicht gehoben iſt, ſich durch Schwingungen in daſſelbe zurück arbeitet, oder auf immer aus ſeiner Stelle verrückt bleibt, ſo iſts auch auffallend ähnlich im Reich geiſtiger Kräfte. — Wie durch die Verſetzung und Zuſammenmiſchung von Dingen, die entgegengeſetzter Natur ſind, entweder eines das andere verſchlingt, oder beide zu Grund verderben werden, oder ſich eines von dem andern ſcheidet, oder eine Gährung entſteht, aus der ſich etwas Neues, Beſſeres läutert, ſo iſts auch mit der Zuſammenmiſchung zweier Völker von verſchiedenem Charakter, ſo mit der Kolliſion verſchiedener Grundſätze und Begierden. Solche Gährungen entſtanden und ſolche Korruptionen, als zur größten Barbarei und Sittenloſigkeit die edelſte Sittenlehre Jeſu, und wieder zur einfachſten Lehre Jeſu die ſpitzfindige, neuplatoniſche Philoſophie kam.

3. Lange hielt ich es für möglich, daß die

Erde vielleicht nie veralte, ſondern ewig fortdauern werde. Nichts, dachte ich, geht doch in ihr verloren. Es iſt Alles nur Wechſel, neues Leben aus dem Tod, Abgang hier, Zufluß dort. Jetzt kann ich mir nichts Anderes mehr denken, als daß ſie, die einſt nicht war, was ſie jetzt iſt, mit der Zeit auch nicht mehr das Nämliche ſeyn könne. Sollte das Schickſal aller Geſchöpfe, die ſie am mütterlichen Buſen nährt, nicht zuletzt ihr eigenes ſeyn? Wie ein Baum dem andern, und ein Menſch dem andern, zwar nicht gerade an der nämlichen Stelle, und nicht dem nämlichen nach Geſtalt und Theilen, aber doch einem ſeiner Art Platz macht, d. h. wie er, wenn ſein Mechanismus zerſtört iſt, in die Erde zurückkehrt, um zu dem Neuen, das irgend einmal und an einem Ort werden ſoll, ſeine aufgelösten Theile als Material zu liefern; ſollte nicht eben ſo die Erde ihren Theilen nach, vielleicht aus der Sonne, der Schöpfungsſtätte der Planeten, ſich losgewunden, ihren Theilen nach in dieſem Punkt des Weltalles ſich geſammelt haben? — Sie hat in den Fluthen, die ſie bedeckten, als Embryo die Periode ihrer erſten Bildung ausgehalten, ſie hat in ihren gewaltſamen Erſchütterungen, in ihren ehemals ſo zahlreichen Vulkanen, in ihren Ueberſchwemmungen, die Krankheiten ihrer Kinderjahre, der jugendlichen Gichter der gährenden Säfte des noch nicht berichtigten Gleichgewichts ihrer feſten und flüſſigen Theile überſtanden; jetzt ſcheint ſie in ihren beſten, blühendſten Jahren zu gedeihen; aber

einſt wird ſie, wenn es wahr iſt, was einige Kosmologen gegen den Widerſpruch anderer behaupten, daß ſie nach und nach immer eine engere Bahn um die Sonne beſchreibe, einſt wird ſie alt und lebensſatt in den mütterlichen Schooß der Sonne zurückkehren, ſich wieder auflöſen, ſich neu und anderſt zuſammenſetzen, d. h. Theile zu andern Kompoſitionen hergeben, Theile von andern Deſtruktionen empfangen; unterdeſſen wird ein neuer ihr ähnlicher oder unähnlicher Körper auf gleiche Weiſe entſtehen, ihren Platz einnehmen, damit überall, wie im Kleinen, ſo im Großen, wie im Raum, ſo in der Zeit Abwechslung und Mannigfaltigkeit herrſche.

II.

Engel und Teufel.

Daß die Planeten Weltkörper und die Fixsterne Mittelpunkte eben ſo vieler Planetenſyſteme ſeyen, iſt ausgemacht. Daß jeder, wenn er nur für irgend eine Klaſſe von Weſen bewohnbar iſt, auch von denſelben bewohnt ſey und wenigſtens einmal bewohnt geweſen ſey, oder noch ſeyn werde, iſt eben ſo wenig zu bezweifeln. Daß unter dieſen viele Vernünftige ſeyn müſſen, läßt ſich natürlich erwarten. Daß in allen bewohnten Erdkörpern Mannigfaltigkeit herrſche, vielleicht überall eine vernünftige Klaſſe, aber nirgends als auf der Erde Menſchen ſeyen, daß einige an Geiſteskräften von uns ſtufenweiſe hinab, mehrere hinauf ſteigen, kann aus der uns bekannten Schöpfung analogiſch geſchloſſen werden. Wollen wir nun unter Engeln vernünftige Weſen verſtehen, die uns an Geiſteskräften charakteriſtiſch übertreffen, (Anderes können wir ohnehin

nichts darunter verſtehen) ſo iſt auch der Vernunft nichts begreiflicher, als daß es Engel geben müſſe. Nun aber müſſen diejenigen, die ihre höhern Kräfte gut anwenden, in dem nämlichen Verhältniß viel beſſer ſeyn als wir; und die, welche einen böſen Gebrauch von den ihrigen machen, viel böſer und verworfener, gerade wie unter den Menſchen ſelbſt ein mächtiger und verſchmitzter Böſewicht viel gefährlicher und ſchlimmer iſt, als ein anderer. Und ſo hätten wir nicht nur Engel überhaupt, ſondern auch gute Engel und Teufel.

Daß aber jene uns beſchützen und auf den Händen tragen, dieſe zum Böſen verführen und fällen könner, das zu hoffen und zu fürchten, wäre vorläufig ſo thöricht, als ſich auf eine kräftigere Arzneipflanze, die im ſonnennahen Merkur gedeiht, zu verlaſſen, ſo hypochondriſch, als von einem giftigern Molch im fern kreiſenden Saturn ſich bang werden zu laſſen.

Wir Erdenkinder ſind einer des andern Engel, (der meinige wolleſt du ſeyn ehrlicher Bote Winkelmann!) einer des andern Teufel, mancher ſein eigener.

III.

Geiſter und Geſpenſter.

Geiſt und Geſpenſt werden im gemeinen Leben oft verwechſelt, müſſen aber unterſchieden werden. Nicht jeder Geiſt, ſelbſt auf dem Gebiet des Aberglaubens, iſt ein Geſpenſt. Der Geiſt iſt unſichtbar, das Geſpenſt iſt ſichtbar.

Geiſt, in welcherlei Sinn man das Wort nehmen will, bezeichnet allemal die unſichtbare Urſache zu einer wahrnehmbaren Wirkung, und urſprünglich gar nichts Anderes.

Den älteſten Anſpruch auf dieſe Benennung haben daher Athem, Luft, Wind; hebräiſch Ruach, griechiſch: πνευμα ανεμος, lateiniſch: animus und spiritus.

Geiſt im Wein, das Unſichtbare, Belebende, Erwärmende, Stärkende, Berauſchende im Wein.

Geiſt im Menſchen, das Unſichtbare, Belebende, Thätige, Schaffende im menſchlichen Körper.

Geiſter in Feld und Hain, die unſichtbaren Naturkräfte bei allen Nationen, ſelbſt hie und da in der Bibel, Dryaden, Brunnengeiſter, Berggeiſter, Gnomen, Elfen, der Engel an der Tenne Arafna ꝛc.

Der ewige göttliche Geiſt, die ewige unſichtbare Urſache, durch welche Alles iſt, und in ſeiner Ordnung und Kraft beſteht. Röm. 1, 20. Apoſtgeſch. 17, 24. 25. 28.

Eine ſolche unſichtbare Urſache zu ihrer wahrnehmbaren Wirkung kann nun zugleich eine ganz unbekannte Urſache ſeyn, oder ſie kann durch Zufall, Beobachtung, oder tiefes Nachdenken, dem menſchlichen Verſtande wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad erkennbar und erklärbar werden. Im letzten Fall wird oft die Benennung Geiſt, im Sprachgebrauch, wenigſtens mit der Länge der Zeit aufgegeben, oder wenn man ſie beibehält, ſo denkt man ſich dabei, ſo viel man von der Sache weiß.

Im erſten Fall kann ſich der Menſch nicht begnügen bei der Idee unſichtbare Urſache ſtille zu ſtehen. Der Denkende forſcht und macht Hy-

potheſen, bis er den Geiſt ergriffen hat, oder ergriffen zu haben glaubt, und der ſinnliche Naturmenſch, der träge, der nicht ſelber denken, nicht einmal Andern nachdenken mag, und der rohe, der Beides nicht einmal kann, perſonificirt ſich die unſichtbaren und unbekannten wirkenden Kräfte, denkt ſie ſich und ſeinem Geiſte ähnlich als verſtändig handelnde Weſen, oder er erklärt ſich das Unbekannte aus dem analogen Bekannten, oder Bekanntem. Auch das iſt eine Hypotheſe und gar nicht die abſurdeſte, die in dieſer Materie ſchon zur Sprache gekommen iſt.

Aus dieſer etymologiſchen Betrachtung geht hervor, was auch die Erfahrung lehrt:

1) daß es Geiſter geben könne, d. h. unſichtbare und unerkannte Urſachen zu ſichtbaren Wirkungen, die ſich der menſchliche Geiſt, im nämlichen Grade, wie er die Wirkungen regelmäßig und Zwecke dadurch erreicht findet, nothgedrungen als ſich ähnliche, d. h. denkende und handelnde Weſen vorſtellt.

2) Daß der Geiſter immer weniger werden, je mehr man durch Beobachtung und Nachdenken mit der Natur bekannt wird.

3) Daß man nach und nach, je öfter und länger man durch neue Entdeckungen die Erfahrung macht, daß das, was man einſt für Geiſter hielt, keine ſolche ſeyen, endlich auf den Ge-

danken kommen könne, es gebe gar keine Geister, und daß diese Vermuthung nichts weniger als sicher sey, wenn sie keinen andern Grund hat, als den Schluß aus der Erfahrung: Nicht alles sind Geister, was man bisher oder einst dafür hielt.

4) Daß zur nämlichen Zeit in einer Gegend Geister seyn können, wo in einer andern und nahen keine sind, z. B. auf dem Land mehr als in Städten,

Und so läßt sich denn auf der Studierstube ausmachen, daß auch

5) bei uns auf dem Lande der Geisterglaube noch ganz und gar seyn müsse, weil unsere Landleute, auch die verständigsten, und selbst die Schullehrer und selbst die Pfarrer noch lange nicht im Stande sind, zu allen Erscheinungen des Lebens die unsichtbare Ursache zu erkennen oder zu zeigen.

Dürfte aber der Frage, wie dieser Geisterglaube zu tödten sey, nicht eine andere voraus zu setzen seyn, ob er getödtet werden *könne*, und wenn er unschädlich und weise geleitet werden kann, ob es rathsam sey, ihn tödten zu *wollen*.

Jedes Volk und jede Volksreligion auf der Erde hat unter diesem oder einem andern Namen und Typus ihre Geister, — liebliche oder

häßliche und schreckliche Wesen, Gebilde einer feinern oder einer groben sinnlichen Phantasie, und jedes Volk streift sich erst alsdann in seinen einzelnen Individuis und nie in allen, und nie ganz von ihnen los, wenn es zu einer hohen Aufklärung sich emporgeschwungen hat. Bis dahin liegt der Glaube an sie im menschlichen Geist selbst und ist ihm Bedürfniß. Man müßte, wenn man ihn davon befreien wollte, ehe man ihm alles Unerklärbare in der Natur und den Erscheinungen des Lebens erklärt hat, entweder den Zusammenhang zwischen Wirkungen und Ursachen zerreissen, und ihn gewöhnen, Wirkungen zu beobachten, ohne sich um die Ursache dazu zu bekümmern, d. h. nicht mehr zu denken sondern blos zu genießen und zu dulden, was der Zufall bringt, oder man müßte die immer geschäftige, bindende und einkleidende Phantasie in ihm tödten, die überall anblümt, wo für den denkenden Verstand noch keine Ernte steht. Aber, wer vermag das Eine oder das Andere? Wer kann es auch nur wollen?

Es ist wahr, daß unser Geisterglaube ein geschmackloser und häßlicher Geisterglaube sey, und wir haben ihn, oder wenigstens die Keime dazu der christlichen Religion zu verdanken, so wie wir sie empfangen haben, auf daß es wahr bleibe, die Vorsehung gebe uns kein so großes und schätzbares Gut, zu dem wir nicht eine kleine Zugabe von Ungemach mitnehmen müssen, so wie nach dem

alten Sprichwort auch umgekehrt, kein Unglück so groß ist, es sey denn ein kleines Glück dabei.

Jede Nation, die sich frei bildete, schaffte sich ihre eigene Mythologie, oder modificirte sich die entlehnte ihrem Genius gemäs. Sey sie ursprünglich so roh und dürftig sie wolle, sie ist wie das Volk dem sie angehört, ihm, seinem Charakter, seinen Bedürfnissen, seinem Boden und Himmel eigen, oder angeeignet, und kann mit der Zeit sich veredeln und sinnig bereichern, wie das Volk selbst sich veredelt, seinen Boden um sich verschönert und sein Himmel über ihm milder und heiterer wird.

Die Mythologie der Deutschen war, so viel wir von ihr wissen, einer solchen Veredlung und Bereicherung wohl fähig, aber sie mußte der christlichen Religion weichen, die uns einen fremden unnationalen Geisterglauben brachte, den sie zum Theil selber nur von den Juden, so wie diese von den Chaldäern aufgeladen hatte, und der unter unserm nördlichen Himmel, für welchen er nicht geeignet ist, nothwendig verkrüppelte, und die Triebkraft seiner noch unentwickelten Blüthenknospen verlor, wie eine Pflanze, die ihr aus ihrem warmen heimischen Boden in einen andern und schlechtern versetzt. Daher müssen wir selbst, wenn wir das Bedürfniß eines edlen Geisterlebens um uns fühlen, und uns in seine entzauberten Kreise zurück sehnen und gerne

zurück

zurück täuſchen wollen, noch einmal zu einer fremden, aber unter ihrem eigenen Himmel frei und unbeſchrien ausgebildeten Mythologie, der griechiſchen, greifen, weil wir unſere eigenthümliche verloren haben und den eingetauſchten orientaliſchen Geiſterglauben mit ſeinen ſpätern abendländiſchen Auswüchſen nicht brauchen können. Und dem gemeinen Mann, der von den Göttern Griechenlands nichts weiß, und wegen ihrer Unverträglichkeit mit dem chriſtlichen Religionsglauben nichts wiſſen darf, bleibt zur Belebung der Natur um ihn her, und zur Belebung ſeiner eigenen Wohnung mit unſinnlichen Weſen und perſonifizirt wirkenden Urſachen zu unerklärbaren Wirkungen nichts übrig, als, ein Paar unſchuldige Berggeiſter abgerechnet, die böſen Geiſter, die in der Luft herrſchen, die Geiſter alter Ritter, Mönche und Miſſethäter im Zwinger zerſtörter Burgen, umgebauter Klöſter und moderner Hochgerichte und Kirchhöfe, höchſt ſelten und immer ſeltener faſt nur noch bei andern da und dort ein Engel, und es wäre, (incidenter es zu erwähnen), eine Frage, die nicht nur in pſychologiſcher, ſodann ſelbſt in moraliſcher und religiöſer Hinſicht eine Unterſuchung verdiente, warum der Glaube an einen Verkehr der Engel auf der Erde faſt ganz verſchwunden iſt, während der Teufelsglaube noch kräftig ſich behauptet, und warum jener ſich nie ſo entwickelt und ausgebildet und mannigfaltig modificirt hat, wie dieſer, da doch die Bibel eben ſo

viele, wo nicht mehr, und sicherere wenigstens ansprechende Data dazu gibt.

Indessen ist es nun mit unserm Volksaberglauben, wie es ist, und die Zeit die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln, und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen

1) Weil er so tief in der Natur des sinnlichen Menschen und in der sinnlichen Natur jedes Menschen überhaupt liegt, und nicht in sie hineingetragen, sondern in ihr geboren und daheim ist.

2) Weil wir alle noch gar nicht gewiß wissen, wenn wir auch um unserer Aufklärung zu schmeicheln und zu wissen meinen, daß es gar keine Geister, keine unsichtbaren Bewohner unseres Planeten und keinen verborgenen Verkehr von ausserirdischen Geistern mit ihm gebe. Oder woher wüßten wirs, die wir noch das Datum angeben können, vor welchem man von den magnetischen, elektrischen, galvanischen und andern physischen Kräften und ihrem Einfluß nichts wußte? Es ist viel leichter von etwas Bekanntem wissen, daß es

ſey, als von dem Unbekannten, und doch an ſich Möglichen beweiſen, daß es nicht ſey.

3) Geſetzt, wir wiſſens und erkennens aus ſichern Gründen a priori oder aus einem Wahrheitsgefühl, das oft, und vielleicht in den meiſten Fällen, den mangelhaften Beweiſen das Complementum zur Ueberzeugung gibt, wie werden wir dem gemeinen Mann unſere Ueberzeugung mitzutheilen im Stande ſeyn, wenn wir nicht in jedem einzelnen Fall, das, was er für Geiſterwirkung halten muß, natürlich zu erklären oder die vorgeblichen Fakta zu widerlegen wiſſen? Soll er uns gegen ſeine vermeinten oder wirklichen Erfahrungen und ſeine befeſtigten Traditionen aufs Wort glauben? Wird ers? Wollen wirs verlangen, die wir doch ſelber gegen allen blinden Glauben eifern?

4) Noch einmal geſetzt, wir wiſſens und erkennens, glauben wenigſtens immer, daß verwandte Geiſter uns umſchweben und beſuchen können, — wir ſind ausgegangen aus dem lieblichen Paradies, wo noch die Elohim in der Abendkühle unter den Bäumen wandeln, und der Cherub der Aufklärung ſteht an der Pforte und läßt uns nicht mehr hinein, — um was iſts beſſer mit uns geworden? Blicken wir nicht noch oft über die Planken hinein und

ſehnen uns zurück? Warum bieten wir ſo gerne den Dichtern die Hand, die uns durch unbewachte Seitenpförtchen wieder auf einen Augenblick hineinführen? Warum kommen wir ſo oft mit einer höhern Weihe für das Schöne und Gute wieder heraus?

5) Man kann den Glauben, daß es Geiſter gebe, wenn er nur veredelt iſt, ohne Anſtand als eine vorliegende Schanze um den Glauben an Gott, und in einigen Modificationen deſſelben, um den Glauben an Seelenunſterblichkeit und an Vergeltung nach dem Tode für das Unvergoltene vor dem Tode, alſo wohl für die drei wichtigſten und heiligſten Glaubenslehren anſehen. Immer gut für die gute Sache, wenn die feindliche Macht des Unglaubens unſerer und der künftigen Tage, erſt nach und nach lange an ſolchen Vorwerken niederzureißen hat, ehe ſie den Katapult an das Heilige ſelber anſetzen kann. Warum wollen wir es thun, die wir das Heilige zu bewahren da ſind? Laßt uns, wie die Weiſen aller Zeiten, Wahrheit in die Mythen legen, falls wir ſie dafür halten, und dem gelehrten Zunftgeiſt entſagen, der da will, daß alle Menſchen, fähig dazu oder unfähig, die Wahrheit in der nämlichen reinen Form anſchauen und feſthalten ſollen!

6) Chriſtus ſelber und ſeine Apoſtel, auch damals

noch, als ſie den heiligen Geiſt empfangen hatten, der ſie in alle Wahrheit leitete, begünſtigen in ihrer Lehre den Glauben an den Einfluß guter und böſer Geiſter mehr, als ſie ihm entgegen arbeiten. Glaubten er und ſie ſelber daran, ſo werden wir wohl auch keine andere Wahl haben. Befolgten ſie aber nur die Klugheitsmaxime der vorigen Nummer, ſo geben ſie uns ein beherzigungswerthes Beiſpiel. Oder wäre der gemeine oder gemeinſte Mann en gros jetzt gereifter und empfänglicher für die reine „trockene Wahrheit ohne Hülle, als damals die Juden, Griechen und Römer, bereitwilliger ſeine Vorurtheile abzulegen, und wir ſicherer, daß er nicht mit ſeinen Irrthümern auch die Wahrheit wegwerfen würde, die ſich in jene miſcht, wie das Licht in die Finſterniß in der milden Dämmerung. Das Fortrücken in der Kalender-Jahrzahl macht wohl den Menſchen, aber nicht die Menſchheit reifer.

So viel von den Geiſtern.

Ein Geſpenſt iſt ein ſichtbar gewordener Geiſt, und zwar nach dem Sprachgebrauch böſer Art. Das Wort ſcheint von Spinnen herzukommen und eben das nämliche mit Geſpinnſt (Luft oder Hirngeſpinnſt) zu ſeyn. Wenigſtens verdient es dieſe Ableitung, obgleich Adelung das alt-

deutsche Wort: Spanen, Ueberreden für das Stammwort hält, und Gespenst bei den Alten oft Suggestio diabolica bedeutet.

Es steht daher Matth. 14, 26. richtig φαντασμα und Luther übersetzt richtig, Sie sprachen: es ist ein Gespenst, obgleich in andern Stellen z. B. Lucas 24, 37. wieder πνευμα gesetzt wird.

Ein sichtbarer Geist wäre nun freilich nach dem Begriff ein Widerspruch, folglich ein Hirngespinnst. Aber seine Gegenwart darf nach der ächten Gespensterlehre eigentlich nur durch eine scheinbare Hülle dem Auge erkennbar werden. Man muß mit einem Schwerdt mitten durch ihn hinfahren können, ohne ihn zu verwunden. Und er ist demnach ein Luftgespinnst. Christus belehrt daher seine Jünger richtig, wie natürlich: „Tretet näher und betastet mich. Ein Geist (Gespenst) hat nicht Fleisch und Bein, wie ihr seht, daß ich habe."

Dem Gespennsterglauben möchte ich nun freilich das Wort nicht reden. Er scheint blos zum Schrecken und Betrügen gut zu seyn. Indessen überlasse ich die Vorschläge, wie er zu vertilgen sey, mit Bescheidenheit denen Menschenkennern unter uns, die in ihrer nähern Berührung mit dem gemeinen Mann, zu den längst bekannten und leicht zu findenden Heilmitteln gegen diesen Aberglauben neue und wirksamere mögen gefunden haben.

IV.

Hang zur Abgötterei.

Hang zur Abgötterei iſt in einem gewiſſen Sinn der Menſchheit, ſo wie ſie im Ganzen vor dem Blick des Beobachters ſich darſtellt, nach dem Maße, Verhältniß und der Richtung ihrer geiſtigen Kräfte natürlich, unwiderſtehlich, durch keine Dämme einzuſchränken, durch keine Gewalt auszulöſchen. Ich will ſagen, es iſt dem Gros der Menſchheit nicht möglich ſich einen reinen würdigen Begriff der Gottheit, ein reines geiſtiges, umfaſſendes Bild ſeiner Vollkommenheiten zu denken. Es wird ſelbſt dem Weiſen ſchwer es zu abſtrahiren, von ſinnlichem Zuſatz rein, und immer feſt zu halten. Gelänge es auch jenem, und iſt es dieſem gelungen, ſo iſt es erſt kein Gott nach ſeinen Bedürfniſſen. Nur ein Gott für ſeinen Verſtand, wenn er einen Gegenſtand ſucht, an dem er ſeine Denkkraft zur

höchſten möglichen angeſtrengten Höhe hinauf heben kann, aber kein Gott für das Herz, kein Gott für das Leben; ein Gott, bei deſſen Gedanken ſelbſt die feinere, edlere Sinnlichkeit, die doch immer beſchäftigt ſeyn will, und mit ins Intereſſe des Verſtandes gezogen ſeyn muß, wenn etwas für den Menſchen Intereſſe haben ſoll, ſo gar nichts zu ſagen und zu thun hat. Kein Wunder alſo, daß ſie ſich etwas zu thun macht, und ihre Ranken ſchießen und an dem intellektuellen Begriff ſich anſchmiegen und anklammern, oder auch, wenn er ſie nicht faſſen und feſthalten kann, abwärts an der Erde hinkriechen läßt. Alle Nationen, die ſich ſelbſt überlaſſen blieben, haben daher auf dem einen oder andern Weg ſich in gröbere oder feinere Abgötterei, oder wenigſtens Gottesbildnerei verloren. Entweder haben ſie die Gottheit unwürdig zur Menſchlichkeit hinabgezogen, oder irdiſche ſinnliche Gegenſtände auf den Thron der Gottheit erhöht. Glücklich genug, wenn die Bildung des Gottes oder Götterglaubens nicht dem Zufall oder der rohen Sinnlichkeit des großen Haufens überlaſſen blieb, ſondern da oder dort von einem Weiſen und Guten der Nation für den Genius und die Faſſungskraft ſeiner Mitbürger beſorgt und feſtgeſetzt war.

Selbſt eine Nation, bei der Glaube und Verehrung eines Gottes, ohne Bild, Staatsgrundgeſetz war, die jüdiſche, eine Nation, bei der dieſer Gottesglaube ſo genau und innig in die Ge-

ſchichte, politiſche Verfaſſung und häusliche Lebensart verwebt war, bei der die muthvollſten, feurigſten und aufgeklärteſten Lehrer des wahren Gottesglaubens auftraten, bei der für die Sinnlichkeit durch den prachtvollſten, mannigfaltigſten Ceremoniendienſt ſchien geſorgt zu ſeyn, bei der die Vorſehung faſt durch unmittelbare Anſtalten und Einwirkungen den Glauben an die Grundwahrheit aller Religionskenntniſſe zu bewahren ſchien, ſelbſt die jüdiſche Nation ſchwankte alle Augenblicke über die ſchmale, ſchwer zu haltende Linie hinaus, goß güldene Kälber, buhlte fremden Göttern nach, und opferte auf den Höhen. Selbſt dieſe Nation, als ſie von dem Taumel der unvernünftigen Gottesverſinnlichung geheilt und genüchtert ſchien, ſcheiterte noch mit ihrer Vernunft an dem rein moſaiſchen Gottesbegriff und ſah ſich entweder auf die dürre Sandbank phariſäiſcher Orthodoxie, Caſuiſtik und Ziererei, oder an die harte Klippe des ſadducäiſchen Unglaubens verſchlagen. — War eine ſchönere, würdigere und wohlthätigere Auskunft möglich, als die, welche die Gottheit traf, als ſie den erhabenſten und reinſten Begriff ihres Weſens und ihrer Vollkommenheiten durch einen guten Menſchen lehrte, und das Geiſtige und Unbegreifliche und Unſichtbare in dem guten Menſchen ſelber verkörperte? Konnte ſie dem ſchwachen Menſchenherzen, das nun einmal Bild ſtatt Begriffes und einen menſchlichen Gott haben mußte, ein edleres Bild, und einen göttlichern Menſchen, oder einen menſchlichern Gott zur

Liebe, Verehrung und zum Vertrauen aufstellen, als den, welchen sie aufgestellt hat — Jesum? Und wenn auch der kirchliche Begriff zu weit geht, ist er nicht der unschädlichste und noch immer der würdigste, die Lücke, die Gott dem schwachen Menschenherzen und der lebhaften Sinnlichkeit selber öffnete, weil sie doch irgend wo einen freien Spielraum haben mußte? War es nicht Weisheit, daß er ihr diese Lücke öffnete, damit sie nicht an einem gefährlichern Ort die Schranken der Wahrheit durchbräche?

V.

Glaube und Vergeltung.

Es iſt mir nicht genug zu vermuthen, daß Gott in einem Leben überhaupt das Gute belohnen, und das Böſe ahnden werde. — Er wird wohl den Guten, d. h. den der mehr Gutes als Böſes gethan hat, die Folgen ſeiner böſen Handlungen gleichwohl auch fühlen laſſen, ſo wie dem Böſen, aus den Folgen ſeiner guten Handlungen Tropfen der Linderung in den bittern Kelch ſich miſchen werden. Alſo keine abſolute Seligkeit und keine ganz troſtloſe Hölle, ſo wie auf der Erde keine abſolute Tugend und kein abſolutes Laſter.

Aber wenn ich fragen ſoll: was wird ſeyn? ſo muß ich die Frage, was ſeyn werde? und nicht was mir das liebſte wäre? beantworten, ſonſt bin ich

dem Thoren gleich, der ſich einbildet, er müſſe dieſesmal im Lotto gewinnen, weil er des Gewinſtes ſo gar bedürftig iſt, und könnte leicht dem noch größern Thoren gleich werden, der auf den zukünftigen Gewinn hin ſchon rechnet und zehret.

Der Glaube an einen büßenden Erlöſer, er ſey gegründet oder nicht, iſt allemal tröſtlich im Leben und am Rande des Grabes, für den, der glauben kann.

Der nicht an ihn glauben mag oder kann, muß dieſes Troſtes entbehren; über den Rand aber des Grabs hinaus kann es wohl wenig ſchaden, nicht geglaubt zu haben, was man nicht glauben konnte. Denn wäre dieſer Glaube eitel, ſo wäre es offenbar beſſer nicht zu glauben an das, und nicht zu hoffen auf das, was nicht iſt. Wäre aber wirklich ein büßender Erlöſer da, — nun dann — ich traue Gott ſchon ohne Erlöſer zu, und es iſt mir begreiflich, daß er mich um meiner menſchlichen Fehler willen aus Liebe nicht ganz und nicht ewig unglücklich machen werde. Hat er aber wirklich ſeinen eingeborenen Sohn auch noch zum Sühnopfer dahin gegeben, ſo muß er mich noch mehr lieben, als ich ihm zutraue, mehr als alle Vernunft begreifen kann, ſo kann er vermöge ſeiner größern unbegreiflichen Liebe nicht thun, was er ſchon nach ſeiner geringeren begreiflichen Liebe nicht hätte thun können, ſo kann er keinem kapriciöſen Wohlthäter

gleichen, der alle seine Wohlthaten an wunderliche Bedingungen knüpft. Und das thäte er doch, wenn er den, welcher das, was die protestantische oder katholische Kirche sagt, (weil er nicht prüfen kann oder mag), geradezu glaubt, selig machte, und den der gern glauben möchte, und gewiß glauben würde, wenn er könnte, verdammen wollte. — Was ist auch Glaube an sich? Wer nicht glaubt, um zu handeln, der erfüllt, um die wichtigste Wohlthat zu erlangen, die einfältigste Bedingung. Wer glaubt und darum gut handelt, weil er glaubt, — den Glücklichen macht sein Glaube selig. Wer aber ohne den Glauben gut handelt, auch dessen wird sich Gott erbarmen, oder es komme keiner und überrede mich, Gott habe die Menschen so lieb, daß er auch seinen Sohn für sie dahin gegeben habe.

VI.

Ein Vermuthungsgrund für die Immaterialität der Seele.

Die Phyſiker haben erwieſen, daß der Körper des Menſchen ſich unaufhörlich wandele und in wenig Jahren allen Theilen nach ein ganz veränderter und neuer Körper ſey. Alſo nach zehn Jahren auch andere Nerven, den Beſtandtheilen nach — und anderer Nervenſaft, natürlich, und doch noch immer die alte Seele; — die Seele muß alſo nicht aus Materie beſtehen.

Mein Körper hat ſich nämlich nun ſchon wenigſtens zum drittenmal ganz geändert, und ich habe nichts davon gemerkt, habe immer das nämliche Bewußtſeyn gehabt; fühle, daß ich noch immer das nämliche Individuum bin. Was iſts für ein

Theil meines Weſens in mir, der dieſes fühlt und erkennt? Was iſt für ein fixer Punkt meines unveränderlichen Daſeyns in mir, vermöge deſſen ich trotz alles Abreibens und Wegdünſtens der Materie doch immer der Nämliche bin? Muß es nicht ſelbſt etwas Unwandelbares und ſomit etwas Immaterielles ſeyn?

Daß die vernarbte Wunde an dem Arm, den ich jetzt habe, noch ſticht, wie ſie an dem ſtach, an welchem ſie geſchlagen und geheilet ward, iſt noch begreiflich. Die Narbe ſelbſt belehrt mich, daß hier die Theile auf eine fehlerhafte unnatürliche Art zuſammengeſetzt ſind, und daß hier die organiſche Wirkung der Natur ſo lange nicht zurücktreten könne, ſo lange ſich die Narbe nicht verliert. Alſo auch die neuen Theile ſetzen ſich allemal wieder fehlerhaft an, und ſo lang muß ich immer neuen Schmerz empfinden. Nicht die Wunde, die ich vor zwanzig Jahren empfangen habe, auch nicht die Narbe, die ſich damals überzog, ſticht mich jetzt mehr, ſondern die, welche ich jetzt habe, aus dem nämlichen Grund, warum mich jene ſchmerzte. Das wäre alſo begreiflich.

Daß ich aber eine Rede, ein Gedicht, eine Muſik, die ich mit meinem jetzigen Ohr höre, wieder als die nämliche erkennen kann, die ich vor fünfzehn Jahren ſchon auswendig gelernt, oder auch nur mit beſonderem Antheil und Wohlgefallen gehört hatte;

ja, daß dieſe Finger eine Muſik noch auf dem Klavier zu ſpielen wiſſen, an die ich vielleicht in ſo viel Jahren nicht gedacht habe, das iſt unbegreiflich, wenn nicht etwas in mir wäre, das ſeit jener Zeit keinen Wechſel ſeiner Theile erlitten hat, und alſo immateriell iſt.

VII.

Auferſtehung.

Sey der Glaube, daß wir in der Auferſtehung den nämlichen Körper wieder bekommen ſollen, der uns jetzt kleidet, in der Bibel gegründet oder nicht, ſo deucht mir doch wenigſtens eine phyſiſche Wahrheit, die am öfterſten als Einwendung gegen ihn gebraucht wird, gerade für ihn zu ſeyn, wenigſtens ihm einen recht erträglichen Sinn zu geben. „Nie, ſagt man, iſt ja der Körper der nämliche; unaufhörlich gehen ihm alte Theile ab, und ſetzen ſich neue an die Stelle derſelben an. Höchſtens nach zehn Jahren iſt von allen Theilen, die ich jetzt zu meinem Körper rechne, keiner mehr mein. Was abgeht, fällt der Natur heim, und wird in ihrem Schooß zu neuen Formen verarbeitet, ſo wie zuletzt der ganze Körper der Natur heimfällt und in ſeine

Theile aufgelöſet wird, die in einer neuen Zuſammenſetzung wieder Theile eines andern Körpers werden. Wollte Jeder in der Auferſtehung wieder Anſpruch machen nur auf das, was zu einer gewiſſen Zeit zu ſeinem Körper gehörte, ſo würde der Streit der ſieben Brüder, die ein Weib hatten, nichts ſeyn, gegen den unauflöslichen Prozeß derer, die alle jene Theile mit gleichem Recht als die ihrigen anſprechen würden. Wollte gar Jeder wieder in ſeinem Körper vereinigen, was jemals ſein Körper war, — welch ein Widerſpruch, welch ein Monſtrum müßte der neue Engelskörper ſeyn!"

Alles wahr, antworte ich, und doch, wenn ſchon unſer Körper unaufhörlich ſich wandelt, ſpricht Jeder, ohne ſich durch die Behauptung der Phyſiker irre machen zu laſſen, und der Phyſiker ſelbſt von ſeinem Körper, den er noch im ſechzigſten Jahre hat, als von dem nämlichen, den er jederzeit hatte. „Vor zwanzig Jahren," ſagt er, „hab' ich dieſes Bein gebrochen; dieſes Muttermahl hab' ich mit auf die Welt gebracht." Wäre dieſes auch nur ſimpler Sprachgebrauch, und die Schrift redete irgendwo von Auferſtehung des nämlichen Körpers, oder begünſtigte wenigſtens die Redensart, ſo wäre ſie ſchon dadurch vor dem Vorwurf einer behaupteten oder begünſtigten Ungereimtheit geſichert, da ſie ſich vernünftiger Weiſe nach dem Sprachgebrauch richten mußte, und in der Lehre von der Auferſtehung ſo wenig auf die Geſetze der ſtets umſchaffenden Natur,

als in den Stellen, wo von Bewegung himmlischer Körper die Rede ist, auf das Kopernikanische System Rücksicht nehmen konnte. Sie sagte dem Sprachgebrauch nach nur so viel: Du wirst in der Auferstehung den nämlichen Körper wieder bekommen, den du jetzt hast, wie du jetzt den nämlichen Arm hast, den du vor zwanzig Jahren entzwei brachst. Doch es ist auch nicht einmal blos unschicklich gewählter Sprachgebrauch, den Körper, wenn er auch nicht mehr aus den nämlichen Theilen besteht, doch noch den nämlichen zu nennen. Die Finger, die du jetzt hast, spielen denn doch noch mit der nämlichen Geläufigkeit die Arie, die sie vor zehn Jahren auf dem Klavier spielten; die Nase hat noch dieselbe Biegung, denselben Höcker; die vernarbte Wunde sticht noch, wie sie vor zehn Jahren stach. Kurz, Lage, Verbindung, Mischung der Bestandtheile des Körpers, Gestalt, Fertigkeit und Eigenschaften desselben, leiden unter dem steten Wechsellauf der Theile so wenig, daß sie eine gewisse Identität des Körpers als solches darstellen. So werden wir auch einst den nämlichen Körper wieder empfangen, das hieße, eine Hülle, die aus ähnlichen Bestandtheilen nach dem Plan und Gesetz gebildet ist, wenn auch gleich nicht die nämlichen Erdtheilchen, die die Natur diesem Sommer in der Organisation ihres Sohnes vereinigte, und die heute, als ich sie esse, in einen pars mei animalisirt wurde, wieder an dem nämlichen Ort werden zu finden seyn, wo

die Natur ſie jetzt zur Erhaltung des Körpers anbringt.

Aber, — ſag' ich auch wieder, — und dieſer Einwurf deucht mir von ganz anderm Gehalt zu ſeyn, der künftige Körper ſoll verklärt ſeyn, und läßt er ſich ſo verklären, daß er nicht auch an Geſtalt, an Lage, Verbindung und Miſchung der Beſtandtheile, an Fertigkeiten und Eigenſchaften ein anderer werde? Freilich, wenn wir unter Verklärung nur eine ſchönere, blendende Farbe verſtehen wollen, ſo wird es Gott ein Leichtes ſeyn, ſo viele, bis jetzt noch gebundene Lichtmaterie aus den Körpern zu entwickeln, als zur Hervorbringung eines ſolchen Phänomens nöthig ſeyn wird. Aber traun, die Verklärung iſt etwas Anderes. Jedes Geſchöpf der Erde hat, wie es der Weisheit des Schöpfers angemeſſen iſt, gerade die Einrichtung ſeiner Maſchine erhalten, die zu dem Endzwecke, warum es lebt, erforderlich war. Die Eiche, beſtimmt Jahrhunderte lang eine Welt von Geſchöpfen zu beherbergen und zu nähren, und im groſſen Umfang des Stammes und der Aeſte dem Sturme zu trotzen, ſchlägt ihre Wurzeln ſo ſtark und ſo tief und ſo ausgebreitet, daß ſie auch einen ſolchen Baum zu nähren und feſtzuhalten im Stande ſind. Die Anziehungsgefäße des Nußbaums, der uns mit öligten Früchten verſehen ſoll, ſind ſo beſchaffen, daß ſie die Theile der allgemeinen Maſſe nicht anziehen können, welche in den Kirſchbaum übergehen, deſſen wäſſrichte Frucht

nur kühlen und erquicken soll. Der Fisch, zum Bewohner des Wassers bestimmt, hat seine Flossen, wie der Vogel seine Fittige, das Eichhorn seine Krallen. So hat auch der Körper des Menschen jetzt gerade die Einrichtung, die zu seinem Zweck erforderlich ist, die er haben muß, damit die Seele in ihm die Fertigkeiten erwerbe, die sie, so lang sie ihn bewohnt, ihrer Bestimmung nach erwerben soll. Da es uns z. B. jetzt so wenig etwas angeht, was für Würmer in den Eingeweiden der Infusionsthierchen sich nähren, als was für Geschöpfe die Berge des Mondes abweiden, so ist auch unser natürliches Sehorgan weder Mikroskop noch Tubus genug, um Eins oder das Andere zu bemerken. Es reicht gerade auf den Grad von Nähe und Ferne, und sieht gerade unter dem Winkel, der zu unserer Bestimmung hier erforderlich ist. So wenig wir aber in der Zukunft ohne Bestimmung und Geschäft vegetiren werden, so wenig wird unser Geschäft und unsere Lage dort wieder die nämliche seyn, die sie hier war, sonst hätte uns der Schöpfer ohne weitere Umstände hier lassen können. Aber wird denn auch der Körper, der uns kleiden soll, noch der nämliche seyn können?

Sey dort unser Geschäft, welches es will, — wenn wir in einen neuen Körper gekleidet werden, so wird er für dasselbe eingerichtet und modificirt seyn. In dem nämlichen Verhältniß, wie dort die Gegenstände, an denen wir höhere Vernunft und

Tugend üben ſollen, anders und geiſtiger ſeyn werden, in dem nämlichen wird auch der Körper anders und vollkommener, d. h. er wird verklärt, aber eben darum nicht der nämliche ſeyn.

Es war alſo der Mühe werth nachzuſehen, ob uns denn die Bibel zur Wiederbeſitznehmung des alten Körpers Hoffnung mache, und ſiehe, da ſagt uns wenigſtens Paulus: — es wird geſäet ein natürlicher Leib, und wird auferſtehen ein geiſtlicher Leib.

VIII.

Haben wir ſchon einmal gelebt?

Das Leben iſt ſo ſüß, und doch ſo beſchränkt. Wir hoffen ein zweites. — Haben wir ſchon vielleicht auch ein früheres gelebt?

1.

Gründe für die Verneinung:

1) Wir haben gar keine Urſache es anzunehmen.
Keine Erinnerungen,
Zeugniſſe, oder
Erſcheinungen, die ſo räthſelhaft wären, daß ſie einzig dadurch erklärbar würden.

2) Wir haben ſogar Urſache es zu bezweifeln. Man betrachte das neugeborne Kind und ſeinen Zuſtand, ſein ſpät eintretendes Bewußtſeyn. Wie neu ihm Alles! Wie mühſam das Lernen! Wie viel Fragen!

2.

Vermuthungsgründe für die Bejahung.

1) Es iſt doch möglich. Hier, oder anderswo. — Müſſen wir für Alles Erfahrung haben? — Wir hätten aus einer ſüßen Schale der Lethe getrunken, und es wartete auf uns eine ſüßere der Mneme.

Wie Vieles vergeſſen wir aus dieſem Leben!

2) Es ließen ſich ſogar ſehr vernünftige Zwecke dabei denken.

a) Wir wären in einem unvollkommenen Zuſtand. Succeſſives Steigen; — die Leiter iſt groß.

b) Oder in einem ähnlichen, — vielleicht höhern. — Vielſeitigkeit der Erfahrungen; Weisheit iſt die Frucht der Erfahrungen; aber wie wenige bietet ein Leben!

3) Und hätten wir denn ſogar keine Erinnerungen oder Erſcheinungen? Wir bemerken doch:

a) Leichte Entwickelungen, gewiſſe Anlagen: Kunſtſinn, Muſik, Mechanik.

Wie, wenn wir dieſe Fertigkeiten ſchon einmal beſeſſen hätten?

Gedächtniß für Manches.

Wie, wenn es Erinnerung wäre? Was iſt ſchwerer zu lernen, als eine Sprache? und das Kind lernt ſie.

b) Vorherrſchende Neigungen von Kindheit an. Haben wir ſie vielleicht mitgebracht?

c) Unerklärbare Sympathie und Antipathie. Vorliebe für die Geſchichte einzelner Zeitalter, Männer, Gegenden.

Sind wir vielleicht einmal da geweſen und mit jenen in Verbindung geſtanden?

d) Leichtigkeit des Sterbens und ſchwärmeriſches Sehnen des Jünglings nach dem

Tode. Iſt es ein Heimweh, das in dem Buſen des Mannes die Zeit geheilt hat?

Es iſt wahr, dies Alles läßt ſich auch anderſt erklären. Körperliche Beſchaffenheiten; — Blutmiſchungen; — Gehirnbau; — Erziehungen; — erſte dunkle Eindrücke. — Der Menſch iſt ſich in ſo vieler Hinſicht ein Geheimniß. Aber

4) der Gedanke iſt doch ſo anziehend, ſo einladend zu ſüßen Phantaſien.

Zum Beiſpiel: Ich lebte ſchon zur Zeit der Mammute, — der Patriarchen, — war arkadiſcher Hirte, — griechiſcher Abentheurer, — Genoſſe der Hermannsſchlacht, — half Jeruſalem erobern.

Ich habe mit meinen Freunden ſchon ein Leben, und ſeine Freuden und Leiden getheilt.

Oder: ich bin ein angeſeſſener Bürger des Sirius auf Reiſen, dort wohl bekannt, und ſehnlich erwartet.

Wenn ich einſt den goldenen Becher der Mneme getrunken habe, wenn ich ſie vollendet habe ſo viele Wanderungen, wenn ich mein Ich gerettet habe aus ſo vielen Geſtalten und Verhältniſſen, — mit ihren Freuden und Leiden vertraut, — gereinigt in Beiden, — welche Erinnerungen — welche Genüſſe — welcher Gewinn!

J. P. Hebels
ſämmtliche Werke.

Achter Band.

Vermiſchte Aufſätze.

Mit Großherzogl. Badiſchem und Königl. Würtemb. Privilegio.

Karlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'ſchen Hofbuchhandlung.
1834.

AD
BIBL. UNIV.
MONACC.

Universitäts-
bibliothek
München

Inhalt

des achten Bandes.

		Seite
I.	Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude	1
II.	Der Comet von 1811	61
III.	Ueber die Verbreitung der Pflanzen. .	67
IV.	Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religioſität	74
V.	Vom Tabakrauchen	81
VI.	Betrachtungen über verſchiedene Thiere	86
VII.	Betrachtungen über ein Vogelneſt .	113
VIII.	Der Menſch in Kälte und Hitze . .	119
IX.	Die Juden ꝛc.	125
X.	Standrede über das glückliche Loos des Schneiders ꝛc.	141
XI.	Belehrung über das Wetterglas . .	147

		Seite
XII.	Mancherlei Regen	153
XIII.	Nützliche Lehren	162
XIV.	Geiz und Verschwendung . . .	175
XV.	Das Glück, die Braut der Jugend	177
XVI.	Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauche anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen seyn möchte. .	180
XVII.	Verschiedene Rechnungsexempel . .	194
XVIII.	Guter Rath	204
XIX.	Eine Gerechtigkeit	208
XX.	Reden des rheinländischen Hausfreundes an seine Leser	212
XXI.	Wein und Fruchtschlag . . .	230
XXII.	Verschiedenes aus dem rheinländischen Hausfreund	238
XXIII.	Das Glück des Weisen . . .	254
XXIV.	Verschiedene Gedanken . . .	256

I.

Allgemeine Betrachtung über das Weltgebäude.

Dem geneigten Leſer, wenn er zwiſchen ſeinen bekannten Bergen und Bäumen daheim ſitzt bei den Seinigen, oder bei einem Schöpplein im Adler, ſo iſt's ihm wohl und er denkt juſt nicht weiter. Wenn aber früh die Sonne in ihrer ſtillen Herrlichkeit aufgeht, ſo weiß er nicht, wo ſie herkommt, und wenn ſie Abends untergeht, weiß er nicht, wo ſie hinzieht, und wo ſie die Nacht hindurch ihr Licht verbirgt, und auf welchem geheimen Fußpfad ſie die Berge ihres Aufgangs wieder findet. Oder wenn der Mond einmal bleich und mager, ein andermal rund und voll durch die Nacht ſpaziert, er weiß wieder nicht, wo das herrührt, und wenn

er in den Himmel voll Sternen hinaufſchaut, einer blinkt ſchöner und freudiger als der andere, ſo meint er, ſie ſeyen alle wegen ſeiner da, und weiß doch nicht recht, was ſie wollen. Guter Freund, das iſt nicht löblich, daß man ſo etwas alle Tage ſieht, und fragt nie, was es bedeutet. Der Himmel iſt ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und ſtehen viele bewährte Mittel darin gegen den Aberglauben und gegen die Sünde, und die Sterne ſind die goldenen Buchſtaben in dem Buch. Aber es iſt arabiſch, man kann es nicht verſtehen, wenn man keinen Dolmetſcher hat. Wer aber einmal in dieſem Buch leſen kann, in dieſem Pſalter, und lieſt darin, dem wird hernach die Zeit nimmer lang, wenn er ſchon bei Nacht allein auf der Straße iſt, und wenn ihn die Finſterniß verführen will, etwas Böſes zu thun, er kann nimmer.

Alſo will jetzt der Hausfreund eine Predigt halten, zuerſt über die Erde und über die Sonne, darnach über den Mond, darnach über die Sterne.

Die Erde und die Sonne.

Nach dem Augenſchein und nach dem allgemeinen Glauben wäre die Erde mit allen ihren Bergen und Thälern eine große runde Fläche, gleich einer ungeheuer großen Scheibe. Am Rande derſelben weiter hinaus kommt nichts mehr, dort iſt

gleichſam der Himmel an ſie angefügt, der wie eine große hohle Halbkugel über ihr ſteht und ſie bedeckt. Dort geht am Tag die Sonne auf und unter, bald früher, bald ſpäter, bald links an einem gewiſſen bekannten Berg oder Haus, bald rechts, und bringt Tag und Nacht, Sommer und Winter, und bei Nacht der Mond und die Sterne, und ſie ſcheinen nicht gar entſetzlich hoch über unſern Häuptern zu ſtehen.

Das wäre nun Alles gut, wenn's Niemand beſſer wüßte; aber wir Sternſeher und Kalendermacher wiſſen's beſſer. Denn erſtlich, wenn einer daheim weggeht, und will reiſen bis an's Ende der Erde, an den Rand, wo man einen aufgehenden Stern mit der Hand weghaſchen und in die Taſche ſtecken kann, und er geht am 1ſten April vom Hauſe aus, ſo hat er den rechten Tag gewählt. Denn er kann reiſen, wenn er will durch Deutſchland, durch Polen, durch Rußland, nach Aſien hinein durch die Muhammedaner und Heiden, vom Land auf's Waſſer, und vom Waſſer wieder auf's Land, und immer weiter. Aber endlich, wenn er ein Pfeiflein Tobak einfüllt, und will daran denken, wie lang er ſchon von den Seinigen weg iſt, und wie weit er noch zu reiſen hat an's Ende der Erde und wieder zurück, auf einmal wird's ihm heimlich in ſeinem Gemüth, es wird nach und nach Alles, wie es daheim war, er hört ſeine Landesſprache wieder ſprechen, zuletzt erblickt er von weitem

einen Kirchthurm, den er auch schon gesehen hat, und wenn er auf ihn hingeht, kommt er in ein wohlbekanntes Dorf, und hat nur noch zwei Stunden oder drei, so ist er wieder daheim, und hat das Ende der Erde nie gesehen. Nämlich er reis't um die Erde, wie man einen Strich mit Kreide um eine Kugel herumzieht, und kommt zuletzt wieder auf den alten Fleck, von dem er ausgieng.

Es sind schon mehr als 20 solcher Reisen um die Erde nach verschiedenen Richtungen gemacht worden. In zwei bis vier Jahren, je nachdem, ist alles geschehen. Ist nicht der englische Seekapitän Cook in Einem Leben zweimal um die ganze Erde herumgereist, und von der andern Seite her wieder heimgekommen, aber das drittemal haben ihn die Wilden auf der Insel Owei ein wenig todt geschlagen und gegessen.

Daraus und aus mehreren sicheren Anzeigen erkennen die Gelehrten Folgendes: Die Erde ist nicht bloß eine ausgebreitete, rund abgeschnittene Fläche, nein, sie ist eine ungeheure große Kugel. Weiters: sie hängt und schwebt frei und ohne Unterstützung, wie seines Orts die Sonne und der Mond, in dem unermeßlichen Raum des Weltalls unten und oben zwischen lauter himmlischen Sternen. Weiters: sie ist rings um und um, wo sie Land hat, und wo die Hitze oder der bittere Frost es erlaubt, mit Pflanzen ohne Zahl besetzt, und von Thieren und

vernünftigen Menſchen belebt. Man muß nicht glauben, daß auf dieſe Art ein Theil der Geſchöpfe mit dem Kopf abwärts hänge, und in Gefahr ſtehe, von der Erde weg und in die Luft herabzufallen. Dies iſt lächerlich. Ueberall werden die Körper durch ihre Schwere an die Erde angezogen, und können ihr nicht entlaufen. Ueberall nennt man unten, was man unter den Füßen hat, und oben, was über dem Haupt hinaus iſt. Niemand merkt oder kann ſagen, daß er unten ſey. Alle ſind oben, ſo lang ſie die Erde unter den Füßen, und den Himmel voll Licht oder Sterne über dem Haupte haben.

Aber der geneigte Leſer wird nicht wenig erſtaunen, wenn er's zum erſtenmal hören ſollte, wie groß dieſe Kugel ſey; denn

der Durchmeſſer der Erde beträgt in gerader Linie von einem Punkt der Oberfläche durch das Centrum hindurch zum andern Punkt: eintauſend ſiebenhundert und zwanzig deutſche Meilen. Der Umkreis der Kugel aber beträgt fünftauſend vierhundert deutſche Meilen.

Ihre Oberfläche aber beträgt über neun Millionen Meilen in's Geviertе, und davon ſind zwei Drittheil Waſſer und ein Drittheil Land.

Ihre ganze Maſſe aber beträgt mehr als zweitauſend ſechshundert und zweiundſechzig Millionen Meilen im Klaftermaaß. Das haben die Gelehrten

mit großer Genauigkeit ausgemessen und ausgerechnet, und sprechen davon wie von einer gemeinen Sache. Aber Niemand kann die göttliche Allmacht begreifen, die diese ungeheure große Kugel schwebend in der unsichtbaren Hand trägt, und jedem Pflänzlein darauf seinen Thau und sein Gedeihen giebt, und dem Kindlein, das geboren wird, einen lebendigen Odem in die Nase. Man rechnet, daß tausend Millionen Menschen zu gleicher Zeit auf der Erde leben, und bei dem lieben Gott in die Kost gehen, ohne das Gethier. Aber es kommt noch besser.

Denn zweitens: Die Sonne, so nahe sie zu seyn scheint, wenn sie früh hinter den Bergen in die frische Morgenluft hinauf schaut, so ist sie doch über zwanzig Millionen Meilen weit von der Erde entfernt. Weil aber eine solche Zahl sich geschwinder aussprechen, als erwägen und ausdenken läßt, so merke: Wenn auf der Sonne eine groß scharf geladene Kanone stände, und der Constabler, der hinten steht und sie richtet, zielte auf keinen andern Menschen als auf dich, so dürftest du deswegen in dem nämlichen Augenblick, als sie losgebrannt wird, noch herzhaft anfangen, ein neues Haus zu bauen, und könntest darin essen und trinken und schlafen, oder du könntest ohne Anstand noch geschwinde heirathen, und Kinder erzeugen und ein Handwerk lernen lassen, und sie wieder verheirathen und vielleicht noch Enkel erleben. Denn wenn auch die Kugel in schnurgerader Richtung und immer in glei-

cher Geſchwindigkeit immer fort und fort flöge, ſo könnte ſie doch erſt nach Verfluß von 25 Jahren von der Sonne hinweg auf der Erde anlangen, ſo doch eine Kanonenkugel einen ſcharfen Flug hat, und zu einer Weite von 600 Fuß nicht mehr als den ſechzigſten Theil einer Minute bedarf.

Daß nun weiters die Sonne auch nicht bloß eine glänzende Fenſterſcheibe des Himmels, ſondern, wie unſer Erdkörper, eine ſchwebende Kugel ſey, begreift man ſchon leichter. Aber wer vermag mit ſeinen Gedanken ihre Größe zu umfaſſen, nachdem ſie aus einer ſo entſetzlichen Ferne ſolche Kraft des Lichts und der Wärme noch auf die Erde ausübt, und Alles ſegnet, was ihr mildes Antlitz beſcheint? Der Durchmeſſer der Sonne iſt 114mal größer, als der Durchmeſſer der Erde. Aber im Körpermaaß beträgt ihre Maſſe anderthalb Millionen mal ſo viel, als die Erde. Wenn ſie hohl wäre inwendig, ſo hätte nicht nur unſere Erde in ihr Raum, auch der Mond, der doch 50,000 Meilen von uns abſteht, könnte darin ohne Anſtoß auf- und untergehen, wie ſo, ja er könnte noch einmal ſo weit von uns entfernt ſeyn, als er iſt, und doch ohne Anſtoß um die Erde herumſpazieren, wenn er wollte. So groß iſt die Sonne, und geht aus der nämlichen allmächtigen Hand hervor, die auf der Erde das Magſaamen- oder Mohnſaamenkörnlein in ſeiner Schaale bildet und zur Reife bringt, eins ſo unbegreiflich, wie das andere. Der Hausfreund

wenigstens wüßte keine Wahl, wenn er eine Sonne oder ein Magsaamenkörnlein machen müßte mit einem fruchtbaren Keim darin.

Lange nun glaubten selbst die gelehrtesten Sternforscher, diese ganz unermeßliche Sonnenmasse sey nichts Anderes, als eine glühende Feuerkuel durch und durch. Nur konnte keiner von ihnen begreifen, wo dieses Feuer seine ewige Nahrung faßt, daß es in tausend und aber tausend Jahren nicht abnimmt, und zuletzt, wie ein Lämplein, verlöscht; denn die gelehrten Leute wissen auch nicht Alles, und reiten manchmal auf einem fahlen Pferd. Wer Alles wissen will, dem ist schlecht zu trauen, sondern er treibt's mit seinen Antworten, wie der Mattheis, der das Eis bricht. „Hat er keins, macht er eins" nach dem Sprichwort.

Deswegen will es nun heut zu Tag den Sternforschern und andern verständigen Leuten scheinen, die Sonne könne an sich wohl, wie unsere Erde, ein dunkler und temperirter, ja ein bewohnbarer Weltkörper seyn. Aber wie die Erde ringsum mit erquickender Luft umgeben ist, so umgibt die Sonne ringsum das erfreuliche Licht, und es ist nicht nothwendig, daß dasselbe auf dem Sonnenkörper selbst eine unausstehliche zerstörende Hitze verursachen müsse, sondern ihre Strahlen erzeugen die Wärme und Hitze erst, wenn sie sich mit der irdischen Luft vermischen, und ziehen dieselbe gleichsam

aus den Körpern hervor. Denn daß die Erde eine große Maſſe von verborgener Wärme in ſich ſelbſt hat, und nur auf etwas warten muß, um ſie von ſich zu geben, das iſt daran zu erkennen, daß zwei kalte Körper mitten im Winter durch anhaltendes Reiben zuerſt in Wärme, hernach in Hitze, und endlich in Glut gebracht werden können. Und wie geht es zu, je weiter man an einen hohen Berg hinaufſteigt, und je näher man der Sonne kommt, daß man immer mehr in die Hände hauchen muß, und zuletzt vor Schnee und Eis nimmer weiter kommt, fragen die Naturkundiger, wenn die Sonne ein ſprühendes Feuer ſeyn ſoll?

Alſo wäre es wohl möglich, daß ſie an ſich ein feſter, mit mildem Licht umfloſſener Weltkörper ſey, und daß auf ihr Jahr aus Jahr ein wunderſchöne Pfingſtblumen blühen und duften, und ſtatt der Menſchen fromme Engel dort wohnen, und iſt dort, wie im neuen Jeruſalem, keine Nacht und kein Winter, ſondern Tag, und zwar ein ewiger freudenvoller Sabbath und hoher Feiertag. Schon Doktor Martin Luther hat einmal ſo etwas verlauten laſſen, und der gelehrige Leſer begreifts ein wenig, aber doch nicht recht.

Fortſetzung über die Erde und Sonne.

Nachdem in der vorhergegangenen Predigt zuerſt von der Erde und hernach von der Sonne, jede für

ſich, geredet worden iſt, ſo wollen wir nur noch mit wenigem hören, wie ſie unter einander in guter Freundſchaft leben, und wie aus ihrer Liebe zu einander Tag und Nacht, Märzveilchen, Erndtekränze, Wein und gefrorne Fenſterſcheiben entſtehen.

Da die unermeßlich große Sonne in einer ſo unermeßlich weiten Entfernung von uns weg iſt, ſo hat es den Sternforſchern ſchon lange nicht mehr einleuchten wollen, daß ſie unaufhörlich und je in 24 Stunden um die kleine Erde herumſpringen ſoll, in einer unbegreiflichen Kraft und Geſchwindigkeit, nur damit wir in dieſem kurzen Zeitraum einmal Morgen und Mittag, Abend und Nacht bekämen, und wandelnde Sterne. Denn die Naturkundiger haben ſich überzeugt, daß Alles, was geſchieht, auf eine viel einfachere und leichtere Art auch geſchehen könnte. Allein ein rechtſchaffener Sternſeher, Copernikus genannt, hat bewieſen, daß es nicht nur ſo geſchehen könnte, wie die Naturforſcher denken, ſondern daß es wirklich ſo geſchieht, und die göttliche Weisheit hat früher daran gedacht, als die menſchliche.

Der geneigte Leſer wird jetzt erfahren, was Copernikus behauptet und bewieſen hat, wird aber erſucht, zuerſt Alles zu leſen, ehe er den Kopf ſchüttelt oder gar lacht.

Erſtlich, ſagt Copernikus, die Sonne, ja ſelbſt die Sterne, haben gegen die Erde weiters

keine Bewegung, ſondern ſie ſtehen für uns ſo gut als ſtill.

Zweitens, die Erde dreht ſich in 24 Stunden um ſich ſelber um. Nämlich, man ſtelle ſich vor, wie wenn von einem Punkte der Erdkugel durch ihr Centrum bis zum entgegengeſetzten Punkt eine lange Spindel oder Axe gezogen wäre. Dieſe zwei Punkte nennt man die Pole. Gleichſam um dieſe Axe herum dreht ſich die Erde in 24 Stunden, nicht nach der Sonne, ſondern gegen die Sonne, und wenn ein langer rother Faden ohne Ende, ich will ſagen am 21ſten März von der Sonne herab auf die Erde reichte, und Mittags um 12 Uhr an einen Kirſchbaum oder an ein Crucifix auf dem Felde angeknüpft würde, ſo würde die Erdkugel dieſen Faden in 24 Stunden einmal ganz um ſich herum gezogen haben, und ſo jeden andern Tag.

Auf dieſe einfache Weiſe geſchieht das Nämliche, was geſchehen würde, wenn die Sonne in der nämlichen Zeit einen Kreisgang von 132 Millionen Meilen rings um die feſt ſtehende Erde herum wandeln müßte. Nämlich die eine Hälfte der Erdkugel iſt gegen die Sonne gekehrt, und hat Tag, und eine Hälfte iſt von der Sonne abgekehrt gegen die Sterne hinaus, und hat Nacht, aber nie die nämliche, ſondern wie die Erdkugel ſich gleichſam an ihrer Axe gegen die Sonne dreht, löst ſich

immer an dem einen Rand der finſtern Hälfte ein wenig von der Nacht in die Dämmerung auf, bis man dort die erſten Strahlen der Sonne erblicken kann, und meint, ſie gehe auf, und an der andern Seite der erleuchteten Hälfte wird's immer ſpäter und kühler, bis man die Sonne nicht mehr ſieht, und meint, ſie ſey untergegangen, und der Morgen und Mittag und Abend, das heilige Oſterfeſt und ſein Glockengeläute wandeln in 24 Stunden um die Erde herum, und erſcheinen nie an allen Orten zu gleicher Zeit, ſondern in Wien zum Beiſpiel 24 Minuten früher als in Paris.

Drittens, ſagt Copernikus, während die Erde den Morgen und den Abend, und zu ſeiner Zeit das heilige Oſterfeſt in 24 Stunden gleichſam um ſich ſich herum ſpinnt, bleibt ſie nicht an dem nämlichen Ort, im unermeßlichen Weltraum ſtehen, ſondern ſie bewegt ſich unaufhörlich und mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit in einer großen Kreislinie zwiſchen der Sonne und den Sternen fort, und kommt in 365 Taggen und ungefähr 6 Stunden um die Sonne herum, und wieder auf den alten Ort.

Deswegen und weil alsdann nach 365 Tagen und ungefähr 6 Stunden Alles wieder ſo wird, und Alles wieder ſo ſteht, wie es vor eben ſo viel Zeit auch geſtanden iſt, ſo rechnet man 365 Tage zu einem Jahr, und ſpart die 6 Stunden 4 Jahre lang zuſammen, bis ſie auch 24 Stunden ausma-

chen; denn man darf nichts von der koſtbaren Zeit verloren gehen laſſen. Deßwegen rechnet man je auf das 4te Jahr einen Tag mehr, und nennt es das Schaltjahr.

Die Sache fängt an, dem verſtändigen Leſer einzuleuchten, und er wäre bald bekehrt, wenn er nur auch etwas von dem Drehen und Laufen der Erdkugel verſpüren könnte! Deswegen und

Viertens, ſagt der Hausfreund, man kann die Bewegung eines Gefährtes, auf welchem man mitfahrt, eigentlich nie an dem Gefährte ſelbſt erkennen, ſondern man erkennt ſie an den Gegenſtänden rechts und links, an den Bäumen und Kirchthürmen, welche ſtehen bleiben, und an denen man nach und nach vorbeikommt. Wenn ihr auf einem ſanftfahrenden Wagen oder lieber in einem Schifflein auf dem Rheine fahrt, und ihr ſchließt die Augen zu, oder ihr ſchauet eurem Kameraden, der mit euch fahrt, ſteif auf einen Rockknopf, ſo merkt ihr nichts davon, daß ihr weiter kommt. Wenn ihr aber umſchaut nach den Gegenſtänden, welche nicht ſelber bei euch auf dem Gefährte ſind, da kommt euch das Ferne immer näher, und das Nahe und Gegenwärtige verſchwindet hinter eurem Rücken, und daran erkennt ihr erſt, daß ihr vorwärts kommt, alſo auch die Erde. An der Erde ſelbſt und Allem, was auf ihr iſt, ſo weit man ſchauen kann, läßt ſich ihre Bewegung nicht abſehen; (denn die Erde

iſt ſelbſt das große Gefährte, und Alles, was man auf ihr ſieht, fahrt ſelber mit;) ſondern man muß nach etwas ſchauen, das ſtehen bleibt, und nicht mitfahrt, und das ſind eben nach Nro. 1. die Sonne und die Sterne, z. B. der ſogenannte Thierkreis. Denn 12 große Geſtirne, welche man die 12 himmliſchen Zeichen nennt, ſtehen am Himmel in einem hohen Kreis um die Erde herum. Sie heißen: der Widder, der Stier, die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau, die Waage, der Skorpion, der Schütz, der Steinbock, der Waſſermann, die Fiſche.

Eins folgt auf das andere, und das letzte ſchließt an das erſte wieder an, nämlich die Fiſche an den Widder. Dies iſt der Thierkreis. Er ſteht aber noch viel höher am Firmamente, als die Sonne, und ſie ſteht von hier aus betrachtet immer zwiſchen den zwei Linien, die ſeinen Rand bezeichnen, und in einem Zeichen derſelben. Denn ob ſie gleich noch weit herwärts deſſelben ſteht, ſo meint man doch wegen der ſehr großen Entfernung, ſie befinde ſich in dem Zeichen ſelbſt. Wenn ſie aber heute in dem Zeichen des Steinbocks ſteht, ſo ſteht ſie nach 30 Tagen nicht mehr im Zeichen des Steinbocks, ſondern im nächſten, und je nach 30 Tagen immer in dem nächſtfolgenden, und daran erkennt man, daß die Erde in ihrem Kreislauf unterdeſſen vorwärts gegangen ſey. Es kann nicht fehlen. Zu dem Allem ſagt

Fünftens und letztens der Kopernikus wieder, wenn gleichwohl die Axe der Erdkugel gegen die Sonne waagrecht läge, und die Erde drehte ſich auch ſo, und ſie bewegte ſich waagrecht in einer vollkommen runden Zirkellinie um die Sonne, alſo daß die Sonne genau im Mittelpunkt des Zirkelkreiſes ſtände, ſo müßte Jahr aus Jahr ein, und auf allen Orten der Erde Tag und Nacht gleich ſeyn. Ja es müßte mitten auf der Erde rechts und links um den rothen Faden ein ewiger Sommer glühn, weiterhin zu beiden Seiten am Abhang der Kugel milderte und kühlte ſich die Hitze ein wenig, je ſchiefer die Sonnenſtrahlen herabfielen, und näher gegen die Pole hin herrſchte ein Winter ohne Troſt und ohne Ende. Aber es iſt nicht ſo, ſagt der Sternſeher. Die Axe der Erde liegt nicht waagrecht und nicht ſenkrecht gegen die Sonne, ſondern ſchief in einem Winkel von 67 Graden, wer's verſteht. In dieſer Richtung gegen die Sonne dreht ſich die Erde in 24 Stunden um, in dieſer Richtung wandelt ſie in einem Jahr um die Sonne ebenfalls nicht ſenkrecht ſondern ſchief.

Wenn am 21ſten März der geneigte Leſer ſich vor den rothen Adler ſtellt, vor das Wirthshaus, und ſich mit dem Geſicht gegen Sonnenaufgang kehrt, ſo iſt der Kreis, den an ſelbigen Tag der rothe Faden um die Erde zieht, noch 1470 Stunden Wegs, oder 735 Meilen rechts hinaus von ihm entfernt, ſein Pol aber, dem er am nächſten iſt,

iſt 1230 Stunden oder 615 Meilen von ihm entfernt links hinaus. In ſolchem Standpunkt ſteht der geneigte Leſer am 21ſten März. Aber ſchon am 22ſten legt ſich der Faden nicht mehr ganz an das bewußte Cruzifix, und an ſeinen Anfang an, ſondern er lauft etwas herwärts gegen uns daran vorbei, und ſo windet er ſich von 24 Stunden zu 24 Stunden in einer Schraubenlinie fort, und kommt immer näher gegen uns bis zum 21ſten Juni, und iſt alsdann gleichwohl noch nicht bei uns, ſondern iſt uns nur ungefähr um 705 Stunden oder 352½ Meile näher gekommen. Aber vom 21ſten Juni an kehrt der Faden in den nämlichen Windungen wieder zurück, immer weiter von uns weg, bis er ungefähr am 21ſten September in gleicher Entfernung von beiden Polen wieder ſatt an dem Cruzifix vorbeiſtreift. Von dieſer Zeit an wendet er ſich jenſeits gegen den andern Pol immer weiter und weiter von uns weg bis ungefähr zum 21ſten December, wo er 1440 Stunden weit, rechts hinaus von uns entfernt iſt, kehrt alsdann eben ſo zurück, und trifft am 21ſten März wieder richtig bei dem Cruzifix ein. Aber bis zu uns kommt er nie, weil wir ſo weit von ihm weg wohnen, hinaus gegen den Pol.

Aus dieſer figürlichen Vorſtellung iſt nun zu erkennen, was zwar der geneigte Leſer ſchon weiß, daß er während des Kreislaufs der Erde nicht immer in der nämlichen Richtung gegen die Sonne bleiben könne, aber die Aſtronomen haben daraus berechnet,

in welcher ſchiefen Linie die Erde binnen Jahresfriſt die Sonne umlaufen muß, damit dieſe Veränderungen und die vier Jahreszeiten zu Stande kommen.

Der Frühling beginnt um den 21ſten Merz, wann der rothe Faden gerade auf das Kruzifix herabreicht. Die Sonne ſteht gleich weit von beiden Polen über der Erde. Tag und Nacht ſind gleich. Die Sonne ſcheint immer näher zu kommen, und immer höher am Himmel aufzuſteigen, je mehr ſich der rothe Faden nähert. Der Tag und die Wärme nehmen zu, die Nacht und die Kälte nehmen ab.

Der Sommer beginnt um den 21ſten Juni, wenn der Faden am weiteſten von dem Kruzifix entfernt, und am nächſten bei uns iſt. Alsdann ſteht die Sonne am höchſten über dem Haupt des geneigten Leſers, und dieſer Tag iſt der längſte. So wie ſich der Faden wieder hinauswindet, kommt die Sonne immer ſchiefer gegen uns zu ſtehen, und die Tage werden kürzer.

Der Herbſt beginnt am 21ſten September. Tag und Nacht ſind wieder gleich, weil die Sonne, beſage des Fadens wieder über dem Kruzifix ſteht. Aber je weiter er alsdann jenſeits hinauslauft gegen den andern Pol, deſto tiefer ſtellt ſich gegen uns die Sonne. Die Tage und die Wärme nehmen immer mehr ab, die Nächte und die Kühle nehmen zu.

Der Winter beginnt, wenn am 20ſten December der Faden am weiteſten jenſeits von uns entfernt iſt. Der geneigte Leſer verſchläft alsdann die längſte Nacht, und die Sonne ſteht ſo tief, daß ſie ihm noch früh um 9 Uhr durch des Nachbarn Kaminhut in das Stüblein ſchauen kann, wenn die Fenſterſcheiben nicht gefroren ſind.

Endlich, wenn von dieſem Tage an der Faden zurückkehrt, verlängern ſich auch die Tage wieder. Am 22ſten Februar auf Petri Stuhlfeier kommt ſchon der Storch in ſeine alte Heimath zurück, und ungefähr am 20ſten Merz trifft der rothe Faden wieder bei dem Kruzifix ein. Dieß hat noch nie fallirt.

Hieraus iſt zu gleicher Zeit zu erkennen, daß nie auf der ganzen Erde die nämliche Jahrszeit herrſcht. Denn zu gleicher Zeit, und in gleichem Maße, wie ſich die Sonne von unſerm Scheitelpunkt entfernt, oder wir von der Sonne, kommt ſie höher über diejenigen zu ſtehen, welche jenſeits des Kruzifixes gegen den andern Pol hinauswohnen, und umgekehrt eben ſo.

Wenn hier die letzten Blumen verwelken, und das Laub von den Bäumen fällt, fängt dort Alles an zu grünen und zu blühen. Wenn wir in unſerm Winter die längſte Nacht verſchlafen, ſchimmert dort der längſte Sommertag, und der Hausfreund kann ſich nicht genug über die göttliche

Weisheit verwundern, die mit Einer Sonne auf der ganzen Erde ausreicht, und in die winterlichſten Landſchaften noch einen luſtigen Frühling, und eine fröhliche Ernte bringen kann.

Soviel für diesmal von der Erde. Gleichwohl wenn ein Menſch von derſelben ſich aufheben, und in gerader Linie langſam oder geſchwind zum Abendſtern aufſteigen könnte, der unter allen Sternen der nächſte iſt, ſo würde er noch merkwürdige Dinge ſehen. Der Stern würde vor ſeinen Augen immer größer werden, zuerſt wie der Mond, bald darauf wie ein großes Rad, zuletzt wie eine unüberſehbare Kugel oder Fläche. Sein Licht würde ihm immer milder erſcheinen, weil es ſich immer über eine größere Fläche verbreitete, ja er würde in einer gewiſſen Entfernung davon ſchon Berge und Thäler entdecken, und allerlei, und zuletzt auf einer neuen Erde landen. Aber in der nämlichen Proportion müßte unter ihm die Erde immer kleiner werden, und glänzender ihr Licht, weil es ſich auf einen kleinern Raum zuſammen drängt. In einer gewiſſen Entfernung hätte ſie für ihn noch den Umfang wie ein großes Rad, hernach wie eine Schützenſcheibe, hernach wie der Mond, und endlich wenn er gelandet wäre, würde er ſie weit draußen am Himmel, als einen lieblichen Stern unter den andern erblicken, und mit ihnen auf- und untergehen ſehen. „Sieh dort," würde er zu ſeinem erſten Bekannten ſagen, mit dem er bekannt wird, „ſieh

jenen lieblichen Stern, dort bin ich daheim, und mein Vater und meine Mutter leben auch noch dort. Die Mutter iſt eine geborne ſo und ſo.“ Es müßte ein wunderſames Vergnügen ſeyn, die Erde unter den Sternen des Himmels und ganz als ihres Gleichen wandeln zu ſehen, und der Hausfreund hat dem geneigten Leſer dieſe Freude in dem Artikel von den Planeten zugedacht.

Der Mond.

Der geneigte Leſer wird nun recht begierig ſeyn, auch etwas Neues von dem Monde zu erfahren, der ihm des Nachts ſo oft aus der Stadt nach Hauſe leuchtet, oder aus dem Wirthshaus.

Erſtlich: Der Mond iſt auch eine große Kugel, die im unermeßlichen Weltraum ſchwebt, nicht anders als die Erde und die Sonne, aber in ſeiner körperlichen Maſſe iſt er fünfzigmal kleiner als die Erde, und nicht viel über 50,000 Meilen von ihr entfernt. Man ſieht hieraus, daß der Hausfreund nicht darauf ausgeht, mit großen Zahlen um ſich zu werfen, wenns nicht ſeyn muß, und den gutmüthigen Leſer im Numeriren zu üben, ſondern daß er gerne bei der Wahrheit bleibt.

Zweitens: Daß der Mond, wie die Sonne, je in 24 Stunden um die Erde herum zu gehen

ſcheint, will nicht viel ſagen. Geſetzt er ſtehe unbeweglich ſtill an ſeinem Ort, ſo dreht ſich ja die Erde um ihre Axe, daraus erfolgen in Rückſicht auf den Mond die nämlichen Erſcheinungen, wie bei der Sonne, und wenn von ihm ein langer gelber Faden ohne Ende auf die Erde herab reichte, und auch an dem Kruzifix im Felde angeknüpft würde, ſo müßte ſich der gelbe Faden ebenfalls in 24 Stunden um die Erde herum legen. Aber der Mond iſt deßwegen nicht um die Erde herumgegangen, ſondern die Erde durch die Umdrehung um ihre Axe hat den Faden ſelber an ſich aufgewunden.

Drittens: Der Mond muß auch ſein Licht und ſein Gedeihen von der Sonne empfangen. Eine Hälfte ſeiner Kugel iſt erhellt, die gegen die Sonne gekehrt iſt, die andere iſt finſter. Damit nun nicht immer die nämliche Hälfte hell, und die nämliche finſter bleibe, ſo dreht ſich der Mond wie die Erde ebenfalls um ſich ſelber, oder um ſeine Axe, und dem Hausfreund thut die Wahl weh, will er ſagen in 27 Tagen und 8 Stunden, oder in 29 und einem halben Tag. Denn Beides iſt richtig, je nachdem man's anſieht. Wir wollen aber ſagen in 29 und einem halben Tag, weils die Kalendermacher ſo anſehen. Daraus folgt, daß in dieſer langen Zeit der Tag und die Nacht nur Einmal um den Mond herum wandeln. Der Tag dauert dort an Einem Ort ſo lange als ungefähr 2 von unſern Wochen und eben ſo lang die Nacht, und ein

Nachtwächter muß ſich ſchon ſehr in Acht nehmen, daß er in den Stunden nicht irre wird, wenn es anfängt 223 zu ſchlagen oder 309. — Aber

Viertens, der Mond bewegt ſich in der nämlichen Zeit auch um die Erde. Dies ſieht man abermal an den Sternen. Wie wenn man einen langſam gehenden Poſtwagen aus weiter Ferne beobachtet, meint man er ſtehe ſtill. Wenn man aber bemerkt, wie er doch nicht immer neben dem nämlichen Baum an der Straße ſich befindet, ſondern auch ein Paar Minuten neben einem andern, ſo erkennt man, daß er nicht ſtill ſteht, ſondern auf die Station geht. Wenn er aber in einem großen Kreis um den geneigten Leſer herum führe, ſo müßte er doch zuletzt wieder zu dem nämlichen Baum kommen, bei welchem er zuerſt ſtand, und daran müßte man erkennen, daß er jetzt ſeinen Kreislauf vollendet hat, alſo auch der Mond. Er hält ſich nicht jede Nacht bei dem nämlichen Sternlein auf, wenns noch ſo ſchön iſt, ſondern er rückt weiter von einem zum andern. Am andern Abend um die nämliche Zeit iſt er ſchon um ein Beträchtliches vorgerückt, aber ohngefähr in oben benannter Zeit, etwas früher kommt er wieder zu dem nämlichen Stern, bei dem er zuerſt ſtand, und hat ſeinen Kreislauf um die Erde vollendet.

Fünftens: Da ſich der Mond alſo um die Erde bewegt, ſo iſt daraus leicht abzunehmen, was

es mit dem Mondwechſel für eine Bewandniß hat. Der Neumond iſt, wenn der Mond zwiſchen der Sonne und Erde ſteht, aber etwas höher oder tiefer. Alsdann iſt ſeine ganze erleuchtete Hälfte oder ſein Tag gegen die Sonne gekehrt, und ſeine Nacht ſchaut herab gegen uns. Vom Neumond an, wenn der Mond auf ſeinem Umlauf zwiſchen der Sonne und der Erde heraus tritt, und ſich gleichſam mit ihnen in den Trianael ſtellt, erblicken wir zuerſt einen ſchmalen Streif von der erhellten Mondkugel, der immer größer wird bis zum Erſten Viertel.

Das erſte Viertel iſt, wenn der Mond ſo ſteht, daß gerade die Hälfte von der erleuchteten Halbkugel, oder der vierte Theil von dem Mond gegen uns im Licht iſt, und die Hälfte von der verfinſterten Halbkugel im Schatten. Da kann man recht ſehen, wie Gott das Licht von der Finſterniß ſcheidet, und wie auf den Weltkörpern der Tag neben der Nacht wohnt, und wie die Nacht von dem Tag bis zum Vollmond allmählig beſiegt wird.

Der Vollmond iſt, wenn der Mond auf ſeinem Kreislauf um die Erde, hinter der Erde ſteht, alſo daß die Erde zwiſchen ihm und der Sonne ſchwebt, aber etwas tiefer oder höher. Alsdann können wir ſeine ganze erleuchtete Hälfte ſehen, wie ſie von der Sonne erleuchtet wird, und aus unſerer Nacht hinauf ſchauen in ſeinen Tag. Vom Voll-

mond an, wenn der Mond ſich wieder auf der andern Seite herumbiegt um die Erde, kommt wieder etwas von ſeiner finſtern Hälfte zum Vorſchein, und immer mehr bis zum letzten Viertel.

Das letzte Viertel iſt, wenn wieder die eine Hälfte der Halbkugel, die gegen uns ſteht, erleuchtet, und die andere verfinſtert iſt, und jetzt kann man ſehen, wie die Nacht den Tag beſiegt, bis ſie ihn im Neumond wieder verſchlungen hat. Dies iſt der Mondwechſel.

Sechstens aber, und wenn der Mond und die Erde einmal in ſchnurgerader Linie von der Sonne ſtehen, ſo geſchehen noch ganz andere Sachen, die man nicht alle Tage ſehen kann, nämlich die Finſterniſſe. Wenn der dunkle Neumond je zuweilen in ſeinem Lauf gerade zwiſchen die Erde und die Sonne hinein rückt, nicht höher und nicht tiefer, ſo können wir vor ihm am hellen Tag die Sonne nimmer ſehen, oder doch nicht ganz, und das iſt alsdann eine Sonnenfinſterniß; die Sonnenfinſterniß kann nur im Neumond Statt finden. Wenn aber im Vollmond die Erde gerade zwiſchen die Sonne und zwiſchen den Mond hineintritt, nicht höher und nicht tiefer, ſo kann die Sonne nicht ganz an den Vollmond ſcheinen, weil die Erde ihren Strahlen im Wege ſteht. Dies iſt alsdann die Mondsfinſterniß. Die Dunkelheit, die wir an dem Mond erblicken, iſt nichts Anderes als der Schatten von unſerer eige-

nen Erde, und ein ſolches Exempel am Mond kann nur im Voll-Licht ſtatuirt werden. Alle dieſe Finſterniſſe nun, die einzig von der Bewegung des Monds und der Erde herrühren, wiſſen wir St. ſeher und Kalendermacher ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus vorher zu ſagen, und der Hausfreund gibt jetzt wenig gute Worte mehr, wenn einer kommt, der nicht glauben will, was bisher von den Himmelslichtern geſagt worden iſt, und ferner ſoll geſagt werden. „Woher wißt Ihr," fragt der vorſichtige Leſer, „daß die Sonne und der Mond ſo groß iſt, oder ſo, ſo weit oder ſo nahe; und daß ſich die Erde und der Mond auch ganz gewiß ſo bewegen, wie's euch vorkommt? Wer iſt dort geweſen und hat's gemeſſen?"

Antwort: Wenn wir das nicht gewiß wüßten und auf das Haar, ſo könnten wir nicht auf ein ganzes Jahr, und wer's verlangt, auf weiter hinaus eine Finſterniß vorausſagen, auf welchen Tag, ja auf welche Minute ſie anfängt, und wie tief ſie in den Mond oder in die Sonne hineinfrißt. Oder ſagts auch voraus, wenn Ihr könnt, und warum ſucht Ihr es im Kalender, wenn Ihr meint, wir falliren.

Siebentens, und wenn der Mand in ſeinem vollen Licht am Himmel erſcheint, ſieht er bei allem dem kurios aus mit ſeinem trüben Geſicht, und mit ſeinen helleren und blaſſern Flecken. Denn

bekanntlich iſt die Helle nicht gleichmäßig über ihn verbreitet, ſondern ungleichmäßig. Damit hat er die Gelehrten lange Zeit vexirt, und ihnen weiß gemacht, die helleren Theile ſeyen Land, von welchem die Lichtſtrahlen wieder zurückprellen, und die dunkleren ſeyen Waſſer, welches die Lichtſtrahlen verſchluckt. Allein mit einem kapablen Perſpectiv, wie es in vorigen Zeiten keine gab, hat ein rechtſchaffener Sternſeher, Namens Schröter, ganz andere Dinge auf dem Mond entdeckt, als Land und Waſſer, nämlich auch Land, aber kein Waſſer, ſondern weite Ebenen, hohe Berge und tiefe Abgründe von wunderbarer Geſtalt und Verbindung. Hat er nicht ihren Schatten ſogar beobachtet, und wie er ſich von Abend gegen Morgen bewegt, verkürzt und verlängert? Hat er nicht zuletzt ſogar aus dem Schatten der Berge ihre Höhe ausgerechnet, gleichſam wie ein Exempel aus der Regel de Tri? Die höchſten Berge auf dem Mond ſind höher als die höchſten auf der Erde, nämlich 25,000 Fuß. Der Hausfreund hat Reſpekt vor dem Sternſeher, und vor der göttlichen Allmacht, die einem ſchwachen Menſchenkind den Verſtand und die Geſchicklichkeit geben kann, auf 50,000 Meilen weit Berge auszumeſſen, die unſer einer (der geneigte Leſer iſt gemeint) gar nicht ſieht. Fragt man nun noch

Achtens und letztens, was denn eigentlich der Mond am Himmel zu verrichten hat? — Ant-

wort. Was die Erde. Soviel iſt gewiß, er erhellt durch ſein mildes Licht, welches der Wiederſchein von ſeinem Sonnenſchein iſt, unſere Nächte, und ſieht zu, wie die Knaben die Mägdlein küſſen. Er iſt der eigentliche Hausfreund und erſte Kalendermacher unſerer Erde, und der oberſte General-Nachtwächter, wenn die andern ſchlafen. Hinwiederum ſcheint die Erde mit ihrem Sonnenglanz, in wechſelndem Licht, an die finſtere Halbkugel des Monds, und erhellt ihre lange, lange Nacht. Was will der geneigte Leſer ſagen! Sieht man nicht in den erſten Tagen des Neulichts, wenn der Mond noch wie eine krumme Sichel am Himmel ſteht, ſieht man nicht auch den übrigen dunkeln Theil ſeiner Scheibe, oder ſeine Nacht durch einen ſchwachen grünlichen Schimmer erhellt? Das iſt eine Wirkung des Sonnenſcheins, der von der erleuchteten Halbkugel unſerer Erde auf den Mond fällt, oder iſt der Erdſchein im Mond.

Zudem iſt es gar wohl möglich, daß auch jener Weltkörper allerlei vernünftige und unvernünftige Geſchöpfe von kurioſen Geſtalten und Eigenſchaften beherbergt, die uns Alles beſſer ſagen könnten, und die ſich in ihrer Nacht auch über den milden Erdſchein freuen. Vielleicht glauben die einfältigen Leute dort auch lange her, die Erde gehe um den Mond herum, und ſey blos wegen ihnen da, und wir könntens ihnen auch beſſer ſagen.

Die Planeten.

Bis jetzt haben wir in unſern Betrachtungen über das Weltgebäude unſern Wohnplatz, die Erde, die Sonne und den Mond näher kennen gelernt. Jetzt erheben wir unſer Auge zu den leuchtenden Sternen, an denen ſich ſo oft das Auge des nächtlichen Wanderers ergötzt. Wer etwa in einer großen Hauptſtadt oder in der Nähe derſelben gelebt hat, der kann wiſſen, was eine Illumination iſt, und wie herrlich es ausſieht, wenn zu Ehren eines großen Herrn in der ganzen Stadt viele tauſend kleine Lampen zu gleicher Zeit angezündet werden und brennen. Das Auge kann ſich nicht ſatt-ſchauen, und überall erblickt es etwas Anderes und Schöneres. Aber alle dieſe irdiſche Herrlichkeit iſt in gar keine Vergleichung zu ſetzen mit der großen himmliſchen Illumination, die in jeder wolkenloſen Nacht zur Ehre des großen Weltenbeherrſchers aus unermeßlicher Höhe herabflimmert.

Fürs erſte müſſen wir wiſſen, daß es zweierlei Arten der Sterne gibt. Denn ſo ſehr ſie alle, groß und klein, in der Unordnung unter einander zu ſtehen ſcheinen, ſo behalten doch die meiſten derſelben Jahr aus Jahr ein ihre nämliche Stellung gegen einander, gehen Jahr aus und Jahr ein in der nämlichen Ordnung mit und nach einander auf

und unter, keiner kommt dem andern näher, keiner entfernt ſich von dem andern. Jeder von uns, der auch nur Ein Geſtirn kennt, den Heerwagen oder den Jakobsſtab, der wirds wiſſen. Wie dieſe Sterne in ſeiner Jugend ſtanden, ſo ſtehen ſie noch, und wo er ſie im Sommer oder Winter, Nachts um 8 Uhr oder in der Mitternacht zu finden wußte, dort findet er ſie in der nämlichen Jahrszeit wieder. Und dieſe Sterne heißen Fixſterne.

Nur mit ſehr wenigen andern, welche man Irrſterne oder Planeten nennt, hat es auch eine andere Bewandtniß. Dieſe behalten nicht ihre gleichförmige Stellung gegen die andern. Wenn der Planet, Jupiter genannt, heute Nacht zwiſchen zwei gewiſſen Sternen ſteht, ſo ſteht er von heute übers Jahr nicht mehr zwiſchen den nämlichen, ſondern an einem andern Ort. Es iſt, als ob dieſe Sterne für Kurzweil bei den andern herum ſpazierten, ihnen gute Nacht oder guten Morgen brächten, und ſich um die Zeit und Stunde nicht viel bekümmerten. Aber ſie haben ihre Ordnung ſo gut wie die übrigen, nur eine andere. Die mehrſten von ihnen kennt jeder Leſer aus den Kalendern, beſonders aus dem hundertjährigen. Dieſe Planeten haben nun folgende Eigenſchaften mit einander gemein:

1) Sie ſind unter allen Sternen unſrer Erde am nächſten, viel näher als irgend ein Fixſtern.

2) Sie bewegen ſich in großen Kreiſen und in ungleich langen Zeiten um die Sonne, welches die andern nicht thun. Und aus dieſem Grunde verändert ſich unaufhörlich ihre Stellung am Himmel.

3) Es ſind von Natur dunkle Weltkörper. Sie empfangen ihr Licht wie unſre Erde von der Sonne. Was wir in der Nacht an ihnen glänzen ſehen, iſt Sonnenſchein, der wie aus einem Spiegel zu uns zurückſtrahlt, ſo daß wir auch in der finſterſten Sternennacht doch nicht ganz von dieſem fröhlichen Lichte verlaſſen ſind. Jeder Planet iſt eine ungeheure große Kugel, die ſich immer und ohne Ruhe herumdreht. Nur diejenige Hälfte, die alsdann gegen der Sonne ſteht, hat Licht, die andere iſt finſter. Sie haben daher auch ihres Theils Tag und Nacht.

4) Ein Planet ſteht nicht immer in gleicher Entfernung und Richtung gegen die Sonne. Sie haben daher, wie unſre Erde, verſchiedene Jahrszeiten, in ihrer Art, Sommer und Winter.

Falſch iſt es alſo, wenn man glaubt, die Sonne ſey ſelber ein Planet. Denn ſonſt müßte ſie ſich ſelber in einem großen Kreis um die Sonne bewegen, ſie müßte Tag haben, wenn ſie von ſich

ſelber beſchienen wird, und Nacht, wenn ſie nicht von ſich ſelber beſchienen wird. Sie müßte Sommer und Winter haben, wenn ſie näher oder weiter von ſich ſelber abſteht, und das iſt lauter Widerſpruch. Hingegen haben die Weltweiſen entdeckt, daß in dem unermeßlichen Weltraum, und unter den unzähligen Weltkugeln deſſelben, unſere Erde ſelber ein Planet ſey, weil ſie alle Eigenſchaften der andern Planeten hat, und wer auf einem andern Planeten ſtände, und aus einer Weite von Millionen Meilen nach der Erde ſchaute, dem würde ſie eben ſo als ein kleiner glänzender Stern erſcheinen, wie uns der Abendſtern erſcheint. Denn es iſt die Entfernung von den Sternen zu uns gerade ſo weit, als von uns zu den Sternen.

Mißlich muß es daher auch um die Behauptung ſtehen, daß unſere Erde abwechſelnd von den Planeten regiert werde, oder daß Witterung, Fruchtbarkeit und andere Dinge von ihnen herrühren, ob man gleich die Erfahrung haben kann, daß je nach ſieben Jahren Manches wieder ſo kommt, wie es ſieben Jahre früher war. Denn

1) ſonſt müßte ein Planet den andern regieren, weil ja unſere Erde ſelber ein Planet iſt, und ſolche Unordnung wird in dem Reich der Weltkörper nicht ſtatuirt.

2) So müßte unſere Erde auch die andern Plane-

ten hinwiederum regieren, und das kann nicht ſeyn, ſonſt müßten wir auch etwas davon wiſſen.

3) So ſind nicht ſieben Hauptplaneten, ſondern es ſind, wie man mit guten Fernröhren entdeckt hat, bis jezt eilf, und folglich kann nicht alle ſieben Jahre der nämliche regieren. Wie ſiehts jezt aus?

Alſo iſt auch der Mond kein Planet, wie ſchon aus der vorigen Betrachtung über ihn erſichtlich iſt, ſondern er iſt der Mond und bleibt der Mond. Von den wahren Planeten aber ſind einige ſchon lange bekannt, nämlich

Der Merkurius, aber dieſen wird keiner von euch leicht geſehen haben. Denn er umläuft die Sonne in einem ſo kleinen Kreis, und ſteht immer ſo nahe bei ihr, daß er Morgens nur kurz vor ihr aufgeht, und bald in dem anbrechenden Tag erblaßt, oder Abends bald nach ihr untergeht, und alſo nicht überall zu ſehen iſt. Er iſt ungefähr zwei und ein halbmal näher bei der Sonne als wir, welches doch 8 Millionen Meilen beträgt. Ein Jahr währt auf dieſem Planet nur 88 Tage, denn in ſo viel Zeit lauft er einmal um die Sonne herum, und vollendet ſeine Jahrszeit. Dafür iſt er auch einer von den kleinen Planeten, und 16mal kleiner als die Erde.

Die Venus iſt der zweite Planet, und dieſen kennen wir alle unter einem andern Namen, als Abendſtern oder Morgenſtern. Denn wenn ſie auf ihrem Lauf um die Sonne, welcher 224 Tage beträgt, gegen uns betrachtet vorne an der Sonne ſteht, ſo geht er auch früh ein Paar Stunden lang vor ihr auf, und das iſt alsdann der ſchöne Morgenſtern.

Aber wenn er zu einer andern Zeit in ſeinem Umlauf ſo ſteht, daß er erſt nach der Sonne aufgehen kann, ſo können wir wegen der Tageshelle und dem Sonnenglaſt ihn nicht mehr ſehen. Unſichtbar folgt er den ganzen Tag der Sonne, wie ein Kind ſeiner Mutter nach, und erſt wenn die Sonne untergegangen iſt, wenn auf der Erde die Lichter bald angezündet werden und die Betglocken in die Dämmerung läuten, wird er am Abendhimmel ſichtbar. Dieſer Stern iſt der einzige unter allen, der nicht nur aus der Ferne uns ſeinen Schimmer zeigt, ſondern ſogar einige Helle auf der Erde verurſacht, und daher auch einen Schatten wirft. Dies rührt von der Nähe deſſelben her, die bisweilen nur 6 Millionen Meilen beträgt, da die Sonne ſelbſt 21 Millionen weit entfernt iſt.

Auch iſt das Licht des Abendſterns nicht immer gleich. Oft ſtrahlt er im ſchönſten Glanze, oft wieder bläſſer, und ſcheint ſogar kleiner zu ſeyn.

Aber die Sternkundiger haben ſchon lange durch ihre Ferngläſer die Urſache davon entdeckt. Die Venus hat nämlich, von der Erde aus betrachtet, ihr zu- und abnehmendes Licht wie der Mond, und dies iſt ſehr begreiflich. Denn da ſie eine große Kugel iſt, und alſo nur die eine Hälfte derſelben von der Sonne erleuchtet ſeyn kann, während es auf der andern Nacht und ſtockfinſter iſt, ſo kann es oft geſchehen, daß ſich nur die Hälfte, ja weniger, von ihrer erleuchteten Seite gegen die Erde kehrt.

Aber was noch viel Merkwürdigeres haben die Sternkundiger durch die Hülfe der ſtärkſten Ferngläſer in dem Abendſtern entdeckt. Er iſt nämlich ſo wenig als unſere Erde eine ganz glatte Kugel, und hat eben ſo wie ſie ſeine Berge und Thäler, und ob er gleich etwas kleiner als ſie iſt, ſo hat er doch Berge, welche den höchſten Berg unſers Weltkörpers um das Vier- bis Fünffache an Höhe übertreffen, welches die Aſtronomen aus dem Schatten derſelben mit Genauigkeit zu berechnen wiſſen.

O das muß ein wunderſames Vergnügen ſeyn, mit einem ſolchen Fernrohre in der finſtern Erden-Nacht 6 Millionen Meilen weit in eine fremde erleuchtete Welt hineinzuſchauen, wenn man bedenkt, wie viel Vergnügen es ſchon macht, wenn wir von einem erſtiegenen Berg nur in ein Thal hinüber ſchauen können, welches unſere Augen noch nie

geſehen haben. Noch heimlicher und lieblicher aber müßte der Blick in einen ſolchen Stern hinein ſeyn, wenn wir auch ſehen könnten, was auf ſeinen Bergen wächst, was für Thiere darauf weiden, was für Menſchen die Thiere hüten, und was ſie ſonſt thun und treiben in ihrer lichten, luftigen Höhe.

Das hat die menſchliche Neugierde. So viel man weiß, gern wüßte man noch mehr.

Merkurius und Venus ſind die zwei einzigen bekannten Planeten, welche zwiſchen der Sonne und der Erde ſtehen. Weiter über die Erde hinaus kreisen um die Sonne noch die drei längſt bekannten, Mars, Jupiter und Saturn, nebſt fünf neuentdeckten, Pallas, Ceres, Juno, Veſta und Uranus genannt, welche in der Folge ſollen beſchrieben werden.

Fortſetzung.

Der rheinländiſche Hausfreund ſtellt ſich ſeinem Leſer gegenüber und fragt: Weißt du auch noch, geneigter Leſer, wovon im vorigen Artikel über das Weltgebäude iſt geredet worden?

Leſer. Ja! von den Planeten iſt geredet worden.

Hausfreund. Weißt du auch noch, was man Planeten nennt?

Leſer. Ja! Planeten nennt man eilf Sterne,

ſo mit den andern nicht gleichen Schritt halten, denn ſie laufen in großen Kreiſen um die Sonne herum, und kommen der eine heut der andere morgen, aber jeder zu ſeiner Zeit.

Hausfreund. Weißt du denn auch noch, welche Planeten ſind in der Betrachtung des Weltgebäudes im vorigen Artikel betrachtet worden?

Leſer. Ja! der Merkurius iſt betrachtet worden und die Venus, das iſt der Abendſtern.

Der Hausfreund kann ſich nicht genug darüber verwundern, daß der geneigte Leſer ſowohl begriffen, und es ſo lange im Kopf behalten hat, und fährt nun alſo fort:

Der nächſte Planet nach der Venus, oder der dritte von der Sonne weg, iſt unſere Erde ſelber mit ihrem Beiläufer, dem Mond. Sie hat 5400 deutſche Meilen im Umfang. Sie iſt 21 Millionen Meilen weit von der Sonne entfernt, und bekommt doch von ihr ein ſo ſchönes Tageslicht und ſo kräftige Wärme. Sie lauft um die Sonne herum in 365 Tagen und 6 Stunden, und legt in dieſer Zeit einen Raum von mehr als 131 Millionen Meilen zurück, ohne ein einzigesmal auszuruhen. Was aber ſonſt noch von der Erde zu ſagen iſt, und wie ihre Einwohner thäten, was dem Herrn übel gefiel, bisweilen aber doch auch etwas, das ihm wohl gefiel, ſiehe, das iſt geſchrieben in einem eigenen

Abschnitt und in den Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes.

Nach der Erde kommt der wunderschöne Planetstern Mars, der nicht wie die andern ein gelbes oder weißes, sondern ein röthliches Licht hat, als wenn unaufhörlich ein großes Freudenfeuer dort brennte. Er erscheint uns, wie die andern Planeten, nicht immer gleich, weil seine Weite von uns weg nicht immer die nämliche ist. Er ist größer und schöner, wenn er näher bei der Erde ist; unscheinbar und klein, wenn er weit weg steht. Er ist übrigens von der Sonne fast 32 Millionen Meilen weit entfernt, braucht doch nur ein Jahr und 322 Tage zu seinem Umlauf um dieselbe, und durchläuft in solcher Zeit eine Bahn von 200 Millionen Meilen. Dagegen ist er fünfmal kleiner als die Erde und fast zehnmal leichter, und kann also schon flüchtiger fortkommen.

Für den nächsten Planeten nach dem Mars hat man von den ältesten Zeiten an bis vor wenig Jahren den Jupiter gehalten, und war mit keiner Lieb zwischen ihnen noch ein anderer zu entdecken. Die Sternseher aber behaupteten herzhaft, zwischen ihnen fehle einer, ob ihn gleich noch kein sterblicher Mensch gesehen habe. Entweder, sagten sie, ist er so klein, daß wir ihn nicht sehen können, oder er hat seinen jüngsten Tag und die Auferstehung seiner

Todten schon erlebt, und ist nachher im Feuer aufgegangen, oder sonst verkommen.

Dies brachten sie folgendermaßen heraus: Wenn man sich von der Sonne weg bis zu dem Planeten Saturn, so für den letzten gehalten wurde, in einer geraden Linie, gleichweit von einander hundert Pünktlein vorstellt, so steht von der Sonne weg auf dem vierten Pünktlein der Planet Merkurius, und kann Niemand etwas dafür, daß er dort steht und an keinem andern Ort. Wenn man aber weiter zählt drei, dort steht die Venus. Zählt man weiter zweimal drei ist sechs, dort steht unsere Erde; zählt man weiter zweimal sechs ist zwölf, dort steht der Mars und fehlt sich nicht. Zählt man weiter zweimal zwölf gibt vier und zwanzig, dort sah man nichts, und doch, wenn man wieder weiter fortfährt und sagt: zweimal vier und zwanzig ist acht und vierzig, so steht daselbst wieder der Planet Jupiter; und zweimal acht und vierzig ist sechs und neunzig, dort ist der Saturn. Sechs und neunzig aber addirt mit den vier ersten Punkten von der Sonne weg bis zum Merkurius thut hundert, so, daß also der Saturnus richtig auf dem hundertsten Pünktlein steht. Weil nun alle diese Planeten in einer so sichtbaren Proportion und Ordnung von einander abstehen, und doch auf dem Pünktlein 24 nichts zu sehen war, deswegen sagten die Sternkundigen, dort müsse auch noch einer stehen, wenn er nicht schon wieder ver-

ſchwunden ſey. So etwas erzählt der Hausfreund nicht allen Leuten; aber ſeinen Leſern kann er nichts vorenthalten, damit ſie ſehen, was wir Sternſeher und Kalendermacher für reſpectable Leute ſind, ſo die Sterne des Himmels überſchauen, wie ein Hirt ſeine Schäflein oder ein Schulherr ſeine Kinder, und merkt gleich, wenn eins fehlt. Wie gewiß wir aber unſerer Sache ſind, das hat ſich vor einigen Jahren zu großer Freude gezeigt.

Denn als der berühmte Mann, Namens Herſchel, vor mehreren Jahren eine neue Art von Fernröhren oder Perſpectiven erfunden hatte, die noch viel weiter tragen als die alten, ſo hat man einen kleinen Planeten auf Nro. 24. richtig entdeckt, und ſich etwas Rechtſchaffenes darauf eingebildet. Allein das iſt noch nicht Alles. Denn da dieſer Planet ſo klein erſchien, ſo hatte man das Herz, zu behaupten, er ſey nimmer ganz, ſondern nur ein Stück von einem Ganzen. Auch dieſe Vermuthung ſcheint durch die Erfahrung beſtätigt zu ſeyn, indem man nachher in kurzer Zeit nacheinander noch drei Sternlein ungefähr in der nämlichen Weite von der Sonne weg entdeckte, ſo, daß man jetzt ſtatt einem, der zu fehlen ſchien, vier auf einmal hat. Es iſt daher faſt nicht mehr zu zweifeln, daß einmal ein großer Planetſtern an jener Stelle geweſen, und ſchon vor undenklichen Zeiten in dieſe vier Stücke zerſprungen ſey, und muß ein rechtes Betrübniß geweſen ſeyn, wenn ein Vater oder eine

Mutter auf einem Stück geblieben ist, und die Kinder auf einem andern, und konnten hernach nichts mehr von einander erfahren, und einander durch Niemand grüßen lassen.

Da jeder Stern einen Namen haben muß, wenn man von ihm reden will, so nannte man diese vier: die Pallas, die Juno, die Ceres und die Vesta. Drei davon sind durch deutsche Männer entdeckt worden.

Nach diesem kommt nun 108 Millionen Meilen von der Sonne weg der neunte Planet, Jupitor genannt. Ob er gleich in unsern Augen nicht größer als ein brabanter Thaler aussieht, so ist er doch 1474mal größer als die Erde, und der größte unter allen Planeten. Er vollendet seine Laufbahn um die Sonne in 12 Jahren nur einmal, und um ihn selbst bewegen sich in ungleichen Entfernungen vier Monde, welches schön aussehen muß, wenn sie in einer Nacht alle zugleich am Himmel stehen. Auch laufen mehrere veränderliche graue Streifen über ihn weg, und man weiß nicht recht, was man davon halten soll.

Der zehnte Planet ist der Saturn. Dieser ist von der Sonne fast noch einmal so weit entfernt als der Jupiter, nämlich 199 Millionen Meilen. Sein Weg um die Sonne umfaßt mehr als 1280 Millionen Meilen, wozu er 29½ Jahr vonnöthen

hat. Da er ſo entſetzlich weit von der Sonne entfernt iſt, ſo muß auf ihm das Licht derſelben 90mal ſchwächer als auf unſrer Erde ſeyn, und muß einer ſchen gute Auge haben, wenn er dabei eine Nadel will einfädlen.

Dafür hat er aber ſieben Monde, die ihm ſeine trüben Tage erfreulich machen, und ſeine langen Nächte erheitern. Ueberdies hat dieſer Planet noch etwas, was kein anderer hat, einen Ring, ſo aber doppelt iſt. Dieſer Ring zieht ſich in einer nicht gar großen Entfernung um den Saturn ringsherum, iſt ſehr breit, nicht gar dick, und wird ebenfalls von der Sonne erleuchtet. Ohne Zweifel wirft er ſein Licht eben ſo wie die Monde auf den dunkeln Körper des Planeten zurück, und hilft zu ſeiner Erhellung. Sonſt weiß man von ihm nicht viel zu ſagen.

Lange hat man geglaubt, dieſer Saturn ſey nun der letzte Planet, an den die Sonne ſcheinet, und jetzt ſey man fertig, bis der berühmte Herſchel, von welchem eben Erwähnung geſchah, ebenfalls ein geborner Deutſcher, am 13ten Mai 1781 zur großen Verwunderung und Freude der Gelehrten, noch einen neuen entdeckte, welcher nun an der Zahl der eilfte, und vielleicht noch nicht der letzte iſt. Denn der ſchwache Menſch kommt der göttlichen Allmacht nie an das Ende, und man muß nie ſagen: Wo ich nichts mehr ſehe, dort iſt nichts

mehr. Dieſer neue Planet heißt Uranus, wird aber ohne Zweifel der älteſte ſeyn. Er iſt noch einmal ſo weit von der Sonne entfernt, als der Saturn, nämlich 400,000,000 Meilen. Er muß in einem Kreis von 2,514,000,000 Meilen um die Sonne herumgehen. Ein Jahr auf dieſem Planeten währt ſo lang als bei uns 83 Jahre oder ein langes Menſchenleben, und ein hundertjähriger Kalender thut daſelbſt 8300 Jahre lang gut. Wegen der großen Entfernung iſt daſelbſt die Wirkung der Sonne 361mal ſchwächer als bei uns. Dagegen wird er von ſechs, und vielleicht noch mehreren Monden erleuchtet, die um ihn herum aufgehen und untergehen, jeder zu ſeiner Stunde, und muß der Kalendermacher allda ein ganzer Mann ſeyn, und ein recht Stück Arbeit haben, bis er fertig iſt, wenn er für jeden Tag des langen Jahres jedes Mondes Aufgang und Untergang, und ihre Brüche ausrechnen und anzeigen ſoll.

Das ſind nun die Planetſterne, welche man bis jetzt kennt und entdeckt hat, nach ihrer Reihe, Maſſen und Zeiten. Weil man aber ſo eine Zahl von ein paar hundert Millionen Meilen leicht wegliest, und nicht daran denkt, wie viel ſie ausweist, ſo merke: Wenn auf der Sonne ein Artilleriſt vom 2ten Bataillon in dieſem Augenblick eine Kanone anbrennte, die Kugel flöge in ihrer bekannten Geſchwindigkeit, Tag und Nacht, Sonntag und Werktag in gerader Linie immer fort und fort, ſo

käme ſie doch in dem Merkur erſt ungefähr nach 10 Jahren; in der Venus nach 18, auf der Erde, wie oben geſagt, nach 25, auf dem Mars nach 38, auf dem Jupiter, nach 130 Jahren an. Bis zu dem Saturnus aber hätte ſie zu fliegen 238, und zu dem Uranus 479 Jahre. So weit ſind dieſe 11 Sterne einer nach dem andern von der Sonne entfernt, die gleichſam ihre Mutter und Säugamme iſt; und ſie verbreitet doch rings um ſich bis zu dem letzten, ſo viel Licht und Wärme und Segen als jedem nöthig iſt, und der unſichtbare Gott, der ſie erſchaffen hat, iſt mit ſeiner Allmacht und Güte überall zugegen, und ſättiget und erfreuet Alles, was da lebet, mit Wohlgefallen.

Die Cometen.

Der geneigte Leſer iſt nun bereits ein ganz anderer Mann, als vor kurzer Zeit, und wenn jetzt einmal im wilden Mann oder in den drei Königen von den Planeten die Rede iſt, und der Mars wird genannt, oder die Juno, oder der Jupiter, oder der Saturn, oder der Uranus, ſo kann er auch ein Wort mitſprechen bei ſeinem Schöpplein, und iſt nicht ſchuldig zu geſtehen, daß ers aus dem Hausfreund hat. Der Hausfreund verlangts nicht.

Jetzt kommen wir zu den Cometſternen.

Von den Cometſternen wäre nun viel zu ſagen, weil man nicht viel von ihnen weiß. Allein der Hausfreund hat nie damit umgehen können, den Leuten etwas anzubinden, zum Exempel einen Bären, und will ſich deßwegen kurz faſſen, und Alles in einer Predigt abthun, ob es gleich nicht nur eilf Cometſterne gibt, wie man nur von eilf Planeten weiß, ſondern ſchon viel mehr als 400 ſeit undenklichen Zeiten entdeckt und beobachtet worden ſind.

Ein ſolcher Cometſtern iſt nun allemal eine ſehr merkwürdige Erſcheinung, wenn er ſo auf einmal unangemeldet und unbeſchieden am Himmel ſichtbar wird, und da ſteht, und ſagt kein Wort, zumal ein ſolcher, wie im Jahr 1680, der 4mal ſo groß ſchien als der Abendſtern, oder 146 Jahre vor Chriſti Geburt, der größer ſoll ausgeſehen haben, als die Sonne, oder im Jahr 1769, deſſen Schweif durch den vierten Theil des Himmels reichte, oder wenn gar zwei zugleich erſcheinen, was auch ſchon geſchehen iſt. Es iſt alsdann allemal, als wenn der liebe Gott einen Sternſeher, ich will ſagen, den rheiniſchen Hausfreund, alſo anredete: „Meinſt du, daß du jetzt fertig ſeyſt, und die Sterne des Himmels alle kenneſt? Sieh, da iſt auch noch einer, den du noch nie geſehen haſt, und wirſt jetzt erſt nicht wiſſen, was du daraus machen ſollſt.“ Andere Leute aber ſchauen das Wundergeſtirn auch mit Begierde und Staunen an, und die

Mutter zeigt es dem Kind und ſagt: „Sieh, wie wunderbar die göttliche Allmacht iſt!“

Solche Cometſterne nun ſind einander nicht alle gleich; auch der nämliche, ſo lang man ihn beobachten kann, verändert oft ſein Ausſehen. Sie ſind bald heller, bald trüber, bald größer, bald kleiner, rund und eckig, näher oder weiter von uns entfernt. Der Comet im Jahr 1770 war daheim 13mal größer als der Mond, ob man ihn gleich wegen der weiten Entfernung hier zu Land nicht dafür angeſehen hat. Einer im Jahr 1680 war 160mal näher bei der Sonne, als die Erde bei ihr iſt. Einer im Jahr 1770 war 7mal weiter von der Erde weg als der Mond. Einige ſind ſo weit entfernt, oder ſo klein, daß nur wir Sternſeher und Kalendermacher mit unſern Perſpectiven ſie entdecken können, andere kann man ohne Zweifel gar nicht ſehen, weil ſie zu weit entfernt ſind, oder bei Tag am Himmel ſtehen.

Die Cometſterne haben viel Aehnliches mit den Planeten und drehen ſich eben ſo wie ſie um die Sonne herum. Aber ſie ſind auch wieder ſehr von den Planeten verſchieden. Sie werden nur ſelten ſichtbar, — ſie haben keine ſo feſte und kernhafte Maſſe als die Erde oder andere Planeten, — ſie ſind mit einem ſchönen leuchtenden Schweif geziert. — Sie bedeuten ein großes Unglück.

Sage erſtens, ſie erſcheinen viel ſeltener, als die Planeten, die alle Tage am Himmel auf und untergehen, denn ſie ſind nicht immer ſo nahe bei der Sonne oder bei uns, wie die Planeten. Nein, ſondern ſie ſind rechte Nachtläufer und ſcheuen ſich nicht in die Fremde zu gehen, wie manches Mutterkind ſich ſcheut. Wenn ſo ein Stern einmal um die Sonne herum iſt, und hat ſich an ihr erwärmt, und einen kräftigen Sommer gehabt, ſo zieht er in einer langen Linie hinweg und in ſeinen Winter hinaus, weiß Niemand wohin. Wenn er alsdann 30 oder 100 oder viele hundert Jahre lang immer weiter und weiter hinweg gezogen iſt, und es fällt ihm ein, ſo kehrt er wieder um, damit er ſich wieder einmal an der lieben Sonne recht erwärmen kann, und braucht wieder eben ſo viel Zeit zu ſeiner Herreiſe, und ſelten einer, der ihn zum erſtenmal geſehen hat, wartets aus bis er wieder kommt, ſondern legt ſich ſchlafen, und bekümmert ſich nachher nichts mehr darum. Es iſt aufgeſchrieben, daß ein Comet im Jahr 1456, einer im Jahr 1531, einer im Jahr 1607, einer im Jahr 1682 geſtanden ſey. Weil nun immer von einer Zeit zur andern ein Zwiſchenraum von ungefähr 76 Jahren etwas mehr oder weniger verfloſſen war, ſo behauptete ein gelehrter Mann, Namens Halley, es ſey allemal der nämliche geweſen, und er müßte längſtens bis Anno 1759 wieder kommen, was auch richtig geſchehen iſt, und ſo muß er ungefähr im Jahr 1830 ebenfalls wieder erſcheinen. Der Haus-

freund wills ſeinem Nachfolger überlaſſen, den geneigten Leſer bis dorthin wieder daran zu erinnern. Eben ſo behauptete einſt ein anderer Gelehrter, der Cometſtern von 1532 und 1661 ſey der nämliche, und müſſe deßhalb im Jahr 1790 wieder kommen, iſt aber doch ausgeblieben.

Sage zweitens, der Cometſtern hat keine ſo feſte Maſſe, wie die Erde, oder ein anderer Planet. Einige ſehen aus, wie ein bloſer Dunſt, alſo daß man durch ſie hindurch die andern Sternlein will ſehen können, die hinter ihnen ſtehen. Andere ſind zwar ſchon etwas dichter, haben aber doch das Anſehen, als wenn nicht Alles daran recht aneinander hienge, ſondern viel leere Zwiſchenräume da wären. Einige Gelehrte wollen jedoch behaupten, daß ein ſolcher Comet auf ſeiner langen Reiſe, wenn ihm unterwegs kein Unglück begegnet, immer dichter werden, und zuletzt die völlige Natur und Eigenſchaft eines Planeten annehmen könne. Unſere Erde könne wohl auch einmal eine bloſe Dunſtkugel von viel tauſend Meilen im Umfang geweſen ſeyn, hernach ſey ſie immer wäſſeriger worden, dann habe ſich das feſte Land angeſetzt, das Land und das Waſſer habe ſich geſchieden, und ſey zuletzt das daraus worden, was jetzt iſt. Aus Reſpect vor der himmliſchen Allmacht miſcht ſich der Hausfreund nicht in dieſen Streit.

Sage drittens, die Cometſterne ſind mit einem

ſchönen leuchtenden Schweif geziert, aber nicht alle. Einige zum Beiſpiel haben rings um ſich blos einen Strahlenſchein, als wenn ſie mit leuchtenden Haaren eingefaßt wären, wie in den großen Bibeln die Köpfe der heiligen Evangeliſten und Apoſtel ausſehen, und Johannes des Täufers. Hat aber ein ſolcher Stern einen Schweif, ſo hat er allemal das Anſehen eines Dunſtes, der von Strahlen erhellt iſt. Man kann hinter ihm immer die Sterne ſehen, an denen er vorbei zieht, er iſt immer etwas gebogener, wird bald größer bald kleiner, heller und bleicher. Er iſt nie auf der Seite des Cometen, die gegen der Sonne ſieht, ſondern allemal auf der entgegengeſetzten. Sonſt weiß man noch nicht für gewiß, was es mit ihm für eine Bewandtniß hat. Dem Hausfreund will manchmal vorkommen, es ſey nur der Schein von Sonnenſtrahlen die durch den dunſtigen oder wäſſerigen Cometen hindurch fallen. Der geneigte Leſer beliebe aber vorſichtig zu ſeyn mit dieſem G.heimniß, denn es wiſſens noch nicht viel Leute.

Sage viertens, der Comet bedeutet ein Unglück. Man darf ſicher darauf rechnen, entweder es entſteht innerhalb Jahresfriſt ein Krieg, oder ein Erdbeben, oder es gehen ganze Städte und Königreiche unter, oder es ſtirbt ein mächtiger Monarch, oder geſchieht ſonſt etwas, woran Niemand eine Freude haben kann. Dies iſt aber nicht ſo zu verſtehen, als wenn der Comet das Unglück herbei zöge, oder

deswegen erſchiene, um wie ein Poſtreuter es anzuzeigen. Nein, der Comet weiß nichts von uns. Er kommt, wenn ſeine Stunde da iſt. Man kann ihn auf den andern Planeten eben ſo gut ſehen, als auf der Erde. Wir aber da unten, mit unſern Leiden und Freuden, mit unſern Herzen voll Furcht und Hoffnung, mit unſern Luſtgärten und Kirchhöfen, ſind in Gottes Hand. Allein es geſchieht auf dem weiten Erdenrund, irgendwo dieſſeits oder jenſeits des Meeres, alle Jahre ſo gewiß ein großes Unglück, daß diejenigen, welche aus einem Cometen Schlimmes prophezeihen, gewonnen Spiel haben, er mag kommen, wann er will. Gerade als wenn ein ſchlauer Geſell in einem großen Dorf oder Marktflecken in der Neujahrsnacht auf der Straße ſtände, und nach den Sternen ſchaute und ſagte: „Ich ſehe kurioſe Sachen da oben, dieſes Jahr ſtirbt Jemand im Dorfe.“ Der geneigte Leſer darf nur an die letzten 20 Jahre zurückdenken, an die Revolutionen und Freiheitsbäume hin und wieder, an den plötzlichen Tod des Kaiſers Leopolds, an das Ende des König Ludwigs des Sechszehnten, an die Ermordung des türkiſchen Kaiſers, an die blutigen Kriege in Deutſchland, in den Niederlanden, in der Schweiz, in Italien, in Polen, in Spanien, an die Schlachten bei Auſterlitz und Eilau, bei Eßlingen und Wagram, an das gelbe Fieber, an die Petechen und Viehſeuchen, an die Feuersbrünſte in Kopenhagen, Stockholm und Konſtantinopel, an die Zucker- und Kaffeetheurung, leider, wenn von 1789 bis 1810

alle Jahre ein anderer Comet, ja ſechs auf einmal am Himmel erſchienen wären, es wäre keiner von ihnen mit Schimpf beſtanden.

So viel von den Cometen. Die Sterne, welche nächſtens ſollen beſchrieben werden, bedeuten insgeſammt Frieden und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz.

Die Fixſterne.

Der Hausfreund ſieht jetzt im Geiſte zu, wie der verſtändige und wohlgezogene Leſer geſchwind noch einmal den Artikel von den Planeten durchgeht, damit er beſſer verſtehen kann, was nunmehro von den Fixſternen will geſagt werden, und wie er jetzt auswendig die Planeten an den Fingern abzählt, und den Uranus am großen Zehen greifen muß, unten im Pedal, weil er zu eilf Planeten nur zehen Finger hat.

Für die Fixſterne zu zählen gibts nicht Finger genug auf der ganzen Erde, von Franz Ignaz Narocki an, der jetzt 120 Jahre alt iſt, bis zum Bübl̈in, das in die Schule geht. Denn wenn nur unſer einer, (der Hausfreund will ſich für diesmal auch dazu zählen), in einer ſchönen Sommer- oder Winternacht im Freien ſteht, oder durch das Fenſter hinausſchaut, welch eine unzählbare Menge himmliſcher Lichter groß und klein ſtrahlen uns freundlich

und fröhlich entgegen, ganz anders, als wenn man ein paar Stunden nach Sonnen-Untergang von einer Anhöhe herab gegen eine große Stadt kommt, oder hinein reitet, und aus allen Häuſern und aus allen Fenſtern ſchimmern einem die Lichter entgegen, was doch auch ſchön iſt. Das Auge kann ſich nicht genug erſehen an ſolchem himmliſchen Schauſpiel, und weiß nicht, welchen Stern es zuerſt und am längſten betrachten ſoll, und es iſt, als wenn jeder ſagte: „Schau mich an!“ Unterdeſſen bewegen ſich alle am Himmel fort, einige gehen ſchon am frühen Abend unter, und die ganze Nacht hindurch, und wenn früh ſchon die Morgenluft über die Erde weht, und von Dorf zu Dorf das Hahnengeſchrei durch die Nacht zieht, gehen immer noch neue auf, und es nimmt kein Ende. Deswegen können wir auch nie alle ſichtbaren Sterne des Himmels auf einmal ſehen, nicht einmal die Hälfte; denn es iſt ausgemacht, daß ſie den Tag hindurch eben ſo wie bei Nacht ihren ſtillen Lauf am Himmel fortſetzen, nur daß wir ſie nicht wegen der Tageshelle ſehen können. Denn wer bei Nacht unter freiem Himmel iſt, ich will ſagen ein Nachtwächter, ein Feldſchütz, ein Fuhrmann, und er gibt nur ein wenig Acht, der wird finden, Abends, wenn es dunkel wird, ſind ganz andere Sterne am Himmel, als früh, ehe es aufhörte, dunkel zu ſeyn. Wo ſind dieſe hingekommen? wo kommen jene her? Antwort: Sie ſind den Tag hindurch untergegangen und auf. Alſo können wir in der ſchönſten reinſten Sternennacht

kaum die Hälfte ſehen, und ſind doch ſo viel, und wenn wir ſie geſchwind ein wenig zählen wollten, bis wir fertig wären, wären nimmer die nämlichen da, ſondern andere. Deswegen heißt es mit Recht: So Jemand die Sterne des Himmels zählen kann, ſo wird er auch deine Nachkommen zählen, nämlich die Juden.

Damit nun wir Sternſeher, (der Hausfreud gehört jetzt nimmer zu unſer einem), damit wir die Anzahl der Sterne beſſer in Ordnung halten können, ſo haben wir gewiſſen merkwürdigen Sternen einen eigenen Namen gegeben, oder wir haben denen, welche zuſammen eine Figur vorſtellen, den Namen einer Figur gegeben, z. B. das Kreuz, die Krone, oder wir haben um 20 bis 100 Sterne herum in Gedanken eine Linie gezogen, die bald ausſieht wie ein Wolf oder ein Krebs, oder ſo, und nennen ſie Sternbilder, z. E. die himmliſchen Zeichen, die Jungfrau, die Zwillinge, der Skorpion, und alle Sterne groß und klein, die in einem Sternbilde ſtehen, gehören zum Sternbild, und wenn einmal einer von ihnen fehlte oder zu ſpät käme, ſo wollten wir's bald merken, könnten's aber nicht wehren. Der Leſer ſelber kennt ja einige dieſer Sternbilder, den Jakobsſtab, den Heerwagen, die Glückhenne, oder das Siebengeſtirn, und ſollte es auch bald merken, wenn einer von ihren Sternen nicht einhalten wollte.

Allein das iſt Alles noch nichts, ſondern es gibt

noch viel mehr Sterne, die wir nicht ſehen, als die wir ſehen. Wo zwiſchen zwei oder dreien dem bloſſen Auge Alles öde und leer zu ſeyn ſcheint; ſchaut ihr durch ein rechtſchaffenes Perſpektiv, ſo funkeln euch noch mehr als 20 neue himmliſche Lichtlein entgegen.

Kennen wir nicht Alle die Milchſtraße, die wie ein breiter flatternder Gürtel den Himmel umwindet? Sie gleicht einem ewigen Nebelſtreif, den eine ſchwache Helle durchſchimmert. Aber durch die Gläſer der Sternſeher betrachtet, löſet ſich dieſer ganz herrliche Lichtnebel in unzählige kleine Sterne auf, wie wenn man zum Fenſter hinaus an den Berg ſchaut, und nur grüne Farbe ſieht, aber ſchon durch ein gemeines Perſpektiv erblickt man Baum an Baum, und Laub an Laub, und das Zählen läßt man auch bleiben.

Ja es iſt glaublich, daß, wenn ein Sternſeher auf den letzten oberſten Stern ſich hinaufſchwingen könnte, der von hier aus noch zu ſehen iſt, ſo würde er noch nicht am Ende ſeyn, ſondern ein neuer Wunderhimmel voll Sternen und Milchſtraßen würde ſich vor ſeinen Augen aufthun, bis in's Unendliche hinaus.

Was aber die Bewegung der Sterne betrifft, wenn man auch ſagen will, ſie gehen auf und unter, ſo gehen ſie doch nicht alle auf und unter, ſondern

wenn man ſich gegen Norden ſtellt, wo der Winter und die Ruſſen herkommen, und halbwegs am Himmel hinaufſchaut, nicht gar weit vom großen Heerwagen, dort ſteht ein Stern, der ſich nicht ſonderlich bewegt, und der Angelſtern oder Polarſtern heißt, der Herr Pfarrer kennt ihn. Auf dieſen ſchauen die andern Sterne bis zum Thierkreis oder den 12 Zeichen hinaus, als auf ihren Flügelmann oder ihr Zentrum, und drehen ſich um ihn herum. Die nähern drehen ſich in kleinern Kreiſen um ihn herum, alſo, daß ſie auch nie untergehen. Deswegen kann man z. B. den Heerwagen Sommer und Winter die ganze Nacht ſehen, bald über, bald unter dem Angelſtern. Aber die entfernteren in ihren großen Kreiſen müſſen ſchon unten um die Erde herumgehen, und auf der andern Seite wieder hinauf. Alſo kann man z. B. das Siebengeſtirn nicht immer ſehen. Wenn es unten iſt, kann man es nicht ſehen. Stellt man ſich aber gegen Süden, wo der Sommer, die Mohren und die Storken herkommen, dem Angelſtern gegenüber, eben ſo tief unter uns, als dieſer über uns, ſteht wieder ſo ein Angelſtern, der ſich gar nicht bewegt. Auf den ſchauen die Sterne, die jenſeits des Thierkreiſes ſtehen, und bewegen ſich auch um ihn herum, immer in kleinern Kreiſen, je näher ſie ihm kommen, ganz ſo, wie hier zu Land.

Allein das Alles iſt im Grunde doch nur Schein. In der That ſelbſt aber iſt es, wie hier

folgt. Die Erde hängt ringsum zwiſchen lauter himmliſchen Sternen ohne Zahl und ohne Ende, und wie? Es wäre dem Hausfreund lieb, wenn ſich der geneigte Leſer erinnern wollte an Alles, was über die Axe der Erde, über ihr Umdrehen derſelben und über ihre Pole früher geſagt worden iſt. Denn der eine Pol der Erde, unſerer, dem wir am nächſten ſind, ſchaut gegen den oberſten Polarſtern am Himmel nicht ganz, aber ungefähr, der andere Pol der Erde ſchaut gegen den andern Polarſtern am Himmel, den wir hier zu Land und auf unſern Bergen nie ſehen, gegen den untern, und die Axe oder Spindel, welche gleichſam durch die Erde hindurch geht, es geht keine durch, aber wenn ſie durchgienge, und unten und oben bis in die Sterne hinausreichte, ſo würde ſie ſich in die zwei Polarſterne am Himmel hineinbohren, und ſich in ihnen ſammt der Erde gleichſam als in ihrem Gewinde umdrehen, und ſo dreht ſich die Erde wirklich herum, daß immer die Pole gegen die Polarſterne ſchauen. Daraus folgt, wie wir meinen, die Sonne geht in 24 Stunden um die Erde herum, ſo meinen wir, alle Sterne gehen auch in größern und kleinern Zirkeln um die Erde herum. Aber nein. Die Erde vollendet in 24 Stunden ihren Wirbel um ſich ſelbſt, und kommt ſo an den Sternen vorbei, nicht die Sterne an ihr. Doch darauf kommt ſo viel nicht an. Aber der geneigte Leſer glaubts nicht. Ich weiß es ſchon.

Was bisher über die Fixſterne geſagt worden iſt, kann zum Theil mit dem leiblichen Auge geſehen und erkannt werden. Allein das Auge des Verſtandes ſieht mehr, als das Auge des Leibes.

Erſtlich, die Fixſterne ſind ſo weit von uns entfernt, daß gar kein Mittel mehr möglich iſt, ihre ungeheure Entfernung auszurechnen. Merke: der nächſte Fixſtern bei uns iſt ohne Zweifel der Sirius oder Hundsſtern, den der Herr Pfarrer auch kennt. Man ſchließt es aus ſeiner Größe und aus ſeinem wunderſchönen Glanz, mit dem er vor allen andern Sternen vorausſtrahlt. Deſſen ungeachtet muß er doch zum aller wenigſten 27,664mal weiter von uns entfernt ſeyn, als die Sonne; denn wenn er näher wäre, ſo könnte mans wiſſen, und eine Kanonenkugel, im Sirius abgeſchoſſen, müßte mit gleicher Geſchwindigkeit mehr als 600,000 Jahre lang fliegen, ehe ſie die Erde erreichte. Ja man könnte noch viel mehr ſagen. Aber dies ſoll genug ſeyn, ſonſt glaubts der geneigte Leſer nicht. Eben ſo weit, als der Sirius von der Erde entfernt iſt, eben ſo weit ungefähr iſt er von der Sonne entfernt. Denn auf ein paar Millionen Meilen kömmts hier gar nicht an.

Zweitens, der Sirius, der aus einer ſo unermeßlichen Weite doch noch ſo groß ausſieht,

und ſo ein ſtrahlendes Licht zu uns herabwirft, muß in ſeiner Heimath wenigſtens eben ſo groß, nein, er muß noch viel größer als die Sonne, und folglich ſelber eine glorreiche ſtrahlende Sonne ſeyn. Das kann nicht fehlen. Haben wir aber Urſache für gewiß zu glauben, der Sirius ſey daheim eine Sonne, ſo haben wir Urſache zu glauben, jeder andere Fixſtern ſey auch eine Sonne. Denn wenn ſie uns auch noch ſo viel kleiner erſcheinen, ſo ſind ſie nur noch ſo viel weiter von uns entfernt. Aber alle ſtrahlen in ihrem eigenthümlichen ewigen Lichte, oder wo hätten ſie's ſonſt her?

Drittens, die Entfernung unſerer Sonne von dem Sirius dient uns nun zu einem muthmaßlichen Maßſtab, wie weit eine himmliſche Sonne oder ein Stern von dem andern entfernt ſey. Denn wenn zwiſchen unſerer Sonne und der Sirius-Sonne ein Zwiſchenraum iſt, den eine Kanonenkugel in 600,000 Jahren nicht durchfliegen könne, ſo kann man wohl glauben, daß die andern Sonnen auch eben ſo weit jede von der nächſten entfernt ſey, bis zur oberſten Milchſtraße hinauf, wo ſie ſo klein ſcheinen, und ſo nahe bei einander, daß uns ein paar hundert von ihnen zuſammen kaum ausſehen wie ein Nebelfleck, den man mit einem badiſchen Sechskreuzerſtück bedecken könnte. Es gehört nicht viel Verſtand dazu, daß er einem ſtillſtehe.

Wenn man nun

viertens das Alles bedenkt, ſo will es nicht ſcheinen, daß alle dieſe zahlloſen Sterne, zumal diejenigen, die man mit bloßem Auge nicht ſehen kann, nur wegen uns erſchaffen worden wären, und damit der Kalendermacher für des Leſers Geld etwas darüber ſchreiben könnte. Wie man in der fremden Stadt auf einer Pilgerreiſe über Nacht iſt, und ſieht zum erſtenmal durch das Fenſterlein der Schlafkammer hernus, rechts und links und über 20 Häuſer hinaus, ſieht man noch viel ſolche Lichter abermal brennen, wie in dem Schlafſtüblein auch eins ſchimmert. Geneigter Pilger, dieſe Lichter ſind nicht wegen deiner angezündet, daß es in dem Schlafſtüblein luſtig ausſehe, ſondern jedes dieſer Lichter erleuchtet eine Stube, und es ſitzen Leute dabei und leſen die Zeitung, oder den Abendſegen, oder ſie ſpinnen und ſtricken, oder ſpielen Trumpf aus, und das Büblein macht ein Rechnungsexempel aus der Regel Detri.

Gleicherweiſe wollen verſtändige Leute glauben, wo in einer ſolchen Entfernung von uns, in einer ſolchen Entfernung von einander ſo unzählige prachtvolle Sonnen ſtrahlen, da müſſen auch Planeten und Erdkörper zu einer jeden derſelben gehören, welche von ihr Licht und Wärme und Freude empfangen, wie unſere Planeten von unſerer Sonne, und es müſſen darauf lebendige und vernünftige Geſchöpfe wohnen, wie auf unſerer Erde, die ſich des himmliſchen Lichtes erfreuen, und ihren Schöpfer ande-

ten, und wenn ſie etwa bei Nacht in den glanzvollen Himmel herausſchauen, wer weiß, ſo erblicken ſie auch unſere Sonne wie ein kleines Sternlein, aber unſere Erde ſehen ſie nicht, und wiſſen nichts davon, daß in Oeſtreich Krieg war, und daß die Türken die Schlacht bei Siliſtria gewonnen haben. Sie ſehen nicht die Schönheit unſerer Erde, wenn der Frühling voll Blüthen und Sommervögel an allen Bäumen und Hecken hängt, und wir ſehen die Schönheit ihres himmliſchen Frühlings nicht. — Aber der ewige und allmächtige Geiſt, der alle dieſe Lichter angezündet hat, und alle die Heere von Weltkörpern in den Händen trägt, ſieht das Kindlein lächeln auf der Mutter Schooß, und die Braut weinen um des Bräutigams Tod, und umfaßt die Erde und den Himmel und aller Himmel Himmel mit Liebe und Erbarmung. Seines Orts dem Hausfreund, wenn er den Sternenhimmel betrachtet, es wird ihm zu Muth, als wenn er in die göttliche Vorſehung hineinſchaute, und jeder Stern verwandelt ſich in ein Sprüchlein. Der erſte ſagt: Deine Jahre währen für und für, du haſt vorhin die Erde gegründet, und die Himmel ſind deiner Hände Werk. Der zweite ſagt: Bin ich nicht ein Gott, der nahe iſt, ſpricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne ſey? Meineſt du, daß ſich Jemand ſo heimlich verbergen könne, daß ich ihn nicht ſehe? Der dritte ſagt: Herr, du erforſcheſt mich und kenneſt

mich, und ſieheſt alle meine Wege. Der vierte ſagt: Was iſt der Menſch, daß du ſein gedenkeſt, und Adams Kind, daß du dich ſein annimmſt? Der fünfte ſagt: Und ob auch eine Mutter ihres Kindes vergäße, ſo will ich doch deiner nicht vergeſſen, ſpricht der Herr.

Deswegen hat der Hausfreund im Kapitel von den Kometen geſchrieben, unten am Ende: Die Sterne, die zum Beſchluß ſollen erklärt werden, bedeuten insgeſammt Friede und Liebe und Gottes allmächtigen Schutz. Er weiß noch wohl, was er geſchrieben hat.

II.

Der Comet von 1811.

Ohne Zweifel wird der geneigte Leſer manchmal auch noch an den Comet-Stern denken, der im Spätjahr 1811 den Himmel geziert hat, und es gern ſehen, daß ihn der Hausfreund noch einmal will aufgehen laſſen im Kalender.

Hat er nicht alle Nacht ausgeſehen wie ein heiliger Abendſegen, oder wie ein Prieſter, wenn er in der Kirche herumgeht, und das Weihwaſſer ausſprengt, oder zu ſagen, wie ein vornehmer guter Freund der Erde, der eine Sehnſucht nach ihr hat, als wenn er hätte ſagen wollen, ich bin auch einmal eine Erde geweſen, wie du, voll Schneegeſtöber und Gewitterwolken, voll Spitäler und rumfordiſcher Suppenanſtalten und Kirchhöfe. Aber mein jüngſter

Tag iſt vorüber, und hat mich verklärt in himmliſche Klarheit, und ich käme gern zu dir herunter, aber ich darf nicht, daß ich nicht wieder unrein werde an dem Blut deiner Schlachtfelder. Er hat nicht ſo geſagt, aber es ſchien ſo, denn er kam immer ſchöner und heller, je näher, immer freundlicher und fröhlicher, und als er ſich entfernte, ward er wieder blaß und trübſinnig, als ob es ihm ſelber zu Herzen ginge.

Fragt ſich nun, was hat der Comet bedeutet, und was hat er auszuweiſen gehabt? Antwort: Nichts, als Gottes Allmacht, des Sternſehers Witz, einen reichen Herbſt und einen langen ſchönen Nachſommer.

Schon am 26ten März hat ihn ein franzöſiſcher Sternſeher in Vivieres in Frankreich entdeckt, als ein kleines fremdes Sternlein, noch in einer entſetzlichen Ferne, und geſagt: Es ſteht ein Comet am Himmel. Denn die Franzoſen findens gleich, wenn etwas iſt. Seit dieſer Zeit kam er aus der Ferne heraus, immer näher gegen die Sonne und gegen die Erde. Ungefähr in der Mitte des Septembers gieng er auf ſeinem Lauf am nächſten bei der Sonne vorüber, ungefähr in der Mitte des Oktobers war er am nächſten bei der Erde. Aber er war etwas weiter noch von der Erde entfernt, als die Erde ſelber von der Sonne iſt.

Wäre er aber 20 Wochen früher eingetroffen,

ſo wäre er uns bis auf 8 Millionen Meilen nahe gekommen, und ſein Licht hätte noch um zehnmal heller geſchienen. Vom 16ten Oktober aber entfernte er ſich wieder, und zwar im November täglich um 360,000 Meilen, im Dezember aber ſchon um 500,000 Meilen.

Ein geſchwindes Gefährt, und wahrſcheinlich doch kein leichtes. Man kann nicht recht ſagen, wie groß die Cometen ſind, weil ihr Körper in ihrem Lichtſchein eingehüllt und verborgen iſt. Nach der Ausrechnung eines Sternſehers in Dorpat wäre dieſer 25,000mal gröſſer, als die Erde, 1,448,000 mal gröſſer als der Mond, und nur etwas über 57mal kleiner als die Sonne, und ſein ſchöner ſtrahlender Schweif, der doch auch mit mußte, hatte im September eine Länge von einer halben Million Meilen. Aber bei dieſer Größe iſt er doch ſelbſt den Sternkundigen im Februar 1812 verloren gegangen, und der ihn erſchaffen hat, weiß, wann er wieder kommt. Wenn man demſelben Sternſeher glauben will, der ihn in Vivieres zuerſt geſehen hat, ſo iſt es der nämliche Wunderſtern, der im Jahre 1301 geſtanden iſt, weil beide einerlei Lauf hatten, und käme alſo ungefähr nach 510 Jahren wieder. Nach einer andern Berechnung aber braucht er wenigſtens 3000 Jahre dazu. Aus dieſem Unterſchied aber iſt zu ſchlieſen, daß man ſo eigentlich nicht ſagen kann, wann er wieder kommt.

Aber jetzt weiß der geneigte Leſer doch noch

nicht, was der Comet iſt. Antwort: der Sternſeher weiß es für ganz gewiß auch nicht. Was man an dieſem theils nun herausgebracht, theils beſtätigt gefunden hat, iſt ſo viel, als folgt:

Erſtlich: der Comet wird nicht allermaßen wie die Erde von der Sonne erleuchtet, ſondern er hat in ſich ſelber ſein eigenes Licht. Dies iſt auf folgende Art an den Tag gekommen. Wenn er von der Sonne erleuchtet wird, ſagten die Sternforſcher ſchon im Auguſt vorher, ſo muß er in der erſten Hälfte des Oktobers ſchon wieder an Helligkeit abnehmen, obgleich er gegen uns näher kommt, weil er ſich weiter von der Sonne entfernt. Wenn er aber ſein eigenes Licht in ſich ſelber hat, ſo muß er noch in der erſten Hälfte des Oktobers an Helligkeit zunehmen, weil er näher zur Erde kommt, obgleich er ſich weiter von der Sonne entfernt. Nun hat er ſich aber im Oktober noch immer ſchöner und heller gezeigt, und ſoll am 13ten ſein ſchönſtes Licht gehabt haben.

Zweitens, der Stern hatte nie einen reinen durchſchnittenen Umriß, etwa wie der Mond, ſondern er löſte ſich an ſeinem Rande gleichſam in Dunſt und Nebel auf. Er hat auch nie glänzend geſtrahlt. Ja man will am 18ten Oktober zwei gemeine Sterne durch ihn hindurch geſehen haben, und daraus war zu erkennen, er iſt nicht, wie die Erde, ein feſter und undurchſichtiger Körper, ſondern er

beſteht aus einer lockern, wäſſerigen oder dünſtigen und faſt durchſichtigen leuchtenden Maſſe.

Drittens: durch ſeinen Schweif ſah man noch deutlicher als durch ihn ſelbſt andere Sterne hindurch ſchimmern, ſo daß er zu vergleichen war einem himmliſchen Pfau, der ſtatt der farbigen Augen Sterne auf den Federn hat. Aber es war kein eigentlicher Schweif, denn er fügte ſich nicht hinten an ihn an, ſondern es lag wie ein wallender Schleier um ihn herum, und wehte hinter ihm in die Nacht hinaus, bald heller, bald blaſſer, einmal etwas länger, dann wieder auf einmal kürzer, gewöhnlich mit zwei Enden, aber auch mit drei und mit fünfen, und es iſt nicht zu zweifeln, daß es etwas von der Maſſe des Cometen ſelbſt war, und in Lichtdunſt aufgelöst unaufhörlich von ihm hinwegſtrömte, und es wollten Leute glauben, die Erde habe auch etwas davon bekommen, und ſchreiben dem Cometen den reichen Herbſt und den ſchönen langen Nachſommer zu Wer kann ſich noch an ſo ein Jahr erinnern, wie das vergangene 1811, wo ſo viel Ungewöhnliches ſich ereignet hat?

Mit Blüthen war der Merz geſchmückt,
mit Blüthen der Oktober.

Als nach der Weinleſe der Hausfreund und der Adjunkt an einem lauen Herbſtabend nach Hauſe giengen, jedem Schritt begegnete eine Weinfuhr,

bald eine vierräderige, bald eine zweibeinige, aus allen Wirthshäuſern heraus ſang ſchon der Neue in luſtigen Melodien, und der Adjunkt ſang auch. Auf einmal ward er ſtill und ſagt: „Hausfreund, wißt Ihr, wie mir jetzt die ganze Erde vorkommt?“ Der Hausfreund fragte: „wie kommt ſie Euch vor?“ „Wie ein luſtiges Wirthshäuslein, wo Alles voll auf iſt. Der Comet iſt der ausgeſteckte Strauß, und unſer lieber Herr Gott wirthet.“ Der Hausfreund meinte, man müſſe keinen ſolchen Spaß machen, aber der Adjunkt ſagte: „Ich mache keinen Spaß, es iſt mein Ernſt.“

Item es kamen im Oktober die Frühlings-Blumen wieder. An manchen Orten blühten die Bäume, ja die Reben, und ſetzten zum zweitenmal Früchte an, ſo daß der Frühling, der Sommer und der Herbſt zu gleicher Zeit und neben einander feil hatten. Fremde Vögel aus warmen Ländern ließen ſich ſehen. Ja, was will der geneigte Leſer weiter? Zu Türkheim im Elſaß, man darf den Ort nennen, ereignete ſich den 16ten Oktober ein Wolkenbruch und es regnete Kirſchenwaſſer.*)

*) Vergl. Hebels Werke Bd. 3. S. 268 und flg. der Wolkenbruch in Türkheim.

III.

Ueber die Verbreitung der Pflanzen.

1.

Man kann ſich nicht genug über die Menge und Mannigfaltigkeit der Pflanzen verwundern, mit welchen die Natur alle Jahre die Erde bekleidet. In dem kleinen Raum, den das Auge auf einmal überſchauen kann, welch ein Vielfachheit der Geſtalten, welch ein Spiel der Farben, welche Fülle in der Werkſtätte der reichſten Kraft und der unerforſchlichen Weisheit? Nicht weniger muß man ſich wundern über die Geſchwindigkeit, mit welcher die Natur jede leere Stelle auf öden Feldern, verlaſſenen Wegen, kahlen Felſen, Mauern und Dächern, wo nur eine Handvoll fruchtbarer Erde hingefallen iſt, anſäet und mit Gras, Kräutern, Stauden, und Buſchwerk beſetzt. Das ſieht man oft und

achtets nicht, eben weil man es von Kindheit an ſo oft ſieht; die größte Weisheit verrathet ſich in der einfachen und natürlichen Einrichtung der Dinge, und man erkennt ſie nicht, eben weil Alles ſo einfach und natürlich iſt.

2.

Die meiſten Pflanzen haben eine wunderbare Vermehrungskraft, wie jeder aufmerkſame Landwirth wohl weiß. Tauſend Samenkörner von einer einzigen Pflanze, ſo lange ſie lebt, iſt zwar ſchon viel geſagt, nicht jede tragts, aber es iſt auch noch lange nicht das Höchſte. Man hat ſchon an einer einzigen Tabakspflanze 40,000 Körnlein gezählt, die ſie in einem Jahre zur Reife brachte. Man ſchätzt einer Eiche, daß ſie 500 Jahre leben könne. Aber wenn wir uns nun vorſtellen, daß ſie in dieſer langen Zeit nur 50mal Früchte trage, und jedesmal in ihren weit verbreiteten Aeſten und Zweigen nur 500 Eicheln, ſo liefert ſie doch 25,000, wovon jede die Anlage hat, wieder ein ſolcher Baum zu werden. Geſetzt, daß dieſes geſchehe, und es geſchehe bei jeder von dieſen wieder, ſo hätte ſich die einzige Eiche in der zweiten Abſtammung ſchon zu einem Walde von 625 Millienen Bäumen vermehrt. Wie viel aber eine Million oder 1000 mal 1000 ſey, glaubt man zu wiſſen, und doch erkennt es nicht Jeder. Denn wenn Ihr ein ganzes Jahr lang vom 1ten Jenner bis zum 31ten Dezember alle Tage 1000 Striche an eine große Wand ſchreibet,

ſo habt Ihr am Ende des Jahrs noch keine Million, ſondern erſt 365,000 Striche, und das zweite Jahr noch keine Million, ſondern erſt 730,000 Striche, und erſt am 26ten September des dritten Jahrs würdet Ihr zu Ende kommen. Aber unſer Eichenwald hätte 625 ſolcher Millionen, und ſo wäre es bei jeder andern Art von Pflanzen nach Proportion in noch viel kürzerer Zeit, ohne an die zahlreiche Vermehrung durch Augen, Wurzelſproſſen und Knollen zu gedenken. Wenn man ſich alſo einmal über dieſe große Kraft in der Natur gewundert hat, ſo hat man ſich über den großen Reichthum an Pflanzen aller Art nicht mehr zu verwundern. Obgleich viele 1000 Körne und Körnlein alle Jahre von Menſchen und Thieren verbraucht werden, viele Tauſend im Boden erſticken, oder im Aufkeimen durch ungünſtige Witterung und andere Zufälle wieder zu Grunde gehen, ſo bleibt doch Jahr aus Jahr ein, ein freudiger und unzerſtörbarer Ueberfluß vorhanden. Auf der ganzen weiten Erde fehlt es nirgends an Geſäme, überall nur an Platz und Raum.

3.

Aber wenn jeder reife Kern, der ſich von ſeiner Mutterpflanze ablöſet, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe; alle lägen auf einander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat die Natur vor uns bedacht, und nicht auf unſern guten Rath gewartet.

Denn einige Körner, wenn ſie reif ſind, fliegen ſelbſt durch eine verborgene Kraft weit auseinander, die meiſten ſind klein und leicht, und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen, manche ſind noch mit kleinen Federlein beſetzt, wie der Löwenzahn (Schlenke, Kettenblume), Kinder blaſen ſie zum Vergnügen auseinander, und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienſt, ohne es zu wiſſen, andere gehen in zarte breite Flügel aus, wie die Samenkörner von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, Alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann ſäet die Natur aus, und iſt mit einer Wohlthat beſchäftiget, während wir uns fürchten, oder über ſie klagen und zürnen, dann fliegen und ſchwimmen und wogen eine Menge von unſichtbaren Keimen in der bewegten Luft herum, und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt ſie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und ſo wirds auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf Firſt und Halden auch wahr, daß Etliches auf dem Weg von den Vögeln des Himmels gefreſſen wird, Etliches unter den Dornen zu Grund geht, Etliches auf trockenem Felſengrund in der Sonnenhitze erſtirbt, Etliches aber gut Land findet, und hundertfältige Frucht bringt. Weiter ſind manche Kerne für den Wind zu groß und zu ſchwer, aber ſie ſind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter, und werden durch jeden leichten Stoß

von Menſchen oder Thieren fortgeſchoben. Andere ſind mit umgebogenen Spitzen oder Häcklein verſehen, ſie hängen ſich an das Fell der Thiere, oder an die Kleider der Menſchen an, werden fortgetragen, und an einem andern Orte wieder weggeſtreift, oder abgeleſen und ausgeſäet, und der es thut, weiß es nicht, oder denkt nicht daran. Viele Körner gehen unverdaut und unzerſtört durch den Magen und die Gedärme der Thiere, denen ſie zur Nahrung dienen ſollen, und werden an einem andern Ort wieder abgeſetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strich-Vögel ſchon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim iſt, und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Thürmen Kirſchbäume und andere auf, wo gewiß kein Menſch den Kern hingetragen hat. Noch andere fallen von den überhangenden Zweigen ins Waſſer, oder ſie werden durch den Wind und Ueberſchwemmungen in die Ströme fortgeriſſen und weiter geführt, und an andern Orten durch neue Ueberſchwemmungen wieder auf dem Lande abgeſetzt. Ja einige ſchwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenſeitige Geſtade, und heimen ſich alsdann in einer landesfremden Erde ein. Es ſind da und dort ſchon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wiſſen kann, daß der Same dazu auf dieſe Art über das Meer gekommen ſey. Alſo müſſen alle Kräfte und Elemente die wohlthätigen Abſichten des Schöpfers befördern, Schnee und Regen, Blitz

und Hagel, Sturm und Winde, die ſeine Befehle ausrichten.

4.

Aber das iſt ja eben die Plage des Landmannes! Daher kommt alſo das viele Unkraut im Garten-Gelände und auf den Acker-Furchen, das der ſchönen gereinigten Saat Raum und Nahrung ſtiehlt, ſo viel Mühe macht, und doch mit aller Geduld und Sorgfalt nicht vertilgt werden kann! Die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſcheint. Denn zum erſten, ſo iſt der Menſch nicht allein auf der Erde da. Viele 1000 Thiere aller Art, von mancherlei Natur und Bedürfniſſen wollen auch genährt ſeyn, und warten auf ihre Speiſe zu ſeiner Zeit. Manche davon ſind uns unentbehrlich und wir wiſſens wohl, manche ſchaffen uns großen Nutzen, und wir wiſſens nicht; und es muß doch wahr bleiben, woran wir uns ſelber ſo oft erinnern, daß ſich eine milde Hand aufthut, und ſättiget Alles, was da lebet mit Wohlgefallen. Zum andern, ſo hat doch der Menſch auch ſchon von manchem Kräutlein Nutzen gezogen, das er nicht ſelber geſäet und gepflanzet, nicht im Frühlingsfroſt gedeckt, und in der Sommerhitze begoſſen hat. Und eine einzige unſcheinbare und verachtete Pflanze, deren Kraft dir oder deinen Kindern, oder auch nur deinem Vieh eine Wunde heilt, einen Schmerz vertreibt oder gar das Leben rettet, bezahlt die Mühe und den Schaden reichlich, den tauſend an-

dere verurſachen. Aber wer ſtellt den Menſchen zufrieden? Wenn die Natur nicht ſo wäre, wie ſie iſt, wenn wir Baldrian und Wohlgemuth, Ehrenpreis und Augentroſt, und alle Pflanzen in Feld und Wald, die uns in geſunden und kranken Tagen zu mancherlei Zwecken nützlich und nöthig ſind, ſelber anſäen, warten und pflegen müßten, wie würden wir alsdann erſt klagen über des viel bedürftigen Lebens Mühe und Sorgen!

IV.

Der Ackerbau, eine vorzügliche Schule der Religiosität.

Der Ackerbau hat von jeher seine Lobredner gefunden. Ich will nicht Virgils Bücher vom Landbau, nicht die gepriesene Ode des Horatius — ich will Keinen nennen. Denn wer preist nicht die Wichtigkeit und Wohlthätigkeit dieser Beschäftigung aus eigener Ueberzeugung? In dem Ackerbau erkennen wir die Grundlage aller bürgerlichen Geselligkeit und Ordnung, — in ihm die sicherste, wenn auch nicht immer die reichste Quelle des Wohlstandes im Staat und in den Familien, — in ihm die treue Hut vaterländischer Tugenden, — in ihm endlich eine vorzügliche Schule einer frommen gottergebenen Gesinnung, die wir unter dem schönen Namen der Religiosität begreifen.

Ich verweile einige Augenblicke bei dieſer Seite des Gegenſtandes, weil ſie vielleicht diejenige iſt, die man ſonſt am wenigſten ins Auge faßt.

Ich nenne den Ackerbau eine vorzügliche Schule der Religioſität, weil diejenigen, welche ſich mit ihm beſchäftigen, mit den mannigfaltigſten und erhabenſten Denkmalen des Daſeyns und der Vollkommenheiten des Unendlichen öfter und näher als Andere umgeben ſind, und weil ſie durch ihren Beruf öfter und unausweichbar an ihre Verhältniſſe zu ihm erinnert werden.

Bald durch Geſchäfte und Sorgen, bald durch Lockungen zum Genuß und unaufhörlich durch wechſelnde Erſcheinungen in der Sinnenwelt hin- und hergezogen, und in ſich ſelbſt getheilt, bedarf das menſchliche Gemüth öfterer Erinnerungen, ich möchte ſagen, Anſchauung deſſen, was in allen Zerſtreuungen ihm nie verloren gehen und allen ſeinen Geſinnungen und Handlungen Einheit, Würde und Adel ertheilen, was den Geiſt über ſich ſelbſt und über die Erde erheben ſoll. Man erzählt, daß ein Biſchof von Mainz, — er war eines armen Wagners Sohn, — um in ſeiner höhern geiſtlichen Würde die Demuth nicht zu verlieren, hin und wieder in ſeinem Palaſt Wagenräder habe malen laſſen, die ihn an ſeine Herkunft unaufhörlich erinnerten. Und wir wiſſen, daß gewiſſe Leute, um die Sterblichkeit nie zu vergeſſen, ſtatt des Blu-

mentopfes, den Todtenkopf in ihr Arbeitszimmer aufſtellten; und ſelbſt an den Wänden der einſamen Kloſtermauern ſchien das Memento mori nicht überflüſſig.

Wenn aber jene Geſinnung, die wir mit dem Namen der Religioſität bezeichnen, nichts Anderes als ein ſtetes Andenken an Gott iſt, wenn ſie wenigſtens aus ihm unaufhörlich neues Leben, neue Nahrung, neue Kraft gewinnt, und ohne daſſelbe nicht gedenkbar iſt, ſie die den Geiſt in allen Zerſtreuungen und Verſuchungen ſich ſelbſt und ſeiner Beſtimmung bewahrt, ſie die alle himmliſche Tugenden in ſich vereinigt und verklärt, ſie die allen Wünſchen, Vorſätzen und Grundlagen Einheit, Würde und Adel gibt, dann darf ich kühn die Frage ausſprechen: welcher Lebensberuf mehr als der Ackerbau das Gemüth durch ſtete Erinnerung im Andenken an das höchſte Weſen zu erhalten geeignet ſey.

Zwar der Ewige, deſſen allmächtiges Wirken das ganze Weltall durchdringt, hat ſich keinem ſeiner vernünftigen Geſchöpfe verborgen. Ein geheimer Zug des Herzens führt zu ihm. Es will religiös ſeyn, ehe es weiß, daß es ſoll. Die Vernunft ſelbſt iſt eine innere, lebendige und unerſchöpfliche Quelle ſeiner Erkenntniß; und der aufmerkſame Beobachter deſſen, was ihn umgibt, hat nicht nöthig Landwirth zu ſeyn und den Pflug zu führen,

um im Auftauchen der Sonne, im Sternenheer, das die Nacht durchſchimmert, im Gewitterſturm, in der Blume des Feldes, in dem weiſen Zuſammenhang aller Dinge den zu ſchauen, zu bewundern, anzubeten, den das Herz ſo geheimnißvoll ahnet, und die Vernunft ſo unausweichbar erkennt. Allein es iſt doch nicht zu läugnen, daß von den unzähligen Berufsarten und Geſchäften, in welche ſich das bedürfnißreiche Geſchlecht der Sterblichen theilt, das eine weniger, das andere mehr von der Anſchauung der großen herrlichen Natur und dem Andenken an ihren Urheber abziehe, und daß der Landmann mehr als jeder Andere in ihm feſtgehalten werde. Wohin er das Auge wendet, wird er an den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, an den Allmächtigen, Allweiſen, Allesſegnenden erinnert, und ſeiner unſichtbaren Gegenwart nahe geſtellt.

Ich würde die Zeit nicht finden, wenn ich alle Denkmale der Allmacht und Güte und Weisheit aufzählen wollte, die ihn in allen Tageszeiten, in allen Jahrszeiten, vom Morgenroth des erſten Frühlingstages bis zum letzten duftenden Herbſtabend in allen ſeinen Geſchäften unaufhörlich umgeben. Der Berg und das Thal, der Grashalm, die Blume des Feldes zeugen von ihnen. Im Geſang der Lerche, im Säuſeln des Abendwindes, im Rollen der Gewetter vernimmt er ihren Preis. Aus allen Blumenkelchen ſteigen Weihrauchdüfte ihnen empor. Wohin er ſeine Blicke wendet, begegnet ihm ſein

Gott. Die ganze Natur wird ihm zum Tempel des Vaters aller Weſen, in deſſen Händen ſein Schickſal ruht. Welche andere Berufsart erinnert ſo unaufhörlich, ſo unausweichlich an die Abhängigkeit von Gott, an die engen unverrückbaren Verhältniße zwiſchen dem Sterblichen und ihm?

Zwar geſtehen wir gerne zu, daß jeder Menſch in jedem Alter, auf jeder Stufe des Glückes, in jedem Beruf Gelegenheit genug findet, wenn er auf ſeine Gefahren achten will, ſeiner Ohnmächtigkeit ſich bewußt zu werden, und den Lenker ſeiner Schickſale über den Sternen zu ſuchen, und zu vernehmen.

Ich will nicht zu der erſten Frage zurückgehen. Wem verdankt der König wie der Bürger, der Gelehrte und der Garbenbinder ſein Daſeyn? Aber wen flehen wir alle um Geneſung an, wenn Schmerz und Krankheit in unſern Gliedern wüthet? Zu wem heben alle das thränenvolle Auge empor, wenn ein geliebtes Weſen mit dem Tode ringt? Wer erkennt nicht in ſeinen Schickſalen eine unzerſtörbare Verflechtung in dem großen Zuſammenhang aller Dinge, der nur von der guten Vorſehung geboten iſt? Wahrlich der Unglückliche ſtände nicht mehr hoch über dem Gotteslängner, wenn er nicht in ſeinem Glück und in ſeinem Mißgeſchick, in ſeinen erfüllten und in ſeinen verwickelten Hoffnungen das Walten einer höhern Macht erkennte.

Ebenſo wenig läßt es auf der anderen Seite ſich läugnen, daß oft genug auch das Wünſchen, Streben und Hoffen des Landmanns von menſchlicher Willkühr und Uebermacht durchkreuzt wird. Auch er iſt Menſch wie alle, und Bürger wie alle, und allen Geſetzen und Bedingungen unterworfen, von denen alle geleitet werden. Das brennende Haus des Nachbarn ergreift auch das ſeinige; — der Dieb findet auch zu ſeiner Thüre den Eingang; — Hader und Zwietracht, Friede und Liebe wohnt auch unter den Dächern der Dörfer; — und der Krieg zerſtört ſeine blühenden Saaten, die Frucht ſeiner Arbeit, wie er die Werkſtätte des fleißigen Handwerkers zertrümmert, die Magazine des Kaufmanns plündert, und die Paläſte der Fürſten verödet. O, er wäre glücklicher, als die Erde beglücken kann, wenn er über alle Berührungen mit menſchlicher Willkühr, über allen Zwang der Umſtände erhaben nur mit ſeinem Gott in unmittelbarer Verbindung ſtände.

Allein dies Alles zugeſtanden, ſteht doch die ackerbauende Volksklaſſe noch in einem beſonderen Verhältniß zu dem Herrn der Natur, und wird öfter und lebhafter als jede andere an ihre Abhängigkeit von ihm erinnert. Der Landmann darf die Fruchtbarkeit des Erdreichs, dem er ſeine Saaten anvertraut, von keinem Menſchen erwarten, von keinem Günſtling des Glückes erſchmeicheln, er bedarf keiner Laune eines Königes dazu. Sie iſt durch das ewige wirkſame Wort des Schöpfers ge-

geben, ausgebreitet, unvertilgbar, unerſchöpflich, und wartet nur auf ſeine fleißige Hand.

Oder wer führt ihm die Sonne am heiteren, blauen Himmel herauf, daß ſie die Keime ſeiner Saaten entwickle? Wer überzieht den Himmel mit Wolken, daß er zu rechter Zeit ſeine Pflanzung begieße? Oder wer weigert Beides, und bleibt ſtumm zu ſeinen Bitten? Oder wer zerſtört die Hoffnung des Glücklichen durch Hagelſchlag den Tag vor der Ernte? Nennt mir den Menſchen, der einen Regentropfen in dem Dunſtkreis zuſammenziehen, der die Millionen von Weizenkörnern, die der Garbenbinder ſammelt, um eines vermehren kann? Da wird alle Weisheit der Gelehrten, da alle Fertigkeit des Künſtlers, da alle Macht der Könige zu Schanden.

Nur zu dem Ewigen kann der Sämann beten, wenn er ſeine Saat auf den Acker trägt, — nur ihm der Schnitter danken, wenn reiche ſchwere Halme unter der Sichel fallen, nur demuthsvoll und vertrauend ſprechen: Dein Wille geſchehe, wenn alle ſeine Hoffnungen er vernichtet ſieht. So wahr iſt es, wenn wir ſagen, daß der Landmann unaufhörlich an Gott und an ſeine Verhältniſſe zu ihm erinnert werde; und ſo iſt ſein Beruf, wenn er nur will, mehr als jeder andere ein Schule der Religioſität.

V.

Vom Tabakrauchen.

Es iſt eine eigene Sache um das Tabakrauchen. Tauſende rauchen und wiſſen nicht warum, — müſſen rauchen und wiſſen nicht warum. Der beurtheilts gerade hin als Gewohnheit, ein Anderer ſucht das Delikate und Vergnügliche im Geruche des Rauches, was wohl nur eine Nebenſache iſt. Andere richtig im Geſchmacke. Aber auch von dieſen weiß ſich faſt keiner Rechenſchaft zu geben, was der Sinn des Geſchmackes Angenehmes dabei empfinde, wie ihm der ſtinkende Rauch dieſes Krautes Bedürfniß ſey. Es ſcheint unbegreiflich, wie Jemand hat mögen anfangen Tabak zum Vergnügen zu rauchen. Vielleicht liegt in Folgendem einige Aufklärung. Ein Sinn des Menſchen, das Auge, iſt, ſo lange er wacht, unaufhörlich beſchäftigt, durch irgend einen Gegenſtand, der ſich in ihm ſpiegelt, einigermaßen

gereizt. Sey es nun die gegenüberſtehende Wand, oder Mauer, ſie ſoll durchaus nichts haben, das die Aufmerkſamkeit und das Wohlgefallen des Auges auf ſich zieht; es iſt genug, ſo lange ſie dem offenen Auge gegenüberſteht, hält ſie dieſen Sinn in einer kleinen Spannung, ſo wenig wir davon denken und deſſen auch nur bewußt ſind, daß wir etwas ſehen. Wie langweilig und läſtig iſt uns gänzliche Finſterniß, das heißt Zuſtand, in welchem das Auge durchaus nichts zu ſehen hat, wie unnatürlich und ſelten iſt es, daß ein Menſch muthwillig und abſichtslos eine halbe Stunde lang bei hellem Tag durch Schließung der Augen ſich in dieſen Zuſtand verſetzte! Nicht anders iſt es mit dem Ohre. Ein unaufhörliches Geräuſch gibt ihm den ganzen Tag über Beſchäftigung, ſey es auch nur unſer eigener Fußtritt, unſers Athmens Rauſchen, ob wir gleich theils kein poſitives Vergnügen bei dem Schällen empfinden, uns des Hörens nicht einmal bewußt ſind. Unwillkührlich klimpern wir eher mit den Fingern, rauſchen mit einem Papierchen, ſchleppen, wo wir einſam gehen, den Stock auf dem Boden nach, damit er raſſele, oder ſchwingen ihn etwa einmal in der Luft herum, daß er ſauſe, ſprechen ein Paar laute Worte, thun einen einem lauten Seufzer ähnlichen Athemzug, ſingen oder pfeifen, wecken irgend einen Schall in der Luft und fühlen ein dunkles Wohlbehagen dabei.

So das Gefühl. Am ganzen Körper ausge-

breitet muß es unaufhörlich irgendwo berührt und beſchäftigt ſeyn, iſt es auch durch Kleider, Luft und Reibung der körperlichen Theile an einander ſelbſt. Wäre es auch nicht, ſo kommen wir ihm abermals durch unwillkührliches Reiben oder Streichen der Hand, durch ſanften Druck und Kratzen zur Hülfe. Das gilt ſelbſt noch von dem Geruch. Es gibt in der allgemeinen Atmoſphäre, und in der beſondern, die uns und andere Körper umgibt, immer etwas zu riechen. Sey auch die Empfindung davon ſo ſchwach und ſtumpf als ſie will. Es iſt immer etwas. Nur der Sinn des Geſchmacks macht eine Ausnahme.

Nur für eine eingeſchränkte Art von Gegenſtänden reizbar, nur reizbar durch unmittelbare Berührung derſelben, nur auf einen kleinen Raum der empfindſamen Oberfläche des Körpers eingeſchränkt, und noch überdies an einer zurückgezogenen, verborgenen, eingeſchloſſenen Stelle des Körpers angebracht, iſt er im Fall oft Stunden und halbe Tage lang allein feiern zu müſſen, wenn die andern Sinnen alle etwas zu thun und zu ſpielen haben. — Aber wie der Menſch dem Ohr durch ſelbſt geweckte Töne, dem Gefühl durch Druck und Reiben, dem Geruch durch Blumen und Lavendelwaſſer zu Hülfe zu kommen weiß, ſo fand er auch etwas für den Geſchmack. Ob die Natur den Kopf dazu nickte oder ſchüttelte, iſt hier einerlei, kurz er ſuchte und fand etwas für ihn.

Cajus ißt und trinkt unaufhörlich nur um den Geſchmack zu beſchäftigen. Der nüchternere Titus kaut wenigſtens an einem Baumblatt auf ſeinem Spaziergange. Es iſt nicht ſüß, iſt nicht würzhaft, iſt nicht fett, iſt nicht angenehm bitter oder ſüß, gewährt ihm durchaus keine poſitiv angenehme Empfindung. Aber genug, er hat etwas zu ſchmecken. Sollte nicht hieher auch das Rauchen des Tabaks gehören? Ich zweifle gar nicht. Und dann wäre die Frage gelöſet. Was hat die ſeltſame Gewohnheit Angenehmes? Worin beſteht das Vergnügen davon? Poſitiv in nichts. Es iſt dem Geſchmacke das, was dem Auge der Anblick einer Mauer, eines Ziegeldaches, eines Weidenſtockes, was dem Ohr das Summen und Rauſchen und Klimpern und Pfeifen, womit wir daſſelbe unterhalten, was dem Gefühl Kratzen, Reiben und Druck. Wir können, ohne es zu wiſſen, Stundenlang den Rauch einſaugen und ausblaſen, wie wir, ohne es zu wiſſen, Stundenlang eine Wand, eine Thür, einen Tiſch im Auge haben, das ferne Rauſchen des Waſſers oder der Fußtritte auf der benachbarten Straße ꝛc. hören, den Druck übereinander gelegter Glieder oder ſanft gebiſſener Lippen ꝛc. fühlen. Aber wenn wirs eine Zeitlang entbehren, ſo wird uns die Leere des Gefühls ſo läſtig, als lange Finſterniß und öde Stille. Hiezu kommt noch, daß bei dieſer Beſchäftigung eines Sinnes mehrere mit beſchäftigt ſind; der Geruch durch das,

was von dem Rauch der Naſe zu Theil wird; das Auge durch die in tauſenderlei Geſtalt ſchwimmenden und wirbelnden und zerfließenden Wölkchen; ſelbſt, wie wohl ſehr ſchwach das Ohr durch jene, wiederholte Aufſchnellung der Lippen, und das Gefühl durch das Herumfahren der Pfeife in Hand und Mund.

VI.

Betrachtungen über verschiedene Thiere.

1.

Die Prozessions-Raupen.

Oft fürchten wir, wo nichts zu fürchten ist, ein andermal sind wir leichtsinnig nahe bei der Gefahr. In unsern Eichwäldern hält sich eine Art von graufarbigen haarigen Raupen auf, die sich in sehr großer Anzahl zusammenhalten und in ganzen großen Zügen dicht an einander und auf einander von einem Baum auf den andern wandern, deswegen nennt man sie Prozessions-Raupen. Oft sieht man sie langsam auf der Erde fortkriechen, oder an den Eichstämmen hinauf ziehen; sie theilen sich bisweilen wie ein Strom in zwei und mehrere Arme, ziehen eine Strecke weit so fort, vereinigen sich

dann wieder und ſchließen einen leeren Raum in der Mitte, wie eine Inſel zwiſchen ſich ein. Oft ſieht man an der Länge eines ganzen Stammes hin eine unzählige Menge leere Bälge, welche ſie bei der Häutung hängen ließen. Wer im Sommer oft in Eichwälder kommt, wird ſich erinnern, dieſes ſchon geſehen zu haben. Daß ſolche ganze Züge von gefräßigen Raupen an den Blättern der Bäume wo ſie hinkommen, große Verwüſtungen anrichten, und das Gedeihen und die Geſundheit der Bäume hindern können, iſt leicht zu erachten; doch iſt das nicht das Schlimmſte, ſondern ſie können ſogar dem menſchlichen Körper gefährlich werden, wenn man ihnen zu nahe kommt, ſie muthwillig beunruhigt, oder gar aus Unvorſichtigkeit mit einem entblößten Theil des Körpers berührt und drückt. Sie dulden es nicht ungeſtraft, wenn ſie ſich rächen können. Man hat ſchon einige traurige Beiſpiele an Leuten erlebt, denen ſolches wiederfahren iſt. Sie bekamen bald ſtarke Geſchwulſt, heftige und ſchmerzhafte Entzündungen an der Stelle des Körpers, wo ſie dieſe Raupen mit bloßer Haut berührten, und nach dem Zeugniß erfahrener Aerzte könnte daraus noch größeres Unheil entſtehen, wenn man nicht mit zweckmäßigen Heilmitteln zuvor käme. Aber wie das zugehen mag. Die Raupen laſſen augenblicklich ihre kurzen, ſteifen, ſtechenden Haare gehen, und drücken und ſchießen ſie gleichſam wie Pfeile ihrem Feind in die zarte Haut des Körpers. Dieß iſt das Mittel, welches die Natur auch dieſen ver-

achteten Thieren zu ihrer Vertheidigung gegeben hat. Mehrere andere Arten von Haar-Raupen thun es auch. Aber bei den Prozeſſions-Raupen iſt die Menge gefährlich. Der Körper bekommt unzählig viele kleine unſichtbare Wunden; in jeder bleibt der feine reizende Pfeil ſtecken, und viel kleine Urſachen zuſammen thun eine große Wirkung, was man auch ſonſt im menſchlichen Leben ſo oft erfährt, und doch ſo wenig bedenkt. Man ſoll alſo mit dieſen Thieren keinen unnöthigen Muthwillen treiben; wenn man Urſache hat, an einem Baum hinauf zu klettern, ſoll man aufſchauen, was daran iſt; man ſoll in der Nähe von Eichbäumen halb nackte Kinder nicht auf den Boden ſetzen, ohne ihn zuerſt zu beſichtigen, und ſie warnen, daß ſie es nicht ſelber thun. Es iſt leichter, Schaden zu verhüten, als wieder gut zu machen.

2.

Die Spinnen.

Die Spinne iſt ein verachtetes Thier, viele Menſchen fürchten ſich ſogar davor, und doch iſt ſie auch ein merkwürdiges Geſchöpf und hat in der Welt ihren Nutzen. Zum Beiſpiel die Spinne hat nicht zwei Augen, ſondern acht. Mancher wird dabei denken, da ſey es keine Kunſt, daß ſie die

Fliegen und Mücken, die an ihren Fäden hängen bleiben, ſo geſchwind erblickt und zu erhaſchen weiß. Allein das machts nicht aus. Denn eine Fliege hat nach den Unterſuchungen der Naturkundigen viele hundert Augen, und nimmt doch das Netz nicht in Acht und ihre Feindin, die groß genug darin ſitzt. Was folgt daraus? Es gehören nicht nur Augen, ſondern auch Verſtand und Geſchick dazu, wenn man glücklich durch die Welt kommen und in keine verborgenen Fallſtricke gerathen will. — Wie fein iſt ein Faden, den eine Spinne in der größten Geſchwindigkeit von einer Wand bis an die andere zu ziehen weiß! Und doch verſichern abermal die Naturkundigen, daß ein ſolcher Faden, den man kaum mit bloßen Augen ſieht, wohl ſechstauſendfach zuſammen geſetzt ſeyn könne. Das bringen ſie ſo heraus. Die Spinne hat an ihrem Körper nicht nur eine, ſondern ſechs Drüſen, aus welchen zu gleicher Zeit Fäden hervorgehen. Aber jede von dieſen Drüſen hat wohl tauſend feine Oeffnungen, von welchen keine umſonſt da ſeyn wird. Wenn alſo jedesmal aus allen dieſen Oeffnungen ein ſolcher Faden herausgeht, ſo iſt an der Zahl ſechstauſend nichts auszuſetzen, und dann kann man wohl begreifen, daß ein ſolcher Faden, obgleich ſo fein, doch auch ſo feſt ſeyn könne, daß das Thier mit der größten Sicherheit daran auf- und abſteigen, und ſich in Sturm und Wetter darauf verlaſſen kann. Muß man nicht über die Kunſt und Geſchicklichkeit dieſer Geſchöpfe erſtaunen, wenn

man ihnen an ihrer ſtillen und unverdroſſenen Arbeit zuſchaut, und an den groſſen und weiſen Schöpfer denken, der für Alles ſorgt, und ſolche Wunder in einem ſo kleinen und unſcheinbaren Körper zu verbergen weiß?

Das mag alles gut ſeyn, denkt wohl Mancher, wenn ſie nur nicht giftig wären, und laufs davon, oder zertritt ſie, wo er eine findet. Aber wer ſagt denn, daß unſere Spinnen giftig ſeyen? Noch kein Menſch iſt in unſern Gegenden von einer Spinne vergiftet worden. Gibt es nicht hie und da Leute, die ſie aufs Brod ſtreichen und verſchlucken? Wohlbekomms, wem es ſchmeckt! Auch ſonſt thun dieſe Thierlein, die nur für die Erhaltung ihres eigenen Lebens beſorgt ſind, keinem Menſchen etwas zu leide. Im Gegentheil leiſten ſie in der Natur einen groſſen Nutzen, den man aber, wie es oft geſchieht, nicht hoch anſchlägt, weil jede einzelne wenig dazu beizutragen ſcheint. Es iſt das Geringſte, daß ſie hie und da einer Stuben-Fliege den Garaus machen. Für dieſe wäre noch anderer Rath. Aber ſie verzehren auch jährlich und täglich eine groſſe Anzahl anderer ſehr kleinen Mücklein, die uns durch ihre Menge erſtaunlich beſchwerlich und ſchädlich werden, und gegen welche man ſich nicht erwehren könnte, wenn ſie überhand nehmen. Sind nicht manchmal ganze Ackerfurchen mit Spinnen-

gewebe überzogen und glänzen im Morgenthau? Da geht manches Mücklein zu Grunde, das die aufkeimende Saat vielleicht angegriffen und verletzt hätte.

Ein Gefangener machte einſt in ſeinem einſamen Kerker eine Spinne ſo zahm, daß ſie ſeine Stimme kannte, und allemal kam, wenn er ſie lockte und etwas für ſie hatte. Sie verkürzte ihm an einem Ort, wo kein Freund zu ihm kommen konnte, manche traurige Stunde. Aber als der Kerkermeiſter es merkte, brachte er ſie ums Leben. Was iſt verabſcheuungswürdig? Ein ſolches Thier, das doch noch einem Unglücklichen einiges Vergnügen machen kann, oder ein ſolcher Menſch, der dem Unglücklichen auch dieſes Vergnügen mißgönnt und zerſtört?

Ein anderer Gefangener, der ſonſt nichts zu thun wußte, gab lange Zeit auf die Spinnen Acht, und merkte, daß ſie auch Wetterpropheten ſeyen. Bald ließen ſie ſich ſehen und arbeiteten, bald nicht. Einmal ſpannen ſie träg, ein andermal hurtig, lange Fäden oder kurze, einmal näher zuſammen, ein andermal weiter auseinander, ſo oder ſo, und endlich konnte er daran erkennen, was für Wetter kommt, Sturm, Regen oder Sonnenſchein, anhaltend oder veränderlich. Alſo auch dazu ſind ſie gut, und wenn ſich jemand verwundet hat, und findet geſchwind ein Spinnengewebe, das er auf

die blutende Wunde legen kann, ſo iſt er doch auch froh darüber. Wenn es rein iſt, ſo kann es Blut und Schmerzen ſtillen. Wenn es aber voller Staub iſt, ſo ſchmerzt es noch mehr, weil der unreine Staub in die Wunde kommt.

Daß es mancherlei Thiere dieſer Gattung gebe, ſieht man ſchon an der Verſchiedenheit ihres Gewebes in der freien Luft, an Fenſterſcheiben, in den Winkeln, auf den Feldern, da und dort. Manche ſpinnen gar nicht, ſondern ſpringen nach ihrer Beute. Im Frühjahr und noch vielmehr im trockenen warmen Nachſommer ſieht man oft gar viele weiße Fäden in der Luft herum fliegen. Alle Bäume hängen manchmal voll, und die Hüte der Wanderer auf der Straße werden davon überzogen. Man konnte lange nicht errathen, wo dieſe Fäden und Flocken herkommen, und machte ſich allerlei wunderlichr Vorſtellungen davon. Jetzt weiß man gewiß, daß es lauter Geſpinnſt iſt von unzählig viel kleinen ſchwarzen Spinnen, welche deswegen die Spinnen des fliegenden Sommers genannt werden. Da ſieht man wieder, wie viel auch durch kleine Kräfte kann ausgerichtet werden, wenn nur viele das Nämliche thun. —

Aber eine gefürchtete Spinne lebt in dem unterſten heißen Italien. Sie iſt unter dem Namen

Tarantel bekannt. Dieſe ſoll wohl die Menſchen beiſſen und durch den giftigen Biß krank und ſchwermüthig machen. Ein Mittel dagegen ſoll ein gewiſſer Tanz ſeyn, die Tarantata genannt. Wenn die Kranken die Muſik dazu hören, ſo fangen ſie an zu tanzen, bis ſie vor Müdigkeit umfallen, und ſind alsdann geneſen. Es ließe ſich wohl begreifen, daß durch die heftige Bewegung das Gift aus dem Körper herausgetrieben werde. Allein es iſt doch, wie man für gewiß weiß, viel Einbildung und Uebertreibung dabei, und wohl auch Betrug.

Ein anderes merkwürdiges Thier dieſer Art lebt in einer Gegend von Amerika und heißt Buſchſpinne. Dieſe nimmt nicht mit Stuben-Fliegen und Mücklein vorlieb. Nein, einer gewiſſen Art von Vögeln geht ſie nach, greift ſie an und zwingt ſie, tödtet ſie und ſaugt ihnen das Blut und die Eier aus. Worüber ſoll man ſich am meiſten verwundern, über die große Spinne oder über die kleinen Vögel?

3.

Fliegende Fiſche.

Im Meere gibt es Fiſche, welche auch aus dem Waſſer gehen und in der Luft fliegen können. Man ſollte meinen, es ſey erdichtet, weil bei uns

ſo etwas nicht geſchieht. Aber wenn ein Menſch auf einer Inſel wohnte, wo er keinen andern Vogel als Maiſen, Diſtelfinken, Nachtigallen und andere dergleichen luſtige Muſikanten des Waldes könnte kennen lernen, ſo würde er es eben ſo unglaublich finden, wenn er hörte, daß es irgendwo ein Land gebe, wo Vögel auf dem Waſſer ſchwimmen und darin untertauchen; und doch können wir dieſes auf unſerm Gewäſſer alle Tage ſehen, und wir müſſen daher auch nicht glauben, daß alle Wunder der Natur nur in andern Ländern und Welttheilen ſeyen. Sie ſind überall. Aber diejenigen, die uns umgeben, achten wir nicht, weil wir ſie von Kindheit an und täglich ſehen.

Was nun die Fiſche und Vögel betrifft, ſo ſchwimmt eine Ente freilich nicht eben ſo wie ein Fiſch, und ein Fiſch fliegt nicht wie ein Storch, ſondern damit hat es folgende Bewandtniß. Die Floßfedern, an der Bruſt dieſer Thiere ſind ſehr lang und mit einer weiten Haut überzogen. Durch deren Hülfe kann ſich der Fiſch eine Zeitlang in der Luft erhalten. Aber erſtlich das thut nicht länger gut, als dieſe Haut naß iſt. So bald ſie trocknet, fällt der Fiſch ins Waſſer zurück. Zweitens, er geht nicht aus dem Waſſer ohne Noth, fliegt nicht ſpazieren für Kurzweil oder um ſeine Kunſt zu zeigen, ſondern wenn ihn ein Raubfiſch verfolgt, und kann ihm nicht mehr anders entrinnen, und darin iſt er klüger als mancher Menſch, der ſchon Hals

und Bein gebrochen hat. Denn der Fiſch ſagt: Man muß ſeiner Natur und ſeinem Stand getreu bleiben, ſo lang man kann, kein Wagſtück treiben, wenns nicht ſeyn muß, nicht oben zum Fenſter hinaus ſpringen, wenn die Thüre offen ſteht.

Solche fliegende Fiſche geben nun den Schiffahrenden, die viele Wochen lang nichts als Himmel und Waſſer um ſich haben, auf ihrer langweiligen Reiſe manche Kurzweil, beſonders wenn der Raubfiſch, welcher ſie verfolgt, ebenfalls fliegen kann und ihnen nacheilt. Da ſieht man eine ſeltſame Fiſchjagd in der Luft. Oft erhaſcht der Raubfiſch ſeine Beute, und zieht ſie wieder in das Waſſer hinab. Oft entgeht ſie durch Geſchwindigkeit oder Glück. Manchmal iſt noch ein ganz anderer Spaß zu ſehen. Denn gewiſſe Vögel fliegen über dem Waſſer her und hin, und ſtellen den Fiſchen nach, können ihnen aber nichts anhaben, ſo lang dieſe daheim im Waſſer bleiben, wohin ſie gehören. Wenn aber ein ſolcher Luftkrieg zwiſchen ihnen angeht, ſo wird bald der Fliehende, bald der Feind, bald beide von dem Vogel, der das Fliegen beſſer verſteht, erhaſcht, und kommen ihr Lebenlang nimmer ins Waſſer. Und dazu lachen die Schiffer.

Merke: Solcher Spaß, bei dem man aber oft lieber weinen als lachen möchte, iſt manchmal auch mitten auf dem trockenen Lande zu ſehen,

wenn zwei Brüder oder Verwandte oder Bundesgenoſſen Prozeß und Streit miteinander führen, und kommt ein Dritter dazu, und beraubt beide des Vortheils, den jeder von ihnen allein haben wollte und keiner dem andern gönnte. Merke: Wann die Fiſche im Meer Händel haben, iſts lauter Freude für die loſen Vögel in der Luft.

4.

Die Schlangen.

Noch immer glauben Leute, daß die giftigen Schlangen mit der Zunge ſtechen. Allein es iſt ſchon lange auſſer Zweifel geſetzt, daß ſie an der obern Kinnlade zwei Giftzähne haben, die ſie in eine Scheide zurückziehen und wieder hervorſtoßen können. Dieſe Zähne ſind hohl, und haben an den Spitzen eine feine Oeffnung, hinter jedem derſelben befindet ſich eine Drüſe, in welcher das Gift bereitet wird, und wenn das Thier beißt, ſo tritt das Gift aus der Drüſe in den Zahn und durch die Oeffnung in die Wunde. Es iſt alſo eine Fabel, daß die Schlangen, ehe ſie ins Waſſer gehen, das Gift unter einen Stein ablegen. Wenn ein ſolches Thier im Waſſer nicht giftig iſt, ſo hat es auch kein Gift auſſer demſelben. An jenen Zähnen hätte

man alſo wohl ein Kennzeichen, die gefährlichen Thiere dieſer Art von den unſchuldigen zu unterſcheiden. Aber wie kann man ihnen, ſo lange ſie leben, in den Mund ſchauen, und wer wirds thun? Lieber geht man ihnen zur Sicherheit aus dem Wege, oder ſchlägt ſie todt. Allein ſo wird doch auch manches unſchädliche und ſogar nützliche Thier getödtet. Denn die Schlangen verzehren viel ſogenanntes Ungeziefer, und helfen alſo uns vor der ſchädlichen Menge deſſelben bewahren. Und ein guter und beſonnener Menſch will doch lieber erhalten, als ohne Zweck und Noth zerſtören, lieber leben laſſen als tödten, wär es auch nur ein Thier im Staube. Und die Schlange, ob ſie gleich mit dem Bauch auf der Erde ſchleicht, iſt doch ein merkwürdiges und wirklich ein ſchönes Thier. Schon das verdient ja unſere Bewunderung, daß dieſes Geſchöpf ohne Füße nur durch ſeine zahlreichen Muskeln ſich ſo leicht fortbewegen kann. Ihre Geſtalt iſt ſo einfach, und doch fehlt ihnen nichts, was ihnen zur Erhaltung und zum Genuſſe ihres Lebens nöthig iſt. Mit welcher Geſchwindigkeit und Gewandtheit gleiten ſie in den mannigfaltigſten Wendungen ihres ſchlanken Körpers nach allen Richtungen dahin, und ereilen ihre fliehende Beute, oder retten ihr verfolgtes Leben! Mit welcher leichten Biegſamkeit wenden ſie ſich zwiſchen und über und unter den tauſend Hinderniſſen durch, die ihrem Laufe überall im Wege liegen! Wer hat über den

ganzen Körper hinab Schild an Schild und Schuppe an Schuppe gereiht und übereinander gelegt, daß ſie bei jeder Bewegung in der größten Geſchwindigkeit ausweichen, nachgeben, ſich übereinander ſchieben, und doch den zarten Körper bedecken, und allemal wieder in ihre vorige Lage zurückkehren? Wer hat ſie mit der Schönheit und Mannigfaltigkeit ihrer Farben geziert? In Amerika wird eine Schlange mit rothen, ſchwarz eingefaßten Flecken, und citronengelben Querſtreifen wegen ihrer ausnehmenden Schönheit zum Staat als Halsſchmuck getragen, oder in die Haare geflochten. Auch von unſern Schlangen ſind manche, zumal wenn ſie ſich noch nicht lange gehäutet haben, an Farbe und Zeichnungen ſchön, wenn man ſie nur ohne Furcht und Abſcheu betrachten kann.

Aber wenn wir nur erſt die Gefährlichen unter ihnen kennten! Ein gelehrter Beobachter dieſer Thiere hat folgende allgemeine Kennzeichen angegeben, die leicht zu merken ſind. Wenn der Kopf breit, und mit dünnen Schuppen beſetzt iſt, ſo iſt die Schlange verdächtig; wenn er aber mehr rund iſt, ſo iſt ſie's nicht. Ferner, wenn ſich das Ende des Körpers fein zuſpitzt, ſo iſt nicht zu trauen; iſt es aber ſtumpf und abgerundet, ſo hat man keine Gefahr. Doch gibt er dieſe Kennzeichen ſelber nicht für ganz untrüglich aus, und das Beſte an der Sache iſt das, daß wir nur ſehr wenige giftige Schlangen haben, die leicht zu kennen ſind, und

daß dieſe nicht muthwillig den Menſchen angreifen, ſondern nur ſich ſelber vertheidigen, wenn ſie beunruhigt, gereizt, gedrückt oder verletzt werden.

Zum Beiſpiel, die ſogenannte Otter hat einen faſt herzförmigen Kopf, eine Länge von 1 bis 2 Fuß und ein ſpitziges Ende. Die Farbe iſt nach den verſchiedenen Häutungen, oben grau olivenbraun, oder ſchwärzlich, unten hellgrau, auch bläulich. Auf dem Kopfe ſteht ein großer herzförmiger brauner Fleck, auf dem Halſe dergleichen Punkte im Zickzack, dann Streifen und von der Mitte an noch einzelne größere und kleinere Flecken, hie und da, die ebenfalls braun ſind.

Die Kupferſchlange, auch Kreuzotter hat einen platten, eirunden Kopf, dünnen Hals, eine Länge von 6, 8 bis 12 Zoll und einen zugeſpitzten Schweif. Oben iſt ſie roſtfarbig, bald ſtärker bald ſchwächer. Sie hat auf dem Kopfe zwei von einander abgekehrte Halbzirkel)(. Ueber den Rücken hinab lauft ein dunkelbrauner Streifen im Zickzack, und an den Seiten hin liegen braune Punkte. Der Unterleib iſt aſchgrau mit weißen Querbinden, auf welchen wieder ſchwärzliche Punkte ſtehen, und die Endſpitze iſt braun.

Auch findet man hie und da noch eine giftige Schlange, die am ganzen Körper ſchwarz iſt, und deswegen auch die ſchwarze Otter genannt wird.

Alle halten ſich gern in einſamen, waldigen, düſtern und verwilderten Gegenden auf.

Jede Art von giftigen Schlangen bringt durch ihren Biß andere, aber allemal ſchmerzhafte, traurige, bisweilen ſehr gefährliche Folgen hervor. Auch iſt der Biß von der nämlichen Schlangenart nicht immer gleich furchtbar. Er iſt gefährlicher, wenn das Thier alt, als wenn es jung iſt, gefährlicher in der heißen und ſchwülen Witterung, als in der kühlen, und deſto gefährlicher, je mehr der Feind gereizt und erboſt iſt. Auf alle Fälle ſoll man nicht ſäumen, oder ſich auf Segenſprechen und Sympathie verlaſſen, wenn man gebiſſen worden iſt, ſondern ſo geſchwind als möglich einen erfahrnen Arzt oder Wundarzt zu Rathe ziehen.

Unterdeſſen ſoll man zum wenigſten die Wunde unterbinden, wenn es ſeyn kann, erweitern, mit Salzwaſſer auswaſchen. Man empfiehlt auch ein Loch in die Erde zu graben, und das verwundete Glied hinein zu ſtecken. Jäger haben ſchon Schießpulver auf die Wunde geſtreut, und angezündet, und haben die Wirkung gerühmt.

Auch mit den getödteten Schlangen von giftiger Natur muß man gar behutſam ſeyn. Man hat Beiſpiele, daß unvorſichtige Perſonen durch die Giftzähne noch am abgeſchnittenen Kopf einer Schlange gefährlich verwundet worden ſind. Aber

verſchlucken könnte man ſolches Gift ohne Gefahr, wenn man nur innerlich geſund und unverletzt iſt, denn es ſchadet nur, wenn es unmittelbar ins Blut kommt. Auch das Fleiſch dieſer Thiere iſt unſchädlich. Schon manche Schlange iſt gegeſſen worden, ja man bereitet von dem Fleiſche der giftigen Otter für gewiſſe Kranke eine ſehr nahrhafte und heilſame Brühe.

Aber an allen unſern Schlangen, die nicht Giftzähne haben, iſt auch ſonſt nichts Furchtbares, und ihre Größe macht ſie nicht gefährlich. Ob man gleich nicht genau ſagen kann, wie alt ſie werden, ſo hat man doch Urſache zu glauben, daß ſie lange wachſen, und die ungewöhnliche Größe mancher Schlange bewieſe alſo nur, daß ihr der Zufall viel Zeit gelaſſen hat, ſich zu ſtrecken.

* *

Es ließe ſich noch viel Merkwürdiges von dieſen Thieren, beſonders aus fremden Ländern, erzählen, z. B. die giftige Klapperſchlange in Amerika gibt mit mehreren beweglichen Gelenken am Schweif einen ziſchenden oder rauſchenden Laut von ſich, ehe ſie angreift. Wer es hört; iſt gewarnt, und kann ſich in Acht nehmen. Aber Eichhörnchen und andere Thiere, die zu ihrer Nahrung beſtimmt ſind, werden durch dieſen Laut ordentlich herbei gelockt, und liefern ſich ſelber zur Beute, und die jungen Amerikaner, wenn ſie Eichhörnchen fangen wollen, ſind ſo keck, daß ſie ſich irgendwo im Gebüſche ver-

bergen, das Rauſchen der Klapperſchlange nachmachen, die Eichhörnchen damit locken, und ſich alsdann ihrer zu bemächtigen ſuchen.

Es gibt auch ungeheure große Schlangen in Afrika, Oſtindien ꝛc. Die größte ſoll mehr als Mannsdicke und eine Länge von 40 Fuß, auch darüber erreichen. Sie iſt nicht giftig, aber durch ihre Größe und Stärke ſelbſt dem grauſamſten Raubthiere, dem Tiger, gefährlich Sie umwindet ihn, und drückt ihm die Knochen im Leibe entzwei. Sie ſchlingen Thiere ganz hinab, die dicker als ſie ſelbſt ſind, weil der Körper nachgibt, und ſich über ſeine gewöhnliche Dicke ausdehnen läßt, werden aber alsdann träge und unbehülflich.

Man erzählt, daß ein Vater eben dazu kam, als eine große Schlange ſein Kind verſchluckte. Augenblicklich und glücklich ſoll er ſie getödtet, ihr den Bauch aufgeſchnitten, und ſein Kind lebendig und unverſehrt heraus gezogen haben. Es gehört Glauben dazu, aber als ein äuſſerſt glücklicher Zufall ſcheint es wenigſtens möglich zu ſeyn.

Wenn die Neger in Afrika einer großen Schlange die Haut abſtreifen wollen, ſo ziehen ſie dieſelbe mit einem Strick an den Aſt eines hohen Baumes auf. Einer klettert alsdann mit einem Meſſer hinauf, geht auf den Aſt hervor, läßt ſich an das Ungeheuer hinab, löst ihm die Haut unter dem

Kopf, ſtreift ſie ab, und gleitet alsdann ſachte mit der Haut, die er von oben nachzieht, an dem glatten Körper zur Erde hinab.

Große Schlangen wurden bei den Alten auch Drachen genannt. Aber wer dabei an geflügelte und feuerſpeiende Unthiere denkt, oder an ſogenannte Baſilisken, der denkt an eine Fabel. Und es iſt nur ſo viel an der Sache, daß es in fremden Welttheilen auf den Bäumen Eidexen gibt, die durch ſogenannte Flughäute auf dem Rücken und am Hals, oder an den Seiten zwiſchen den vordern und hintern Beinen ſich in der Luft ſchwebend erhalten und weite Sprünge machen können.

Man kennt auch eine Schlange, die auf dem Kopfe zwei bewegliche Auswüchſe wie Hörner hat, und nennt ſie deswegen die gehörnte. Sie weiß ſich ſehr geſchickt im Graſe zu verbergen, ſo daß nur dieſe Auswüchſe hervorſchauen. Vögel, die dies ſehen, haltens für Würmer, fliegen herzu und wollen anbeiſſen, werden aber augenblicklich von der Schlange erhaſcht und gefreſſen.

So begegnet wohl auch manchem Menſchen gerade dasjenige ſelber, was er aus Eigennutz oder Schadenfreude einem andern zugedacht hat.

5.

Die Eidexen.

Daß viele Menſchen ſich vor den Schlangen fürchten, davon ſpringen oder ſie des Lebens berauben, das iſt noch wohl begreiflich, weil man ſie für gefährlich hält, und im zweifelhaften Fall lieber eine ungiftige todtſchlägt, als von einer giftigen ſich beißen läßt. Aber warum ſind viele Leute ſogar den Eidexen feind, dieſen unſchuldigen Thieren, die Niemand beleidigen, Niemand ſchaden, vielmehr dem Landmann nützlich werden, indem ſie von allerlei kleinen Inſekten oder ſogenanntem Ungeziefer ſich nähren? Höchſtens können ſie euch ein wenig erſchrecken, wenn ihr ſo in euern ſtillen Gedanken dahin wandelt, und auf einmal etwas im Laub rauſcht. Aber wer ein gutes Gewiſſen hat, muß ſich gewöhnen, nicht vor Allem zu erſchrecken. Wer ein böſes Gewiſſen hat, dem iſt freilich in dieſem Punkt übel rathen.

„Der Wind im Wald, das Laub am Baum
ſauſt ihm Entſetzen zu."

Nun, alle Leute ſind ſo furchtſam freilich auch nicht, und im Frühjahr, wenn man wieder ins Feld und ins Grüne geht, und überall in der mannigfaltigſten Geſtalt das frohe Leben hervorwimmelt, und laut wird, bleibt auch wohl ein verſtändiger

Mann einen Augenblick vor einer Eidexe ſtehen, betrachtet ihr grünes Gewand, wenn es ſchöner als Smaragd an der Sonne ſchimmert, bewundert ihre unnachahmliche Geſchwindigkeit, und ſieht mit Vergnügen ihren unſchuldigen Spielen zu. Dann geht er mit guten Gedanken ſeines Weges weiter, riecht an ſeinem Frühlingsſtraus, und kann ſich nicht genug erſchauen an den blühenden Bäumen und farbigen Matten umher.

Gott ſorgt auch für dieſe Thiere. Sie haben nicht genug Wärme in ſich, um den Winter über auf dem Boden auszuhalten, auch würde es ihnen an Nahrung und Gebüſch zum verborgenen Aufenthalt fehlen. Sie verkriechen ſich daher, und bringen den Winter im Schlaf zu. Ohne Kalender wiſſen ſie ihren Monat. Aber wie im Frühjahr das Volk der kleinen Mücken lebendig wird, und alle Keime in Gras und alle Knospen in Laub aufgehen, ruft die tiefer dringende Frühlingsſonne auch dieſes Geſchöpf aus ſeinem Schlaf und Winterquartier, und wenn es erwacht, iſt ſchon für Alles geſorgt, was zu ſeines Lebens Nahrung und Nothdurft gehört. — Bekanntlich haben nicht alle dieſe Thiere einerlei Farbe; aber eine Art derſelben muß um ihrer Nahrung willen ſich am meiſten aus dem dunkeln Gebüſch heraus ins Grüne wagen. Darum iſt auch ihre Farbe grün. In dieſer Farbe wird ſie im Gras weder von den Thieren, welchen

ſie nachſtellt, ſo leicht entdeckt, noch von dem Storch, der ihr ſelber aufs Leben geht.

Es gibt auch zweierlei Eidexen im Waſſer, nur nennt man ſie anders, und dieſe ſind zum Schwimmen abgerichtet. Selbſt auf dem Grund der klaren Brunnenquellen findet man ſie oft, und darf ſich deswegen vor dem Waſſer nicht ſcheuen. Auch dieſe ſind nicht giftig und theilen dem Waſſer keine Unreinigkeit mit. Vielmehr loben es viele Brunnenmeiſter als ein gutes Zeichen. Solch ein Thierlein in ſeiner verſchloſſenen Brunnenſtube hat ein geheimliches Leben und Weſen, ſieht nie die Sonne auf- und untergehen, erfährt nichts davon, daß der Prinz von Braſilien nach Amerika ausgewandert iſt, und daß die engliſchen Waaren auf dem feſten Lande verboten ſind, weiß nicht, obs noch mehr ſolche Brunnenſtuben in der Welt gibt, oder ob die ſeinige die einzige iſt, und iſt doch in ſeinem naſſen Element des Lebens froh, und hat keine Klage und keine Langeweile.

An der großen ſchwarz- und gelbgefleckten warzigen und ſchmuzig-feuchten Eidexe, die man den Salamander oder gelben Molch nennt, hat Niemand Freude. Noch weniger aber freut es ihn, wenn er einen Menſchen erblickt. Denn ſelten kommt er unangefochten davon. Er hält ſich nur an dunkeln, feuchten und kühlen auch moderigen Orten auf, und das Beſte iſt, daß man ihn dort ſitzen

lasse. Wer aber Lust hat, darf ihn herzhaft in die Hände nehmen. Er thut euch gewiß nichts Leides.

Wer sich aber mit Recht vor den Eidexen fürchten oder eine Heldenthat durch die Erlegung derselben vollziehen will, der muß nach Afrika oder Asien oder Amerika gehen.

Das fürchterliche Krokodill ist nichts Anders, als eine 20 bis 50 Fuß lange Eidexe. Davor muß Jedermann Respekt haben. Oben braun oder schwarzgefleckt, unten weißlichgelb. Durch die schuppige Rückenhaut geht kein Flintenschuß; am Bauch ist sie weich. In jedem Kiefer des großen Rachens stehen 50 scharfe Zähne. Der Schwanz beträgt mehr als die Hälfte von der ganzen Länge. Damit wirft es im Wasser kleine Schiffe um, und tödtet einen Menschen mit einem Schlag. Es lebt im Wasser, z. B. im Nilfluß in Egypten, und geht ans Land, frißt Fische und andere Thiere, Buben und Mägdlein, auch erwachsene Egypter. Schnell wie ein Pfeil geht es in gerader Linie auf seinen Raub, kann sich aber nur langsam umdrehen. Mit einem glücklichen Seitensprung ist man ausser Gefahr. Das Weibchen legt 100 häutige Eier, so groß wie die Gänse-Eier, und verscharrt sie in den Sand. Die Sonnenwärme brütet sie aus. Die meisten werden aber, ehe es dazu kommt, von einer egyptischen Katze gefressen. Auch von

Menſchen werden ſie aufgefreſſen und zerſtört oder gegeſſen. Wohl bekomms!

Daß es nicht nur auf der Erde und im Waſſer, ſondern auch in der Luft Eidexen gebe, nämlich ſolche, die da fliegen, wird Mancher nicht gerne glauben. Aber wenn ihm ein Fabelhans von Drachen ſpricht, die auf hohen Felſen und in alten zerſtörten Bergſchlöſſern hauſen, und feuerſpeiend durch die Luft ſchieſſen, Brunnen vergiften, den Reiter und das Roß mit Sporn und Hufeiſen Schluck und Druck verſchlingen, das findet man ſchon glaublicher, weil einem der kalte Schauer vom Kopf bis zum Nagel des Zehens über die Haut lauft, wenn man's hört.

Bei allem dem muß ſo viel wahr bleiben, daß es in Aſien und andern Welttheilen Eidexen von ein bis anderthalb Fuß Länge gibt, die auf Bäumen leben, wie bei uns der Laubfroſch, und durch Hülfe von häutigen Auswüchſen auf beiden Seiten große Sprünge in der Luft machen, und von einem Baum auf den andern ſchießen können. Einige haben dabei nur zwei, andere vier Füße, ſind unſchädlich, und leben wie andere Eidexen von Inſekten. Andere Baſilisken und Drachen gibt es in Aſien nicht, auſſer unter den Menſchen, wenn einer den andern gern mit dem Blick vergiften oder durchbohren möchte, und giftige Verläumdungen

und Scheltworte über ihn ausgießt, wie man denn dergleichen auch ſchon in Europa und am Rhein will viele geſehen haben.

6.

Der Maulwurf.

Unter allen Thieren, die ihre Jungen ſäugen, iſt der Maulwurf das einzige, das ſeiner Nahrung allein in dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen iſt's zu viel, wird Mancher ſagen, der an ſeine Felder und Wieſen denkt, wie ſie mit Maulwurfshügeln bedeckt ſind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächſe oben abſterben, wenn das heimtückiſche Thier unten an den Wurzeln weidet.

Nun ſo wollen wir denn Gericht halten über den Miſſethäter?

Wahr iſt es, und nicht zu läugnen, daß er durch ſeine unterirdiſchen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt, und ihm etwas von ſeiner Feſtigkeit raubt.

Wahr iſt es ferner, daß durch die herausgeſtoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt, und die darunter liegenden Keime im Wachsthum

gehindert, ja erſtickt werden können. Dafür iſt jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's geſehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? wer kann's behaupten?

Nun, man ſagt ſo: Wo die Wurzeln abgenagt ſind und die Pflanzen ſterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe ſind, geſchieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf. — Der das ſagt, iſt vermuthlich der Nämliche, der einmal ſo behauptet hat: Wenn im Frühlinge die Fröſche zeitig quacken, ſo ſchlägt auch das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Fröſche lange nicht quacken wollen, ſo will auch das Laub nicht kommen. Folglich quacken die Fröſche das Laub heraus. — Seht doch, wie man ſich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrner Landwirth und Natur-Beobachter, der ſagt ſo:

„Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, „ſondern die Quadten oder die Engerlinge, die un„ter der Erde ſind, aus welchen hernach die Mai„käfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maul„wurf aber frißt die Quadten, und reinigt den „Boden von dieſen Feinden."

Jetzt wird es alſo begreiflich, daß der Maulwurf immer da iſt, wo das Gras und die Pflanzen krank ſind und abſterben, weil die Quadten da

ſind, denen er nachgeht und die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was dieſe anſtellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er euch erweiſen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden, oder aus Büchern gelernt, werdet ihr ſagen, der noch keinen Maulwurf geſehen hat.“ —

Halt, guter Freund! der das ſagt, kennt den Maulwurf beſſer als ihr alle, und eure beſten Scheermäuſer, wie ihr ſogleich ſehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anſtellen, ob er die Wahrheit ſagt.

„Erſtlich, wenn Ihr dem Maulwurf in dem Mund ſchaut.“ Denn alle vierfüßigen oder Säugthiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk beſtellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige, und zwar ſcharfe Vorderzähne, und gar keine Eckzähne, ſondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubthiere aber, welche andere Thiere fangen und freſſen, haben ſechs und mehr ſpitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten, und hinter dieſen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, ſo werdet ihr finden: er hat in der obern Kinnlade ſechs und in der untern acht ſpitzige Vorderzähne, und hinter denſelben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es

iſt kein Thier, das an Pflanzen nagt, ſondern ein kleines Raubthier, das andere Thiere frißt.

„Zweitens, wenn ihr einem getödteten Maulwurf den Bauch aufſchneidet, und in den Magen ſchaut.“ Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefreſſen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfaſern oder ſo etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie ſieht's jetzt aus?

Wenn ihr alſo den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, ſo thut ihr euch ſelbſt den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können ſie alsdann ohne Gefahr eure Wieſen und Felder verwüſten, wachſen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Beſenreis, und bringt euch zur Vergeltung auch des Gukuks Dank und Lohn.

So ſieht's aus.

VII.

Betrachtungen über ein Vogelneſt.

Wenn der geneigte Leſer ein Finkenneſt in die Hand nimmt, und betrachtet's, was denkt er dazu? Getraut er ſich auch ſo eins zu ſtricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubts ſchwerlich. Ja er will zugeben: der Menſch vermag viel. Ein geſchickter Künſtler mit zwanzig ſeinen künſtlichen Inſtrumentlein kann nach viel mißlungenen Verſuchen zuletzt etwas herausbringen, das einem Finkenneſt gleich ſieht, und Alle, die es ſehen, können es von einem wirklichen Neſt, das der Vogel gebaut hat, nicht unterſcheiden. Alsdann bildet ſich der Künſtler etwas ein, und meint jetzt ſey er auch ein Fink. Guter Freund, dazu fehlt noch viel. Und wenn ein wahrer Fink, wie du jetzt auch einer zu ſeyn glaubſt, dazu käme, und könnte dein Machwerk durchmuſtern, wie der Zunftherr ein Meiſterſtück, ſo würde er den Kopf ein we-

nig auf die linke Seite drücken, und dich mit dem rechten Auge kurios anſehen, und ſo er menſchlich mit dir reden könnte, würde er ſagen: „Lieber Mann, das iſt kein Finkenneſt! Ich mag's betrachten, wie ich will, ſo iſt's gar kein Vogelneſt. So einfältig und ungeſchickt baut kein Vogel. Was gilts, du Pfuſcher haſt's ſelber gemacht!" Das wird zu dem Künſtler ſagen der Fink.

Eben ſo iſt es mit einem verachteten Spinnengewebe. Der Menſch kann kein Spinnengewebe machen.

Eben ſo iſt es mit dem Geſpinnſt, worein ſich ein Raupenwurm ſo zu ſagen zu einem Carmeliter oder Franciskaner einkleidet, wenn ſeine Faſten und Reinigung angeht. Ein Menſch kann kein Raupengeſpinnſt machen.

Der Hausfreund will ein Wort mehr ſagen. Alle Finkenneſter in der Welt ſehen einander gleich, wie faſt die Kirchen der Jeſuiten, vom erſten im Paradies, bis zum letzten im Frühling 1813. Keiner hat's vom andern gelernt. Jeder kann's ſelber. Die Mutter legt ihre Kunſt ſchon in das Ei. Eben ſo alle Spinnengewebe, ein jedes nach ſeiner Art, eben ſo jede Franciskanerkutte des Raupengeſchlechts in ſeiner Art. Man weiß es wohl, aber man denkt nicht daran.

Noch ein Wort mehr. Das erſte Neſt eines Finken iſt ſchon ſo künſtlich wie ſein letztes. Er lernt's nie beſſer. Ja manches Thierlein braucht ſein Geſpinnſt nur einmal in ſeinem Leben, und hat nicht viel Zeit dazu. Es wäre übel daran, wenn es zuerſt eine ungeſchickte Arbeit machen müßte, und denken wollte: Für dieſes Jahr iſts gut genug, übers Jahr mach ichs beſſer.

Noch ein Wort mehr. Jedes Vogelneſt iſt ganz vollkommen und ohne Tadel. Nicht zu groß und nicht zu klein, nicht zu wenig daran, und nicht zu viel, dauerhaft für den Zweck, wozu es da iſt. In der ganzen Natur iſt kein Lehrplatz, lauter Meiſterſtücke.

Aber der Menſch, was er zur Geſchicklichkeit bringen ſoll, das muß er mit vieler Zeit und Mühe lernen, und bis er's kann, bekommt er manche Ohrfeige von dem Meiſter, der ſelber keiner iſt. Denn kein menſchliches Werk iſt vollkommen. Hat der geneigte Leſer noch nie eine Uhr gekauft, und wenn er meinte, jetzt geht ſie am beſten, ſo blieb ſie ſtehen, oder ein paar Stiefel, einmal ſind ſie zu eng, ein andermal zu weit, oder in den erſten acht Tagen wird ein Abſatz rebelliſch, und will deſertiren.

Was ſagt der geneigte Leſer dazu? Alſo iſt ein Menſch noch weniger als ein Fink? — Nichts nutz. —

Denn erſtlich, nicht der Vogel baut ſein Neſt, und nicht das Würmlein bettet ſein Schlafbett, ſondern der ewige Schöpfer thut es durch ſeine unbegreifliche Allmacht und Weisheit, und der Vogel muß nur das Schnäbelein und die Füßlein, und ſo zu ſagen, den Namen dazu hergeben. Deswegen kann auch jeder Vogel nur einerlei Neſt bauen, wie jeder Baum nur einerlei Blüthen und Früchte bringt. Deswegen kann auch der Menſch kein Vogelneſt und keine Spinnenwebe nachmachen. Gottes Werke macht Niemand nach.

Zweitens, wie der ewige Schöpfer an ſeinem Ort, jedem genannten Geſchöpf ſeine Wohnung bereitet, aber nicht alle auf gleiche Art, dem einen ſo, dem andern anderſt, wie es nach ſeinem Zwecke und Bedürfniß recht iſt, alſo hat er dem Menſchen etwas von ſeinem göttlichen Verſtand laſſen in die Seele träufeln, daß er ebenfalls nach ſeiner eigenen Ueberlegung für mancherlei Zwecke bauen und handthieren kann, wie er ſelber glaubt daß es recht ſey. Der Menſch kann ein Schilderhäuslein verfertigen, ein Waſchhaus, eine Scheuer, ein Wohnhaus, einen Pallaſt, eine Kirche, jedes nach anderer Weiſe, item eine Kirchenuhr, item eine Orgel mit 48 Regiſtern, item einen Kalender, was auch etwas heißt. Ein Fink kann nicht zweierlei Neſter bauen, er kann keinen Kalender ſchreiben noch viel weniger drucken.

Drittens, hat der ewige Schöpfer dem Menſchen die Gnade verliehen, daß er in allen ſeinen Geſchäften unten anfangen, und ſie durch eigenes Nachdenken, durch eigenen Fleiß und Uebung bis nahe an die Vollkommenheit der göttlichen Werke ſelber hinbringen kann, wenn ſchon nie ganz. Das iſt ſeine Ehre und ſein Ruhm. Kannſt du den Vers, ſagte einmal der Hausfreund zu dem Büblein des Herrn Geigers:

„Gott du haſt der Freuden Fülle? —

Das Büblein fuhr fort:

Denn dein Verſtand iſt Licht. Dein Wille
iſt Wahrheit und Gerechtigkeit.
Du liebeſt mit ſtets gleicher Stärke
das Gute nur, und deine Werke
ſind Ordnung und Vollkommenheit.
O, bilde mich nach dir, — —

„Sieh Kind," ſagte der Hausfreund, und kam ſich ſelber faſt vor, wie ein Pfarrherr in der Kinderlehre, ſo er doch keiner iſt, und möſchene Knöpfe auf dem Rocke trägt, ſieh, ſagte er, das iſt das ſchöne Ebenbild Gottes in ſeinem ganzen Gehalt, woran der Menſch ſein Lebenlang durch Nachdenken, nicht nur durch Lernen und Frömmigkeit, ſondern auch durch Fleiß und Geſchicklichkeit in ſeinem Berufe zu erwerben und zu erhauſen hat. Geſetzt, ſagte er, du lernſt ein Handwerk, oder wirſt ein Schreiber, oder ein Pfarrer, oder ei

kommt einmal an dich, ſtatt deines Vaters den Kalender zu drucken, ſo ſollſt du dich ebenfalls bemühen, all deinem Werk und Thun, das Siegel der Vollkommenheit zu geben, daß zuletzt kein anderer Menſch mehr das Nämliche in ſeiner Art ſo gut machen kann, als du. Du mußt nicht einen Jahrgang ſchön drucken, den andern ſchlecht; du mußt nicht an einem Sonntag gut predigen, am andern oben weg aus dem Ermel. Denn Gott liebt mit ſtets gleicher Stärke das Gute nur. — Alsdann wartet auch der Freuden Fülle auf dich. Dem Menſchen kann keine reinere Freude werden, als die Vollkommenheit ſeiner Werke, wenn Jedermann geſtehen und bekennen muß, und er ſelber ſagen oder denken kann, ſie ſind recht. Denn ſelbſt die Fülle der göttlichen Freude kann nichts anders ſeyn als die Vollkommenheit ſeiner Werke:

Da hielt das Büblein die Hände gegen den Himmel und ſagte:

„O, bilde mich nach dir" —

Aus einem ſolchen Kinde kann etwas werden.

VIII.

Der Menſch in Kälte und Hitze.

Der Menſch kann nichts Nützlicheres und Beſſeres kennen lernen, als ſich ſelbſt und ſeine Natur; und mancher, der bei uns an einem heißen Sommertage faſt verſchmachten will, oder im kalten Jenner ſich nicht getraut, vom warmen Ofen wegzugehen, wird kaum glauben können, was ich ſagen werde, und doch iſt es wahr.

Bekanntlich iſt die Wärme des Sommers und die Kälte des Winters nicht in allen Gegenden der Erde gleich, auch kommen ſie nicht an allen Orten zu gleicher Zeit, und ſind nicht von gleicher Dauer. Es giebt Gegenden, wo der Winter den größten Theil des ganzen Jahres Herr und Meiſter iſt, und entſetzlich ſtreng regiert, wo das Waſſer in den

Seen 10 Schuh tief gefriert, und die Erde ſelbſt im Sommer nicht ganz, ſondern nur einige Schuh tief aufthaut, weil dort die Sonne etliche Monate lang gar nicht mehr ſcheint, und ihre Strahlen auch im Sommer nur ſchief über den Boden hingleiten. Und wiederum gibt es andere Gegenden, wo man gar nichts von Schnee und Eis und Winter weiß, wo aber auch das Gefühl der höchſten Sommerhitze faſt unerträglich ſeyn muß, zumal wo es tief im Land an Gebirgen und großen Flüſſen fehlt, weil dort die Sonne den Einwohnern gerade über den Köpfen ſteht, und ihre glühenden Strahlen ſenkrecht auf die Erde hinabwirft. Es muß daher an beiderlei Orten auch noch Manches anders ſeyn, als bei uns, und doch leben und wohnen Menſchen wie wir ſind, da und dort. Keine einzige Art von Thieren hat ſich von ſelbſt ſo weit über die Erde ausgebreitet, als der Menſch. Die kalten und die heiſſen Gegenden haben ihre eigenen Thiere, die ihren Wohnort freiwillig nie verlaſſen. Nur ſehr wenige, die der Menſch mitgenommen hat, ſind im Stande, die größte Hitze in der einen Weltgegend und die grimmigſte Kälte in der andern auszuhalten. Auch dieſe leiden ſehr dabei, und die andern verſchmachten oder erfrieren, oder ſie verhungern, weil ſie ihre Nahrung nicht finden. Auch die Pflanzen und die ſtärkſten Bäume kommen nicht auf der ganzen Erde fort, ſondern ſie bleiben in der Gegend, für welche ſie geſchaffen ſind, und ſelbſt die Tanne und die Eiche verwandeln ſich in den kälteſten Län-

dern in ein niedriges unſcheinbares Geſträuch und Geſtruppe auf dem ebenen Boden, wie wirs auf unſern hohen kahlen und kalten Bergen auch bisweilen wahrnehmen. Aber der Menſch hat ſich überall ausgebreitet, wo nur ein lebendiges Weſen fortkommen kann, iſt überall daheim, liebt in den heiſſeſten und kälteſten Gegenden ſein Vaterland und die Heimath, in der er geboren iſt, und wenn ihr einen Wilden, wie man ſie nennt, in eine mildere und ſchönere Gegend bringt, ſo mag er dort nicht leben und nicht glücklich ſeyn. So iſt der Menſch. Seine Natur richtet ſich allmählig und immer mehr nach der Gegend, in welcher er lebt, und er weiß wieder durch ſeine Vernunft ſeinen Aufenthalt einzurichten, und ſo bequem und angenehm zu machen, als es möglich iſt. Das muß der Schöpfer gemeint haben, als er über das menſchliche Geſchlecht ſeinen Segen ausſprach: „Seyd fruchtbar und mehret euch, und erfüllet (oder bevölkert) die Erde, und machet ſie euch unterthan."

Ich will jetzt einige Beiſpiele anführen, was für hohe Kälte und Hitze die Menſchen aushalten können.

Zu Jeniſeisk in Siberien trat einſt im Jenner 1735 eine ſolche Kälte ein, daß die Sperlinge und andere Vögel todt aus der Luft herabfielen, und Alles, was in der Luft gefrieren konnte, wurde zu Eis, und doch leben Menſchen dort.

Zu Kraßnaiarsk, ebenfalls in Sieberien, wurde im Jahr 1772 den 7ten December die Kälte ſo heftig, daß eine Schale voll Queckſilber, welches man in die freie Luft ſetzte, in ein feſtes Metall zuſammengefror. Man konnte es wie Blei biegen und hämmern, und doch hielten es Menſchen aus.

Eine ähnliche Kälte erlitten einſt die Engländer in Nordamerika an der Hudſonsbay. Da fror ihnen, ſelbſt in den geheizten Stuben, der Brantewein in Eis zuſammen. Sie konnten ihn nicht flüßig erhalten. In den langen dunkeln Wintertagen erleuchtete man die Stuben mit glühenden Kanonenkugeln, und die ſtarke Ofenhitze daneben konnte doch nicht hindern, daß nicht die Wände und Bettſtätten mit Eis und Duft überzogen wurden.

Was für eine Hitze hingegen wieder die nämliche Menſchennatur aushalten kann, das ſehen wir ſchon an unſern Feuerarbeitern, zum Beiſpiel in Glashütten, Eiſenſchmelzen, Hammerſchmidten, wo die Leute ſich durch ſchwere Arbeit noch mehr erhitzen müſſen. In Breitlingen, das iſt eine Erzgrube am Tammelsberg in Sachſen, mußte das feſte Geſtein unter der Erde durch Feuer mürbe gemacht werden Da ſind nun viele ſchweflichte Theile und Dünſte, die in Entzündung gerathen, und eine ſo erſtaunliche und unerträgliche Hitze verurſachen, daß die Bergleute ſelbſt noch den Tag nach der Löſchung

des Feuers nackt arbeiten, und alle Stunden innehalten, und ſich wieder abkühlen müſſen.

Manche Perſonen, die in Krankheiten viel aufs Schwitzen halten, kriechen in einen heißdünſtigen Backofen, wenn das Brod herausgenommen iſt, laſſen nur ſo viel Oeffnung zu, als zum Athemholen nöthig iſt, und ſchwitzen ſo nach Herzensluſt. Das mag nun freilich nicht viel nützen, und ein vernünftiger Arzt wird es nicht groß loben.

Wer das aber weiß, der wird nun folgende wahre Erfahrungen nicht mehr ſo unglaublich finden. Vier bekannte und berühmte Männer ließen einſt ein kleines Zimmer ſo ſtark erhitzen, als nur möglich war. Da kam die Hitze der Luft faſt der Hitze des kochenden Waſſers gleich. Und doch hielten dieſelben ſie 10 Minuten lang aus, wiewohl nicht ohne Beſchwerden. Einer von ihnen trieb den Verſuch noch weiter. In einer Hitze, wo friſche Eyer in 10 Minuten in der Luft hart gebacken wurden, hielt er 8 Minuten aus.

Das war nun freilich eine gemachte künſtliche Hitze. Aber auch in der Natur geht es manchen Orten nicht viel beſſer. So weht bisweilen in heißen Gegenden auf einmal ein ſo trockener und heiſſer Wind von den Sandwüſten her, daß die Blätter an den Bäumen, wo er durchzieht, augenblicklich verſengt werden und abdorren. Menſchen, die

alsdann im Freien ſind, müſſen ſich freilich ohne Verzug mit dem Geſicht auf die Erde niederlegen, damit ſie nicht erſticken, und haben gleichwohl noch viel dabei auszuſtehen. Selbſt in geſchloſſenen Zimmern kann man ſich vor Mattigkeit faſt nicht mehr bewegen. Aber gleichwohl überſteht man es, wenn man vorſichtig iſt und Erfahrungen benutzt.

Wenn man ſo etwas lieſt oder hört, ſo lernt man doch zufrieden ſeyn daheim, wenn ſonſt ſchon nicht Alles iſt, wie man gerne möchte.

IX.

Die Juden.

Sendſchreiben an den Sekretär der theologiſchen Geſellſchaft zu Lörrach, (die wenig bekannt iſt).

Wenn du, o Zenoides, es rathſam finden ſollteſt, der theologiſchen Geſellſchaft dieſe Epiſtel vorzulegen, ſo habe ich außer dem Schatten des ſeligen Ritters Michaelis nicht nur dich, ſondern auch ſie um Verzeihung zu bitten, wenn ich diesmal mancherlei durch einander ſagen, und hie und da ein Waizenkörnlein unter viel Spreu verbergen werde. Der Verzeihung des ſeligen Ritters aber bedarf ich, weil ich bei allem Reſpekt vor ſeiner ſeltenen Gelehrſamkeit glauben muß, daß er in derſelben und durch dieſelbe vor Bäumen den Wald nicht recht geſehen habe, als er der arabiſchen Geſellſchaft mancherlei Fragen z. B. über die Gottes-Anbeterin, als da iſt, nicht die Prieſterin Eliſabeth oder die Prophetin Hanna, ſondern Mantis religiosa Linnei

(Frage 51); ferner über die fliegenden Katzen (Fr. 30) und die zweibeinige Maus (Fr. 42) mitgab und aufband, keineswegs aber ihr den Rath ertheilte, den auch die Inſtruktion Artikel 35 enthält, vor der Hand und ſeinetwegen das liegen zu laſſen, und vor allen Dingen den Juden und ſeinen Blutsvetter, den Araber, auf dem heimiſchen Boden deſto näher zu betrachten, und das charakteriſtiſche Gepräge zu ſtudiren, welches das Klima des Landes, wo die Bibel geſchrieben wurde, ſeinen Kindern aufdrückt; da nicht zu leugnen ſteht, daß man vor allen Dingen diejenigen, an welche geſchrieben iſt, daß kennen muß, wenn man das, was geſchrieben iſt, um einen halben Erdgürtel nördlicher, und um ein paar Jahrtauſende ſpäter ausdeuten, und den heiligen freien Geiſt, der heimiſch unter den orientaliſchen Palmen hauſet, unter den nordiſchen Eichen bannen will. Ja es hätte ſich der ſelige Katzen- und Bergmausjäger durch einen ſolchen Wink an die Geſellſchaft, wenn ſie gealückt wäre, ein deſto größeres Verdienſt erwerben können, da ſo manche Reiſende im Orient lieber das Todte als das Lebendige zu beobachten ſcheinen. Sie botaniſiren euch von Dan bis nach Berſeba, beſteigen den Libanon, und unterſcheiden beim erſten Blick die berühmten alten Cedern von den jungen an der Größe, obgleich ſie über deren Zahl bis auf dieſe Stunde nicht einig ſind. Sie verſäumen nicht, mit eigenen Augen zu ſehen, ob das Gradlinigte und Zackigte, was man bisweilen unter dem Waſſer des todten Mee-

res erblickt, Ruinen von Sodom oder Baſalte ſind, und wenn je ihr Blick auf das Lebendige fällt, ſo wollen ſie lieber die Natur und Lebensart des Schakals als des Menſchen ſtudiren, obgleich der Fuchs dort von dem Fuchs hier in keinem größern Abſtande ſtehen mag, als der Menſch dort von dem Menſchen hier, und die Bibel nicht für Füchſe geſchrieben iſt, kaum für akademiſche, zum Studium der Exegeſe. Das führt uns nicht weiter, und ich habe mir daher vorgenommen, bis ich mich zu einer Reiſe nach Paläſtina, für den Zweck des Menſchenſtudiums befähiget habe, und der König von Dänemark oder die Hamburger Lotterie, in welcher man 250,000 Mark gewinnen kann, die Gelder dazu liefert, einſtweilen die abgeraſpelten und ausgeſchiedenen Späne und Schlacken des Volks Gottes, wie ſie mir im 49ſten Grad nördlicher Breite durch den Fokus gehen, näher zu beobachten, und zugleich die theologiſche Geſellſchaft bittweiſe anzugehen, es wolle mir dieſelbe mit ihren jetzigen und künftigen Beobachtungen an dieſem Volke Gottes, in wiefern ſie zur Aufklärung und Entwickelung des logiſchen und äſthetiſchen Sinnes der Bibel etwas beitragen können, gefällig zu Handen gehen.

Ich rechtfertige mein Vorhaben und meinen Wunſch mit der Behauptung, daß das jüdiſche Volk, wie alle aſiatiſchen und alle unterdrückten Völker, ſehr anhänglich an ſein Altes ſey, und den phyſiſchen, pſychologiſchen und moraliſchen Charakter

ſeiner Väter in Paläſtina im Weſentlichen noch nicht verändert habe.

Vorleſer dieſes laſſe ſich auf eine weitläuftige Herzählung der Belege hiezu, z. B. die Aehnlichkeit der Geſichtszüge und den Bart nicht bange ſeyn.

Erſtere erklärt man richtig daher, daß die Juden ſelten fremdes Blut durch Heirath in das ihrige gemiſcht haben, und ich ſetze nicht unwahrſcheinlich hinzu, daß wenn Jemand alle Judengeſichter, die jetzt exiſtiren, kennte, und im Stande wäre, das Gemeinſchaftliche und Charakteriſtiſche aus allen herauszuheben, und vorerſt in ein Geſicht zuſammen zu faſſen, dann in dieſem die männlichen und weiblichen Züge zu ſcheiden, und in zwei Geſichter zu zerlegen, ſo würde er mit dieſer Operation die Original-Portraite des Abraham und der Sara richtig gefunden und dargeſtellt haben.

Ich will mich dabei nicht aufhalten, ſondern nur einige minder bemerkte Spuren des alten Gepräges an unſern Juden in Anregung bringen.

1) Der Jude ißt, trinkt, betet und grüßt ſeine Landsleute mit bedecktem Haupt. Warum? Der Hut iſt ſein Turban. Kein Morgenländer zieht den Turban. Er iſt weſentlich zur anſtändigen Erſcheinung vor andern. — Der Jude geht gerne, ſo lang er kann im Cüre, und wenn er

ihn ablegen muß, beſonders am Sabbath im Schlafrock. Letzterer iſt bei ihm ſogar ein Artikel des Luxus und der Eitelkeit. Warum? Es iſt ein morgenländiſcher Talar. Man kann lächeln, daß ich das behaupte, und ſagen, die Weichlichkeit und Nachläſſigkeit des Juden zieht dieſe Kleidung vor. Zugegeben; — das Nämliche iſt der Grund, warum ſich auch die Morgenländer in lange weite Kleidungen hüllen. Gerne windet alsdann der Jude das weiße, roth geſtreifte Schnupftuch über den Schlafrock um die Hüften. Es iſt ſein morgenländiſcher Gürtel zum Talar. — Die Pantoffeln, die er den Schuhen vorzieht, und wie den Schlafrock zum Gegenſtand des Luxus macht, ſind ſeine Sandalen. Zu beiden, nicht aber zur enggeſchnittenen europäiſchen Kleidung, wählt er am liebſten die gelbe Farbe. Sie war und iſt eine Lieblingsfarbe der Morgenländer. So ſetzt er ſich, ohne es zu wiſſen und zu wollen, mitten in Deutſchland aus europäiſchen Kleidungsſtücken das Koſtüme des Orients nachäffend zuſammen, und gefällt ſich darin, und wenn alsdann am heißeſten Sabbath des Jahrs noch an einem Fleck die Sonne ſcheint, ſo wird er nicht in den Schatten ſtehen. Denn er iſt ein Orientale.

2) Es ſteht irgendwo in der griechiſchen Bibel ein Ypſilon, das mir in dieſem Augenblick mehr werth iſt, als nicht nur der ganze Drache zu Babel, ſondern auch das beſte Stück in Eſther, nämlich in dem Worte „*Μωϋσης*.“ Es beweißt nichts

weniger, als daß der Geſetzgeber der Juden nie Moſes, ſondern immer Mauſes geheißen habe, und alſo das Mauſes unſerer Juden nicht vernachläßigte Pöbelſprache, ſondern reine Haltung des orientaliſchen Wohlklangs mitten unter allen abendländiſchen Diſſonanzen ſey, wie auch das Arabiſche beweißt. Wenn gleichwohl einige Schriftſteller, z. B. Johannes „*Μωσης*" ſchreiben, ſo rührt es nur daher, daß ſie das O mega der Griechen, als korreſpondirend ihrem Chaulem zum Voraus als Au ausſprachen. Ich werde noch alle Nomina propria im Hebräiſchen mit ihrer griechiſchen Orthographie in den LXX und dem N. T. vergleichen, um der alten genuinen Ausſprache auf den Grund zu kommen, und man wird ſie, wenn es mir gelingt, ſie in Regeln zu bringen, mit großem Segen in den hebräiſchen Lektionen einführen, ja ſelbſt im N. T. die heleniſtiſche Ausſprache wieder in Gang bringen. *Δωδεκα μαθηται* wird zu leſen ſeyn: Daudeka Moseite.

3) Nichts fällt den Juden ſchwerer, als den deutſchen Dativ und Accuſativ richtig zu unterſcheiden. Er geht in der Schul, und ſteht in die Schule, wie es ihm einfällt. Nehmt es ihm nicht übel. Schon die LXX und die Schriftſteller des N. T. verwechſeln unaufhörlich und mehr als die andern — *εις τόπον* und *εν τόπω*, wiewohl es uns bisweilen auch nur ſcheint. Denn wenn der Schächer am Kreuz ſagt: Gedenke meiner, wenn

du kommſt ἐν τῃ βασιλεια σου, ſo ſpricht er richtig „in deiner königlichen Würde,“ und z. B. Luther hat unrichtig überſetzt in dein Reich. Auch bei andern Griechen iſt βασιλεια und bei den Römern regnum urſprünglich nicht das Königreich, ſondern das königliche Amt.

4) Und weil hier des einen Schächers Erwähnung geſchah, ſo ſey auch der andere nicht vergeſſen. Wir erblicken nämlich auf Golgatha, (es wäre zum Thema einer Charfreitagspredigt gut), dreimal das Höchſte und Unerreichbare in der Wirklichkeit. Am mittlern Kreuz das Ideal der höchſten aufopfernden Gottesergebenheit und Menſchenliebe, und auf der einen Seite deſſelben das höchſte Vertrauen deſſen, was man nicht ſieht. Denn es gehörte viel dazu, in dieſem Augenblick an ein Königthum eines Mitgekreuzigten zu glauben, und auf ein Reich Gottes unter ſeinem Zepter zu warten. Aber das Ideal der tiefſten Verwerflichkeit realiſirt auf der andern Seite ein Dritter, der mit Nägeln in den eigenen Händen, und mit dem Tod auf eigener Zunge der nämlichen Leiden eines Unſchuldigen neben ſich noch ſpotten kann, und damit einen Charakterzug ſeiner Nation belegt. Denn betrachtet den Juden, wo ihr wollt, Spottſucht und Schadenfreude hat er mit ſeines Gleichen unter allen Nationen gemein; aber das hohe Talent, im neckenden Spott über fremde Leiden den Schmerz der eigenen zu kühlen, iſt ihm eigen.

Ich könnte hier noch einiges anreihen, wenn es mein Intereſſe wäre, die blöden Seiten aufzudecken, womit ſich dieſes Volk zu ſeinem Ahnherrn bekennt, der den Bruder um Erſtgeburt und Erbtheil zu beſchleichen, und den Schwiegervater in Meſopotamia zum armen Manne auszuſchälen weiß, und nach ſeiner Heimkunft die unheilbare Feigheit des ſchlechten Gewiſſens auf ewige Zeiten dokumentirt. Achtung für eine anderweitige Heiligkeit dieſes Volkes decke darüber den Mantel der Schonung. Lieber will ich ſein Sachwalter ſeyn, und jetzt eine ſchöne und und beneidenswerthe Seite deſſelben ausheben.

3) Der Jude weicht dem Ackerbau und jedem Beruf, der anhaltend und mühſam beſchäftiget, aus, und nährt ſich, ſey es auch kümmerlich, von allerlei Handel, treibt Gaukelei, legt Rattengift, oder kultivirt irgend einen Nebenzweig einer nützlichen Kunſt im Kleinen, z. B. die Operation der Hühneraugen. Man ſagt daher, ſie ſeyen Tagdiebe, und das iſt einſeitig und ungerecht. Man ſollte ſagen: Sie ſind Morgenländer.

Ich will hier die Frage nur berühren, nicht unterſuchen, ob es die Meinung der Natur ſeyn konnte, daß unter allen Lebendigen, die ihr Daſeyn in Ruhe genießen, der Menſch das einzige Zug- und Laſtthier der Erde ſeyn ſoll, die wenigen eingerechnet, die er dazu gemacht hat. Ich erinnere

nur, daß es große Erdſtriche gibt, wo die Natur viel gewährt, und der Menſch wenig bedarf. Zwiſchen den Wendekreiſen, und noch darüber hinaus, wo das Menſchengeſchlecht zu Hauſe iſt, und wie ein ewig junger Blüthenkranz den Erdkreis in der Mitte umwinden ſollte, ohne weiterhin den Bären und Wölfen Wohnort und Nahrung ſtreitig zu machen, dort leben glückliche Nationen, die von unſerer nordiſchen Arbeitsſeligkeit keine Begriffe haben. Selbſt in Europa der Türke, der Grieche, der Italiener fliehen die Arbeit. Der Spanier ſteht im ganzen Norden in dem Ruf, daß er träg lebe, da er doch nur klimatiſch lebt, wie wir, falls wir klug wären, auch thun würden, wenn wir in einem Lande wohnten, wo der Wirth den Gäſten, die noch ihre eigene Speiſe ſelber mitbringen, für das geringe Koch- und Schlafgeld den Wein, ſo viel ſie trinken mögen, gratis eingibt, wo man die jungen Eſel mit Feigen auffüttert, und wo auf den unfruchtbarſten Aeckern noch ein vermaledeites Unkraut wuchert, das ihr zum Staat in Scherben zieht, und im Keller überwintert, der Rosmarin und Lavendel. Selbſt in nördlichen Gegenden, wenn wir wenigſtens auf das Beiſpiel der älteſten und meiſten Völker ſehen, ſcheint es, der Menſch ſoll ſich durch die Noth nicht zum Laſtthier herabwürdigen laſſen, ſondern mit dem Wenigen, das die Natur ihm dort geben kann, zufrieden ſeyn, oder auswandern; und wenn irgendwo Arbeit von einer Betglocke bis zur andern, falls man leben will,

Bedingung iſt, ſo ſind daran nur fehlerhafte Staatsverfaſſungen und Staatsverwaltungen, eine daher rührende verhältnißloſe Vertheilung deſſen, was die Natur hinreichend für alle gab, und erkünſtelte Bedürfniſſe Schuld, die die Natur zu befriedigen nicht ſchuldig iſt; und die wunderliche Grille kann nur in den Predigten und Katechismen des koſtbaren chriſtlichen Nerdens einfließen, daß auch noch in dem ewigen Leben keine Ruhe ſeyn, vielmehr die Kräfte an höheren Gegenſtänden in weitern Wirkungskreiſen fortgeübt werden ſollen. Die Paradieſe der Morgenländer haben nichts davon, und Einer, der beſſer als wir wiſſen muß, wie es dort ausſieht, ſetzt die Seligen nicht abermal z. B. an einen Weberſtuhl, ſondern mit Abraham, Iſaak und Jakob zu Tiſche. Gerne erleichtern wir uns, und beſchönigen zwar unſere Arbeitſeligkeit mit der Gemeinſtelle, daß Noth die wohlthätige Weckerin unſerer Kräfte ſey, und Uebung durch Arbeit ſie zur Vollkommenheit ausbilde. Schön geſagt, wenn's nicht am Tag läge, was bei dieſem nordiſchen Unfug heraus kommt. Nur wenige von uns erfahren etwas von der Bildung, der Aufklärung und dem Lebensgenuſſe, der allen gebühret. Die meiſten übrigen leben und ſterben etwas beſſer als das Thier, ohne Charakter, ohne Vaterlandsliebe und Muth, ohne Tugend. Auch die wenigen bringens nicht weit. Wir halten uns für die gelehrteſte Nation. Wir ſind's auch leider, wenigſtens die ſchreib- und leſeluſtigſte, wenn's damit gethan wäre. Aber wo

iſt der reine lebendige Sinn, der das Wahre und Schöne überall und unmittelbar aus der Natur und dem Leben ſaugt? Wo das innige rege Gefühl, mit welchem der wahre Menſch das Wahre und Schöne ſich vereigenthumt? Wo die hohe göttliche Phantaſie, beides an einander zu verherrlichen, und in unſterbliche Ideale zu verſchmelzen? Wo die Gabe, rein und klar wieder zu geben, was man ſo empfangen hat, und ſo warm, als es im eignen Herzen lag, in ein fremdes zu legen? Verdampft, ſchon frühe im Schweiß der Schulen, und ſpäter am harten, todten Pult, und unter dem Druck der Folianten und Schatzungsmonate, die auf uns liegen. Wir ſind nicht mehr im Stand, den Homer oder Oſſian, oder ein einziges Kapitel im Jeſaias, z. B. das 60ſte bis in ſein tiefſtes Leben hinein zu verſtehen und zu fühlen, noch viel weniger ſelber ſo etwas zu machen, und wenn Homer unſere Meſſiade leſen ſollte, ſo möchte er über Manches den Kopf ſchütteln, wovon ich nur zwei Präliminar-Schwingungen interpretiren will. Die erſte, wie ein Deutſcher dazu kam, den angebornen Reim und Jambus zu verlaſſen, und über ſeine ſcharfeckige Sprache den wellenſinigen Hexameter des Joniers zu legen, den ſchon der attiſche Dialekt ſelbſt im Griechiſchen nicht mehr verträgt. Die zweite: wie er dazu kam, zum Gegenſtand eines epiſchen Gedichtes den Meſſias zu wählen, ohne damit ſagen zu wollen, was ſeinerſeits ein frommer Mann und Rektor einſt urtheilte, daß das

Leben und die Thaten des Meſſias keiner Verſchönerung durch Dichtung bedürfen, die doch nirgendswo etwas verderbt, noch weniger entheiligt. Denn iſt nicht Gott ſelbſt der erſte und größte Dichter, ποιητης in beiderlei Sinn des Worts? Die ganze Idee des Weltalls mit allen ſeinen Theilen und Entwickelungen war in Gott, ehe ſie realiſirt wurde, ein groſſes harmonievolles Gedicht, herausgegeben Anno Mundi I. und bis jezt noch nicht nachgedruckt, nicht einmal in Reutlingen. Was aber den Jeſaias betrifft, ſo behaupte ich nur ſo viel, daß wer ihn vom 40ſten Kapitel an leſen kann, und nie die Anwandlung des Wunſches fühlt, ein Jude zu ſeyn, ſey es auch mit der Einquartirung alles europäiſchen Ungeziefers, ein Bekteljude, der verſteht ihn nicht, und ſo lange der Mond noch an einen Israeliten ſcheint, der dieſe Kapitel lieſt, ſo lange ſtirbt auch der Glaube an der Meſſias nicht aus.

Ich kehre von dieſer nordiſchen Abſchweifung zu den Ländern zurück, in welchen Milch und Honig fleuſt. In einem ſolchen war einſt Abraham im Hirtenzelt unter den Terebinthen des Mamre des ſtillen Lebens froh; in einem ſolchen lebte einſt der Heiligſte ſeiner Nachkommen, und es mag in einem Feſtprogramm zu ſeiner Zeit ſehr gelehrt unterſucht werden ſeyn, unde Christus vitae alimenta sumserit? aber ſchon die Frage war ſeltſam und verräth den 50ſten Grad N. Br. In einem ſolchen Land konnte der Aufruf geſche-

hen: Sorget nicht für den andern Morgen, und iſt noch bis noch Italien verſtändlich, wo ein Lazaroni, der einem Fremden zwei Kiſten für acht Soldi wegtragen ſollte, eine für vier Soldi wegtrug, und die andere ſtehen ließ, weil das Bedürfniß des heutigen Tages damit gedeckt ward, und er für eine andere Kiſte des folgenden Tages ſchon ſicher ſeyn konnte. Aus einem ſolchen Lande kamen die Juden nach Europa, und was wollen wir dazu ſagen, daß ſie der Weihe ihrer Heimath ſo getreu blieben, und mehr Charakter und Kraft haben, als wir? Wollen wir ſie verdammen? Das ſey ferne. Sie konnten aus ihrer Heimath vertrieben werden, das war Gottes Gewalt. Aber ihre Heimath und die Würde und Freiheit des Volks Gottes an einem Sägbock oder hinter einem Schubkaren verläugnen, das können ſie nicht. Sie können hungern, ſie können verſchmachten, wenn's ſeyn ſoll, aber ihr edles Blut, einſt in den Adern der Väter an einer beſſern Sonne gebraut, in knechtiſcher Arbeit verdampfen, das können Abrahams Kinder nicht, und ſind und bleiben zu dem Ausſpruch: Sorget nicht für den andern Morgen, die lebendige Exegeſe. Nicht weil der es ſagte, der es ſagte, ſondern weil ſie dort daheim ſind, wo er's ſagte. Sie ſäen nicht und ärndten nicht, ſammeln nicht in die Scheuren, und ihr himmliſcher Vater nähret ſie doch, ſelbſt in Deutſchland, was viel heißt. Sie nähen nicht und ſpinnen nicht, und er kleidet ſie doch, und ſorgt noch für das Schuzgeld. Unſere Exegeſe,

die gerne jeden Spruch, ehe ſie ihn erklärt, unter das Zenith ſchraubt, unter dem ſie ſelbſt ſteht, und nicht ſo faſt aus dem Griechiſchen ins Deutſche, als vielmehr aus dem 32ſten Grad in den 50ſten überſetzt, erklärt es ſo: Ihr ſollt nicht ängſtlich ſorgen! Und hie und da ein Kompendium der chriſtlichen Moral oder eine dergleichen Predigt bekennt ſich ſtillſchweigend zu einem Grundſatz, den ich zum erſtenmal laut und keck ausſprechen will, der ſo heißt: „Wenn du eine Pflicht nicht erfüllen kannſt, wie ſie zu verſtehen iſt, ſo verſtehe ſie, wie du ſie erfüllen kannſt," oder „wenn ein Geſetz ſich zu deutlich ausſpricht, und du zu ungeſchickt biſt, die Klarheit ſeines Sinnes zu verwirren, ſo ſtelle dir vor, der Meiſter habe es nur zu ſeinen Jüngern geſagt, (und du ſeyſt keiner, scilicet). Wenn er aber ſeinen Jüngern für Pflichten, die du nicht übſt, und für eine Treue, die du nicht kennſt, die Seligkeit ſeines Reiches verheißt, ſo ſtelle dir vor, du ſeyeſt einer, und freue dich einſtweilen darauf (ſetze ich hinzu) bis ſie kommt, ſo wird deine Freude, wie die Freude der Gerechten im Himmel ebenfalls ohne Ende ſeyn."

Zum Anhang dieſer Nummer und Eintrag in's Ganze gehört übrigens noch die Bemerkung, daß der Jude ein einziges Metier der Europäer con amore treibt, das Fleiſcherhandwerk. Weil er koſcher eſſen müſſe, meint man. Allein da ließe ſich helfen, und läßt ſich, wo er nicht ſchlachten

kann. Nein, ſondern bis ihm ſein Gott wieder einen Altar und einen Tempel baut, treibt er die freie Kunſt des Schlachtens, die ihm von dorther angeſtammt iſt, an der Fleiſchbank fort. Blut muß fließen, am Altar oder in der Metzig!

6. Endlich, und damit ich das halbe Dutzend ausfülle, ſey noch bemerkt, daß der Jude von keinem europäiſchen Laſter ſo frei iſt, als von der Trunkenheit.

Man hält's für Sparſamkeit. Aber doch naſcht er gerne etwas Gutes, wenn ers haben kann, ſey es auch theuer. Wahrſcheinlicher könnte man ſagen, der europäiſche Wein ſey ihm zu ſchlecht. Ehe er ſein heißes Blut im 1774ger Krenzacher kühlt, geht er an die Quelle, die ihm den Dienſt wohlfeil und ganz leiſtet. Aber ich will's aus dem Fundament erklären. Es iſt national. In der großen Muſterkarte jüdiſcher Laſter, die uns die Bibel aufbewahrt, nimmt Trunkenheit noch immer das kleinſte Feld ein. Saufen iſt nur in Norden endemiſch. Branntwein ſauft der Nordmenſch. Wir pokuliren Wein. Wein mit Waſſer trank der Grieche. Palmenwein genießt der Südländer, und der Araber läßt ſich's von ſeinem Propheten ganz verbieten. Hätte der unſrige es uns verboten, ſo würden es pokalluſtige Exegeten und Leſer ſo ausdeuten: Ihr ſollt nicht ängſtlich trinken.

Soll ich fortfahren? Nein, ich will deine Geduld, o Zenoides, und die Geduld und Seſſion der theologiſchen Geſellſchaft nicht auseinander ſprengen. Grüße mir den Thumringer Juden, und, wenn er noch lebt, den Scheitele in Lörrach, und den Nauſel!

X.

Standrede über das glückliche Loos des Schneiders,

gehalten bei Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oeſterlin, Schneidermeiſter.

Es iſt nichts damit geſagt, womit unſere Altfordern ſich viel zu gut thaten, daß kein geringeres Weſen, als der Urheber des Weltalls ſelbſt, der Erfinder unſerer Kunſt geweſen ſey, weil er nach dem älteſten Buch, das wir haben, den erſten Menſchen die erſten Toile verfertigt hat. Denn für's erſte waren es nur Felle, und ich verlange mit meinem Gevatter, dem Säckler, keinen Verdruß. Sprechen ihn nicht fürs zweite alle gelehrten und arbeitenden Kaſten und Zünfte mit gleichem Recht als ihren oberſten und erſten Zunftherrn an? Iſt er ja doch auch der erſte Baumeiſter und der erſte Gärtner, der erſte Phyſiker und Aſtronom, der

erſte Theologe auf alle Fälle, und zugleich der heiligſte und ehrwürdigſte, und der erſte Beichtvater des erſten Sünders. Aber um ein Wort des Ernſtes in den ſittigen Scherz zu miſchen, wenn der Schöpfer überall den menſchlichen Verſtand zum Erfinden nur weckt, wie die Gelehrten ſagen, nie ihm zuvoreilt, und ihm es überläßt, die gegebene Idee zu bearbeiten, und wenn es gelungen iſt, ſeines Werkes ſich zu freuen, wahrlich ſo muß man den Schneider loben, der den Wink verſtanden, und den erſten Rock von Ziegenfell bis zum künſtlichen Gallarock veredelt hat, indeß noch kein irdiſcher Baumeiſter einen ſchönern Weltbau aufgeſchlagen, als der erſte iſt, noch kein Aſtronom einen neuen Fixſtern angezündet, noch kein Theologe die Geheimniſſe der Gottheit erforſcht, und noch kein zweiter Beichtvater ſo tief in das Herz ſeines Beichtkindes geſchaut, und den Schmerz ſeiner Wunden ſo väterlich geheilt hat, als der erſte. Doch, wir wollten ja nicht von dem hohen Rang des Schneiders, ſondern von ſeinem glücklichen Leben reden, und ihn nicht mit dem Unvergleichbaren vergleichen, vor welchem der König nur Staub iſt, ſondern ſeinen irdiſchen Brüdern, die wie er im Schweiß ihres Angeſichts, oder auch ohne denſelben, ihr Brod eſſen, ihn gegenüber ſtellen.

Ich will ein Paar Beithaten zu dieſem glücklichen Leben, die jedoch nichts weniger als unbedeutend ſind, nur flüchtig berühren, z. B. daß der

Geweihte unſerer Kunſt mit wenig Anſtrengung ſeiner Kräfte, faſt ruhend, wie die Glücklichen des goldenen Zeitalters, mit wohlfeilen und leichten Werkzeugen ſeine Arbeit verrichten kann, keinen Beinbruch und keinen Leibſchaden zu fürchten hat, nicht davon zu reden, daß nach aller Menſchen Urtheil der weiſeſte der iſt, der mit dem geringſten Aufwand von Mitteln, wie mit Scheere und Nadel, die größten Zwecke erreichen kann, von welchen nachher. Sprecht mir nichts von den Nachtheilen der ſitzenden Lebensart. Fürs erſte ſitzt die Lebensart nicht, ſondern der Schneider. Fürs andere iſt er eben dadurch glücklich, daß er ſitzen kann, und nicht laufen muß, außer ins Kundenhaus. Ich meines Orts ziehe der ſitzenden Lebensart nur noch die liegende vor, an den Feyertagen, und für einen großen Herren die reitende. Die trinkende läßt ſich mit der ſitzenden vereinigen.

Denn welcher Zunftgenoſſe kann mehr, als wie ſeine Tage im lieben wirthlichen und geſelligen Zimmer leben, wo doch dem Menſchen allein wohl iſt? Wahrlich, wenn nach dem Ausſpruch aller Weiſen nur ein ſtilles häusliches Leben ein glückſeliges Leben heißen kann, ſo genießt es vor allen andern Zunftgenoſſen der unſrige in hohem Grade. In dem nämlichen Zimmer ißt und verdient er ſein Brod, und genießt noch lange nach der Mahlzeit die erquickenden und nährenden Dünſte derſelben mit Wohlbehagen, wie man den verklingenden Tö-

nen eines Glockenſpiels lauſcht, und des entflohenen Sommers ſich zum zweitenmal im mildern Nachſommer freut. Im Schoße ſeiner Familie lebt und genießt ſein Daſeyn der glückliche Mann, angelächelt von der freundlichen Gattin, umgaukelt von den fröhlichen Kindern, für deren Ernährung und Wohlſtand er arbeitet, und wird durch ihren beſtändigen Anblick zum unverdroſſenen Fleiß, wie einſt die alten Deutſchen in der Schlacht durch die Gegenwart ihrer Gattinnen und Kinder zur unbeſieglichen Tapferkeit angefeuert.

Doch laßt uns nicht vergeſſen, daß aller Lebensgenuß ohne ein gewiſſes Gefühl eigener Wichtigkeit nur ein ſchaler Genuß ſey; und wer hätte zu dieſem Gefühl ein näheres Recht, als unſer Zunftgenoſſe? Ihm frohnt willig die ganze Natur. Für ſeine Scheere und Nadel reift die Hanfpflanze, der Flachs und die Baumwollenſtaude; ihm liefern von Albions Ebenen und von Andaluſiens Hügeln, von Tibets Alpen, und von Amerika's Gebirgen das Schaf und die Vicugna ihre Wolle, von Jonien herüber die fromme Kameelzüge ihre Haare; ihm ſpinnt durch ganz Frankreich und Italien, und bis nach China die Seidenraupe. Für ihn arbeiten auf allen Triften und in allen Fabriken tauſend Hände des Landmanns, des Scheerers des Webers, des Färbers in Damaſkus, in Genua und Pforzheim. Mit ſinnender Miene wirft er die Ballen auseinander, zerſchneidet mit kühner Scheere in ei-

nem Nu, was Minervas Söhne mit ſorglicher Hand in Tagen verbanden, ſetzt es mit künſtlicher Nadel in neue Verbindungen zuſammen, geſtaltet das Formloſe, näht ſchöpferiſch Kinder zu Knaben, Greiſe zu Jünglingen, Weiſe zu Gecken um, verſchönert die Schönheit, verſchleiert die Häßlichkeit, macht, über alle Eindrücke des Schickſals erhaben, wie das Schickſal ſelber, Brautgewande und Todtenkleider mit der nämlichen Nadel, gibt Uniformen und Ordensſterne, iſt immer neu und unerſchöpflich, und wenn ſelbſt weiſe und gelehrte Männer, wie man ſagt, hinter dem Jahrhundert zurückbleiben, ſo ſchwebt er, fortſchreitend, wie ein Gott, auf der Höhe des Zeitalters und der neueſten Mode.

Mit ſtolzer Zufriedenheit ſieht er nun, wohin er ſich wendet, die Geſtalten, die er ſchuf, um ſich ſchweben, und mit Bewunderung und Beifall wird in den Paläſten, auf den Theatern, auf den Paradeplätzen, und in den Kirchen ſein Name, nur ſein Name genannt, — das iſt unſer Mann im Staate, und dieſe Wichtigkeit und Allmacht, und etwa der leichte Anflug einer organiſchen Blüthe der Hautgefäße, gleichſam die perennierenden Monatsröslein des menſchlichen Körpers, die bei uns am beſten gedeihen, erhalten ihn unaufhörlich in einem regen wohlthätigen Selbſtgefühl, deſſen Verluſt ſchon ſo manchen Sterblichen in das Verderben geführt hat. Die Welt erkennt ſeinen Werth, und die Mächtigen derſelben ſeine Ueberlegenheit. Wer

darf ungeſtraft die Hand an die geheiligte Perſon des Königs legen? Der Schneider. Wer darf ihn meſſen mit kühnem Blicke und Maas? Derſelbe. Darum ſitzt er auch, ſeines Werthes bewußt, nicht wie ein gemeiner Menſch, ſondern wie die mächtigen Sultane des Orients mit übereinander geſchlagenen Beinen in officio, noch größer, und in ſeinem Stande ſouverainer, als ſie. Denn alle Schneider kleiden ſich ſelber; aber wenige Sultane beherrſchen ſich ſelber.

XI.

Belehrung über das Wetterglas.

Mancher geneigte Leſer hat auch ſein Wetterglas im kleinen Stüblein hängen, nicht erſt ſeit geſtern, denn die Fliegen haben auch ſchon daran geſchaut, was der Himmel für Wetter im Sinne hat, alſo daß der Menſch nicht mehr viel daran erkennen kann. Mit einem naſſen Tüchlein von Zeit zu Zeit wäre zu helfen. Aber das ſcharfe Aug des Leſers hat's noch nicht von Nöthen. Jetzt ſchaut er's deutlich an und ſagt: „Morgen können wir noch nicht mähen auf den untern Matten.“ Jetzt klopft er ein wenig an dem Brettlein, ob ſich denn das Queckſilber gar nicht lupfen will, als wenn er es wecken müßte, wie aus einem Schlaf oder aus tiefen Gedanken, und wenn es ein wenig ob ſich geht, ſo heitert ſich in ſeinem Herzen die Hoffnung auf. Aber doch weiß er nicht recht, wie es zugeht, und fragt den Hausfreund.

Der Hausfreund hat kein Wetterglas. Wozu braucht ein Kalendermacher ein Wetterglas, der den Sonnenſchein und Regen des ganzen Jahres im Kopf trägt, und ſelber eins iſt? Die Leute, die mit ihm umgehen, haben es gut. Einmal ſagen ſie:

„Das Wetter hält nimmer lang an. Der Kalendermacher wird unleidlich.“ Ein andermal, wenn er ruhig ein Schöpplein trinkt, oder er raucht Tabak, und es werden Ringlein im Rauch, wenn's noch ſo arg regnet, ſo ſagen ſie: „das Wetter beſſert ſich, der Kalendermacher ſieht heiter aus, und raucht Ringlein.“

Gleichwohl weil der wißbegierige Leſer den Hausfreund fragt, wie es mit den Wettergläſern zugehe, will er's ſagen.

Merke:

Erſtlich: Ein braves Wetterglas hat an der Spitze des Köbleins oder Köpfleins, worin ſich das Queckſilber ſammelt, eine kleine Oeffnung.

Zweitens: Sonſt meint man, wo nichts anders iſt, dort ſey doch wenigſtens Luft. Aber oben in der langen Röhre, wo das Queckſilber aufhört, bis ganz oben, wo die Röhre auch aufhört, iſt keine Luft, ſondern Nichts, reines klares, offenbares, nie geweſenes Nichts.

Dies wird erkannt, wenn man das Wetterglas langſam in eine ſchiefe Richtung bringt, als wollte man es umlegen, ſo fährt das Queckſilber durch den leeren Raum hinauf bis an das Ende der Röhre, und man hört einen kleinen Knall. Dieß könnte nicht geſchehen, wenn noch Luft darin wäre. Sie würde ſagen: „Ich bin auch da. Ich muß auch Platz haben.“

Drittens: Die Luft, die die Erde und Alles umgibt, drückt unaufhörlich von oben gegen

die Erde hinab, ja ſie will vermöge einer inwendigen Kraft unaufhörlich nach allen Seiten ausgedehnt und ſo zu ſagen ausgeſpannt ſeyn, bis auf ein Gewiſſes.

Denn ſie iſt Gottes lebendiger Athem, der die Erde einhüllt, und Alles durchdringt und ſegnet, und hat gar viel verborgene Wunder. Alſo geht die Luft durch jede offene Thüre, ja durch jedwedes Spältlein in die Häuſer, und aus einem Gehalt in das andere, und durch die kleine Oeffnung an der Spitze des Kölbleins hinein, und drückt auf das Queckſilber, und die Luft, welche noch außen iſt, drückt immer nach, und will auch noch hinein. Ei, ſie drückt und treibt das Queckſilber in der langen Röhre gewöhnlich zwiſchen 27 und 28 Zoll weit in die Höhe, bis ſie nimmer weiter kann. Denn wenn das Queckſilber in der Röhre einmal eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo drückt es vermöge ſeiner eigenthümlichen Schwere der Luft wiederum dergeſtalt entgegen, daß beide in das Gleichgewicht, treten. Da ſtrebt gleiche Kraft gegen gleiche Kraft, und keines kann dem andern mehr etwas anhaben. Die Luft ſpricht: „Gelt du mußt droben bleiben!“ Das Queckſilber ſpricht: „Gelt du bringſt mich nimmer höher!“

Merke *viertens* die Hauptſache: Der Druck und die Spannung in der Luft bleibt nicht immer gleich, einmal ſtärker, ein andermal ſchwächer. Die Gelehrten wiſſen ſelbſt noch nicht recht, wo dieſes herrühren will, nicht einmal der Hausfreund. Wird

nun die Ausſpannung der Luft auf einmal ſtärker, ſo daß man ſagen kann, ſie gewinne neue Kraft, ſo drückt ſie auch um das ſtärker auf das Queckſilber im Kölblein alſo, daß es in der Röhre höher hinauf muß, manchmal bis über 28 Zoll hinaus. Sobald aber die Ausdehnung der Luft im geringſten nachläßt, drückt im Augenblick die Schwere des Queckſilbers in der Röhre nach gegen das Kölblein, bis ſie mit dem Druck der Luft wieder im Gleichen iſt, welcher Geſtalt alſo das Queckſilber in der Röhre ſinkt, manchmal bis unter 27 Zoll hinab. Alſo ſteigt und fällt das Queckſilber, oder wie man ſagt das Wetterglas, und ſein Steigen und Fallen iſt übereinſtimmend mit dem unaufhörlichen Wechſel in der Luft.

Solche Gnade hat Gott dem Menſchen verliehen, daß ihm in gläſernen Röhren ſichtbar werden kann, was in der unſichtbaren Luft für eine Veränderung vorgeht. Allein der geneigte Leſer iſt vorſichtig, und glaubt nicht Alles auf das Wort. Merke alſo:

Fünftens, der Beweis: Wenn die Mutter gebacken hat, und das Büblein ißt ein Stücklein lindes Brod, es beißt nicht ſchlecht hinein, und ſchmeckt ihm wohl; — klaubt es nun ein Grümmlein von dem Brod herab, und zerdrückt es mit den Fingern, daß gleichſam wieder ein Taig daraus wird, und ſtopft damit die Oeffnung an dem Kölblein zu, von dem Augenblicke an geht das Queckſilber nimmer ob ſich und nimmer unter ſich, ſon-

dern bleibt unaufhörlich ſtehen, wie es ſtand. Warum? Weil die Luft nimmer auf das Queckſilber wirken kann, bis es endlich der Vater entdeckt, und hätte die beſte Luſt, er gebe dem Bübleín eine Ohrfeige, — wer weiß, was er thut, wenn's zum Zweitenmal geſchieht.

Wenn es ihm aber mit ſeiner Vorſicht gelungen iſt, die Oeffnung wieder frei zu machen, die Luft kann wieder auf das Queckſilber drücken wie vorher, ſtärker oder ſchwächer, alsdann fängt es auch wieder an luſtig zu ſteigen und zu fallen. Alſo rühret die Veränderung in dem Stand des Queckſilbers von der Luft her, welche durch die Oeffnung des Kölbleins hineingeht, und auf das Queckſilber drückt.

Daß aber die Luft allein es ſey, welche im Stand iſt mit wunderbarer Kraft das Queckſilber 28 Zoll hoch in die Röhre hinauf zu treiben, und in dieſer Höhe ſchwebend zu erhalten, iſt der Beweis, wenn die Röhre oben an der Spitze abbricht, und die Luft jetzt dort auch hinein kommt, wo vorher keine war, fällt das Queckſilber in der Röhre auf einmal ſo tief herab, bis es demjenigen, als in dem Kölblein ſteht, gleich iſt, und hat alsdann Alles ein Ende, denn die Luft in der Röhre und die Luft in dem Kölblein drückt jetzt mit gleicher Gewalt gegen einander, und vernichtet ihre Kraft an ſich ſelber, alſo daß das Queckſilber freies Spiel bekommt, und ſeiner eigenen Natur folgen kann, die da iſt, daß es vermöge ſeiner Schwere hinunter-

ſitzt bis auf den Boden, oder auf das Unterſte des Raumes, worin es eingeſchloſſen iſt.

Merke ſechstens und endlich: Es hat eine lange Erfahrung gelehrt, wenn die Luft anfängt ſich ſtärker auszudehnen und zu drücken, daß alsdann gemeiniglich auch das Wetter heiter und ſchön wird. Wenn ſie aber nachläßt, und gleichſam matt wird, man weiß nicht warum, ſo macht ſich gewöhnlich ein Regen zu recht, oder ein Sturmwind, oder ein Gewitter. Welchermaßen nun das Steigen und Fallen des Queckſilbers einen ſtärkern oder ſchwächern Druck der Luft anzeigt, ſolchermaßen kündiget es auch zum voraus Sonnenſchein und Regen an, wenn nichts anders dazwiſchen kommt. Bisweilen falliren alle Zeichen und Hoffnungen, wie dem Leſer wohl bekannt iſt.

Denn der liebe Gott hat auch noch allerlei andere kleine Hausmittel um den Wechſel der Witterung zu hindern oder zu fördern, welche er bis jetzt noch Niemand verrathen hat. Die Wettergelehrten ärgern ſich ſchon lange darüber.

Solche Bewandtniß hat es mit der Einrichtung und den Eigenſchaften des Wetterglaſes. Ein Andermal will der Hausfreund vortragen, was bei der Beobachtung deſſelben zu beobachten iſt. Merke einſtweilen noch: Wenn man dem Ding einen gelehrten Namen geben will, was zwar nicht nöthig iſt, ſo muß man nicht ſagen oder ſchreiben: Perometer, ſondern Barometer.

XII.

Mancherlei Regen.

Der beſte Regen, meint der Adjunkt, ſey doch immer der, mit welchem der Himmel unſere Felder und Weinberge tränkt, und den Segen fruchtbarer Zeiten ſendet. Aber was ſagen wir dazu, fragt der Adjunkt, wenn Schwefel oder Blut regnet, wenn Frösche, Steine oder gar Soldaten-Hüte regnen?

Schwefelregen.

Nach den Gewittern im Frühjahr, wenn ſie mit ſtarken Regengüſſen verbunden waren, ſieht man oft am Rande der Lachen, die vom ſtehenden Regenwaſſer entſtanden ſind, ein gelbes Pulver, das wie kleingeriebener Schwefel ausſieht. Nun meinen ohnehin noch viele Leute, daß die Gewitter

von ſchwefelichten Dünſten entſtehen, die ſich in den Wolken erzeugen, und bilden ſich alsdann ein, es ſey mit dem Regen ſolcher Schwefel vom Gewitter herabgefallen, und denken daran, daß ja auch ſchon einmal Feuer und Schwefel vom Himmel regnete auf Sodom und Gomorra. Allein fürs erſte wohnen wir Gottlob nicht in Sodom und Gomorra. Für das andere kann manchmal etwas ſo oder ſo ausſehen, und es iſt doch etwas Anders, wie man ſchon oft mit Schaden erfahren hat. Und ſo iſt auch das gelbe Pulver auf den Regenpfützen kein Schwefel; auch wenn es ſich am Feuer entzündet, nicht, ſondern Blüthenſtaub von den Bäumen.

In den Tulpen ſtehen inwendig im Ring herum ſechs kleine Säulen, auf deren Spitzen ein ſchwarzer Staub ſitzt. Wer daran riecht, bekommt daher eine ſchwarze Naſe. Auf den Lilien iſt er ſchön gelb, und wer an einer weißen Lilie riecht, bekommt davon eine gelbe Naſe. Das iſt Blüthenſtaub. Er findet ſich in allen Blumen und in allen Blüthen, denn er iſt unentbehrlich und nothwendig, wenn aus der Blüthe Frucht und Samen entſtehen ſoll. Wenn es nun im Frühjahr, wo die Bäume blühen, ſtarke Regengüſſe gibt, ſo ſchwemmt der Regen dieſen Staub von den Blüthen ab, und dies iſt auch eine Haupturſache, warum kein gutes Obſtjahr zu erwarten iſt, wenn es viel in die Blüthen geregnet hat. Wo nun viel ſolcher blühenden Bäume beiſammen ſtehen, da ſchwemmt auch der

Regen viel ſolchen Blüthenſtaub herab. Dieſer ſammelt ſich alsdann wieder auf der Erde, und bleibt liegen, wenn das Waſſer verdünſtet, und das iſt der vermeintliche Schwefelregen. Im Sommer und Spätjahr, wo doch die Gewitter meiſtens häufig ſind, wird Niemand mehr etwas von Schwefelregen ſehen, weil dann das Blühen ein Ende hat. Da regnen Aepfel, Nüſſe, Eicheln ꝛc. von den ſchweren Aeſten der Bäume herab, aber kein eingebildeter Schwefel mehr.

Blutregen.

Im Frühjahr und im Sommer kann es wohl geſchehen, daß man hie und da viele rothe Tropfen, wie Regentropfen, noch naß oder vertrocknet auf dem Laub oder auf Gegenſtänden von hellerer Farbe wahrnimmt, die auf der Erde liegen, z. B. auf Tuch, das zum Bleichen in Grasgärten ausgebreitet wird. Und weil man nicht begreifen kann, woher das kommen mag, und weil man lieber etwas Unglaubliches, als etwas Natürliches glaubt, ſo ſagt man's kurz, und ſagt, es habe Blut geregnet, und das bedeute Krieg.

Allein, wie nicht Alles Schwefel iſt, was gelb ausſieht, ſo iſt auch nicht Alles Blut, was eine rothe Farbe hat. Diesmal geht die Sache ſo zu. Aus einem kleinen Ei, das den Winter über irgendwo an einer Hecke oder an einem Baumzweig

klobte, brütet im Frühjahr die Sonnenwärme ein kleines lebendiges Räuplein aus. Nach wenig Wochen, wenn ſich die Raupe groß und rund gefreſſen hat, kriecht ſie irgendwo in die Höhe, wenn ſie nicht ſchon oben iſt, hängt ſich mit dem Hintertheil des Körpers feſt, mit dem Kopfe abwärts, ſtreift die Raupenhülle ab, und verwandelt ſich in eine eckige Geſtalt, die man Puppe nennt, ohne Kopf, ohne Füße und Flügel. Man ſieht dem Ding nicht an, was es ſeyn und werden ſoll. Aber wieder nach kurzer Zeit ſpaltet ſich die Haut, und es kommt etwas mit kleinen zuſammengeſchrumpften Flügeln und einem dicken unförmlichen Hinterleib hervor, dem man wohl anſieht, daß es gern ein Schmetterling oder Sommervogel werden möchte. Nach wenigen Stunden, wo es ſtille ſitzen bleibt, ſind die ſchönen farbigen Flügel gewachſen und ausgebreitet. Aus dem Hinterleib gehen ſechs bis acht rothe Tropfen ab, die auf die Erde herabfallen, alsdann iſt der Sommervogel gemacht, und flattert leicht und fröhlich in der Luft herum, und von Blume zu Blume. Das kann der liebe Gott, aus einer häßlichen und verachteten Raupe einen ſchönen und fröhlichen Sommervogel machen. Wo nun ganze Hecken oder Bäume im Frühjahr mit Geſpinnſt überzogen ſind, in welchem viele tauſend ſolcher Eier verborgen ſeyn können, da brütet auch die Sonnenwärme alle auf einmal aus. Alle, die davon kommen, können daher auch, wenn ſie reichliche Nahrung haben, zu gleicher Zeit ihre Voll-

kommenheit erreichen, zu gleicher Zeit ſich in Puppen verwandeln, und zu gleicher Zeit als Schmetterlinge wieder aus der Puppe zurückkehren. Wo nun viele dergleichen nahe beiſammen ſind, da geben ſie auch viele Tropfen von ſich, ehe ſie davon fliegen. Hundert in einem Garten können ſchon 6—800 Tropfen geben, und das iſt alsdann der eingebildete Blutregen.

Froſchregen.

Man ſpricht auch von einem Froſchregen. Aber das wird doch Niemand geſehen haben, daß es Fröſche aus der Luft herabregnet. Die Sache verhält ſich ganz kurz ſo. Im Sommer bei anhaltend trockener Hitze zieht ſich eine Art von Landfröſchen in benachbarte Wälder und Buſchwerke zurück, weil ſie dort einen kühlern und feuchtern Aufenthalt haben, und verhalten ſich ganz ſtille und verborgen, ſo daß ſie Niemand bemerkt. Wenn nun ein ſanfter Regen fällt, ſo kommen ſie in zahlreicher Menge wieder hervor, und erquicken ſich in dem naſſen kühlen Gras. Wer alsdann in einer ſolchen Gegend iſt, und auf einmal ſo viele Fröſchlein ſieht, wo doch vorher kein einziges zu ſehen war, der kann ſich nicht vorſtellen, wo auf einmal ſo viele Fröſche herkommen; und da bilden ſich einfältige Leute ein, es habe Fröſche geregnet. Denn aus lieber Trägheit läßt man eher die unvernünftigen Dinge gelten, als man ſich die Mühe giebt, über die vernünfti-

gen Urſachen deſſen nachzudenken oder zu fragen, was man nicht begreifen kann.

Steinregen.

Aber mit dem Steinregen verhält es ſich anders. Das iſt keine Einbildung. Denn man hat darüber viele alte glaubwürdige Nachrichten und neue Beweiſe, daß bald einzelne ſchwere Steine, bald viele mit einander von ungleicher Größe, mir nichts, dir nichts, aus der Luft herabgefallen ſind. Die älteſte Nachricht, welche man von ſolchen Ereigniſſen hat, reicht bis in das Jahr 462. vor Chriſti Geburt. Da fiel in Thracien, oder in der jetzigen türkiſchen Provinz Rumili, ein großer Stein aus den Lüften herab, und ſeit jener Zeit bis jetzt, alſo in 2267 Jahren, hat es, ſo viel man weiß, 38mal Steine geregnet. Z. B. im Jahr 1492 am 4ten November fiel bei Enſisheim ein Stein, der 260 Pfund ſchwer war. Im Jahr 1672 bei Verona in Italien zwei Steine von 200 und 300 Pf. Nun kann man denken, von alten Zeiten ſey gut etwas erzählen. Wen kann man fragen, obs wahr ſey? Aber auch ganz neue Erfahrungen geben dieſen alten Nachrichten Glauben. Denn im Jahr 1789 und am 24ten Juli 1790 fielen in Frankreich, und am 16ten Juni 1794 in Italien viele Steine vom Himmel, d. h. hoch aus der Luft herab. Und den 26ten April 1803 kam bei dem Ort l'Aigle im Orne-Departement in Frankreich ein

Steinregen von 2000 bis 3000 Steinen auf einmal mit großem Getöſe aus der Luft.

Sonntags den 22ten Mai 1808 ſind in Mähren Steine vom Himmel gefallen. Der Kaiſer von Oeſterreich ließ durch einen ſachkundigen Mann Unterſuchung darüber anſtellen. Dies iſt der Erfund:

Es war ein heiterer Morgen, bis um halb ſechs Uhr ein Nebel in die Luft einrückte. Die Filialleute von Stannern waren auf dem Weg in die Kirche und dachten an nichts. Plötzlich hörten ſie drei ſtarke Knälle, daß die Erde unter ihren Füßen zitterte, und der Nebel wurde auf einmal ſo dicht, daß man nur 12 Schritte weit zu ſehen vermochte. Mehrere ſchwächere Schläge folgten nach, und lauteten wie ein anhaltendes Flintenfeuer in der Ferne, oder wie das Wirbeln großer Trommeln. Das Rollen und das Pfeifen, das zwiſchen drein in der Luft gehört wurde, brachte daher einige Leute auf den Gedanken, jetzt komme die Garniſon von Teliſch mit türkiſcher Muſik. An das Kanoniren dachten ſie nicht. Aber während als ſie vor Verwunderung und Schrecken einander anſahen, fieng in einem Umkreis von 3 Stunden ein Regen an, gegen welchen kein Mantel oder Malterſack über die Achſeln ſchützt. Eine Menge von Steinen von der Größe einer welſchen Nuß bis zu der Größe eines Kindskopfs, und von der Schwere eines halben Lothes bis zu 6 Pfund, fielen unter beſtändigem

Kollen und Pfeifen aus der Luft, einige ſenkrecht, andere wie in einen Schwung. Viele Leute ſahen zu, und die Steine, welche ſogleich nach dem Fallen aufgehoben wurden, waren warm. Die erſten ſchlugen nach ihrer Schwere tief in die Erde. Einer davon wurde 2 Fuß tief herausgegraben. Die ſpätern ließen es beim nächſten bewenden, und fielen nur auf die Erde. Ihrer Beſchaffenheit nach ſind ſie inwendig ſandartig und grau, und von auſſen mit einer ſchwarzen glänzenden Rinde überzogen. Die Zahl derſelben kann Niemand angeben. Viele mögen in das Fruchtfeld gefallen ſeyn, und noch in der Erde verborgen liegen. Diejenigen, welche gefunden und geſammelt worden, betragen an Gewicht 2½ Zentner. Alles dauerte 6 bis 8 Minuten, und nach einigen Stunden verzog ſich auch der Nebel, ſo, daß gegen Mittag Alles wieder hell und ruhig war, als wenn nichts vorgegangen wäre. Dies iſt die Begebenheit. Was es aber mit ſolchen Steinen, die vom Himmel fallen, für eine Bewandtniß habe, daraus machen die Gelehrten ein Geheimniß, und wenn man ſie fragt, ſo ſagen ſie, ſie wiſſen es nicht.

Hutregen.

Am Unbegreiflichſten iſt es, daß es einmal Soldatenhüte ſoll geregnet haben. Ein Bürger aus einem kleinen Landſtädtchen irgendwo in Sachſen ſoll eines Nachmittags nicht weit von einem Berg

auf ſeinem Felde gearbeitet haben. Auf einmal ward der Himmel ſtürmiſch; er hörte entferntes Donnern; die Luft verfinſterte ſich; eine große ſchwarze Wolke breitete ſich am Himmel aus, und ehe der gute Mann es ſich verſah, fielen Hüte über Hüte rechts und links und um und an aus der Luft herab. Das ganze Feld ward ſchwarz, und der Eigenthümer deſſelben hatte unter vielen hunderten die Wahl. Voll Staunen lief er heim, erzählte was geſchehen war, brachte, zum Beweis davon, ſo viel Hüte mit, als er in den Händen tragen konnte, und der Hutmacher des Orts mag keine große Freude daran gehabt haben. Nach einigen Tagen erfuhr man aber, daß hinter dem Berg in der Ebene ein Regiment Soldaten exerzirt hatte. Zu gleicher Zeit kam ein heftiger Wirbelwind oder eine ſogenannte Windsbraut, riß den meiſten die Hüte von den Köpfen, wirbelte ſie in die Höhe über den Berg hinüber, und ließ ſie auf der andern Seite wieder fallen. So erzählt man. Ganz unmöglich wäre wohl die Sache nicht. Indeſſen gehört doch eine ſtarke Windsbraut und folglich auch ein ſtarker Glaube dazu.

XIII.

Nützliche Lehren.

1.

Die Menschen nehmen oft ein kleines Ungemach viel schwerer auf, und tragen es ungeduldiger, als ein großes Unglück, und der ist noch nicht am schlimmsten daran, der viel zu klagen hat, und alle Tage etwas anders. Erfahrung und Uebung im Unglück lehrt schweigen. Aber wenn ihr einen Menschen wißt, der nicht klagt, und doch nicht fröhlich seyn kann, ihr fragt ihn, was ihm fehle, und er sagts euch kurz und gut, oder gar nicht, dem sucht ein gutes Zutrauen abzugewinnen, wenn ihr es werth seyd, und rathet und helft ihm, wenn ihr könnt.

2.

Ist denn der Mensch deswegen so schlimm und so schlecht, weil die bösen Neigungen zuerst in seinem Herzen erwachen, und das Gute nur durch Erziehung und Unterricht bei ihm anschlägt? Euer be-

ſter Ackerboden trägt doch auch nur Gras und Unkraut aus eigener Kraft, und euer Lebenlang keine Waitzenerndte; und ein dürres Sandfeld, das nicht einmal aus eigener Kraft Unkraut treibt, wird auch euern Fleiß und eure Hoffnung nie mit einer Fruchtgarbe erfreuen. Aber wenn ihr den guten Boden anſäet zu rechter Zeit, ſein wartet und pfleget, wie ſichs gebühret, ſo ſteigt im Morgenthau und Abendregen eine fröhliche Saat empor, und die Raden und Kornroſen und mancherlei taubes Gras möchten gern, aber es kann nicht mehr empor kommen. Die geſunde Aehre ſchwankt in der Luft, und füllt ſich mit koſtbaren Körnern. So iſt es mit dem Menſchen und mit ſeinem Herzen auch. Was lernen wir daraus? Man muß nicht unzeitig klagen und hadern und die Hoffnung aufgeben, ehe ſie erfüllt werden kann. Man muß den Fleiß, die Mühe und Geduld, die man an eine handvoll Fruchthalmen gerne verwendet, an den eigenen Kindern ſich nicht verdrüßen laſſen. Man muß dem Unkraut zuvorkommen, und guten Saamen, ſchöne Tugenden in das weiche zarte Herz hineinpflanzen, und Gott vertrauen, ſo wirds beſſer werden.

3.

Man vergißt im menſchlichen Leben nichts ſo leicht, als das Multiplicieren, wenn man es noch ſo gut in der Schule gelernt hat und kann. Und doch lernt man in der Schule für das Leben, und

die Weisheit beſteht nicht im Wiſſen, ſondern in der rechten Anwendung und Ausübung davon.

Es kann Jemand einen Tag in den andern nur einen Groſchen unnöthigerweiſe ausgeben. Mancher, wer den Groſchen übrig hat, thut es, und meint, es ſey nicht viel. Aber in einem Jahre ſind es 365 Groſchen, und in dreißig Jahren 10950 Groſchen. Facit 547 fl. 30 kr. weggeworfenes Geld, und das iſt doch viel.

Ein Anderer kann einen Tag in den andern zwei Stunden unnütz und im Müſſigkang zubringen, und meint jedesmal, für heute laſſe es ſich verantworten. Das multiplicirt ſich in einem Jahr zu 730 Stunden, und in dreißig Jahren zu 21900 Stunden. Facit 912 verlorene Tage des kurzen Lebens. Das iſt noch mehr als 547 fl. wers bedenkt — Die Erde hat 5400 deutſche Meilen, oder 10800 Stunden im Umkreis. Das iſt ein weiter Weg. Aber wenn man in gerader Linie fortgehen könnte, und es wollte jemand jeden Tag nur eine Stunde davon zurücklegen, ſo könnte er im dreißigſten Jahr wieder daheim ſeyn. Daraus iſt zu lernen, wie weit ein Menſch in ſeinem Leben es nach und nach bringen kann, wenn er zu einem nützlichen Geſchäft jeden Tag nur eine Stunde anwenden will, und wie viel weiter noch, wenn er alle Tage dazu benutzt, beſſer und vollkommener zu werden, und ſein eigenes Wohl und das Wohl der Seinigen zu

befördern. Aber wer nie anfängt, der hört nie auf, und wem Wenig auf einmal nicht genug iſt, der erfährt nie, wie man nach und nach zu Vielem kommt.

4.

Zum Erwerben eines Glücks gehört Fleiß und Geduld, und zu Erhaltung deſſelben gehört Mäßigung und Vorſicht. Langſam und Schritt für Schritt ſteigt man eine Treppe hinauf. Aber in einem Augenblick fällt man hinab, und bringt Wunden und Schmerzen genug mit auf die Erde.

5.

„Ein Narr fragt viel, worauf kein Weiſer antwortet.“ Das muß zweimal wahr ſeyn. Für's erſte kann gar wohl der einfältigſte Menſch eine Frage thun, worauf auch der weiſeſte keinen Beſcheid zu geben weiß. Denn Fragen iſt leichter als Antworten, wie Fordern oft leichter iſt, als Geben, Rufen leichter, als Kommen. Für's andere könnte manchmal der Weiſe wohl eine Antwort geben, aber er will nicht, weil die Frage einfältig iſt, oder wortwitzig, oder weil ſie zur Unzeit kommt. Gar oft erkennt man ohne Mühe den einfältigen Menſchen am Fragen und den verſtändigen am Schweigen. „Keine Antwort iſt auch eine Antwort.“ Von dem Doktor Luther verlangte einſt Jemand zu wiſſen, was wohl Gott vor Erſchaffung der Welt die lange, lange Ewigkeit hin-

durch gethan habe. Dem erwiederte der fromme und witzige Mann: „in einem Birkenwald ſey der liebe Gott geſeſſen, und habe zur Beſtrafung für ſolche Leute, die unnütze Fragen thun, Ruthen geſchnitten.“

6.

„Rom iſt nicht in Einem Tage erbaut worden.“ Damit entſchuldigen ſich viele fahrläſſige und träge Menſchen, welche ihr Geſchäft nicht treiben und vollenden möge, und ſchon müde ſind, ehe ſie recht anfangen. Mit dem Rom iſt es aber eigentlich ſo zugegangen. Es haben viele fleißige Hände viele Tage lang vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend unverdroſſen daran gearbeitet, und nicht abgelaſſen, bis es fertig war und der Hahn auf dem Kirchthurm ſtand. So iſt Rom entſtanden. Was du zu thun haſt, mach's auch ſo!

7.

„Friſch gewagt, iſt halb gewonnen.“ Daraus folgt: „Friſch gewagt, iſt auch halb verloren.“ Das kann nicht fehlen. Deswegen ſagt man auch: „Wagen gewinnt, Wagen verliert.“ Was muß alſo den Ausſchlag geben? Prüfung, ob man die Kräfte habe zu dem, was man wagen will, Ueberlegung, wie es anzufangen ſey, Benutzung der günſtigen Zeit und Umſtände,

und hintennach, wenn man ſein muthiges A. geſagt hat, ein beſonnenes B., und ſein beſcheidenes C. Aber ſo viel muß wahr bleiben: Wenn etwas Gewagtes ſoll unternommen werden, und kann nicht anders ſeyn, ſo iſt ein friſcher Muth zur Sache der Meiſter, und der muß dich durchreißen. Aber wenn du immer willſt, und fängſt nie an, oder du haſt ſchon angefangen, und es reut dich wieder, und willſt, wie man ſagt, auf dem trockenen Lande ertrinken, guter Freund, dann iſt „ſchlecht gewagt ganz verloren."

8.

„Es iſt nicht Alles Gold, was glänzt." Mancher, der nicht an dieſes Sprüchwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergeſſen: „Manches glänzt nicht und iſt doch Gold," und wer das nicht glaubt, und nicht daran denkt, der iſt noch ſchlimmer daran. In einem wohlbeſtellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe iſt viel Gold verborgen, und eine fleißige Hand weiß es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu und ein gutes Gewiſſen glänzt auch nicht, und iſt noch mehr als Goldes werth. Oft iſt gerade da am wenigſten Gold, wo der Glanz und die Prahlerei am größten iſt. Wer viel Lärm macht, hat wenig Muth. Wer viel von ſeinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Seſter) Dukaten daheim. Als

er ſie zeigen ſollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines rundes Schächtelein zum Vorſchein, das man mit der Hand decken konnte. Doch half er ſich mit einer guten Ausrede. Das Dukaten-Maß, ſagte er, ſey kleiner als das Frucht-Maß.

9.

Es ſagt ein altes Sprichwort: Selber eſſen macht fett. Ich will noch ein Paar dazu ſetzen: Selber Achtung geben macht verſtändig. Und ſelber arbeiten macht reich. Wer nicht mit eignen Augen ſieht, ſondern ſich auf andere verläßt, und wer nicht ſelber Hand anlegt, wo es nöthig iſt, ſondern andere thun läßt, was er ſelber thun ſoll, der bringts nicht weit, und mit dem Fettwerden hat es bald ein Ende.

10.

Ein anderes Sprichwort heißt ſo: Wenn man den Teufel an die Wand malt, ſo kommt er. Das ſagt Mancher, und verſtehts nicht. Den böſen Geiſt kann man eigentlich nicht an die Wand malen, ſonſt wäre es kein Geiſt. Auch kann er nicht kommen. Denn er iſt mit Ketten der Finſterniß in die Hölle gebunden. Was will denn das Sprichwort ſagen? Wenn man viel an das Böſe denkt, und ſich daſſelbe in Gedanken vorſtellt, oder

lang davon ſpricht, ſo kommt zuletzt die Begierde zu dem Böſen in das Herz, und man thuts. Soll der böſe Feind nicht kommen, ſo mal' ihn nicht an die Wand! Willſt du das Böſe nicht thun, ſo denke nicht daran wo du gehſt und ſtehſt, und ſprich nicht davon, als wenn es etwas Angenehmes und Luſtiges wäre.

11.

Einmal iſt Keinmal. Dieß iſt das erlogenſte und ſchlimmſte unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein ſchlechter Rechnungsmeiſter oder ein boshafter. Einmal iſt wenigſtens Einmal, und daran läßt ſich nichts abmarkten. Wer Einmal geſtohlen hat, der kann ſein Lebenlang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen ſagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gut vergriffen, und wenn der Dieb erhaſcht und gehenkt wird, alsdann iſt Einmal nicht Keinmal. Aber das iſt noch nicht Alles, ſondern man kann meiſtens mit Wahrheit ſagen: Einmal iſt Zehnmal und Hundert- und Tauſendmal. Denn wer das Böſe Einmal angefangen hat, der ſetzt es gemeiniglich auch fort. Wer A geſagt hat, der ſagt auch gern B, und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug ſo lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

12.

Nun kommen zwei Sprichwörter und die ſind beide wahr, wenn ſie ſchon einander widerſprechen. Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Luſt und keinen Muth etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenſtern hineinregnete. Er ſagte immer: Wo nichts iſt, kommt nichts hin. Und ſo war es auch. Er blieb ſein Lebenlang der arme Bruder Wonichtsiſt, weil es ihm nie der Mühe werth war, mit einem kleinen Erſparniß den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu ſagen: Was nicht iſt, das kann werden. Er hielt das Wenige, was ihm von der Verlaſſenſchaft der Eltern zu Theil worden war, zu Rath, und vermehrte es nach und nach durch eigenes Erſparniß, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich gieng es hart und langſam. Aber ſein Sprichwort: Was nicht iſt kann werden, gab ihm immer Muth und Hoffnung. Mit der Zeit gieng es beſſer. Er wurde durch unverdroſſenen Fleiß und Gottes Segen noch ein reicher Mann, und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsiſt, der ſelber nichts zu beiſſen und zu nagen hat.

13.

Verſtändige, ja gelehrte Landwirthe machen oft neue Verſuche zur Verbeſſerung ihres Ackerbau's

oder der Viehzucht. Mancher ſieht etwas Neues in andern Ländern und bringts heim. Manchen lehrt der Zufall einen Vortheil, der ihm hernach großen Gewinn bringt. Meint er's gut mit ſeinen Mitbürgern, ſo theilt er ihnen ſeine Entdeckung mit, und ermuntert ſie, ſeinem Beiſpiel zu folgen. Die meiſten ſagen alsdann: Wir wollen bei der Weiſe unſerer Väter bleiben, und wie ſie's getrieben haben, ſo treiben wirs auch. Das iſt ſehr verſtändig geſprochen, geneigter Leſer! Nur muß man's nicht bei den Worten bewenden laſſen, ſondern auch ſeinen guten Vorſatz erfüllen. Denn der Ackerbau und jede Vorſicht und Beobachtung dabei iſt gewiß nicht auf einmal ſo erfunden worden, wie er jetzt iſt, ſondern eben unſere Väter und Voreltern haben lange und vielerlei verſucht, und guten Rath nicht verachtet. Manches iſt mißlungen, Manches iſt wohlgerathen und beſſer worden, und ſo können wir auch noch in Zukunft weiter kommen, und unſern Ackerbau und Wohlſtand verbeſſern, wenn wir nur Wort halten, und dem Beiſpiel unſerer lernbegierigen und fleißigen Vorfahren folgen.

14

Ende gut, Alles gut. Iſt nicht ſo zu verſtehen: Wenn du ein Jahr lang in einem Hauſe zu bleiben haſt, ſo führe dich 364 Tage lang bengelhaft auf, und am 31ten December werde manier-

lich. Sondern es giebt Leute, die manierlich seyn können bis ans Ende, und wenns nimmer lang währt, so werden sie ungezogen, trotzig, sagen: ich bin froh, daß es nimmer lang währt, und die andern denkens auch. Für diese ist das Sprichwort.

Item, es gibt Dinge, ob sie gut oder bös sind, kann erst das Ende lehren. Z. B. du bist krank, möchtest gern essen, was dir der Arzt verbietet, gern auf die Gasse gießen, was du trinken mußt, aber du wirst gesund — oder du bist in der Lehre, und meinst manchmal, der Lehrherr sey wunderlich, aber du wirst durch seine Wunderlichkeit ein geschickter Weißgerber oder Orgelmacher: — oder du bist im Zuchthaus, der Zuchtmeister könnte dir wohl die Suppe fetter machen, aber du wirst durch Wasser und Brod nicht nur gesättigt, sondern auch gebessert. Dann lehrt das gute Ende: daß Alles gut war.

13.

Gott grüßt Manchen, der ihm nicht dankt. Z. B. wenn dich früh die Sonne zu einem neuen kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: Guten Morgen. Wenn sich Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schließet: gute Nacht. Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: wohl bekomms. Wenn du eine Gefahr noch zu rechter Zeit entdeckst, so sagt er: Nimm dich in Acht, junges Kind, oder

altes Kind, und kehre lieber wieder um. Wenn du am ſchönen Maitag im Blüthenduft und Lerchengeſang ſpazieren gehſt, und es iſt dir wohl, ſagt er: Sey willkommen in meinem Schloßgarten. Oder du denkſt an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen, und naß in den Augen, und denkſt, ich will doch anders werden, als ich bin, ſo ſagt er: Merkſt du, wer bei dir iſt? Oder du gehſt an einem offenen Grab vorbei, und es ſchauert dich, ſo denkt er juſt nicht daran, daß du lutheriſch oder reformirt biſt, und ſagt: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! Alſo grüßt Gott Manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt.

16.

Man muß mit den Wölfen heulen. Das heißt: wenn man zu unvernünftigen Leuten kommt, muß man auch unvernünftig thun, wie ſie. Merke: Nein! Sondern erſtlich, du ſollſt dich nicht unter die Wölfe miſchen, ſondern ihnen aus dem Weg gehn. Zweitens, wenn du ihnen nicht entweichen kannſt, ſo ſollſt du ſagen: ich bin ein Menſch und kein Wolf. Ich kann nicht ſo ſchön heulen, wie ihr. Drittens: Wenn du meinſt, es ſey nimmer anderſt von ihnen loszukommen, ſo will der Hausfreund erlauben, ein- oder zweimal mit zu bellen, aber du ſollſt nicht mit ihnen beißen, und andrer Leute Schafe freſſen. Sonſt kommt zuletzt der Jäger, und du wirſt mit ihnen geſchoſſen.

17.

Alles geht leichter, wenn man einen Gehülfen hat. Aber eine Heimlichkeit verſchweigen kann man beſſer allein, als ſelbander.

18.

Der Menſch iſt an drei Proben zu erkennen. Erſtlich: Erzürne ihn. Zweitens: berauſche ihn. Drittens: theile mit ihm ein Erbe. Wenn er in der letzten Probe nicht mankirt, ſo iſt er probat

19.

Worin beſteht der Unterſchied zwiſchen einem ehrlichen Mann und einem unehrlichen? Antwort: der ehrliche Mann findet nichts eher, als bis es der Eigenthümer verloren hat. Im andern Fall verliert es der Eigenthümer erſt, wenn es der Unehrliche findet. Item der ehrliche giebt es dem Eigenthümer zurück, wenn er kann. Der unehrliche findet noch mehr dazu, wenn er kann.

XIV.

Geiz und Verſchwendung.

Der Geizige rafft Geld und Gut zwecklos zuſammen; der Verſchwender bringt es zwecklos durch.

Der Geizige hat keinen, der Verſchwender hat einen unnützen Genuß von dem Seinigen.

Der Geizige kann auf die goldene Mittelſtraße zurückkehren, ſobald er will; dem Verſchwender wird es immer ſchwerer, je weiter er ſich davon entfernt.

Der Geizige kann, aber er will es ſelten; der Verſchwender möchte oft, aber er kann nicht mehr.

Der eine macht ſich Feinde; der andere erwirbt Freunde, die ſchlimmer ſind als ein Feind.

Jenen peinigt der Wunſch, immer weiter zu kommen; dieſen die Reue, daß er ſchon ſo weit gekommen iſt.

Geiz iſt die Wurzel alles Uebels; Verſchwendung iſt ein Baum voll bitterer Früchte.

Den Geizigen verzehrt die Sorge; den Verſchwender die Ausſchweifung. Jenen lohnt am Ende die Furcht; dieſen der Kummer.

Nicht ſelten wird der jugendliche Verſchwender noch ein geiziger Greis.

Sehr oft kommt das Vermögen geiziger Sammler an verſchwenderiſche und im eigentlichen Sinne lachende Erben.

XV.

Das Glück, die Braut der Jugend.

Glück, die Braut der Jugend. Es iſt Erfahrung, Das Glück will der Jugend beſſer als dem Alter. Mit der ganzen Doſis jugendlichen Leichtſinnes unter tauſend unüberlegten gewagten Schritten fährt der Jüngling beſſer als der Mann mit allem geſetzten Ernſt und kalter Bedächtlichkeit. Je älter wir werden, deſto weniger und ſeltener vereinigen ſich die Umſtände und Zufälle zu unſerem Vortheil. Woher?

Alle leicht in die Augen fallenden Gründe abgerechnet, daher, daß ſich der Spielraum um ihn her, in welchem die Umſtände und Zufälle für ihn wirken könnten, immer mehr verengen muß, je mehr er die Vortheile, die ſie ihm entgegen tragen, benutzt. Dem ausgebildeten Jüngling, den alle Fülle der Kraft an Geiſt und Körper belebt, winkt und ruft und lacht Alles entgegen, die ganze Welt ſteht ihm

noch offen. Es tönt die Trommete des Kriegs, es rauscht der Wimpel des Kauffschiffes; sein Vaterland und das Ausland bedarf Aerzte, Lehrer, Rechtsvertheidiger, spekulirende, thätige, wagende Köpfe. Es wäre Wunder, wenn von allen Feldern und Laufbahnen, in denen er sich zu warten Kraft und zu üben Geschick hat, nicht eine an der Heerstraße seines Lebens offen stände, daß er nur den Seitensprung thun, und sich in ihr tummeln und vorwärts trabben dürfte. Aber hat er den Sprung einmal gethan, hat die Trommete des Krieges ihn in die Heldenbahn geleckt, — er nennt es selbst Glück, daß sich hier eine so gute glänzende Gelegenheit für ihn anbot, die schönsten hoffnungsvollsten Aussichten, in dem dunkelhellen Wirrwarr, so lichtvoll für ihn aufheitern; aber hat er den Schritt gethan, ist Soldat, und will seine Laufbahn verfolgen, wie erstaunend hat sich auf einmal die Welt für ihn verengt, er kann nun als Krieger glücklich werden. Doch eine Zeitlang noch ist auch diese Laufbahn weit genug und in mancherlei Seitenwege aus einander gespreitet. Die Macht, bei der er seinen erst n Dienst ergriff, hat Ruhe und Frieden. Eine andere rüstet sich zum Krieg. Hui rafft er sich auf, und wechselt den Dienst. Lieutenant da oder dort, 2 Jahre Anciennetät vorwärts oder zurück, eine glückliche Expedition hält ihn für Alles schadlos und zieht ihn vor. Aber starkes Avancement, ausgezeichnete Gnadenbezeugung seines Chefs oder Monarchen, Attachement, ehliche Verbindung — lauter,

lauter Glück, feſſelt ihn immer enger nicht nur an dieſen Stand, ſondern auch an dieſen Dienſt, dieſes Land; nach wenigen Jahren entſchlummert der Löwe oder Adler in tiefen Frieden. Ein neuer Regent hat den militäriſchen Geiſt nicht mit ſein Vater, das ehemals wackere, muthige Heer bekommt einen Anſtrich von Philiſterei. Aber das Lieblingskind des Glückes iſt nun Hauptmann an der Schwelle des höhern Avancements, iſt Vater und Gatte, iſt angeſeſſen. Was zu thun? Um ihn her donnert Mars in Süd und Oſten, aber er iſt Hauptmann und Unterthan des friedlichen Königes von Z. Es wehen tauſend Wimpel und Flaggen, aber er iſt Soldat und zu Lande. Es blühen Töchter, fähig durch Reiz, Familienverbindung und Reichthum glücklich zu machen. Keine verſchmähte ſeine Hand, — aber er iſt ſchon, was er erſt werden müßte, Gatte. Es öffnet ſich Gelegenheit zu der glücklichſten Spekulation, die faſt nicht fehlſchlagen kann, die auch ein Soldat, wenn er nur Geld hat, und wagen kann, ſeiner Ehre und ſeinem Dienſt unbeſchadet benutzen darf; er iſt reich, aber ſein Vermögen liegt in einem angekauften oder erheiratheten Rittergute. Da ſteht er — Hauptmann in —ſchen Dienſten, und von allen durch einander greifenden, auf einander folgenden, aus einander folgenden Wechſeln der Dinge und Zufälle kann nur einer noch für ihn günſtig werden, daß Major L... ſterbe und ihm ſeinen Platz zurücklaſſe.

XVI.

Gutachten über die Frage, wie dem Gebrauche anstößiger Volkslieder am sichersten vorzubeugen seyn möchte.

Nach vielen und vielfachen Bemühungen, womit deutsche Volksfreunde die zum Theil anstößigen, zum Theil wenigstens geschmacklosen Volkslieder durch bessere zu ersetzen und zu verdrängen, bis jetzt fruchtlos versucht haben, scheint mir nach meiner besten Einsicht und Erfahrung nur noch ein Versuch übrig zu seyn, von dem vielleicht etwas zu erwarten wäre.

Es verrathet ein achtungswerthes Zutrauen zu dem Sittlichkeits- und Anständigkeitsgefühl der menschlichen Natur, wenn man annimt, daß selbst in den untersten und verwahrlostesten Klassen des Volks anstößige und sittenwidrige Lieder blos aus

Mangel an Bekanntſchaft mit beſſern geſungen, und durch Bekanntmachung von ſolchen verdrängt werden können.

Einige Zweifel dagegen will ich jedoch nicht unterdrücken.

Nicht Mangel an Bekanntſchaft mit beſſern Liedern ſcheint die Urſache zu ſeyn, daß ſittenwidrige Lieder geſungen werden.

Ich will nicht davon reden, daß ſchon die Mildheimiſche und vielleicht ähnliche Sammlungen auf verſchiedenen Wegen in die Hände des Volks gebracht ſind. Der gewöhnlichſte Weg, auf welchem die Lieder für die roheſten Volksklaſſen in ihr Publikum übergehen, ſind die bekannten Liedertiſche auf den Jahrmärkten, wo reiche Sammlungen ſolcher Produkte gewöhnlich vier zuſammen auf einem halben Bogen Löſchpapier dem gut gekleideten Käufer für drei, dem lumpigen für einen Kreuzer mit Einſchluß des Honorariums für den Unterricht in der Melodie losgeſchlagen werden. Es ſind aber bei weitem die meiſten dieſer Quartetten von Zotenhaftigkeit ganz rein, und in den übrigen zeichnet ſich doch gewöhnlich nur eins unter vieren durch ſchmutzig-pöbelhaften, und noch ſeltener durch eigentlich unzüchtigen Inhalt aus. Von den andern ſind manche vielleicht in hohem Grade ſinn- und geſchmacklos, aber in ſittlicher Hinſicht ſind ſie rein, und es liegt in dem Verhältniß derſelben zu den Unreinen zum

Theil eine feine Spekulation der Verleger. Denn der züchtige Käufer nimmt zu den drei reinen das vierte mit, und für den unzüchtigen macht das eine die drei andern verkäuflich. Theils beweiſt daſſelbe Verhältniß, das von Alters her das nämliche iſt, daß die Nachfrage nach züchtigen Liedern doch immer noch die größere iſt, und die unzüchtigen noch immer blos als Sporco mit jenen abgeſetzt werden können.

Aber bei weitem nicht alle dieſe Lieder ſind neben der ſittlichen Unſchädlichkeit zugleich von äſthetiſchem Unwerth. Viele volksmäßige Lieder unſerer guten ältern und neuen Dichter, ich nenne Hölty, den Verfaſſer des Siegwart, Heinrich Stilling, Asmus, Bürger, Schubart finden ſich ſchon alle auf den nämlichen Tiſchen, in dem nämlichen Format, im nämlichen Preis, bald vier zuſammengedruckt, bald einzeln unter andern ebenſo wie jene ſchmutzigen verſteckt; ohne Zweifel ſchon frühere Verſuche edler Volksfreunde, durch beſſere Lieder die ſchlechten, und den Geſchmack daran in dieſem Publikum zu ertödten, und es rührt daher der lächerliche Mißgriff, durch welchen einige dieſer Gedichte z. B. Schubarts Kaplied, und Pfeffels Lied von des Graf Walters Pfeifenkopf ſich wieder in des Knaben Wunderhorn verlieren, und die Heimweiſung der Gaſſe und des ſiebenzehnten Jahrhunderts erhalten konnten.

Wenn es aber kein ſicheres Mittel gibt, etwas zur Verbreitung unter das Volk zu bringen, als dieſe Anthologieen, wenn dieſe Elzevire alle Jahrmärkte beſuchen, und von allen Marktgängern beſucht werden, ſo kann ſchwerlich der Geſang unanſtändiger Lieder aus dem Mangel an Bekanntſchaft mit den anſtändigen hergeleitet, und durch fernere Vermehrung des bereits unbenutzten Vorraths an dieſen verdrängt werden, und es ſteht keiner andern Vermuthung, als der ſchlimmſten, aber darum nicht befremdenden oder hoch bedenklichen der Weg offen, daß jene Lieder von denen, die ſie ſingen, aus den übrigen nach Geſchmack geſucht und gefunden werden.

Schon diejenigen Stände, welche ſich für berechtigt halten, die gebildeten zu heißen, ſinken ja in ihren Individuen von der höchſten Stufe, die den Menſchen an den Engel reiht, an zwei Linien der äſthetiſchen und moraliſchen bis zu einer Gemeinheit herab, in welcher man mitten zwiſchen den Quellen der feinſten und edelſten Unterhaltung an der fadeſten und ſchlüpfrigſten Romanen-Lectüre ſich erlaben, mit den zweideutigſten und unzweideutigſten Scherzen ſich Abende lang unterhalten, und ebenfalls, nur nicht auf der Gaſſe, Lieder ſingen kann, die auch nicht im Geſangbuch ſtehen, und man müßte entweder glauben, daß in den Tiefen der gemeinſten Volksſtände keine ſolchen Heſen lägen, oder man müßte dieſen Rohen und Verſunke-

nen zutrauen können, daß ſie allein zur Veredlung ihres Geſchmackes etwas Anderes ſingen könnten, als was ihr Geſchmack zur Befriedigung fordert, wenn dieſe Erſcheinung eben ſo das Befremden, als das Bedauern des Menſchenfreundes rege machen könnte.

*

Der einzig richtige Weg, dieſem Uebel von innen heraus abzuhelfen, wenn er ſich nur nicht in das Land der frommen Wünſche verlöre, wäre daher, den Charakter und Geſchmack des Volks durch Erziehung, Belehrung, und was am wirkſamſten ſeyn würde, und am wenigſten geſchieht, durch Behandlung zu erheben und zu veredeln, und unterdeſſen geſchehen zu laſſen, was man doch nicht hindern kann, daß Jeder, ſo lange er die Wahl hat, einſtweilen zu ſeinem Geſang wähle, was einſtweilen ſeinem Geſchmack zuſchlägt.

Das einzige äußere Palliativmittel aber iſt meines Erachtens, dieſe Wahl zu beſchränken, was keineswegs durch eine abermalige Vermehrung der guten und unſchädlichen Lieder, ſondern durch allmählige Verminderung, und wenn es möglich wäre, Vertilgung der ſchlechten zu bewirken iſt. Wenn ich indeß nicht eine zu gute Meinung von dem badiſchen Landvolk habe, was doch in Vergleichung mit vielen andern wirklich gut iſt, und die ſchönen Früchte einer wohlthätigen Staatserziehung nicht verläugnet, und wenn meine zufälli-

gen Beobachtungen an ihm nicht zu flüchtig und mangelhaft ſind, ſo ſcheint es mir, daß bei demſelben die Vorliebe für zottenhafte Lieder nicht einmal endemiſch ſey. In der Regel werden ſie eher von fremden Handwerksgenoſſen und Geſinde geſungen und eingebracht, und finden alsdann freilich Gemüther da und dort, welche für die Anſteckung dieſer Krankheitsmaterie, wogegen es keine Vaccinationslieder giebt, große Empfänglichkeit haben.

Ehe ich aber meine Vorſchläge zu einer Veranſtaltung darlege, nach welcher meines Erachtens am beſten jene unſchädlichen und guten Lieder in Umlauf geſetzt, und dieſe ungeſitteten entfernt werden könnten, ſey es mir vergönnt, dieſen Gegenſtand noch von einer andern Seite darzuſtellen und daran zu zeigen, wie ſchwer es ſey, nicht nur an der unzüchtigen, ſondern auch an der geſchmackloſen Lieder Statt, beſſere zur guten Aufnahme bei dem Volk und zur Lebendigkeit des Geſanges zu bringen.

Das Volk ſingt nicht leicht außer den Stunden des Frohſinnes. Der Frohſinn aber ſingt nicht gern etwas Fremdes in ſich hinein, ſondern etwas Eigenes oder Angeeignetes aus ſich heraus, und ſo ſehr die Liedertiſche auf dem Markt beſucht werden, ſo werden doch die neueſten Produkte dieſes Buchhandels von den Käufern meiſtens nur geleſen, höchſtens auf kurze Zeit geſungen, oder in Geſang verſucht. Je tiefer wir aber zu der reinſten Volks-

maſſe herab gehen, für die doch eigentlich das Heiz zu ſuchen iſt, deſto mehr treten uns folgende Erſcheinungen entgegen.

1) Die roheſten Menſchen kommen, um dem Frohſinn Luft zu machen, mit der geringſten Anzahl von Liedern aus. Andere Geſänge hört die Dreiſam, andere der Neckar, aber manche Kameradſchaft ſingt vielleicht nicht mehr als ſechs bis acht, manches Thal nicht mehr als zehn bis zwanzig Lieder. Sie verlangen nicht mehr, denn ſie bedürfen nicht mehr. Was am erſten Sonntag nach Trinitatis gut war, iſt's am zweiten wieder.

2) Es findet hier nicht viel neueſter Geſchmack und Wechſel der Liebhaberei ſtatt. Einige Ephemeren zu jeder Zeit abgerechnet, bleiben die wenigen Lieder, die einmal gäng und gäbe geworden, auch meiſtens die nämlichen, während der ganzen geſangzuſtigen Periode des Lebens, und reichen oft für mehrere Generationen zu. Das Lied „Kaiſer Joſeph willſt du noch" ꝛc. iſt noch nicht vergeſſen, obgleich Kaiſer Joſeph ſchon lang nicht mehr will.

3) Dieſe Kinder Melpomenens bedürfen für ihre Lieder keinen Sinn. Sie wollen bei dem Geſang nichts denken und nichts fühlen, nur einen Text haben für die Töne.

So ſingt der Bewohner der Rheinebenen die Alpenlieder der Schweiz, der Handwerksgenoſſe Jägerlieder, z. B. „Schönſtes Hirſchlein über die Maßen, —. der Deutſche das polniſche Vaterlandslied, als ob einige Stellen deſſelben, wie das Unterpfand einer Weiſſagung nicht vor dem Jahre 1812 hätten untergehen dürfen. Der Inhalt des viel geſungenen Liedes: „Ein Lämmlein trank von friſchem" ꝛc. iſt nichts Anderes als des Phädrus Fabel: Ad rivum eundem etc, und hat außer dem Schluß:

„Die Armen gelten wenig,
„Die Frommen leiden Noth,
„Den Weinberg nahm der Könia,
„Den Naboth ſchlug man todt."

nichts Volksmäßiges, wenn es nicht die Fabel als ſolche ſchon an ſich iſt.

Ohne Zweifel wird die Wahl außer dem Zufall durch die Melodie entſchieden. Auf alle Fälle irrt wer glaubt, daß das Volk aus mehreren Liedern die ſinnigſten und paſſendſten wähle. Wenn es indeſſen wählt, ſo liebt es einen wunderlichen Sylbenſchlag, z. B. Vivla, Vivla, Vivla la, mehr den Witz als die Gemüthlichkeit, und einen Ton der zu verrathen ſcheint, daß auch die beſten dieſer Lieder von ſolchen Zunft- und Wirthshausfähigen Genies ſelber verfertigt ſeyen, und der ſich in der Nachbildung ſchwer treffen läßt. Göthe hat zwei

Lieder: „Dort oben auf jenem Berge.“ Aber das ältere Urlied gleichen Anfangs, kann doch ſelbſt für einen gebildeten Leſer, der ein Ohr für Volkston hat, das werthere bleiben. Ja es ſcheint mir, daß die beſſeſten dieſer Lieder nicht einmal aus den Flugblättern in die Gegend, wo ſie geſungen werden, übergegangen, ſondern daſelbſt entſtanden, oder mündlich eingebracht, und erſt ſpäter in die Flugblätter aufgenommen worden ſeyen. Des Knaben Wunderhorn hat unter den erſten fünfzig Liedern ſchon ſechszehn, denen die Sammler keine andere Hinweiſung geben konnten, als: Mündlich.

Scheint die Richtigkeit dieſer bisherigen Angaben zweifelhaft, ſo darf ich nur an Erſcheinungen erinnern, die jeder Beobachtung nahe liegen. Der Schnurrant ſingt und ſpielt in jeder Kneippe Jahr aus Jahr ein die nämlichen Lieder.

Der akademiſche Student, wenn noch ſo roh, doch hoch gebildet gegen den Mühlarzt und Trainſoldaten, mit den Schätzen der neueſten ſchönen Literatur bekannt, hat und ſingt, wenn es gilt, nur wenige, meiſt rohe Burſchenlieder, die der Vater daheim auch noch auswendig weiß. Er lieſt mit Entzücken Schillers ſchönſte Geſänge, und ſingt mit Entzücken:

„Luſtig ſind wir lieben Brüder,
Lila lieben Brüder;“ u.

hat ſogar unſtudentiſche ſogar gemein ſoldatiſche Lieder. Z. B.

„Der Kaiſer hat brave Soldaten
„Wenn ſie bezahlet ſeyn," ꝛc.

in ſeinem Canon aufgenommen, und ſie haben ſich darin erhalten.

Selbſt im gebildeten Zirkel, ich rede nicht von muſikaliſchen Abendſtunden, nicht von den Geſängen ex officio bei Vaterlandsfeſten, aber wo beim Becherklang die Geſangsluſt ungerufen laut wird, kann man auch Jahre lang die nämlichen wenigen Lieder hören, z. B.

„Süße heilige Natur."

Selbſt die heilige Andacht, die einfältige und tiefe, die ſich nicht in das leere Herz hinein pumpen, ſondern aus dem vollen heraus will, ſingt wenige Lieder und gerne die nämlichen, nicht immer die ſchönſten, aber die liebſten, und die Lieder des alten Geſangbuchs ſind glücklicher und geſchwinder aus den Kirchen und Schulen als aus den Häuſern und Herzen verbannt worden.

So begegnet der Menſch überall dem Menſchen. Aber alles Einſeitige und Beſchränkte, alles Gewohnheitsmäßige und die unvertilgbare Vorliebe für Alles, dem dunkle Gefühle ſich eingemiſcht oder angehängt haben, multiplizirt ſich um mathematiſch zu ſprechen von der höchſten Stufe, auf welcher

der Menſch noch Menſch iſt, bis zur tiefſten hinab in die Quadrate der Entfernungen.

Dieſe Bemerkungen enthalten einen Hauptgrund, warum alle Verſuche, das Volk an reinere und ſinnigere Lieder zu gewöhnen bisher geſcheitert ſind, und die Bürgſchaft, daß der nächſte neue, wenn er auf dem nämlichen Weg geſchieht, wieder ſcheitern wird. Bürgers ſchönſte Volkslieder und Schubarts getroffenſte, dem Volk auf hundert Wegen zugeſpielt, giengen im Geſang nie auf, oder bald wieder unter, während die alten im Geſchmack und Ton folgender Muſterverſe:

„Zu Amſterdam in Holland
Schöne Farben ſind uns allda bekannt
Grün und blau,
Schwarz und grau,
Wie auch die ſchöne Carmoſine.

Zu Moskau in Rußland,
Schöne Ledern ſind uns allda bekannt,
Juchten, Korduan.
Zucker Marzipan
Ißt man allda zu Frühſtücke.

oder:

Schöns Gretel komm herab
Hab dir ein Weck im Sack
Den Weck will ich dir geben
Das Weinglas iſt mein Leben

Schöns Gretel an der Hand
Das iſt mein Unterpfand.

im lebendigen Strom aus dem 18ten in das 19te Jahrhundert übergegangen ſind, und in allen Schenken und auf allen Gaſſen fort geſungen werden.

Demnach wäre mein Vorſchlag nach allem bisher Vorgetragenem

dem Volke nichts mehr indirecte aufzudringen, noch directe anzubieten, wofür es keinen Geſchmack und keine Empfänglichkeit hat, und wogegen ſeine verſchmähende Wahl ſchon lange ſtandhaft und einſtimmig entſchieden iſt, — dagegegen aber ſeinem eigenen Geſchmack nachzugeben, denſelben durch eine Reviſion des vorhandenen Vorrathes vor Verirrungen zu bewahren, und ihm die Wahl des ſittenwidrigen und ſchlechteſten zu erſchweren.

Ich ſtelle daher höherer Ermeſſung anheim, ob folgende Vorſchläge dazu ausführbar und zweckbefördernd möchten erfunden werden:

1) Daß die Lieder einer neuern Sammlung nicht in neuen noch unbenutzten Quellen aufgeſucht, ſondern größtentheils aus jenen ſchon vorhandenen alten, ſo ſehr accreditirten Volksliedern mit Weglaſſung aller eckelhaften und pöbelhaften und gar zu albernen zuſammengetragen werde.

2) Daß eine ſolche neu zu veranſtaltende Sammlung vereinzelt in der beliebten Form „Vier neue weltliche Lieder ꝛc. gedruckt in dieſem Jahr" gefertigt, und zum Verkauf vereinzelt der Wahl des Käufers überlaſſen werde.

3) Daß zu lieb den ſinnigern Gemüthern, die auch für etwas Beſſeres Empfänglichkeit haben, je zuweilen unter drei gemeine ein oder zwei edlere Lieder ebeſo eingeſchwärzt werden, wie es bisher mit den unanſtändigern geſchah.

4) Daß ſobald die Sammlung zum Verkauf fertig iſt, alle bisherigen Flugblätter dieſer Art für die inländiſchen Märkte verboten und kaſſirt werden, und nur dieſe neue Sammlung und Auflage die Zulaſſigkeit auf die Märkte und zur ſchnellern Erkennung irgend eine auszeichnende Vignette erhalte, und wenn ausländiſche Krämer ſich nicht dazu verſtehen würden, nur Inländer mit dem Recht dieſes Verkaufs belehnt würden.

Dies iſt nach meiner Einſicht und dem Reſultate meiner Erfahrungen, wenn noch etwas verſucht werden kann und ſoll, das einzige Mittel zum Zweck, und ich könnte eine Einwendung dagegen, „daß die ausgeſtoßenen Lieder gleichwohl noch von Gränzbewohnern auf ausländiſchen Märkten gekauft, oder von ausländiſchem Geſinde eingebracht, auch

wohl im Lande ſelbſt verkauft werden können," ganz mit Stillſchweigen übergehen, da dieſe nämlichen Schleichwege auch unter jeder andern und anders eingerichteten Sammlung offen bleiben, und nichts beweiſen, als was ſchon zu viel iſt, daß das Uebel, ſo lange es rohe und unſittliche Gemüther gibt, die dieſe Waare für ihren Geſchmack bedürfen, und mit Geld oder Beifall bezahlen, nicht wird zu heben ſeyn; und ich will die vierte und ſchlimmſte Eluſion auch nicht verſchweigen, daß das Volk, wenn auch alle bisher üblichen ſchanddaren Lieder ſeinen Händen und Lippen auf einmal durch ein Wunder entzogen werden könnten, Leute genug in ſeiner eigenen Mitte hat, die ihm wieder ſo viel neue machen könnten, als es bedarf. Gleichwohl könnte vielleicht auch dieſem Unheil noch ein Verſuch mit Hoffnung entgegen geſetzt werden, wenn, was zwar ohne Zweifel auch ſchon geſchehen iſt, den Ortsvorgeſetzten, Kirchenälteſten und Wirthshausviſitatoren in den Umfang ihrer Pflicht gegeben würde, auf den Inhalt der Lieder, welche öffentlich geſungen werden, aufmerkſam zu ſeyn, und ſodann die Betretenen vor die Cenſur gezogen, und zwar nicht mit einer Buße am Körper oder Geld, wohl aber von dem Pfarrer und erſten Vorgeſetzten nach Befinden mit väterlicher Ermahnung oder durchgreifender Caſtigation in Worten angeſehen würden, was doch wenigſtens bei der heranwachſenden Jugend nicht ohne Eindruck bleiben dürfte.

XVII.

Verſchiedene Rechnungsexempel.

Erſtes Rechnungs-Exempel.

Man ſollte nicht glauben, daß ein Menſch, der auf leichtfertigen Wegen ſein Glück ſucht, mit lauter Gewinnen immer verlieren, und zuletzt um Habe und Vermögen dabei kommen kann. Aber die Sache hat Grund. Man erzählt, daß ein Menſch, der ſich lieber im Müßiggang durch ſchlechte Mittel, als durch Fleiß und Arbeit ernähren wollte, einen Bund mit dem böſen Geiſt gemacht habe. Der Mann wohnte an einem Waſſer, und der Böſe verſprach ihm, alles baare Geld, das er im Hauſe habe, zu verdoppeln, wenn er damit über die Brücke gehe, und verlange nichts dafür, als daß er ein 24 Kreuzerſtück davon ins Waſſer werfe, wenn er wieder über die Brücke zurückgehe, und das dürfe er wiederholen, ſeinetwegen ſo oft er wolle. Der Einfältige ſchlägt mit Freuden ein, ſucht alles baare Geld im Hauſe zuſammen, macht die erſte Probe, und diesmal ſcheint der ſchwarze Feind ehrlich zu

ſeyn, denn er hält Wort, und der andere natürlicherweiſe auch.

Wie oft und lang mag nun der Glückliche ſeinen Gang über die Brücke hin und her wiederholen? So lange es gut thut, ſo lange er etwas hinüber zu tragen hat, dreimal in Allem. Denn als er zum Drittenmal mit ſeiner verdoppelten Baarſchaft zurückkehrte, und das Drittemal den ausbedungenen Brückenzoll ins Waſſer warf, ſo hatte der böſe Feind ſein Geld alles rein und baar bis auf den letzten rothen Heller, und der arme Betrogene ging leer nach Haus, und hatte nichts mehr in den Strom zu geben, wenn er über die Brücke gieng, als Thränen um ſeine letzte verlorne Baarſchaft. — Wer rechnen kann, wird's bald heraus haben, wie viel der Betrogene zum erſtenmal Geld über den Strom zu tragen hatte, und daß Alles natürlich zugieng. Und Mancher, den die Erfahrung auch ſchon klug gemacht hat, wird denken: Accurat ſo gehts! die Auflöſung wird bald nachfolgen.

Auflöſung des erſten Rechnungs-Exempels und ein zweites.

Wie groß mag denn nun wohl die Baarſchaft des betrogenen Mannes anfänglich geweſen ſeyn, den wir vorhin dreimal über die Brücke gehen

ließen? Jedesmal verdoppelte ſich ſein Geld, jedesmal mußte er auf dem Heimweg dem böſen Feind ein 24 Kreuzerſtück zum Opfer bringen. — Antwort: 21 Kreuzer war ſeine Baarſchaft, mit welcher er anfieng. Denn als ſie ſich das erſtemal verdoppelte, hatte er 42 kr. und 24 davon, bleiben 18 kr. Das zweitemal 36 kr. und 24 kr. davon, bleiben 12 kr. Das drittemal 24 kr., und gerade ſo viel mußte er noch haben, um dem liſtigen Feind zum letztenmal Wort zu halten. Das war leicht zu errathen; aber folgende Aufgabe wird etwas mehr Nachdenken erforden.

Um die Oſterzeit, wo jede Mutter ihren Kindern gerne mit ein paar gefärbten Eiern eine Freude macht, verkauft eine Händlerin an ihre Nachbarsfrau die Hälfte von allen Eiern, die ſie hatte, und noch ein halbes Ei dazu. Aber wohlverſtanden! es darf keins zerbrochen oder getheilt werden. Es kommt die zweite, dieſe kauft vom Reſt wieder die Hälfte, und ein halbes dazu. So die dritte und die vierte, jedesmal vom Reſt die Hälfte, und ein halbes mehr. Am Ende hatte die Händlerin noch ein einziges Ei übrig. Jetzt iſt die Frage: wie groß war ihr Vorrath von Anfang? —

Auflöſung des zweiten Rechnungsexempels.

Das Räthſel von den Eiern wird ſchon lange errathen ſeyn. Man muß nämlich auf eine Zahl

denken, die ſelber ungerade iſt, und nach dem Abzug der gekauften Eier allemal eine ungerade Zahl zum Reſt zurück läßt. Und das iſt hier die Zahl Ein und Dreißig. Denn die Hälfte davon iſt fünfzehn und ein halbes, und noch ein halbes Ei dazu ſind ſechszehn. So viel Eier kauft die erſte Nachbarin, und folglich bleiben fünfzehn im Reſt. Die Hälfte davon ſind ſieben und ein halbes und noch ein halbes dazu ſind acht. So viel kauft die zweite, und ſo bleiben noch ſieben. Von dieſen wieder die Hälfte und ein halbes dazu ſind vier, und es bleiben drei, und die Hälfte von drei mit einem halben mehr iſt zwei, und ſo bleiben alle Eier ganz, und die Händlerin behält Eins im Reſt.

Drittes Rechnungs-Exempel.

Zwei Schäfer begegnen ſich mit Schafen auf der Straße. Hans ſagt zu Fritz: „Gib mir eins von deinen Schafen! Alsdann hab ich noch einmal ſo viel als du;“ Fritz ſagt zu Hans: „Nein gib du mir eins von deinen! Alsdann hab ich eben ſo viel als du.“

Nun iſt zu errathen, wie viel ein Jeder hatte.

Dieſe Aufgabe iſt klein und leicht. Folgende iſt auch nicht ſchwer aber artig. Nur muß man

richtig rechnen, und nicht irre werden, was leicht möglich iſt.

Viertes Rechnungs-Exempel.

Ein Mann hatte ſieben Kinder zu einem Vermögen von 4900 fl. Da giengen ihn die jüngern Kinder öfters an, eine Verordnung darüber zu machen, damit ſie in der Theilung nach ſeinem Abſterben mehr bekommen ſollten, als die ältern. Das kam dem guten Vater hart an, weil er eines von ſeinen Kindern liebte wie das andere, und weil er glaubte, Gott werde den jüngern, wenn ſie fleißig und gut geſinnet ſeyen, nach ſeinem Tode helfen, wie er den ältern bei ſeinen Lebzeiten geholfen habe. Weil ſie ihm aber keine Ruhe ließen, und die ältern Brüder es auch zufrieden waren, ſo machte er folgende Verordnung:

Der älteſte Sohn ſoll von dem ganzen Vermögen 100 fl. zum Voraus haben, und von dem übrigen den achten Theil.

Der zweite ſoll alsdann 200 fl. wegnehmen, und von dem übrigen wieder den achten Theil.

Der dritte ſoll 300 fl. vor dem nachfolgenden voraus empfangen, und auch wieder den achten Theil vom Reſt.

Und ſo ſoll jeder folgende 100 fl. mehr als der

erſte und dann von dem übrigen den Achtel erhalten, und der Letzte bekommt, was übrig bleibt, wie überall.

Damit waren die Kinder zufrieden. Nach dem Tode des Vaters wurde ſein letzter Wille vollzogen, und es iſt nun auszurechnen, wie viel ein Jeder bekommen habe.

Auflöſung des dritten und vierten Rechnungs-Exempels.

Ich werde wohl zu ſpät kommen, und alle, welche ſich um das erſte Rechnungsexempel bekümmerten, werdens heraus haben, daß Hans 7 Schafe hatte. Fritz aber hatte 5. Wenn nun der letztere dem erſten Eins von ſeinen gab, ſo hatte Fritz noch 4, Hans aber hatte 8; folglich noch einmal ſo viel. Gibt aber der erſte dem letzten Eins, ſo behält Hans noch 6 und Fritz bekommt 6. Und alſo lautet die Aufgabe.

So ein Schaaf hin und her zu geben, wenn man ſelber nur 5 oder 7 Stücke hat, iſt nun freilich keine Kleinigkeit. Sonſt aber und wo es angeht, iſt es immer beſſer, gute Freunde halten's mit einander ſo, daß die Theile gleich werden, als daß einer viel hat und der andere wenig. Denn Mehrhaben macht leicht übermüthig und gewaltthätig, und Wenighaben macht mißgünſtig; und wo einmal Uebermuth und Mißgunſt ſich einniſten,

da hat es mit der guten Freundſchaft bald ein Ende. Das muß der verſtändige Vater wohl überlegt haben, der im zweiten Exempel ſein Vermögen unter ſeine 7 Kinder vertheilte. Denn wer es ausgerechnet und keinen Fehler dabei begangen hat, der wird bald gefunden haben, daß jedes Kind 700 Gulden bekommen habe, keinen Kreuzer mehr und keinen minder.

Wenn alle Eltern ſo vernünftig wären, und ihren Kindern, die gleiche Liebe verdienen, gleiche Liebe bewieſen, wie viel Unfrieden und Unheil könnte dadurch verhütet werden, und wie manches Stündlein könnten die Herren Advokaten doch auch ein wenig ſpazieren gehen und friſche Luft ſchöpfen!

Fünftes Rechnungs-Exempel.

Zwei Schäfer auf dem Felde wollten mit einander ihr Abendeſſen verzehren, der eine hatte fünf kleine Ziegenkäſe, der andere drei. Kommt zu ihnen ein dritter Mann von der Straße herüber. „Laßt mich mithalten für Geld und gute Worte!“ Alſo aßen ſie ſelb dritt fünf und drei, ſind acht Käslein, jeder gleich viel. Hierauf dankt ihnen der dritte Mann, und ſchenkt ihnen acht Dublonen.

Der eine wollte nach der Anzahl ſeiner Käſe fünf davon behalten, und dem andern geben drei.

Der andere ſagte: „So? der Herr hat uns das Geld mit einander geſchenkt, alſo gehörem jedem vier. Was deine fünf Stücke mehr werth ſind, will ich dir heraus bezahlen.“ Da ſie nicht einig werden konnten, brachten ſie den Handel vor den Richter. Der geneigte Leſer ſinnt nach: welchem von Beiden hat der Richter recht gegeben? Antwort: Keinem von Beiden, ſondern er ſagt: „demnach und wie ihr mir Beide die Sache vorgetragen habt, gehören dem erſten ſieben Dublonen und dem andern eine, und das von Rechtswegen. Punktum.“

Man meint nicht, daß der Urthelsſpruch richtig ſey, aber es kann ſich nicht fehlen. Denn wenn man jedes Käslein in drei gleiche Theile zerſchneidet, ſo viel als Perſonen waren, ſo gaben dem erſten ſeine 5 Käslein 15 Stücke, dem andern ſeine 3 gaben 9 Stücke, zuſammen 24; davon bekam alſo ein jeder 8. Folglich bekam der dritte Mann von den 15 Stücken des erſten ſieben. Denn acht von fünfzehn bleibt ſieben. Von den 9 Stücken des andern aber bekam er nur noch eins. Sieben und eins thut acht. Alſo gehörte auch dem erſten ſieben Dublonen von Rechtswegen, und dem andern nur eine.

Der geneigte Leſer wird erſucht, hieraus abzunehmen, erſtlich, wie man manchmal meinen kann, ein Richterſpruch ſey unrecht, weil man

ſelber nicht weiß, was recht iſt, zweitens wie mißlich es ſey einen Prozeß anzufangen, ſo man auch glaubt, das augenſcheinlichſte Recht in den Händen zu haben.

Sechstes Rechnungs-Exempel.

Der Hausfreund will den Herrn Proviſern der rheinländiſchen Hausfreundſchaft noch ein Rechnungsexempel aufzulöſen geben. Item — (ein gutes rheinländiſches Rechnungsexempel muß immer mit Item anfangen, und mit Facit ſchließen.) Item der Nachtwächter in Segringen gieng aus und rief die Stunde. Als er an den Adler kam, that der Adlerwirth aus dem Bett an das Fenſter. „Nachtwächter ihr ſchreit und verführet einen Lärmen, daß das halbe Dorf aus dem Schlaf auffährt, und doch verſteht man euch nicht. Auf der Stelle ruft mir die Stunde noch einmal und deutlich!“ Der Nachtwächter dachte: „Soll ich jedem Narren die Stunde beſonders rufen? Ich ſetze voraus, daß die Leute ſchlafen. Wer heißt euch wachen?“ Wißt ihr was? Ich will euch zwei Stunden auf einmal rufen, ſagte er zum Adlerwirth, damit wir nicht ſo viel Mühe mit einander haben:

Hört, Adlerwirth, und laſſet euch ſagen:
Die Glocke hat — ſie hat geſchlagen.

Wenn ihr die Zahl zur Hälfte brecht,
Den Drittel und den Viertel recht
Dazu addirt, habt ihr Gewinn.
Es ſteckt das Ganz und ſo viel drin
Als laut mein unverdroßner Mund
Verkünden wird zur nächſten Stund.

Nämlich das was die Glocke geſchlagen hatte, und was demnach der Wächter ausrief, iſt eine Zahl die folgende Eigenſchaften hat: Wenn man die Hälfte der Zahl, und den dritten Theil und den vierten Theil der Zahl zuſammen addirt, ſo kommt mehr heraus, als die Zahl ſelber ausweist. Wenn man aber die Zahl ſelbſt, die man zwar noch nicht weiß, von der addirten Summe abzieht, ſo bleibt gerade ſo viel übrig, als der Wächter in der Ordnung rufen muß, wenn er zur nächſten Stunde wieder kommt. Dieſe Zahl wäre nach der Regula Falsi heraus zu rechnen.

Derjenige geneigte rheinländiſche Leſer der innerhalb acht Tagen nach Empfang des Kalenders das Facit zuerſt liefern wird, deſſen Bildniß ſolle zur Ehrenauszeichnung bei der nächſten Krönungsfeier oder Feuersbrunſt unter den Zuſchauern im Kalender abgebildet werden.

XVIII.

Guter Rath.

Was ich jetzt ſagen will, wird Manchem, der es lieſt, geringfügig und vielleicht lächerlich ſcheinen; aber es iſt nicht lächerlich; und Mancher, der es lieſt, wird meinen, ich habe ihn leibhaftig geſehen, und es wäre wohl möglich. Doch weiß ich's nicht, und will Niemand beſonders meinen. Es gibt Gegenden hin und wieder, wo die Männer und Jünglinge im Ganzen recht geſund und ſtark ausſehen, wie es bei guter Arbeit und einfacher Nahrung möglich und zu erwarten iſt. Sie haben eine geſunde Geſichtsfarbe, eine ſtarke Bruſt, breite Schultern, guten Wuchs, kurz, der ganze Körperbau iſt wohlproportionirt und tadellos, bis unter die Knie. Da kommts auf einmal ſo dünn und ſo ſchwach bis zu den Füßen hinab, und man meint, die ar-

men Beine müſſen zuſammen brechen unter der ſchweren Laſt, die ſie zu tragen haben. Das wißt ihr wohl: Manchem, der ſich vor dem Spiegel einbildet, ein hübſcher Knabe zu ſeyn, geht es wie dem Pfau, wenn er auf ſeine Füße ſchaut, und deswegen zieht ihr den ſtarken ledernen Riemen, mit welchen ihr die Strümpfe unter dem Knie zu binden pflegt, immer feſter an, und ſetzt ihn in eine Schnalle ein, wo er nie nachgeben kann, damit das Fleiſch ein wenig anſchwellen, ſich herausheben und etwas gleichſehen ſoll, und eben daher kommts.

Denn der ganze menſchliche Körper und alle ſeine Glieder erhalten ihre Nahrung von dem Blut. Deswegen lauft das Blut unaufhörlich von dem Herzen weg, zuerſt in groſſen Adern, die ſich nachher immermehr in unzählig viele kleine Aederlein vertheilen und vervielfältigen, durch alle Theile des Körpers bis in die äuſſerſten Glieder hinaus, und kehrt alsdann durch andere Aederlein, die wieder zuſammen gehen, folglich gröſſer und an der Zahl weniger werden, zu dem Herzen zurück, und das geht unaufhörlich ſo fort, ſo lange der Menſch lebt, und auf dieſem Wege gibt das Blut dem Fleiſch, den Knochen und allen Theilen des Körpers ihre Nahrung, ihre Kraft und Ausfüllung, und wird ſelber wieder auf eine andere Art durch tägliche Speiſe und Trank erhalten und erſetzt. Es geht da faſt ſo zu, wie bei einer wohleingerichteten Waſſer-

leitung. Da wird das Waſſer aus dem größeren Strom in kleinere Kanäle fortgeleitet. Aus dieſen vertheilt es ſich immermehr in kleinere Bäche und Bächlein, dann in Raufen, und endlich findet es jeden Grashalm auf einer Wieſe, Klee- und Habermark, Liebfrauen-Mantelein, und was darauf wächst, und gibt ihm ſeine Erquickung. Aber wo wenig Waſſer hinkemmt, da bleiben auch die Pflanzen klein und ſchlecht, und was kann daver ſeyn? So iſt es mit dem menſchlichen Körper ungefähr auch, und je weniger derſelbe durch die Kleidung gedrückt oder eingengt wird, deſto freier und reichlicher kann ſich auch das Blut durch ſeine Adern bewegen, deſto beſſer werden auch alle Theile des Körpers mit dem Wachsthum zu ihrer Kraft und Vollkommenheit gelangen und darin erhalten werden. Wenn ihr aber einen Arm oder ein Bein unterbindet und den Blutlauf aufhaltet, ſo wird auch dieſem Glied ſeine Nahrung entzogen. Das geſchieht nun, wenn man von früher Kindheit an die Beine unter dem Knie mit einem ledernen Riemen durch eine Schnalle ſo feſt bindet. Die feinen und größern Adern werden zuſammen gepreßt, es kann nicht ſo viel Blut ab- und aufſteigen, als nöthig iſt, die Knochen kommen daher kaum zu ihrer gehörigen Stärke und es ſetzt ſich nicht genug Fleiſch und Fett um dieſelben an. Da zieht man nun den Riemen immer feſter an, und das hilft ein wenig zum Schein, macht aber eigentlich nur aus Uebel Aerger, wie es immer geht, wenn man

nur auf den Schein ſieht, und zur Abhülfe eines Fehlers oder Gebrechens die rechten Mittel nicht zu wiſſen verlangt, und mit den nächſten beſten ſich begnügt.

Mein guter Rath wäre alſo der: Ihr ſolle's machen wie andere vernünftige Leute auch. Man binde die Strümpfe mit geſchmeidigern Bändern über dem Knie, oder wenn man bei der alten Weiſe bleiben will; ſo ziehe man wenigſtens die Riemen nicht feſter an als nöthig iſt, um die Strümpfe oben zu erhalten. Man muß nie mehr Kraft anwenden, und mehr thun als nöthig iſt, um ſeinen vernünftigen Zweck zu erreichen. Beſonders müſſen die Eltern frühe darauf ſehen, daß ihre Kinder die Strümpfe nicht zu feſt binden. Alsdann wird das Blut ſeinen Weg ſchon finden, und den Gliedern die Nahrung und Stärke geben, die ihnen gebührt. Dies iſt mein guter Rath; und wer keinen Glauben daran hat, der frage nur einen Arzt oder den Herrn Pfarrer; die müſſens auch wiſſen. Aber folgen muß man alsdann. Denn, wem nicht zu rathen iſt, dem iſt auch nicht zu helfen.

XIX.

Eine Gerechtigkeit.

Im Jahrgang des Kalenders 1817, gleich auf der ersten Seite zum Lesen steht unter der Ueberschrift: die folgenreiche Holzkohle, eine Erzählung, wie einst ein muthwilliges Büblein den Schulmeister mit einer Kohle an die Schulstubenthüre abgezeichnet und dafür viel Schläge bekommen habe. Ja, der Schulmeister sey ihm von dieser Stunde an gram geworden, und habe ihm viel Herzeleid angethan. Als nun das Büblein in dieser Schule nimmer gedeihen konnte, sey es von seiner Mutter in eine vornehmere Lehre gethan worden, und sey hernach etwas aus ihm worden.

Derjenige, der dieses schreibt, merkt wohl, daß er es gemeint ist, und mancher Leser des

Kalenders können es auch merken, denn etwas an der Sache iſt wahr, aber nicht Alles, und darum will er nicht dazu ſchweigen.

Merke:

Erſtens, daß das Büblein das Bildniß des Schulherrn an die Thüre gezeichnet hat, iſt wahr. Die Kohle lag da, die Thüre war noch nagelneu, und nahms an, und der Schulherr war leicht zu treffen.

Zweitens, daß das Büblein dafür Schläge bekommen hat, iſt auch wahr. Es waren nicht die erſten, auch nicht die letzten, auch nicht die ſchlechteſten, und hat der Schulherr wohl daran gethan.

Daß aber drittens derſelbe von dieſer Zeit an dem Büblein feind geweſen ſey, und es mißhandelt habe, das liegt neben draus, und zwar links, und getraut ſich nicht mit der Wahrheit zu beſtehen, es müßte denn ſeyn, daß es durch die Länge der Zeit und durch vielmaliges Wiedererzählen wahr geworden wäre, wie manche wilde und ungeſchlachte Pflanzen durch öfteres Anſäen und Verſetzen nach und nach zahm wird und gut. Nein dazu war der Schulherr viel zu vernünftig. Er war ein treuer und freundlicher Lehrer, gebrauchte auch nie ſolche unchriſtliche Redensarten, als ihm in dem Kalender in den Mund gelegt werden, und liebte das Büblein nachher wieder, wie vorher, und wie alle ſeine Schüler. Oft, wenn derjenige, der dieſes ſchreibt, ein Exempel aus

den Brüchen rechnet, oder wenn er im Herzen den Troſt oder den Frieden oder die Lehre eines Sprüchleins betet, denkt er an den Schulherrn, bei dem er's gelernt, und wenn er nach Jahr und Tag wieder einmal zu ſeinen Jugendfreunden und Schulkameraden kommt, ſo reden wir von ihm.

Alſo kann es auch viertens mit der Wahrheit nicht beſtehen, daß der Knabe wegen der Feindſchaft des Schullehrers aus ſeiner Schule genommen und in eine vornehmere gethan worden. Nein, er hat auch nachher noch lange neben der vornehmern Schule auch die vorige mit Freude und Liebe fort beſucht. Wie man zum Kaffee Cichorie thut, alſo kam es ihm nicht darauf an, wenn er Vormittags die lateiniſchen Schläge eine Stunde weit herumgetragen hatte, Nachmittags je einmal auch noch ein paar deutſche einzuthun, — aber niemals unverdiente, oder aus Feindſchaft und Rachſucht des einen, oder des andern Lehrers.

Es iſt ſonſt des rheinländiſchen Hausfreundes Art und Weiſe nicht, die Leute zu verunglimpfen, am allerwenigſten die Todten, was man an ihm loben muß; denn die Todten haben auf der Erde nichts mehr anzuſprechen, als die Unbeſcholtenheit und Ehre ihres Namens. Ja ſie haben gar nichts mehr anzuſprechen, ſondern wenn ſie die Augen zum letztenmal geſchloſſen haben, und auf den Kirchhof getragen ſind, ſo haben ſie ihr Recht an ſich

ſelber verlieren, und gehören nur noch der Zeit und den Hinterbliebenen an, und wir leſen uns diejenigen, welche wir behalten wollen, aus, und eignen ſie uns in einem liebevollen und dankbaren Andenken zu, wenns ein Vater war, ſeine Kinder, wenns ſonſt ein braver Mann war, ſeine Mitbürger, wenns ein Fürſt war, ſeine Unterthanen, wenns aber ein Schulherr iſt, ſeine Schüler, und leiden nicht, daß ein Unglimpf über ſein Grab gehe. Darum wolle auch der geehrte Leſer nicht mißvergnügt dazu ſeyn, daß derjenige, der dieſes ſchreibt, diesmal laut für ſein Recht und Eigenthum ſtreitet.

Alle diejenigen aber, welche die Erzählung von der Holzkohle, und wer darin gemeint iſt, verſtehen, und darüber ungehalten ſeyn, oder ſich betrüben mögen, erſucht er, ihm auf ſein Ehrenwort zu glauben, daß er von dieſer Erzählung nichts wußte, ehe er ſie ſelber in dem Kalender geleſen hat. Faſt wäre ſie nicht hinein gekommen.

XX.

Reden des rheinländischen Hausfreunds an seine Leser.

1.

1809.

Der rheinländische Hausfreund spricht mit seinen Landsleuten und Lesern, und wünscht ihnen das neue Jahr.

Eigentlich aber ist nicht viel daran zu wünschen, denn es kommt wieder, wie allemal, von selbst den 31sten December 1808, Nachts um 12 Uhr, wenn lose Vögel neben dem Durlacher Hofwirthshaus zu Karlsruhe Petarden legen, und fast sehr laut sind, die nicht wissen, daß das neue Jahr kommt wie ein Geist, der nicht gern will beschrieen seyn, wenn er soll viel Gutes bringen. Andere Leute aber schlafen im Schutze Gottes, und merken nicht viel davon, wenn die zwei großen Schildwachen sich ablösen in der Mitternacht, und geben

einander Parole, die Niemand verſteht. „Dagegen ſtreckt der rheinländiſche Hausfreund ſeinen Leſern ins neue Jahr hinein, das ſelber kommt, die Hand entgegen, und wünſcht geſunden Leib, gut Gewiſſen und Zufriedenheit, und ſagt, daß er dies Jahr ſeinen Leſern einen Tag abbrechen muß, nämlich den 29ſten Februar, weil ſonſt der Zeug für dieſen Monat nicht zureicht, oder aber die Tage zu kurz ausfallen könnten, wenn 29 wollten daraus gemacht werden. Dagegen verſpricht er, künftig keine fernern Subtractions-Exempel mehr an der Zeit zu ſtatuiren, ſondern alle Jahre 365 Tage ungeſchmälert zu liefern, und richtig einzuhalten, bis beſſere Zeiten kommen, die wieder einen Schalttag ertragen können, und will von Jahr zu Jahr auf allerlei Lehrreiches zu Spaß und Ernſt, auch ſchöne Figuren, ferner bedacht ſeyn, untereinander, wie es in der Welt auch zugeht. Einer lacht, der Andere weint. Heute Regen, Morgen Sonnenſchein; und unaufhörlich läutet hie und da die Glocke, dem Einen zur Hochzeit, dem Andern ins Grab. Und ſo will der rheinländiſche Hausfreund thun zur Erkenntlichkeit, weil er geſehen und große Freude gehabt, daß ſein Kalender ſchon zum erſtenmal und faſt an allen Orten iſt fleißig geleſen worden, und hat hie und da Einer geſagt: „Der meints nicht ſchlimm mit uns,“ und hat in einer Erzählung etwas wie ein kleines Goldkörnlein gefunden und nicht verſchmäht. Denn der rheinländiſche Hausfreund geht fleißig am Rheinſtrom auf und ab, ſchaut zu man-

chem Fenster hinein, man sieht ihn nicht; sitzt in manchem Wirthshaus, und man kennt ihn nicht; geht mit manchem braven Mann einen Sabbatherweg oder zwei, wie es trifft, und läßt nicht merken, daß ers ist. Zum Exempel, er hats wohl mit angehört und ist dabei gestanden, im letzten Herbst, als die Schwäbin, so ohne Beine auf einem Rößlein in der Welt herumreitet, herwärts der Schorendruck, zwischen Basel und Haltingen an der Straße saß, und prophezeite einer braven Markgräferin, die von Basel kam und bei ihr stand, viel dummes Zeug, was der Comet bedeute. Die Frau hörte zwar aufmerksam zu, was die Hexe sagte, wird aber hoffentlich nichts geglaubt haben. Denn selbiger Wandel-Stern mit seinem silbernen Haar hatte nichts mehr zu bedeuten, sondern sollte in Berlin und Polen das große Kriegs-Unglück und die blutigen Schlachten ankündigen, — kam aber zu spät, wie manchmal ein Feuerreiter, wenn das Häuslein schon verbrannt ist. Denn der Kaiser Napoleon ist so schnell in seinen Unternehmungen, und macht so kurzen Prozeß, daß selbst ein Comet nicht geschwind genug zur Sache thun kann, wenn er noch zu rechter Zeit will da seyn, und ist dem Hausfreund auch so gangen, hat den preußischen Krieg auch erst angekündet, als er schon vorbei war. Doch wäre dies noch zu verschmerzen, wenn er nur nicht beklagen müßte, daß es mit dem andern Krieg, nämlich wo mit Aepfelküchlein geschossen, und kriegsgefangene Kronenthaler eingebracht werden, noch

nicht recht hat wollen in Gang kommen. Doch wirds mit Gottes Hülfe und unſerm eigenen Fleiß etwa beſſer werden von Jahr zu Jahr, und hat ſchon diesmal nicht überall gefehlt, wo viel guter Wein gewachſen iſt Anno Eintauſend Achthundert und Sieben, und ein ſchön Stück Geld daraus gelöst worden. Der rheinländiſche Hausfreund weiß auch davon zu ſagen, und hat je ein Schöpplein gekauft, oder etwas zu Conſtanz im Adler, zu Waldshut im Rebſtock, zu Lörrach im goldenen Ochſen, (hat nichts gekoſtet), zu Schopfheim im Pflug, zu Utzenfeld in der Mühle, zu Freiburg im Schwerdt, zu Offenburg in der Fortuna, zu Kehl im Lamm, zu Ulm bei Lichtenau im Adler, zu Raſtatt im Kreuz, zu Durmersheim beim Herrn Schick. In dieſer Landſchaft iſt der Verfahrer des Hausfreunds ſo zu ſagen vogelfrei geweſen, und der Raſtatter hinkende Bot hat allein das Privilegium gehabt, den Leuten die Wahrheit zu erzählen, der arme Teufel auf ſeinem hölzernen Bein. Jetzt ſind der Hausfreund und er rechte gute Freunde, und halten friedliche Nachbarſchaft, hängen in mancher Stube neben einander am nämlichen Nagel, und ſo ſie ſich auf der Straße begegnen, oder in einer Herberge, reden ſie miteinander. Aber den Reutlinger, wenn er ihnen zwiſchen Lichß auf einem Feldweg begegnet, grüßen ſie nicht ſehr, ſondern ſagen: „Bleib du in deinem Land, wenn man nicht nach dir ſchickt, und komm nicht ſelber, ſonſt drückt man dir einen Stempfel auf das Beuſtuch, ſo 12

Kreuzer koſtet." — So weit geht der Vorbericht, — und nun ſetzt der rheiniſche Hausfreund die Betrachtungen über das Weltgebäude fort, ſo man aber auch ordentlich leſen muß, wenn man wiſſen will, was drin ſteht. Denn der Nürnberger Trichter iſt ſchon vor dem ſiebenjährigen Krieg zerbrochen.

1811.

Der Hausfreund ſteht vor dem geneigtem Leſer mit aufrechtem Angeſicht, und läßt ſich beſchauen um Alles, was er in den vorjährigen Kalender geſchrieben hat, und fürchtet nichts. Denn ſchon mancher Biedermann hat ihm freundlich die Hand dafür gedrückt und gefragt: Wollt ihr kein Schöpplein trinken? Und in manchem Dorf, wenn er durchgeht, rufen ihm die Kinder nach: Guten Morgen Hausfreund, oder: Guten Abend Bildermann, und wenn ihn hie und da Jemand nicht grüßt oder dankt ihm nicht, ſo denkt er nur wie ein großer Herr oder ein berühmter Gelehrter: du kennſt mich nicht. Hingegen wird der geneigte Leſer wohl auch entdeckt haben, daß ſonſt der Kalender des vorigen Jahres ausgeſehen hat faſt wie ein Laiblein Brod, das etwas zu früh aus dem Ofen kommt. Der Hausfreund kanns jetzt nimmer länger verhehlen, und will's alſo lieber aufrichtig geſtehen, daß er den Kalender nicht ſelber druckt, ſondern durch

fremde Leute fertigen läßt, und muß ein hübſches Stück Geld ausgeben alle Jahre für Papier, für Schwärze, für Ziegelmehl zu den rothen Feiertagen und Sabbathern, denn es müßten beſondere Ziegel dazu gebrannt werden, ferner für die Druckerkoſten, für die ſchönen Abbildungen, und hat blutwenig Profit daran, wenn er die Sohlen dazu rechnet, die er am Rhein auf- und ab wegläuft, und die Wirthshäuſer. Alſo iſt auch nicht der Hausfreund Schuld daran, daß der Kalender ein wenig Noth gelitten hat, ſondern der Buchdrucker, der auch wieder ſich zu verantworten weiß.

Fürs erſte ſind die rothen Buchſtaben ziemlich blaß, und manchmal faſt nicht zu leſen. Der Drucker ſagt, der Ziegler ſey Schuld, er habe die Ziegel nicht genug gebrannt.

Fürs zweite ſtehen hie und da die rothen und ſchwarzen Buchſtaben-ſo auf einander, daß man die Namen nicht recht leſen kann, und iſt manchmal recht betrübt anzuſehen, wie ſo ein vornehmer Feiertag ſich mit einem ſchlechten Werktage gemein machen mag, nicht anderſt, als zur Zeit der Sündfluth die Söhne Gottes mit den Töchtern der Menſchen. Allein der Buchdrucker ſagt, das ſey mit Fleiß geſchehen, und er nehme die Sache anderſt. Denn die rothe Farbe bedeute bei ihm Freude, und die ſchwarze bedeute Leid, und er habe damit nur ſo viel ſagen wollen, daß das Jahr 1810 dem ge-

neigten Leſer Gutes und Schlimmes untereinander, und manchmal auf den nämlichen Tag bringen werde, wie denn auch geſchehen iſt, und im Jahre 1811 wieder geſchehen wird, denn

„Mit der Freude zieht der Schmerz
„traulich durch die Zeiten.

Drittens, ſo iſt der Judenkalender hinter dem Decembermonat ganz falſch ausgefallen, und es iſt zum Beiſpiel nicht wahr, daß im Jahr 1810 der Tempel am 22ten Juli verbrannt worden. Sondern nur in dem Jahr 180[illegible]t er am 22ten Juli verbrannt worden, aber im Jahr 1810 am 9ten Auguſt. Der Buchdrucker ſagt, es ſey auch nicht Alles ein Evangelium, was der Hausfreud ſelber in den Kalender ſtiftet, auch habe er am Ende des Kalenders vornen an den Jahrmärkten den Fehler wieder gut gemacht, und dort den Tempel richtig am 9ten Auguſt verbrannt, und am 20ſten März den Haman aehenkt. Wenn die Staatsbürger moſaiſchen Geſetzes dem Hausfreund gute Worte geben, und wieder einmal ſchwarze baumwollene Strümpfe zum Neujahr ſchenken, wie Anno 93, ſo ſchreibt er ihnen auf das Jahr 5572 ihrer Rechnung einen eigenen Hausfreund, und der julianiſche und der gregorianiſche Kalender kommt dann auch nur ſo eben an, zuerſt falſch, hernach recht.

Zum vierten, ſo iſt der Druck in den ſchönſten Artikeln zum Leſen hie und da auch etwas blaß

und unleſerlich ausgefallen. Aber der Buchdrucker ſagt, das ſey auch mit Fleiß geſchehen. Das Papier, ſagt er, iſt ohnehin ein wenig ſchwarz, wenn ich nun noch ſchwärzere Buchſtaben darauf geſetzt hätte, ſo wäre der Kalender zu dunkel ausgefallen für die trüben Wintertage.

Fünftens, ſo ſind in den Jahrgang 1810 viele Druckfehler eingeſchlichen. Von denjenigen, die im Kalender ſtehen, ſollen hier nur folgende namhaft gemacht werden.

Der groſſe Comet, der 4mal ſo groß ſchien, als der Abendſtern, iſt nicht im Jahre 1806 erſchienen, wie der Drucker meint, ſondern im Jahr 1680, das iſt zweierlei.

Ferner die Cometen werden nicht unbeſcheiden am Himmel ſichtbar, wie manchmal ein ungezogener Menſch in einer wohlerzogenen Geſellſchaft, ſondern ſie kommen unbeſchieden, das iſt ungerufen, weil ſie ſelber wiſſen, wann ihre Zeit da iſt, und wie lang ſie zu bleiben haben, beſſer als ein unbeſcheidener Menſch.

Ferner in des Seilers Antwort ſoll es nicht heißen: Wer heut zu Tag an den Galgen oder in's Zuchthaus will; ſondern; Wer an den Galgen oder heut zu Tag in's Zuchthaus will. Denn heut zu Tag hat ein Spitzbub von Glück zu ſagen, wenn er nur noch in's Zuchthaus kommt. Von Hunderten bringts

kaum einer ſo weit. Deswegen ſtiehlt einer und der andere ein Rößlein und reitet.

Ferner der Zundelheimer iſt nicht ganz betäubt im Wirthshaus geſeſſen, denn er hat nur ein Schöpplein getrunken, ſondern ganz betrübt, weil ſein Bruder ein Schelmenſtück an ihm begangen hat, und wieder ehrlich worden iſt.

Zu dem Allem ſagt der Buchdrucker weiter nichts, als der Hausfreund hätt's deutlicher ſchreiben ſollen, ſo hätt er's richtiger gedruckt.

Sechstens und endlich, ſo ſieht das 1810er Aderlaßmännlein nicht aus wie ein anderes Menſchenkind, das wohl auch einmal Herzklopfen oder Seitenſtechen oder die Milzſucht bekommt, ſondern wie ein leibhaftiger Gnom oder Wechſelbalg. Der Buchdrucker ſagt, eben deswegen habe er ihm alle Adern öffnen laſſen, damit es ſich bald verblute. Der Barbier von Segringen habe ihm bereits ein neues verſprochen.

Dies iſt die Beicht und Rechtfertigung des Buchdruckers, die auf ſein Verlangen hier eingerückt wird. In Zukunft hofft der Hausfreund und ſeine zwei Gehülfen wird es beſſer gehen, doch kann er nichts für gewiß verſprechen, denn es haben andere Leute auch noch dazu zu reden.

Was aber die zwei Gehülfen betrifft, ſo hat der Hausfreund angenommen, erſtlich einen braven

Adjunktus, der ſchon weit in der Welt herumgereiſt iſt, in Paris, in Amſterdam und in München. Der geneigte Leſer wird ihn bald kennen, wenn er ihn ſieht. Denn er iſt hochgewachſen und breit, trägt ſtatt der Schnallen Schnüre an den Beinkleidern, hat eine ſchwache leiſe Stimme, verſteht alle Sprachen, (der Hausfreund zwar auch), und in ſeiner Kindheit müſſen die Schutzpocken noch nicht ſehr im Schwung geweſen ſeyn.

Sodann hat er angenommen des Adjunkts ſeine Adjunktin oder Schwiegermutter, die iſt ſchon geweſen in Berlin, in Wien, in Italien und auf dem Rigi-Berg in der Schweiz, hat ſchöne Liedlein dort gelernt, kann alle Leute ausſpotten, und doch iſt ſie allen Leuten lieb und werth. Schon manchmal hat der Adjunkt den Hausfreund gefragt, ob es mit natürlichen Dingen zugeht, was ſie verſteht, und wie ſie's treibt, und wie ſie's den Leuten anthut, z. B. ihm.

Alſo wünſchen der Hausfreund, der Adjunkt und die Schwiegermutter dem geneigten Leſer insgeſammt ein friedliches neues Jahr und einen blauen Freudenhimmel auf Erden, und nur ſo viel Wolken daran, als nöthig ſind, das heiße Blut zu dämmen, wenns oben hinaus will vor Freude oder vor Uebermuth.

1813.

Der Hausfreund redet zum drittenmal den geneigten Leſer an, und wünſcht ihm das neue Jahr.

Es iſt artig, daß der Hausfreund immer über das andere Jahr etwas beſonders mit dem geneigten Leſer zu reden hat, Anno Neun, Anno Eilf und Anno Dreizehn.

Anno Eilf hat er geſagt, in Zukunft hoffe er, ſolls mit dem Kalender beſſer werden. Er hat nicht geſagt: „im nächſten Jahr," ſondern in Zukunft, nämlich von Anno Dreizehn an.

Denn der rheinländiſche Hausfreund hat ſich jetzt ſeßhaft niedergelaſſen in Lahr im Breisgau, eine Stunde von Mietersheim, und hat mit dem Herrn Buchdrucker Geiger allda und mit dem Herrn Buchdrucker Katz in Pforzheim ſo zu ſagen gemeine Sache gemacht von wegen des Kalenders, und hofft nun ſeiner Sache gewiß zu ſeyn, und dem Leſer etwas verſprechen zu können. Denn der Herr Buchdrucker Geiger ſagt: er wolle den Hausfreund ſchon drucken und preſſen, daß es eine Art habe, nicht anderſt als wie ſein eigenes Kind, nämlich den Lahrer hinkenden Boten, und der Herr Buchdrucker Katz will auch nichts ermangeln laſſen.

Erſtlich verſprechen ſie bei Verluſt des Privilegiums, wieder jeden Bogen beſonders zu drucken,

wie es ehemals geſchah, und in ihrer Druckerei ſey es nie anders üblich geweſen.

Zweitens ſagt der Herr Geiger, man bekommt heutzutag kein gutes Ziegelmehl mehr, ich will lieber Zinnober nehmen.

Drittens ſieht er's zwar als eine ſehr nützliche Uebung der Kinder im Buchſtabiren an, wenn man zwei Zeilen in einander hineindruckt, eine mit rothen Buchſtaben und eine mit ſchwarzen, damit die Kinder die rothen Feiertage aus den ſchwarzen Werktagen buchſtabenweis herausklauben können, wie man die Erbſen und die Wicken auseinander lieſt. Ja er behauptet, wer gut mit der Schrift umgehen könne, habe überdies einen großen Vortheil dabei, daß er zwei Zeilen auf einmal leſen könne. Deſſen ungeachtet ſagt er, er ſey kein Freund von Neuerungen, was auch löblich iſt, und wolle lieber die Zeilen wieder eine unter die andere drucken, wenn man auch mehr Zeit dazu brauche, eine nach der andern zu leſen, als beide auf einmal.

Viertens will er die rothen Namen ſo drucken, daß man deutlich unterſcheiden könne, obs Eſto mihi oder Trinitatis heißt.

Fünftens will er dem Mond ein ordentliches Geſicht anmalen, daß er nicht im Neulicht ausſieht wie ein Mohr, an dem man auf drei Schritte keine Naſe und keine Lippe unterſcheiden kann, oder wie eine ſchwarze Mondsfinſterniß, und im Vollicht wie eine rothe.

Sechstens, wenn der Herr Katz an die Abbildungen kommt, will er dem Papier den Model dazu nicht nur von Weitem zeigen, ſondern er will ihn wirklich darauf drucken; ja wenn die Zeiten wieder beſſer werden, iſt er im Stand, und läßt ſie auch anſtreichen.

Kurz dieſer ſchöne nagelneue Jahrgang auf Tauſend Achthundert Dreizehn, der jetzt dem Leſer in die Hände geliefert wird, ſoll als ein Muſter dienen für die Zukunft, und der Hausfreund will den geneigten Leſer treulich ermahnt haben, dieſen Kalender auf 1813 wohl zu betrachten, und ſorgfältig aufzubewahren, damit er den Herrn Geiger und den Herrn Katz gleich am Ohre nehmen kann, wenn ſie über kurz oder lang nicht einhalten wollten, bis 1843. Denn der Accord dauert dreißig Jahre.

Der Hausfreund, wenn er daran denkt, wie mancher geneigte Leſer in dreißig Jahren nimmer fragen wird: „den wie vielten haben wir heut, oder wann geht der Mond auf," und wie manches junge Blut im Kalender leſen wird, das noch nicht da iſt, ſo könnte er darob faſt ein wenig weichmüthig werden, zumal er ſelber kein heuriges Häslein mehr iſt, und nicht weiß, wer heute oder morgen in ſeinen Accord mit dem Herrn Geiger und Herrn Katz eintreten wird. Man achtets juſt nicht groß, wie immer einer geht, und einer kommt, bis man

ſich zuletzt unter ganz andern Leuten befindet, als im Anfang. Nicht anderſt als auf einem Jahrmarkt; den ganzen Tag iſt der Platz voll Menſchen, abſonderlich vor dem Stand des Zweibatzenkrämers, oder des Bildermanns, oder wo der Kalender verkauft wird, aber Nachmittags ſind wieder ganz andere Leute da als Vormittags, und Niemand hat gemerkt, daß die erſten fortgegangen, und die andern gekommen ſind. Alſo auch auf dem großen Jahrmarkt der Welt und des Lebens. Alle Jahre geht etwas, und etwas kommt, und einer, der ſich da und da in der Fremde geſetzt hat, wie der Hausfreund in Lahr, wenn er nach dreißig Jahren zum erſtenmal wieder in ſeine Heimath kommt, ein neues Geſchlecht wohnt in den alten Häuſern, andere Geſichter ſchauen zu den Fenſtern heraus, andere Kinder ſpielen auf der Gaſſe. Oder er kommt an einem Sonntag. Andere Knaben läuten in die Kirche, ein anderer Pfarrherr tritt aus der Sakriſtei heraus auf die Kanzel, ein anderer Herr Schulmeiſter oder Proviſor ſchlägt den Choral. Aber die Leute im Dorf kennen einander noch alle, und merken nicht ſehr, daß ſich faſt Alles geändert und gewechſelt hat.

Wenn man das am 31ten Dezember 1812 oder auch heute ſchon bedenkt, ſollte man ſich faſt entſchließen, den Leuten, mit denen man zu leben hat, im neuen Jahr viel Liebe und Freude zu beweiſen, weil man nicht wiſſen kann, wie lange ſie

einem noch Zeit dazu lassen, ja man sollte nicht vergessen, daß man auf der großen Scheibe selber immer weiter hinaus rücket an den Rand, weil auf der andern Seite immer neue nachrücken, die auch wollen Platz haben.

Der Hausfreund gefällt sich in solchen Betrachtungen bei dem Jahreswechsel, will aber diesmal nicht fortfahren, weil er nur ein Wort von wegen dem Herrn Geiger und Herrn Katz zu reden hatte, und wünscht seinen Lesern zum neuen Jahr insgesammt des Lieben und Guten so viel, als jeder ertragen kann, süße Lebkuchlein den artigen Kindern, den unartigen Zucht und geschmeidige Ruthen, Sittsamkeit der Jugend, Freude und Trost dem Alter, allen ein frommes Herz, und denen, die den Schluß des neuen Jahrs nicht auszuwarten gedenken, noch viel warme schöne Tage, und weit hinten im Jahr ein sanftes Ende.

1819.

Der geneigte Leser sieht den rheinländischen Hausfreund um etwas an:

Erstlich hat derselbe am Ende des Jahres 1815 die große Weltuhr gestellt, so daß seit dieser

Zeit kein Sternlein mehr aufgegangen iſt, in dem Kalender.

Zweitens hat er ebenfalls verſprochen, in Zukunft jedesmal dem Jahrgang ſeine Ehre anzuthun, und zu melden, in welchen Preiſen 200 und 100 Jahre vorher der Wein und das Getraide gegolten haben, und hat's auch nicht gehalten.

Drittens hat er im nämlichen Jahr die Fortſetzung der vaterländiſchen Geſchichte verſprochen, und wer's wieder nicht gehalten hat, iſt er. Keine Seele hat ſeitdem erfahren können, was nach der unglücklichen Schlacht bei Zulpich aus den armen Allemannen geworden iſt. Manchem jungen Leſer, der ſeitdem aus der Schule herausgewachſen iſt, kommen dieſe Namen bereits vor, wie böhmiſche Dörfer.

Der Leſer wollte ſich darüber weniger wundern, wenn nicht der Hausfreund in vorderen Zeiten immer Wort gehalten hätte. Ein ſolcher Mann, ſagt er, der es einmal ſo weit gebracht hat, daß er mit den Tag- und Nachtgleichen, mit den Mondsbrüchen und Finſterniſſen auf die Minute einhalten kann, der Witterung nicht zu gedenken, der ſollte auch in andern Dingen ſein Wort erfüllen, oder lieber nichts verſprechen.

Was nun die große Weltuhr betrifft, ſo kommts dem Hausfreund nicht darauf an. Er will

ſie wieder los laſſen. Sind wir nicht im Jahr 1815 zwiſchen den Planeten ſtecken geblieben, und haben bereits dem Merkurius, und der Venus, oder dem Morgen- und Abendſtern ihre Lehrbeden gehalten. Folgen alſo jetzt die übrigen, als Erde, Mars, Pallas, Ceres, Juno, Veſta, Jupiter, Saturnus und Uranus, und ſollen auf den nächſtfolgenden Blättern einer nach dem andern aufgeben. Der Buchdrucker hat bereits verſprochen, ſolches Papier dazu zu nehmen, welches gewiſſermaßen die Nacht verſtelle.

Anbelangend nun zweitens die Ehre des Jahrgangs, ſo hat gegolten: Im Jahr 1619 Wein der Saum 6 Pfund und 9 Schilling. Dinkel, das Viertel 3 Pfund. Roggen der Sack 2 Pfund 10 Schilling. Haber das Viertel 2 Pfund 15 Schilling. Im Jahr 1719 Wein, der Saum nur 3 Pfund 10 Schilling. Dinkel, das Viertel 5 Pf. Roggen, der Sack 4 Pfund 10 Schilling. Haber 4 Pfund. Solches gilt aber hauptſächlich von der Gegend um Baſel und den angrenzenden oberländiſchen Landſchaften, und wurde nach Basler Burgermaß gerechnet das Viertel ſogenannte rohe Frucht zu zwei Säcken, oder 8 große oder 16 kleine Seſter, der große Seſter zu 16, der kleine zu 8 Becher.

Im Unterland aber z. B. in der Gegend von Bühl galt im Jahr 1619 Wein, das Fuder 33 fl.

oder der Saum etwas weniger als 5 fl. Korn das Viertel 2 fl. Im Jahr 1719 Wein, das Fuder 19 fl Korn, das Viertel 2 fl. 24 kr.

Jetzt aber iſt der Leſer noch begierig zu erfahren, wie ſich der Hausfreund dritens ausreden wird wegen der vorenthaltenen vaterländiſchen Geſchichte. Wegen der Weltuhr und Ehre des Jahrgangs hat er ſich brav gerechtfertigt. Antwort: Es ſind ſeit mehreren Jahren ſo viele lebendige Kriege und andere ſonderbare Ereigniſſe in die Welt gekommen, daß zu beſorgen war, der rheinländiſche Leſer habe genug daran, und verlange keinen Nachſchub aus den verſtorbenen Zeiten, und es geſchieht nicht umſonſt, daß der Hausfreund mit dem Jahr 1819 die alten vaterländiſchen Begebenheiten wieder wecken, und ſchöne chriſtliche Kirchlein im Schwarzwalde bauen will, ſondern er wünſcht dem geneigten Leſer eine lange Reihe friedlicher und fruchtbarer Jahre, von welchen das Jahr 1819 nicht das ſchlechteſte ſeyn ſoll, und er will etwas darauf wagen.

Alle Kalendermacher werden nach und nach dem rheinländiſchen Hausfreund aufſäßig. Denn ſie ſagen, er verwöhne die Leute, und mache ſie meiſterlos, weil er ſeinen Leſern über Alles, was er thut und unterläßt, Rechenſchaft gibt, und mit ihnen redet.

XXI.

Wein und Fruchtſchlag.

Schon oft und gern iſt der Hausfreund dabei geſtanden oder geſeſſen, und hat auch mit zugehört, wenn ein achtungswerther Greis von ſiebenzig Jahren, oder von achtzig, dem jüngern Geſchlecht erzählt, was in ſeinen und ſeiner Väter Tagen geſchehen iſt, was die Fkucht gegolten hat und der Wein. Ei wie gierig hören ihm die Söhne und die Töchter zu, ob ſie es gleich ſchon oft gehört haben, und die herangewachſenen Enkel! Den Mägdlein am Rad bleibt der Faden in den Händen ſtehen ohne weiters, und dem Bäbele die Stricknadel, dem Jakob geht das Feuer in der Tabakspfeife aus, oder er dämpft gewaltig, je nachdem. „Iſt es möglich," ſagt die Margereth, nicht mit dem Mund, — Niemand redet drein, — ſondern

mit dem ſtaunenden Geſicht. „In ſolchen Zeiten möcht ich auch gelebt haben, ſo wohlfeil und ſo ſtille," ſagt der Dieter. — „In ſolchen Zeiten möcht ich nicht gelebt haben, ſagt der Heiner, „ſo arm an Geld und Freude. Aber die Marie ſagt noch nicht Ja noch Nein, aber ſie hört gerne was der Großvater erzählt, denn ſie breitet mit der Gufe den Docht ein wenig auseinander und ſchaut mit lieblichem Antlitz ſcharf und ſinnend in das Licht. Alſo will ſich der Hausfreund jetzt auch einmal, ja auf einmal um circa fünfhundert Jahre älter machen, als er iſt und ſeinen aufmerkſamen Leſern ſagen, was ſeit Anno 1296 bis auf die neuern Zeiten in den höchſten und niedrigſten Preiſen die Frucht gegolten hat und der Wein, vornehmlich in der Herrſchaft Rötteln und Badenweiler, denn Solches iſt gar angenehm und lehrreich zu wiſſen für jeden Leſer, der mit dem Ackerbau und Weinbau das ganze Jahr beſchäftiget iſt, und davon lebt, für jeden andern aber auch.

Merke: Erſtens, der Hausfreund erfindet dieſe Preiſe nicht, ſondern hat ſie mühſam zuſammen geſucht in alter Schrift.

Merke: Zweitens, ein Pfund Geld heißt hier ſo viel als acht und vierzig Kreuzer. Ein Schilling ſo viel als zwei und zwei Fünftels-Kreuzer. Ein Pfenning aber iſt eines Kreuzers fünfter Theil. Mancher Herr Proviſor kann hier

noch manches Rechnungsexempel holen, und in ſein Rechnungsbuch einheimſen, wenn er fertig iſt mit der Vergleichung des neuen Maßes und Gewichts, und mit den neuen Dezimalbrüchen, die wieder einer ins Land gebracht hat.

Im Jahr 1296 war ein ſehr fruchtbares Jahr. Es galt der Sack Dinkel — wie viel, rathet der geneigte Leſer? Antwort: zwei Schillinge, oder nicht ganz fünf Kreuzer. Sechs Maß Wein hingegen galten ein Pfenning.

Im Jahr aber 1317 galt der Sack Kernen fünf Pfund. Solches war eine theure herbe Zeit, daß gar viele Leute vor Hunger verkamen.

Auch im Jahr 1439 ward es für eine groſe Theuerung erachtet, daß der Sack Kernen ſechs Gulden köſtete. Im Jahr 1484 aber konnte man Wein haben umſonſt. Wer viel hatte, war froh, wer ihm viel abnahm.

Um dieſe Zeit iſt die neue Welt von den Spaniern entdeckt und nach und nach viel Gold und Silber nach Europa gebracht worden. Viel Geld aber macht theure Preiſe.

Von 1530 an bis 1600 ſtand der Saum Wein ſelten geringer mehr als ein Pfund oder acht und vierzig Kreuzer, wie zum Beiſpiel im Jahr 1540, wo er zum letztenmal für 18 Schilling zu

haben war. Gewöhnlich ſchwankte der Preis zwiſchen ein Pfund und fünf. Im Jahr 1589 ſtieg er auf neun Pfund und 1592 auf zehn. In den nämlichen Zeitläufen ſtand der Sack Dinkel im Jahr 1541 zum letztenmal auf neun Schilling nach dem Schlag, und ſtieg jedoch ſelten höher als zwei Pfund.

Zwiſchen den Jahren 1600 und 1700 war ſchon der geringſte Weinſchlag drei Pfund, und zwei Schilling, der gewöhnliche vier, fünf und ſieben, bisweilen ſchon zehn, und der höchſte vierzehn Pfund zehn Schilling im Jahr 1693. Der geringſte Fruchtſchlag für den Sack Dinkel aber war noch manchmal, ſelbſt noch im Jahr 1696 zwiſchen ein und zwei Pfund, und der höchſte ſechs auch ſieben Pfund, namentlich als der dreißigjährige Krieg im Land war, der Schwed und der Hungar, wie auch ſein Namensvetter der Hunger.

In den Jahren 1720, 1729, 1730 war der Weinſchlag noch immer weniger als ein Pfund. Im Jahr 1753, als der köſtliche gekeltert wurde, der drei und fünfziger, ſieben Pfund zwei Schilling, ſechs Pfenning. Der Hausfreund gäb ſeinen nimmer drum, er hat noch. Im Jahr 1774 zwölf Pfund fünfzehn Schilling. Der Hausfreund hat auch noch. Aber im Jahr 1781 ſank er wieder bis auf fünf Pfund und fünf Schilling, und ſtieg 1789 auf ſiebenzehn Pfund zehn Schilling. 1795 auf

dreißig Pfund, 1797 auf drei und dreißig Pfund ſechs Schilling acht Pfenning, folglich um das ſieben und dreißigfache mehr als 1540.

Der Dinkel aber galt nach dem Schlag in den Jahren 1706, 1718, 1722, 1723, 1730 ein Pfund und zwölf bis ſiebenzehn Schilling; 1712 und 13 aber fünf Pfund; 1770 aber ſechs Pfund zehn Schilling; 1771 ſechs Pfund; 1796 zehn Pfund, oder zwei und zwanzigmal mehr als 1541.

Jetzt will der Hausfreund noch der Jahrszahl ſeine Ehre anthun und in Zukunft immer. Nämlich es war der Schlag:

Vor zweihundert Jahren 1615:
Wein der Saum 6 Pfund 18 Schilling
Dinkel der Sack 2 Pf. 5 Sch.
Roggen der Sack 3 Pf. 15 Sch.
Haber der Sack 1 Pf. 12½ Sch.

Vor hundert Jahren oder 1715:
Wein der Saum 8 Pf. 7½ Sch.
Dinkel der Sack 3 Pf.
Roggen der Sack 6 Pf.
Haber der Sack 2 Pf.

Wie er im Jahr 1815 ausfallen wird, weiß noch Niemand, als der Hauptplanet.

Merke zum Beſchluß, erſtens: Seit dem Jahr 1296 bis jetzt, alſo in mehr als ſechshundert Jahren

iſt der Preis der Lebensmittel, im Ganzen genommen, immer geſtiegen.

Merke zweitens: Gar geringe Preiſe in die Länge ſind kein Glück und verrathen nichts Gutes. Entweder iſt zu wenig Geld zum Kaufen im Land, und der Batzen muß in der Noth die Dienſte des Guldens thun, wie wenn einer mit einem Eſelein ins Feld fahret, er thuts nicht aus Muthwillen oder zum Staat, ſondern weil ers noch nicht bis zum Roßlein gebracht hat. Der Batzen iſt das Eſelein, und es kommt nicht darauf an, wie wenig Batzen gilt das Malter Kernen, ſondern wie viel hab ich Batzen. Im Jahr 1362, ſagt die Chronik, brachte der fleißigſte Arbeiter ſeinen Taglohn nicht höher als neun Pfennige. Ein Haus mit Hofſtatt koſtete 35 Gulden. Wer damals 100 Gulden vermochte, war ein reicher Mann, und konnte alle Tage Vogt werden, in ſo fern. Aber was hilfts? Schon der Mittelmann hatte nichts, noch viel weniger der arme. Gleichermaßen, wie man zum Spott von einer gewiſſen Gegend ſagt, daß dort die reichen Leute Holzſchuhe tragen, die Mittelleute aber gehn baarfuß, und die armen haben gar keine Füße.

Oder aber es iſt ſchon eine andere ſchreckliche Landplage vorhergegangen, und hat viele Leute hinweggerafft, die ägyptiſche Peſt, oder ein langer Krieg, und die Welt ſieht einem Jahrmarkt gleich, wo viel Krämer ſind, aber kein Käufer. Wo man aus

Mangel an Käufern nicht, weiß wohin mit dem Vorrath — „Was gebt Ihr mir für den Sack Kernen?“ „Nichts!“ — „Nehmt ihn für zehn Groſchen.“ „Ich brauche ihn nicht,“ — da iſt es keine Kunſt, wohlfeil zu ſeyn, aber etwas zu erwerben, daß man kaufen kann, was nicht in der Furche wächst. Schiff und Geſchirr, türkiſch Garn, Sohlleder, Kalender. Sage nicht: „Es iſt doch gut, wenn der arme Mann auch eſſen und trinken kann nach Genüge, und nicht ſorgen und arbeiten muß von einem Stern zum andern. Sage vielmehr: „das thut gut eine kurze Zeit.“ Wenn der Reiche nimmer beſtehen kann, was ſoll aus dem Armen werden, der von dem Reichen leben muß? Der Bettler hat es alsdann gut, aber es gibt viele, und nicht Jedermann iſt es gern. Alſo bedeutet es lauter gute Zeit, wenn die Preiſe etwas hoch ſtehen, und unter der Hand immer ein wenig ſteigen.

Merke drittens und endlich: Alſo ſind die Zeiten ſeit ſechshundert Jahren trotz Peſt und Kriegen und Revolutionen und Pariſer Kaiſer-Regierung im Ganzen immer ein wenig beſſer worden, weil die Preiſe aller Lebensmittel und der Lohn aller Arbeiten immer ein wenig geſtiegen iſt. Liegts nicht offenbar am Tag? Wie ſchön gerüſtet und geſchmückt gehn heut zu Tag die Mägdlein in die Kirche? Die Mütter zu ihrer Zeit hättens nicht vermocht. Mancher, den der Hausfreund noch wohl gekannt hat, gieng im Zwilchrocke, und band die Schuhe mit le-

deren Riemen. Nein, der Sohn trägt einen tüchenen Rock und Schnallen, zum wenigſten von Compoſition. Und in manchem Städtlein oder Flecken, wo einſt kaum für einen Kreuzer Priſen zu haben war, ſtehn jetzt Kaufläden mehr als einer, von den ſchönen Wirthshäuſern an allen Straßen nicht zu reden.

XXII.

Verſchiedenes aus dem rheinländiſchen Hausfreunde.

1.

Warme Winter.

Der warme Winter von dem Jahr 1806 auf das Jahr 1807 hat viel Verwunderung erregt, und den armen Leuten wohl gethan; und der und jener, der jetzt noch fröhlich in den Knabenſchuhen herumſpringt, wird in ſechzig Jahren einmal als alter Mann auf den Ofenbank ſitzen, und ſeinen Enkeln erzählen, daß er auch einmal geweſen ſey, wie ſie, und daß man Anno 6, als der Franzos in Polen war, zwiſchen Weinacht und Neujahr Erdbeeren gegeſſen und Veielein gebrochen habe. Solche Zeiten ſind ſelten, aber nicht unerhört, und man zählt in den alten Chroniken ſeit 700 Jahren 28 dergleichen Jahrgänge.

Im Jahre 1289, wo man von uns noch nichts wußte, war es so warm, daß die Jungfrauen um Weihnacht und am Dreikönigtag Kränze von Veilchen, Kornblumen und andern trugen.

Im Jahr 1420 war der Winter und das Frühjahr so gelind, daß im März die Bäume schon verblüheten. Im April hatte man schon zeitige Kirschen, und der Weinstock blühte. Im Mai gab es schon ziemliche Trauben-Beerlein. Davon konnten wir im Frühjahr 1807 nichts rühmen.

Im Winter 1538 konnten sich auch die Mädchen und Knaben im Grünen küssen, wenns nur mit Ehren geschehen ist; denn die Wärme war so ausserordentlich, daß um Weihnacht alle Blumen blühten.

Im ersten Monat des Jahr 1572 schlugen die Bäume aus, und im Februar brüteten die Vögel.

Im Jahr 1585 stand am Ostertag das Korn in den Aehren.

Im Jahr 1617 und 1659 waren schon im Jänner die Lerchen und die Trostseln lustig.

Im Jahr 1722 hörte man im Jänner schon wieder auf, die Stuben einzuheizen.

Der letzte, ungewöhnlich warme Winter war im Jahr 1748.

Summa, es ist besser, wenn am St. Stephanstag die Bäume treiben, als wenn am St. Johannistag Eiszapfen daran hängen.

2.

Klein und Groß.

In Aſien in dem Gebirge Taurus und an andern Orten lebt eine Art von wilden Schafen, Argali genannt, die ſind ſehr groß, ſtark und ſcheu, und haben ſehr große Hörner. Wenn ein ſolches Thier im Kampf oder durch ein anderes Unglück ein Horn verliert, was je zuweilen geſchieht, ſo kommt es den dortigen Füchslein zu gut. Dieſe haben alsdann nicht nöthig, einen Bau in die Erde zu graben, meinen, das Horn ſey wegen ihnen da, ſchlupfen hinein und wohnen darin. Worüber muß man ſich mehr verwundern, über die großen Hörner oder über die kleinen Füchſe?

Die kleinſten Vögel, die man kennt, heißen Kolibri. Sie ſind in Süd-Amerika daheim, haben wunderſchöne Farben von Gold- und Silberglanz, legen Eilein, ſo nicht größer ſind, als eine Erbſe; und werden nicht mit Schroten geſchoſſen, ſondern mit kleinen Sandkörnlein, weil ſonſt nichts Ganzes an ihnen bliebe. Neben ihnen wohnt eine Spinne, die iſt ſo groß, daß ſie dieſe armen Thierlein wie Mücken fängt und ausſaugt. Doch das weiß der geneigte Leſer ſchon aus einem der vorigen Jahrgänge dieſes Kalenders, denn er iſt ein beleſener Mann.

Andern Reſpect flößt der Herr Lämmer-Geier ſeiner Nachbarſchaft ein, der in den Tiroler- und

Schweizer-Gebirgen daheim iſt. Denn mit ſeinen ausgeſpannten Flügeln bedeckt er eine Länge von 8 bis 9 Fuß, und iſt ſtark genug, Gemſen, Ziegen und Kinder anzupacken, zu überwältigen und davon zu tragen.

Der größte unter allen Vögeln, die fliegen können, iſt der Condur, ein Landsmann des Colibri. Dieſer mißt mit ausgeſpannten Flügeln 16 Fuß; ſeine Flugfedern ſind vorne fingersdick, alſo, daß man ſchön Fraktur damit ſchreiben könnte; und das Rauſchen ſeiner Flügel gleicht einem fernen Donner.

Aber der allergrößte Vogel iſt der Strauß in den Wüſteneien von Aſien und Afrika, der aber wegen ſeiner Schwere und wegen der Kürze ſeiner Fittige gar nicht fliegen kann, ſondern immer muß auf der Erde bleiben. Doch trägt er ſeinen Kopf 9 bis 10 Fuß hoch in der Luft, kann weit herum ſchauen, und könnte wie ein guter Freund neben einem Reiter auf ſeinem Roß herlaufen und mit ihm reden, wenn ihm nicht Vernunft und Sprache verſagt wären.

In Aſien lebt eine Art von Hirſchen, Zwerg-Hirſchlein genannt, deren Füßlein ſind fingerslang, und ſo dünn, wie der Stiel einer kölniſchen Tabackspfeife. Das Spitzmäuslein, ebenfalls in Aſien, wiegt ein halbes Quintlein, und iſt das kleinſte unter allen bekannten Thieren, die auf 4 Beinen

gehen und ihre Jungen ſäugen. Der Elephant aber iſt 12 bis 14 Fuß hoch, 15 bis 17 Fuß lang, wiegt ſeine 7,000 Pfund, und ein fleißiger Schüler aus der zweiten Klaſſe ſoll mir ausrechnen: Wie viel Spitzmäuslein müßte man haben, die zuſammen ſo ſchwer ſind, als ein einziger Elephant?

Das kleinſte Thierlein auf der Erde hat auch mit dem ſtärkſten Vergrößerungsglas wohl noch kein Menſch geſehen. Aber das größte iſt der Wallfiſch, der bis zu einer Länge von 120 Fuß wachſen kann, und ſeine 1,000 Centner und darüber wiegt.

In den fabelhaften Zeiten hat man geglaubt, daß es eine ganze Nation von Menſchen gebe, die von dem Boden weg nur 2 Fuß hoch ſeyen. Der Lügenprophet Mahomed aber behauptete einmal, er habe den Erzengel Gabriel geſehen, und es ſey von ſeinem rechten Auge über den Naſenwinkel bis zum linken ein Zwiſchenraum von 70,000 Tagreiſen.

3.

Was in einer großen Stadt drauf geht.

Eine große Stadt hat einen großen Magen, und braucht im Winter einen großen Ofen. In Wien aber ſind in einem Jahr vom 1ſten Novem- 1806 bis dahin 1807 geſchlachtet und verſpeist worden: 66,795 Ochſen, 2133 Kühe, 75,092 Kälber, 47,000 Saaſe, 120,000 Lämmer, 71,800 Schweine.

Viel Fleiſch koſtet viel Brod. Daher wurden verbraucht: 487,000 Zentner Weißmehl, 408,000 Zentner gemein Mehl.

Zu einem guten Biſſen gehört ein guter Trunk. Alſo iſt getrunken worden 522,400 Maas Wein, 674,000 Maas Bier.

Etwas Gutes ißt und trinkt man gern in einer warmen Stube. Sind verbrannt worden 281,000 Klafter Holz und 156,000 Meß Steinkohlen.

So viel kann drauf gehen in einer Stadt. Und wird doch noch hie und da einer hungrig ins Bett gegangen, und an manchem Fenſter Eiszäpflein gehangen ſeyn.

Und an manchem vollen Tiſch iſt einer geſeſſen, und hat nicht eſſen mögen vor Betrübniß; und in manchen Becher voll köſtlichen Ungarweins iſt auch eine Thräne gefallen.

4.

Ein Kriegsſchiff.

Man kann ſich nicht vorſtellen, was zu einem großen Kriegsſchiff gehört. Zu einem engliſchen Schiff, das 100 Kanonen führt, gehören 1000 ſtarke Eichen, alſo, daß man ſagen kann, ein ganzer Wald; ferner 200,000 Pfund Eiſen. Zu den Segeln ſind erforderlich 6500 Ellen Tuch; das Tauwerk oder die Seile haben ein Gewicht von 164,000 Pfund, und wenn ſie mit Theer überzo-

gen ſind, wie es ſeyn muß, ſo wägen ſie 200,000 Pfund. Das ganze Schiff hat ein Gewicht von 5 Millionen Pfund oder 50,000 Zentnern, ohne die Mannſchaft und Lebensmittel, ohne das Pulver und Blei; und ſchwimmt doch ſo leicht und ſicher auf dem Waſſer dahin, und geht, wohin der Menſch es haben will.

Wenn ein einziger Menſch ein ſolch Kriegsſchiff bauen müßte, und verſtände alle Handwerker, die dazu gehören, ſo hätte er daran zu arbeiten 480 Jahre. Wenn er angefangen hätte im Jahr 1333, als noch keine Türken in Europa waren, und man faſt noch 200 Jahre lang nichts vom Doktor Luther wußte, und hätte ſeitdem Tag für Tag daran gearbeitet, und lebte noch, ſo wäre er noch nicht fertig. Wenn alſo 480 Menſchen daran arbeiten, ſo werden ſie fertig in einem Jahr. Daraus kann man ſehen, was es für ein entſetzlicher Verluſt ſeyn muß, wenn in einer Seeſchlacht 8, ja 12 ſolcher Schiffe in die Gewalt des Feindes kommen oder untergehen, wenn ſie auch etwas kleiner ſind. Wenn aber auch ſolch einem Schiff kein weiteres Unglück begegnet, ſo dauert es höchſtens doch nur 50 Jahre.

5.

Das Welſchkorn.

Jedermann kennt das ſogenannte Welſchkorn; am beſten hier zu Land kennens die Gänſe, aber nicht Jedermann weiß, wo es herkommt, und wie

viel man damit anfangen kann. Ein kräuterkundiger Mann, der Hansfreund hat ſchon manch Schöpplein mit ihm getrunken, und manches Paar Sohlen mit ihm durchgelaufen, der hats herausgebracht. Das Welſchkorn iſt nicht hier zu Land daheim, etwa wie der Baldrian, oder der gute Heinrich, oder das Tauſendguldenkraut, ſondern in Amerika, in der neuen Welt. Eh' Amerika entdeckt wurde, hat man in Europa nicht gewußt, daß es Welſchkorn gibt, und die Amerikaner haben nicht gewußt, daß es Dinkel und Roggen gibt.

Bisher hat man das Welſchkorn faſt blos zur Maſtung angebaut und benutzt. Aber das iſt ein großer Fehler. Denn

Erſtlich, ſo kann man aus dem Welſchkorn, wenn mans ins Große anpflanzt, Zucker gewinnen, und hat ihn nicht mehr nöthig, dem Engländer abzukaufen. Die Pflanze, von welcher der Zucker kommt, ſieht aus wie die Welſchkornſtaude. Sie hat ein lockeres ſaftiges Mark, wie die Welſchkornſtaude. Aus dieſem Mark wird der Saft ausgepreßt, und der Zucker daraus gekocht. Das kann man nun mit dem Welſchkorn eben ſo machen, wenn man die gehörigen Fabricken dazu anlegt, und die erſten Koſten nicht ſcheut. Gibts auch nicht ſo viel aus, wie vom Zuckerrohr, ſo kann der Zucker daraus doch wohlfeiler werden, und das Geld bleibt im Land.

Zweitens, die Körner, wenn man ſie nicht

an dem Stock hart werden läßt, ſondern halb reif abnimmt, geben auch für die Menſchen ein ſehr geſundes, angenehmes und nahrhaftes Nahrungsmittel, das man durch Kochen auf allerlei Art zubereiten kann.

Drittens, man kann daraus ein gutes Bier brauen, item einen ſehr ſtarken Fruchteſſig, item einen guten Brantewein, der ebenfalls demjenigen nahe kommt, welcher aus der Zuckerpflanze gebrannt wird.

Viertens, die trockenen dünnen Häute, welche den Welſchkornkolben umgeben, dieſe geben ein ſehr feines Poſtpapier. Item, wenn man ſie gehörig verarbeitet, ſo können ſie anſtatt des theuren Roßhaars zu Ausfüllung von Seſſeln, Matratzen ꝛc. gebraucht werden.

Die gute Eigenſchaft des Welſchkorns iſt überdieß, daß es keinen guten fetten Boden liebt, ſondern einen vermiſchten ſandigen, ferner, daß es in guten Jahren faſt tauſendfältige Früchte bringt. Denn ein geſunder und großer Kolben hat etliche hundert Körner, und ein geſunder Stock kann ſeine drei Kolben tragen.

* „ Wie nun das Welſchkorn zu obigen Zwecken gepflanzt und behandelt werden muß, ſiehe das iſt beſchrieben in einem nagelneuen Buch, betitelt: Ueber den Einfluß der Naturwiſſenſchaft auf das geſammte Staatswohl, vorzüglich auf Land und Zeit berechnet, von Dr.

C. C. Gmelin von Badenweiler. Karlsruhe bei C. F. Müller 1809.

In dem nämlichen Buch ſteht noch viel Nützliches und Neues über den Weinbau, über die Baumzucht, wie man die Waldungen behandeln ſoll, über den Getraidebau, über den Hanf-, Flachs-, Hopfen- und Tabacksbau, über die Bienenzucht, welches die beſten Grasarten für Matten ſind, über Bergwerke, Gypsgruben, und ſonſt noch viel.

* *

Merke: Wenn du auf ein paar Batzen nicht zu ſehen haſt, ſo mußt du das Büchlein kaufen, und deinen Mitbürgern, die es nicht ſelber anſchaffen können, auch guten Rath daraus ertheilen.

6.

Hexenmehl.

An vielen Orten pflegen die Mütter aus altem zerfreſſenem Holz das ſogenannte Wurmmehl zu ſammeln und herauszukratzen, auf daß, wenn die Kindlein in der Wiege ſich aufliegen oder ſonſt wund werden, ſo beſtreut man ihnen damit die wundgewordenen Stellen, und verſchafft ihnen Linderung. Das wäre nun freilich gut, aber es gibt noch etwas Beſſeres.

Denn erſtlich, ſo kann man das Aufliegen und Wundwerden der Kinder gar oft verhüten, daß es gar nicht kommt, wenn man ſie fleißig am ganzen Körper waſcht, wenn man ihr Bettlein ſo reinlich hält, als möglich, und ſie nicht länger in der

Wirge liegen läßt, als zu ihrer Ruhe und Pflege nöthig iſt. Reinlichkeit iſt in allen Dingen für die Geſundheit der Meiſter. Zweitens und wenn ſich dieß Wundwerden nicht verhüten läßt, ſo iſt das Wurmmehl noch nicht das zuträglichſte Mittel dagegen. Denn das Wurmmehl iſt noch nicht fein genug, für den zarten empfindlichen Körper eines ſolchen Kindes. Ein ungeſchickter Wurm kann nicht ſo fein mahlen. Hiernach iſt das Wurmmehl auch nicht reinlich genug, ſondern es iſt meiſtens mit Staub, mit kleinen Holzſplitterlein und mit den Unreinigkeiten des eckelhaften Wurms ſelbſt vermiſcht, und anſtatt dem armen Kind zu helfen, verurſacht man ihm oft nur größeres Uebel. Leute, die auf eine Kleinigkeit nicht zu ſehen haben, gehen daher lieber in eine Apotheke und kaufen für ein paar Kreuzer Streumehl, ſonſt auch einfältiger Weiſe Hexenmehl genannt. Dieſes allein iſt fein, rein und heilſam, denn es hats kein Wurm gemahlen und bereitet, auch nicht des Apothekers Hand, er läßts bleiben, auch keines Menſchen Hand, auch keine Hexe, ſondern es kommt aus den reinen gütigen Händen der Natur ſelbſt, und der Apotheker verkaufts nur. Nun wäre es keine Sache, wenn man ſagte: „Mutter, laß dich ein paar Kreuzer für ein Schächtelein voll Streumehl um deines zarten Kindes willen nicht reuen, wenn du es haſt, und ſpar es lieber an dir ſelber wieder!“ Aber der Hausfreund weiß andern Rath. Er kann vielen von ſeinen Leſern mit einem beträchtlichen

Vorrath davon unentgeldlich aushelfen, und bietets hiermit an. Der Apotheker hörts nicht gern.

Es kommt nämlich dieſes Streumehl von einer Pflanze, die überall in trockenen und bewachſenen Wald- und Heidegegenden vorkommt, und an verſchiedenen Orten ungleiche Namen hat, als da ſind Bärlappe, Sankt Johannesgürtel, Drudenfuß, Wolfsklaue, Teufelsklaue, Neunheil u. ſ. w. In der Gegend von Hauſen zum Exempel auf dem Algebühl, an dem Plaßberg, im Wagengeſperr hat ſie der Hausfreund in ſeiner Kindheit oft geſehn und um den Leib herumgegürtet, hernachmals auch in Braſſenheim und in Seeringen. Sollte aber der Leſer dieſes Gewächs an keinem von obigen Namen erkennen können, ſo ſieht es eben deßwegen ganz kurios und nicht wie andere Kräuter aus, damit man es deſto ſicherer beſchreiben kann. Es hat nämlich einen gelblich grünen Stengel der ſich mit ſeinen Aeſten nicht in die Höhe treibt, ſondern unter dem Grüß und Laub links und rechts wie ein dünner Strick oder eine dicke Schnur auf dem Boden liegend fortwindet, immer neue Würzelein in die Erde hineintreibt, und ringsum mit viel tauſend kleinen ſpitzigen anliegenden Blättlein, als wie mit Schuppen umgeben iſt. Der geneigte Leſer fängt ſchon an, etwas zu merken. „Nicht wahr," ſagt er, „im Sommer ſteigen aus dem Winkel der Aeſte gerade, aufrecht ſtehende Stiele 3 bis 5 Zoll lang in die Höhe und auf je-

dem ſitzen 2 auch 3 kleine runde Aehren oder Würſtlein, und man kann oben an ihnen ſehen, wo ſich das Gewächs unter dem Gras und Laub hinwindet?" — Ganz richtig! — „Und die Würſtlein ſind anfänglich auch mit feſt anliegenden kleinen Blättlein oder Schuppen rings umgeben, aber im Spätjahr gehen die Blättlein oben los, und die Aehre öffnet ſich in eben ſo viel kleine Fächlein?" Ganz richtig! Und nun iſt alles klar, und in dieſen offenen Fächlein liegt alsdann das reife Streumehl oder ſogenannte Hexenmehl, das der Hausfreund anbietet. Wers ihm abnehmen will, thut am beſten, man gibt im Sommer Achtung, wo ſolche Pflanzen zu finden ſind, und im September oder October früh Morgens, wenn die Würſtlein noch feucht vom Nachtduft ſind, ſchickt man ein Paar Kinder hinaus, oder geht ſelber. Einer Mutter wird für ihr Kindlein kein Gang zu ſauer. Hernach ſchneidet man mit einer Scheere die Aehren ab, und trägt ſie ſorgfältig heim. Daheim legt man ſie auf ein Papier, läßt ſie dürr und trocken werden, ſchüttelt alsdann das Mehl heraus, und hebt es zum Gebrauch gut auf.

Der Hausfreund hat allemal eine ſtille Freude, wenn er bedenkt, wie die Einwohner auf dem Land und in den luſtigen Thälern ſo Manches umſonſt haben können, wenn ſie wollen, was man in der Stadt bezahlen muß und oft für theures Geld nicht haben kann, als Bohnen, Kirſchen, Habermark,

Himbeeren und Heidelbeeren genug, kühles Waſſer, item Geſundheit, item Zufriedenheit, item Kurzweil, item Streumehl für die armen Kinder.

7.

Zeitloſe.

Eine ſonſt geſunde Frau von 53 Jahren, wohnhaft in Oberhauſen, bekam das Fieber. Am fünften Tag kochte ſie ein Tränklein, von drei Wurzelzwiebeln der Zeitloſe, und trank das Tränklein.

Merke: den andern Tag darauf, als am fünfzehnten September war die Frau eine Leiche. Denn die Zeitloſe iſt Gift.

Was iſt Zeitloſe? Zeitloſe iſt die Blume, die im Spätjahr ohne Stengel, ohne grüne Blätter einſam auf den Matten aufgeht, wenn das letzte Gras ſchon abgemäht iſt, und die Blumen des Sommers ſchon verwelkt ſind. Die Farbe iſt röthlich-blau, oft faſt weiß. Sie hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Tulpe, hat aber nicht 6 Blätter, ſondern nur 6 Einſchnitte. Oft erſcheint ſie auf einer Matte in großer Menge.

An einigen Orten heißt ſie auch Herbſtblume, Kühdutte, hie und da hat ſie auch einen unehrbaren Namen. Selbſt dem Vieh iſt ſie ſchädlich. Es iſt daher kein Fehler, wenn man ſie mit den Wurzelzwiebeln ausſticht und die Matten davon zu reinigen ſucht. Aber Tränklein davon kochen und dran ſterben, das iſt ein Fehler.

8.

Zwei Spracherinnerungen.

Ein guter Theil der geneigten rheinländiſchen Leſer wird erſucht, zwiſchen den Wörtern „Lehren" und „Lernen" einen Unterſchied zu machen. Lehren heißt Unterricht geben. Lernen, das heißt Unterricht empfangen und annehmen. Man kann nicht ſagen: „Der Herr Proviſor hat mich die Regel detri gelernt," ſondern „der Herr Proviſor hat mich die Regel detri gelehrt," oder: „ich habe ſie bei ihm gelernt." Nicht ſo: „Lern' mich das und das, damit ichs auch kann," ſondern ſo: „Lehr' mich das und das." Gewiſſen geneigten Leſern hat es bei dem Anfang dieſer Erinnerung wollen ein wenig Angſt werden, die da glaubten, es komme etwas Anderes und ſie ſeyen gemeint. Nein, ſelbige ſieht der Hausfreund nicht an. Er will nur denjenigen ein wenig behülflich ſeyn, die gern hochteutſch ſprechen möchten, und haben es doch nicht recht im Gang. Der Hausfreund kennt einen zum Beiſpiel, der die ganze Woche ſpricht nach Landesart, wie es auf ſelbigen Bergen ſeit den urgroßväterlichen Zeiten üblich iſt. Aber am Sonntag thut ers nicht anderſt. Am Sonntag muß Hochteutſch geſprochen ſeyn. Er ſagt: „Es hat mich viel Mühe gekoſtet, ſo zu reden daß mans gleich zu Papeir bringen könnte. Aber jetz geht es anfangen." An hohen Feſttagen thut er auch etwas Franzöſiſch dran wie Knoblauch ans Sauereſſen.

Zweite Erinnerung. Auch wolle man gefällig einen Unterſchied machen zwiſchen den zwei Ausdrücken: „Es iſt“ und „Es war.“ „Es iſt,“ ſagt man von demjenigen, was in der gegenwärtigen Zeit geſchieht oder ſeinen Beſtand hat, während dem daß man davon redet. Z. B. Es iſt heute Sonntag. „Es war,“ ſagt man von demjenigen, was in der vergangenen Zeit geſchah oder ſeinen Beſtand hatte, und ſich nimmer ſo befindet, während dem man davon ſpricht. Der Herr Schulmeiſter, wenn er früh um halb neun Uhr das Lied bei dem Pfarrer holt, ſoll nicht ſagen: „Es war Gottlob heut ein ſchöner Tag,“ ſondern: es iſt ein ſchöner Tag. Ein Vater, der ein frommes Töchterlein hat, ſoll nicht ſagen: „ſie war ein wohlgeſittetes, züchtiges Mägdlein,“ ſondern: „ſie iſt es,“ das Andere kommt noch frühe genug wann ſie aufgehört hat, es zu ſeyn. Kurz, wo man in der gemeinen Rede ſagt, es iſt, da ſagt man es auch in der hochteutſchen. Es kann nicht fehlen.

XXIII.

Das Glück des Weiſen.

Weiſe iſt der Mann, der aus den Händen des Glückes nicht mehr verlangt als er bedarf, und der ſeine Ruhe nicht in der Befriedigung, ſondern in der Mäßigung ſeiner Begierden ſucht. Kann er ſich auch nicht in Seide und Purpur hüllen; er will nur ſein Blöße decken. Reizen auch Indiens Gewürze und Cyperns Weine ſeinen Gaumen nicht, er will nur ſeinen Körper nähren und ſeine Kräfte unterſtützen. Keine Marmorſäulen tragen ſein Dach, aber es ſchützt ihn gegen die Stürme des Himmels. Er wird nicht unter den Reichen, nicht unter den Angeſehenen ſeines Volkes geprieſen, ihm genügt der Name eines guten Menſchen, eines friedlichen Bürgers, eines treuen Familienvaters. Er ſieht ſich nicht von Schmeichlern umlagert, kein Schwarm von Dienern wartet auf ſeine Befehle, keine Clienten huldigen ihm, keine Fremden dringen ſich zu

ſeiner Bekanntſchaft, ihm genügt ein Freund. Um ſich ſein mäßiges Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern ſein großes.

Das wahre und ſichere Glück des Lebens liegt nicht auſſer uns, ſondern in uns; nicht in den Goldkiſten, nicht in dem Adelsbriefe, nicht in dem ſchäumenden Pokal, ſondern im ruhigen zur Freude rein geſtimmten Herzen. Wer mit einer Bruſt voll ungezügelter brennender Leidenſchaft ſeine Ruhe im Reichthum oder in dem Stande ſucht, findet ſie nie. Er hat eine Million gehäuft, und findet ſie nicht, er häuft die zweite, und findet ſie noch nicht. Er iſt aus dem Staube in die Rathsſtube, in das Kabinet des Fürſten, an die Spitze einer Armee, auf den Thron geſtiegen. Immer höher und nie erreichbar ſtieg ſie vor ihm auf, je höher er ſelber ſtieg. Selbſt auf dem Thron ſitzt ſie nur für den, der ſie auf den Thron mitbringt. Nur der Zufriedene, der ſeine Wünſche auf das beſchränkt, was Natur und Glück und Fleiß ihm gewährt, und in dem Beſitz und Genuß deſſen ſeine Wünſche befriedigt ſieht, nur er hat Ruhe und für die Freude des Lebens einen offenen Sinn. Nur ihm lächelt der Frühling und ſeine Blüthen, ihm ſchwanken die Gipfel des Blüthenhains in der kraftbewegten Luft, ihm flüſtert die vertrauliche Quelle. Sanfter Schlummer beſucht ſeine Lagerſtätte, während auf ſeidenen

Polſtern den Reichen die Sorgen, den Ehrſüchtigen der Neid, den Schwächling die Sünden quälen, und der Ausſchweifende in lärmenden Sälen ſich zum Schwächling entkräftet; und mit leichtem Sinn und leichtem Herzen wacht er am Morgen auf, begrüßt die wiederkehrende Sonne, und hat ein offenes Herz für alle neuen Freuden der Natur.

Um ſich ſein gemäßigtes Glück zu gönnen, gönnt er jedem Andern ſein größeres. Dankbar und mit Vertrauen blickt er zum Himmel auf, der die Waage des Schickſals hält. Ohne Reue ſchaut er in die Vergangenheit, ohne Furcht in die Zukunft. Untreu iſt jeder andere Beſitz, unentreißbar nur der, den wir im Herzen tragen.

XXIV.

Verſchiedene Gedanken.

1.

Iſt's Verſtändigkeit oder Zufall, oder vom verborgenen Geiſt gefügt? In den Frühlingswochen, wo Alles blüht, zwiſchen Oſtern und Pfingſten, erſcheint auch allemal die Blüthe der Evangelien in den Sonntagstexten, von der Auferſtehungsgeſchichte an des Erſtlings von den Todten, dieſer unverwelklichen primula veris, bis am Pfingſtfeſt der befeuchtende Geiſt hinabſteigt. Lauter ſanftes Wehen und Duften des Sonntags in uns und auſſer uns. Es iſt die Weihungszeit für die religiöſen Gefühle wenigſtens eines Jahres. Wer ſie nicht empfängt oder annimmt, kann ein unfruchtbares Jahr bekommen.

Umgekehrt ſind alle Sternenblumen und alle blühenden Apfelbäume ſchöne Evangelien des Jahrs, aber nach Trinitatis, wenn Alles ſich in Früchte bildet und vervielfältigt, kommen die Wunder.

2.

Im nämlichen Sinn, wie auf der ganzen Erde Chriſten verbreitet ſind, wird auch auf der ganzen Erde ein chriſtlicher Feiertag, z. B. Pfingſten gefeiert. Aber er hat in jedem weſtlichern Grad der Länge einen ſpätern Anfang als im nächſtvorhergehenden öſtlichen, und wandelt alſo in 24 Stunden um die Erde herum, mit der Sonne.

Eben ſo kann rings um die Erde herum in jedem Augenblick das Morgengebet verrichtet, die Betglocke geläutet werden, und in 24 Stunden iſt es wieder da.

3.

Die Erde iſt eine Gondel, die an der Sonne hängt, und auf der wir aus einer Jahreszeit in die andere fahren.

4.

Auch die große Weltuhr hat irgendwo einen Wecker.

5.

Die Ruinen in Aſien, Aegypten, Griechenland, Italien und überall ſind die Eſelsohren im großen Buch der Geſchichte. Ueberall bezeichnen ſie die merkwürdigſten Stellen in demſelben.

6.

Ewige Güte! Die Tochter dankt und vergilt den Eltern alle Sorgen und Schmerzen und Liebe

der Erziehung oft dadurch, daß ſie ihnen wieder ihre eigenen Kinder zu erziehen giebt.

7.

Es gibt für mich keine eingreifendere Verſinnlichung der Ewigkeit als das Stillſtehen einer Uhr, wo es ewig z. B. Dreiviertel auf Neun bleibt.

8.

Wenn die Handwerksburſche mit einem Lied fertig ſind, und nach der Melodie nicht genug haben, pfeifen ſie ſie in Ermanglung des Textes nach, wie man Brod in die Brühe tunkt, wenn das Fleiſch gegeſſen iſt.

9.

Man muß immer wieder von Neuem die Cultur an den Griechen lernen, wie man immer wieder ächte Kartoffeln aus Amerika holt, und wilde Elephanten einfangt.

10.

Die Langeweile wartet auf den Tod.

11.

Es iſt kein gutes Compliment, wenn man ſagt: „Es hat mich gefreut, Sie wohl zu ſehen.“ Man ſollte ſagen: „Es freut mich, Sie wohl geſehen zu haben,“ (und könnte allenfalls, während mans ſagt und ſich wegdreht, die Augen zuſchließen.)

12.

Der Hebräer denkt ſich gegen andere Nationen Manches in der umgekehrten Ordnung, aber natürlicher und anſprechender.

Das *νυκτημερον* beginnt ihm, wie die Zuſammenſetzung des Wortes ſelbſt, mit der Nacht (die früher war) und endet mit dem fröhlichen Tag.

Wir feiern den Ruhe- und Freudentag der Woche im Anfang derſelben, haben alsdann das Gute weg, und die ſechs Mühetage kommen nach. Er arbeitet zuerſt ſechs Tage, und hat den belohnenden Freuden- und Ruhetag am Ende zu gut. Was iſt vernünftiger?

Die Römer und Griechen hatten ihr goldenes Zeitalter im Rücken. Die Väter habens genoſſen. Die Propheten der Juden kündens der Zukunft an. Die Enkel werden ſich ſeiner freuen. Ueberall geht das Traurige voraus, und das Erfreuliche kommt nach.